



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Veröffentlichungen
des
Vereins für Sächsische Volkskunde

2





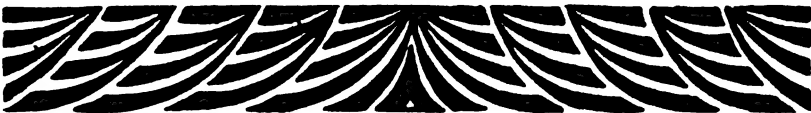
SAGENBUCH

des Königreichs Sachsen

von Dr. Alfred Meiche



Leipzig 1903 · E. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung
(Richard Carl Schmidt & Co.)



KF13474



Alle Rechte vorbehalten

Rohberg'sche Buchdruckerei, Leipzig



Ils der Verein für Sächsische Volkskunde seinen Arbeitsplan entwarf, waren wir uns wohl der Schwierigkeiten bewußt, die sich der Ausführung desselben entgegenstellen mußten. Wir beabsichtigten ein groß angelegtes Werk herauszugeben, das alle Lebensäußerungen des sächsischen Volkes in möglichst erschöpfender Weise historisch darstellen sollte. Hielt es nun schon schwer, für die einzelnen Teile des Werkes geeignete Bearbeiter zu finden, so mußten wir uns auch bald überzeugen, daß lückenlose oder auch nur möglichst lückenlose Arbeiten auf den meisten Gebieten zur Zeit unmöglich seien. Durch eine solche Überzeugung schwand aber zugleich auch die Aussicht, allen unseren Mitarbeitern einen festen Termin zur Einlieferung ihrer Arbeiten setzen zu können. Diese Erwägungen zwangen uns, den eingeschlagenen Weg zu verlassen und den zu wählen, welchen andere Vereine für Volkskunde (der schlesische, bayrische, schweizerische u. dergl.) gegangen sind: im Rahmen unseres Arbeitsplanes soll eine Reihe Veröffentlichungen erscheinen, die einzelne Gebiete des sächsischen Volkslebens, mögen diese inhaltlich oder örtlich begrenzt sein, in zuverlässiger und wissenschaftlicher Weise behandeln. Den Anfang dieser Publikationen machen mit dem vorliegenden Werke Sachsens Volks sagen. Gräfers „Sagenschatz des Königreichs Sachsen“ war schon länger vergriffen, und der Verleger plante daher eine neue Ausgabe. In der alten Form konnte Gräfers Werk nicht herausgegeben werden. War dies doch in einer Zeit entstanden, die man als Periode gelehrter Sagenfälschung bezeichnen kann. So fand sich auch unter Gräfers Sammlung manches Unrechte, das nie in das Volk gedrungen,

geschweige denn aus ihm hervorgegangen ist. Solche Sagen mußten ausgemerzt werden. Andererseits war viel neuer Stoff aus dem Volke in den letzten Jahrzehnten geschöpft worden. So mußte an Stelle der alten Sammlung eine neue treten, zu der allerdings das Gräfersche Material den Grundstock bildete. Mit dieser Arbeit hatte die Verlagshandlung Herrn Dr. Meiche beauftragt, der sich durch die Veröffentlichung des „Sagenbuches der Sächsischen Schweiz“ als feinsinniger und zugleich kritischer Beobachter der Volksdichtung gezeigt hatte. Da somit der Herausgeber die Forderungen erfüllte, die wir als Basis für unsere wissenschaftlichen Veröffentlichungen zu stellen haben, und da eine Ausgabe der sächsischen Volksagen in den Arbeitsplan unseres Vereins gehört, so beschloß der Vorstand das Werk unter seine Fittiche zu nehmen und Herrn Dr. Meiche das im Archiv liegende Material zur Verfügung zu stellen. Wir hoffen dadurch nicht nur der Sache, sondern auch den Mitgliedern unseres Vereins einen Dienst zu leisten, da diese doch in erster Linie Interesse an der schlichten Dichtung ihres Volkes haben, die uns in unsere Kindheit zurückführt und die Phantasie des einfachen Mannes widerspiegelt.

Leipzig, 1903.

G. Mogg.

Zur Einführung.

Was rauscht mit hellem Klang empor zu Tage?
Ein Wunderhorn — des Volkes heil'ge Sage!

Mein Sagenbuch will eine zweifache Aufgabe lösen. Zunächst soll es dem sächsischen Volke gewidmet sein, aus dessen Schoße es geboren ist. Seit der Belebung des volkskundlichen Gedankens in unserer Heimat erscheint das Verlangen nach einschlägigem Lesestoff beträchtlich gesteigert. Am ausgeprägtesten zeigt sich in weiteren Kreisen eine Neigung für Sagen, weil in ihnen die ältesten und vertrautesten Regungen der Volksseele besonders lebendig wiederklingen.

Bisher entsprach jedoch kein allgemein sächsisches Sagenbuch diesem Wunsche, wenn auch einzelne Landesteile befriedigende Sonderausgaben besaßen. Und das einzige Werk, das eine umfassende Sammlung des ganzen heimischen Sagenmaterials wenigstens erstrebte, Gräzes „Sagenschatz des Königreichs Sachsen“, ist seit Jahren im Buchhandel vergriffen und auch beim Antiquar kaum noch zu erlangen.

Aus diesem Grunde bin ich gern der Aufforderung der Inhaber der Schönfeldschen Verlagsbuchhandlung gefolgt, eine dritte Auflage des bei ihr erschienenen Gräzeschen Werkes zu bearbeiten.

Daß das Buch im Fortschreiten der Arbeit, statt einer Neuaufgabe, ein völlig neues Werk geworden ist, liegt nicht allein an der Fülle neuen Sagenstoffes, den ich beibringen konnte, sondern vor allem an meiner wesentlich anderen Auffassung vom Charakter der Sage und an der von Gräze grundverschiedenen

Anlage des Buches, wie sie die höher gesteckten Ziele der modernen Volksforschung bedingen.

Der Volkskunde aber soll das vorliegende Buch in gleicher Weise dienen. Diese verlangt ein möglichst lückenloses und sorgfältig gesichtetes Material. Solange die sächsische Forschung sich nicht auf ein solches stützen kann, muß sie sich mit Anregungen und der Ausbildung der Methode begnügen, wie das z. B. Prof. Mogk in berechtigter Selbstbeschränkung in seinem Aufsatz: Uberglaube und Volksmythen (bei Wuttke, Sächsische Volkskunde, Kapitel III, 11) getan hat. Gerade dieser Aufsatz aber erweckt den Wunsch, eine erschöpfende Darstellung des heimischen Volksglaubens auf breiter Grundlage zu erhalten. So ward die Sammlung der sächsischen Sagen eine Notwendigkeit.

Das Buch dient einer jungen Wissenschaft, die zwar bei den Volksforschern und -freunden ihr Recht aufs Dasein unbestreitbar erwiesen hat, der aber große Massen noch verständnislos gegenüberstehen. Daher halte ich es für angebracht, auch hier kurz auf die hohe nationale, soziale und wissenschaftliche Bedeutung der Volkskunde hinzuweisen.

Heute pocht die Volksseele, die den stetig entwickelten, ureigenen Idengehalt einer nationalen Gesamtheit ausdrückt, mit Macht an die Pforten einer neuen Zeit, deren kraftspendende Quellen ihr vorerst noch nicht ausreichend fließen. Da erwächst unserer Wissenschaft vom Volke die vornehme Aufgabe, das Verständnis für die Grundlagen des Volkslebens zu wecken, um einen Bruch in der Entwicklung des Volkstums zu verhüten und die neu auftretenden Begriffe in dem Jungbrunnen unserer nationalen Eigenart zu läutern und zu stärken. Die Vorstellungen, die unsere Gegenwart bewegen, kommen aus den Kreisen allgemeiner Bildung; indem Ungehörige dieser Stände zu ihrer eigenen Stärkung und Erquickung ins Volk hinabsteigen, von dem sie sonst eine beklagenswerte Scheidewand trennt, lernen sie die Volksgenossen wieder verstehen, lieben und achten. So hat die Volkskunde auch eine sozial versöhnende Kraft. Und auch eine hohe wissenschaftliche Bedeutung wohnt ihr inne. Geschichte,

Geographie, Völkerkunde, Philosophie und noch manch andere Wissenschaft schöpfen Belehrung und Erkenntnis aus den „Elementen des Volksgeistes“, wie sie das volkscundliche Material bietet.*

Die vorliegende Sammlung ist somit ausreichend begründet. Da sie aus Gräzes Buch entwickelt ist, so habe ich zunächst mein Verhältnis zu jenem klarzustellen. Der Sagenschatz Gräzes enthält in seiner 2. Auflage (Dresden 1874) 894 Sagen aus dem Königreiche, sowie einen Anhang, die Sagen des Herzogtums Sachsen-Altenburg, mit 107 Nummern. Die letzteren sind, entgegen dem ursprünglichen Plane, weggeblieben, weil sonst der Umfang des neuen Buches allzugroß geworden wäre. Da einmal — aus praktischen Gründen — der Sagenhort einer politischen, nicht einer ethnographischen Einheit zusammengestellt werden sollte, so lag es zudem nahe, sich streng innerhalb der Grenzen des Königreichs zu halten und die altenburgischen Sagen einer besonderen Sammlung zu überlassen.

Von den sächsischen Sagen Gräzes sind 267 ausgemerzt oder — doch betrifft dies nur eine sehr geringe Anzahl — nach älteren und reinen Quellen wiedergegeben worden. Der Rest von 627 Sagen bildet nun keineswegs das ausschließliche Eigentum Gräzes, denn ihre überwiegende Mehrzahl ist aus allgemein zugänglichen Schriftwerken entlehnt. Es scheint mir jedoch eine Pflicht der Dankbarkeit gegen meinen Vorgänger zu sein, dessen Werk bei den Sagen als nächsten Fundort zu nennen, die er zuerst in seiner Sammlung verwertet hat. Gräze allein gehören von den hier verwendeten Sagen nur 61 an, während das vorliegende Buch 120 bisher ungedruckte Sagen aufweist. Ein Zeugnis für die rege Mitarbeit, deren ich mich erfreuen durfte (denn meine eigenen Beiträge aus dem Volksmunde hatten in

* Ich verweise im übrigen auf zwei kürzlich erschienene Darstellungen: Kaindl, „Die Volkskunde, ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode“, Leipzig und Wien 1903, und Reuschel, „Volkscundliche Streifzüge“, Dresden und Leipzig 1903.

der Hauptsache schon in meinem Sagenbuch der Sächsischen Schweiz Aufnahme gefunden), zugleich ein erfreulicher Beweis, daß die Volkssage bis heute noch im Lande lebendig ist.

Zu dem genannten Material kommen aus anderen, von Gräße nicht benutzten Werken 521 Sagen, unter denen 76 allein aus Köhlers Sagenbuch des Erzgebirges entnommen sind, während dieses für eine ähnliche Anzahl als jüngste Quelle genannt ist. So umfaßt mein Buch 1268 Sagen. Wer möchte behaupten, daß mit ihnen der Sagenborn unserer Heimat erschöpft sei? Eine Neuauflage dieses Werkes wird hoffentlich noch manches frisch ausgekeimte Goldkorn vorlegen können.

Aus den großen Städten des Vaterlandes freilich ist wohl kaum eine weitere Ausbeute zu erwarten. Schon diesmal habe ich mich fast ausschließlich auf das von Gräße für sie beigebrachte Material beschränken müssen. Je kräftiger das neue Leben in ihren Straßen flutet, desto gründlicher werden Erinnerungen an vergangene Zeiten hinweggespült. Zwar fehlt es auch in den Brennpunkten unserer modernen Kultur nicht an Ansätzen zu neuer Sagenbildung, aber es mangelt dort an der beschaulichen Ruhe, deren die darin dem Epos verwandte Sage zu ihrer Entwicklung bedarf; vielfach entartet auch in den Städten ein an sich zur Sagenbildung fähiger Keim in leichten Alatsch. Auch das sogenannte sächsische Niederland hat, trotz seiner überwiegend bäuerlichen Bevölkerung, wenig Neues zum vorliegenden Buche beigefeuert. Da bis heute keine besondere Sammlung auf jenem Gebiete vorliegt, so könnte es scheinen, als ob dort die Freude an der heimischen Sagenwelt erloschen sei; vielleicht fördert aber gemeinsame Arbeit doch noch das verborgene Sagengut ans Licht.

Viel günstiger lagen die Verhältnisse in den anderen Teilen Sachsens.

Für das Vogtland lieferten die schon von Gräße benutzten Werke: Köhler, Volksbrauch, Uberglauben usw. im Vogtlande, Leipzig 1867, und Eifel, Sagenbuch des Vogtlandes, Gera 1871, noch einige Nachträge.

Das Erzgebirge erfreut sich des mit wahren Bienenfleiß zusammengetragenen Werkes von Köhler: Sagenbuch des Erzgebirges, Schneeberg und Schwarzenberg 1886, das auch das böhmische Erzgebirge einschließt und dessen ausgiebige Benutzung mir von der Verlagsfirma in dankenswertester Uneigennützigkeit gestattet wurde. Mancher wertvollen, bisher ungekamnten Beitrag bot ferner der alte Chronist des Erzgebirges, der sagenkundige und sagengläubige Mag. Christian Lehmann, Pfarrer zu Scheibenberg, in seinen handschriftlichen, der Universität Halle gehörigen Collectanea autographa. Recht brauchbar erwies sich auch das kleine, aber inhaltreiche Büchlein: Uberglaube im Erzgebirge vor fünfzig Jahren. Ein interessanter Hüttenstuben-Abend. Globenstein bei Rittersgrün 1891. Aus der Gegend zwischen Penig und Rochlitz lieferten Zimmermanns Sagen und Mären aus dem Tale der Zwickauer Mulde, Chemnitz 1901, aus dem unteren Zschopautale Buchheims poetisches Buch: Aus Waldheims Vergangenheit 1900, erwünschte Beiträge. Endlich gaben: Ziehnert, Sachsens Volksagen, Annaberg 1886, und Giebler, Sächsische Volksagen, Stolpen o. J., noch einige Ergänzungen.

Das allzulange verborgene Sagengut des Meißner Hochlandes habe ich in meinem Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, Leipzig 1894, ans Licht gebracht. Dank dem Entgegenkommen der Verlagsfirma konnte es hier unbeschränkt verwendet werden.

Für die Landschaft hinter der Dresdner Heide, das Quellgebiet der Röder und Pulsnitz, durfte ich die Handschrift eines demnächst erscheinenden Werkes: Sagen und geschichtliche Bilder aus Ostsachsen, mit besonderer Berücksichtigung der westlichen Lausitz, von Kantor B. Störzner in Urnsdorf benutzen, wofür ich dem geehrten Verfasser lebhaften Dank schulde.

Die Lausitzer Sagen mehrte zunächst eine Nachlese bei Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Leipzig 1862. Vor allem aber ward die höchst wertvolle Sammlung Pflk im Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde eine reiche Fundgrube dafür. Meinem

gelehrten und selbstlosen Freunde Dr. Wlk in Dresden verdanke ich dann eine Fülle weiterer Beiträge aus jenem Gebiete. Sein Verdienst ist es, daß mein Buch der deutschen Sagenforschung zum ersten Male den Sagenschatz der sächsischen Wenden, den Männer wie Mucke, Czerny, Hornig, Immisch, Pfuhl, Schulze u. a. in den Zeitschriften *Luzica*, *Luzičan*, *Časopis Mačicy Serbskeje* zusammengetragen haben, bequem zugänglich macht.

Daß ich außerdem an vielen Stellen auf Sagengold geschürft habe, besonders auch in der periodischen Literatur Sachsens, lehren die jeweils vorgesezten Quellenangaben.*

Der so vielseitig andrängende Stoff verlangte eine Klärung und Sichtung. Darum galt es zunächst, eine feste Umgrenzung des Begriffes „Sage“ zu gewinnen.

Nach seiner Ableitung vom Verbum *sagen* bedeutet das Wort zunächst eine Erzählung schlechthin. Noch schließen alte Leute meiner Heimat ihren Bericht über irgend ein Ereignis gern mit den Worten: „Es geht so eine Sage.“

Für die Zwecke der Volkskunde, die uns die Volksseele bei ihrem Denken und Schaffen zeigen will, erweist sich jedoch dieser allgemeine Begriff der Sage als zu geräumig.

Sage kann hier vor allem nur die Überlieferung genannt werden, an der das Volksbewußtsein unter Verwendung typischer Vorstellungen ausdeutend und fortgestaltend tätig ist. Mit anderen Worten: Ein Bericht wird erst dann zur Sage, wenn er

* Meine freundlichen Helfer waren außer den obengenannten die Herren: Militärschriftsteller Mag Dittrich (Meißen), Robert Eisel (Gera), Pfarrer Fischer (Röhrsdorf), Lehrer Frihsche (Werdau), Lehrer A. Jentsch (Dresden-Aloßsche), Apotheker Klingner (Bad Elster), Aufseher a. D. S. Vommahsch (Zwickau), Pfarrer Merkel (Leipzig), Kantor Mutschink (Demitz-Thumitz), Dr. Georg Dertel (Berlin), Lehrer Th. Schäfer (Dresden), Schuhmachermeister Schlenkerich (Neustadt), Friedensrichter Seelig (Vangebrück), Lehrer A. Zimmer (Raun) u. a. Herzlichen Dank auch an diesem Orte! Mein aufrichtiger Dank gebührt daneben der Verwaltung der Kgl. Bibliothek zu Dresden, die mir alle erwünschten literarischen Hilfsmittel liebenswürdigst zur Verfügung stellte.

sich nicht mit der Wiedergabe der einfachen Tatsache begnügt, sondern sie auch erklärt und dazu Anschauungen benutzt, die im Volke allgemein umlaufen und auch auf jeden ähnlichen Fall angewendet werden können.

Ihren Stoff entlehnt die Sage ungewöhnlichen Formen oder Vorgängen in der Natur (Erratische Blöcke, Irrlichter, Gewitter usw.), allgemein menschlichen Zufällen (Traum, Krankheit, Tod u. dergl.) und den ganze Völker oder einzelne Volksgruppen berührenden geschichtlichen Ereignissen (in denen sich eine Kultur-epoche widerspiegelt). Aus jenen erwächst die mythische Sage, aus diesen die historische.

Die Sage kann daher durch wissenschaftliche Untersuchung auf ihren wahren Kern zurückgeführt werden — nur vereinzelt wird sie sich als bloße Erfindung entpuppen —, ihrem Wesen nach aber fordert besonders die mythische Sage unbedingten Glauben, der über den jeweils herrschenden Glauben, nicht nur der Kirche, hinausgeht. So verquicken sich Sage und Aberglaube, ja man möchte die Sage in vielen Fällen geradezu als den durch Beispiele gestützten und erwiesenen Volksglauben bezeichnen, als einen dramatisierten Aberglauben. Umgekehrt können natürlich Sagen verblassen und abergläubische Vorstellungen als Rückstand verbleiben.

Demnach sind z. B. die Erzählungen bei Gräze (Nr. 277) von der schönen Polygena, die ihren Ehegatten um eines Buhlen willen ermordet und darum enthauptet wird, oder (Nr. 280) von dem Affen, der zu Freiberg mit einem Wickelkinde auf ein Dach flüchtet, aus einem Sagenbuch auszuscheiden und etwa einer Sammlung merkwürdiger Begebenheiten einzufügen. Anderes wieder würde in ein Werk über den Aberglauben in Sachsen oder als Beitrag zu einem Buche über sächsische Städtewahrzeichen dienen können usw.

Soweit es sich um übernatürliche, auf den Glauben gestellte Züge im Wesen der mythischen Sage handelt, wird eine verschiedene Weltanschauung über die Aufnahme einzelner Sagen in eine Sammlung solcher immer geteilter Ansicht sein. Dem

kirchengläubigen Christen, besonders in katholischen Gegenden, werden manche Wunderfagen (wie die Legenden) als durchaus mögliche Geschehnisse hier nicht am rechten Platze erscheinen; gewisse Seelen- und Zaubersagen (z. B. Nr. 1 und 660) wird unsere Zeit gern als mesmerianische Versuche und hypnotische Vorfürungen erklären (vgl. Paudler in den Mittheilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klubs, XVIII, S. 17 ff.), während von anderer Seite sogar der Versuch unternommen worden ist, die mit Steinen werfenden Poltergeister als vorhanden nachzuweisen (Dr. Carl du Prel in den Psychischen Studien, XXI (1894), S. 535 ff.).

Auf diese Sonderauffassungen brauchte ich jedoch bei der Herausgabe des vorliegenden Buches weiter keine Rücksichten zu nehmen. Daß die Märchen und Legenden des Sachsenlandes hier ausgeschaltet worden sind, bedarf wohl keiner besonderen Begründung. Wenn sie einst von kundiger Hand bearbeitet sein werden, wird man über den ungeahnten Reichthum an sinnigen Märchen staunen. Legenden besitzt vornehmlich die katholische Wendei in großer Zahl und Schönheit.

Der Sagenforscher hat sich aber noch mit einer Anzahl Gebilde auseinanderzusetzen, die mit dem Anspruche, Sage zu sein, an ihn herantreten. Das sind die in bewußter literarischer Thätigkeit geschaffenen sagenhaften Erzählungen.

Kann er durch unmittelbares Zeugnis nachweisen, daß ein Schriftsteller aus eigenster Phantasie, vielleicht gar mit bestimmten Nebenabsichten eine Sage gebildet hat, so ist diese natürlich abzulehnen; denn sie würde den Volksforscher nur irreleiten. Ein solches Gebilde ist z. B. die Sage vom Trompeterschloßchen zu Dresden (Größe Nr. 109), die von Th. Hell nach seinem eigenen Geständnis erfunden worden ist, oder die Sage von der bretternen Saloppe (ebenda Nr. 594), durch die eine bekannte Dresdner Familie verunglückt werden sollte.

Anders liegt die Sache, wo der (bekannte oder unbekante) Dichter ein dem Volke entnommenes Sagenkorn poetisch befruchtet und es dann dem Volke zur weiteren Ausbildung zurückgibt.

Eine solche Wechselwirkung zwischen bewußter und unbewußter Gestaltung eines Sagenstoffes läßt sich recht hübsch an dem Verhältnis der „langen Schicht zu Ehrenfriedersdorf“ (Nr. 1250) und dem „Bergmann von Falun“ erkennen, das neuerdings wiederholt der Gegenstand literargeschichtlicher Untersuchung gewesen ist. Denn solchen Stoffen gegenüber wird die Sagenforschung zur Literaturgeschichte. Diese Sagen bilden den Niederschlag gewisser literarischer Strömungen im Volke. Aus der Art, wie sie das ursprüngliche Erzeugnis der Volksseele umprägen und sich dann wieder in der Masse verbreiten, gewinnt ferner der Sagenforscher schätzbare Parallelen zu tieferem Eindringen in das ältere Sagenmaterial. Solche literarische Sagen aus einer Sammlung wie die vorliegende auszuschließen, wäre also ein schweres Unrecht. Sie sind hier als romantische Sagen bezeichnet, weil der Einfluß der Romantik auf die Mehrzahl unter ihnen unverkennbar ist.

Ich habe früher einmal (Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde, Bd. I, Heft 2, S. 7 ff.) die eigentliche Volkslage dem Volksliede im engeren Sinne zur Seite gestellt, mit dem volkstümlichen Niede aber die volksmäßige Sagen- dichtung verglichen. Letztere muß jedoch die Kennzeichen echter Volkslage aufweisen. Entspricht das literarische Erzeugnis dieser Forderung nicht, dann freilich ist es als „unecht“ aus einer Sagensammlung zu verbannen.

Der Versuch einer derartigen Scheidung sollte nicht als Vermessenheit angesehen werden, wenn auch zuzugeben ist, daß eine untrügliche Methode, echte und unechte Sagen auseinanderzuhalten, nicht besteht. Doch gibt es einige Kriterien. Das oberste Kennzeichen der Volkslage ist Schlichtheit. Ihr eignen keine verwickelten Situationen, und alles Gekünstelte liegt ihr fern. Eine reiche Nomenklatur muß sofort den Verdacht bewußter Sagen- erfindung wecken. In dieser Hinsicht sind sehr lehrreich die beiden in meinem Sagenbuche der Sächsischen Schweiz einander gegenübergestellten Sagen von dem Ursprunge des Namens Schandau (a. a. D., Nr. 86 und 87). Es sollte eigentlich keiner Erörterung

bedürfen, daß solche Sagen in keine verständige Sammlung gehören, die ihre Wesenszüge aus den Vorstellungen einer internationalen Kultur oder aus gelehrten Einzelstudien nehmen. Denn um es nochmals zu wiederholen: die Volksfage soll erkennen lassen, was eine Gesamtheit bewegt, und nicht, welche Gedanken die Seele eines einzelnen erfüllen. Wenn ein schriftgewandter Mann aus dem Volke die abergläubischen Vorstellungen seiner Heimat und seiner Zeit um einen wirklichen oder erdachten Vorfall gruppiert, so hat diese volksmäßige Sage Anspruch auf die Beachtung des Forschers. In dieser Weise scheint die Mehrzahl der Sagen in dem eingangs erwähnten Büchlein: Aberglaube im Erzgebirge vor 50 Jahren, entstanden zu sein. Es ist das echtes Sagenut. Und wenn sich beispielsweise vor 120 Jahren in Lugau (Erzg.) mehrere Männer verbanden, um unter Anwendung der im Volke umlaufenden mythischen Anschauungen einem leichtgläubigen Bauern den Teufel vorzugaukeln und ihn um sein Geld zu betrügen, so hätte ihr Treiben als eine rechte Sage im Gedächtnis der Nachkommen fortleben können, wenn nicht ein beherzter Begleiter jenes Bauern dem Bösen die Hörner abgeschlagen hätte (siehe Unger, Lugau in alter und neuer Zeit, Lugau o. J. [1894], S. 26 ff.). Auf ähnlichen Vorfällen beruht wohl manche Gespenster- und Schatzfage auch im vorliegenden Buche. (Man vgl. die Anmerkung zu Nr. 339; zu Nr. 344 aber die Mitteilung in Schumanns Staats-, Post- und Zeitungslegikon, V, S. 629; ferner das „Glückauf!“ XII, S. 78 ff. u. a.)

Wenn dagegen Haupt (Sagenbuch, I, 1) eine Sage von Gott Schwabus erzählt, oder Gräbe (a. a. D., Nr. 301) von dem heiligen Haine des Gottes Schwantewitz zu Schmannewitz bei Dschaz berichtet, so ist das gelehrte Fabelei, mit der der Volksgeist nichts gemein hat. Der Götterhimmel des sächsischen Volkes ist sehr dürftig besetzt.

Wollte man die sinnlose Ableitung des Wortes Dresden aus einem pseudoslawischen trasi = Fährre, die noch immer in den Köpfen mancher Gebildeten spukt, in der Form der Sage

bieten, daß vor alters an der Stelle der heutigen Stadt eine Überfahrtsstelle der Wenden gewesen sei und der Ort davon heute noch Dresden heiße, so würde man sich am Volksgeiste versündigen. Echte Sage aber ist es, wenn man erzählt, daß einst ein Wettiner dem Orte einen Namen geben wollte und dazu das erste Wort bestimmte, das er beim Einreiten durchs Tor höre; wobei dann ein Maurer seinem Genossen mit Beziehung auf einen fortzubewegenden Stein gefragt habe: Drehst'n oder wendst'n? Diesen Volkswitz hat auch nur ein müßiger Kopf erfunden, aber er ist im Sinne der Menge gedacht.

Ich bin mir wohl bewußt, daß auch in meinem Buche die Scheidung der Sagen nach den erörterten Grundsätzen nicht immer gelungen ist; den Versuch aber wird man als berechtigt anerkennen müssen. Den Ausschlag kann in letzter Linie immer nur das feine Gefühl des in langer Arbeit geschulten Sammlers geben, wie denn ein poetischer Sinn für den echten Volksforscher unerläßlich ist. Nicht aus Büchern wird der Volksgeist begriffen, sondern im lebendigen ununterbrochenen Verkehr mit dem Volke. Glücklicherweise gibt es endlich noch ein sicheres Erkennungszeichen für die Echtheit einer Sage. Es ist die empfindliche oder ablehnende Haltung des Volkes selbst. Ein einziges Beispiel mag das beweisen. Vor etwa 60 Jahren versuchte C. J. Hofmann in seinem Buche: Das Meißner Hochland, Lohmen 1842, den Rübezahl des schlesischen Gebirges in die Sächsische Schweiz einzuschmuggeln. Diese plumpe Verpflanzung in ein Volkstum, das jenen Berggeist kaum dem Namen nach kennt, schien zu gelingen. Denn die neue Rübezahlsage ging in verschiedene Sagenbücher der Sächsischen Schweiz über, und obwohl Prof. Ruge und ich an mehreren Orten (siehe Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde, Bd. I, Heft 2, S. 9 ff.) vor diesem „Rübezahlschwindel“ gewarnt haben, hat jene Sage sogar Aufnahme in das in Sachsens Volksschulen gebräuchliche Lesebuch „Die Muttersprache“, Ausgabe B, Teil III gefunden. Unser Eifer war also umsonst; er war aber auch überflüssig. Das noch sagen-

freudige Landvolk der Sächsischen Schweiz lehnt bis zur Stunde den Rübezahl mit überlegenem Lächeln ab und wird ihn immer ablehnen. Nur der fremde Forscher sei hier nochmals gewarnt.

So viel über mein Verhältnis zum Stoff der Sagen.*

Der Sagensammler muß aber auch Stellung zur Form der Sage nehmen. Im allgemeinen wird man gut tun, von der Wiedergabe der Volks Sage in gebundener Rede abzustehen. Nicht jeder Forscher ist zugleich ein Goethe oder Bürger, und meist streift eine solche Bearbeitung den Schmelz von dem eigenartigen Gebilde. Wer die Blume der Sage im Volke pflücken will, dem ist die keusche Hand der Brüder Grimm zu wünschen und deren Geleitwort auf den Weg zu geben: „Das erste, was wir bei Sammlung dieser Sagen nicht aus dem Auge gelassen haben, ist Treue und Wahrheit.“ Soweit in meinem Buche mündliche Überlieferungen beigebracht sind, ist diese Mahnung fast ausnahmslos beherzigt. Sie sind nach der Weise des Erzählers aus dem Volke wiedergegeben, und wo es anging, sind auch dialektische Wendungen nicht vermieden. Dieselbe Treue glaubte ich aber auch meinen gedruckten Vorlagen zu schulden, obwohl ich weiß, daß man gerade Gräze den ungefügen Stil seiner Sagen oft zum Vorwurf gemacht hat. Ich habe sogar in einzelnen Fällen, wo Gräze modernisiert hatte, die ältere Stilform wieder hergestellt. Nur etwa daraus hervorgehende Unklarheit habe ich möglichst zu vermeiden gestrebt, was jedoch meistens durch eine sorgfältigere Interpunktion zu erreichen war. Denn es ist meine Meinung, daß z. B. die oft recht unpoetischen Gespenstersagen, die meist aus dem 17. Jahrhundert überliefert sind, einen viel stilvolleren Eindruck machen, wenn sie in der unbeholfenen Ausdrucksweise jener Zeit überliefert werden. Dem Volksforscher wird zudem manchmal eine einzige altmodische Wendung zum

* Ich bedauere es sehr, hier nicht auch auf das Verhalten der benutzten Quellenschriftsteller zu dem von ihnen überlieferten Material eingehen zu können. Das würde eine interessante kulturgeschichtliche Studie geben, für die sich vielleicht einmal an anderer Stelle Raum bietet.

Verständnis der Sage viel willkommener sein als eine noch so glatte Umschreibung.*

Mein Sagenbuch soll ja auch kein Schullesebuch sein. Wohl aber sollte es in die Hand jedes Lehrers gelangen, der aus ihm Stoff für den heimatkundlichen und geschichtlichen Unterricht auswählen und seinen Schülern in der Form darbieten kann, die er im gegebenen Falle für geeignet hält. Und ähnlich denke ich mir den Gebrauch des Buches in der Familie. Der Vater oder die Mutter, die sich aus dem Sagenbuche die Kenntnis einer heimischen Sage erworben haben, werden nicht um die rechten Worte verlegen sein, wenn sie den lauschenden Kindern am traulichen Herdfeuer von dem geprellten Teufel oder dem schönen, unglücklichen Nixenkinde oder von der Entstehung des Heimatsortes erzählen. Die Sorge aber, die heranwachsende Jugend möge durch die Wiederbelebung der Sagengestalten geschädigt werden, ist unnütz. Auch Goethe hat das Fabulieren schon vom Mütterlein gelernt; sein „Faust“ zeigt eine tiefgehende Vertrautheit mit dem Volksglauben seiner Zeit, und doch wandelte er auf den Höhen der Menschheit. Man betone nur in der Erzählung dem Kinde gegenüber immer das: Es war einmal. Andererseits bietet die liebevolle Versenkung in die heimische Sagenwelt willkommene Gelegenheit, die Phantasie des Kindes anzuregen, die bei der heutigen Erziehung oft so arg verkümmert oder in falsche Bahnen gelenkt wird.

Eine ungemein wichtige Aufgabe besteht endlich für den Herausgeber eines Sagenbuches in der übersichtlichen Anordnung des Stoffes. Je nach der Bestimmung des Werkes wird eine Gliederung nach stofflichen Gesichtspunkten oder nach geographischen Verhältnissen empfehlenswerter sein. Bei der zweifachen Absicht des vorliegenden Buches, der Wissenschaft und dem Volke zu dienen, schien eine Verbindung beider Einrichtungen geboten.

* Hier sei gleich noch bemerkt, daß relative Zeitangaben der Quellen, wie z. B. vor 20 Jahren, mit Bezug auf die Gegenwart umgeändert worden sind.

Aberdies wird durch die einseitige Gliederung Zusammengehöriges zerrissen, und auch ein peinlich sauber gearbeitetes Sachregister oder Ortsverzeichnis kann dem wissenschaftlichen Benutzer des Buches viele eigene Mühe nicht ersparen. Ich habe darum die Sagen zunächst ihrem Inhalte nach in drei große Gruppen vereinigt, die sich aus meiner Auffassung der Sage von selbst ergeben: I. Mythische Sagen, II. Geschichtliche Sagen, III. Romantische (literarische) Sagen.

Innerhalb der Gruppe I ist im Anschluß an Mogks lichtvolle Darstellung der deutschen Mythologie (Pauls Grundriß der Germanischen Philologie, I, 982 ff.) in besonderen, in sich nochmals gegliederten Abteilungen der (ältere) Seelen-, Elben-, Dämonen- und Götterglaube unseres Volkes zusammengefaßt, dem sich ein Kapitel aus dem (jüngeren) Teufelsglauben und, gewissermaßen als Anhang, die Abschnitte Wundersagen und Schatzsagen anschließen.

Diese Anlehnung an die neuesten Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung entbindet mich von der Beigabe eines großen gelehrten Apparates zu den Sagen und erhebt mein Buch wohl eher über ein bloßes Sammelwerk als eine Fülle historischer, philologischer und mythologischer Anmerkungen, wie sie bei Sagensammlungen so beliebt sind. Es läßt sich dabei wohl viel Gelehrsamkeit auskramen, aber diese besteht nur selten vor dem Richterstuhle ernster Kritik. — Für die Gruppe II schien zunächst eine Scheidung in Landesgeschichte, Ortsgeschichte und Familiengeschichte angebracht, während die weitere Gliederung nach chronologischen oder kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten erfolgte. — Die romantischen Sagen, Gruppe III, machten eine Trennung nach dem Inhalte nicht nötig.

Es war vorauszusehen, daß bei dieser Anordnung allerdings manche Gruppen ineinander übergehen, weil einzelne Züge einer Sage diesem, andere jenem Gebiete angehören. So wird der eine Leser als Gespensterfrage ansehen, was der andere für eine Schatzfrage hält und ähnliches. Manchmal war es schwer, eine Entscheidung zu treffen: Gar mancher Kobold einer Sagen-

überschrift (die aus Pietät in der Regel beibehalten wurden) entpuppte sich als ein schlichter Poltergeist, mancher Zwerg als ein gewöhnliches Gespenst, wofür übrigens die älteren Chronisten oft den Ausdruck „Teufel“ gebrauchten. Aber in den meisten Fällen ergab sich schließlich doch eine stärkere Hineigung zu der einen Gattung, und wo die Zugehörigkeit zweifelhaft schien, wurde hier immer auf die verwandten Sagen verwiesen.*

Zu dieser Einteilung nach dem Stoffe kommt nun die geographische, oder vielleicht darf ich sagen ethnographische Gliederung. Es ist ein Ausblick in die Zukunft, wenn ich den Wunsch äußere, es möchte das germanische und slavische Sagengut gesondert vorgelegt werden können. Heute wäre der Versuch mindestens verfrüht. Dazu fehlt uns noch eine allumfassende Volkskunde aus nur deutschen Gebieten und vor allem ein gleiches Werk der slavischen Nachbarn. Aber es müßte überaus reizvoll sein, auch an den Sagen das Aufeinanderwirken des slavischen und germanischen Völkergedankens auf unserem Kolonialboden zu verfolgen.

Vorläufig müssen wir uns mit einer minder wichtigen, aber doch ergebnisreichen Gruppierung des Materials bescheiden. — In Sachsen treten deutlich als besondere Volksstämme hervor: Vogtländer, Erzgebirger, Oberlausitzer und Obersachsen; letztere zerfallen wieder in Meißner und Osterländer (Gegend von Leipzig). Es bedarf noch der gemeinsamen Arbeit von Dialektforschung, Namenkunde und Besiedelungsgeschichte, um diese ethnographischen Einheiten sicher zu umgrenzen: nach ihnen wird später eine Umschaltung einzelner Nummern des Sagenbuchs nötig

* Daß vielfach Parallelen und Varianten einer Sage mit aufgenommen worden sind, wird den Lesern aus den betreffenden Orten willkommen sein, der Forscher aber wird sich darum nicht schelten, weil er so das ganze Verbreitungsgebiet der Sage und manche abweichende, eigenartige Züge derselben kennen lernt. Nur wo ersichtlich slavische Nachbildung vorlag, ist auf deren Wiedergabe verzichtet worden.

werden. Für diesmal aber sind die Sagen innerhalb der stofflichen Gruppen nach Verwaltungsbezirken geschieden, die (freilich nur ungefähr) jenen Stammsitzen entsprechen. Es sind die alten Kreise des Landes, der Vogtländische (V), Erzgebirgische (E), Leipziger (L) und Meißnische Kreis (M), sowie die Oberlausitz (O), zu der wegen ihrer ethnographischen Zugehörigkeit hier auch die ehemaligen Unter Hohnstein und Stolpen gefügt wurden. Die einem einzelnen Gebiete zukommenden Sagen sind nun im Inhaltsverzeichnis wie im Text meist durch ein ihnen vorgesehtes V, E, L, M oder O zusammengefaßt.*

Damit regt schon die Inhaltsübersicht zu wichtigen Vergleichen und Fragen an. Einiges nur will ich andeuten. Wir sehen, daß das Erzgebirge alle anderen Landschaften an Gespenstersagen übertrifft. Es wird zu erwägen sein, ob der Beruf des Bergmanns deren Ausbildung begünstigt hat. Irrlichtersagen fehlen sowohl aus dem Leipziger, wie aus dem Meißnischen Kreise, so daß man versucht ist, an einen Einfluß der Landeskultur zu denken. Der Osten Sachsens stellt sich vornehmlich als das Gebiet der Drachensagen dar. Ist das ein bloßer Zufall, oder haben die Slaven daran besonderen Anteil? Beruht das Vorwalten romantischer Sagen im Südwesten des Vaterlandes auf der Gemütsart seiner Bewohner? Für die Gegend um Rochlitz hat Pfau (Die ältesten Siedelungen der Rochlitzer Pflege, Rochlitz 1900) den Zusammenhang zwischen Gespenstersage und prähistorischen Fundorten erwiesen. Knüpfen sich vielleicht auch die Zwergensagen an vorgeschichtliche Fundstätten, und warum fehlen sie im sächsischen Vogtlande? Die Antwort auf diese und ähnliche Fragen läßt sich hoffentlich an anderer Stelle einmal geben.

Nur wenige Sagengruppen erfordern noch kurze Bemerkungen.

Bei den Sagen von Woltergeistern ist die Zeit ihrer Überlieferung zu beachten; sie stammen meist aus der Periode nach

* Nur wenige Unterabteilungen von geringem Umfange sind in abweichender Weise geordnet.

dem Dreißigjährigen Kriege. In manchen Teufels- und Gespensterfagen klingen die religiösen Erregungen des 16.—18. Jahrhunderts, besonders Reformation und Calvinismus, wieder. Der Abschnitt Teufelsbündnisse ist von Bedeutung für die Kulturgeschichte. Daß gelehrte Fabeleien, wie gewisse Götter- und Gründungsagen, aus dem Sagenbuche des sächsischen Volkes tünlichst ausgemerzt worden sind, wird jeder Geschichtskenner freudig begrüßen; die beibehaltenen ätiologischen Sagen kennzeichnen sich deutlich als Volksetymologien und können den Ortsforscher kaum irreleiten.

In Teil II, A: Landesgeschichte, sind auch Sagen von einzelnen Orten aufgenommen, die aber in ihrer Gesamtheit zeigen, wie irgend ein Ereignis auf das ganze Land gewirkt hat. Unter die geschichtlichen Sagen habe ich ferner die Erzählungen von den Gold und Edelstein suchenden Walen eingereiht, weil in diesen keine Zwerge zu erblicken sind, wie manche meinen, sondern welsche Abenteurer, die sich durch Akten und andere glaubwürdige Zeugnisse nachweisen lassen.

Endlich noch ein Wort zu den Spottfagen. Trotz nahe- liegender Bedenken habe ich sie nicht unterdrücken mögen. Johann Rist sagt: „Ein Volk ohne Scherz ist unheimlich, wie ein Wald ohne Gefang.“ Unser Sachsenvolk hat — Gott sei Dank — noch nicht verlernt zu scherzen. Mögen die Betroffenen für solch harmlosen Spott ein herzliches Mitlachen haben und dafür sorgen, daß dieses Buch später auch aus anderen Orten Schuldbürgerereien zu berichten weiß; denn: „Geteilte Freude ist doppelte Freude.“

Zum Verständnis der Sagensammlung brauche ich nichts mehr hinzuzufügen. In redlichem Bemühen ist mein Buch entstanden; Liebe zur Heimat hat es gefördert. Ich lege es nun mit der Bitte um freundliche Gesinnung in die Hände der Fachgenossen und lade alle Freunde des sächsischen Volkes ein, an der weiteren Sammlung seines Sagenschatzes mitzuhelfen. Dankbar werde ich auch die geringste Gabe empfangen.

Und ein Wort des Dankes ist es auch, mit dem ich schließen will. Es gilt zunächst dem Herrn Verleger für die gebiegene und

verständnisvolle Ausstattung des Werkes und Herrn Professor D. Seyffert in Dresden für seine künstlerische Mitwirkung dabei.

Mein Dank gebührt ferner den Herren Prof. Dr. E. Mogk in Leipzig und Dr. G. Pisk in Dresden für vielfache Anregung und Förderung bei dieser Arbeit und meiner lieben Frau Gertrud für unverdrossene Unterstützung besonders beim Lesen der Korrekturen.

Endlich sage ich schuldigen Dank dem Verein für Sächsische Volkskunde, der auf Anregung Prof. Mogks das vorliegende Buch zum ersten Band in einer Reihe von Einzeldarstellungen bestimmt hat, die in seinem Sinn und mit seiner tätigen Beihilfe das stolze Gebäude der sächsischen Volkskunde gründen sollen. Möge das Sagenbuch ein Baustein sein, der nicht verworfen wird!

Geschrieben in der Heimat, Sebnitz, August 1903.

Alfred Meiche.

Inhaltsverzeichnis.

(E = Erzgebirgischer Kreis; L = Leipziger Kreis; M = Meißner Kreis;
O = Oberlausitz; V = Vogtländischer Kreis.)

Erster Teil.

Mythische Sagen.

A. Seelensagen.

I. Körper und Seele.

	Seite
1. Das Geistauswandern	5
2. Die schlafende Rödknerin	6
3. Eine Magd erblickt ihren verreisten Herrn	7
4. Das Gesicht des Rittergutspächters zu Leuben	8
5. Der Doppelgänger zu Wiesenthal	9
6. Der Scheibenbergische verstellte Bergmann	9
7. Das Spektrum auf der Elterleiner Kirche	10
8. August der Starke zeigt seinen Tod selbst an	10
9. Das Bild zu Baruth	10
10. Tiere und Pflanzen spüren die abscheidende Menschenseele	11
11. Sterbenden und Toten muß ihr Wunsch erfüllt werden	12
12. Die wiederkehrende tote Wöchnerin	12
13. Tote verhelfen Lebenden zu ihrem Recht	13
14. Die Entbindung im Grabe zu Olbernhau	14
15. Ein Toter beschwert sich über mitgegebenes Geld	14
16. Ein abgeschiedenes Kind klagt seinem Vater ein Leid	15
17. Eine Braut spricht aus dem Grabe	15

II. Seelenheer und Geisterkämpfe.

18. Die gespenstischen Reiter bei Waschleithe	17
19. Die Sage vom Heidenkirchhof zu Radeburg	17
20. Die Duellanten im alten Gasthose zu Pausa	18
21. Der Kampf nach dem Tode	19

Meiße, Sagenbuch.

C

	Seite
22. Der Geisterkampf um den Dybin	19
23. Die Wendenschlacht am Walen- oder Wallberge bei Wischheim	20
24. Der gestörte Hochzeitstanz zu Wüst-Reinhardsdorf	20
25. Die Geisterschlacht bei Hermersdorf	22

III. Bergentrückte Geister.

V 26. Das alte Haus bei Leubetha	24
E 27. Die Teufelswand bei Eibenstock	27
28. Die Ritter im Greifensteine	29
L 29. Die Sage vom Abendmahlskelche in der Klosterkirche zu Grimma	30
M 30. Das Zauberschloß im Windberge bei Burgk	31
O 31. Die Gräfin Rosel im Schafberge bei Langenwolmsdorf	35
32. Die sieben verwunschenen Ritter im Valtzenberge	36
33. Der Hirt im Goldkeller am Frageberge	37
34. Die Schatzgeister im Prottschenberge bei Bauhen	38
35. Bürgermeister von Abbau als Schatzhüter im Abbauer Berge	42
36. Der Hahnenberg	43

IV. Tiergespenster.

V 37. Der gespenstige Hase am Bohhause	47
38. Die Winkelmutter beim Friedrich-August-Stein in Schönck	47
39. Das gespenstige Kalb in Delsnitz	48
40. Das Erdhähnchen	48
41. Das feuerspeiende Schwein zu Oberlosa	49
42. Die Klagemutter zu Plauen	49
43. Der schwarze Bär im Wäldchen bei Mittelhöhe	49
E 44. Die vergrabenen Fuhrleute bei Blaumental	50
45. Der schwarze Hund auf der Bokwaer Köppe	50
46. Gespenstisches Schaf bei Wildenfels	50
47. Der weiße Widder auf dem Pandurenfelsen bei Schneeberg	51
48. Das gespenstische Kalb auf dem Frauenmarke in Schneeberg	51
49. Der schwarze Pudel an der Eisenbrücke bei Niederschlema	51
50. Der schwarze Hund auf dem Hemberge bei Bockau	52
51. Das Gespensterpferd zu Wildenau	52
52. Die zwei weißen Pudel bei Rittersgrün	52
53. Die Brauhauskage zu Elterlein	53
54. Der gespenstische Hund bei Unterscheibe	53
55. Die geizige Mälerin	53
56. Das gespenstische Kalb zu Wildenau	54
57. Der schwarze Hund in Grünthal	54
58. Der Hüttenmops	55
59. Das Freibergische Spektrum	55
60. Der Alpstein zwischen Müdisdorf und Helbigsdorf	56
61. Das Frauensteinische Gespenstertier	56

	Seite
62. Der feurige Fudel und die vergrabene Kriegskasse	56
63. Der gespenstige Hase bei Frankenberg	57
64. Die Gespensterkage im Leipziger Bazarrett	57 L
65. Das dreibeinige Tier zu Leipzig	57
66. Der Bierefel zu Grimma	57
67. Gespenstertiere in der Rochlitzer Pflege	58
68. Der feurige Hund in der Schule zu Leisnig	59
69. Der gespenstige Hund zu Taubenheim	60 M
70. Der gespenstige Hund bei Kößschenbroda	60
71. Der gespenstige Hund zu Leubnitz	60
72. Der Walkpudel	60
73. Der feurige Hund zu Schandau	60 O
74. Der Geist bei den Sauteichen	62
75. Die Spukgeister bei der Sebnitzer Papierfabrik	62
76. Der gespenstige Ziegenbock zu Hertigswalde	63
77. Der Schuß in den Himmel	64
78. Ein Mörder als feuriger Hund am Löbauer Berge	64
79. Der feurige Hund am Löbauer Wege als Schafhüter	66
80. Eine Teufelsdohle besucht die Oberlausitzischen Stände	67
81. Der feurige Hund von Budissin	68
82. Der schwarze Hund zu Budissin	69
83. Der Geist auf dem „gefährlichen Raine“	70
84. Der verbannte Propst auf dem Leipziger Berge	71
85. Der gespenstige Ochse bei Horka	72
86. Der schwarze Hund in Kamenz	72
87. Der gespenstige Hund zu Weißig	73

V. Gespenster in Menschengestalt.

88. Der Köhler von Klingenthal	74 V
89. Der Zweikampf im Brambacher Schlosse	75
90. Die weiße Frau bei der Tränke am westlichen Abhang des Kapellen- berges	76
91. Der Trompeter im Moderich bei Schöneck	77
92. Das Männchen und die Wöchnerin im Lohhau	78
93. Der Mönch im Delschen Hause in Delsnitz	78
94. Die nackte Frau bei den Schafhäusern bei Delsnitz	79
95. Sage von der weißen Frau zu Stein	79
96. Sage von der Burg Gößwein	79
97. Der Spannbauer im Syrauer Walde	80
98. Der Klapperer auf dem Kirchhofe zu Thierbach	80
99. Die heilige Feme am Wännelstein	81
100. Das Diakonat zu Pausa	82
101. Das Mönchsgespenst zu Ebersgrün	83
102. Die Jungfrauen des Breiten- und Köthelsteines bei Beerhaide	83
103. Der ewige Jude im Vogtlande	84

	Seite
104. Das Gespenst am Leichenstege bei Grobsdorf	84
E 105. Der Reiter ohne Kopf bei Hetersdorf	84
106. Das Graumännchen am Grünberger Kirchberge	85
107. Die „Federmützenmagd“	85
108. Der „Blachmönch“	85
109. Die weiße Frau im Pfarrgarten zu Meerane	86
110. Der böse Brunnen zwischen Marienthal und Königswalde	88
111. Der Rahenweit vom Kohlberge bei Zwickau	88
112. Die Wehklage bei Bockwa	92
113. Der Panzerreiter zu Stollberg	93
114. Der Kärner zu Stollberg	93
115. Die umherwandernde Gräfin in der Kirche zu Wilbenseis	95
116. Die gespenstige Frau auf dem weißen Fels im Hartensteiner Walde	95
117. Der gespenstige Freier auf Hartenstein	96
118. Reiter ohne Kopf im Erzgebirge	97
119. Der Schmiedmönch von Thierfeld	97
120. Der Laternenmann in Alberode	97
121. Die weiße Frau in Schneeberg	98
122. Das schwarze Männchen auf dem Gottesacker in Schneeberg	98
123. Der gespenstige Zwerg auf der Eisenburg bei Wildbach	98
124. Die weiße Frau zu Neustädtel	99
125. Der schwarze Mann des Jüdensteins	99
126. Gespenstische Frauen in Eibenstock	100
127. Der Hirse zählende Verbannte	100
128. Die weiße Frau zwischen Wildenthal und Karlsfeld	100
129. Die eiferfüchtige tote Frau	100
130. Der gespenstige Schmiedegeselle zu Johannegeorgenstadt	101
131. Das Männchen in der Grube „Treue Freundschaft“ bei Johann- georgenstadt	102
132. Der kleine Jäger auf dem Ochsenkopfe bei Bockau	103
133. Das Geisterhloß bei Bockau	103
134. Der Spuk an der Straße bei Albernau	103
135. Der Leichenweg und Kirchhof zwischen Neidhardtsthal und Ischorlau	104
136. Der gespenstige Bergmann in Aue	104
137. Der Nachhals zu Aue	105
138. Das Fräulein auf der Mulde bei Klösterlein Zelle	105
139. Das Spektrum in der Zeller Kirche	106
140. Die alte Frau in der Isenburg	106
141. Der Reiter ohne Kopf auf dem Ziegenberge bei Zwönitz	107
142. Die Winselmutter bei Grünhain	108
143. Der Pfannenstieler Waldteufel	109
144. Der Hammerbacher Waldmönch	109
145. Andere Waldgespenster im Obererzgebirge	109
146. Die Oswaldskirche bei Eiterlein	110
147. Der Geist mit dem Rainstein	112

	Seite
148. Der „Nschitz“ bei Globenstein	112
149. Der Globensteiner Bergmann	113
150. Das Gespenst auf der Superintendentur zu Wiesenthal	113
151. Ein Gespenst ängstigt einen Wiesenthaler	118
152. Die Wehklage im Erzgebirge	118
153. Spukgestalten an einem Brunnen auf dem Fichtelberge	119
154. Das Bergmännlein zu Stahlberg	120
155. Der Ragenhans und seine Genossen	120
156. Das Kirchenspektrum in Crottendorf	121
157. Das Heideweißchen	122
158. Der gespenstige Mann an der Erbisleite bei Scheibenberg	122
159. Der Scheibenger Berggeist	122
160. Der Jäger ohne Kopf im Hofbusch bei Schlettau	123
161. Das Mönchsgesicht an der Kirche zu Schlettau	123
162. Der Kaspar auf dem Greifenstein	124
163. Der alte Turm in Lanneberg	125
164. Die weiße Frau zu Venusberg	125
165. Die Jungfrau auf dem Pöhlberge bei Annaberg	126
166. Der schwarze Mann zu Königswalde	126
167. Der gespenstische Fuhrmann zwischen Geiersdorf und Königswalde	127
168. Der Feldteufel zu Grumbach	127
169. Das Arnsfeldische Gespenst	128
170. Die weiße Frau auf Scharfenstein	128
171. Das alte Bergmagazin und die Franzosen-Kessel in Marienberg	129
172. Die weißen Frauen zu Blumenau	131
173. Hammergespenster im Obererzgebirge	131
174. Zankende Geister auf der Ruine Oberlauterstein bei Zöblitz	133
175. Die Jungfrau des Lauterstein bei Zöblitz	133
176. Die Gestalt mit dem Lichte bei Pöbershau	134
177. Das Gespenst in einer Halde bei Pöbershau	134
178. Das Frauensteiner Spektrum	135
179. Die wüste Kirche bei Reichenau	135
180. Die weiße Frau am Brautstock in Altenberg	136
181. Die Gestalt ohne Kopf zwischen Bärenburg und Altenberg	136
182. Die grüne Frau zwischen Altenberg und Zaunhaus	137
183. Einem Bergmanne in Neu-Geising erscheint ein grauer Mann	137
184. Spukgeister im Herrenhause zu Grobhartmannsdorf	139
185. Die Puppe von Brand	139
186. Der Schamprich zu Kossen	141
187. Der gespenstige Mönch im Klostergarten zu Mitzella	142
188. Das Gespenst in der Christnacht	142
189. Der warnende Engel bei Roßwein	142
190. Der Abt im Handwerkschause zu Roßwein	143
191. Das Romanusmädchen zu Siebenlehn	143
192. Der gespenstige Reiter zu Föbha	145

	Seite
193. Die sieben Ruten bei Chemnitz	145
194. Der böse Seidelmann in den „Sechsruten“	145
L 195. Der spukende Mönch im St. Georgenhanse zu Leipzig	146
196. Der alte gespenstige Mann in der Goldschmiedswerkstatt	147
197. Ein Geist zeigt einen Schatz an	147
198. Wöchnerinnen werden von Gespenstern angefochten	148
199. Die weiße Frau in der Pfarrwohnung zu St. Thomas	148
200. Die alte Frau in der Thomasschule	149
201. Das verliebte Gespenst zu Leipzig	150
202. Verschiedene Gespenster zu Leipzig	151
203. Das Ritterloch bei Leipzig	151
204. Der Tod bei Wurzen	152
205. Der alte Jungfernteich bei Grimma	152
206. Die Sagen vom Schlosse Mugschen bei Grimma	153
207. Der Geist im Forsthanse zu Colditz	155
208. Gespenster in Grenzfluren der Rochlitzer Pflege	156
209. Der gespenstige Reiter zu Kieselbach	157
210. Pestboten zu Leisnig	158
211. Der Mönch auf dem Kreuze in Waldheim	158
M 212. Der gespenstige Priester zu Leuben	159
213. Der Mordteich zu Schmannewitz	159
214. Der gespenstige Reiter bei Zabeltitz	160
215. Der Geist im Keilbusche bei Meißen	160
216. Karraß in der Klasse	160
217. Das schwarze Kreuz in der Dresdner Heide	161
218. Das Spukmännchen am Edelmanns-Teich	162
219. Ein Kindergespenst verkündigt die Pest	162
220. Die Sage von der Bornmagin im Masseneiwalde	163
221. Der gespenstige Wagen zu Eschdorf	163
222. Der Spielmann am Niederpoyritzer Damm	164
223. Der gespenstige Winzer zu Loschwitz	164
224. Ein Mönch erscheint in Pillnitz als Anzeichen vom Tode König Friedrich Augusts II.	165
225. Der Dresdner Mönch	165
226. Der Mönch auf dem Frauenkirchhofe zu Dresden	167
227. Der Spukgeist im Antonischen Garten zu Dresden	168
228. Das gespenstige Männchen an der Mauer zu Dresden	169
229. Der spukhafte Franzose im Großen Garten	169
230. Das graue Männchen auf der Johannesstraße in Dresden	169
231. Das Gespenst auf der Brühl'schen Terrasse	170
232. Spukhäuser zu Dresden	170
233. Spukgestalten in der Mühle zu Strehlen	172
234. Der gespenstige Reiter bei Hatsberg	173
235. Allerhand Geister im Tale der Roten Weißeritz	173
236. Das Fräulein des Schlosses Rabenau	174

	Seite
237. Die Gespenster am Röhrsdorfer Pfichteihe	174
238. Die wüste Mühle im Trebnitzgrunde	174
239. Der Mönchsgang in Weesenstein	175
240. Der tote Schullehrer	176
241. Die Spukgeister auf dem Königstein	176
242. Der gute Engel zu Hohnstein	177
243. Die weiße Jungfrau bei Hermsdorf	177
244. Gespenster bei Langburckersdorf	178
245. Spukgeister bei Neustadt	178
246. Der Spuk am Gedenkstein im Schmetterholz bei Fischbach	179
247. Das Selbstmördergrab bei Frankenthal	179
248. Der Pelzmann zu Schmöln	180
249. Die Magd und das Gerippe zu Großdrebnitz	181
250. Die drei Linden oder das neue Gebäude am Wege von Schmöln nach Oberpuzkau	182
251. Erscheinungen im alten Schlosse zu Puzkau	183
252. Flemmings Gruft in Puzkau	185
253. Die wilden Rosen vom Sickersberg	186
254. Die Hand am Glockenstrang	187
255. Die weiße Frau am Haarthteiche bei Neukirch	188
256. Der ewige Durst	190
257. Das schachhütende Männlein im Soraer Berge	191
258. Ein schwarzer Mann erscheint zwei Marktleuten	192
259. Das weiße Kind	192
260. Die weiße Frau unter den Eichen bei Schirgiswalde	193
261. Der Kligenhof in Sohland a. d. Spree	193
262. Der Fuhrmann ohne Kopf auf dem Worbisberge bei Dypach	193
263. Die Schachgeister auf dem Dybin	194
264. Das Bergmännlein auf dem Hochwalde	195
265. Der tolle Junker zu Zittau	197
266. Das Aschenweibchen zu Zittau	197
267. Der gespenstige Lautemann zu Zittau	198
268. Der Malzmönch zu Zittau	200
269. Von anderen Mönchsgespenslern	203
270. Das Galgengespenst bei Böbau	203
271. Die Saufgespenster	203
272. Pfarrer Neumann zu Sohland am Rothstein	206
273. Die Georgenkapelle auf dem Rothstein	207
274. Der Holzmann	206
275. Sage vom Hans-Christel	209
276. Die Geister im verfallenen Schloß auf dem Stromberge	209
277. Das Banngehölz bei Diehfa	213
278. Das Gespenst zu Budissin	215
279. Der Franziskanermönch in Bauhen	220
280. Die Sage vom Rabenstein in Bauhen	220

	Seite
281. Wie vier Gehängte zu einem Futterfchneider zu Gasten gebeten worden und auch gekommen sind	222
282. Das Militärgespenst	223
283. Die weiße Frau bei Dehna	224
284. Der verbannte Soldat in Pürschwitz	225
285. Die unerlöste Seele	225
286. Der Eid des alten Schäfers	226
287. Die wiederkehrende Selbstmörderin	226
288. Der blutende Geist zu Neschwitz	227
289. Die verbannten Mönche im alten Neschwitzer Schlosse	227
290. Der Geldgeist	229
291. Die verbannten Bauernburtschen	230
292. Die Smertniza	231
293. Die Wehklage der Wenden	231
294. Auf der Wehklage	232
295. Gottes Wehklage in Loga	233

VI. a) Spuksagen. b) Woltergeister.

a.

V 296. Der gespenstige Leichenzug am Silvesterabend zu Schönneck	234
297. Das Feuerzeichen zu Schönneck	236
298. Das zerbrochene Glas	236
299. Klopfen zeigt einen Todesfall an	237
300. Die zwölf Apostel und das Kreuz der Kirche zu Ebersgrün	238
301. Die Christmette in der Totenkirche zu Elsterberg	238
302. Der unheimliche Waldstech bei Liebra	239
K 303. Anzeichen der Pest im Erzgebirge	239
304. Das gefährliche Feld bei Zwickau	239
305. Die Weihnachtsmette der Toten zu Stollberg	240
306. Die geheimnisvollen Amboßschläge im Keller eines Eibenstocker Hauses	241
307. Spuk in einer Pinge bei Eibenstock	241
308. Gespensterpuk auf der Ammlerstraße	241
309. Der gespenstische Leichenzug bei Pöbla	242
310. Der Frau-Mutterstuhl zu Oberforchheim	242
311. Der spukhafte Mönchskopf zu Chemnitz	243
312. Die Sagen von der Schloßkirche zu Chemnitz	244
L 313. Der spukhafte Postwagen bei Seelitz	244
314. Der Spuk am Sauberge bei Rochlitz	245
315. Das spukhafte Bild zu Rochlitz	246
316. Der gespenstische Leichenzug zu Leisnig	246
317. Der Kreuzweg auf der Straße nach Großbardau	247
318. Der gespenstige Leichenzug zu Wurzen	248
319. Spuk in der Kirche zu Schweta	248

	Seite	
320. Der grobe Tisch zu Fichtenberg und die wunderbare Bettstelle zu Weißen	249	M
321. Der Totenkopf zu Bahzdorf	250	
322. Der Spuk im goldenen Anker zu Kößschenbroda	252	
323. Das spukhafte Bild zu Kaditz	252	
324. Spuk in der Kreuzkirche zu Dresden	253	
325. Der Spuk beim Zigeunerhörnel	253	
326. Das Totenlicht	254	
327. Der Spuk am Leichenwege bei Klein-Gießhübel	254	
328. Unheimliches im Walde bei Schönbach	254	O
329. Der Totengottesdienst in der Lauscherkirche zu Baugen	255	
330. Teufelspuk in Budissin	256	
331. Das Bett im alten Schlosse zu Neschwitz	256	
332. Der Alce zu Horka	256	
333. Das Grab des bösen Jägers zu Horka	257	
334. Die verhängnisvolle Hochzeit	257	
335. Der Gedenkstein bei Demitz	258	

b.

336. Der Mählgöth zu Plauen	259	V
337. Das nächtliche Fallen im Erzgebirge	260	E
338. Der Kobold zu Lauter	261	
339. Das Gespenst in dem Zobel'schen Hause zu Annaberg	262	
340. Der Kobold zu Grünau	264	
341. Der Poltergeist zu Roßwein	264	
342. Das Johannismännchen zu Leipzig	265	L
343. Der Kobold am Barfußpförtchen zu Leipzig	265	
344. Der heilige Antonius zu Leuben	267	M
345. Das Männchen im St. Jakobspitale zu Dresden und auf der Sporerergasse daselbst	268	
346. Der Sebnitzer Poltergeist	268	O
347. Der Spuk in Mieda	269	
348. Der verschluckte Maulwurf	270	
349. Der Poltergeist in der Obermühle zu Ramenz	271	

VII. Irrlichter; Feuermänner; Druckgeister; Winkelschnitter.

350. Die Irrlichter im Woderich bei Schöneck	272	V
351. Die Voigtsberger Laterne	272	
352. Die Laterne vom Steinpöhl bei Oberlosa	273	
353. Verschiedene Irrlichter im sächsischen Vogtlande	273	
354. Irrlichter bei Annaberg und Scheibenberg	275	E
355. Die Staatslaterne bei Geyer	275	
356. Der brennende Mönch bei Rochsburg	275	
357. Feurige Schakwächter am Burgwall zu Gletsberg	276	

	Seite
358. Irrende Lichter auf Grenzfluren der Kochlitzer Gegend	277
O 359. Die Lichter beim Lautewalder Vorwerke	278
360. Der Feuerhufar	278
361. Der Blutnik in der wendischen Oberlausitz	278
362. Irrlichter zwischen Pannowitz und Loga	279
363. Der Sagenkreis vom Feuermann	280
364. Der Feuermann bei Baruth	281
365. Des Brandstifters Buße	281
366. Der Feuermann sucht Erlösung	282
367. Der Feuermann bei Pürschwitz	282
368. Der Feuermann dient als Führer	283
369. Der Feuermann geleitet einmal Betrunkene	284
370. Der Feuermann und der Fleischergefell	284
371. Das unentdeckte Geheimnis des Feuermanns	284
372. Die schlaganzeigenden Lichter auf dem Hutberge	285
—	
373. Der „Alp“ bei den Bewohnern des Erzgebirges	285
374. Das nächtliche Druckgespenst zu Lungwitz (bei Kreischa)	286
375. Die Murawa in der Lausitz	286
376. Der Winsenschnitter im Vogtlande	287
377. Der Getreideschneider im Erzgebirge	287

B. Elbensagen.

I. Hausgeister. a) Götter, Kobold, Spiritus familiaris; b) Drache.

a.

V 378. Das Heugötter bei den Vogtländern	291
E 379. Das Jüdel im Erzgebirge	291
380. Noch mehr vom Heugötter	292
381. In Aue wird ein Spiritus familiaris verkauft	293
382. Der Kobold zu Thalheim	294
383. Der wunderliche Ragentanz	294
L 384. Kobolde sind in Auerbachs Hof käuflich	295
385. Ein Spiritus familiaris in Leipzig	296
M 386. Der Kobold zu Pausitz	297
387. Das Koberchen in den Dresdener Heidebüchern	298
388. Das Koberchen in Arnsdorf	299
389. Das Erdmännchen und der Schafhirt	300
O 390. Der Kobold in der Lausitz	301
391. Galgenmännlein werden am Waltenberge ausgegraben	301
392. Der Spiritus familiaris des Peter Hanspach von Rosenhain	302

b.

V 393. Vom Drachen bei Reichenbach	303
E 394. Was der Erzgebirger vom Drachen weiß	303

	Seite
395. Diebische Drachen	304
396. Eine Drachengeschichte aus dem Obererzgebirge	304
397. Feurige Drachen zu Leipzig	305 L
398. Der Drache zu Nikaritz	306 M
399. Der Drache in Cotta bei Dresden	306
400. Der Drache im königlichen Schlosse zu Dresden	306
401. Der Drache in Breitenau bei Lauenstein	307
402. Der Drache bei Gottleuba und Rosenthal	307
403. Der Drache in der Oberlausitz	308 O
404. Der Drache in dem Waizdorfer Gute	309
405. Ein Bauer zu Hertzogswalde findet einen Korndrachen	310
406. Ein Drache wird zu Neustadt gesehen	310
407. Der Drachenglaube in Puzkau und Neukirch a. S.	310
408. Der Drache in der Puzkauer Brettmühle	311
409. Die Frau und der Drache in Groß-Hähnchen	312
410. Schwerer Tod	312
411. Der Bauer und das Hühnchen zu Nešchwitz	312
412. Der schwarze Kater zu Nešchwitz	313
413. Der Quarkdrache	314

II. Luft- und Erdgeister. (Elfen; Zwerge oder Querge.)

414. Der Jungferngrund bei Wiesenthal	315 E
415. Tanzende Geister bei Böhnitz und Stollberg	315
416. Das graue Männchen und die Seuche in Bernsdorf	316
417. Ein „graues Männel“ weiß ein Heilmittel gegen die Pest	316
418. Der graue Zwerg am weißen Stein bei Alberoda	316
419. Der Berggeist vom Greifenstein steht Gevatter	317
420. Die Sagen vom Scheibberge und seinem Zwergkönig	318
421. Zwerge am Pöhlberge bei Annaberg	319
422. Wodurch die Zwerge aus dem Obererzgebirge vertrieben wurden	319
423. Die drei goldnen Brotchen zu Pomsen	320 L
424. Die Zwerge am Gamighübel bei Leubnitz	321 M
425. Der Felsblock bei Weißitz	322
426. Die Zwerge im Hutberge bei Weißitz	322
427. Das Zwergloch bei Lohmen	323
428. Die „Quarkse“ am Langhennersdorfer Wasserfall und im Cottaer Spitzberge	324
429. Der Auszug der „Quarkse“	325
430. Die Bergmännlein auf dem Keulberge. I.	326 O
431. Die Bergmännlein auf dem Keulberge. II.	327
432. Die Zwerghochzeit	328
433. Die Querge am Baltenberge schleben Regel und beschenken Wanderer mit den Kugeln	329
434. Zwergsagen in der Gegend um Zittau	330

	Seite
435. Die Kirche auf dem Dybin	335
436. Der Zwerg bei Hörnitz	335
437. Der Weensstein bei Neudörfel	336
438. Der Weens- oder Feensmännelberg bei Ostrik	337
439. Die Regelschieber auf dem Löbauer Berge	338
440. Das Weihnachtsgeschenk	338
441. Ein Zwerg hilft ackern	339
442. Der Wechselbalg	340
443. Das Silbergeschenk	341

III. Wald- und Feldgeister. a) Moosmännchen, Holz- oder Buschweibel; b) Mittagsfrau.

		a.	
V	444.	Die Moosweibchen bei Planschwitz	342
	445.	Holzmännchen und Holzweibchen bei Delsnitz	342
	446.	Die Holzweibchen in der Mühle zu Markneukirchen	343
	447.	Ein Holzweibel wird vom wilden Jäger verfolgt	344
	448.	Das Holzweibchen im Schönecker Walde	344
	449.	Die Gäste der Hafelmühle bei Schöneck	346
E	450.	Ein Waldmännchen bringt einem verirrtten Kinde Nahrung	346
	451.	Seltfame Waldposten	346
	452.	Die Waldweibchen bei Jobershau	347
	453.	Das Waldweibchen in Steinbach	347
	454.	Moosmännchen auf dem Kahleberge bei Altenberg	348
	455.	Geist Mädchen	348
O	456.	Das Holzweibchen zu Thiemendorf	349
	457.	Das Holzweibel belohnt eine hilfreiche Magd	350
	458.	Die grauen Männchen am Hohwalde	350
	459.	Die Buschweibchen bei Sohland	351
	460.	Die Buschweibel bei Ellersdorf	351
	461.	Holzweibchen in der Zittauer Gegend	352
		b.	
	462.	Das Mittagsweibchen in der Dresdner Heide	353
	463.	Das Mittagsgespenst der Lausitz	353
	464.	Die ungetreue Spinnerin	354
	465.	Die böse Frau bei den Wenden	356
	466.	Die Mara am Rottmarberge	356

IV. Wassergeister. (Nixen, Wassermänner.)

V	467.	Der Wassermann bei Delsnitz	357
	468.	Der Nix im Schloßbrunnen von Elsterberg	357
	469.	Der Nix und die Wächnerin	357

	Seite	
470. Der Nigenstein bei Waldenburg	358	E
471. Der Niz im Grundtlümpel bei Wildenau	358	
472. Wie die Wechselbutten (Nigen) ein Kind holen wollten	360	
473. Der Wassergeist zu Scheibenberg	360	
474. Der idrächte See bei Sahunng	361	
475. Der Zschopau-Niz fordert sein Opfer	362	
476. Nize im Zellwaldbteiche bei Kossen	362	
477. Der Niz bei Lindenau	362	L
478. Niz-Annähen zu Leipzig	363	
479. Eine Magd dient bei einem Niz	363	
480. Das Nizweibchen bei Leipzig	363	
481. Die drei Goldstücke der Familie von Hahn	364	
482. Der Niz bei Grimma und am Schlosse Döben	365	
483. Die Nigensteufe im Chemnitzflusse bei Burgstädt	366	
484. Die Nizklust bei Waldheim	366	
485. Der Badeniz bei Strehla an der Elbe	367	M
486. Der Niz in der Weißerth	368	
487. Der Niz im Rabenauer Grunde	369	
488. Wasser- und Sumpfsgeister am Pfitzteiche bei Köhrschorf	369	
489. Der Nigentumpf bei Weesenstein	370	
490. Der Nigenhügel bei Kossendorf	370	
491. Die Wassernizen zu Kleinbittmannsdorf	372	
492. Die Nigen am langen Teiche bei Kleinwolmsdorf	372	
493. Nigen betheiligen sich am Tanze im Arnsdorfer Erbgericht	373	
494. Der Wassermann in der Lausitz	374	O
495. Die Wassernizen von Rammenau	376	
496. Der Wassermann und der Bär in der Schliefermühle	376	
497. Die Nigen vom Schwarzteiche bei Ober-Puzkau	377	
498. Die Wasserfrau und der Fleischerbursche zu Zittau	378	
499. Die Wassermannsrau und die Wehmutter	379	
500. Der Wassermann in der Spree	380	
501. Der Kampf der beiden Wassermänner	380	
502. Der Wassermann als Karpfen	381	
503. Der Kampf mit dem Wassermann	382	
504. Der Wassermann hilft einem Armen	383	
505. Das Wehr hinter Guttau	384	
506. Der Wassermann begehrt den Sohn einer Witwe	385	
507. Der Niz zieht aus	386	
508. Die ertränkte Braut	387	
509. Der Wassermann als buntes Kalb und weißer Mann	387	
510. Der Jungfernteich	388	
511. Der Wassermann als weißes Kind	388	
512. Die weinende Wasserfrau	388	
513. Der Gemeindestein	389	
514. Der Wassermann als Bäcker	391	

C. Dämonen- und Göttersagen.

I. Tierdämonen.

	Seite
V 515. Der Otterkönig bei Delsnitz	395
516. Der Lindwurm bei Syrau	395
517. Das Hochzeitsgeschenk des Otterkönigs	396
518. Der Otterkönig bei Plebschwitz	397
E 519. Der Basilisk zu Zwickau	398
520. Der Ratschauer Wurm	398
O 521. Der Otterkönig am Ascheborn	398
522. Der Basilisk in Budissin	399
523. Der Haselwurm	399

II. Bergdämonen.

E 524. Der Berggeist bestraft einen Kunstwörter	400
525. Der Berggeist in der Grube „Sieben-Schlehen“ bei Neustädtel	400
526. Der boshafte Berggeist im Schachte Orschel	401
527. Geschichten vom Schneeberger Berggeist	401
528. Weitere Geschichten vom Schneeberger Berggeist	402
529. Der Geyersche Bergteufel	403
530. Der Berggeist erscheint in Roßgestalt	403
531. Der Berggeist am Donat zu Freiberg	404

III. Winddämonen.

V 532. Der Fehmann bei Süßebach	406
533. Der wilde Jäger im Röhrholze bei Delsnitz	406
534. Der wilde Jäger bei Neustadt	407
535. Der wilde Jäger im Pöhlgrunde	407
536. Der wilde Jäger bei Plebschwitz	407
E 537. Das Wütenheer in der Parochie Grünberg	408
538. Der wilde Jäger zwischen Stangengrün und Hirschfeld	408
539. Das wütende Heer bei Weißbach	409
540. Das wütende Heer an der Ammlerstraße	409
541. Das wütende Heer bei Wiefenthal im oberen Erzgebirge	409
542. Erzgebirgische Wald- und Jagtteufel	410
L 543. Der wilde Jäger bei Waldheim	411
M 544. Reichbrod von Schrenkendorf als wilder Jäger	411
545. Hans Jagenteufel, der wilde Jäger bei Dresden	412
546. Der wilde Jäger im Bielatal	414
547. Der Mittagspuk am Großen Schirnstein	414
O 548. Die wilde Jagd an der Luchsenburg	415
549. Der Heidut in der Pulsnitzer Heide	416
550. Der alte Waldheger und Berndittrich, der wilde Jäger	418

	Seite
551. Der Panditrich bei Bischofswerda	419
552. Berndietrich in der Gegend von Neustadt.	419
553. Der wilde Jäger im Sebnitzer Walde und der Hans Wärten	420
554. Der wilde Jäger am Angstberge	420
555. Pan Dietrich am Baitenberge	421
556. Pan Dietrich, der wilde Jäger in der Süblausitz	423
557. Ahlburgs Grab auf dem Hohberge bei Sohland	424
558. Der Nachsjäger bei Hainewalde	425
559. Der tolle Junker. (Zittauer Sage)	425
560. Der wilde Ruprecht auf dem Hutberge	425
561. Blauhützel	426
562. Der wilde Jäger bei Löbau	426
563. Die Dfiwiza der Wenden.	427

IV. Riesen.

564. Die Riesenrippe zu Nossen	428
565. Die Riesenhand bei Leipzig	428
566. Die Riesensteine in der Nassau	429
567. Der Riesenfuß bei Bohmen	430
568. Das Kegelspiel der Riesen	430
569. Der Riese auf den Pfliezkowitzer Hügeln	431

V. Götter (germanische und slavische).

570. Das Herdabild bei Zwickau	432
571. Der Hausgott Hennil	432
572. Das Götzenbild auf der alten Brücke zu Grimma	433
573. Die Kriegsgöttin der Wenden	433
574. Der Flins bei Baugen	434
575. Czorneboh und Bieleboh	434

D. Teufelsjagen.

I. Der Teufel.

576. Die Teufelskammer in der Pfarre zu Brambach	439 V
577. Der Teufel als Fuhrmann	440
578. Der Teufel in der Rockenstube	441
579. Wirksame Kräuter gegen den Teufel	442
580. Der Teufel mahlt in der Zoitismühle	442
581. Einige Saufbrüder werden vom Teufel bestraft	444 E
582. Der Kirchbau in Crottendorf	444
583. Die Rahnemühle bei Buchholz	445
584. Der Höllenfürst führt den Gottesdienst zu Marienberg	446

	Seite
585. Wie der Teufel Schellerhau verlor	447
586. Der Satan setzt einem Bergmann hart zu	447
587. Der Teufel hört einen Bergmann beichten	448
588. Das Berggebäude „Turmhof“ bei Freiberg	448
589. Der Teufel holt einen verliebten Kleriker zu Freiberg	451
590. Die vom Teufel besessene Frau zu Freiberg	452
591. Der Teufel in der Talmühle bei Roßwein	453
592. Der Teufel plagt ein Mädchen zu Roßwein	455
593. Die Teufelskanzel in der Schloßkirche zu Chemnitz	457
L 594. Der Scheunenbau bei Mittweida	458
595. Die Teufelskirche bei Mittweida	459
596. Der Teufel holt einen Leisniger Gerber	460
597. Die Gule in Leipzig	460
598. Der Teufel entführt zu Leipzig eine Frau	461
M 599. Der Teufel im Beichtstuhle zu Oschatz	461
600. Der Teufelsgraben bei Kositz	462
601. Von Bischof Krafft's schrecklichem Ende	464
602. Teufels Fußtapse in der Dresdner Kreuzkirche	464
603. Die Teufelsmühle am Willischberge	465
604. Der Teufel zu Weesenstein	465
605. Der Teufel holt eine Bürgersfrau zu Pirna	466
606. Brautentführung durch den Teufel	466
O 607. Der Teufelstritt am Lehnshemmel bei Langburkersdorf	467
608. Der Teufelsstein und der Teufelsgrund im Weißbachgrunde	467
609. Die Teufelschmiede bei Nieder-Friedersdorf an der Spree	468
610. Der Teufel dreht fünf Fluchern den Hals um	470
611. Der Teufel will eine Jungfrau verführen	470
612. Der Kochjunge auf der Ortenburg	471
613. Die Blutflecken an der großen Mühle in Budissin	472
614. Der Schwarze und der Arme	472
615. Wie der Teufel in der Schlieferschenke gefessen hat	474
616. Der Teufel entführt einen Gotteslästerer durch die Luft	475
617. Der Teufelskeller in der Skala	476
618. Der Teufel flickt seine Hosen und schiebt Regel	476
619. Das Weib des Teufels	477
620. Der Teufel sät Junker	478
621. Der steinerne Frosch in Müllstrich	478
622. Der Teufelsstein bei Kamenz	479
623. Das Teufelskanapee bei Schwepnitz	480

II. Teufelsbündnisse. a) Hexen; b) Hexenmeister und Teufelsjünger.

	a.	
E 624. Die Zauber-Else zu Zwickau		481
625. Eine Heze wird erkannt		482
626. Das Fegeweib vom Ragenstein		482

	Seite
627. Die Hexen zu Schellenberg	483
628. Ein Hexenprozeß vor dem Leipziger Schöppenstuhl	483 L
629. Wie einer Hexenbutter geprüft hat	484
630. Die Zauber-Martha zu Wurzen	485
631. Die Weiltne zu Leisnig	485
632. Eine Heze wird zu Großenhain verbrannt	486 M
633. Eine Heze wird zu Dresden hingerichtet	487
634. Hexen werden zu Dresden „gerechtfertigt“	487
635. Der Kurfürsten Georg III. und IV. Bezauberung durch die Frau von Meitschütz	488
636. Eine Zauberin zu Pirna wird des Landes verwiesen	489 O
637. Der Hexenglaube in der Lausitz	490
638. Behezen des Milchviehs durch Melken am Stricke	490
639. Das behezte Mädchen in Zittau	492
640. Ein Bauhener Weib im Bunde mit dem Bösen	493
641. Verunglückte Bierhankehzererei	493
642. Eine Heze entweicht Hostien	493
b.	
643. Der alte Braubursche zu Brambach	494 V
644. Der kluge Kehr im Lohhaus bei Schilbach	495
645. Pumphut in der Burkhardsmühle	495
646. Pumphut im Bauerhause zu Wallengrün	497
647. Zacher Gocof	498
648. Der zauberkundige Wildddieb	499 E
649. Der Totengräber zu Geyer macht Pestpulver	499
650. Andere Pestmacher im Erzgebirge	500
651. Der böse Pfaffe von Mulda	501
652. Pumphut in der Beiermühle	502
653. Dr. Faust reitet auf dem Faß aus Auerbachs Keller	503 L
654. Der schwarze Bruno zu Leipzig	505
655. Der Grabstein des Ritters Hartas in der Leipziger Thomaskirche	506
656. Die Wettermacher zu Leipzig	506
657. Der Teufelsbeschwörer im Leipziger Universitätskarzer	507
658. Der Schatzgräber in der Angermühle zu Leipzig	508
659. Die Totengräber zu Großschöcher	511
660. Schlichtrieh, der Hexenmeister	512
661. Narr Hans zu Rochlitz	513
662. Die sechs Teufelskünstler in Leisnig	516
663. Ein Teufelsjünger wird zu Großenhain verbrannt	517 M
664. Die Sage vom goldenen Reiter zu Dresden	517
665. Ein Dresdner macht einen Bund mit dem Teufel	518
666. Pumphut in der Hummelmühle	521
667. Schwarzkünstler zu Pirna	521
668. Der Hexenmeister zu Rosenthal	522

	Seite
O 669. Der Neukircher Buschmüller	522
670. Die stummen Glocken und Pfarrer Klunge	524
671. Die steinernen Gäste	525
672. Die Zauberkünster in tausend Angsten	525
673. Pfarrer Klunges Verhängnis	530
674. Zaubereiprozeß in Hainewalde	531
675. Der Teufelsbeschwörer Pürsche in Zittau	532
676. Der kluge Mönch von Kamenz	533
677. Pfarrer Kaspar Dulichius zu Kamenz	534
678. Martin Pumphut in der Lausitz und der General Sybilski	535
679. Die Krabat-Sage	538

III. Zaubersagen.

V 680. Sage vom Feuersegen in Schönberg	551
681. Sage von dem Goldmacher im Neuendorfer Schlosse	551
682. Sage von einem weißen Vogel	552
683. Die unheimlichen Gäste zu Werda	553
684. Von alten Goldstücken in Treuen	554
685. Der unheilvolle Andreasabend	555
E 686. Orte, aus denen die Sperlinge verbannt sind	555
687. Der krumme Schuß in Zwickau	556
688. Wie die große Glocke in der Zwickauer Marienkirche ihre Stim- mung bekommen hat	556
689. Ein Herr von Arnim kann das Feuer versprechen	557
690. Der böse Graf von Wildenfels	557
691. Der Wechsellaler	557
692. Das Zauberbuch und die gespenstischen Krähen	558
693. Vom Festmachen der Speisen	559
694. Die verbannten Grillen zu Elterlein	559
695. Festgemachte werden von ihrem Wesen und ihrer geheimnisvollen Kraft befreit	560
696. Von dem an eine Stelle festgebannten Sohne zu Freiberg	560
697. Das Schmaßen der Toten in den Gräbern	562
698. Der Räuber Hartenkopf bei Zelle ist kugelfest	562
699. Der Feuerreiter zu Rössen	563
700. Die Wunderburg bei Rößwein	563
701. Dr. Fausts Höllenzwang	564
702. Das Zauberpferd bei Berthelsdorf	564
L 703. Die behexten Brote zu Falkenhain	565
704. Ein Pfaffe bannt einen Flüchtling	566
705. Festmachen hilft nichts	566
706. Die Pestmüller in Leipzig	567
707. Die seltsamen Bienen zu Leisnig	567
M 708. Die schmaßenden Toten zu Dschah	568

	Seite
709. Der versteinerte Mensch bei Diesbar	568
710. Die unerlöste Jungfrau am Burgwartsberge bei Pesterwitz	569
711. Die gefesselte Schlange im Willischberge	572
712. Ein Maurer findet einen Höllenzwang	573
713. Reise durch die Luft gelingt nicht	573
714. Der Pesthändler bei Pirna	573
715. Die steinerne Jungfrau auf dem Pfaffenstein	574
716. Goldammern und Ottern auf Hammergut Meidberg	575
717. Vom Heketaler	575
718. Über die Freimaurer	576
719. Die Braut auf dem Liliensteine	576
720. Die Schloßjungfrau zu Schandau	577 O
721. Eine Beerensucherin wird festgebannt	580
722. Förster und Schäfer verhegen sich	580
723. Ein Bursche „macht fest“ und wird dafür bestraft	581
724. Die Schlangen im Schloß zu Groß-Harthau	581
725. Die Zitation des heiligen Petrus	582
726. Der Freischuß	583
727. Mhlburgs Begräbnis	584
728. Der Wundervogel auf der Lausche	585
729. Der Amelisenberg	586
730. Der Kristallsarg im Rottmarberge	586
731. Das weiße Pferd zu Oßbau	588
732. Warum zu Sohra bei Baugen keine Sperltunge sind	588
733. Das Besprechen des Froschquakens	589
734. Scharfrichter Herrmann in Baugen	589
735. Feuerfegen zu Budissin	590
736. Der Zauberer auf dem Lechniker Berge	592
737. Der alte und der junge Zauberer	592
738. Ein schweres Begräbnis	594
739. Die Zigeuner und der Geizhals	594
740. Der Frosch bei Milkwitz	595

E. Wundersagen.

Wundersagen.

741. Der weiße Rabe zur Pestzeit	599 V
742. Sage vom heiligen Brunnen auf dem Kapellenberg	599
743. Die beiden Pappeln in Plauen	600
744. Sage vom Entstehen des Stelzenbaumes	600
745. Der wurzelschlagende Hirtenstab bei Stelzen	601
746. Die drei Linden bei Frankenhäusen	602 E
747. Der Galgenbaum bei Blankenhain	604

D*

	Seite
748. Die Felswiese bei Zwickau	605
749. Gottespfote bei Zwickau	607
750. Die Sage von dem Stücke vom Kreuze Christi in der Marien- kirche zu Zwickau	607
751. Ein Zeichen für die rechte Feier des heiligen Abendmahls	609
752. Die Wunderblume bei Blauenthal	609
753. Mönch und Kriegsknechte des Teufelssteins bei Lauter	610
754. Die Wunderblume des Teufelssteins bei Lauter	611
755. Der gute oder St. Annenbrunnen bei Niederzwinditz	612
756. Die Wünschelrute	614
757. Der Bernsbacher Heilbrunn verliert seine Kraft	616
758. Die Perlenschoten zu Wiesenthal	616
759. Die Totenhand zu Buchholz	617
760. Vögel sind Unglücksverkündiger	617
761. Die alte Vinde auf dem Gottesacker zu Annaberg	618
762. Der Fallsüchtige in der Kirche zu Annaberg	619
763. Das steinerne Herz im Schwarzwasser	620
764. Entdeckung eines Heilbrunnens zu Grumbach	621
765. Der Schlettenberg bei Marienberg	622
766. Der blutende Fuhrmanns-Böser	622
767. Der Traum auf Augustusburg	623
768. Kreuze fallen vom Himmel	624
769. Die Mordgrube zu Freiberg	624
770. Das Wundermehl bei Freiberg	625
771. Die Wallfahrt zur schönen Marie in Freiberg	626
772. Die Vögelgesellschaft zu Dittersbach	627
773. Der Gottesleugner zu Rössen	628
L 774. Die Sage vom Johannishospital zu Leipzig	628
775. Riechens Bäsche bei Schönefeld	630
776. Das Brautwehr bei Leipzig	631
777. Das Marienbild zu Eicha bei Naunhof	631
778. Die Wunderblume auf dem Tempel bei Grimma	632
779. Das blutende Brot zu Rochlitz	633
780. Totenhand verweist nicht	634
781. Erheuchelte Krankheit wird von Gott bestraft	634
782. Der Gesundbrunnen bei Döhlen	634
783. Ladung vor Gottes Gericht	635
784. Der Feuerborn zu Leisnig	635
785. Die bösen Söhne zu Leisnig	636
786. Die beiden wunderbaren Schlangen bei Leisnig	636
787. Vögel brennen Häuser an	636
M 788. Der heilige See bei Dommasth.	637
789. Allerhand Blutzeichen	637
790. Der Hahn in der Jakobskapelle zu Großenhain	639
791. Der Vogelberg bei Gräfenhain	640

	Seite
792. Ein hölzernes Bild des Erzengels Michael singt	640
793. Die Meißner Hungerrosen	641
794. Die Sagen vom Bischof Benno von Meissen	641
796. Die Entstehung der Kreuzkapelle zu Dresden	646
796. Ein Priester zu Dresden hat ein Gesicht	646
797. Der Queckbrunnen zu Dresden	647
798. Der heilige Brunnen bei Neuostra	647
799. Das Kreuzfig zu Döhlen	648
800. Das Panier des Ritters St. Georg zu Iharand	648
801. Das wundertätige Marienbild zu Fürstenau	649
802. Die Weidenrosen bei Hellen Dorf	650
803. Wunderbare Wegführung dreier Kinder	650
804. Der Gottestaler	651
805. Sage vom Honigstein	651
806. Der Rosenstock in der Kirche zu Pirna	652
807. Der Ertpeter zu Pirna	652
808. Der Muttergottesbrunnen bei Heidenau	653
809. Die Erbauung der Kirche zu Großröhrs Dorf	653
810. Der kräuterkundige Vogel	654 0
811. Der „Waldborn“ und die „schöne Maria“ zu Sebnitz	654
812. Die acht Linden auf der Göttingerhöhe bei Neustadt	655
813. Der Kinderengel beim Klunkerförster	655
814. Die Wunderpflanzen des Falkenberges	656
815. Farnsamen macht unsichtbar	657
816. Der Kinderengel zu Steinigt-Wolmsdorf	658
817. Das grüne Kreuz zu Weisa	658
818. Der Hungerbrunnen bei Döbzin	660
819. Die Wunderblume auf dem Schalksteine	661
820. Die gerettete Abtissin im Kloster Marienthal	661
821. Die Säule bei Marienthal	662
822. Von einem blutenden Totenknochen	662
823. Vom blutigen Brei zu Schönau a. d. E.	663
824. Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge	663
825. Noch eine Sage von der Wunderblume auf dem Löbauer Berge	665
826. Der falsche Schwur	666
827. Der Keuler zu Kreckwitz	667
828. Blutende Leiche verrät einen Mörder	668
829. Das Brunnlein in der Duborka	669
830. Der schwingende Kronleuchter in der Kirche zu Kreschwitz	670
831. Die heilige Maria von Rosenthal	670
832. Die Sühnungskapelle bei Rosenthal	671
833. Die Gebeine des heiligen Bernhard	671
834. Der Gotschdorfer Heilbrunnen	672
835. Der Hungerbrunnen zu Uhpst am Taucher	673
836. Der Gesundbrunnen in Geißmannsdorf	673

F. Schatzsagen.

I. Glockensagen.

	Seite
V 837. Sauglocken im sächsischen Vogtlande	677
838. Die Glocke zu Niebra	677
E 839. Die versunkene Glocke auf der Oberlungwitzer Kirche	678
840. Die Glocke von Jahnsgrün	678
841. Die große Glocke in Geyer	679
842. Ein Eber wühlt im Zellwalde bei Nossen zwei Glocken aus	679
M 843. Die Herkunft einer Förbergersdorfer Glocke	680
844. Die alte Glocke von Reinhardswalde	680
O 845. Versunkene Glocken im Totenteich bei Rugiswalde	681

II. Eigentliche Schatzsagen.

V 846. Der Schatz unter der Traumkiefer zu Stelzen	682
847. Die Geldstücke an dem Gemeindeberge bei Delsnitz	683
848. Der Schatz in der Strecke bei Delsnitz	684
849. Der Schatz im Steinbühel zu Oberhermsgrün	685
850. Der Schatz unter der Stundensäule am Hohen Steine	685
851. Schatzstelle zwischen Arngrün und Bärenloh	687
852. Die verruchten Schatzgräber zu Schöneck	687
853. Das Geldgewölbe bei Treuen	689
E 854. Die Räuberhöhle am Schafsteiche zu Glauchau	690
855. Die Braupfanne auf dem roten Berge bei Werbau	691
856. Der Schatz im Kiefrig bei Haslau	692
857. Der Schatz in der Loh bei Schöndau	693
858. Die goldene Kette vom weißen Fels im Hartensteiner Walde	693
859. Ein Berggeist betrügt einen Schatzgräber	694
860. Die unterbrochene Schatzgräbererei zu Schneeberg	695
861. Der goldene Hirsch auf dem Kuhberge	696
862. Schätze in der Steinwand bei Blauenthal	696
863. Kutter verwandeln sich in Geld	697
864. Der Schatz in der Klosterkirche zu Grünhain	697
865. Der Schatz im Vorwerk zu Elterlein	698
866. Der Schatzkeller am Bärenstein (Erzgebirge)	699
867. Der Schatzkeller im Scheibnerge	699
868. Der Geldkeller auf dem Greifensteine	700
869. Der Schatz auf dem Greifensteine sommert sich	701
870. Die Geyerschen Stadtpfeifer erblasen sich einen Schatz vom Greifensteine	702
871. Die Schätze von Oberlauterstein bei Zöblitz	703
872. Die Schätze der Burg Niederlauterstein bei Zöblitz	703
873. Die Schätze des ehemaligen Schlosses Voigtsdorf bei Sanda	704

	Seite
874. Der Schatz in der Ruine Rechenberg	705
875. Der Schatz auf dem Burgberge bei Mulda	705
876. Der Schatz auf dem Rodigberge bei Nossen	707
877. Der Schatz im Klosterbrunnen bei Marbach	707
878. Der Schatz im Zeisigwalde bei Chemnitz	707
879. Der Schatz im Schlosse Rabenstein	708
880. Der Schatz im Laurasteine	708
881. Die Jungferngrube auf dem Eichberge bei Waldheim	709 L
882. Der Schlüssel zu Gnandstein	710
883. Leipziger Schatzgeschichten	713
884. Ein Schatz rückt fort	714
885. Gespenster stören Schatzgräber	714
886. Der Gewinneberg bei Tauchau	715
887. Die bestrafte Schatzgräber zu Dörschnitz	717 M
888. Vergrabene Schätze in und bei Dresden	717
889. Der Schatz im Burgwartsberge	718
890. Der Schatz in der großen Mühle bei Rabenau	718
891. Der Schatz im Schlosse zu Rabenau	719
892. Der Franzosenschatz im Glasergrunde (Sächs. Schweiz)	719
893. Schatzsagen vom Lilienstein	720
894. Der Schatz in der Kirche zu Eschdorf	721
895. Der Schatz in den Teichwiesen bei Arnsdorf	722
896. Die vergrabene Kriegskasse im Karzwalde	723 O
897. Der Schatz im Kapellenberge bei Schmiedefeld	724
898. Ein Schatz glüht im Dämmerbüschel bei Berthelsdorf	726
899. Die Schatzgräber am Gohzdorfer Raubschloß	726
900. Der Schatz in der ehemaligen Lochfärbe zu Sebnitz	727
901. Die siebente Buche auf dem Gipfel des Waltenberges	728
902. Der Schatz in der Waltenburg	729
903. Die Goldgrotte auf dem Waltenberge	729
904. Ein Weizhals schläft sieben Jahre im Waltenberge	732
905. Der Schatz am Niederhofe zu Neukirch	733
906. Der Schatz im Kirschauer Raubschlosse	733
907. Die Schätze des Laubenberges	737
908. Die Braupfanne im Wacheberge bei Laubenheim	738
909. Der unterirdische Gang in Spremberg	739
910. Der Schatz auf dem Dybin	740
911. Der Schatz im langen Berge zu Grohhennersdorf	740
912. Der Schatz im Dittersbacher Berge auf dem Eigen	741
913. Der Schatz im Venusberge bei Ostritz	741
914. Der Geldkeller auf dem Böbauer Berge	742
915. Der vergrabene Schatz bei Böbau	746
916. Das Teufelsfenster am Czorneboh	746
917. Der Schatz in der Blösaer Schanze	747
918. Die Goldquelle zu Budistn	747

	Seite
919. Der Schatz in der Mönchskirche zu Budistín	748
920. Die Schätze des Stromberges bei Weißenberg	749
921. Der Hrodziško bei Kletn-Saubernitz	753
922. Der Zwergenschatz in Krabls Berge bei Prischwitz	753
923. Der Schatz am Hornitz-Radibor-Merkaer Kreuzwege	753
924. Der Zwergenschatz am Lugaer Rieselfeld	754
925. Die drei goldenen Kronen zu Neschwitz	755
926. Der Schatz auf dem Commerauer Berge bei Königswartha	756
927. Der Schatz auf dem Sibyllen- oder Hochsteine	756
928. Der Schatz auf dem Reinharbsberg bei Ramenz	757
929. Die Schatzkammer am Keulenberge	757

Zweites Teil.

Geschichtliche Fragen.

A. Landeszgeschichte.

I. Aus der Urzeit unseres Volkes.

930. Schwanbildis	763
931. Der Riese Einbeer zu Zwickau	763
932. Woher das Sprichwort stammt: Es bekommt ihm, wie das Hundeführen bis Bauzen	764
933. Untergang der Wenden am Wallberge bei Bischheim	764
934. Markgraf Gero tötet dreißig Wendenfürsten	765
935. Der Thronberg bei Ebendörfel	766
936. Die heutigen Wendenkönige	766
937. Sebnitz und Nichtenhain, alte heilige Orte der Slaven	767
938. Die Zaubereiche bei Großbuch	767
939. Der Tauffstein bei Oberkrinitz	768
940. Der Heidenbekehrer Arno von Würzburg wird bei Klaffenbach erschlagen	769

II. Aus religiösen Bewegungen.

941. Die Pfaffenklunst bei Nichtenhain	771
942. Der Ablaßkäse zu Wickershain	771
943. Das Paradies zu Zwickau	773
944. Dr. M. Luther vergilt einem Bergmanne zu Altenberg Böses mit Gutem	773
945. Die Lutherklinde in Ringethal	774
946. Der Pfaffenstein bei Lauenhain	775

	Seite
947. Das Mönchskalb zu Freiberg	775
948. Klosterfage aus Gottleuba	776
949. Die Gegenreformation von Radibor	777
950. Dem calvinistischen Prediger Steinbach steht der Teufel bei	777

III. Aus Kriegsnöten.

951. Die tapferen Weiber von Meißen	779
952. Ein Freiburger Bürger rettet Markgraf Friedrich dem Freidigen das Leben	780
953. Friedrich der Freidige als Landflüchtiger und der Hirt	780
954. Der treue Haberberger von Freiberg	781
955. Die Sage von der Schlacht bei Lucka	782
956. Markgraf Diezmann, sein getreuer Knappe und das Hufeisen an der Nikolaikirche zu Leipzig	782
957. Das Mönchsbild in der Paulinerkirche	784
958. Das Blutbad auf dem alten Schlosse zu Plauen	784
959. Das Kreuz und der Kelch bei Wolkenstein	785
960. Ein Ritter von Schönberg wird von den Hussiten gejagt	786
961. Die vierzehn Nothelfer bei Gottleuba	786
962. Die Hussiten in Neukirch	787
963. Das steinerne Kreuz auf dem Markte zu Großenhennersdorf	788
964. Die St. Michaeliskirche zu Budissin	788
965. Das Forstfest zu Kamenz	789
966. Der treue Rat von Freiberg	790
967. Hertha von der Planitz rettet die Kirche zu Deberan	791
968. Der Totenweinbach	792
969. Die Sage vom Kuhstalle bei Lichtenhain	792
970. Die sechs Brüder bei Geyer	798
971. Ein Traum verkündet Freibergs Befreiung von den Schweden	794
972. Das Vesperlied zu Pegau	794
973. Der Trompeter in Crimmitschau	795
974. Der irreführte Soldat	795

IV. Aus Fehdetagen.

975. Das Ostriger Rathaus und die tapferen Nonnen	797
976. Wunderzeichen und Traumgesichte vor dem Prinzenraube	798
977. Die Eichen bei Callenberg	799
978. Die Prinzenkleider in der Kirche zu Ebersdorf	800
979. Der Kretscham und Fürstendrunnen bei Neudorf an der Söhma	800
980. Die treue Frau zu Kriebstein	801
981. Der böse Gecko von Lauenstein	801
982. Der Adelstanz auf dem Dresdener Rathause und der Untergang der Dohnas	802

V. Aus den Tagen der Pest.

	Seite
983. Woburch in Freiberg die Pest einzieht.	804
984. Die Turmpflegerstochter zu Pirna	804
985. Die Pest kommt nach Wehlen	806
986. Die Pest in der oberen Sächsischen Schweiz	806
987. Breitenau wird durch die Pest entvölkert	806
988. Die Pest in den Dörfern um Zwickau	806
989. Wen die Pest in Ringenhain übrigließ	807
990. Von der Wallfahrt zum Marienbilde in Sulowitz	807
991. Großhartmannsdorf wird durch die Zeitheide von der Pest ver- schont	807

B. Ortsgeschichte.

I. Aetiologische Sagen. (Gründung und Benennung von Orten.)

V	992. Die Entstehung von Schöneck	811
	993. Der Ursprung des Schlosses Wolgitzberg	812
	994. Die Entstehung von Plauen	813
	995. Sage von der Gründung Neundorfs	813
	996. Gründung und Name des Dorfes Rodewisch	814
	997. Mefros Bildnis in der Albraer Kirche	816
E	998. Ursprung des Ortsnamens Kemse	816
	999. Die Räuberburgen „Mutter“ und „Sohn“ (bei Frankenhäusen)	816
	1000. Die Entstehung von Werdau	818
	1001. Der frühere Name von Lichtenstein	819
	1002. Von dem Namen des Dorfes Ursprung	819
	1003. Der Ursprung der Stadt Zwickau	819
	1004. Woher der Name Silberstraße kommt	820
	1005. Ursprung des Namens Racemmühle in Schneeberg	821
	1006. Der Bock von Bockau	821
	1007. Der Ursprung des Namens Eibenstock	822
	1008. Der Ursprung des Dorfes Waschleite bei Schwarzenberg	822
	1009. Woher der Name Crottendorf stammt	823
	1010. Ursprung und Name von Elterlein	823
	1011. Gründung und Name der Stadt Geyer	824
	1012. Von dem Namen der Stadt Marienberg	824
	1013. Ursprung des Ortsnamens Reizenhain	825
	1014. Ursprung des Namens der Stadt Frauenstein	825
	1015. Das Buttertöpfchen bei Frauenstein	826
	1016. Die Entstehung der Halsbrücke bei Freiberg	827
	1017. Die Stiftung des Klosters Altenzelle	827
	1018. Ursprung der Stadt Deberan	828

	Seite
1019. Der Ursprung der Namen Schellenberg, Bichtenwalde und Neufesorge	829
1020. Ursprung der Stadt Mittweida	829 L
1021. Der Volksname von Geringswalde	830
1022. Der Name des Dorfes Westwitz (Wists)	830
1023. Der Hahnberg und der Hahnborn zu Leisnig	831
1024. Der Ursprung von Leipzig und seinen Linden	832
1025. Der Ursprung des Namens Auelesien in Leipzig	833 M
1026. Der Name der Stadt Dschaz	834
1027. Ursprung des Namens der Kagenhäuser	834
1028. Ursprung der Stadt Großenhain	835
1029. Die Gründung des Schlosses Hirschstein	835
1030. Der Name des Dorfes Bichtenberg bei Pulsnitz	836
1031. Woher die Eichhart ihren Namen hat	836
1032. Wie die Grillenburg entstand	837
1033. Die Entstehung von Dippoldiswalde	838
1034. Der Ursprung des Schlosses Bärenstein	839
1035. Der Ursprung von Pirna	840
1036. Der Ursprung des Namens Schandau	840 O
1037. Der Name Bischofswerda	841
1038. Wie der Butterberg bei Bischofswerda seinen Namen erhielt	841
1039. Die feindlichen Brüder Valentin und Rupprecht	841
1040. Wie der Pichow seinen Namen erhielt	842
1041. Entstehung des Namens Jrgersdorf	842
1042. Entstehung des Namens Ringenhain	842
1043. Die Gründung des Dorfes Weisa	843
1044. Der Name Sohland	843
1045. Das Mönchskloster zu Sohland a. d. Spree	843
1046. Der Semperstein	844
1047. Der Hutberg bei Bernstadt	844
1048. Der Eigen	845
1049. Sage von der Gründung Oßbaus	845
1050. Die Entstehung des Namens (Groß-)Postwitz	846
1051. Der Pimpusberg bei Oßschütz	847
1052. Der Trom- oder Thronberg und die Baugener Wasserkunst	847
1053. Von der Entstehung des Namens Budissin	848
1054. Die Lauengasse zu Budissin	849
1055. Der Prottschenberg bei Budissin	849
1056. Dehna	849
1057. Die Grinzahöhe bei Kreckwitz	850
1058. Entstehung des Ortsnames Baruth	850
1059. Entstehung des Dörfchens Neu-Opitz	851
1060. Woher das Dorf Neschwitz seinen Namen hat	851
1061. Wie der Ort Saritsch zu seinem Namen kam	852
1062. Wie das Dörfchen Parostensa (Alte Ziegelscheune) bei Kuckau seinen Namen erhielt	853

	Seite
1063. Die Gründung des Klosters Marienstern	858
1064. Entstehung der Stadt Königsbrück	854

II. a) Bergbau sagen. b) Walen sagen.

a.

E 1065. Wie das Schneeberger Silberbergwerk entdeckt wird	855
1066. Ein Pferd entdeckt die Silbererze des St. Georg in Schneeberg	857
1067. Die Grundsteinlegung der St. Wolfgangskirche in Schneeberg	857
1068. Das verschworene Bergwerk zu Schneeberg	858
1069. Glockengeldute verkündet neue Anbrüche	858
1070. Die Zellerhäuser bei Wiesenthal	859
1071. Der reiche Fund oder die Kutte bei Elterlein	860
1072. Ein Meyersdorfer Bauer findet reiche Erzgänge	861
1073. Die Kapelle zu Frohnau	861
1074. Der Anfang des Bergwerks am Schreckenberge bei Annaberg	862
1075. Der Traum Daniel Knappes	862
1076. Der Fronleichnamstollen bei Annaberg	865
1077. Brennende Bergwitterung zeigt Erze an	866
1078. Prophezeiung vom Bergwerk zu Wärenstein	866
1079. Die Dreibrüderhöhe bei Marienberg	868
1080. Das verschwundene Bergwerk im Theesenwalde	869
1081. Der Ursprung des Bergstädtchens Brand	871
1082. Der Zwitterstock zu Altenberg wird fündig	872
1083. Der große Bergsturz zu Altenberg	873
1084. Entdeckung der Freiburger Silbererze	874
1085. Die Stellen, wo in Freiberg das erste Bergwerk fündig wurde	875
1086. Der Anfang der Stadt Freiberg	875
1087. Ursprung der Bergwerke bei Kossen	876
L 1088. Der Bergbau bei Leisnig	876
M 1089. Die Entdeckung des Silberbergwerks zu Scharfenberg	877
1090. Die Entdeckung des Pottschappeler Steinkohlenlagers	877
1091. Der Untergang der Grube zu Höckendorf	878
1092. Das verfluchte Silberbergwerk im Prießnitzgrunde	879
O 1093. Bergbau zu Böbau	879

b.

1094. Sage von der Goldgrube auf dem Kapellenberg	879
1095. Die Walen im Erzgebirge und Vogtlande	880
1096. Die Walen in Werbau	888
1097. Der Erzreichtum des Plauenschen Grundes bei Dresden	889
1098. Der gastfreundliche Venediger	891
1099. Die Goldstampe am Vorlasbache	892
1100. Das goldene Lamm	893

	Seite
1101. Walenberichte über die Sächsische Schweiz, das Erzgebirge und das Vogtland	894
1102. Zwei Walenberichte über das Meißener Hochland	906
1103. Bischofsstab und Entenplatze	909

III. Sprungfagen und Ahyliches.

1104. Der Alanensprung bei Planschwitz	910
1105. Der rote Stein auf der Kirchgasse zu Annaberg	910
1106. Der Rittersprung bei Marienberg	911
1107. Sage vom Schloß Lauterstein bei Zöblitz	911
1108. Harras, der kühne Springer	912
1109. Der Ritter St. Georg zu Klauenhain	913
1110. Der Fahrenträger zu Scharfenberg	913
1111. Der Trompeterfelsen bei Seifersdorf	914
1112. Das Kreuz auf dem Bärensteine	914
1113. Der Jungfernsprung auf dem Dybin	915
1114. Der Dutschman zu Budissin	916
<hr/>	
1115. Der Rockenstein bei Schönheitderhammer	916
1116. Der Kurrendknabe zu Geithain	917
1117. Das Fagenbette auf dem Königsteine	917

IV. Steinkreuzfagen u. dgl.

1118. Sage vom steinernen Kreuz auf der Höhe zwischen Ober- und Unterbrambach	919	V
1119. Sage vom steinernen Kreuz bei Hohendorf	920	
1120. Der Rainstein bei Eschenbach	921	
1121. Der Lauffstein zu Pechtelsgrün	921	
1122. Der Stein zu Waldkärchen	921	
1123. Der Stein mit dem Kreuze in Bärenwalde	922	E
1124. Die zwei Messer zu Eibenstock	922	
1125. Der Friedensstein am Streitwald	922	
1126. Die drei Kreuze bei Brand	923	
1127. Das Steinkreuz am Wege von Wechselburg nach dem Rochlitzer Berge	924	L
1128. Das Rad in der Kirche zu Schweta	924	
1129. Die drei Kreuze vor dem Hospitaltore zu Oschatz	927	M
1130. Die sieben Martersäulen zu Hückendorf	927	
1131. Die „Sense“ im tiefen Grunde bei Hohnstein	928	O
1132. Sage von den Steinringen zu Zittau	928	
1133. Das Kreuz am Wege zur Königsmühle in Bauzen	929	
1134. Das Kreuz mit dem Mühlrade bei Dehna	929	
1135. Die drei Steinkreuze bei Luga	930	
1136. Das Kreuz am Elstraer Wege bei Kamenz	930	

	Seite
1137. Die drei Kreuze zu Ramenz	931
1138. Der einsame Stein bei Ramenz	931
1139. Das Kreuz bei Schwoosdorf	932

V. Bauſagen.

1140. Das Menſchengerippe in einem Pfeiler der alten Michaeliskirche zu Urdorf	933
1141. Das Wehr an der Joizmühle	933
1142. Die St. Blaſiuskirche zu Niedergwödnitz	934
1143. Das Blutopfer des Baumeiſters der Kirche zu St. Jakob in Chemnitz	934
1144. Die Domkanzel zu Freiberg	935
1145. Die Erbauung der Kunigundenkirche zu Rochlitz	935
1146. Die Bettelmannskirche zu Meißen	936
1147. Vom Brückenmännchen zu Dresden	938
1148. Der Schloßbau zu Gaußig	939
1149. Die unglückliche Wette in Zittau	939

VI. Handwerksſagen u. dgl.

1150. Warum in Zwickau kein Kürſchner zum Ratsſtand gezogen wurde	940
1151. Chriſtoph Schürer in Schneeberg, der Erfinder des Kobaltblau	940
1152. Die Erfindung des Spitzknechtſpinnens	943
1153. Die Entſtehung des Freiburger Gebäcks: Der Bauerhaſe	943
1154. Wie die Babuſchen nach Groitzſch gekommen ſind	944
1155. Der große Topf zu Penig	945
1156. Ein altes Recht der Löpfer von Dippoldiswalde	945
1157. Das Recht der Dohnaiſchen Fleiſcher in Dresden	946
1158. Der freie Brot- und Mehlhandel von Lockwitz nach Dresden	947
1159. Dieß Grünrad, der tapfere Tuchmacher zu Großenhain	947

VII. Spottſagen.

1160. Wie Meerane ehemals in üblen Ruſe geſtanden hat	949
1161. Von der Klugheit der Hauptmannsgrüner	950
1162. Wie die Ebelsbrunner den Mond fangen wollten	950
1163. Der bedrohte Mond am Auersberge	950
1164. Der Kirchturm zu Siebenlehn	951
1165. Einſettige Leute in Sachſen	951
1166. Die ehemalige Stadtmauer von Neuſtadt	951
1167. Der Pußkauer Ziegeltob	952
1168. Die Sonnenuhr zu Weißenberg	952
1169. Die Weißenberger Butterſchnitte	952

	Seite
1170. Der große Wind in Weitzenberg	953
1171. Der Dubringer Schulze	954
1172. Die Ramenzer Kafen	955

VIII. Verschiedenes.

1173. Wie Plauen an Sachsen kam	956
1174. Das Hufeisen zu Plauen	956
1175. Die Glocken zu Elsterberg	957
1176. Die frühere Größe und Bedeutung der Stadt Meerane	957
1177. Sprüche von der Stadt Freiberg	958
1178. Die Heilige Brücke bei Leipzig	958
1179. Die Mönchstaufe zu Wechselburg	959
1180. Der schwarze Herrgott zu Dresden	960
1181. Das Bäcker mädchen zu Pirna	960
1182. Die silbernen Särge in Friedrichswalbe	961
1183. Lederne Brücken in Sachsen	961
1184. Die Ringenhainer Brettmühle	962
1185. Das Königsholz bei Zittau	962
1186. Was das Rennen nach dem Semper bedeutet	963
1187. Woher das Sprichwort kommt: Zu Bauzen hängt man die Diebe zweimal	964

C. Familiengeschichte.

I. Geschlechter-, Helden- und Schildsagen.

1188. Das Bestehen des Hauses Sachsen	969
1189. Von Markgraf Dietrich, wie er den Papst erschreckte und des Kaisers Ehre rettete	969
1190. Wie Markgraf Heinrich der Erlauchte zu dem Beinamen „Hammer“ gekommen ist	970
1191. Wie die Raute in das sächsische Wappenschild gelangte	970
1192. Wie Graf Wiprecht von Groitzsch mit dem Kaiser nach Welsch- land zieht	971
1193. Wie durch Wiprecht Rom erobert wird	972
1194. Wie Wiprecht mit einem Löwen kämpft und den Kaiser schilt	972
1195. Wie Wiprecht fromm wird und das Kloster Pegau gründet	974
1196. Die Eiche bei Hartenstein	975
1197. Der Wappenschild der Schönburge	975
1198. Der Ursprung des Namens Reuß	976
1199. Warum die Fürsten Reuß den einzigen Laufnamen Heinrich führen	977
1200. Das Geschlecht von Arnim	978
1201. Der Ritter von Bärenstein und der Löwe	978

	Seite
1202. Das Wappen der Biberstein und der Ischammer	979
1203. Das Wappen der Bienewitz	980
1204. Woher die Birken von der Duba ihren Namen haben	981
1205. Warum die Familie von Bünau nur drei bestimmte Taufnamen gebraucht und woher ihr Wappen rührt	981
1206. Wie die Familie von Bünau einst in den Besitz von Proffen gekommen ist	982
1207. Der Ursprung der Carlowitz	983
1208. Von dem Ursprunge des Geschlechtes von Einsiedel	984
1209. Conrad von Einsiedel auf Gnandstein	986
1210. Woher die von Ende ihren Namen haben	987
1211. Das Wappen der Herren von Gersdorf	987
1212. Die Herren von Hartitzsch	988
1213. Das Wappen der Haugwitz	989
1214. Der Ursprung des Geschlechtes der Herren von Leipziger	990
1215. Das Wappen der Herren von Böben	990
1216. Woher das Geschlecht derer von Böser seinen Namen erhalten hat	991
1217. Das Geschlecht von Büttichau	992
1218. Das Wappen der Nostitz	992
1219. Das Wappen derer von Oppel	993
1220. Wie das Geschlecht derer von Pflug zu seinem Namen gekommen ist	993
1221. Wie die Herren von Römer zu Zwickau zu ihrem Wappen gekommen sind	995
1222. Woher das Wappen derer von Schönberg entstanden ist	997
1223. Das Wappen der Seidlitz	997
1224. Ursprung des Namens der Freiherrn von Ungnad	998
1225. Das Wappen der Zedlitz	999

II. Sagen über einzelne Personen.

1226. Der dankbare Schuldner	1000
1227. Rudolf von Habsburg in Baruth	1001
1228. Maximilian II. im Tharander Walde in Lebensgefahr	1002
1229. Der Stierschlag Augusts des Starken bei Reichenbach	1002
1230. Vom heiligen Beneda	1004
1231. Warum der Meißner Weihbischof Dietrich zu Hartha begraben ist	1004
1232. Peter Bucher, ein Barbier von Pirna, wird Erzbischof von Mainz	1005
1233. Der Mönch Antonius mit seinem Schweine	1006
1234. Der Edelmann mit der schwarzen Halschnur zu Harthau	1006
1235. Die Gräfin Kielmannsegge	1007
1236. Warum ein Dresdner Scharfrichter geabelt worden ist und den Namen von Dreißigacker bekommen hat	1010
1237. Der Schenkwirt zu Postwitz	1011

Dritter Teil.

Romantische (literarische) Sagen.

Romantische (literarische) Sagen.

	Seite
1238. Sage vom Galgenberg bei Brambach	1017 V
1239. Sage von der Kapelle am Kapellenberge	1018
1240. Die goldene Tafel	1020
1241. Sage vom Fürstensaale in Neundorf	1021
1242. Sage vom hohen Stein bei Erlbach	1024
1243. Die Sage vom Schneckenstein	1025
1244. Die drei Jungfrauen und die Schätze des Borberges bei Kirch- berg (Zwickau)	1027 E
1245. Der Nonnenfelsen bei Erlabrunn im Schwarzwassertale	1031
1246. Der Ottenstein bei Schwarzenberg	1034
1247. Die Jungfrau vom Pöhlberge	1035
1248. Das Schloßfräulein vom Greifenstein	1036
1249. Der Rätelstein bei Annaberg	1038
1250. Die lange Schicht zu Ehrenfriedersdorf	1042
1251. Die „Frühmesse“ im Pöschpautale	1044
1252. Vom flinken Knecht zu Rechenberg	1046
1253. Das Goldschiffchen in der Kirche zu Ebersdorf	1049
1254. Die Bettfahrt nach Ebersdorf	1050
1255. Die Sage von dem Liebchenstein bei Penig	1052
1256. Das Hufeisen an der Nikolaikirche zu Leipzig	1054 L
1257. Die Funkenburg zu Leipzig	1055
1258. Der Totenborn zu Weisnig	1056
1259. Miescos Eiche	1057 M
1260. Der Katharinenstein bei Lauenstein	1063
1261. Die Sage von der Mordgrundbrücke	1066
1262. Die Zerstörung von Helfenstein	1067
1263. Der Nonnenstein bei Weißig	1069
1264. Der Singstein bei Postelwitz	1070 O
1265. Das Sensenduell im tiefen Grunde bei Hohnstein	1072
1266. Der Sterndeuter im Gockdorfer Raubschloß	1073
1267. Das Weikchen vom Czorneboh	1075
1268. Die Totenlinde zu Ahyst am Taucher	1075

Erster Teil.
Mythische Sagen.



A. Seelensagen.

RSW

I. Körper und Seele.

1. Das Geistauswandern.

Dr. Pflk, im „Sächf. Erzähler“ (Bischofswerda), Belletr. Beilage vom
18. Aug. 1894.

Im 18. Jahrhunderte lebte in Oberneukirch ein berühmter Arzt. Dr. Weizmann war sein Name. Weither aus Sachsen und Böhmen kamen Leidende zu ihm und fanden Genesung unter seiner geschickten Behandlung. Sein Sohn hatte ebenfalls den ärztlichen Beruf erwählt und wurde später des Vaters Nachfolger. Noch heute erinnert an diese Familie der Name einer Häusergruppe in Oberneukirch, die „Weizmannshäuser“. Von dem alten Weizmann nun geht die Sage, daß er mehr gekonnt habe, als Brot essen. Man erzählt, er hätte in verzweifeltten Fällen den Geist seiner Patienten aus dem Körper auswandern lassen, damit derselbe im Schattenreiche sich Kunde von dem glücklichen oder tödlichen Ausgange der Krankheit erholte.

So lag einst eine Wöchnerin schwerkrank, nach menschlichem Ermessen vielleicht hoffnungslos, darnieder. Weizmann wurde an ihr Lager gerufen. Er erkannte sofort die Größe der Gefahr, zögerte jedoch mit der Verordnung von Arzneien, da er sich vorher erst versichern wollte, ob die Frau am Leben erhalten werden könnte oder nicht. Er befahl zunächst den Angehörigen der Kranken, jedwedes Geräusch sorgsam zu vermeiden. Vollständige Stille mußte in Haus und Hof einkehren. Das Vieh aus dem Stalle und selbst der Kettenhund wurde fortgeführt, damit kein Laut die Ruhe störte. Dann setzte sich Weizmann an das Bett der Kranken und hieß alle übrigen das Zimmer verlassen. Die Leidende hob jetzt an: „Herr Doktor, muß ich denn wirklich sterben? Gibt's keine Rettung mehr für mich?“ Der Arzt erwiderte: „Bei Gott ist kein Ding

unmöglich. Ich weiß aber nicht, wie es seine Vorsehung beschlossen hat. Wollt Ihr's gern erfahren, so mühtet Ihr es selber erforschen; ich könnte Euch wohl dazu behülflich sein. Meine Kunst vermag Euren Geist auf eine kurze Spanne Zeit von der irdischen Hülle des Körpers loszulösen, auswandern zu lassen, wie man sagt, in das Nebelreich des Jenseits. Seid ohne Furcht, und wagt den Gang! Eure Seele kehrt gewiß noch einmal zurück in ihre körperliche Behausung. Ich werde hier an Eurem Bette warten, bis dies geschieht. Es wird nicht ganz ein Stündchen währen. Gebt aber wohl acht darauf, wer Euch in den Gefilden des Schattenlandes begegnen wird und merkt Euch besonders die Mienen der Vorübergehenden!" Die Frau wollte etwas dagegen einwenden, da sie ein Zagen beschlich; doch schon murmelte der Arzt eine lateinische Formel und strich mit der Hand über ihre Augenlider, welche sogleich geschlossen blieben. Die Atemzüge der Kranken stockten, ihr Herzschlag hörte auf, sie lag im Bett einer Leiche gleich, starr und regungslos. Ruhig den Blick auf sie gerichtet und ihren Puls in der Hand verharrete Weizmann auf dem Stuhle. Nach ungefähr einer Stunde hob sich wiederum leise der Busen der Kranken. Das Leben kehrte zurück. Sie schlug die Augen auf. Weizmanns erste Frage an die Erwachte war: „Wen habt Ihr gesehen?“ „Sie allein, Herr Doktor, sind mir begegnet, sonst niemand“, entgegnete die Frau. „Wie sah mein Angesicht aus, freundlich oder trübe?“ forschte der Arzt weiter. „Sie blickten mich sehr fröhlich an!“ „Dann haben wir gewonnen. Danket's dem Himmel, Ihr werdet die Gesundheit wieder erlangen!“ versetzte Weizmann.

Und sein Trost bewährte sich. Schon nach kurzer Frist genas die Wöchnerin.

2. Die schlafende Wöchnerin.

Mündlich.

In Lichtenhain waren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Rockenstuben noch sehr fleißig besucht. Damals lebte im Dorfe ein junges Mädchen, die immer vor den anderen in dem betreffenden Hause sich einfand und dann für eine kurze Zeit in einen tiefen Schlummer verfiel, als ob sie „mausetot“ wäre. Sie verbot es aber allen aufs strengste, sie zu wecken. Nun war im selben

Orte ein übermütiger junger Bursche; der wagte es eines Abends, als sie wieder, auf den Tisch gestützt, schlief, sie ziemlich derb anzustoßen. Wie erschrakten alle Anwesenden, als statt ihrer Freundin die leeren Kleider in die Stube fielen! Da plötzlich klopfte es ängstlich ans Fenster und draußen stand das bewußte Mädchen nackend und frierend und bat flehentlich um seine Kleidung. Es war nämlich in diesem Zustande durch das Banfenloch auf die Tenne herabgestürzt.

3. Eine Magd erblickt ihren verreissten Herrn.

Gräße, Bd. I, Nr. 84; J. Chr. Sichel, Nachrichten von Poltergeistern und gespenstlichen Erscheinungen. Queblinburg 1761. N. N. 8°. Teil II, S. 74 ff.

In einem in der Nähe von Meissen gelegenen Städtchen wohnte vor einiger Zeit ein Rechnungsführer, Namens Conradi. Ob nun gleich dieser Mann eines Tages in Geschäften für mehrere Tage nach Dresden verreist war, ist doch die Magd in seine Stube gegangen, um daselbst aufzuräumen, damit er bei seiner Rückkehr alles in Ordnung fände. Beim Öffnen der Stubentür sieht sie ihren Herrn am Tische im Schlafrocke sitzen und schreiben, erschrickt aber bei solchem unverhofften Anblicke furchtbar und tritt sprachlos zurück, macht auch die Türe ganz leise zu und läuft die Treppe hinunter, um ihrer Frau die ihr zugestohene Neuigkeit zu hinterbringen. Sie sagt also: ich habe gedacht, unser Herr wäre verreist, und kam hinauf in die Stube und wollte solche auskehren, da sah er in seinem Schlafrocke und schrieb. Die Hausfrau wunderte sich hierüber und sprach: du bist nicht klug, du weißt ja, daß mein Mann verreist und noch nicht wieder nach Hause gekommen ist! Die Magd aber schwur dazu und sagte: ich werde ja wohl meinen Herrn kennen, er ist ganz gewiß oben und schreibt! Sie bittet dann die Hausfrau, eilends mit hinauf zu gehen, da werde sie ihn sehen. Diese tat es auch, ging mit hinauf, machte die Stube auf und sah hinein; da stand aber der leere Stuhl da und niemand sah darauf. Hierüber hat sich aber die Magd nicht genug wundern können, daß ihr Herr nicht mehr da war, da sie ihn doch vor kaum einer Viertelstunde an diesem Orte mit ihren Augen gesehen hatte.

4. Das Gesicht des Rittergutspächters zu Seuben.

Gräße, Bd. I, Nr. 330; Sichel, a. a. D. Teil II, S. 71 ff.

In dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts machte eines Morgens um 6 Uhr der Pächter des Rittergutes Seuben bei Dschag nach seiner Gewohnheit aus dem Herrenhofs, der ringsherum mit einem starken Wassergraben versehen war, einen Spaziergang durch die daselbst befindliche anmutige Baumallee über die nach der linken Seite hin gelegene Wiese bis zu einem schmalen Stege, welcher sich über dem nach dem Dorfe führenden Wassergraben befand und ohngefähr einen Büchschuß vom Rittergut entfernt war. Da erblickt er nicht gar weit davon ein ihm nach dem Stege zu entgegenkommendes Frauenzimmer von feiner Gestalt, etwas hagerer, langer Statur und dabei in einer ihm wohlbekannten Kleidung. Er eilt ihr also entgegen, weil er nach allen Umständen es für gewiß hielt, daß diese seine in der Stadt Mühlberg an einen dasigen Gelehrten verheiratete Tochter sei. Er schlug demnach vor Freuden in die Hände, und rief ihr zu: wo kömmtst du her, liebe Tochter? Sie lächelte ihn gleichfalls mit freudiger Miene an, gab aber keine Antwort von sich. Indem er nun über den schmalen Steg geht, ihr die Hand zu reichen, und sie über denselben zu führen gedachte, weil es eben geregnet hatte und auf dem Wege noch glatt war, verschwand sie, ehe er noch über den Steg gelangte, vor seinen Augen, worüber er auf einmal traurig ward, nach Hause eilte und den Seinigen mit bekümmelter Miene das Vorgefallene erzählte. Weil er nun glaubte, daß seine Tochter wahrscheinlich krank darniederliege, ruhte er nicht eher, als bis er am folgenden Tage nach Mühlberg reiste und sich selbst von ihrem Befinden überzeugen konnte. Als er aber bei ihr anlangte, fand er sie gesund und wohl, sie sagte indes, als er ihr erzählte, was ihm auf dem genannten Wege begegnet sei, sie habe gestern morgen gerade recht fleißig an ihn gedacht und sich nach Hause gesehnt. Darauf hat er sie von da abgeholt und mit nach Hause genommen. Die wunderbare Vision aber hat obgedachter Hauslehrer Sichel aus seinem eigenen Munde gehört.

5. Der Doppelgänger zu Wiefenthal.

Gräße, Bd. I, Nr. 500; Flader, Wiefenthälisches Ehrengedächtnis.
Waldburg 1719. 8°. S. 108 ff.

Im Jahre 1709 ist ein kurfürstlicher Geleitseinnnehmer, Namens A. L., in gewissen Angelegenheiten verreist; da er nun wenigstens zwanzig Meilen von Hause aus entfernt ist, so sieht sein damaliges Hausmädchen, da sie am Abend gegen 5 Uhr von ihrer Frau in ihre Schlafkammer geschickt wird, ihn von ohngefähr in seinem Bette liegen und meint, er sei ohne ihr Wissen nach Hause zurückgekehrt. Sie fragt also die Frau: ist der Herr nach Hause gekommen? Diese antwortet aber: du wirst ihn ja sehen. Daher hat sie sich weiter nicht darum gekümmert. Nachdem nun die Frau selbst des Nachts gegen 12 Uhr schlafen geht, erblickt diese ihn ebenfalls in ihrem Bette, da er sich denn gerührt, daß es davon geknistert und das Bett ein wenig von sich geschlagen. Welches sie bewegt, daß sie unten um das Bett herumgegangen und ihn angededet hat: ei, mein Kind, wie bist du denn hier? Hast du mich doch erschreckt! Da er denn die Beine hinausgeschlagen, aus dem Bette gefahren und unter das Dach, so sich in der Schlafkammer findet, gekrochen, auch daselbst plötzlich verschwunden ist. Die Frau hat sich nun zwar ins Bett gelegt, aber vor großem Schreck die ganze Nacht nicht schlafen können, weil sie nicht gewußt, wie es zugehe, daß sie ihren Mann, der so viele Meilen entfernt war, habe sehen können. Sie hat aber fleißig gebetet, der Herr wolle sie vor Anfechtung bewahren. Als ihr Mann nun wieder nach Hause gekommen, hat er erzählt, er sei an jenem Tage gerade bei einem Jäger gewesen, der ihn sehr wohl traktiert und mit Braten, Kuchen und Wein bestens bewirtet; da habe er immer an seine Frau gedacht und gewünscht, daß sie solches auch mit genießen möge.

6. Der Scheibebergische verstellte Bergmann.

Poeschel, Aber Chr. Lehmanns Kriegschronik usw. Grimma 1889, S. 38.
Nach Chr. Lehmanns Collectanea autographa.

Anno 1556 fuhr Hans Fischer, ein Steiger, zum Scheibeberg an und ehe er abends Schicht macht, kommt ein Unrechter in seiner Gestalt heim zu seinem Weibe, legt das „Gezeihe“ nieder und setzt

sich an den Tisch. Die Frau fragt: Hans, wollt Ihr essen? Er sagt nichts, daß das Weib nicht weiß, wie sie mit ihm d'ran ist. In einer Viertelstunde kommt der rechte Mann, und der am Tische verschwindet. Ex ore filii sui.

7. Das Spektrum auf der Elterleiner Kirche.

Chr. Lehmann, Collectanea S. 259. Nach Mitteilung der Pfarrerstochter.

Anno 1612, den 5. Jan. ist zum Elterlein gestorben Herr Maß Ulrich, der alte Pfarrer. Drei Tage vor seinem Tode hat sein Geist oder Bild von der Kirche aus auf einen Erker herabgesehen und gleichsam seinen Tod verkündigt.

8. August der Starke zeigt seinen Tod selbst an.

Gräße, Bd. I, Nr. 28. Dritte Fortsetzung von Erscheinungen der Geister nach dem Tode. Frenglau und Leipzig 1752. S. 472.

Am demselben Morgen, wo S. III. der König August der Starke zu Warschau verstorben ist, soll er vor das Bett des Herrn von Grumbkow zu Berlin, den er sehr gerne hatte, getreten sein und diesem sein Absterben selbst angezeigt haben. Herr von Grumbkow ist darauf gleich zu dem Könige gegangen und hat ihm den Todesfall gemeldet, und nachdem dieser gefragt, wo er die Nachricht her habe und dieser ihm die Erscheinung berichtet, hat er die Sache nicht glauben wollen; da hat eine gleich darauf eingetroffene Stafette die Wahrheit derselben bestätigt.

9. Das Bild zu Baruth.

Gräße, Bd. II, Nr. 856; Gräße, Volksagen der Lausitz. Bautzen 1839. S. 81.

Im Jahre 1683 besuchte eine Gräfin Truchses ihre Freundin, eine Frau von Gersdorf, auf deren Schlosse Baruth bei Budissin, um das Ende des Sommers bei ihr zuzubringen, während ihr Gemahl im österreichischen Heere gegen die Türken diente. Am 12. September d. J. ward bekanntlich Wien entsetzt, und im Schlosse zu Baruth zur Feier dieses Sieges nach einigen Tagen ein großes

Festmahl veranstaltet. Da trat am hellen Tage ein österreichischer Krieger ins Tafelzimmer und stellte sich hinter den Stuhl der Gräfin. Diese sich umwendend erkannte sogleich ihren Gemahl, den sie mit dem freudigen Ausrufe: Graf Truchses! begrüßte, wonach sie auffpringen und ihn umarmen wollte. Allein, verschwunden war der Ritter. Man hielt es anfangs für einen Scherz, womit er seine Gattin habe necken wollen, durchsuchte das ganze Schloß, fand ihn aber nicht. Die Gräfin wurde nach langem vergeblichem Harren gefährlich krank. Da traf auf einmal die Nachricht ein, ihr Gemahl habe im Gefecht einen tödlichen Säbelhieb in den Schädel erhalten, an dessen Folgen er am Tage der Siegesfeier im Schlosse zur nämlichen Stunde, wo sich jene Erscheinung zeigte, gestorben sei. Die Besitzerin des Schlosses ließ über diese Begebenheit von geschickter Hand ein Bild entwerfen, auf dem die Szene dargestellt war, wie der Ritter hinter den Stuhl seiner Gemahlin tritt, und dieses befand sich noch zu Ende des 18. Jahrhunderts in der Bildergalerie des Schlosses.

10. Tiere und Pflanzen spüren die abscheidende Menschenseele.

Gräße, Bd. I, Nr. 151; nach Misander, Delle. Bibl. T. V. S. 485; Heine, *Magnalia providentiae* Del. Leipzig 1702. S. 812; Lehmann, Hist. Schauplatz, S. 781f; Röbler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 391.

Als der berühmte Theolog D. Weller zu Dresden auf dem Sterbebette lag, hat sich außen an dem Hause bei seiner Studierstube ein Bienenschwarm angelegt, so etliche Tage daselbst geblieben ist. Die Nacht aber vorher, ehe der teure Mann starb, hat sich der Bienenschwarm, wie Misander mit eigenen Augen gesehen, davon gemacht, daß niemand gewußt wohin.

Den 5. Januar 1630 starb Nikolaus Walde, Pfarrer zu Schwarzenberg; dem verdorrete das Jahr zuvor sein Birnbaum. Da er's sah, sagte er: „Ich habe lange genug vom Sterben gepredigt, jetzt wird der Birnbaum mein Prediger. Mein Baum verdorret und ich werde auch bald sterben!“ Am Neujahrstage steigt er auf die Kanzel und da er anfangen will zu singen: Helft mir Gottes Güte preisen usw., überfällt ihn ein Schlagfluß, daß er nach Hause geführt werden und sich auf sein Todesbett legen mußte. — Heinrich

Rohel, Pfarrer in Wiesental, hatte einen Zeilanderstrauch in seinen Pfarrhof gepflanzt, der trefflich grünte, und im Frühjahr, da genannter Pfarrer starb, schon im April ausgeschlagen war. Sobald der Pfarrer krank wurde, fing der Strauch an sichtlich zu verdorren; darauf starb der Pfarrer.

11. Sterbenden und Toten muß ihr Wunsch erfüllt werden.

Mündlich.

Vor vielen Jahren nahte der Todesengel einem Kindlein in dem Orte Saupsdorf; in seiner letzten Not verlangte das Kind nach einem kühlenden Trunke, der ihm aber aus irgend einem Grunde versagt wurde. Da erschien bald nach seinem Abscheiden eine weiße Taube und setzte sich eine Zeitlang auf den Kachelofen in der Wohnstube. Als die darüber höchst bestürzten Hinterbliebenen den Pastor des Nachbarortes um Rat fragten, riet ihnen dieser, dem Vogel bei seiner Wiederkehr eine Schale mit frischem Wasser hinzusetzen. Und wirklich trank die Taube, als sie am anderen Tage wiederkam, mit großer Gier den Napf leer und ward nicht mehr gesehen.

In demselben Dorfe hatte man einst vergessen, einer reichen Bäuerin die Totenschuhe anzuziehen. Die Verstorbene kam nun regelmäßig zur Nachtzeit in das Haus und suchte nach einer Bedeckung für ihre nackten Füße. Der Spuk versetzte alle Leute in Angst; nur eine alte Magd faßte sich ein Herz und frug nach dem Begehren des Geistes. „Ach“, jammerte derselbe, „zwölf Paar Schuhe und doch keinen an den Füßen.“ Man setzte ihr nun ein Paar der zurückgelassenen Schuhe in den Weg, die sie auch bei ihrem nächsten Besuche mit sich nahm. Der Spuk aber hatte von da an sein Ende.

12. Die wiederkehrende tote Wöchnerin.

Mitgeteilt von Dr. Silk.

Im Ortsteil Karlsruhe von Niederfohland (a. d. Spree) waren einst zwei junge Eheleute. Die Frau stammte aus dem Ortsteil Scheidenbach, und diese jungen Leute hatten einen Knaben. Ehe das

Kind aber sechs Wochen alt wurde, starb die Mutter. Ihre letzte Bitte an den Mann war, das Kind zu ihren Eltern nach Scheidenbach zu tun. Er tat dies aber nicht, sondern nahm eine Wärterin an. Da erschien nun täglich die Mutter des Kindes in der Behausung des Mannes, setzte sich auf die Ofenbank, der Wiege des Kindes gegenüber und sah unverwandt nach dem darin liegenden Knaben. Nach einer Weile erhob sie sich wieder, ging zur Türe hinaus und verschwand. Das beunruhigte den Mann; er gab das Kind nun zu seinen Schwiegereltern nach Scheidenbach, wo es aufgezogen wurde, und von dem Tage ab erschien die tote Wöchnerin nicht mehr.

13. Tote verhelfen Lebenden zu ihrem Recht.

Gräße, Bd. I, Nr. 543; Lehmann, Historischer Schauplatz. S. 947.

Im Jahre 1694 hat man in einer Bergstadt von der Frau eines Fleischers erzählt, daß sie vier Wochen nach ihrem Begräbnis wiedergekommen sei. Dieselbe hinterließ den Ruf eines frommen und eingezogenen Lebens, beklagte sich auch verschiedene Male über das böse Wesen, was ihr zweiter Mann mit Fluchen und Streiten nebst den Kindern treibe und sagte, sie werde sich ein Leid tun müssen. Kurz darauf starb sie und hinterließ eine arme Schwester welche bei dem Witwer allerhand Erbstücke suchte, aber nichts erhalten konnte. Trotzdem daß diese Erbforderung gerichtlich beigelegt war, wollte sich doch die blutarme Schwester nicht abweisen lassen und vergoß viele Tränen. Der Witwer lag aber krank nebst seinem Sohne allein in der Unterstube. Da kommt um Mitternacht ein Gespenst in Gestalt der Verstorbenen und setzt sich vor sein Bette; er erschrickt und fängt an zu beten: „Gott der Vater, wohne uns bei!“ Dies tut er dreimal, aber die gespenstige Frau will nicht weichen, der Kranke kann nicht fort und schwitzt gar sehr. Es schlägt 12 Uhr, da meint er, nun werde sie fortgehen, aber sie bleibt bis nach 2 Uhr sitzen, da fängt er an: „alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Sie antwortet zwei Schritte zurücktretend: „ich auch!“ Der Kranke fragt: „was wollt ihr hier? gehet hin, wo ihr hingehört.“ Sie antwortet: „ihr sollt meiner Magdalena (so hieß ihre arme Schwester) nicht alles nehmen!“ Und damit fuhr der Geist zum vordern Fenster hinaus. Eine

Hausgenossin wohnte in der Oberstube, die auf der Bank lag und daselbe Gespenst sah, welches sie angriff und begehrte, man solle ihre Schwester nicht kränken; damit warf es ein Biermaß nach ihr und blieb außen.

14. Die Entbindung im Grabe zu Olbernhau.

Gräße, Bd. I, Nr. 493, Jccander, Sächf. Kernchronik XXVII. Couvert S. 40—43.

In der erzgebirgischen Stadt Olbernhau starb im Jahre 1719 eine hochschwangere Frau und ward gewöhnlicher Weise begraben. Da kommt einige Tage darauf ein Student auf den Kirchhof und liest dort die Inschriften der Grabsteine. Plötzlich sieht er auf einem Grabe eine weinende Frauensperson stehen, die auf sein Befragen, warum sie das tue, antwortet: ach, daß Gott erbarme, ein Kind und keine Windeln! Da hat der Student aus Mitleid sein Halstuch abgebunden und es ihr zugeworfen, worauf sie sogleich verschwunden war. Nun hat den Studenten eine große Angst befallen, es möge diese Person kein lebendes Wesen, sondern ein Gespenst gewesen sein, er ist also sogleich zum Ortsgeistlichen und ins Amt gegangen und hat die Sache angezeigt, worauf die Obrigkeit jenes Grab öffnen ließ und man fand, daß jene Frau im Grabe ein Kind geboren hatte, welches tot zu ihren Füßen in das Halstuch des Studenten, welches dieser durch seinen darin gestickten Namen als sein rekognosziert hat, eingewickelt lag.

15. Ein Toter beschwert sich über mitgegebenes Geld.

Röhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 89.

Als in Weißbach bei Schneeberg ein Jüngling gestorben war, zog man ihm seine schwarzen Kleider an; in der Westentasche aber befand sich noch ein Pfennig. Da kam der Verstorbene zweimal des Nachts um 12 Uhr wieder nach Hause. In der zweiten Nacht soll der Pfarrer anwesend gewesen sein, der hat ihn gefragt, was er wolle. Darauf sagte die Erscheinung, sie fände im Grabe nicht eher Ruhe, bis man den mitgenommenen Pfennig wieder geholt hätte.

16. Ein abgeschiedenes Kind klagt seinem Vater ein Leid.
Gräße, Bd. II, Nr. 633, nach Köhler, Aberglauben im Vogtlande, S. 475.

Dem Pfarrer Merz in Schöneck war ein Kind von zwei Jahren gestorben. Vierzehn Tage darnach rief eine Kinderstimme im Pfarrhause des Abends nach 10 Uhr beim Schlafstubenfenster: „mein Händchen und mein Füßchen!“ und dies einige Male. Der letzte Ruf lautete: „Vater, mein Händchen und Füßchen fehlt mir!“ Darauf ließ der Pfarrer Merz sein Kind wieder ausgraben und wirklich fehlten auch diese Glieder. Es wurde nachgeforscht und der Verdacht, den Leichnam geschändet zu haben, fiel auf eine oder mehrere Personen aus den Birkenhäusern bei Schöneck, die sich der geraubten Gliedmaßen beim Schatzgraben hatten bedienen wollen (vergl. Nr. 852).

17. Eine Braut spricht aus dem Grabe.

Haupt und Schmalzer, Volkslieder der Wenden, I, S. 171 ff.

In Schandau lebte einst eine schöne Maid. Diese liebte ein Bursche aus dem Lausitzer Wendenlande. Lange hatten sich die beiden nicht gesehen. Endlich machte sich der Wendensohn auf, um die Geliebte zu besuchen. Er ritt mit seinem Bruderlein nach Schandau, „der neuen Stadt“. Die beiden Reiter fanden jedoch am Abend keinen Einlaß. Nur ein altes Mütterchen kam aus der Stadt zu ihnen heraus, hieß sie willkommen und lud sie zu Gaste. Sie wollten aber nicht essen, bevor sie das Mädchen gesprochen hätten. Da erfuhren sie, daß die Geliebte gestorben und gerade heute vorm Jahre in feierlichem Gepränge beerdigt worden sei. Nun war ihres Bleibens nicht länger. In tiefster Betrübniß wendete der verwaiste Bräutigam das Roß und ritt nach dem Friedhofe hin, als schon die Nacht hereingebrochen war. Vor dem Grabe der Unvergeßlichen machte er Halt und rief laut schluchzend:

„Helf' dir Gott, liebliches Mägdelein!
Helf' dir Gott, Herzliebchen mein!
Sag' mir, o sag' mir, was das ist,
Daß du mir gestorben bist?
Brach der Gram um mich dein Herz?
Bracht' ins Grab dich eigner Schmerz?“

Da ertönte, o Wunder, ihm zum Troste, der Toten Stimme aus der Gruft:

„Nein, nicht um dich mußte ich hinab,
Nuch nicht um mich ins dunkle Grab;
Angetan hat's mir allein,
Die böse alte Mutter mein.
Ein Apflein, außen schön weiß und rot,
Doch innen vergiftet, es bracht' mir den Tod.
Vor Mutters Angesicht, da sie mir's gab,
Mußt' ich es essen, drauf sank ich ins Grab.“

Wie traurig weinte da der arme Bursche. Das selige Liebchen redete nicht weiter. Still war's wieder ringsumher, wie es auf dem Gottesacker zu sein pflegt. Zwischen den Gräberreihen ritt der Bursche hinaus. Fröhlich wieherte sein Rößlein, den Heimtritt ahnend. Dem Reiter aber krampfte vor Wehmut das Herz.

II. Seelenheer und Geisterkämpfe.

Vergl. auch Nr. 301, 305, 329 und Dämonenjagen C III.

18. Die gespenstischen Reiter bei Waschleithe.

Gräße, Bd. I, S. 504. Nach Chr. Lehmann, Histor. Schauplatz usw., S. 75.

Auf eine halbe Meile von Grünhain gegen Waschleithe ist einst in der Nacht eine ganze Kompagnie Geister, die ein Getöse und Konzert von sich gegeben, als wenn's die schönste Musika wäre, dem Pastor zu Scheibenberg, Christian Lehmann († 1688) begegnet. Desgleichen ist einem Gerber von Elterlein, der von Schwarzenberg des Nachts heimgefahren, eine ganze Rote Reiter ohne Köpfe und in mancherlei Gestalt entgegengekommen, denen er ausgewichen, aber davon krank geworden ist.

19. Die Sage vom Heidenkirchhof zu Radeburg.

Gräße, Bd. I, Nr. 154; Sachsengrün 1861, S. 9.

Den Fußweg, der vom Städtchen Radeburg nach dem Dorfe Verbisdorf führt, durchschlängelt ein munterer Bach, der sog. Seif. Ein kleiner Steg bahnt dem Fuße den Weg über denselben, die Strecke aber, welche dem überblickenden Auge im wechselvollen Durcheinander von idem Sturzacker und Tannenwald entgegensteht, ist der Heidenkirchhof. Hier gibt es Urnengräber in Menge, aber, wenn auch Pflugshare und Hacke sich bemühen, die Hügel grauer Vorzeiten zu ebnen, die Seelen der dort Begrabenen sind noch nicht zur Ruhe gekommen. Jeder vermeidet deshalb diesen Ort; allein einst kamen im Winter dort zwei Jäger hin, um dem Wilde aufzulauern. Klar schien der Mond auf die beeißten Zweige der auch im Winter grünen Tannen und die silbernen Nictrefleze

des Gestirns brachen sich auf der schneeigen Flur in wunderlichen Gestaltungen. Die Jäger warten auf Waidmannsruhe und regen sich nicht, da endlich erreicht der leise ziehende Ton ihr Ohr, welcher dem Wechsel des Wildes vorangeht. Hörbar knacbt der Hahn, mit welchem jeder sein Gewehr in Anschlag bringt; regungslos stehen die beiden Gestalten, aber das geübte Auge vermag trotz der Mondesklarheit nichts zu entdecken. Immer näher, immer deutlicher hören sie den geheimnisvollen Ton, kein Lüftchen rührt sich, ein Klingen und Singen erfüllt die Atmosphäre und feiner Schnee wird den Jägern von unsichtbaren Händen ins Gesicht geworfen. Die Erscheinung verstärkt sich; aus dem Klingen und Singen wird Sausen und Brausen; kein feiner Schnee mehr, sondern große feste Schneebälle und zackige Eisstücke werden auf die einsamen Jäger geschleudert, die, wie festgebannt, sich nicht von der Stelle zu rühren vermögen. Endlich durchfaßt ein rasender Sturm die entfesselten Lüfte und schüttelt mit dem verworrensten Stimmengetön die Samenkapseln der Bäume (die sog. Tannenzapfen) auf die Häupter der zitternden Jäger. Als die nächtliche Ruhe wieder eingetreten, begrüßte der Glockenschlag des Radeburger Kirchturms die erste Stunde des neuerwachten Morgens und die Gipfel der Tannen auf dem Heidenkirchhof grüntem, vom schüttelnden Sturme des winterlichen Schmuckes beraubt, während kein Luftzug die angrenzenden Bäume der Schnee- und Eiskruste beraubte.

20. Die Duellanten im alten Gasthose zu Pausa.

Gräße, Bd. II, Nr. 676; Metrisch bearbeitet von Hager, Vogtl. Volksagen. 1839. S. I, S. 47 ff.

In dem alten Gasthose zu Pausa sollte es seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in einem der obern Zimmer umgehen. Einst sollen nämlich dort zwei Studenten eingekehrt sein, sich aber entzweit und ihren Streit auf frischer Tat mit den Schlägern, die sie bei sich führten, ausgemacht haben. Am andern Morgen fand man sie beide tot in ihrem Blute. Seit dieser Zeit wiederholt sich jedesmal am Jahrestage dieser Begebenheit um Mitternacht der Zweikampf der beiden Jünglinge in jenem Zimmer, doch tun sie keinem, der zufällig in dieses Zimmer kommt, etwas zu Leide.

21. Der Kampf nach dem Tode.

Gräße, Bd. II, Nr. 785.

Eine Stunde östlich von Löbau befindet sich das Dorf Herwigsdorf, an dessen Kirche sich folgende Sage knüpft. Vor vielen Jahren lebten hier der Ortspfarrer und der Rittergutsbesitzer nicht im besten Einvernehmen. Beider gegenseitige Abneigung wuchs von Jahr zu Jahr und an eine Versöhnung war nicht zu denken. Als der Gutsherr starb, versagte der Pfarrer ihm die Begleitung zur Ruhestätte und ließ seinen nachbarlichen Amtsbruder die verordneten Amtshandlungen verrichten. Der Ortspfarrer verstarb auch und wurde vor seiner Beisetzung die letzte Nacht auf dem Paradebette in der Kirche ausgestellt. Die Kirchväter hatten die Ehrenwache zu übernehmen. Gegen Mitternacht waren sie in ihren Ständen eingenickt und erwachten fast gleichzeitig auf ein gewaltiges Gepolter, das von der herrschaftlichen Loge kam. Die Kirche war finster und eilend verließen sie das Haus. Auf dem Kirchhofe angelangt, hörten sie, daß in dem Innern der Kirche ein Kampf, wie auf Leben und Tod, gekämpft würde. Ihr Haar sträubte sich empor, doch als alles wieder ruhig geworden war, wagten sie es, die Türe zu öffnen und nach dem Pfarrer zu blicken. Da sahen sie alles in Ordnung. Die Kerzen auf dem Armleuchter brannten hellleuchtend, der Pfarrer lag auf seinem Totenlager und nur die große Perücke zeigte sich bei näherer Betrachtung etwas verschoben.

22. Der Geisterkampf um den Dybin.

Sießler, Säch. Volksagen, S. 209 ff.; zum Teil nach Gräße, Bd. II, Nr. 832.

Auf dem Dybin bei Zittau ertönt oft in finsterner Nacht ein grauenvolles Heulen, Stöhnen und klägliches Gewinsel in der Luft. Bald dröhnt es an den Ruinen des Burgturms mit mächtigen Schlägen; Waffengeklirr wird vernehmbar, und heftiges Geschrei wie von Kämpfenden läßt sich, gemischt mit Trompetenschall und wildem Pferdegewieher, vernehmen. Der tote Herr von Michelsberg, der letzte Raubritter auf dem Dybin, der im Jahre 1349 bei der Eroberung der Burg durch Karl IV. mit fast allen seinen Genossen erschlagen worden sein soll, hält Kunde um seine Burg und kämpft

mit den ihn überfallenden Feinden um sein Leben und seine Schätze. Diese Geister Schlacht will schon mancher am Fuße des Berges verweilende Wanderer gehört haben.

Manchmal stürzen auch wunderbar geformte Vögel mit krummen Schnäbeln und drohenden Fängen unter kreischendem Geschrei aus den Wolken, kämpfen hartnäckig gegeneinander und ziehen mit betäubendem Flügelschlage wieder von dannen.

23. Die Wendenschlacht am Walen- oder Wallberge bei Bischheim.

Mitgeteilt von Kantor B. Störzner, Urnsdorf.

Am „Walenberg“ bei Bischheim hat einst eine große Entscheidungsschlacht zwischen Deutschen und Wenden stattgefunden, in der fast alle Wendenkrieger den Untergang fanden. Ihre Gebeine sind längst vermodert und über ihre Gräber hin zieht heute der Pflug. Nachts aber, wenn die Sterne herniederschimmern und die Menschen schlafen gegangen sind, dann wird es am Walenberge lebendig. Aus den längst vergessenen Gräbern kommen sie hervor, die einst in jener blutigen Schlacht ihr Leben ließen und setzen den Kampf fort. Der Wanderer, den sein Weg zur Nachtzeit hier vorüber führt, hört es von den Feldern herüberstöhnen und schreien. Er schlägt rasch ein Kreuz und eilt weiter. Blutigrot schimmert um diese Zeit der Berg. Die Leute sagen dann: „Die Wenden kämpfen wieder am Walenberge“ (s. auch Nr. 933).

24. Der gestörte Hochzeitstanz zu Wüst-Reinhardtsdorf.

Mitgeteilt von Kantor B. Störzner, Urnsdorf; in abweichender Form nach der Erzählung eines Waldarbeiters von Lehrer Herschel, Radeberg.

Im großen Karswalde, einer umfangreichen Waldung, die sich zwischen den Dörfern Urnsdorf, Kleinwolmsdorf, Dittersbach, Wilsdorf und Fischbach ausbreitet, liegen seit Jahrhunderten die moosbewachsenen Trümmer eines ehemaligen Dorfes, das Reinhardtswalde hieß. Es ist in den Stürmen der Hussitenkriege zu Grunde gegangen.

Vor Jahren wanderte zur Sommerzeit ein Handwerksbursche von Dittersbach nach Kleinwolmsdorf. Er benützte den alten Reinhardswalder Weg und kam um die Mittagsstunde durch das wüste Dorf. Heiß brannte die Sonne nieder, doch wohlthuend war der kühle Schatten des Waldes. Da stand, als er in einen stillen Wiesengrund kam, hart am Wege ein altes, mit Stroh gedecktes Wirtshaus, aus dem lustige Töne klangen. Er trat näher und merkte, daß hier eine Hochzeit gefeiert und in der niedrigen Gaststube Hochzeitstanz abgehalten wurde. Schüchtern trat der Wanderbursche ein und wunderte sich über die altertümlichen Trachten der Hochzeitsgäste. Wie er so zusah, und sich verwunderte, kam die Braut (nach anderen die Wirtstochter) auf ihn zu, forderte ihn zum Tanze auf und schwang sich mit ihm im Reigen. Darauf reichte sie ihm einen Krug mit perlendem Weine. Der Handwerksbursche tat einen kräftigen Zug, sah dann dem Tanze noch einige Zeit zu und setzte sich darauf draußen vor der Thür auf eine Steinbank nieder. Dort schlief er gar bald ein. Als er erwachte, war kein Wirtshaus mehr zu sehen.

Abweichend hiervon berichtet nun eine andere Erzählung im Volksmunde: Mitten in den Tanz hinein klang plötzlich ein furchtbarer Schrei, daß die Tänzer sofort stillstanden. Blutroter Schein, Waffenklirren und angstvolles Hilferufen drang zum Fenster herein; jäh leerte sich die Gaststube. Eine wilde Horde fremder, hussitischer Krieger hatte das Dorf überfallen. Pechkränze flogen auf die Strohdächer und schnell züngelte die feurige Lohe zum Himmel empor. Zwar leisteten die Dorfbewohner mit grimmigem Mute bewaffneten Widerstand, aber die Räuber überwandten sie und schonen auch die Frauen und Kinder nicht. Auch der fremde Wanderer stürzte hinaus auf die Dorfstraße, wo er sah, wie einer der Räuber seine schöne Tänzerin an den Haaren gepackt hatte und sie eben mit dem Schwerte töten wollte. Schnell raffte der Bursche einen am Boden liegenden Morgenstern auf und stürzte sich auf den Mordgesellen. Aber mit einem gewaltigen Schwertstöße entwand dieser ihm die eiserne Keule und holte zum Schläge gegen das unbeschützte Haupt seines Gegners aus. Erschrocken fuhr dieser zurück und — erwachte.

Der Wanderbursche saß auf einem bemoosten Steine am Waldesrande, und vor ihm breitete sich eine einsame Waldwiese

aus. Der Abend hatte sich schon tief herabgesenkt auf die Erde und dem Burschen ward es unheimlich zu Mute. Er wußte nicht mehr, ob er das andere alles erlebt oder geträumt habe. Eilig schritt er den Lichtern des nicht allzufernen Ortes Kleinwolmsdorf zu. Dort erzählte er den Leuten, was ihm begegnet war, und sie unterrichteten ihn, daß er auf der Kriegswiese geschlafen habe, wo vor Zeiten die Bewohner von Reinhardsdorf sich gegen die Hussiten gewehrt haben und der Kampf zwischen den Gefallenen seit jener Zeit sich immer wieder erneuert.

25. Die Geisterschlacht bei Hermersdorf.

Mitgeteilt von Dr. Silk nach zwei gleichlautenden Aktenstücken des Kgl. Hauptstaatsarchivs: Lokat 10690 „Schlaggräberlei, Hegerlei, Wunderzeichen“ 1699—1795, Bl. 50—54 und im gleichen Lokat „Allerhand einberichtete wunderfame Begebenheiten“ 1707 ff.

Das Wetter war klar und still in der Nacht vom 19. zum 20. Oktober 1706, als Benjamin Müller aus Hermersdorf (Hermansdorf bei Annaberg) sich auf dem Nachhausewege von Dörfel nach seinem Heimatsorte befand. Da plötzlich zeigte sich an dem bisher wolkenlosen heiteren Nachthimmel ein schwarzer Streif, ungefähr 5—6 Ellen lang und gegen zwei Ellen breit, anzusehen wie ein Sarg. Dieser teilte sich in zwei Stücken, von denen jedes wie aus lauter Händen und Spießen zu bestehen schien. Die beiden Wolkenbälle stritten miteinander, dann verschwanden sie. Aber aus dem Orte, wo sie gestanden, von Böhmen her, kam ein Reiter gesprengt, welchem ein zweiter und ein dritter folgte. Nach diesen erschienen drei Trupps Reiter, endlich kam ein großer Heereshaufen, wohl viele tausend Mann, heran. Die ersten drei Reiter waren groß und ritten auf starken Pferden. Das Kriegsvolk, das kohlschwarz ausah, ordnete sich zum Kampf, nahm einander gegenüber Aufstellung, und die Schlacht begann. Der linke Haufen unterlag und verlor sich. Der rechte Haufen stand noch. Zwei Stunden lang hatte die Schlacht gedauert. Zuletzt verwandelte sich die siegreiche Kriegerchar in eine dunkle Wolke. An dem Orte, wo sie gestritten, war der Himmel blutrot geworden.

Das alles gab Benjamin Müller amtlich zu Protokoll und beschwor seine Aussage am 28. Oktober 1706 an Gerichtsstelle zu Grünhain.

Auch andere Leute hatten diese Schlacht am Himmel gesehen, so Meister Hans Bock, ein Fleischer aus Elterlein, der in besagter Nacht zu Hermersdorf geblieben war; nachts zwischen drei und vier Uhr kam sein Schwager Gottfried Engert in seine Kammer und weckte ihn mit dem Bedeuten, zum Fenster hinauszuschauen, es stünde ein Zeichen am Himmel. Er leistete dem Folge und gewährte daselbe schon beschriebene Schauspiel, das er mit anderen Leuten zwei Stunden lang bis zum Tagesanbruch beobachtete. Nach seiner Aussage waren die Kriegerscharen ungemein groß gewesen. Wer es gesehen, hätte es fast selber für unglaublich gehalten, so viel Volk sei es gewesen. Auch er stand am 28. Oktober 1706 zu Grünhain vor Gericht, wo er seine Angaben eidlich erhärtete.

III. Bergentrückte Geister.

Siehe auch Zaubersagen und Schatzsagen.

V

26. Das alte Haus bei Leubetha.

Gräke, Bd. II, Nr. 626; Köhler, Aberglauben usw., S. 553 ff.

Ein bewaldeter Berg bei Leubetha, in der Nähe des bei Adorf liegenden Dorfes Freiberg, und namentlich der an seinem Fuße liegende Felsvorsprung führt im Munde des Volkes den Beinamen „das alte Haus.“ Hier stand einst, so berichtet die Sage, ein stolzes Schloß, von vornehmen Rittern bewohnt, denen es aber nicht zu gering war, als Wegelagerer sich ihren Tribut von dem vorüberziehenden Handelsmanne zu erzwingen. In der Burg herrschte großer Reichtum und die umwohnenden Ritter versammelten sich dort nicht selten zu fröhlichem Gastgelage und Spiel. Auch wohnten schöne Fräulein darin, welche fleißig die Spindel drehten und webten und nicht wenig stolz waren auf die schönen feinen Leinen, die sie gar weiß zu waschen und zu bleichen verstanden. Mitten im fröhlichen Gelage aber und scheinbar in der Fülle des Glücks erreichte die rächende Hand der göttlichen Gerechtigkeit das Schloß und alle, die zu der Zeit sich darin aufhielten. Es sank verzaubert in den Berg hinein und bis auf den heutigen Tag sitzen stumm und steinern die Ritter beim Gelage, halten die Hand am Humpen, ihn zum Munde zu führen, oder strecken die Hand aus, nach dem Würfelspiele zu greifen, ganz so wie vor Jahrhunderten der Zauber sie gefunden.

Mittags an gewissen Tagen des Jahres, zwischen 12 und 1 Uhr, liegt auf den nahen Rasenflächen am vorbeifließenden Freiburger Bache schöne weiße Wäsche auf der Bleiche — die Burg-

fräulein haben große Wäsche — ringsum ist alles ruhig, der Wanderer sieht die blanken Bänne, ohne zu wissen, wem sie gehören und warum man an diesem einsamen traulichen Plätzchen Wäsche bleicht. Wehe dem, der etwas davon stiehlt; bringt er's nicht vor dem Schlusse der Stunde wieder, so geschieht ihm ein Unrecht an Leib und Leben. Einst ging ein Knabe von Rebersreuth gebürtig, den seine Eltern nach Udorf geschickt hatten, zur Mittagszeit nach Hause. Er kannte die Sage noch nicht und war erstaunt, dort eine Menge der schönsten Betttücher, Taschentücher, Hemden usw. auf der Bleiche ausgelegt zu sehen. Er fand sich versucht, ein kleines, mit feinen Spitzen versehenes Taschentuch mitzunehmen. Wie er fortging, wurde daselbe in seiner Hand immer dünner und dünner, so daß es, als er es zu Hause seiner Mutter einhändigen wollte, nur noch wie Spinnwebe war. Diese, die Gefahr wissend, in welche sich der Knabe durch seine Voreiligkeit gebracht hatte, sandte denselben schleunigst an den Ort zurück mit dem Befehl, das Tuch wieder an diese Stelle zu legen. Der Knabe eilte und erreichte noch vor dem Schläge 1 Uhr die Stelle, legte das Tuch wieder zu der andern Wäsche und sofort war es wieder weiß und dicht wie vorher. Kaum hatte er aber den Rücken gekehrt, so war die ganze Wäsche verschwunden. Die Mittagsstunde war vorüber. Dem Knaben geschah jedoch kein Leid.

Der Kirchner Just von Udorf, hatte die Gewohnheit, täglich von Udorf bis ans alte Schloß spazieren zu gehen. Einstmals fand er dort einen alten guten Groschen. Als er am andern Tage wieder zu derselben Stelle kam, lag abermals so ein Groschen da, den er aufhob und mitnahm. Dies wiederholte sich von nun an täglich. Just sammelte diese Groschen und hob sie gut auf, ohne jemandem indes etwas davon zu sagen. Nach längerer Zeit, während welcher er seine Spaziergänge täglich fortgesetzt hatte, fand er an derselben Stelle zwar keinen Groschen, aber es stand dafür ein Kelch da von Silber und vergoldet, und eine Stimme aus dem Berge rief: „da hast du deinen Becher, die Groschen sind alle!“ Er nahm den Kelch, legte zu Hause sämtliche Groschen hinein und siehe, er wurde gerade davon gefüllt. Kelch und Groschen schenkte der fromme Just aber der Kirche; was aus den Groschen geworden, weiß man nicht, der Kelch aber wird noch heute in der Kirche zu Udorf benutzt.

Der Bauer Wollner aus Freiberg, der vor etwa 60—70 Jahren starb, sah einst in der Nacht ein kleines Männchen in grauer Kutte vor sein Bett kommen und wurde von demselben aufgefordert mitzugehen. Wollner verweigerte es, aber das Männchen kam immer und immer wieder. Endlich befragte sich Wollner bei den Geistlichen in Adorf und bat um Rat. Dieselben konnten ihm aber auch nicht helfen, sondern meinten, er solle tun, was ihm gut dünke; nur solle er, wenn er mitgehe, den lieben Gott nicht vergessen und fleißig beten. Wollner entschloß sich, endlich mitzugehen, vorher aber

Wiese miteinander ein. Am Orte angelangt, fanden sie zwar die Kiste noch an derselben Stelle, allein einen Mann in grünem Rocke darauf sitzen. Denselben hieß Wollner, die Kiste zu verlassen, da sie sein, Wollners, Eigentum sei. Da reichte ihm der Mann in dem grünem Rocke ein großes Buch hin mit den Worten: „die Kiste sollst du haben, jedoch deinen Namen mußt du in das Buch da einschreiben!“ Da aber Wollner sich dessen weigerte, verschwanden bald Mann und Kiste, und Wollner stand mit dem Knechte in dicker Finsternis. Er hat aber nie wieder von dem grauen Männchen etwas gesehen oder gehört.

Vor über hundert Jahren waren einmal Arbeiter in der Nähe des alten Hauses beschäftigt, Bausteine zu brechen. Da kam ein vornehmer Mann gegangen und fragte die Leute, wo denn das alte Haus sei und wo man in den Berg kommen könne. Die Stelle, wo das alte Haus ist, konnten sie ihm wohl zeigen, wußten aber vom Eingange weiter nichts zu sagen, als daß in der Nähe ihres Steinbruchs ein unterirdischer Gang sein solle. Der fremde Mann sei nun an den Berg gegangen, habe allerlei geheime Worte gesprochen und sich dann mit den Worten entfernt, daß er allein nichts tun könne, sondern seinen Vater holen wolle. Sie hätten, erzählten die Arbeiter, nie wieder etwas von dem Manne gesehen, aber einige Tage nachher hätten einmal ihre herausgebrochenen Steine eine ganz andere Schichtung gehabt und auf einen großen angelehnten Stein sei geschrieben gestanden: „Hier liegt der Lohn für Euere Anweisung.“ Da hätten sie bei dem Steine einen schönen Spezies-taler gefunden und den Betrag unter sich geteilt. „Das sind die Jesuiten gewesen,“ sagten die Leute und sagen heute noch, die Jesuiten hätten das Geld aus dem alten Hause ausgeräumt.

27. Die Teufelswand bei Eibenstock.

E

Gräße Bd. I, Nr. 573; Ziehnert, Sachsens Volksagen. 5. Aufl. S. 473
„Erzgebirgischer Anzeiger“, Schneeberg 1803, S. 322.

In der Teufel- oder Steinwand, welche zwischen Eibenstock und Unterblauental am linken Ufer der Bockau unweit von ihrem Einflusse in die Mulde liegt, befindet sich eine große Höhle, von der die Sage folgendes erzählt.

Zehn reiche Böfewichter hatten sich vereinigt, alle gute und gangbare Münze an sich zu bringen, sie in fremden Ländern mit jüdischem Gewinn gegen schlechte umzutauschen, und diese ins Land zurück und nach und nach unter die Leute zu bringen, was ihnen auch recht wohl gelang. In diesen Geschäften fuhren sie einst auch mit einem Wagen voll Geld dem Böhmer Walde zu und gedachten vor Einbruch der Nacht eine Herberge zu erreichen. Da überraschte sie aber ein mörderisches Ungewitter, und sie sandten die Knechte aus, ein Obdach zu suchen. Bald brachte einer von diesen die

ein
ten
icht
ben
ges
jem
on
tter
zu-
sen
er-
Sie
auf
age
tot.
in
die
Sie
ind
igt,
:en,
nn,
em
lbe
ind
em
:öse
rgl.

28. Die Ritter im Greifensteine.

Gräfe, Bd. I, Nr. 516.

Ein Wanderer, namens Jahn, irrte bei Nacht einst in der Gegend des Greifensteins bei Thum im Walde umher. Da trat ihm plötzlich eine zwerghafte Geistergestalt entgegen und winkte ihm zu folgen. Nicht ohne Grauen folgte Jahn. Über Stock und Stein führte ihn der Zwerg, bis sie endlich an eine Höhle kamen, die sich, sobald sie eintraten, mächtig erweiterte und ein prächtiges Ansehen gewann. Die Wände waren von Silber, die Tische und Stühle von Gold. Tausend kristallene Leuchter mit langen Kerzen verbreiteten einen blendenden Glanz über das ganze Gewölbe. Zwölf Männer in stattlichen Rittergewändern mit langen Bärten saßen an einer langen Tafel und speisten. Der Zwerg lud den erstaunten Jahn ein, sich zu setzen und am Mahle teilzunehmen. Der Hunger bestiegte die Schüchternheit, — Jahn setzte sich und aß und trank von dem, was ihm der Zwerg bot. Nie noch hatte er so köstlich getafelt; er ward erquickt und allmählich getrostet und frohen Mutes. Die zwölf Männer schienen sich über ihn zu freuen und geboten dem Zwerge, sein Kännel zu füllen. Mit herzlichen Worten schied Jahn von seinen gastfreien Wirten. Der Zwerg führte ihn aus der Höhle, die, wie Jahn jetzt bemerkte, im Greifenstein war und geleitete ihn auf die Straße, welche nach Böhmen führte und auf welcher Jahn sich nicht mehr verirren konnte. Dann verschwand jener. Als nun Jahn sein Kännel umpackte, um zu sehen, womit ihn die freigebigen Geister beschenkt hatten, da fand er in demselben eine ziemliche Anzahl Barren gebiegenen Goldes und Silbers. Voller Freuden gelobte er, dasselbe recht gut anzuwenden. Er baute also in der Gegend des Freiwalbes bei Thum mehrere Häuser, welche er armen Leuten ohne Mietzins überließ und tat auch sonst allerlei Gutes an Kranken und Armen. Später, als die Zahl jener Häuser sich vermehrte und ein ganzes Dorf daraus entstand, ward dasselbe ihm zum Andenken Jahnsbach genannt.

wiederum um eine andere Ecke gekommen, nochmals. Die neugierigen Forscher ließen sich jedoch dadurch nicht abhalten, sie gingen immer weiter, trotzdem, daß ihre Fackeln fast zu verlöschen drohten. Da erblickten sie plötzlich vor sich eine Tafel, auf der große angezündete Wachskerzen standen und um welche schwarzverhüllte Gestalten mit Totengesichtern saßen. Von diesen erhob sich eine, wie es schien, ein alter Prior, und sprach: kehret augenblicklich um und laßt die Toten ruhen, sonst seid Ihr alle des Todes; zum Andenken aber an das, was Ihr gesehen habt, nehmt hier diesen silbernen Becher und versprecht, uns in Ruhe zu lassen. Bei diesen Worten verschwand er und mit ihm die Tafel und ihre Beisitzer, die Fackeln verlöschten und die Wände des Ganges, den jene noch zu durchwandern hatten, stürzten zusammen. Beidend vor Schrecken eilten alle dem Eingange zu, und als man nach vielen Jahren den Gang abermals betreten wollte, war er verschüttet. Jener silberne, vergoldete Kelch wird aber noch heute, wenn den Fürstenschülern zu Grimma das Abendmahl ausgespendet wird, gebraucht.

30. Das Zauberschloß im Windberge bei Burgk. M

Gräße, Bd. I, Nr. 262; nach Becker, der Plausche Grund bei Dresden, Nürnberg 1799, S. 107 ff. und Pechholdt, der Plauensche Grund, Dresden 1842, S. 60 ff.; novellistisch behandelt von Gottschalk, Deutsche Volksmärchen, Teil I, S. 163 ff.; poetisch verarbeitet von Ziehnert, S. 15.

In Burgk am Windberge wohnte vor Jahren ein alter Dorf-
musikant, der in der ganzen Gegend beliebt war, denn alle Mädchen
und Burſchen behaupteten, daß sich's nach seiner Geige am besten
tanze. Die Beine hoben sich wie von selbst und auch die un-
geschicktesten Tänzer mußten Takt halten, sie mochten wollen oder
nicht. Dies lag nun einmal so in seiner Geige. Rothkopfs Görge,
so hieß der lustige Fiedler, war also in allen Schänken willkommen
und wurde zu allen Kirmsen und Hochzeitsfesten bestellt. Eines
Sonntags, als er den Bauern von Deuben zum Tanze aufgespielt
hatte und in der Mitternachtsstunde einsam nach Hause ging, über-
rechnete er den Ertrag seiner Geige und dachte dann an den künf-
tigen Sonntag, zu welchem er wieder bestellt war. So verging
ihm die Zeit und unvermerkt kam er zum Windberg. Da fiel
ihm auf einmal das Zauberschloß ein, von welchem er in seiner

Jugend so viel gehört hatte, daß es im Innern des Berges stehen solle — auch auf dem Gipfel desselben soll früher ein Schloß gestanden haben — und sprach bei sich selbst: du bist doch nun schon manches liebes Jahr und zu jeder Stunde der Nacht da vorübergegangen und hast noch niemals etwas von diesem Zauberschlosse gespürt, wer weiß, ob es wahr ist. Mir sollte niemand erscheinen und mir gebieten, zu folgen, ich faßte mir wirklich ein Herz und füllte mir meine Tasche mit Gold. Ja wer nur den Eingang ins Zauberschloß wüßte! Den will ich dir zeigen, erwiderte ihm ein Mann, den er niemals gesehen und der ihm jetzt gerade in den Weg trat. Der arme Görge erschrock so gewaltig darüber, daß er nicht einmal zurückzutreten vermochte, und so freundlich auch immer die Antwort des Unbekannten erklang, so sah es doch um das Herz, was er sich vorhin zu fassen getraute, gar jämmerlich aus. Komm, folge mir getrost, versetzte der Berggeist, du wirst im Schlosse von einer hohen Gesellschaft erwartet, um ihr zum Tanze zu spielen; sie wird dich gnüßlich bezahlen, daß du dein Uebelang hast, was du brauchst: aber hüte dich ja, im Schlosse zu reden und fordere ja nicht, wenn man dich fragt, was du für deine Musik begehrest. Rothkopfs Görge war ganz versteinert vor Schrecken. Der Berggeist ging vor ihm her und winkte ihm, zu kommen, und Görge folgte, ohne es zu wollen. Was hülf es dir auch, wenn du flöhest, vermochte er doch noch bei sich zu denken, er würde dich bald ergreifen und dir wohl gar das Genick brechen. Mit Inbrunst stammelte er das stets so bewährte: „Alle gute Geister usw.“, was schon so manchem in gleichen Angsten geholfen, und wankte zitternd hinter ihm drein.

Durch einige schaurige Wege, die Rothkopfs Görden, so gut er auch am Windberge Bescheid wußte, gänzlich unbekannt waren, und die er sich auch niemals wiederzufinden getraute, gelangten sie endlich an ein großes leuchtendes Tor, das sich plötzlich, so bald sie in den geräumigen Vorhof getreten waren, von selbst wieder schloß. Der Musikant glaubte, er werde aus diesem bezauberten Schlosse wohl nun nie mehr herauskommen, denn wenn der Ton seiner Geige dem Berggeist gefiele, so könne es demselben leicht in den Sinn kommen, ihn gar zum Hofmusikanten zu machen. Zwischen Furcht und Erstaunen geteilt, durchging er den mit Fackeln erleuchteten Vorhof und erblickte dann mehrere prächtige und hohe

Gebäude und Türme, die kaum, nach seinem Augenmaße zu schließen, im Windberge Platz haben konnten, und alles war hell und erleuchtet, wie am Tage. Sein Führer ging stets vor ihm hin und brachte ihn durch das Hauptgebäude in einen großen, von vielen tausend Kerzen erleuchteten Saal, wo eine große Gesellschaft von Herren und Damen, in schwarzer altdeutscher Tracht und mit köstlichen Perlen und Edelsteinen geschmückt, ihn augenblicklich umringte und von oben bis unten mit großen Augen betrachtete. Ihm pochte das Herz gewaltig; sein Führer aber winkte ihm freundlich und führte ihn durch den versammelten Kreis zu einem Ramin mit dem deutenden Winke, sich nun auf der Geige hören zu lassen. Auch hier umgaben ihn, während er stimmte, die Herren und Damen, und endlich erhielt er das Zeichen zum Anfang. Es begann eine Art Tanz, dergleichen er weder in Burgk, noch auf den andern Dörfern umher jemals gesehen hatte. Das Sonderbarste von allem war aber, daß er dazu mit der größten Fertigkeit eine Musik spielte, die er in seinem Leben noch niemals gehört hatte und von der er auch nachher nie wieder einen Ton hervorbringen konnte. Als sich die Gesellschaft ohngefähr eine Stunde, nach seinem Bedünken, mit dem Tanze belustigt hatte, kam jedes Paar mit ernsthaften Schritten und schweigend auf ihn zu, und nun betrachteten sie ihn mit Blicken, vor welchen seine Augen zu Boden sanken. Endlich trat einer der Herren aus dem Kreise hervor und fragte: „Was forderst du für eine Belohnung?“ Bei allem Angstschweiß gedachte doch Görde der Ermahnung des Führers: er zog seinen zwischen die Knie geklemmten Hut hervor, hielt ihn mit demütiger Gebärde offen vor sich hin und gab durch eine Bewegung zu erkennen, als sei er mit allem zufrieden. Da ergriff der nämliche Herr eine Kohlschaufel, fuhr damit in den Haufen der im Ramine glühenden Kohlen, und schüttete sie Görden in den Hut. Dieser entsetzte sich darüber nicht wenig, allein in demselben Augenblicke trat der bekannte Führer herbei, und winkte ihm freundlich, er solle ihm folgen. Görde gehorchte sogleich, voll banger Erwartung, was weiter folgen werde, und sah sich in kurzem zu eben dem Tore zurückbegleitet, durch welches der freundliche Mann ihn eingeführt hatte. In diesem Augenblicke war auch der Führer und mit ihm die ganze Erscheinung verschwunden; Rothkopfs Görde aber befand sich, von der finstersten Nacht um-

hüllt, auf dem nämlichen Platze, wo ihm der Geist in den Weg getreten war.

Nachdem er sich von seiner betäubenden Angst wieder ein wenig erholt hatte, verfolgte er den wohlbekannten Heimweg mit eiligen Schritten und dachte der wunderbaren Begebenheit nach. Er ärgerte sich im geheim nicht wenig über die höllische Belohnung, die er in seinem Hute vor sich hin trug, und hätte die Kohlen gern auf die Seite geworfen, wenn er nicht die vermeinten bösen Geister, die im Windberge hausten, wider sich aufzubringen befürchtet hätte. Es war ihm ohnedies nicht wohl dabei zu Mute, daß der Hut immer schwerer wurde, die Last nahm mit jedem Schritte zu und kaum vermochte er sie mehr zu tragen: allein die Furcht gab ihm Kräfte, und so schleppte er sie geduldig mit fort. Kaum aber hatte er seine Wohnung erreicht und die Haustüre aufgeschlossen, so schüttete er die schweren Kohlen nebst dem, was sie sonst noch erschwert haben mochte, mit einem Male auf die Seite, und warf die Türe geschwind hinter sich zu. Er kroch so eilig als möglich in sein Bette, zog die Decke über den Kopf und drückte noch unter derselben die Augen so fest zu, als er konnte; allein die Bilder des Zauberschlosses schwebten ihm noch immer vor Augen, bis endlich die Müdigkeit der Geschäftigkeit seiner Einbildungskraft Einhalt tat und der ganze Körper mit Leib und Seele in einen tiefen Schlaf versank.

Als er am Morgen erwachte, stand der ganze Zauber mit aller Lebhaftigkeit wieder vor ihm da. Er sprang sogleich aus dem Bette, um seinen Hut zu besehen, der seiner Meinung nach ganz verbrannt sein mußte, aber zu seinem größten Erstaunen fand er den Hut unverfehrt. Indem er ihn so verwundert von allen Seiten herumdrehte, fiel aus einer kleinen Öffnung im Futter ein Goldstück heraus, dergleichen er noch nie eins in Händen gehabt hatte. Auf einmal enträtselte sich ihm nun die Belohnung mit den glühenden Kohlen, sowie die sich immer vermehrende Schwere derselben. Mit großer Begierde sprang er vors Haus, nach den ausgeschütteten Kohlen zu sehen, allein statt der gehofften Goldstücke fand er nichts als ein Häufchen toter Steinkohlen. Er raffte sie alle ernstlich zusammen und trug sie hinein auf den Tisch, allein sie wollten weder erglücken, noch in Gold sich verwandeln. Er tat sie wieder in den Hut, allein auch dieser Versuch lief fruchtlos ab.

Da stand nun Rothkopfs Görg und kratzte sich hinter den Ohren, daß er sein Glück so verschertzt hatte. Das in dem Hute gefundene Goldstück machte ihn ärmer als er gewesen war, weil es ihn beständig an seinen Verlust erinnerte. Da er aber als lustiger Spielmann von Natur keinen Hang zur Schwermut besaß, so ergab er sich endlich darein, und nach einigen Jahren schien er sogar froh darüber, daß er nicht zum reichen Manne geworden war. „Denn“, sprach er zuweilen, „schon das eine Goldstück hat mir Unmut und Sorgen genug gemacht, wie sehr würde mich nicht erst ein ganzer Hut voll solcher Goldstücke gepeinigt haben.“

31. Die Gräfin Kosel im Schafberge bei Langenwolmsdorf. O

Gräße, Bd. I, Nr. 222; A. Winter in der „Constit. Ztg.“ 1853, Nr. 96.

Bei Langenwolmsdorf in der Nähe der Ruinen der alten Bergfestung Stolpen liegt der Schafberg; in diesem ist eine Höhle, darin soll die Gräfin Kosel begraben sein. Sie hat aber keine Ruhe im Grabe, sondern wandert bei Tag und Nacht herum und von den Talern, die sie mit in ihr Grab genommen hat, gibt sie den Leuten, die ihr standhalten.

Einmal hat ein Schäfer bei jenem Berge geweidet, dem ist plötzlich eine schöne Jungfrau erschienen, die ein kurzes weißes Kleid und um den Leib ein schwarzes Gürtelband trug. Die hat ihn gefragt, ob er ihr helfen wolle, und als er ja gesagt, hat sie sich nach dem Berge zugewendet und ihm gewinkt, ihr zu folgen. Als er aber dort angelangt ist, da hat sich der Berg aufgetan, und es war ein Gang und eine weite Halle zu sehen, an deren Ende ein breiter Wassergraben war, über den aber keine Brücke führte. Da hat das Mädchen gesagt: „Auf! springe hinüber!“ Der Schäfer aber hat geantwortet: „Er ist zu breit“, und als ihn die Jungfrau abermals gebeten, hat er es zweimal vergeblich versucht, weil er schon alt und steif war. Da hat sich drüben über dem Graben ein großes Tor aufgetan, und der Schäfer hat in einem weiten Saale viele Männer mit langen weißen Bärten sitzen sehen, eine Stimme aber hat gerufen: „Übermals umsonst! noch hundert Jahre!“ Darauf ist alles verschwunden und der Schäfer hat sich erst nach Mitternacht wieder nach Hause finden können.

32. Die sieben verwunschenen Ritter im Talttenberge.

⋮
⋮
⋮
⋮
⋮
⋮
⋮
⋮
⋮
⋮
⋮

stets warf der glückliche Spieler einen Paß. Die dadurch Befreiten bezahlten ihn dann jedesmal mit soviel Tannenzapfen, als der Wurf Augen zählte, und verschwanden darauf. Als der Waldarbeiter eben den letzten Gewinn einheimste, erdröhnte ein furchtbarer Donnerschlag. Er erwachte und lag zu Hause im Bett, hatte also nur geträumt.

Morgens beim Frühstück fragten ihn seine Kinder: „Vater, warum schließt Ihr wohl in dieser Nacht so unruhig? Ihr wälztet euch unaufhörlich hin und her und stießt auch zuweilen unverständliche Laute aus.“ Da erzählte er den Seinigen jenen sonderbaren Traum. Während er noch redete fiel sein Kittel herab von dem Nagel an der Wand, daß es laut polterte. Eins seiner Töchterchen wollte denselben aufheben, vermochte es aber kaum, so schwer war er. Hierbei fielen die Blicke des Mädchens auf des Vaters lange Stiefeln. Es rief: „Väterchen, Eure Stiefeln triefen ja noch vom Wasser, gerade als wäret Ihr eben erst heimgekehrt. Und hier in den Taschen Eures Kittels stecken so wunderschöne, goldglänzende Tannenzapfen!“ Jetzt bemerkte der Holzhauer, daß er nicht geträumt, sondern Wirkliches erlebt hatte. Er war in der Geisterstunde auf dem Waltenberge gewesen, hatte durch seine glücklichen Würfe die verwunschenen Ritter erlöst und zum Lohne Zapfen erhalten, die sich nachher in Gold verwandelten.

Nun wurde ein gar fröhliches Weihnachtsfest gefeiert. Der Holzhauer kaufte für einen Teil des Goldes ein großes Bauergut und hieß von da ab im Dorfe nur „der reiche Zapfenbauer“. (Vergl. Nr. 902.)

33. Der Hirt im Goldkeller am Frageberge.

Gräße, Bd. II, Nr. 789; poetisch behandelt bei Segnitz, Sagen, Legenden, Märchen usw., Meissen 1839—54, Bd. I, S. 115 ff.

Nordwestlich vom Czorneboh befindet sich der sogenannte Frageberg, den einige Felsen bilden. Von diesen ist einer mit einem tiefen Loch versehen, in welchem sich die heidnischen Priester zu ihren Weissagungen begeistert haben sollen, wovon wahrscheinlich der Berg jetzt noch den Namen hat, und unter diesen Felsen befindet sich eine Fessenschlucht, in der ein großer Schatz begraben liegen soll. Einst weidete ein armer Hirt am Fuße dieses Berges; müde

sie flehentlich, daß sie ihn bald zu sich nehme in ihren Schoß, worin Ruhe finden alle, die da mühselig und beladen sind. Auf einmal, als er so in Gedanken versunken an den Felsen des Prottschenberges umherkletterte, sah er vor sich die schon damals berühmte Teufelshöhle und in derselben drei alte Männer um einen steinernen Tisch sitzen. Die Männer schienen selbst von Stein zu sein, so verwittert sahen sie aus, und so regungslos saßen sie da. Erschreckt wollte der Bürger aus dem Bereiche der Höhle fliehen, aber es war ihm nicht möglich. Seine Angst wurde noch vermehrt, als ihm einer der Männer winkte, näher zu treten. Er faßte sich endlich und trat, wiewohl beklommen, an den Eingang der Höhle. Dieselbe hatte sich wunderbar erweitert und war an den Wänden mit Gold und Juwelen geschmückt, auf dem steinernen Tische aber lag ein Haufen Goldstücke. Das Männchen, welches ihn genötigt, näher zu treten, deutete ihm hierauf an, sich soviel von dem Goldhaufen zu nehmen, als er zur Abhilfe seiner Not bedürfe, und nannte ihm den Tag, an welchem er wieder erscheinen könne, sollte das Geld nicht ausreichen. Es verbot ihm aber zugleich, niemandem von all dem etwas zu sagen, was er hier gesehen und erlebt habe. Der Arme langte erfreut zu, füllte sich die Taschen mit Goldstücken und entfernte sich dankend von den freundlichen und mitleidigen Geistern. Jetzt begann er ein neues Leben, aber nicht ein Leben voll Gottesfurcht. Er betete nicht, er arbeitete nicht, sondern saß vom Morgen bis zum Abend im Wirtshause. Durch dieses flotte Leben erregte er Aufsehen, seine Mitbürger steckten die Köpfe zusammen und konnten ihre Verwunderung nicht verbergen, auf welche Weise der einst so Arme reich geworden sei. Einer unternahm es, ihn auszuforschen, und erfuhr auch infolge eines Kaufes das ganze Geheimnis. Er forderte ihm hierauf durch Drohungen das Versprechen ab, ihn mitzunehmen, sobald er wieder zur Höhle gehe, um sich Geld zu holen. An dem bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde begaben sich nun beide auf den Weg und traten vor die Höhle, aber dieselbe blieb verschlossen, und öffnete sich nicht. Seit dieser Zeit ist es noch niemandem weiter geglückt, in nähere Gemeinschaft mit den Geistern und ihrem Golde zu gelangen, sie bleiben ruhig im Innern des Berges und hüten ihre Schätze.

II. Jene Höhle wird zuweilen noch die Judenschule genannt, und zwar aus folgendem Grunde. Es sollen nämlich zur Zeit der

Judenverfolgungen ihrer Sicherheit wegen, und um nicht in ihren Religionsübungen gestört zu werden, sich mehrere Juden daselbst versammelt und feierlich angelobt haben, daß, wenn sie unentdeckt bleiben und unbehindert mit ihrem Vermögen nach Polen gelangen würden, sie dieses nie vergessen, vielmehr jährlich an einem bestimmten Tage an diesem Orte reichlich Spenden verteilen würden. Ihr Abgang muß ungehindert geschehen sein, denn als einst im 16. Jahrhundert eines Sonntags (es soll der Erlösungstag aus der babylonischen Gefangenschaft gewesen sein) nach der Frühkirche ein ehrfamer Bürger Budissins, namens Gotthelf Arnst, in dieser Gegend lustwandelte, trieb ihn die Neugierde an, diese Höhle zu besuchen. Er trat hinein, und wahrscheinlich war sie zu jener Zeit geräumiger, als gegenwärtig — er erblickte sieben Männer in polnischer Judentracht mit ehrwürdigen weißen Bärten, sitzend um eine runde Tafel und in Goldstücken wühlend. Bestürzt über diese ungewöhnliche Erscheinung, wollte er zurückgehen, allein man rief ihm zu: Fürchte dich nicht! denn wir sind nicht hier, um Böses, sondern Gutes zu tun! Wor- auf man ihm erzählte, wie sie ihre Reise nach Polen vor einigen hundert Jahren ungestört gemacht, und daß ihre abgeschiedenen Geister jährlich an diesem Tage hier zusammenkämen, und den, den sie trüfen, aus Dank für ihre Rettung beschenkten. Nimm daher — fuhren sie fort — soviel du kannst und willst, denn nur einmal ist es jedem zu kommen erlaubt, jedoch beeile dich, bald ist sie ver- ronnen die Zeit, während welcher es uns vergönnt ist, hier auf Erden zu weilen. Arnst nahm sein Taschentuch, packte des Goldes ein, soviel er vermochte, und begab sich dankend aus der Höhle. Als er mit seiner Goldlast den Berg erklimmen hatte, vernahm er einen dumpfen Knall, welches, wie er später erfuhr, das Verschwinden der freigebigen Juden bedeutete. Mit dem Gelde soll er sich Häuser und Feld, und darunter auch den unfern Budissin gelegenen so- genannten Weinberg, welchen späterhin ein gewisser Steinberger aus- baute, erkauft haben und als ein wohlhabender Mann gestorben sein. Ob irgend ein anderer nach ihm wiederum diese Höhle be- sucht habe, und ebenfalls so glücklich gewesen sei, davon schweigt die Sage.

III. Nach einer anderen Sage sollen die früher teils in Seidau lebenden, teils die in der Stadt Budissin nach ihnen benannte Gasse in Menge bewohnenden Juden in dieser Höhle ihre Schätze und

Kostbarkeiten verborgen haben, um dieselben bei den gegen sie verhängenen Verfolgungen zu sichern, zur Zeit der Not davon Gebrauch zu machen und sie gelegentlich nach und nach unbemerkt fortzuschaffen. Da nun aber ihre Vertreibung plötzlich erfolgte, so hatten sie sich eilig, glücklich, nur mit dem Leben davon zu kommen, fortzugeben, und so die Schätze, deren Lagerstätte nur wenigen bekannt gewesen, verlassen müssen. Diejenigen, welche Wissenschaft davon gehabt, waren gestorben und verdorben, und so ruhten diese Reichtümer noch im Schoße der Erde. Am Tage Ursulä des Jahres 1618 ging nun der Seidauer Martin Reike in diese Kluft, und gelangte an eine mit mehreren Riegeln und Schließern verwahrte eiserne Türe. Plötzlich vernahm er ein starkes Rauschen, gleich einem vom Felsen herabstürzenden Wasserfalle, und bemerkte, wie sich Schließern und Riegel von selbst lösten. Ein furchtbarer Knall erfolgte; den Bauer ergriff die größte Angst und Bangigkeit, und zitternd und bebend enteilte er der Höhle, die sich vor seinen Augen verschloß und deren Stelle und Eingang er nimmer fand.

IV. Einst soll in diese verrufene Höhle ein Bauer ziemlich weit hineingegangen und an eine verschlossene Tür gekommen sein, weil ihn aber Grausen anwandelte, ist er ohne weiteres Nachforschen wieder umgekehrt. In dieser Höhle soll sich nun aber ein großer von Kerzen erhellter Saal befinden, in dem an einer langen Tafel die Geister dieses Berges sitzen und zur ewigen Strafe in Haufen Goldes wühlen müssen. Vor längerer Zeit soll aber hier des Nachts ein kleines graues Männlein mit langem, schneeweißem Barte bemerkt worden sein. Dies hörte ein gewisser Reichard aus dem Dorfe Seidau und beschloß die Sache genau zu untersuchen. In einer finstern Nacht machte er sich, nachdem er von den Seinen rührend Abschied genommen hatte, auf den Weg. Kaum hatte er die Spitze des Berges erreicht, so stand auch schon das graue Männlein vor ihm. So mutig Reichard erst gewesen war, so verzagt war er nun, doch erholte er sich bald wieder und fragte das Männlein, wer es sei und was es hier zu tun habe. Ich bin, erwiderte es mit froher Hast, ein Geist aus diesem Berge und bin um eines Versehens willen von den anderen Berggeistern verdammt, hundert Jahre lang allnächtlich diesen Berg auf- und abzustiegen, bis der Tag meiner Erlösung kommt, und du, fuhr er fort, bist bestimmt, mich zu erlösen, und das geschieht, wenn du allein den ungeheuern

Schatz, der in diesem Berge verborgen ist, heben wirst. Dies allein zu tun verweigerte sich Reichard hartnäckig, da erlaubte es das Männlein, daß er seinem Bruder den Vorfall entdecken und ihn zur Hebung des Schatzes mitbringen könnte. Sie versahen sich mit den nötigen Werkzeugen und bestiegen in nächster Mitternacht den Berg. Das Männlein empfing sie, gebot ihnen aber, wenn Stimmen aus der Tiefe sie fragen würden, was sie mit dem Schatze machen wollten, ja nicht zu antworten, und sich durch Drohungen nicht erschrecken zu lassen. Die Brüder fingen an zu graben und fanden, wonach ihre Seele sich sehnte, den Schatz. Als sie ihn aber heben wollten, erscholl aus der Tiefe eine furchtbare Stimme. Die Schatzgräber schwiegen. Die Stimme drohte, sie zu töten, wenn sie nicht Antwort gäben. Da ward Reichards Bruder doch ängstlich und antwortete, daß sie sich damit ein frohes Leben zu verschaffen gedächten, und der Schatz — sank mit donnerndem Gepolter in die Tiefe! Seit dieser Zeit hat der unglückliche Geist noch keine Erlösung gefunden.

V. Einst spielten Kinder armer Eltern an diesem Berge und fanden einen Haufen Kohlen. Da sie die Armut ihrer Eltern kannten, dachten sie klug genug, von diesen Kohlen soviel mitzunehmen, in der Meinung, daß sie doch wohl zu etwas brauchbar sein könnten. Da die Eltern sich darüber als ein gutes Brennmaterial freuten, nahmen die Kinder ein Körbchen und holten den Überrest der Kohlen nach Hause. Einige Tage später wollten diese Leute sich der Kohlen zum Brennen bedienen, und fanden einen großen Haufen Goldstücke.

35. Bürgermeister von Böbau als Schatzhüter im Böbauer Berge.

Gräße, Bd. II, S. 177.

Von der höchsten Spitze des Böbauer Berges führt nach Norden der sogenannte Prinzensteig an einem Felsen vorbei, der im Volke allgemein der Goldkeller genannt wird.* Das Tor desselben ist

* Von unbekannter Hand ist an demselben eine Stelle aus der Bibel, Hiob VII, 9, angeschrieben, welche also lautet: „Eine Wolke vergehet und fährt dahin; also wer in die Hölle hinunter fährt, kommt nicht wieder herauf.“

geschlossen, und nur an hohen Festtagen war es einzelnen vergönnt, ins Innere der Höhle zu treten und sich dort Schätze zu holen. Einst sollen arme Kinder hier Holz gesammelt und eine von ihnen noch nie bemerkte Höhle gesehen haben. Neugierig kletterten sie an den Rand derselben, um hineinzublicken. Da entführte der Wind den Hut des einen Kindes in das Innere der Höhle und dieses jagte ihm keck nach, um ihn zu erhaschen. Plötzlich sieht es sich vor einer schwarzbehangenen Tafel, an der ernste, bleiche Männer sitzen, welche mächtige Haufen Goldes zählen. Freundlich winken sie dem zitternden Knaben und geben ihm seinen verlorenen Hut mit Gold gefüllt zurück. Er verläßt die Höhle und eilt mit seinem Schatz nach Hause. Umsonst suchte man später nach dem Eingange derselben; er war verschlossen und hat sich nie wieder geöffnet. Im Volke aber besteht der Glaube, daß verstorbene Bürgermeister von Böbau in dem Felsen einen Schatz hüten, mit dem sie die Stadt einst, wenn sie in Not ist, unterstützen würden.

36. Der Hahnenberg.

Aberseht von Dr. Wilk aus Protyka za Serbow [Předznanak] 1896, S. 36—37.

Bei Hermsdorf (nahe Königswartha) ist ein Berg, welcher Hahnenberg heißt. Einst ging ein junger Schmied über den Hahnenberg zu seinen Eltern nach Hause, fröhlichen Sinnes, das er sie bald wiedersehe, weil er lange in der Fremde geweilt hatte. Der Weg führte ihn von Luppä nach Hermsdorf. Als er aber ganz nahe zu erwähntem Berge kam, auf welchem gerade die Kieferchen ungefähr eine Elle hoch waren, blieb er stehen, weil er etwas erblickte, was er früher niemals gesehen hatte. Sieh, vor ihm führte ein großes gewölbtes Tor, das geöffnet war, in den Berg hinein. Er dachte bei sich, daß hier vielleicht Bergleute seien, die in dem Berge arbeiteten, und wollte sie sich näher ansehen. Als er sich aber näherte, erblickte er dort ein graues Männlein mit langem, grauem, verwildertem Barte; das winkte ihm, daß er näher käme. Der Schmied erschrak vor ihm, weil es ihn mit scharfen Augen anschaute, und wollte wieder fliehen. Der Graue rief ihm zu, daß er sich nicht zu fürchten brauche, und fragte ihn, ob er Schmied

sei. Als der Wanderer dies bejahete, bat er ihn weiter, daß er ihm, bevor er nach Hause ginge, einen Dienst leiste und sich auf den Weg noch etwas verdiene. Der Schmied war dazu willig und

stöhnte das graue Männlein: „Ei, ei!“ Der Soldat aber erwachte, erhob sich auf dem Pferde und fragte: „Ist es nun Zeit?“ — „Nein“, sagte das Männlein, „jezt noch nicht. Lege dich wieder nieder und schlafe!“ Der Soldat aber fing an zu weinen und klagte: „Wie lange, ach wie lange muß ich hier noch verweilen! Sind denn die zehn langen Stunden (Gezeiten) immer noch nicht vorüber!“ Dann neigte er sich wieder und schlief ein. Das Männlein aber sagte scheltend zum Schmied: „Tue das nicht mehr, sondern nimm dich in acht!“ Der Schmied beschlug hierauf sehr aufmerksam und war froh, daß er keinen mehr berührt hatte. Die Zeit war ihm schnell vergangen, und er dachte, daß es kaum sieben Stunden gedauert habe. Der kleine Graue entfernte sich mit dem Schmiedehandwerkszeuge und dem Soldaten, kam dann allein wieder und brachte dem Schmiede das Geld und bezahlte ihm für jeden Fuß einen Dreier. Der Schmied nahm das Geld und hatte ein ganzes Säckchen voll. Das Männlein führte ihn wieder auf die Stelle, wo er ihn hereingeführt hatte, und sagte ihm: „Du hast deine Arbeit gut verrichtet, sage mir jedoch nur, ob die schwarzen Vögel mit den roten Ohren draußen noch um den Berg herum fliegen?“ Darauf antwortete der Schmied: „Ja, die fliegen hier noch.“ Und das Männlein sagte klagend: „Ach, da muß ich hier auch noch lange bleiben; eher werde ich nicht losgelassen werden, als sich die Vögel nicht verlieren.“

Sich verbeugend verabschiedete er sich darauf von dem Schmied. Und als er sich verneigte, tat sich das Tor wieder auf, und der Schmied trat aus dem Berge hinaus. Kaum aber war er heraus getreten, so schlug das Tor hinter ihm wieder zu und an dessen Stelle sah er eine große Sandgrube.

Sich nach dem Wege wendend, auf welchem er gekommen war, gewahrte er — welches Wunder —, daß die Kieferchen, welche vorher nur ungefähr eine Elle hoch gewesen waren, jetzt gegen acht Ellen maßen, und doch war er anscheinend nur sieben Stunden in dem Berge gewesen. Als er nun die jährlichen Auswüchse der Kiefern zählte, fand er deren sieben. Daran erkannte er, daß er sieben Jahre im Berge verbracht hatte und daß sich die Worte des Männleins erfüllt hatten. Da eilte er nach seinem Geburtsorte. Als ihn die Kinder erblickten, flohen sie vor ihm; denn der große, lange Bart, welcher ihm im Berge gewachsen war, ver-

scheuchte sie. Er eilte in sein elterliches Haus, und als er in die Stube kam, blieb er verwundert stehen: Fremde Leute sahen ihm entgegen, und ein Mann in mittleren Jahren fragte ihn, was er wolle. Er aber antwortete: „Ich bin hier in meinem elterlichen Hause, wo aber sind meine Eltern?“ Dabei nannte er ihre Namen. Hierauf sagte der Mann: „Da seid Ihr wohl Schmieds Andreas? Eure Eltern sind vor vier Jahren mit Kummer und Sorge über Euch gestorben, und wir haben Euer Haus gepachtet.“ Schmieds Andreas weinte über seine Eltern heiße Tränen. Dann wohnte er in seinem Hause glücklich.

IV. Tiergespenster.

Siehe auch Zauber- und Schafsagen.

37. Der gespenstige Hase am Vohhause.

V

Gräße, Bd. II, Nr. 635; Röhler, Aberglauben im Vogtland, S. 540.

Einft wurde vom Vohhause, einem zum Schilbacher Jagdbezirke gehörigen Jägerhause, ein Jäger begraben, wobei ein Hase bis an den Schöneck Berg dem Sarge aufrecht gehend folgte, bis endlich ein älterer Jäger einige fremdartige Worte sprach, worauf der Hase verschwand.

38. Die Winkelmutter beim Friedrich-August-Stein in Schöneck.

Mitgeteilt von Lehrer A. Zimmer in Raun.

Die Sage geht jetzt noch unter den Schöneckern, besonders unter den Kindern. Ich entsinne mich, daß wir Buben, wenn es dunkelte, stets den Weg beim „alten Säl“ (eigentlich Söll), wie die Schöneckern ihren Felsen nennen, mieden — aus Furcht vor der „Winkelmutter“. Die wollten früher, insbesondere zur Zeit des großen Brandes, auch viele erwachsene Leute gesehen haben.

Sie haufte in Gestalt eines Schafes, das immer wimmerte und winselte, in alten Häuserluken nahe dem Felsen und galt für ein Vorzeichen nahenden Unglücks. Wurde sie geneckt, so konnte sie solche große Dimensionen annehmen, daß sie bis ins 2. Häuserstock hineinschauen konnte, und manch kecken Burschen soll ihr Fensterbesuch erschreckt haben. —

39. Das gespenstige Kalb in Delsnitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 657; Köhler, Aberglauben usw., S. 500.

Vor ohngefähr 70 Jahren sollte ein Maurer in Delsnitz in einem Hause der Altstadt den obern Hausplatz und die Gänge weißen. Derselbe kam dabei der Türe der Oberstube nahe und fand sie ein wenig offen; hauptsächlich um das Farbenmuster der Wände zu sehen, schaute er hinein und erstaunte nicht wenig, als er den in der Mitte stehenden Tisch ganz mit Geld belegt sah. Der Maurer trat sogleich zurück und weißte fort. Bald darauf kam er an eine Kammer die ihre Tür auch auf der Seite des Hauptplatzes hatte. Auch diese stand ein wenig offen, und neugierig schaute er auch da hinein und erblickte mehrere Läden und anderes Gerät. Beim Überblicken dieser Sachen erhob sich hinter einer Lade ein Kalb von gewöhnlicher rotbrauner Farbe. Den Maurer überlief ein Schauer, er machte, daß er bald fertig wurde, und mochte sich nicht mehr umschauen. Daß sich auch zu anderer Zeit in jenem Delsnitzer Hause und zwar im oberen Stocke desselben, ein Kalb habe sehen lassen, wird noch jetzt von einigen behauptet.

40. Das Erdhühnchen.

Gräße, Bd. II, Nr. 664; Köhler, Aberglauben, S. 574 ff.

In Delsnitz und der Umgebung zeigt sich das sogenannte Erdhühnchen, wenn jemand sterben soll.

Einmal war ein Knabe in Delsnitz mit seinem kranken Schwesterchen nachmittags allein in der Stube. Da lief auf einmal ein Vogel, grau, gerade wie ein Nachtäubchen, über die Stube unter das Bett und ließ ein: „Gück, gück, gück, gück,“ schnell nacheinander hören. Am folgenden Morgen war das Schwesterchen tot. Der Vogel war ein Erdhühnchen gewesen und hatte den Todesfall angezeigt.

Ein Einwohner von Unterhermsgrün sah die Erdhühnchen vor dem Tode seiner Frau. Das geschah jedoch, als er noch in Freiberg bei Adorf lebte. Er befand sich nachmittags 4 Uhr in der Stube, als auf einmal zwei Erdhühnchen kamen und ihr: „Lück, lück, lück“ hören ließen; sie waren so groß wie Stare und etwas dunkler wie eine Nachttaube.

In Bobennewikirchen zeigten Erdhühnchen den Tod dessen, dem sie erschienen waren, an.

41. Das feuerspeiende Schwein zu Oberlosa.

Mitgeteilt von Rob. Eifel, Gera.

Im Jahre 1860 starb in Oberlosa in einem verrufenen Hause ein alter Mann. Ein paar Tage nachher, wie ein zwölfjähriger Junge abends im Dunkeln zur Haustüre heraustritt, um in den Haushof zu gehen, da kommt ihm etwas entgegen wie ein junges Schweinchen. Das grunzt und will ihm das Bein beschnuppern; kaum aber stößt er's von sich, so speit das Vieh Rauch und Feuer aus. Der Junge springt zurück und holt nun den Vater mit in den Hof. Da sitzt das Tier auf dem alten Hackestock des eben Verstorbenen, springt aber schnell herab und läuft durch den Garten davon, niemand weiß, wohin. Der Junge aber lag über ein Jahr an einem bösen Bein.

42. Die Klagemutter zu Blauen.

Eifel, Sagenbuch des Vogtlandes (1871), Nr. 319.

Wenn in Blauen jemand sterben will, da sieht man vor dem Hause ein Schaf liegen: das ist die Klagemutter. Oft kollert es fort, oft aber richtet es sich auf über Menschenlänge und fällt dann wieder zusammen.

43. Der schwarze Bär im Wäldchen bei Mittelhöhe.

Gräße, Bd. II, Nr. 677; metrisch bearbeitet von Hager, S. II, S. 18.

In dem in der Nähe von Mittelhöhe bei Pausa befindlichen Wäldchen läßt sich seit längerer Zeit ein bärartiges Tier mit feurigen Augen und schwarzem Felle sehen, welches die Vorübergehenden durch sein Brummen erschreckt und verscheucht. Man sagt, es sei in den Körper dieses Ungetüms die Seele eines sehr harten Försters gefahren, der die armen Leute, welche sich Holz aus dem Walde geholt, stets auf das Grausamste gemißhandelt habe, einst aber, als er gerade auf einen alten Greis, der sich Holz zusammengesucht und auf sein Rufen nicht gestanden habe, habe schießen wollen, durch Selbstentladung seines Gewehres seinen Tod gefunden und seit dieser Zeit ruhelos umherwandle.

Melche, Sagenbuch.

4

E 44. Die vergrabenen Fuhrleute bei Blauental.

Röhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 131.

Als vor einigen Jahrhunderten viel falsches Geld von Osterreich nach Sachsen geschafft wurde, kamen auch mit solchem Gelde einige Fuhrleute in die Nähe von Blauental, da wo sich am linken Ufer der Bockau die sogenannte Steinwand erhebt. Es kam ein schweres Gewitter, und die Fuhrleute suchten deshalb Schutz unter einem überhängenden Felsen. Da das Unwetter lange anhielt, so vertrieben sie sich die Zeit mit Kartenspiel. Plötzlich fuhr ein Blitz nieder, ein schwerer Donnerschlag folgte und die Felsenhöhle mit den darin sitzenden Männern war im Nu verschwunden. Die stehengebliebenen Wagen wurden nach Eibenstock gebracht. An gewissen Tagen lassen sich nun in der Nähe der Steinwand Spukgespenster sehen. So kam einst wiederholt des Nachts ein weiser Hase. Ein Arbeiter des Hammerwerks schlug nach ihm und rühmte sich dann, er habe ihm eins ausgewischt. Aber in der folgenden Nacht fand man den Mann tot. (Vergl. auch Nr. 27).

45. Der schwarze Hund auf der Bockwaer Köppe.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 125.

An der Straße von Bockwa nach Niederhaußlau, auf der sogenannten „Köppe“ oberhalb des neuen Bockwaer Friedhofes, soll sich öfters um Mitternacht ein schwarzer gespenstischer Hund sehen lassen, der entweder neben den ihm Begegnenden ein Stückchen hinläuft und dann plötzlich verschwindet, oder auch sich diesen eine Weile in den Weg stellt und sie im Weitergehen hindert. Den oder jenen soll er zuweilen auch genötigt haben den Straßendamm hinabzuspringen, wohin er darauf selbst gefolgt ist, um in den nahen Muldengebüsch, von woher er zumeist gekommen war, sich zu verlaufen. — Von den letzteren ist bekannt, daß sich darin etliche Personen erhängt, ebenso, daß in dem daneben rauschenden Muldenwehre mehrere Lebensüberdrüssige ihren Tod gesucht und gefunden haben.

46. Gespenstisches Schaf bei Wildenfels.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 121.

Bei dem nahe am Weinberge gelegenen Gottesacker zu Wildenfels soll sich zu nächtlicher Stunde früher ein weißes Schaf haben sehen lassen, welches die Vorübergehenden erschreckte.

47. Der weiße Widder auf dem Pandurenfelsen bei Schneeberg.

Röhler a. a. D., Nr. 120.

Auf dem Gießberg bei Schneeberg heißt ein Felsen der Pandurenfelsen. Man erzählt, daß auf und an ihm einst die Bewohner von Aue mit Panduren gekämpft haben sollen. Noch läßt sich auf ihm zuweilen des Nachts ein weißer Widder mit feurigen Hörnern sehen.

48. Das gespenstische Kalb auf dem Frauenmarke in Schneeberg.

Röhler a. a. D., Nr. 232.

Drei Bürger in Schneeberg kamen einmal des Nachts in der zwölften Stunde aus dem Wirtshause. Als sie an den Frauenmarkt gelangten, trennten sich zwei von ihnen und der dritte ging allein über den genannten Markt. Auf einmal sprang ihm daselbst ein Kalb auf den Rücken und legte die beiden Vorderbeine fest auf seine Schultern; so mußte es der Mann bis an sein Haus tragen. Dort verschwand es, als die Frau ihrem Manne die Tür aufmachte. Die Frau verwunderte sich, daß ihr Mann so bleich und erschrocken ausah und fragte ihn nach der Ursache; doch er wollte ihr unter neun Tagen nichts erzählen. Da drang seine Frau noch mehr in ihn, bis er ihr endlich das Begebnis erzählte und ihr zugleich die Spuren auf seinen Achseln zeigte, welche das gespenstische Kalb mit seinen Pfoten darauf zurückgelassen hatte. Das war sein Unglück, denn man soll von derartigen Erlebnissen, wenn sie nicht dem Betreffenden Verderben bringen sollen, unter neun Tagen nichts erzählen. Der Mann starb auch innerhalb dieser Zeit.

49. Der schwarze Pudel an der Eisenbrücke bei Niederschlema.

Röhler a. a. D., Nr. 122.

In der Nähe der bei Niederschlema über die Mulde führenden Eisenbrücke stand vor Jahrhunderten und noch ehe Schneeberg ge-

gründet wurde, ein Eisenhammer. Auch wurde das Eisenerz, welches damals am Schneeberge gegraben ward, über die alte Brücke nach Böhmitz gefahren, um es daselbst auf der Ratswage wiegen zu lassen. Die Brücke war mit einem Dache versehen und deshalb sehr dunkel, und weil außerdem auf beiden Seiten der Mulde finstere Waldungen waren, wurden an dieser damals schauerlichen Stelle viele Greuelthaten verübt. Unter andern wurde daselbst auch ein Mann erschlagen, welcher einen schwarzen Pudel mit sich führte. Dieser Pudel ist dann noch nach langen Jahren bei der Brücke gesehen worden, seinen Herrn suchend und darauf ist er jedesmal plötzlich wieder verschwunden.

50. Der schwarze Hund auf dem Hemberge bei Bockau.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 123.

Auf dem Hemberge bei dem Bergflecken Bockau ist ein bestimmter Kreis, in welchem ein schwarzer Hund haust. Wer sich in diesen Kreis verirrt, der sieht den Hund und trägt jedesmal eine Krankheit davon.

51. Das Gespensterpferd zu Wildenau.

Chr. Lehmann, Collectanea, S. 261.

Anno 1624 arbeitete Anders Illings Water zu Wildenau (bei Schwarzenberg) im Feld mit einem Pferd am Berge gegenüber dem Grundtümpel. Da er zu Mittag ausspannt, kommt ein ander Pferd, spannt sich ein und arbeitet im Feld mit dem Haken (pfluge) geschwind fort, gleich als wenn's getrieben würde. Der Mann erschrickt und sieht eine Weile zu; endlich spannt sich's aus und läuft mit vollem Sprung in den Grundtümpel hinein, tourniert und verschwindet.

52. Die zwei weißen Pudel bei Rittersgrün.

Röhler a. a. O., Nr. 119.

Kurz vor dem sogenannten Zigeunerwalde zwischen Rittersgrün und Pöbla sollen sich manchmal des Abends zwei weiße Pudel mit glühenden Augen und an feuriger Kette festgehängt sehen lassen.

53. Die Brauhaukaze zu Elterlein.

Chr. Lehmann, Collectanea, S. 260.

In diesem Bergstädtlein sind bei Menschengedenken zwei Wächter gestorben, Merten Brendel und sein Successor Andreas Seidel, die des Nachts auf dem Türmel im Rathaus die Stunden gemeldet. Denen hat ein Spektrum, das sich wie ein wolligt Schaf angreifen lassen, viel Schalkheit angeleget, den Weg ins Türmel verlegt, das Blasehorn zugehalten, ihre Kleider und den Strang zum Läuten versteckt und oft übel zerdrückt, sonderlich wenn sie zum Tisch des Herrn gewesen oder vor Trunkenheit des Gebets vergessen. Dies Spektrum haben sie insgemein die Brauhaukaze genannt, weil es daselbst im drangebauten Brauhause gern gewohnt. Zwei Jahr vor ihrem großen Brande, Anno 1653, besäuft sich ihr Gemeinsteiger Christof Zänker im Rathause, fordert die Braukaze aus und bleibt trunken drinnen liegen. Des Nachts kommt die Kaze und schleppt ihn aus dem Rathause in die Kälte, kraht, schlägt und drückt den Steiger so jämmerlich, daß er acht Wochen krank lieget. Er wäre dann als sicher verdorben, wenn ihn nicht der Wirt gerettet und in die Wärme gebracht hätte. Ex populo.

54. Der gespenstische Hund bei Unterscheibe.

Röhler a. a. D., Nr. 810.

An der Grenze der Dörfer Unterscheibe und Markersbach, unterhalb des sogenannten Vogtelgutes, läßt sich in stürmischen Nächten ein schneeweißer Hund mit rotleuchtenden Augen sehen, dessen Klagegeheul schauerlich durch die Nacht tönt. Er tut jedoch niemandem etwas zu Leide. Es soll dies der Hund eines Schäfers sein, der seinem Herrn sehr treu ergeben war. Der Schäfer hat sich einst in jener Gegend erhängt, und der Hund soll nun seinen Herrn suchen.

55. Die geizige Müllerin.*

Gräße, Bd. I, Nr. 541; nach Lehmann, Schauplag, S. 944.

Im Jahre 1674 wohnte in Brand, einem gebirgischen Dorfe unter Joachimsthal, eine Müllerin, die Mühl-Abelin genannt, welche

* Die Sage fällt eigentlich aus dem hier behandelten Gebiete schon heraus.

die armen Bergleute und Zinnseifner auf Gottesgabe mit Brot verlegte, dasselbe aber so armselig buk und gab, daß es fast eitel Spreu und Kleie war und in der Suppe zerschwamm. Da ihre Arbeiter sich beklagten und über das ärmliche Brot beschwerten, sagte sie mit Troß: „Ei meine Gottesgäber Säue können's schon fressen!“ Da endlich diese Mühl- und Geldhamsterin gestorben, ist sie nachher oft wiedergekommen, hat den Mann geplagt und, so oft der Müller seine Säue gefüttert, ist allezeit eine fremde gespenstische Sau mit zugelaufen und hat samt den anderen aus dem Troge gefressen. Ihre Tochter succedierte ihr im Hause und ließ sich vom Teufel ingleichen zum Schinden der armen Leute und zu Ungerechtigkeiten verleiten, sammelte viel Geld und vergrub einen Teil. Da die kaiserlichen Soldaten 1691 da vorbeimarschirten, ward sie von einem derselben heftig erschreckt, wurde sprachlos und starb, daß niemand wußte, wohin sie ihr Geld vergraben. Darauf kam sie in unterschiedlicher Gestalt wieder, plagte und ängstigte den hinterlassenen Witwer, daß er endlich gar desperat wurde und im Jahre 1693 im Oktober zu seinen Kindern sagte, er könne nicht mehr bleiben, er wolle zu seinem Bruder gehen; nahm darum Geld zu sich, wurde aber auf den Felsen tot gefunden und hat auch ein viertel Maß Geld hinterlassen.

56. Das gespenstische Kalb zu Mildenau.

Chr. Lehmann, Histor. Schauplatz, S. 673.

Ein martialischer Vorbote war es, daß vor dem deutschen Kriege, da der Feind einfallen sollte, sich zu Mildenau im Herbst des Nachts ein gräßliches Gebälke und Geschrei erhob; es lief etwas im Dorfe durchs Wasser auf und nieder in Gestalt eines Kalbes und brüllte so abscheulich, daß die Leute alle bestürzt wurden. Den folgenden Sommer ist der Feind eingefallen und hat mit Plündern und Verheeren erwiesen, was dieser Kriegspostillon angekündigt hatte.

57. Der schwarze Hund in Grünthal.

Röhler a. a. D., Nr. 124; Blüml in der Erzgebirgszeitung, 5. Jahrg., S. 174.

Noch jetzt hört man von alten Leuten, besonders Hüttenarbeitern in Grünthal die feste Behauptung, daß um den Kupferhammer da-

selbst ein großer schwarzer Hund schleiche, aber nicht wie andere dieser Tiere auf vier, sondern nur auf zwei Beinen, und daß er oft heimkehrenden Arbeitern ins Genick springe, sie auch wohl bis über die nahe Landesgrenze verfolge.

58. Der Hüttenmops.

Röhler a. a. D., Nr. 127.

An dem Huthause bei Obercarsdorf oder beim Stollen an der Naundorfer Brücke sind schon viele von einem gespenstischen Hunde, welcher der Hüttenmops heißt, erschreckt worden. Der Hüttenmops erscheint auch in Oibernhau, Oberneufschönberg, Rothenthal, Grünthal und Umgegend. Er heißt dort meist „Hüttenmaß oder Hüttenmuß“, und die ihn gesehen haben, beschreiben ihn als einen großen, schwarzen Pudel mit feurigen Augen, der des Nachts umherstreicht, ja zuweilen sogar auf Bäumen angetroffen wird. Gesagt wird weiter, daß der Hüttenmops ein böser Geist sei. Einst ist er einem ruhig dahinschreitenden Fleischer auf dem Rücken gesprungen, und trotz allen Schüttelns, Betens und Fluchens konnte ihn der Mann nicht wieder herunterbringen, bis er vor seiner Tür angelangt war, wo das Gespenst mit einem höhnischen Schrei verschwand. Der Fleischer aber starb nach drei Tagen.

Auch auf der Straße zwischen Freiberg und Erbsdorf ließ sich früher der Hüttenmops in Gestalt eines riesenhaften Pudels mit feurigen Augen sehen. Man hielt ihn für einen verwandelten Bergbeamten, der ohne Raft von Grube zu Grube wandern mußte. (E. H. Müller, Beschreibung der Bergstadt Brand, S. 4.)

59. Das Freibergische Spektrum.

Chr. Lehmann, Collectanea, S. 260.

Anno 1654 ging zu Freiberg ein weißer Hund ein viertel Jahr lang alle Nächte in der Stadt um und lagerte sich stets vor Dr. Jägers, Bürgermeisters, Tür. Wenn ihn die Wächter gleich gar umringet hatten, entkam er ihnen doch aus dem Kreis und stand

eine Kasse lang mit mir ihnen Ein helles Licht herauf da her

63. Der gespenstige Hase bei Frankenberg.

Gräße a. a. O., Bd. I, Nr. 471.

An der Frankenberger Straße, die nach Chemnitz führt, steht in einem Dorfe ein schöner neugebauter Gasthof, in dem kein Besitzer lange bleibt, denn da läßt sich am Tage und des Nachts ein Hase sehen, der überall neben dem Hausherrn herläuft, allerdings ohne ihm etwas zu tun, für alle anderen aber unsichtbar ist.

64. Die Gespensterkaze im Leipziger Lazarett.

L

Gräße, Bd. I, Nr. 426; nach Vogel, Leipziger Annalen, S. 215.

Um Weihnachten des Jahres 1564 ist von einer Heze ein Gespenst oder Poltergeist ins Lazarett gebannt worden, so in Gestalt einer Kaze, zuweilen auch unter anderer Gestalt, die Kranken und andere Leute sehr verzierte.

65. Das dreibeinige Tier zu Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 456.

Wenn man zwischen 11—12 Uhr sonst des Nachts an der vormaligen Hallischen Bastei spazieren ging, sah man ein dreibeiniges Ungetüm daselbst herumlaufen. Als Ursache erzählt man folgendes. Als die alte Kirche der heiligen Katharina, welche der Katharinenstraße ihren Namen gegeben hat, eingerissen und an deren Stelle ein Haus gebaut ward, hat man auf dem Grunde derselben ein Glas gefunden, in welches der einer besessenen Person einst von einem Mönch ausgetriebene Geist in Gestalt einer Mücke gebannt war. Weil nun gleichzeitig die Hallische Bastion gebaut ward, so setzte man in das Fundament besagtes Glas und seit dieser Zeit ging dort das dreibeinige Tier um.

66. Der Bieresel zu Grimma.

Gräße, Bd. I, Nr. 313; vergl. auch dessen Bierstudien, Dresden 1872, S. 125.

Wenn man zum Papischen Tore hinausgeht und statt nach dem Kirchhofe zu sich rechts wendet, erblickt man eine Reihe

Scheunen, die sich an einen hohen Berg lehnen. Eine von diesen enthält einen Keller, der in den Berg hineingeht, und in diesem befindet sich angeblich der Bieresel. Dieser leidet des Nachts niemand darin, kommt auch manchmal, wie man sonst erzählte, heraus und erschreckt die Vorübergehenden.*

67. Gespenstertiere in der Rochlitzer Pflege.

Rfa. Die ältesten Siedelungen der Rochlitzer Pflege 1900 S. 44 ff

Größschüh; endlich wieder einen kopflofen Schimmel an der Sauerbrücke, auf der Grenze Topfseifersdorf-Winkeln. (An anderer Stelle, Nr. 208, sind die spukhaften Reiter angeführt.)

Sehr zahlreich sind auch die umgehenden Kälber. Ein solches von riesiger Größe spukt im Hohlwege von Rochlitz nach Noßwitz; ferner eins mit „tellergroßen, feurigen Augen“ in der Nähe der Mühenburg bei Rochlitz, ein anderes, ohne Kopf, auf der Noßwitzer Scheibe (Grenzflur). Auch auf der Wittgendorfer Scheibe, dann an der Brücke unterhalb der Fürstener Mühle bei Seelitz (in der Nähe des Mordkreuzes), sowie an einem Stege bei der Mutschke, südwestlich von Urnsdorf, erscheinen Kälber. Ein solches hockt dem Wanderer auf im Kobold bei Zschaagwitz. Endlich geht ein Kalb um auf der Grenze zwischen Mutschheroda und Dölitzsch; die Stelle heißt danach das Kälberloch (vergl. das Kuhloch bei Kolkau). — Von einem gespenstischen Bock weiß man am Bocksteg auf der Grenze Weißbach-Königsfeld zu erzählen.

68. Der feurige Hund in der Schule zu Zeisnig.

Gräße, Bd. I, Nr. 343; nach Ramprad, Zeisnigker Chronika, S. 211.

Zu der Zeit, als Paul Matthias Schwarz Rektor der Stadtschule zu Zeisnig war (1651—1691), ist einmal ein Schulknabe, des Kirchvaters Chr. Rieckers Sohn, zu Mittag um 12 Uhr in die große Schulstube gekommen, da hat er einen großen schwarzen Hund mit feurigen Augen angetroffen, der die Bänke umwirft. Hestig erschrocken läuft er hierauf zum Herrn Rektor und zeigt es ihm mit Zittern und Beben an. Dieser geht auch gleich mit herunter und trifft den Hund vor der Säule, daran die Sanduhr hängt, an, derselbe verschwindet aber, sobald der Herr Rektor zu reden anfängt. Darauf hat der Herr Superintendent Dr. Jacobi, der noch denselben Nachmittag in die Schule gekommen ist, der Sache wegen eine ernstliche Vermahnung an die ganze Schuljugend gehalten und solche Vermahnung noch den Sonntag darauf in der Amtspredigt wiederholt. Allein unter den Schülern ist doch des feurigen Hundes wegen eine solche Furcht entstanden, daß keiner allein mehr in die Schule gehen wollte, sondern sie warteten alle draußen vor der Türe, bis der Herr Kantor kam und Singestunde hielt.

M **69. Der gespenstige Hund zu Taubenheim.**

Größe, Bd. I, Nr. 73.

Auf dem Rittergute zu Taubenheim seitwärts Wildberg an der Elbe zeigt sich abends ein großer schwarzer Hund, der aus dem Hause heraus über den Hof läuft und niemandem etwas tut; nur angerufen knurrt er.

nach Altendorf hinauf. Hier liegt auch der Kirchhof. Auf dem nahe dabei und oberhalb des Marktes sich erhebenden Berge, dem Kiefericht, stand früher ein Schloß, welches ein Sitz der Birken von Duba gewesen sein soll und von dem nicht bloß noch die Wallgräben zu sehen sind, sondern wo sich auch heute noch zuweilen eine weiße Jungfrau sehen lassen soll, die übrigens niemandem etwas zuleide tut (s. Nr. 720). Früher lief aber in jeder Nacht um die zwölfte Stunde von jenem Schlosse aus durch den Zaukengrund die Stadt entlang bis in den Kirnitzschgrund und von da in die Schloßruinen zurück ein kohlschwarzer, zottiger Hund mit feurigen Augen, von dem man erzählte, daß in dieser Gestalt der Geist eines Freiherrn von Duba umgehe, der sich durch seine Unmenschlichkeit, Wollust, Raubsucht und Geiz vorzüglich ausgezeichnet habe, aber nachdem er einst bei teurerer Zeit die Armen, welche um ein Stückchen Brot gebeten, mit Hunderten von seinem Schlosse habe weghezen lassen, plötzlich gestorben, in diesen Hund verwandelt und zum ruhelosen Herumirren als solcher verdammt worden sei. Da trug es sich nach langen, langen Jahren zu, daß eine gewisse Anna Büttner (um 1700—1710), der ihr Vater gestorben, dessen einziges geliebtes Kind sie gewesen war, gegen Abend auf den Kirchhof ging, um an dem frischen Grabe des teuern Verstorbenen zu beten, und von Kummer niedergedrückt nicht darauf achtete, daß es immer finsterner ward, so daß sie die Mitternachtstunde noch weinend bei den Gräbern der Abgeschiedenen fand. Siehe da erschien auf einmal der feurige Hund, aber nicht drohend und furchtbar wie sonst, sondern setzte sich still und traurig auf einen benachbarten Grabhügel, und das fromme Mädchen, welche ahnen mochte, daß diesen verwünschten Geist wohl ein größeres Herzeleid als sie selbst drücken möge, entfloh nicht, sondern trat zu ihm hin und streichelte ihn, ja sprach ihm Worte des Trostes ein, und siehe der Hund ward ganz freundlich und sprang wedelnd um sie herum, leckte ihre Hände und schien ihr aus seinen jetzt nicht mehr wild leuchtenden Augen sagen zu wollen, daß ihre Teilnahme ihm die Erlösungstunde gebracht habe. Soviel ist gewiß, seit diesem Tage ist der Hund nicht mehr gesehen worden.

74. Der Geist bei den Sauteichen.

Meiße, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, Leipzig 1894, Nr. 27.

Der ehemalige Besitzer des Heinersdorfer Rittergutes bei Sebnitz, Namens Sauer, war ein hartherziger Mann. Zur Strafe dafür konnte er im Grabe keine Ruhe finden und mußte auf seinem Gute umheritreten. Endlich bannte ihn ein kluger Mann an die sogenannten Sauteiche zwischen Steinberg und Hasenberg bei Sebnitz; hier schreckt er den nächtlichen Wanderer, indem er bald als weißer Hirsch, bald als Hund mit feurigen Augen und roter Zunge, bald als Schlange erscheint. Auch schwingt er sich gern auf vorbeifahrende Wagen, worauf dann die Pferde in rasender Eile davonjagen.

75. Die Spukgeister bei der Sebnitzer Papierfabrik.

Meiße, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, Nr. 23.

Zwischen den sogenannten Neuen Scheunen und der Papierfabrik an der Straße von Sebnitz nach Schandau ist es nicht geheuer. Wer in der Mitternachtsstunde dort vorübergeht, dem begegnet ein großer schwarzer Hund mit feurigen Augen, der niemandem etwas zuleid tut, wenn man ihn nicht neckt, im Gegenteil sich aber hart an die Fersen des Neckenden heftet und ihm wohl gar mit den Pfoten auf die Schultern springt. So erzählt man sich, daß einem Fuhrmann, welcher sich erkühnte mit der Peitsche nach ihm zu schlagen, dieselbe plötzlich mit Gewalt aus der Hand gerissen worden war und er außerdem noch zu tun hatte, die beim Anblick des gespenstigen Tieres zitternden Pferde im Zügel zu halten. — Ein anderer Mann, der den gespenstischen Hund die sogenannte Schulleite hinausstürmen sah, war so gottvergesen, ihm auf einem Erbschlüssel zu pfeifen. Sogleich machte das Tier kehrt und kam hoch durch die Luft auf ihn zu. Dem Manne standen die Haare zu Berge. Sein Begleiter entriß ihm noch rechtzeitig den Schlüssel, pfiß auf der anderen Seite durch denselben und das Tier stürzte machtlos in die nahe Sebnitzbach. — Andere wollen einen kopflosen Mann mit einer Sense gesehen haben. Der Sage nach soll in der Gegend der heutigen Papierfabrik oder auf der nördlich gegenüberliegenden Höhe vor alter Zeit ein Kloster ge-

standen haben und davon noch deren Name „die heilige Leithe“ herrühren. Abt und Mönche sollen in demselben ein gottloses Wesen getrieben haben, und so soll denn eines Nachts dasselbe zur Strafe dafür samt den Missetätern versunken, der Abt selbst aber in einen Hund verwandelt und zu jener allnächtlichen Wanderung verdammt sein. — Der Hund war auf viele Jahre gebannt, neuerdings aber ist er wieder einigen Frauen begegnet und hat dabei den Kopf zwischen den Vorderbeinen getragen. — Am 15. April 1835 ging der Webermeister Adam aus Sebnitz noch spät abends in Geschäften nach Hofheinersdorf. Auf dem Rückwege, den er erst in der Mitternachtsstunde antreten konnte, gewahrte er auf der Straße unterhalb der „heiligen Leithe“ plötzlich eine „schlohrweiße“ Frau. Er bot ihr einen guten Abend und wollte sie eben nach ihrem Wege fragen; — da wächst sie plötzlich riesengroß und schreitet auf ihn zu, als ob sie ihn umarmen wollte. Ebenso schnell aber war sie wieder verschwunden. Unfern Meister trieb die Angst rasch heimwärts. Bei den „Neuen Scheunen“ hörte er es „wie mit lauter Wagen mit Kettengerassel den Berg herunterkommen“. Erst bei der Drehbrücke verschwand der Spuk. Der Mann war darauf ein paar Tage krank. — Abers Jahr, wieder im April, kommt der Mann um dieselbe Stunde von Heinersdorf. Auf der Wiese bei dem „Büschel“ sieht er etwas Weißes liegen. Er geht darauf los; plötzlich stürzt ein weißer Pudel auf ihn zu und wird groß und immer größer „wie ein Weberstuhl“ und — „weg war's“. Wie der Meister heimkommt, sieht er in den Kalender; es ist der 15. April, er sagt weiter nichts, geht zu Bett und liegt vier Wochen auf einer Stelle. — Später hat er nichts mehr gesehen.

76. Der gespenstige Ziegenbock zu Hertigswalde.

Mündlich.

Zwischen der alten Schule und dem Armenhause* hat's früher geschwecht. Da ist nämlich ein Ziegenbock gekommen mit großen Hörnern und feurigen Augen, der hat die Leute, denen er auf der

* In der Nähe steht an der Dorfstraße bei dem Hause des Standesbeamten Hesse ein sogenanntes Schwedenkreuz.

Straße begegnete, tüchtig in die Beine gestoßen. Es war aber ein Mann im Dorfe, der hat gesagt, wenn er ihm einmal in den Wurf käme, da wollte er ihm die Sense in den Kopf hacken. Wie er nun einmal früh um 4 Uhr hauen ging, da wartete der Ziegenbock auf ihn, und als der Mann mit der Sense ausholen wollte, konnte er sich nicht vom Flecke rühren. Als er heimkam, konnte er nicht essen und mußte sich zu Bette legen. Ein andermal hat ein Mann den Ziegenbock gefragt, was er eigentlich wolle, und derselbe ist er verschwunden. Manche sagen auch, ein Hergenmeister hätte ihn auf mehrere Jahre verbannt; dann käme er aber wieder.

77. Der Schuß in den Himmel.

Mitgeteilt von Dr. Georg Dertel, Berlin.

Der Herr von Reibold auf Polenz soll einst bei langanhaltender Dürre mit seinem Jagdgewehre, um Gott zu bedrohen, nach dem Himmel geschossen haben. Er ist zur Strafe dafür irrsinnig geworden und hat im Grabe selbst keine Ruhe finden können; sondern er geht nächtlicherweile auf dem alten Gottesacker zu Neustadt im Meißner Hochlande in Gestalt eines schwarzen Katers um und schreckt die Vorübergehenden.*

78. Ein Mörder als feuriger Hund am Öbbauer Berge.

Gräße, Bd. II, Nr. 783; nach Scholz bei Klar, die helle Sagenzelle, Öbbau, S. 29 ff.

Vor langen Jahren stand am Fuße des Öbbauer Berges tief im Gebüsch ein schmuckes Jägerhaus, welches ein gewisser Wischeber als Förster mit seiner Frau bewohnte. Derselbe war aber in der ganzen Umgegend gehaßt und gemieden, denn er war habfüchtig, grob und hart gegen jeden, der etwas mit ihm zu tun hatte. Seine arme Frau hatte es selbst sehr schlecht bei ihm und fand nicht ein-

* Auch der erste Wirt auf dem Winterberge hat nach der Erzählung meiner Urgroßmutter bei andauerndem Regenwetter einst in den Himmel geschossen. Meine Urahne hat das selbst gesehen und den Frevler bei seiner Seligkeit beschworen, davon abzustehen. (M.)

mal in seiner Abwesenheit zu Hause einen Trost, denn sie war kinderlos. Vorzüglich war aber sein Haß gegen seinen Schwiegervater, einen reichen Bauer in der Nachbarschaft gerichtet, weil er sich einbildete, derselbe habe seiner Tochter zu wenig Mitgift gegeben. Nun trug es sich zu, daß ein junger Bürger aus der Stadt Löbau das Herz der zweiten Tochter jenes Bauern gewonnen hatte und daß dieselbe ihm auch ihre Hand zusagte. Bald sollte die Hochzeit stattfinden und Bishebers Schwiegervater rüstete sich nur noch, die Mitgift für seine Tochter herbeizuschaffen. Er hatte dazu tausend Goldgülden bestimmt, die er in der Stadt irgendwo ausgeliehen hatte und jetzt zurückerhalten sollte. Er machte sich also eines schönen Morgens mit seinem Geschirre auf, um das Geld aus der Stadt zu holen, erhob es auch und lud es, nachdem er es zuvor in einen kupfernen, mit einem Deckel versehenen, Kessel getan, auf seinen Wagen und fuhr schon in der Dämmerung den ihm wohlbekanntem Weg in sein heimatliches Dörfchen zurück. Allein er sollte dasselbe nicht erreichen, denn der gottvergessene Jägermann, welcher seines Schwiegervaters Vorhaben und den Tag, wo derselbe es auszuführen dachte, ausgekundschaftet hatte, lauerte ihn im Walde auf, sprang auf den Wagen und tötete den nichts ahnenden Greis ohne Mühe. Er hob hierauf den schweren Kessel vom Wagen herab und schleppte ihn auf unbetretenen Wegen in seine Wohnung, die Pferde aber trugen ihren gemordeten Führer von selbst auf dem wohlbekanntem Wege bis vor sein Haus. Wie erschrak die unglückliche Braut, als sie ihren armen Vater von blutiger Mörderhand erschlagen wieder sah! Es litt sie nicht im elterlichen Hause, sie eilte noch um Mitternacht zu ihrer verheirateten Schwester, um ihr und ihrem Manne das schreckliche Begebnis mitzuteilen. Ihre Schwester glaubte jedoch letzteren noch im Walde und beide weinten nun über den Verlust ihres besten Freundes. Allein der böse Jäger war wohl zurückgekommen; er steckte in einem Kellergemach, wo er seinen früher schon zusammengescharrten Mammon zu dem blutig erworbenen Sündengelde in den Kessel zu verschließen sich beeilte, weil er beabsichtigte, seinen Schatz noch in derselben Nacht aus dem Hause zu schaffen. Er hatte nämlich unfern des Hauses ein verborgenes Loch im Felsen bemerkt, das durch einen rohen Stein so versezt war, daß der Uneingeweihte keine Spur einer Höhle gewahren konnte. Indes war aber der

Kessel durch das neuhinzugekommene Geld so schwer geworden, daß er sich nur mit großer Mühe transportieren ließ. Wie nun also Wischeber denselben mit großer Mühe nach dem ihm wohlbekannten Orte hinschleppte, versah er gleichwohl in der dichten Finsternis den Weg; sein Fuß geriet in den sumpfigen Wiesengrund, der sich noch heute an dem östlichen Fuße des Berges findet, und hier versank er mit seinem Schatze, doch der trägerische Boden verschwieg sein Grab. Als er früh nicht wiederkehrte, konnte seine Frau nicht mehr zweifeln, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei, doch glücklicherweise vermochte sie seine Haupttat nur zu ahnen, ein Beweis gegen ihn war nicht vorhanden. Sie begab sich nun zu ihrer Schwester und brachte ihre Lage bei derselben, die sich mittlerweile mit ihrem Bräutigam verheiratet hatte, zu, das Jägerhaus aber, welches niemand wieder beziehen wollte, zernagte der Zahn der Zeit. Allein einige Zeit nachher erschien in der Stunde der Dämmerung ein Licht am Fuße des Öbbauer Berges und ein Holzhauer, der dasselbe näher gesehen haben wollte, behauptete, daß das Licht ein feuriger Hund mit sprühenden Augen sei. Alle, die das hörten, riefen: das ist Wischeber und sein Schatz, aber niemand getraut sich, sich demselben zu nähern oder den Hund zu erlösen.

79. Der feurige Hund am Öbbauer Berge als Schatzhüter.

Gräße, Bd. II, Nr. 782; C. Borott, der Öbbauer Berg und der Friedrich August-Turm. Öbbau 1854, S. 59.

In den sumpfigen Gebüsch am östlichen Fuße des Öbbauer Berges läßt sich angeblich zuweilen ein feuriger Hund sehen, den manche jedoch für ein gewöhnliches Irrlicht halten wollen. Wer nur demselben mutig folgt, den führt er zur Diamantengrube. So kehrte einst spät in der Nacht ein Herwigsdorfer Bauermädchen vom Öbbauer Jahrmarkt zurück, der Hund begegnete ihr und seltsamerweise hatte sie Mut genug, ihm zu folgen und gelangte auch richtig in einen glänzenden Saal, wo alles im diamantenen Lichte blitzte und strahlte. Den anwesenden Personen gegenüber äußerte sie das doch eigentlich sehr bescheidene Verlangen, nur einen einzigen Diamant zu besitzen, um vermöge desselben zu einem Heiratsgute zu gelangen — ihr Vater hatte ihr nämlich die Einwilligung

zur Verheiratung mit einem armen, aber braven Burschen versagt — kaum aber hatte sie diesen verzeihlichen Wunsch geäußert, als der mürrische Feuerpudel sie wütend anfuhr, mit den Zähnen erfaßte und mit solcher Gewalt in die finstere Nacht hinaus schleuderte, daß sie erst unweit ihrer Behausung sehr unsanft auf dem Boden ankam. Ihr Schatz, nachdem er einige Zeit darauf von ihr den erlittenen Unfall erfahren, stellte die Sache klüger an. Die nächste Nacht begab er sich an den Berg in der Hoffnung, die Bekanntschaft des Pudels zu machen, der auch sehr bald schnüffelnd und schnaubend in den Sträuchern erschien und ihn durch seltsame Gebärden zum Folgen einlud. Die Nacht war rabenschwarz und beinahe klopfte Christophen das Herz, als er dem feurigen Führer durch das Gestrüpp mühsam nachkletterte. Doch siehe da, bald stand er an der ersehnten Pforte, bald auch in dem geheimnisvollen, köstlich erleuchteten, von Edelsteinen blizenden Saale; aber er stellte sich entsetzlich dumm und fingierte förmlichen Blödsinn und gerade dadurch erwarb er nicht nur des Pudels gnädigste Gewogenheit, sondern auch die mehrerer anwesenden Berggeister, wie es so oft heutzutage noch vielen wirklich dummen Leuten geht, daß sie andern gefallen. Er bewunderte den schönen Eiskeller, und als man ihm ganze Körbe voll Diamanten zeigte, wunderte er sich über die gläsernen Haselnüsse. Man bot ihm davon an, aber er weigerte sich zu nehmen, weil er das harte Zeug nicht beißen könne; „nun so nimm doch deinem Mädchen wenigstens einige mit!“ sagte einer der Geister und füllte ihm alle Taschen mit Diamanten. Hierauf empfahl er sich ziemlich tölpisch, und da der Pudel ihm wieder hinableuchtete, kam er glücklich ins Tal. Er aber lachte sich ins Häufchen, die Geister getäuscht zu haben, heiratete sein Mädchen, kaufte sich für seinen Reichtum das ganze Dorf, und seine Nachkommen können noch heute lachen.

80. Eine Teufelsbohle besucht die Oberlausitzischen Stände.

Gräße, Bd. II, Nr. 776; Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 158.

Als in Böhmen der Dreißigjährige Krieg ausgebrochen war, hielten die Lausitzer Stände eine Zusammenkunft zu Budissin um zu beraten, wie sich das Land in solchen Kriegsläufen zu verhalten

habe. Als sie nun so dasaken und sich berieten, klopfte es ans

seiner Begleiter zertreten. Seit dieser Zeit soll sich um die Mitternachtsstunde zuweilen ein feuriger Hund in den Straßen von Budissin sehen lassen, und anzeigen, daß binnen drei Tagen ein Feuer in der Stadt ausbrechen werde.

82. Der schwarze Hund zu Budissin.

Gräße, Bd. II, Nr. 758; Gräve im Lausitzer Mag. 1838, S. 127 ff.;
Lausitzer Volksagen S. 27 ff.

In Budissin vor dem auswendigen Lauentore unfern des Gasthofes der drei Bunden, nicht weit von der Stelle, wo sich ehemals linker Hand der Rabenstein befand, entsteigt in der zwölften Nachtsstunde einer daselbst befindlichen Vertiefung ein großer schwarzer zottiger Hund, welcher durchs Thor hinein bis in die Gegend des Waisenhauses, manchmal noch weiter seine Runde macht, dann zurückkehrt und am besagten Flecke wiederum verschwindet. Seine Erscheinung deutet allemal ein Feuerunglück der Stadt an, indem man vor allen bedeutenden Bränden dieses Ungetüm bemerkt haben will. Sein Ursprung wird folgendermaßen angegeben. Im elften Jahrhundert, als die Lausitz noch Polen gehörte, lebte in der Hauptstadt dieser Provinz ein polnischer Graf von wüster bestialischer Natur, mehr dem Heiden- als Christentum ergeben, der nach damaliger edelmännischer Sitte und Brauch Bürger und Bauern daß quälte, indem er sie, für Vieh bestimmt, zur Frone hielt, sie nur Hunde nannte und nicht selten ihnen einen roten Hahn aufs Gehörte zu setzen drohte. Als er nun eines Tages die Sache, nach seiner Art, wieder recht toll betrieben hatte, schwang er sich nach genossener Abendmahizeit von Met berauscht auf sein Roß und sprengte in toller Wut zum Lauentore hinaus. Da fiel plötzlich aus dem wunderbar umflorten Wolkenhimmel eine Feuerkugel herab, wovor sich der Gaul scheute, während der Reiter ergrimmt und trotzend mit scharfen Hieben ihn zur Ordnung zu bringen bemüht war. Allein wild schnob und bäumte sich der Rappe und entledigte sich seines despotischen Gebieters auf eine so heftige Art, daß derselbe herabstürzte und am folgenden Morgen mit schwarzem Gesichte und auf den Rücken gedrehtem Kopfe auf dem nämlichen Platze, wo gegenwärtig der Hund der Erde entsteigen soll, entseelt

gefunden wurde. Der Gaul aber wurde von niemandem mehr gesehen, und man sagt, es sei ein böser Höllengeist gewesen, der in dieser Gestalt den Grafen geholt habe, welcher auch verdammt sei, bisweilen als Hund den Menschen zu erscheinen. Ein vor nun schon beinahe hundert Jahren bekanntes Bänkelfängerlied gedenkt seiner in folgendem:

Der schwarze Hund, den man hier schaut,
War böhm'scher Graf mit Haar und Haut,
Des Schicksals List macht ihn zum Hund,
Wau, wau! bellt er bis diese Stund'.

82. Der Geist auf dem „gefährlichen Raine“.

Časopis M. S. 1894, S. 81 ff.

Der Raine von Luga nach Weidlich heißt „gefährlicher Raine“, weil sich da ein gewisser Janke das Leben genommen hat. Janke war einst Gastwirt in Luga, überall als ein sehr starker Mann bekannt. Jedoch war er ein lieberlicher Mensch und ein Taugenichts. Sein Vermögen vertat er und mußte in den Dienst ziehen. Von seiner Stärke erzählt man viel. Hier sei nur jener Begebenheit gedacht, welche die Ursache seiner Untat war. Einmal ist er mit seinem Hausherrn, bei welchem er in Luga diente, eine Wette eingegangen, daß er zwei Säcke Weizen auf dem Rücken bis in die Weidlicher Mühle trüge. „Hundert Taler setze ich, daß du dies nicht fertig kriegst; denn dort über den Berg mit zwei Säcken Weizen kannst du nicht hinweg“, sagte der Herr. „Es gilt“, antwortete Janke. Am andern Tage schritt Janke mit zwei Säcken Weizen auf den Berg. Aber er begann seine Arbeit nicht nach alter guter Sitte mit den Worten: „In Gottes Namen.“ Er sagte wohl diese Worte, fügte ihnen aber hinzu: „Der Teufel weiß, wie's gehen wird.“ Deshalb geriet ihm die Arbeit nicht; beinahe schon auf dem Berge verließ ihn der Atem und er fiel. So verpielte er die hundert Taler. Der Herr erließ ihm ja die Hälfte, doch war auch ein halbes hundert Taler ihm zuviel. Deshalb sah er immer, daß er sich das Leben nehmen könnte. Und so erhängte er sich einst an einer Eiche bei genanntem Raine. Von der Zeit an hat es an dieser Stelle die Leute und das Vieh gescheucht. Ein-

mal fuhr dort ein Schmied vorüber, ohne zu wissen, daß es da scheuche. Plötzlich brannte alles vor ihm und die Pferde fingen an scheu zu werden. Und als er höher aufschaute, sah er einen feurigen Vogel durch die Luft fliegen.

84. Der verbannte Propst auf dem Leipziger Berge.

Archiv des Vereins für sächsische Volkskunde. Sammlung VIIk.

Von den Höhen beim Städtchen Elstra führt eine den Namen „Leipziger Berg“, wohl nach einer Familie von Leipziger. Auf dem Leipziger Berge befindet sich ein von dichtem Strauchwerk bewachsener Fleck, welchen die Umwohner ängstlich meiden. Man geht namentlich zur Nachtzeit nicht gern daran vorüber, denn oft schon sollen sich Leute dort verirrt haben und aus dem Buschwerk nicht mehr herausgekommen sein. Die Kinder in jener Gegend warnt man, nicht nach der verrufenen Stelle zu gehen, wo unsichtbare Mächte den Menschen irreleiten. Von dem Ursprunge dieses Spuks erzählt man folgende Geschichte: Ein frommer, tugendreicher Pfarrer des Dorfes Kalbitz, der ein makellofes Leben führte, hat einst einen Propst von St. Marienstern in ein Hündchen verwandelt und auf den Leipziger Berg verbannt. Der Propst soll sich eines ärgerlichen Lebenswandels schuldig gemacht haben; deshalb strafte ihn der darüber erzürnte Pfarrer. Als der Propst nun durch die Macht des Kalbitzer Geistlichen seine menschliche Gestalt verloren und mit der jenes Tieres hatte vertauschen müssen, da beschuldigte er den Pfarrer: „Warum tust du mir so Ables? Bist du doch selber nicht ganz rein von Sünden!“ Der Pfarrer erwiderte: „Was habe ich denn verbrochen?“ Da sagte das Hündchen: „Du hast deiner Mutter Eier gestohlen und verkauft!“ „Ja, dafür aber habe ich mir Tinte und Papler gekauft, um Gottes Wort zu schreiben“, entgegnete der Pfarrer. Und der Verbannte mußte sich in sein Schicksal ergeben. Er läßt jedoch niemanden ungestraft dem Orte seines Unglücks nahekommen.

85. Der gespenstige Dache bei Horka.

Gräfe, Bd. II, Nr. 851; N. Lausitz, Mag. 1838, S. 385.

Bei Horka ist sowie bei Görlitz eine Hügelreihe, welche sich von Westen nach Süden hinzieht, unter dem Namen: die Weinberge bekannt. Die Benennung derselben soll sich davon herschreiben, daß vor Zeiten auf diesen Bergen ein Schloß gestanden, wo man Wein angebaut hat. Weit und breit sind Leute hieher zu Wein

nicht gönnen, sondern vergrub ihn in der St. Annenkirche. Dort liegt dieser Schatz, welcher 24000 oder wie andere sagen 80000 Dublonen betragen soll, noch ungehoben bis auf den heutigen Tag. Man weiß wohl, daß eine an dem einen Pfeiler der Kirche befindliche Figur die Stelle andeutet, wo der Schatz liegt; aber gerade der Arm, welcher darauf hinweist, ist abgebrochen und so hat man ihn nicht auffinden können.

87. Der gespenstige Hund zu Weißig.

Gräße, Bd. II, Nr. 714.

Auf dem Rittergute Weißig bei Kamenz hat zu Anfang des 19. Jahrhunderts der Besitzer einen Hund gehabt, den er sehr geliebt und wie einen Menschen gehalten hat, ja als er gestorben, hat er ihm einen Grabstein gesetzt, und darauf seine Tugenden beschreiben lassen und versichert, der Hund sei besser gewesen als die Menschen. Seit der Zeit geht aber der Hund um und läßt sich in einem Zimmer des Schlosses als Gespenst sehen. Vor einigen Jahrzehnten sahen ihn die Herren Swob. und v. Qu., die eines Nachts dort schliefen; er sprang von einem Bette aufs andere, sie fühlten ihn auf der Bettdecke, sahen aber nur seine feurigen Augen und merkten seinen heißen Atem.

V. Gespenster in Menschengestalt.

Siehe auch Schatzsagen und Romantische Sagen.

V

88. Der Röhler von Klingenthal.

Gräße, Bd. II, Nr. 640; metrisch behandelt von Hager a. a. D.,
S. II, S. 13.

Vom Kirchhofe zu Klingenthal bis an den naheliegenden Wald geht jede Nacht um die zwölfte Stunde ein gespenstiger Schatten, eine Leuchte in der Hand. Das Volk erzählt sich hierüber folgende Geschichte. Es soll einst im Dorfe Klingenthal ein Röhler gewohnt haben, der jede Nacht von der Seite seiner treuen Hausfrau aufstand, um angeblich im Walde nach seinem Meiler zu sehen. Die wahre Ursache war aber, daß er im Busche zu einer dort wohnenden Konkubine schlich. Einst ging er auch in finsterner Nacht, die Leuchte in der Hand, den wohlbekanntnen Weg, da folgte ihm sein Weib, die er schlafend glaubte, und warf ihm geradezu sein Vergehen vor. Er wollte es zwar anfangs leugnen, allein bald gab ein Wort das andere, er ward heftig, schlug seine rechtschaffene Frau nieder und begab sich zu seinem Liebweibe. Als er mit dieser im besten Rosen begriffen war, öffnete sich plötzlich die Thür und sein Weib stürzte herein und traf die Schuldigen auf offener Tat. Jetzt halfen keine Vorstellungen mehr, er mißhandelte sie abermals und warf sie zur Thür hinaus mit der Drohung, sie in den brennenden Meiler zu schleudern, wenn sie ihm wieder zu nahe komme. Sie aber verfluchte ihn und rief: „Der Meiler werde dir selbst zum Grab, mögest du lebendig verbrennen!“ Des lachte der Röhler; als er aber nach seiner Gewohnheit den Meiler erklimmte, um sich umzuschauen, stürzte dieser plötzlich zusammen und der Frevler versank in seinem feurigen Schlund.

89. Der Zweikampf im Brambacher Schlosse.

Gräße, Bd. II, Nr. 711.

Im Brambacher Schlosse läßt sich dann und wann ein altes Hausgespenst sehen, der alte Grünrock genannt, dessen Erscheinen immer etwas Böses verkündet.

Einmal saßen die Gäste in diesem Schlosse die ganze Nacht hindurch beim Kartenspiel. Den Tag, der schon durch die Fenster lauschte, sahen sie nicht, und ein Morgenwetter, das über die Berge dahinrollte, hörten sie nicht — so sehr waren sie vertieft in ihre Karten, als plötzlich der Wächter vor dem Schloß sein Morgenlied sang und abdankte. Er sang das Lied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!“ — Als dies ein Herr von Schirnding hörte, einer der besten Spieler, da rief er laut: „Der meint unsre besten Goldfüchse! Wer weiß, wie nahe deren Ende!“ — Ein grimmiges Lachen übertäubte diesen Witz. Da blies ein starker Windstoß aus dem Vorfaal die Lichter aus, die Türen sprangen auf und der alte Grünrock trat, in der Tracht seiner Väter, in kurzen Ritterschneideln, gelben Lederhosen und grünem Wams, einen Eisenhut auf dem Kopfe und ein kurzes Jagdschwert um die Hüften, zur Türe herein. In der Hand aber trug er eine kleine Laterne, bei deren Scheine man zwei Schatten wie im Zweikampf an den Wänden ringen sah. Bald aber war der ganze Spuk verschwunden. Man schlug Licht, und wollte weiter spielen, aber o Wunder! die Karte war weg. Der Herr von Schirnding, darüber erbost, vergaß sich in allerhand Schimpfreden und schmähte auf den alten Grünrock, den er des Teufels Genossen nannte, als ein Herr von Rabe aufsprang und den Spötter, der selbst für die Toten nur Spott hatte, zum Zweikampf forderte.

In Barendorf kamen die beiden Kämpfer zusammen, die sich längst im stillen gehaßt hatten. Nach einem langen hitzigen Kampfe, der zu keinem Ende zu führen schien, stellte sich der von Rabe, als sei er müde, und der von Schirnding drang nur um so ungestümer auf ihn ein. Plötzlich aber schrieen die Sekundanten halt! — Rabe hatte einen meisterhaften Stoß geführt, und hoch sprang das Blut aus Schirndings Brust hervor, der, in eine nahe Köhlerhütte gebracht, allda sein Leben aushauchte. Ein Schäfer schnitt der Nachwelt zur Erinnerung an den blutigen Sühnakt ein großes

Kreuz in einen Baum ein, auf einem Stein steht die Jahreszahl 1705, und der alte Stoßdegen des Herrn von Rabe hängt noch heute unter alten Waffen im Erlbacher Schlosse.

90. Die weiße Frau bei der Tränke am westlichen Abhang

91. Der Trompeter im Woderich bei Schöneck.

Mitgeteilt von Lehrer A. Zimmer in Raun.

Am der Straße, die von Schöneck nach Falkenstein führt, ziehen sich zu beiden Seiten große Waldstrecken hin, von denen die rechts liegende, größere den Namen „Woderich“ hat. Noch vor einigen Jahrzehnten, ehe Axt und Säge hier klangen, war das ein fast undurchdringliches, stundenlang sich ausdehnendes Waldgehege, das nur wenige Heimische einmal durchquert hatten. Wege gingen überhaupt nicht durch, und es gab Leute, die ein Lied davon singen konnten, wie sie tagelang in der Irre gegangen . . . 's ist heutzutage noch nicht viel anders geworden. Viel, viel Beeren mußte es im Woderich geben; aber wir Kinder ließen sie gerne stehen . . . Was Wunder, wenn's dort nicht richtig sein soll.

Ich ging — 's ist noch nicht so lange her — einmal mit meinem Vater an einem wunderschönen Sommernachmittag von Falkenstein heim. Wir verloren uns dabei gerne etwas seitwärts tiefer in den Wald und waren gerade darüber, uns allerlei Spukgeschichten vom Woderich zu erzählen. Da, auf einmal — wie gebannt blieben wir erschreckt stehen und lauschten. Es war, als wenn aus der Ferne Töne zu uns drangen, Töne so voll Sehnsucht . . . jetzt lauter — und wieder leise; jetzt klang's wie das Schwirren von Harfensaiten, dann wieder wie ganz ferner, ferner Trompetenklang. Wir lauschten lange, und so lange wir lauschten, klang und sang es . . . bis wir endlich machten, daß wir fortkamen — der Spuk war ja da!

Als wir wieder draußen auf der Straße waren, nahm mein Vater das Wort: „Weißt du, was das war?“ Und als ich verneinte, erzählte er mir's.

In den Freiheitskriegen lagen fremde Soldaten auch in Schöneck; Russen z. B. auf der Hohenreuth, ein andermal Franzosen in der Stadt. Diesen soll sich ein Schönecker Bürger zum Führer angeboten haben. Der aber hat die Feinde ins Woderich verschleppt, wo sie lange umherirrten und in der Nacht in einem Sumpfe versanken. Ihre Geister sollen dort jetzt noch spuken, und zuweilen steigt der Trompeter hervor und läßt den Notruf durch den Wald erschallen. . . .

So geht die Sage (vergl. dazu aber Nr. 350, ferner Nr. 974).

92. Das Männchen und die Wöchnerin im Lohhaus.

Mitgeteilt von Lehrer A. Zimmer, Raun.

Das Lohhaus ist ein altes Schilbacher Jägerhäuschen (Schilbach bei Schöneck). Es stand am Abhange jenes mit mächtigen Fichten bewachsenen Bergkegels, den die Leute „Streugrün“ heißen; wenn

94. Die nackte Frau bei den Schafhäusern bei Delsnitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 660; Köhler, Aberglaube, S. 520.

Mehrere Umwohner haben oft zwischen dem Vorwerk bei Delsnitz und den Schafhäusern auf einem Felbrande ein nacktes Frauenzimmer umhergehen sehen, welches auf dem linken Arme ein kleines Kind trug. Die Erscheinung verschwand plötzlich und man fand auch, so sehr man suchte, keine Fußspuren der einsam Wandelnden. An dieser Stelle soll eine Mutter ihr Kind umgebracht haben und nun keine Ruhe finden.

95. Sage von der weißen Frau zu Stein.

Gräße, Bd. II, Nr. 693; Sachsengrün 1861, S. 144.

Am Elsterufer stehen heute noch die Trümmer der im Hussitenkriege zerstörten Burg Stein. Diese verteidigte damals die Burgfrau bis zum äußersten, erlag aber der Übermacht und kam mit allen ihren Leuten um. Ihr Geist kam aber nicht zur Ruhe, sondern einem dahingleitenden Richte gleich, weshalb der Volksmann sie Laterne nennt, geht sie um Mitternacht ihren unheimlichen Weg. Sie tut niemanden etwas zuleide, weicht vielmehr jedem Nahekommenden mit kecken Sprüngen aus. Scheu vor ihr Flüchtenden folgt sie dagegen und geht an dem Stillstehenden mit einem eigentümlichen Geräusche, welches dem Rauschen eines seidenen Kleides gleicht, vorüber.

96. Sage von der Burg Gößwein.

Gräße, Bd. II, Nr. 692; nach Sachsengrün 1861, S. 143.

Dem Dorfe Magwitz am linken Elsterufer gegenüber liegt ein kleineres, Gößwein genannt, das seinen Namen von einer alten Burg hat, die am nahen Waldabhang auf dem felsigen rechten Elsterufer gestanden hat. Um die Mitternacht verläßt ein kopfloser Reiter seine Trümmerburg, macht fast immer denselben Weg, Unheil verkündend, wem er begegnet, und kehrt beim Eintritt des Morgenrauens zu seinem Wohnsitze zurück, wo er einen Schatz bewacht.

97. Der Spannbauer im Syrauer Walde.

Gräße, Bd. II, Nr. 681; metrisch behandelt von Hager, S. I, S. 43.

Im Syrauer Walde erblickt man bei Tag und bei Nacht zuweilen ein Gespenst in Bauerkleidern, welches gewöhnlich eine Tabakspfeife in der Hand trägt, aber wenn es begrüßt wird, nicht zu danken pflegt. Es ist dieses der ruhelos herumgehende Geist eines Bauers aus Syrau, der im letzten Franzosenkriege französisches Soldatengut unter Eskorte nach Plauen fahren mußte. Die raubgierigen Soldaten suchten ihn durch Schimpfreden und Mißhandlungen zu veranlassen, sich zu entfernen, um sich so seines Wagens und seiner Pferde auf leichte Weise zu bemächtigen, da er aber ihre Absicht merkte, so ließ er sich durch nichts bewegen, sein Geschirr zu verlassen. Da schlugen ihn die Barbaren tot, ließen ihn liegen und fuhren mit seinem Eigentum auf und davon, sein Geist aber hat im Grabe keine Ruhe und sucht noch heute seinen verlorenen Wagen und Pferde.

98. Der Klapperer auf dem Kirchhofe zu Thierbach.

Gräße, Bd. II, Nr. 674; Bechstein, Sagenbuch, S. 482 ff.; metrisch bearbeitet von Hager, S. I, S. 15 ff.

Auf dem Kirchhofe zu Thierbach ohnweit Pausa war vor Zeiten ein Gerippe, dessen Knochen noch alle zusammenhingen. Es stand in einer Mauernische und diente der Dorfjugend teils zum Schreck, teils zum Frevel. Wenn der Wind stark wehete, schlugen die gebrechlichen Glieder klappernd zusammen, darum nannte man es den Klapperer. Das Gerippe hatte einst einem reichen Bauernsohn, man sagt dem Sohne des Schulzen angehört, der ein armes Mädchen aus dem Dorfe liebte und um ihre Unschuld betrog. Als dies geschah, hatte er ihr zugeschworen: „wenn ich dir untreu werde und dich nicht nehme, soll mein Leib niemals im Grabe ruhen!“ Aber er durfte das Mädchen doch nicht heiraten, und wollte hernach auch nicht, und freite sich eine reiche Frau. Die Arme aber fand doch auch einen Mann, der sie zu Ehren brachte, jener Treulose aber wurde nicht glücklich mit der reichen Frau, vielmehr höchst unglücklich, und da ergab er sich dem Trunke und starb an

einem unglücklichen Sturz, den er in der Trunkenheit getan. Er ward begraben, aber der Sarg mit seinem Leibe hatte keine Ruhe in der kühlen Erde, er hob sich empor und immer sah man ein klein wenig davon aus dem Grabe ragen. Man schüttete frische Erde darauf, es half aber nichts und der Sarg rückte immer höher. Da hob man ihn endlich heraus, und stellte ihn in ein offenes Gewölbe, wo man die Totenbahre zu verwahren pflegte. Allmählich verfiel der Sarg und das Gerippe wurde frei und allen sichtbar. Darüber gingen aber Jahre hin und viele wußten schon nicht mehr, wie der geheißene, der einst in diesem Leibe gewandelt, aber die Sage ging, daß er immer noch wandere, rastlos und ruhelos. Da wurde zu Thierbach eine Hochzeit gehalten, auf der viele Junge und Alte waren, und das junge Volk spielte ein Pfänderspiel. Es war schon Mitternacht. „Was soll das Pfand tun, das ich in meiner Hand halte?“ fragte eine Stimme. „Es soll den Klapperer vom Kirchhofe hierher tragen!“ erscholl die Antwort. Alles lachte, aber fast unbemerkt war der, dem das Pfand gehörte und der die kecke Dirne liebte, die so frevelhaften Wunsch ausgesprochen, zum Kirchhof gegangen, hatte sich mit dem Klapperer beladen und kam bald darauf mit seiner Last angeprasselt. Alles schrie auf vor Schreck und Entsetzen, der Bursche aber war stolz auf seine Courage. Mitten in den Lärm der jungen Leute trat ein alter Mann und sprach ernste Worte: „gebt dem Klapperer alle die Hand, und bittet ihn um Verzeihung, daß ihr ihn gestört, sonst wird Unglück über euch kommen.“ Jugend taten die Versammelten was der Alte gebot, nur ein Mütterlein stand fern, und Tränen zitterten in ihren Augen. „Auch du, auch du mußt bitten!“ rief der Alte ihr zu. Und sie schritt zitternd heran, faßte die Knochenhand und flüsterte: „verzeihe, wie ich dir selber verzeihe!“ Es war die Verlassene. Siehe, da lösten sich gleich die Knochenbänder, und das Gerippe sank auseinander. Man sammelte und begrub die Knochen, und der Klapperer hatte nun Ruhe.

99. Die heilige Feme am Wümmelstein.

Gräße, Bd. II, Nr. 679; metrisch behandelt von Hager a. a. D., S. I, S. 35 ff.

Einst, als noch die Feme ihr heimliches aber oft gerechtes Gericht über Verbrechen hielt, die vor dem weltlichen Richter keine

Meiße, Sagenbuch.

Bestrafung fanden, lebte ein Junker von Bode, im ganzen Vogtlande als wüster Mädchenverführer verrufen. Derselbe hatte nun auch ein Mädchen, das am Wännelstein wohnte, sich geneigt gemacht und derselben ihre Unschuld zu rauben gewußt, dann aber dieselbe, als sie ihn mahnte, ihr sein Wort, sie ehelichen zu wollen, zu halten, höhnißlich zurückgewiesen. In der Verzweiflung gab sie sich selbst den Tod vor seinen Augen, als er aber schuldbewußt nach seinem Schlosse eilte, ward er plötzlich von den Dienern der Feme, die im Wännelsteine ihren Sitz aufgeschlagen hatte, ergriffen, vor den Freiherren geführt und auf dessen Befehl mit drei Dolchstichen ermordet. Seit dieser Zeit irrt sein blutiger Schatten, den Dolch in der Brust, um den Wännelstein herum und erschreckt den einsamen Wanderer durch sein Wehklagen.

100. Das Diakonat zu Pausa.

Gräße, Bd. II, Nr. 675; Ziehnert, S. 522.

Im Jahre 1572 wurde zu Pausa der erste Diakonus angestellt, welcher aber erst 1583 eine eigene Amtswohnung erhielt, und zwar durch einen Totschlag. Nämlich Wolf Schaufel, ein Bauer aus dem $\frac{3}{4}$ Stunde von Pausa gelegenen, jetzt den Fürsten von Greiz gehörigen Dorfe Bernsgrün hatte einen Bürger von Pausa erschlagen und wurde vom Kurfürsten zu 60 Fl. Strafe verurteilt. Dieses Blutgeld erbat sich der Rat von Pausa und kaufte dafür ein armseliges Häuschen zur Amtswohnung für den Diakonus. Später als daselbe doch zu klein und wandelbar erschien, ward es verkauft und dafür ein anderes geräumiges Haus am Markte erworben. Von diesem ging die Sage, daß darin drei Jungfern, Schwestern, welche ihre Schätze darin vergraben hätten, bei Nacht umgingen, und namentlich auf dem obern Boden ihr Unwesen trieben. Im Jahre 1822 brannte der größte Teil der Stadt und auch das Diakonat mit ab. Beim Aufbau vernachlässigte man daselbe so lange, daß man am Ende den Stall des zur Pfarrwohnung angekauften Gasthofes als Wohnung für den Diakonus einrichten mußte, welche freilich sehr feucht und sonnen- und mondenscheinlos war. Merkwürdigerweise hat man aber von dieser Diakonatsstelle den Spruch: *Diaconus Pausanus nunquam moritur* (d. h. in Pausa stirbt der

Diakonus niemals), weil alle, die diese Stelle bekleideten, bald wieder versetzt zu werden pflegen, so daß es also trotz jener schlechten Wohnung nie an Bewerbern um dieses Amt fehlen dürfte.

101. Das Mönchsgespensft zu Ebersgrün.

Eifel, Sagenbuch des Vogtlandes, Nr. 206. Danach bei Gräße, Nr. 642; metrisch bearbeitet von Hager, H. I, S. 31 ff.

Wie das Ebersgrüner Kloster ist aufgehoben worden, gedachte der alte Propst sich mit dem Klosterschatze aus dem Staube zu machen; es traf sich aber, daß ihm der Schatz von einem Geiste wieder abgenommen wurde. Das war auch ein Mönch gewesen und hatte das Kloster einst bestohlen gehabt, wofür er als Strafe zum Wächter des Klosterschatzes gesetzt war. Zwar beichtete der Propst noch seine Schuld; er verschied jedoch ohne Absolution, und während das alte Mönchsgespensft erlöst wurde, sieht man nun diesen ängstlich durch die Gewölbe schleichen und hört, wie er ächzt unter der Last seiner klirrenden Bürde.

102. Die Jungfrauen des Breiten- und Röthelsteins bei Beerhaide.

Röhler, Sagenbuch Nr. 48; Röhler, Volksbrauch im Vogtlande, S. 519.

An den Breiten- und Röthelstein bei Beerhaide knüpft man folgende Sage: Im grauen Altertume sollen von Ellefeld bei Falkenstein aus zwei alte Jungfrauen hierher verbannt worden sein, die noch jetzt ihr Wesen in dieser Gegend treiben. Denn bald fahren dieselben in feuriger Kutsche mit dergleichen Rossen bespannt vom Breitenstein über den Göhlenbach zum Röthelstein, der dann seine Tore öffnet und sie aufnimmt; bald gehen dieselben in schwarzen Kleidern um den Röthelstein spazieren. Zuweilen findet man dort die schönsten Silber- und Kupfermünzen, die, wenn man sie aufgehoben und in die Tasche gebracht hat, aus derselben wieder verschwinden. — Auch wird erzählt, daß am Morgen des ersten Ostersfeiertags die Jungfrauen des Röthelsteins tanzen.

103. Der ewige Jude im Vogtlande.

Gräfe, Bb. II, Nr. 636; Köhler, Aberglauben usw., S. 588.

Im Schilbacher Walde hat sich einst an einem trüben Herbst-
abende der ewige Jude sehen lassen. Es war eine lange unheim-
liche Gestalt mit langem, eisgrauem Barte und Haar und eingewickelt
in einen graubraunen zerrissenen Mantel, von dem auch das ganze
unheimlich zerfetzte Gesicht bedeckt war. In rauher, fremdklingender
Sprache fragte er einen alten Vogelsteller nach diesem und jenem,
nach einigen Familien und Dörfern, die aber nicht mehr vorhanden
waren, aber der Sage nach einst existiert haben sollten. Dann hat
er ihm einige unbekannte Eigentümlichkeiten der da hängenden
Vögel und einige heilende Kräuter, die draußen vor der Waldhütte
wuchsen, gezeigt, von dem Kreuzschnabel ist er aber immer fern ge-
blieben. Dem alten Vogelsteller wurde der Gast unheimlich, der,
als er gefragt ward, ob auch ein guter Christ das alles wissen
könne, plötzlich aufstand und ohne Gruß fortging. Da sah der
Vogelsteller dem Davongehenden nach und bemerkte plötzlich an
seiner Spur, daß in der Sohle fünf großköpfige Nägel in Gestalt
eines Kreuzes eingeschlagen waren, die dann bei jedem Schritte des
Wanderers dieses heilige Zeichen in den Boden einprägten. Da
sah er, wer der Wanderer gewesen war, der so genau wußte, wie
vor vielen hundert Jahren die Gegend hier beschaffen gewesen sei.

104. Das Gespenst am Leichenstege bei Grobsdorf.

Eifel, Sagenbuch des Vogtlandes, Nr. 158.

Auf einen Mann ohne Kopf, der am Leichenstege bei Grobs-
dorf zuweilen umgeht, hat einmal einer, der auf dem Anstande
war, das Gewehr angelegt. Da erlahmte ihm der Arm, daß er
ihn ganzer neun Wochen lang nicht hat brauchen können.

E 105. Der Reiter ohne Kopf bei Heiersdorf.

Frost, Chronik von Grünberg, S. 76.

„Der Reiter ohne Kopf“ sauste früher spornstreichs mit ver-
hängtem Zügel von Heiersdorf aus durch den „Kloßgraben“ auf

dem ehemaligen Heiersdorfer Mühlwege „auf der Lage“ dahin bis auf die Höhe vor Gösau. Dort, wo die große Linde steht, kehrte er um und ritt zurück. Zuweilen hielt er als feurige Gestalt auf feurigem Rosse „im Friedrich“ (einer wüsten Mark bei Heiersdorf), auch suchte er um Mitternacht in die Bauerngehöfte durch die Tore einzureiten.

106. Das Graumännchen am Grünberger Kirchberge.

Frost a. a. D., S. 76.

Das „Graumännchen“ wohnte in der Felsenhöhle am Kirchberge. Von da aus verfolgte es die Leute, welche von Grünberg nach Gösau gingen. Kurz vor Gösau verschwand es plötzlich.

107. Die „Federmützenmagd“.

Frost a. a. D., S. 75 ff.

In dem Wäldchen zwischen Niedergrünberg und Ponitz, „die Böpzig“ genannt, irrte die „Federmützenmeed“ umher. Sie trug auf dem Kopfe eine „Federmütze“ (Bärenmütze, deren lange Haare im Winde wie Federn flatterten), und ging des Abends durch die Gehöfte des Dorfes. Wer sie neckte und rief: „Federmütz!“ mußte in demselben Jahre sterben.

108. Der „Blachmönch“.

Frost a. a. D., S. 75.

In dem Gehölz zwischen Grünberg und Gösau hauste der „Blachmönch“. Er war klein von Gestalt wie ein Zwerg und häßlich von Angesicht, mit struppigem Bart und wirrem Haupthaar. Auf dem Kopfe trug er ein kleines rundes Hütchen und am Leibe eine graue Kappe. Er tat niemand etwas Böses, nur erschreckte er die Leute. Stumm erschien er, stumm verschwand er.

109. Die weiße Frau im Pfarrgarten zu Meerane.

Nach Gräße, Bd. II, Nr. 624; Leopold, Chronik von Meerane, S. 252.

In alter Zeit lebte auf dem Schlosse zu Meerane ein Herzog, der von seiner Gemahlin keine Kinder bekam. Daher nahmen sie ein junges Mädchen, eine Gräfin, an Kindesstatt an. Als diese 17 Jahr alt war, starb des Herzogs Gattin. Sie ward bald vergessen und die junge Gräfin kurz nachher von dem Herzog zu seiner zweiten Gemahlin erwählt. Diese gebar ihm in der Folge zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Als nun ersterer acht, letztere zwei Jahre alt war, da starb der Herzog und die junge Frau ließ sich sehr bald von ihrer bösen Lust verleiten, die Bewerbung eines jungen, freilich nicht ebenbürtigen Mannes anzunehmen. Als derselbe nun wieder einmal bei ihr gewesen war, ließ er beim Fortgehen die Worte fallen: „Wenn nur vier Augen nicht wären!“ Das verblendete Weib, die unnatürliche Mutter deutete diese Worte aber so, daß ihr Liebhaber sie gern heiraten würde, wenn sie nur nicht die zwei Kinder hätte. Sofort faßte sie ihren Entschluß. Sie schickte die Wartefrau mit den Kindern in das nahe bei Meerane gelegene Gottesholz, um daselbst spazieren zu gehen, und ein von ihr gedungener Meuchelmörder, der ihnen dort auflauern mußte, überfiel sie und tötete zuerst die Kinderfrau. Als der Knabe selbige in ihrem Blute hinsinken sah, da versprach er ihm, er wolle ihm fünf von seinen acht Rittergütern geben, wenn er ihn leben lasse. Allein es half nichts, der Mörder stach ihn nieder. Das kleine Schwesterchen, die nun von ihm gepackt ward, hielt ihm wie zur Abwehr ihre Puppe entgegen, allein er stieß sie zurück und mordete sie unbarmherzig auch.* Die

* In einem alten Buche über Meerane soll diese Begebenheit abgebildet sein mit den Unterschriften:

Mein lieber H. laß mich leben,
Ich will dir Neudeck und Nossen geben,
Pleßenburg, die neue,
Es wird dich nicht gereue;

und:

Mein lieber H. laß mich leben
Ich will dir meine Puppe geben.

Vergl. die Sagen von der Gräfin von Orlamünde und der verächtigten Weißen Frau auf der Pleßenburg und in Berlin. (S. Gräße, Preuß.

Mutter ließ hierauf die drei Leichen heimlich in die Burg bringen und nachdem sie ausgesprengt, alle dreie seien schnell einer bössartigen, ansteckenden Krankheit erlegen, in der Schloßkirche beisetzen. Ihrem Liebhaber aber schrieb sie, das Hindernis ihres Ehebundes sei nunmehr beseitigt, und er solle nun zu ihr kommen. Derselbe kam auch, allein er sagte ihr mit trauriger Miene, er habe sie nur prüfen wollen, ob ihre Sinnlichkeit bei ihr ihre Mutterliebe übersteige, nunmehr könne er sie, eine Kindesmörderin, nicht ehelichen. Jetzt überfiel die unglückliche Frau furchtbare Reue, und da sie meinte, daß ihre entsetzliche Schuld nur durch die schwerste Buße gesühnt werden könne, ließ sie sich ihre beiden Kniee mit Polstern umkleiden und trat nun von ihrer Kammerfrau begleitet in leichtem Bettlergewande ihre Bußfahrt zu dem Papste nach Rom, immer auf den Knien forttruschend, an. Auf der Hälfte des Weges starb aber ihre Begleiterin und sie mußte nun allein ohne jegliche Unterstützung ihre Reise fortsetzen. Als sie endlich an dem ihr bezeichneten Kloster in Rom, wo sie abtreten und angeblich Absolution finden sollte, angekommen war, schlug gerade die zwölfte Stunde. Sie vermochte es nicht mehr sich aufzurichten und an der Schelle zu ziehen, ihre Füße hatten die Fähigkeit und Kraft verloren, sie zu tragen. Sie sank vor Erschöpfung nieder und wurde frühmorgens vor den noch ungeöffneten Pforten des Klosters von Vorübergehenden tot aufgefunden. Ihre Seele fand daher keine Ruhe, sondern schweift seitdem als weiße Frau in dem Rotengarten oder Raubgarten, dem jetzigen Pfarrgarten von Meerane, umher.

Sagenbuch, Bd. I, S. 15.) In dem alten Volksliede von derselben (in Brentanos Wunderhorn, Bd. II, S. 236) sagt der Anabe:

Dieber Hager, laß mich leben,
Will dir Orlamünde geben,
Auch die Pfaffenburg, die neue,
Und es soll mich nicht gereuen!

und das Mädchen sagt:

Dieber Hager, laß mich leben,
Will dir meine Decke geben,
Engel, Bengel laß mich leben,
Will dir meinen Vogel geben.

Jener H. ist offenbar der Hager, der Diener der Gräfin von Orlamünde, der die Kinder ermordet haben soll.

110. Der böse Brunnen zwischen Marienthal und Königswalbe.

Röhler, Sagenbuch Nr. 628; Tobias Schmidt, Chronica Cygnea, Bd. II, 1656, S. 157; G. Göpfert, Ältere und neuere Geschichte des Pleißengrundes, 1794, S. 308.

Etwa eine halbe Meile von Zwickau, zwischen Marienthal und Königswalbe, findet man im sogenannten „tiefen Tal“ altes Mauerwerk, welches über einen Haufen gefallen und wie ein ziemliches Berglein, weil es beraset und mit Holz bewachsen, anzusehen ist. Von diesem Gemäuer wird erzählt, daß es ein Raubschloß gewesen sei. Dabei ist auch ein sehr tiefer und ausgemauerter Brunnen, welchen die Bauern den bösen Brunnen nennen, weil sich bisweilen Gespenster daselbst haben sehen lassen. Es sollen hier nämlich die Geister zweier Mädchen, welche ihren Bruder umgebracht haben, umgehen.

111. Der Ragenveit vom Kohlberge bei Zwickau.

Gräße, Bd. II, Nr. 616; nach (Prätorius), Ein gründlicher Bericht vom Schnackischen Ragenweite,* als einem wercklichen und würcklichen Abenteuer bey dem Kohlberge im Voigtlande zc. An den Tag gegeben Von Steffen Bäufepelgen, aus Ritt mier ins Dorff. o. D. u. J. (1651) 8.

Um den Kohlberg bei Zwickau soll sich ein Gespenst sehen lassen, welches seiner lustigen Streiche wegen viele Ähnlichkeit mit dem Rübezahl hat und der Ragenveit heißt. Jener drei Meilen von Zwickau gelegene Berg hat seinen Namen von den Steinkohlen, die er enthält und soll seit dem Jahre 1479, wo einmal ein Jäger einen Fuchs gehezt und nachdem er solchen verfolgt, sein Gewehr von Ohngefähr in eine Grube losgebrannt, innerlich brennen. Wer jener Ragenveit ursprünglich gewesen, darüber hat nun der Verfasser jenes obengedachten Buches vielerlei Vermutungen aufgestellt, unter anderem sagt er, er sei einst ein sehr ungetreuer Schösser oder Statthalter der Hessen, also ein Ratten-Vogt gewesen, habe aber so viele Gelder und Einnahmen unterschlagen, daß er

* J. Grimm in seiner deutschen Mythologie S. 448 weiß vom Ragenveit nur, daß er als Waldgeist auf dem Fichtelberg haust und man die Kinder mit ihm schreckt. (Vergl. Nr. 155. Der Ragenhans.)

nach seinem Tode nicht habe ruhen können, sondern immer spukend umgegangen sei, bis er von einem Hexenmeister und Teufelbanner in diese Wildnis verbannt worden: weil er sich nun nicht unter diesem Berge wolle bergen lassen, sondern sich über die schwere Last beschwere, so bewege er den Berg und speie aus Bosheit und Gift Feuer von unten in die Höhe. Am meisten läßt er sich zur Zeit des St. Veitstages spüren, wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt. Von ihm werden nun verschiedene lustige Streiche erzählt.

So zog einst in einem vogtländischen Städtchen ein fremder Hausierer mit Brillen und einer Menge Kurzwaren herum und betrog die Leute durch seine geschickte Redegabe um ihr Geld und hing ihnen dafür seinen unnützen Kram auf. Das verdroß den Kazenweit, der gerade dort herum strich, gewaltig, er kaufte ihm also ein hölzernes Pfeifchen für 15 Pfennige ab, obgleich jener 18 gefordert hatte, und versprach ihm, noch mehr Waren zu nehmen, wenn er mit sich handeln ließe, betastete dann jedes einzelne Stück und steckte es wieder an seinen Ort, worauf er angeblich um Geld zu holen sich entfernte. Sobald er aber weg war, da hatte sich der ganze Kram des Hausierers in Seile, Stricke, Stränge, Sackbänder, Weitschenschnüre und Bindfaden verwandelt und an seinem Halse befand sich ein natürlicher Diebsstrang, an dem ein kleiner hölzerner Galgen baumelte. Da stand nun Maß Flederwisch ganz bestürzt da und wunderte sich, daß er auf einmal aus einem Materialisten ein Seiler geworden.

Einst hatte ein geiziger Bauer seinen ganzen Sinn auf die Bienen gestellt und wo er nur einen Schwarm vermutete, derselbe mochte nun von den Seinigen abgezogen oder anders woher gekommen sein, da hat er seinen Korb angeschlagen. Das hat den Kazenweit schwer verdrossen. Er hat sich also in Gestalt eines Bienenschwarms an einen Baum gehängt und ist von dem geizigen Bauer schnell in den Bienenkorb geschlagen worden. Als derselbe nun nachsehen will, wie sich der Schwarm im Gefäße gebärde, da wird er gewahr, daß die vermeinten Bienen schon darin gearbeitet, Zellen und Honig gesetzt haben. Darüber hat er sich erst sehr verwundert, aber als er näher zuschaut, findet er, daß der vermeintliche Honig stinkender Kot sei, welchen ihm eine im Stocke sitzende Eule mit den Flügeln ins Gesicht schleuderte, dann herausfuhr und

auch seine übrigen Bienenstöcke, 200 an der Zahl, mit entführte; der Bauer aber, der ihr naheilte und sie aufhalten wollte, brach vor lauter Eifer beide Beine.

Ein anderes Mal kam ein fremder Botaniker auf den Kohlenberg und dachte dort kostbare Pflanzen zum Goldmachen zu finden. Zu dem gesellte sich der Ragenweit als Kräutermann gekleidet und nannte ihm das reife Silberblatt, Pfennigkraut, Tausendgüldenkraut, Goldblümchen, Frauenmilch ufw. als lauter Kräuter, die Gold brächten. Der Tor grub nun alle diese Kräuter aus, weil er meinte, Gold unter ihnen zu finden, allein er fand nichts, und als er mit seinem Fude schnell nach Hause eilte, brach er unterwegs den Arm, ja er erschlug zu Hause in der Hitze seine Frau, die ihn ausgelacht hatte, und grämte sich dann teils deswegen, teils weil er aus den Wurzeln nicht reich geworden war, zu Tode.

Einst ist der Ragenweit nach Tripstrille als Kammerjäger gekommen und hat vorgegeben, er könne Ratten und Mäuse vertreiben. Dafür hat man ihm eine Partie schöner Taler versprochen, allein als er das Ungeziefer weggebannt, ihm solche nicht ausgezahlt. Da ist er nach Art des Rattenfängers von Hameln wiedergekommen und hat alle Ragen der Bürger, deren 666 gewesen sein sollen, aus der Stadt geführt, und seit dieser Zeit sollen dort keine Ragen mehr fortkommen.

Einmal hat ein Saufbruder vor Pfingsten Maien beim Kohlenberge geholt und in seine Behausung gebracht, in Willens eine grüne Lust dabei zu genießen und seine Biergößen damit zu beehren, das hat den Ragenweit, der der rechte Waldmeister und Baumherr ist, schwer geärgert. Wie nun solcher Birken schmuck hin und wieder in der Stube ausgebreitet und damit gleichsam eine Lauberhütte gemacht worden war, da wird das Bierfaß hereingeschleppt, in die Mitte gestellt und der Saufbarthel und seine Freunde setzen sich auf Schemeln rund herum und gießen so einen Becher nach dem andern in die Gurgel hinab und bringen sich einen Loast nach dem andern zu. Auf einmal fängt aus dem Laube ein Kuckuck zu schreien an, was ihnen anfänglich gar närrisch vorkommt, darauf fängt ein Storch an zu klappern und endlich singt die Nachtigall ihr Runda Runda Dinellula. Da erschrecken sie bald ein wenig und wissen nicht, wie ihnen geschieht, denn bald werden sie gezupft und sehen doch nicht, woher es kömmt, bald

schwingen und schütteln sich die Maizen und schlagen auf die Tagediebe los, daß sie Zeter und Mordio schreien und aus der Stube hinweglaufen. Gleichwohl hoffen sie, der Spuk werde sich bald wieder verlieren, damit sie zu ihrem Gelage zurückkehren können. Sie gucken darüber zum Fenster herein, siehe da waren aus allen Maizen junge Mägdlein geworden, welche schöne Gläser in den Händen hatten. Da sprangen alle eilig wieder in die Stube, faßten sie an und sprangen mit ihnen um das Bierfaß herum. Wie sie sich aber ein wenig umschauen, da haben die Dirnen Teufelsklauen an Händen und Füßen, ein großes rundes Auge mitten im Kopfe und an diesem Ziegenhörner. Ei, wie teuer wurde ihnen jetzt das Leben, wie gern wären die Hengste jetzt hinaus und davon gewesen! Aber sie mußten ausharren und bei etlichen Stunden also herumhüpfen, daß ihnen der Angstschweiß an allen Orten ausbrach und sie endlich für tot niedersanken. Zwar haben sie sich bald wieder erholt, aber ihre lose Pfingstlust war ihnen für immer vergangen.

Oft zog der Katzenweil als fahrender Schiller im Lande herum und foppte die Wirte. So kam er einst als armer Student zu einer Wirtin und legte sich ohne weiteres in ein schönes Gastbett. Sie trieb ihn heraus, er aber stahl ihr das Bett und verkaufte es. Ein andres Mal sah er, daß eine Schenkwirtin gebratene Tauben am Spieße stecken hatte, als sie nun aus der Küche abgerufen ward, huschte er hinein, nahm sie mit sich und aß sie ungeschueet in der Stube am Tische auf. Wie nun die Frau das sah und ihr Eigentum vermißte, fragte sie ihn, wie er zu den Tauben komme, und er antwortete: „wie kömmt der Tag zum Winde (sintemal es gerade sehr stürmte)?“ Damit nahm er die andere gestohlene Taube beim Kopfe und fraß sie auch auf. Endlich kam er einst in ein Dorf, wo ein geiziger Pfarrer wohnte, der niemandem etwas gab, sondern alle Ansprechenden entweder selbst, in einem dicken Bauernpelz ver mummt, oder durch seine Leute oder mittels seines Kettenhundes forttrieb. Bei diesem trug er sich so an, als gehe er auf Freierrücken und wollte seine Tochter ehelichen. Da nahm man ihn mit Freuden auf; der Vater ließ etliche Tauben zurechten und braten und die Mutter lief etliche Male vom Feuer weg und ließ die Küche leer stehen. Nun zog er schnell die mitgebrachten jungen abgerupften Raben aus dem Käuzel, lief zum Herde, spießte sie

an und so wurden sie zusammen fertig. Als sie aber aufgetischt wurden, da partierte er letztere auf den Teller des Pfarrers und seiner Frau, und kehrte es also, daß die rechten Tauben auf den seinigen kamen, dann aber machte er sich, nachdem sein Appetit gestillt war, aus dem Staube.

Einst fragte man ihn, warum jetzt alles so teuer sei, und er antwortete, es gebe jetzt mehr Tribulterer und Flegel als sonst, be-

gehen hineingestürzt und erst nach langer Zeit wieder sein Leichnam gefunden worden sein. Wenn man in die Nähe dieses Ortes kam, so hörte man fortwährend Winseln aus jenen Schächten, ohne herauszubekommen, wo daselbe herkam.

113. Der Panzerreiter zu Stollberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 574; Röhler, Sagenbuch, Nr. 28.

In der Gegend des Städtchens Stollberg soll bei Nacht ein Reiter ohne Kopf in einen langen schwarzen Mantel gehüllt auf einem schwarzen Rosse herumreiten. Vor ihm her flattert eine grau und schwarz gefleckte Krähe, welche sich auch bisweilen auf einer großen Linde in der Oberstadt sehen läßt und durch ihr mitternächtliches Krächzen jedem, der es hört, den Tod binnen drei Tagen verkündigen soll.

Nach anderen sollen vor dem Reiter drei Raben fliegen; auf welchem Hause sich dieselben niederlassen, daraus soll jemand in demselben Jahre sterben. Den Reiter nennt man den Panzerreiter.

114. Der Kärner zu Stollberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 575; novell. behandelt von C. Winter in der Constt. Zeitung 1854, Nr. 101 ff.; poetisch v. Ziehnert, S. 329.

In der letzten Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege lebte zu Stollberg eine Witwe mit ihrer Tochter in einem kleinen Häuschen am Ende des Städtchens, welches ihr ihr Mann als einziges Erbe hinterlassen hatte. Dem Hause gegenüber wohnte ein junger Mann, der seinen Unterhalt damit fand, auf den Dörfern mit verschiedenen Waren herumzuziehen, die er auf einem kleinen Wagen, welchen sein Hund zog, mit sich führte. Nun war derselbe schon längst der schönen Tochter der Witwe heimlich gut gewesen und auch diese hatte ihn stets gern gesehen; da traf es sich, daß gerade am heiligen Christabend er ihr sein Herz aufschloß und sie fragte, ob sie sein Weib werden wolle. Natürlich ließ sich das Mädchen nicht lange bitten. Beide teilten der alten Mutter die frohe Neuigkeit mit und feierten so recht von Herzenslust den heiligen Abend. Allein

plötzlich sprang der Kärner auf und erklärte, er könne nicht länger bleiben, er müsse noch in das benachbarte, 1 $\frac{1}{2}$ Stunde von dem Städtchen gelegene, Wittendorf (das später durch den Krieg zur wüsten Mark ward), um dorthin bestellte Waren zu schaffen. Zwar bat ihn seine Braut, nur diesen Abend zu bleiben, es sei ihr so ängstlich zu Mute, allein der Kärner lachte sie aus und meinte, es sei ja Mondenschein, er habe den Weg schon so viele Male bei schlechterem Wetter und im Finstern gemacht, er werde ihn also auch heute nicht verfehlen. Kurz, er ließ sich nicht halten, sein Mädchen aber setzte sich traurig an den Spinnrocken und versuchte sich die Zeit mit Spinnen zu vertreiben. Aber in ihrer Herzensangst kamen ihr häßliche Bilder vor; die Spindel und das Garn schienen ihr blutig zu sein, und es war ihr, als spinne sie ihr Leichenhemd. Sie nahm also das Gesangbuch und die Bibel zur Hand, allein alles half nichts, es wollte keine Ruhe in ihr ängstlich schlagendes Herz einziehen. Endlich hörte sie die Glocke zur Frühmette läuten; sie eilte heraus, um zu sehen, ob ihr Bräutigam zurückgekehrt sei, allein weder jetzt noch nach dem Schlusse der Mette ließ er sich sehen. Endlich hatte sie keine Ruhe mehr. Sie bat einen ihr freundlich gesinnten Nachbar, sie nach dem erwähnten Dorfe zu begleiten, um dort zu hören, ob ihrem Geliebten etwas zugestoßen sei. Als sie aber dort ankamen, hörten sie, derselbe sei zwar dagewesen, aber schon seit Mitternacht wieder fortgefahren und sie konnte also nicht mehr zweifeln, daß ihm ein Unglück begegnet sei. Auf dem Rückwege verfolgten sie nun die Spur, welche der Kärner mit seinem Wagen hinterlassen hatte, und dieselbe führte sie auch deutlich nach einer morastigen, aber grundlosen Stelle eines den Stollbergern unter dem Namen des Walkteiches bekannten Weihers, wo sie auf einmal aufhörte. Jetzt konnte die Arme nicht mehr an dem Schicksale ihres Bräutigams zweifeln; sie kehrte verzweifeln in das Städtchen zurück und sprach im halben Wahnsinn zu ihrer alten Mutter, in drei Monaten werde sie ihr Anton zu Trauung abholen, bis dahin müsse sie sich ihr Hochzeitskleid spinnen. So spann sie denn emsig bis zum Osterfeste, und als die Mitternacht des Vorabends desselben gekommen war, da dünkte es sie, es poche jemand dreimal ans Fenster. Sie öffnete es und es schien ihr Bräutigam draußen zu stehen, zwar mit totenbleichem, aber himmlisch freundlichem Gesichte; er lud einen Myrtenkranz und Zypressenranken

von seinem Wagen ab und verschwand. Kaum hatte sie das Gesicht ihrer bekümmerten Mutter erzählt, als sie auch schwer erkrankte, und es waren nicht 24 Stunden verronnen, da war das Mädchen entschlafen. Seit dieser Zeit sagte man aber, daß sich der Geist des Kärners mit seinem Wagen und Hunde in den Gassen von Stollberg allnächtlich sehen lasse, und wo er vor einem Hause anhält und Kränze abladet, da wird eins aus demselben drei Tage nachher begraben, und wenn jemand in der Stadt auf den Tod liegt, da sagt man: dort hat der Kärner abgeladen; das Sumpfloch aber, worin er sein Grab fand, heißt noch heute das Kärnerloch.

115. Die umherwandelnde Gräfin in der Kirche zu Wildenfels.

Köhler a. a. D., Nr. 60.

In der früheren, jetzt nicht mehr vorhandenen Kirche zu Wildenfels befanden sich die Begräbnisse der verstorbenen Glieder der erlauchten gräflichen Familie der Herrschaft. Alte Leute erzählen noch jetzt, einst habe eine verstorbene Gräfin daselbst nicht Ruhe finden können, sondern sei oft in der Kirche umhergewandelt und habe die Orgel gespielt. Als sich endlich der Pfarrer des Ortes entschloß, sie zur Ruhe zu bringen, habe er den Kantor vor der Kirchthüre mit der Weisung stehen bleiben lassen, während seiner, des Pfarrers Abwesenheit in der Kirche, ein Gebet zu verlesen. Als der Kantor aus Neugierde durch ein Schlüßelloch sah, soll eine Stimme gerufen haben: „Es guckt!“ Nach Beendigung der Beschwörung trat der Pfarrer aus der Kirche und verkündete dem Kantor, daß sie beide in dem Jahre sterben müßten. Solches soll auch geschehen sein.

116. Die gespenstige Frau auf dem weißen Fels im Hartensteiner Walde.

Köhler a. a. D., Nr. 45.

Auf dem zwischen Schloß Stein und Nieder-Schlema auf der Höhe des rechten Muldenufers emporragenden weißen Fels und in dessen Umgebung hat sich vorzeiten eine Frauengestalt sehen lassen.

Anfangs erschien dieselbe als weiß gekleidete Jungfrau, später aber als altes Mütterchen. In dieser Gestalt ist sie noch vor einigen Jahren von Holzletern gesehen worden.

117. Der gespenstige Freier auf Hartenstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 556; poetisch beh. von Wiese bei J. Günther, Großes poetisches Sagenbuch der Deutschen, Jena 1846, Bd. I, S. 123.

Auf dem Schlosse Hartenstein, dem Stammschlosse der Schönburge, fand sich einst jeden Tag ein Schattenritter ein. Man nannte ihn König Wollmer den Geisterkönig. Er hatte, man weiß nicht wie, die Liebe der schönen Kunigunde von Schönburg, als sie noch Kind war, gewonnen und dieselbe erklärte, ihn und keinen andern wolle sie ehelichen. So ritt er denn jeden Tag auf unsichtbarem Rosse ins Burgtor ein, zog dasselbe, ohne daß jemand es sah (nur hören konnte man seinen Tritt), in den Stall und stieg dann selbst unsichtbar und nur am Schall seines Trittes kenntlich, die Schloßstreppe hinan. Dort kam ihm seine Braut entgegen, der reichte er seine Hand — das war der einzige fühlbare Teil seines Körpers, weich und glatt, aber eiskalt — und nun sprachen und kosteten sie zusammen, wie zwei Liebende es tun. Dann schritten sie in den Speisesaal, wo ihrer schon der Bruder des Fräuleins harrete, und alle drei setzten sich zu Tische und aßen und tranken nach Herzenslust. Die dem Schattenritter vorgelegten Speisen und der Wein in seinem Becher verschwand, und doch sah niemand, wo es hinkam. Man hörte nur des Schattenbräutigams Stimme und der Graf, dem früher vor seinem geisterhaften Schwager gegraut, faßte immer mehr Neigung zu ihm, denn er hatte an ihm einen steten treuen Berater und Warner bei bevorstehendem Unglück. Wenn das Mahl vorüber war, verließ der Graf die beiden Brautleute, und so saßen sie bis kurz vor 1 Uhr; da nahm der gespenstige Gast eilig Abschied. So trieb er es viele Jahre, da äußerte einmal das Fräulein, wie sie sich nach einem Kusse von seinem Munde sehne, und siehe ihr geisterhafter Bräutigam antwortete: „Lebe wohl auf ewig, weil ich an deine rein geistige Liebe glaubte, verließ ich mein himmlisches Reich, um bei dir zu sein, jetzt wo du an irdische

Liebe denkst, ist mein Bleibens nicht mehr hier, du siehst mich nie wieder!“ Damit verschwand er, und nie hat das Fräulein wieder seine Nähe empfunden.

118. Reiter ohne Kopf im Erzgebirge.

Röhler a. a. D., Nr. 25—27.

Die Holzhauer erzählen, daß sich an dem sogenannten neuen Teiche im Wildenfeller Walde ein Reiter ohne Kopf sehen lasse, welcher dann im Wasser verschwinde.

Auf der Straße von Bernsbach nach Beierfeld, im sogenannten Kirchgraben, soll öfters ein Reiter ohne Kopf gesehen worden sein.

In der Mitte des Weges zwischen Löbnitz und Schloß Stein ist ein Waldort, genannt „die hohle Linde“. Zur Zeit steht an der Stelle neben einer Vertiefung eine junge Linde; ehemals befand sich eine umfangreiche hohle Linde dafelbst. Früher stieg aus derselben um Mitternacht ein Reiter ohne Kopf, der den Wald durchirrte und die Leute schreckte. Noch jetzt soll derselbe zuweilen aus der kleinen Senke dafelbst aufsteigen.

119. Der Schmiedmönch von Thierfeld.

Röhler a. a. D., Nr. 811.

Alte Leute in Thierfeld bei Hartenstein erzählen von einem Geiste, dem sogenannten Schmiedmönch, welcher früher in der Schmiede des Ortes sein Wesen getrieben haben soll. Den Kindern ist er zu einem Schreckgespenst geworden, denn wenn dieselben nicht folgen wollen, so droht man ihnen mit dem Schmiedmönch, welcher jetzt neben der Schmiede unter den Wurzeln eines Strauches wohnen soll.

120. Der Laternenmann in Alberohe.

Röhler a. a. D., Nr. 78.

Unbestimmten Tagen, besonders wenn der Mond nicht scheint, entsteigt dem Keller des alten Rittergutes Alberohe nachts 12 Uhr ein Mönch mit einer großen, hell leuchtenden Laterne, vom

Wolke der Laternenmann genannt. Derselbe geht unbeirrt langsamen Schrittes auf dem Marktsteige nach dem Klosterholze und verschwindet in einem Keller des Rittergutes Klostertein. Er tut niemandem ein Leid.

121. Die weiße Frau in Schneeberg.

Köhler a. a. O., Nr. 35.

In der Kosaken- und Webergasse zu Schneeberg hat sich des Nachts mehrere Male eine weiße Frau sehen lassen.

122. Das schwarze Männchen auf dem Gottesacker in Schneeberg.

Köhler a. a. O., Nr. 86.

Auf dem Gottesacker in Schneeberg ist früher am Tage ein schwarzes Männchen gesehen worden, welches ein Buch in der Hand hatte. Eines Tages erblickte es auch der Totengräber; derselbe erschrak darüber so sehr, daß er bald darauf starb.

123. Der gespenstige Zwerg auf der Eisenburg bei Wildbach.

Gräße, Bd. I, Nr. 476.

In der Nähe des Dorfes Wildbach bei Schneeberg liegt auf einem Vorgebirge des Muldentales das Raubschloß, die Eisenburg, ursprünglich eine Art Vorfestung von Schloß Stein, mit welchem sie durch einen unterirdischen unter der Mulde hinführenden Gang verbunden gewesen sein soll. Hier hauste im 14. Jahrhundert ein Raubritter, Konrad von Rauffungen, der solche Schandtaten verübte, daß ihm der Teufel den Hals brach und sein Geist verdammt ist, bis auf den heutigen Tag die Umgegend in Zwergsgestalt zu schrecken.

124. Die weiße Frau zu Neustädtel.

Gräße, Bd. I, Nr. 539; Lehmann, Schauplatz, S. 943.

In Neustädtel bei Schneeberg erzählt man auch von einer gespenstigen weißen Frau, welche eine Sechswöchnerin gewesen, aber endlich verbannt worden sein soll. Auf ihrem Grabe ist indes immer eine kleine Grube, eine Backschüssel groß, geblieben, man mochte dieselbe zufüllen wie man wollte.

125. Der schwarze Mann des Jüdensteins.

Röhler a. a. D., Nr. 88.

Zwischen Bärenwalde und Giegengrün erhebt sich ein Granitfels, der Jüden- oder Giegenstein genannt. Es sollen einst in der Umgebung desselben Soldaten einen Lagerplatz gehabt und die umwohnenden Bewohner hart ausgeplündert haben. Dabei hat einer von den Soldaten einem armen Manne, welcher nichts geben konnte, das Hüttlein angezündet. Da verwünschte ihn der Arme und zur Strafe muß nun die Seele des Soldaten in der Gestalt eines schwarzen Mannes an dem Jüdensteine, wo auch reiche Schätze vergraben sein sollen, ruhelos umherwandeln. Viele Leute wollen diesen schwarzen Mann schon gesehen haben.

Ein Mann aus Bärenwalde sagte einmal, er fürchte sich nicht, denn es gebe keinen schwarzen Mann; er sei schon oft des Nachts an dem Steine vorbeigegangen, ohne etwas gesehen zu haben. Da geschah es, daß er einst wieder an dem Jüdensteine vorbeifuhr. Plötzlich setzte sich ein schwarzer Mann zu ihm auf den Wagen, der immer schwerer und schwerer wurde; zuletzt konnten die Pferde den Wagen nicht mehr weiter ziehen. Der Bärenwalder glaubte, der Mann wolle ihn nur erschrecken, deshalb drehte er sich um und gab ihm eine Ohrfeige. Aber ebenso schnell bekam er eine solche von unsichtbarer Hand wieder. Er mußte den Wagen stehen lassen, ging nach Hause und starb nach neun Tagen.

126. Gespenstliche Frauen in Eibenstock.

Röhler a. a. D., Nr. 68.

Wenn man in Eibenstock in der Johannisnacht um 12 Uhr um eine gewisse Straßenecke geht, so sieht man eine weiße Frau mit einem weißen Tragkorbe. Redet man dieselbe furchtlos an, so wird man von ihr beschenkt. — Auf dem alten Gottesacker befindet sich eine Begräbnishalle, in welcher oft des Nachts eine Frau mit einem Kindlein auf dem Arme gesehen wurde, die heftig weinte. Welche Bewandtnis es mit dieser Frau hat, kann niemand sagen.

127. Der Hirse zählende Verbannte.

Röhler a. a. D., Nr. 100.

In dem Oberförstergelände zu Karlsfeld wohnte in früheren Zeiten ein reicher Mann, der sehr geizig war. Nach seinem Tode mußte er, an einem bestimmten Erkerfenster des Hauses sitzend, zur Strafe für seinen Geiz ein Viertel Hirse zählen. Ob er damit fertig geworden und nun erlöst ist, weiß die Sage nicht zu melden.

128. Die weiße Frau zwischen Wildenthal und Karlsfeld.

Röhler a. a. D., Nr. 36.

Auf dem Wege von Wildenthal nach Karlsfeld ist öfters des Nachts bei Mondenschein eine Frauengestalt in weißem Gewande erschienen. Dieselbe ging stets vor dem Wanderer her, ließ sich aber von ihm nicht erreichen, so sehr er auch seine Schritte beschleunigte.

129. Die eifersüchtige tote Frau.

Gräße, Bd. I, Nr. 540; Lehmann, Schauplatz, S. 943.

Im Jahre 1666 im September hat sich eine schreckliche Begebenheit in einer Bergstadt ereignet. Da ist ein gewisser G. S. gestorben, dessen Weib zuvor in der Fastenzeit gedachten Jahres auch des Todes erblickt. Da nun der Witwer zur andern Heirat

schreiten wollte, kam immer ein Gespenst in Gestalt seiner verstorbenen Frau und ängstigte ihn, daß er keine Ruhe haben konnte und daher seinem Gesinde gebot, sie sollten in der Stube schlafen und ihre Betten vor seine Schlafkammer schieben. Am Donnerstage zuvor spricht das Gesinde: „Herr, wenn Ihr doch zuvor, ehe Ihr wieder Bräutigam seid, Eurer vorigen Frau einen Leichenstein legen liehet, vielleicht bliebe sie außen!“ Er bestellt am Freitag die Maurer und läßt ihn legen und sagt: „Nun habe ich meine Alte hier eingeschwert, sie wird nicht wiederkommen, der Teufel müßte sie denn herausführen!“ Nimmt die Maurer mit sich nach Hause, ißt und trinkt mit ihnen, bestellt einen Boten, der morgens früh weglaufen soll, geht zu Bette und das Gesinde liegt vor der Kammertür. Um Mitternacht kommt ein Gespenst in die Stube, sucht erst in den Registern und blättert darin, darnach rauscht es über die Gesindebetten weg, kommt in die Kammer und erwürgt den Mann. Frühe kam der bestellte Bote und wartete zwei Stunden; das Gesinde hieß ihn anpochen, rufen und gar hineingehen, da findet er ihn tot, und nachher hat sich dieses Gespenst ingleichen noch oft wieder sehen lassen.

130. Der gespenstige Schmiedegeselle zu Johannegeorgenstadt.

Gräße, Bd. I, Nr. 533; J. Chr. Engelshall, Beschreibung von Johannegeorgenstadt. Leipzig 1723. 4. S. 135.

Im Jahre 1719 fährt Abraham Friedrich einem Schmied Kohlen ein; da er nun nachmittag um 1 Uhr wieder an die Meilerstätte kommt, und den Schmiedegesellen, welcher mit aufladen soll, nicht findet, oben im Gebüsch sich aber etwas bewegen sieht, meint er, es sei der Gehilfe, ruft daher, er solle sich herpacken und mit aufladen. Hierauf erschallt eine Stimme: „Jetzt gleich!“ Es kommt auch wirklich jemand und hilft ihm etliche Kübel Kohlen auf den Karren heben, also daß Friedrich nicht anders meint, er habe seinen Gesellen. Nachdem aber der Kohlenstaub sich ein wenig legt, sieht er an dessen Unterleibe eine seltsame Gestalt, stößt ihn daher von sich und spricht, er solle sich packen, seine Hilfe begehre er nicht. Worauf der andere, indem Friedrich wieder aufladet, das Löschfäßlein umkehrt und solches mit lauter kurfürstlichem neuem ganzem Gelde belegt, mit Begehren, weil Friedrich ein armer Mann, solle er es

nehmen, und so oft er was brauche, wieder an diese Stätte kommen, weil er ihm ein mehreres geben wolle. Hierüber wurde Friedrich unwillig und stieß das Faß mit samt dem Gelde über'n Haufen, daß dieses auf dem ganzen Platze zerstreut lag, der andere aber rafft es im Hui wieder in seinen Beutel zusammen und hält es Friedrichen also dar. Dieser kehrt sich zwar an nichts und fährt fort, muß aber diesen Gefährten ein gutes Stück Wegs ferner mit sich haben, der nun ihm immer den Beutel vorhält, bisweilen das Geld schüttelt und es ihm aufdringen will, bis Friedrich aus Ungeduld ihn garstig gescholten und mit der Peitsche geschlagen hat. Darauf ist dieser in das Holz gegangen, jenen aber hat ein solcher Dampf und Gestank überfallen, daß er zu ersticken vermeinte, wie er denn sich auch wirklich lange nachher noch unpäßlich befand.

131. Das Männchen in der Grube „Treue Freundschaft“ bei Johannegeorgenstadt.

Röhler a. a. D., Nr. 166; Gräße, Bd. I, Nr. 534; Engelschall a. a. D., S. 136.

In dem Bergwerke zur „Treuen Freundschaft“ hat sich am 7. August 1719 folgendes begeben: Es arbeitete vor Ort Johann Christoph Schlott, und da man zu Mittag ausgepocht hatte, hörte er gegen den Schacht noch jemanden husten. Da meinte er, es werde der Steiger vor Ort fahren, solches in Augenschein zu nehmen. Nachdem sich aber niemand eingestellt hatte, wollte er ausfahren; aber kaum hatte er sich umgewendet, da nahm er wahr, wie ihm jemand vom Schachte her mit brennendem Grubenlichte entgegen kam. Dadurch wurde Schlott in seiner früheren Meinung, daß es der Steiger sei, wieder bestärkt. Doch als sie endlich beide auf der Strecke zusammenstießen, nahm er wahr, daß es ein sehr kleiner Mann in einem braunen Kittel war. Derselbe hing eben, als Schlott vorbeifuhr, sein Grubenlicht ans Gestein, so daß es auch sofort hängen blieb, legte die Tasche ab und sprach zu Schlotten: „Ist's schon Schicht?“ denn die Bergleute fuhren an diesem Tage wegen der Beerdigung des Hammerwerksbesitzers eine Stunde früher aus. Bei dieser Anrede überfuhr Schlotten ein Schauer, er eilte davon und traf keine Arbeiter mehr in der Grube an. Dies

Begegnis erzählte er darauf dem Steiger, welcher anfangs nicht viel davon wissen wollte; doch mußte Schlott später den Ort zeigen, woran das Männchen sein Grubenlicht gehangen hatte. Dasselbst nahm man eine kleine Kluft wahr und es wurde an der Stelle ein Schuß gebohrt, der einen Gang öffnete, von dem man mehrere Quartale nacheinander eine gute Ausbeute machte.

132. Der kleine Jäger auf dem Dachsenkopfe bei Bockau.

Röhler a. a. D., Nr. 171.

Bei der alten Zeche auf dem Dachsenkopfe haben verschiedene Leute einen kleinen Jäger mit erdfahlem Gesichte gesehen. Derselbe ladet jeden, der ihm begegnet, zu einem Spiele ein, und wenn ihm dann der Betreffende folgt, so führt er ihn auf unbekannte Flecke, von wo aus derselbe sich nur schwer wieder zurecht findet.

133. Das Geisterschloß bei Bockau.

Röhler a. a. D., Nr. 30.

Ungefähr 20 Minuten von dem durch seinen früher lebhaft betriebenen Arzneihandel bekannten Bergflecken Bockau befindet sich ein Sumpf, von den Bewohnern einfach „die Pfütze“ genannt. Dabei erhebt sich ein Felsen, auf dem in gewissen Nächten zwischen 11 und 12 Uhr ein großes Schloß mit unzählig erleuchteten Fenstern zu sehen ist. Jeder aber, welcher auf das Schloß zugeht, wird in der Irre umhergeführt. An demselben Platze hat sich auch zuweilen ein Retter ohne Kopf sehen lassen.

134. Der Spuk an der Straße bei Albernau.

Röhler a. a. D., Nr. 31.

Da, wo von der Chaussee zwischen Schneeberg und Bockau der Kommunikationsweg nach Albernau abgeht, steht eine steinerne

Säule. Von diesem Platze wird verschiedenes erzählt. Einige wollen daselbst in gewissen Nächten zur Mitternachtsstunde einen Reiter ohne Kopf gesehen haben, der mit wildem Geheule vorüberjagte; andere erzählen, daß sich dort des Nachts zwischen 12 und 1 Uhr ein Licht hin und her bewege, wobei zugleich deutlich Gewinsel zu hören sei.

135. Der Leichenweg und Kirchhof zwischen Reidhardsthal und Zschorlau.

Röhler a. a. O., Nr. 107.

Als vor Jahrhunderten im Erzgebirge die Pest wütete, berührte sie auch den kleinen Ort Reidhardsthal. Die Leichen wurden auf einem Platze zwischen Reidhardsthal und Zschorlau begraben, und ein Weg, welcher beide Dörfer verbindet, heißt noch heute der Leichenweg. Auf demselben sieht man zuzeiten in der Mitternachtsstunde Gestalten ängstlich hin und her laufen, oder man erblickt auch eine Frau mit feurigen Augen. Der Begräbnisplatz ist jetzt eine Wiese voller Hügel und Löcher; er wird „das Gottesackerle“ genannt. Auch dort will man in der Mitternachtsstunde Gewimmer gehört haben. Alte Personen erzählen wieder, daß auf diesem Platze die Heiden begraben worden seien, welche einst auf dem nahen Steinberge wohnten. Auf dem Gipfel desselben sieht man noch jetzt ein Gemäuer und einen ebenen Rasenplatz. Dort sollen sie zu ihren Göttern gebetet haben. Das Gemäuer wird von den Bewohnern der Umgegend „Kirchel“ genannt.

136. Der gespenstige Bergmann in Aue.

Gräße, Bd. I, S. 414; Melzer, Hist. Schneebergensis, S. 1146.

In einer Wohnung zu Aue hat im Jahre 1614 beim Schnorr'schen Hammerwerk ein Geist sich hören und in Gestalt eines Bergmanns sich sehen lassen. Derselbe hüpfte in einer gewissen Gegend unweit der Mulde, und da man an dieser Stelle mit der Rute eingeschlagen, hat sie auf Silber geschlagen.

137. Der Nachhals zu Aue.

Röbler a. a. O., Nr. 69.

In früheren Zeiten lebte in Aue ein Förster mit Namen Nachhals. Derselbe war rauh in seinem Wesen und flößte allgemeine Furcht ein, so daß man seiner Person so viel wie möglich aus dem Wege ging. Nach seinem Tode ging die Sage, Nachhals sei in eine finstere Kammer seines Hauses, durch welche eine Esse führte, verbannt worden und spuke darin um Mitternacht. Die Kammer hatte nur ein kleines Fenster nach dem Hofe, und es wurde erzählt, sobald dieses Fenster geöffnet werden würde, sollte Nachhals erlöst sein, gleichzeitig aber würde auch das Haus abbrennen. Das Haus stand in der Nähe des Gasthofs zum Engel. Als daselbst im Jahre 1859 Feuer ausbrach, wurde auch das ehemals Nachhals'sche Haus ein Raub der Flammen.

138. Das Fräulein auf der Mulde bei Klosterlein Zelle.

Röbler a. a. O., Nr. 62.

Vor langer Zeit war auf dem Rittergute Klosterlein bei Aue ein Fräulein gestorben, welches nach seinem Tode des Nachts auf der Mulde dahinschweben sollte. Da geschah es, daß zwei Bergleute einst eines Sonntags in einer schönen Sommernacht von Schlema nach Zelle gingen, um daselbst Musik zu machen. Ihr Weg führte sie über die sogenannte Ochsenwiese und den Klostersteg. Als sie an die Ochsenwiese kamen, setzten sie sich nieder, um ein wenig auszuruhen; dabei kamen sie auf den Gedanken, dem Fräulein ein Morgenständchen zu bringen, und als sie eine Weile geblasen hatten, näherte sich ihnen das in einen Schleier gehüllte Fräulein und warf jedem ein Sträußchen in den Schoß. Der eine von ihnen steckte dasselbe in eine Tasche seines Kittels, der andere aber warf es weg. Als am nächsten Morgen derjenige, welcher sein Sträußchen eingesteckt hatte, den Kittel wieder anziehen wollte, kam ihn derselbe so schwer vor, und da er in die Tasche griff, um nachzusehen, zog er sein Sträußchen heraus, welches sich in pures Gold verwandelt hatte. Voll Freude teilte er dies seinem

zwei Groschen. Da geschah es, daß das Mädchen einmal zum Jahrmarkte nach Schneeberg ging. In der Abwesenheit öffnete die Bäuerin, welche bereits längst gemerkt hatte, wie ihre Dienstmagd mehr Geld besaß, als sie zum Lohne erhielt, deren Lade und fand darin eine große Menge Zweigroschenstücke. Als nun das Mädchen am Abend wieder heim kam, erzählte es auf dringendes Befragen die Geschichte, wie es zu dem vielen Gelde gekommen war. Von dieser Zeit an ist ihm jedoch die alte Frau von der Jfenburg nie wieder erschienen.

141. Der Reiter ohne Kopf auf dem Ziegenberge bei Zwönitz.

Gräße, Bd. I, Nr. 572; poetisch beh. von Ziehnert a. a. D., S. 93.

Auf dem Ziegenberge, einem fast 300 Ellen hohen, kegelförmig aufsteigenden Berge soll sich ein Reiter ohne Kopf sehen lassen, von dem sich das Volk folgende Sage erzählt. Einst (im 17. Jahrhundert) soll ein Müller in Zwönitz eine sehr schöne Tochter gehabt haben, die mit dem Förster von Grünhain heimlich versprochen war, der übrigens mit den übrigen Gliedern ihrer Familie so gut wie gar nicht bekannt war. Nun hatte aber der Müller auch einen Sohn, allein von diesem hatte er sich losgesagt, weil er ohne seine Erlaubnis die Tochter des Scharfrichters geehelicht und somit eigentlich nach damaligen Ansichten seine Familie beschimpft hatte. Gleichwohl kamen die Geschwister an diesem und jenem Orte miteinander zusammen, und als nun eines Tages die schöne Müllerstochter in die Schenke, wo sie ihren Liebhaber zu treffen dachte, zum Tanz gegangen war, traf sie ihren Bruder mit seiner Frau und konnte es ihm natürlich nicht abschlagen ein Tänzchen mit ihm zu machen. Während dem war aber der Förster angelangt und gleich vom Rosse aus, wie er war, auf den Tanzsaal geeilt. Als er nun seine Braut in den Armen eines Fremden erblickt und sieht, wie sie freundlich mit ihm scherzt, ergreift ihn rasende Eifersucht. Er lockt sie also unter Schmeichelworten auf den Ziegenberg, indem er vorgibt, er habe bei dem schnellen Ritte etwas im Walde verloren und sie solle ihm suchen helfen. Das Mädchen geht auch nichts Böses ahnend mit, als sie aber an eine recht wilde verwachsene Stelle des Berges kommen, wirft er ihr in schnellen Worten ihre

Untreue vor und ersticht sie, ohne nur ihre Verteidigung anhören zu wollen. Leider hatte er nur zu sicher getroffen, die Unglückliche gab in wenigen Minuten ihren Geist auf, indem sie nur noch so viel Zeit hatte, ihrem Mörder zuzurufen, ihr vermeintlicher Verführer sei ihr Bruder gewesen, den er noch nicht gekannt habe. In wilder Verzweiflung warf er sich über die Sterbende, allein er vermochte sie nicht wieder ins Leben zurückzurufen. Er eilte also auf den Tanzsaal und schrie ihrem Bruder zu, er habe seine Schwester gemordet, er wolle sich selbst dem Gerichte übergeben. So geschah es auch. Da er den Tod suchte, dauerte die Untersuchung nicht lange; schon nach drei Monden fiel sein schuldiges Haupt zu Grünhain auf dem Schafott, auf dem Flecke aber, wo die blutige Tat geschehen, ward ein weißer Rosenbusch gepflanzt, dessen Rosen des Nachts wie mit Blut besprengt aussehen und der seine Blätter traurig zur Erde zu senken scheint. Um Mitternacht aber kommt, wenn böse Zeiten bevorstehen, ein Reiter, den Kopf unter dem Arme vom Grünhainer Hochgericht nach dem Rosenstock geritten, verweilt kurze Zeit und kehrt dann wieder dorthin zurück.

142. Die Wilselmutter bei Grünhain.

Gräße, Bd. I, Nr. 530; poetisch beh. von Ziehnert, a. a. D., S. 406.

In der Nähe von Grünhain fließt der sogenannte Oswaldbach, der seinen Ursprung von den Grenzgebirgen bei Breitenbrunn und Rittersgrün hat. An demselben soll um die Mitternachtsstunde ein gespenstiger Schatten auf und nieder huschen, der beständig Klage töne ausstößt. Das Volk nennt diesen die Wilselmutter und erzählt sich, einst habe ein Jüngling, dem seine Geliebte die Treue gebrochen, in diesem, an vielen Stellen sehr tiefen und reißenden Bache seinem Leben ein Ende gemacht. Seine ihn zärtlich liebende Mutter habe ihn zwar sieben Tage lang aufs sorgfältigste gesucht, aber doch seinen Leichnam nicht wiederfinden können und sei zuletzt selbst an Erschöpfung und gebrochenem Herzen gestorben. Ihr Los sei nun, weil sie gegen Gottes weise Fügung gemurrt, ewig den Körper ihres ertrunkenen Sohnes vergeblich unter steten Klagen und Wimmern suchen zu müssen.

143. Der Pfannenstieler Waldteufel.

Ch. Lehmann, Collectanea, S. 257; auch in dessen Historischem Schauplatz S. 75.

Hinter Grünhain liegt ein Wald, der Pfannenstiel genannt, auf welchem nicht allein viel Menschen sind erschlagen worden, sondern es hat auch ein Waldteufel viel Leute erschreckt, gedrückt und mit Feuer angeblasen, daß sie davon gestorben. Desgleichen ist es einem Schneeberger mit Namen Mehlhorn begegnet, den es in den Rumpesbach geworfen zum Trinkgeld, daß er dieses Gespenst als einen Malzsack auf dem Rücken den Berg hinantragen müsse, und hat ihn also gedrückt, daß er kümmerlich mit dem Leben davon kommen.

144. Der Hammerbacher Waldmönch.

Ch. Lehmann, Collectanea, S. 257.

Zwischen Elterlein und Grünhain am Weg dahin ist im Grund am Bach ein Hämmerlein gestanden, dem Abt zu Grünhain gehörig; um und auf dessen Schlacken hat sich oft ein Geist in Mönchsgestalt sehen lassen, welcher die vorübergehenden trunkenen und jauchzenden Burschen übel bezahlte, sonderlich diejenigen, die ihn ausfordert und geschmähet haben. 50 Jahre nach des Klosters Verwüstung hat der Geist einen Elterleiner Bergmann, der auch in trunkener Weise mit ihm gestrevelt, mit den Beinen den Berg herabgeschleppt und in den Bach geworfen, dadurch er so gefährlich am Haupt beschädigt worden, daß er viel Hefte tun lassen müsse. In dieser Geist hat Anno 1669 einen Richter, der daselbst vorüber nach Elterlein trunken in Mitternacht geritten, vom Pferde geworfen, daß er einen Arm gebrochen, das Pferd von seinem Boden verjagt, und der Richter ist mit Gefahr des Lebens heimkommen.

145. Andere Waldgespenster im Obererzgebirge.

Gräße, Bd. I, S. 502 ff.; nach Lehmann, Schauplatz, S. 74.

Die Wälder über dem Blösselstein und am Münzberg sind sehr unheimlich und hat ein Waldteufel im Jahr 1575 den Köhler

Georg Schwander, drei Jahr nachher seinen Gefellen und 1582 einen dritten Köhler, Oswald Wellner, erschreckt, gedrückt und so vergiftet, daß sie sterben müssen.

Ferner hat ein Buchholzer Wald- und Mordgeist im Buchholzer Busch am Wege unter den vorbeigehenden Leuten vielen Zank und Schlägerei verursacht, daß sie bisweilen blutig und halbtot voneinander geschieden.

Wie Gottfried Richter der Pfarrsubstitut in der Raschau im Jahre 1661 vor Ostern seinen Bruder im benachbarten Elterlein, von woher er gebürtig, besucht und nun spät durch den Wald nach Hause eilt, verführt ihn ein Gespenst in einen furchtbar dicken Wald, zerplagt ihn die halbe Nacht hindurch, daß er früh morgens nach Hause kommend halbtot ausah, sich totkrank niederlegte und sagte, ein Gespenst habe ihn in mancherlei Gestalt die Nacht geplagt und stets begleitet, darauf er nach etlichen Tagen gestorben.

146. Die Oswaldskirche bei Elterlein.

Gräße, Bd. I, Nr. 531; poetisch beh. von Ziehnert, S. 389.

Nicht weit von Waschleite bei Elterlein in einem Tale am Ufer des Oswaldsbachs erblickt man die Trümmer einer Kirche, der sogenannten Oswaldskirche, welche 1514 der Grünhainer Abt Georg Rüttner gegründet hat, die aber, weil inzwischen die Reformation dort aufkam, nicht vollendet worden und liegen geblieben sein soll. Anders erzählt sich das Volk die Ursache. Es soll nämlich um jene Zeit ein reicher Hammerherr, namens Caspar Klinger, gelebt haben, den aber sein Reichthum so übermütig gemacht hatte, daß er keinem Gruße, selbst von seiten solcher Personen, die mit ihm auf gleicher Stufe standen, zu danken sich herabließ. Dem begegnete einst ein ebenso reicher Bergherr von Elterlein, namens Wolf Götterer, und rief ihm ein freundliches Glückauf zu, allein Klinger hielt es abermals unter seiner Würde, dem Grüßenden zu danken, und so geschah es, daß letzterer ihm darüber einige harte, beleidigende Worte sagte. So stolz nun der Hammerherr war, so rachsüchtig war er auch und beschloß auf der Stelle, seinen Beleidiger für seine freimütige Rede büßen zu lassen. Er teilte seinem Bruder seinen Plan mit,

und nachdem sie eines Tages ausgekundschaftet, daß der Bergherr allein zu Hause sein werde, weil all seine Dienerschaft zu einer Belustigung sich entfernt hätte, gelingt es ihnen, sich in die Wohnung desselben einzuschleichen, wo sie den Unglücklichen mit Beilieben ermorden. Weit entfernt, ihr Verbrechen, dessen sie sich freuten, zu leugnen, stellen sie sich selbst dem Gerichte, welches sie zwar zum Scheine zum Tode verurteilt, allein als sich der reiche Hammerherr erbietet, zur Sühne jenes Mordes eine Kirche zur Ehre des H. Oswald zu erbauen und auch die Armen der Stadt reichlich zu bedenken, kein Bedenken trägt, die Todesstrafe in diese Geldbuße zu verwandeln. Auch sackelte Klinger nicht lange, sein Versprechen zu halten. Er ließ Arbeitsleute, soviel ihrer nur kommen wollten, für seinen Bau anwerben, Bauholz in seinen Wäldern schlagen und Steine in seinen Steinbrüchen brechen, zahlte mit vollen Händen, und es verging kein Jahr, da stand die Kirche fertig da. Nun ließ er es auch nicht an reicher Ausschmückung des Innern fehlen, Kanzel und Altar waren von den geschicktesten Künstlern gearbeitet und mit der äußersten Pracht geziert, eine herrliche Glocke zierte den Turm und alles war zur Einweihung der Kirche in Bereitschaft. Siehe da zog an demselben Morgen, wo die Geistlichkeit sich anschickte, das neuerbaute Gotteshaus zu weihen, ein furchtbares Gewitter über das Thal herein, und sei es Vorgefühl dessen, was kommen sollte, man zögerte, die Prozession zu beginnen; selbst der Glöckner weigerte sich, die Glocke ertönen zu lassen, bevor das Unwetter nicht vorüber sei. Da ward Klinger ungeduldig und schwur und vermaß sich hoch und teuer, nichts solle ihn abhalten, das einmal angefangene Geschäft zu unterbrechen, und wenn niemand anders es tun wolle, so werde er selbst in die Kirche eilen und das Geläute zum ersten Male in Bewegung setzen. Zwar versuchten ihn die Priester von diesem Beginnen abzuhalten, aber umsonst, er stürzte in den Turm und fing an die Glocke zu ziehen. Aber sonderbar, dieselbe klang wie ein Armesünderglöckchen und lange zuvor, ehe er ausgelauten hatte, fuhr ein Blitzstrahl aus dunkler Wetterwolke herab in den Turm, tötete Klinger und zündete die Kirche an. Niemand wagte zu löschen, denn jeder sah hier das Gericht Gottes, und so war in kurzem von dem schönen Bau nichts als die Mauern übrig, und niemand wagte es seitdem, die Kirche wieder aufzubauen. Klingers Leichnam ward zerschmettert im Turme gefunden und am Rande des

Waldes eingescharrt. Die Umwohner aber erzählen sich, um Mitternacht gehe sein Geist ruhelos dort umher und grüße den zufällig dorthin verirrt und bei seinem Anblick ängstlich davonsfliehenden Wanderer, und sein Herumirren müsse so lange dauern, bis ihm jemand danke. Seinen Bruder hat die Strafe Gottes schon vorher ereilt, denn noch ehe das Gericht sein Urteil gesprochen, war er vom Pferde gestürzt und hatte den Hals gebrochen.

147. Der Geist mit dem Rainstein.

Uberglaube im Erzgebirge vor 50 Jahren. Ein interessanter Hugenstuben-Abend. Globenstein bei Rittersgrün, 1891.

In finsterner Nacht trieb sich früher auf einem Acker in einer obererzgebirgischen Dorfflur (Gegend von Rittersgrün) ein Geist umher und stöhnte: „Wu sell ing hie thu?“ Es war der Geist eines Bauern, der bei Lebzeiten auf jenem Acker einen Rainstein mit betrügerischer Hand versetzt hatte und diesen nun zur Strafe so lange auf der Schulter umherschleppen sollte, bis jemand das Erlösungswort zu ihm spräche. Einmal hat ein Betrunkener, der um die Sache wußte, dem jämmerlich Klagenden zugerufen: „Thu'n in Dreitefels-Namen hin, wu du wackgenumme host.“ Ob der Geist seit der Zeit Ruhe gefunden, wird nicht berichtet.

148. Der „Dschitz“ bei Globenstein.

Ebenda.

Bei Globenstein in dem Hohlwege, der zum Dschitzfelsen führt, sitzt ein Geist in einem hohlen Stocke und klaubt Erbsen aus einem Haufen Hirsekörner heraus. Dorthin hat ihn aber vorzeiten ein Jesuit gebannt, der ihn mit einem Gertel bedroht und vermahnt hat, nicht eher aus dem Stocke zu kriechen, als bis er den Hirse und die Erbsen fein säuberlich voneinander geschieden habe. Gar viele Leute haben den „Dschitz“ schon „hollern“ hören. Wenn er nämlich mit seiner Arbeit bald fertig ist, dann kollern die Erbsen

allemaal von dem schmalen Rändel, wo jener sie hingelegt hat, wieder unter die Hirsekörner, und dann hört man stets das „Hollern“ des Geistes.

Früher ist der „Dschitz“ nächtlicherweile in und bei der zu Lebzeiten ihm gehörenden „Frischhütte“ umgegangen. Sie haben ihn aber von dort vertrieben, weil er die Hammerschmiede in ihrer Schlafkammer allzu arg geneckt hat; manchmal zog er ihnen im Schlafe die wollenen Kozen vom Lager weg, ein andermal wieder hat er ihnen das Eisen verwogen. Einem, der ihn da hat rufen hören, klang's, als ob er sagte: „Brängt mr ewengk Salz in meine Supp!“ Der „Dschitz“ soll nämlich seine Frau im Jähzorn erschlagen haben, weil sie ihm einst die Suppe glühend heiß auf den Tisch gebracht hat. Und deshalb muß er nach seinem eigenen Tode als Gespenst umgehen.

149. Der Globensteiner Bergmann.

Ehr. Lehmann, Collectanea, S. 257, und Schauplaß, S. 75.

In der Rittersgrün ist ein hoher Fels, drunter der Bach fließt, drinnen auch ein Gespenst als ein Bergmann (mit einem brennenden Grubenlichte auf dem Kopfe) sich sehen und hören lassen, der die mutwilligen Bergleute, wenn sie in der Nacht trunken vorübergangen und seiner gedacht; teils mit ihrem Bergseil angefaßt und an den Felsen gehängt, teils in Bach geworfen, teils mit Donnern, Rixen, Bobern und Steinwerfen also erschreckt, daß sie erkranket.

150. Das Gespenst auf der Superintendentur zu Wiesenthal.

Gräße, Bd. I, Nr. 503; Flader a. a. D., S. 110 ff.

Im Jahre 1675 im Monat Oktober hat sich auf der Superintendentur zu Wiesenthal ein Gespenst sehen lassen, welches einen weißen Trauerhabit anhatte und sich für eine Frau von Adel ausgab, so bei dem zu Glauchau früher befindlichen Nonnenkloster die Stelle einer Abtissin vertreten habe. Das erste Mal ist dieses Ge-

spenst, welches man später nur die weiße Frau genannt hat, einer hier dienenden Nähterin aus Leipzig, namens Marie Sabine Demantin, erschienen, ist vor das Bett, in welchem sie mit der Kindermagd lag, getreten, hat geächzt und geseufzt, dann hat es die silbernen Eßlöffel, welche in einem Körbchen gelegen, gezählt und, da ihrer nur elf gewesen, gesagt: „Ei, des Herrn Löffel fehlt!“ was auch der Fall gewesen. Hierauf hat es des Superintendenten langen Mantel und

schlittlichter in den Händen haben, tut sich auf einmal die Türe auf den Saal hinaus von selbst auf, worauf ihr ein ziemlicher Haufe von schwarzgekleideten Mönchen entgegenkommt, unter welchen ein sehr langer war, der sich nach ihr hinneigte und beide Lichter ausblies, daher sie seufzte: ach Jesus! Aber diese Worte zogen einen solchen Tumult nach sich, daß es schien, als wolle alles zu Grund und Boden gehen. Hierauf ist sie vor Schreck davongelaufen, hat sich aber verirrt, und ist in das Schlafgemach des Superintendenten gekommen, der von dem Lärm aufgewacht war und gemeint hatte, es sei ein großer Stein in seine Studierstube geworfen worden. Als er aber die Nähterin erblickt, hat er ihr zugerufen zu beten, und selbst angefangen zu singen, das Mädchen aber hat gesehen, wie die ganze Kammer nach und nach durch das Abzingen der geistlichen Lieder von den schwarzen Mönchen, mit denen sie anfüllt war, leer ward. In der nächsten Nacht ist das Gespenst zu der Nähterin, die mittlerweile krank worden war, wiedergekommen und hat gesagt, sie hätte sich nicht fürchten sollen, denn die schwarzen Männer würden ihr nichts getan haben; der Schatz stehe schon außen und bestehe aus Kirchenkleinodien, welche vor etlichen hundert Jahren dorthin gebracht worden seien, sie möge nur nachsuchen lassen, so würden sich gewiß Vorzeichen finden. Als man nun nachgeseht, haben sich verschiedene Gefäße von Zinn und etliche Lampen von Ton gefunden, welche noch so neu und weiß waren, als wenn sie erst gestern hineingelegt worden wären. Unter der Grundmauer hat man auch ein mit Ziegelsteinen ausgemauertes Behältnis, und am Ende desselben starke Pfosten von Eichenholz und nach denselben schöne Schiefertafeln gefunden, mit welchen das Behältnis oder die Kästen zu den Kleinodien bedeckt gewesen waren; die letzteren sind aber nicht mehr zu sehen gewesen, sondern waren, wie man meinte, verrückt worden. Aber über den Ziegeln hat ein großer Ziegelstein, ein Quadrat, gelegen, auf welchem ein Kreuzigtig ganz kenntlich geprägt gewesen ist. Während dem hat sich auch das Gespenst sehen lassen und außen an der Mauer über der Erde ist ein ziemliches Getöse bemerkt worden, wie wenn Bergleute da arbeiteten und etwas bewältigen wollten, allein als man zum Fenster hinabgesehen, hat man nicht das geringste wahrgenommen. Während des Grabens hat man auch etliche Totenknochen gefunden, welches vermutlich Reliquien von diesem und jenem Heiligen ge-

wesen, so zu diesem Schatz gelegt worden, daß er sich nicht verrücken möchte. Es hat auch das Gespenst bei dem Ausfüllen des gemachten Loches nicht wenig Widerwillen, zum teil auch Spötterei sehen lassen, denn nachdem man lange Bratspieße genommen und an dem Orte, wo die Ziegelsteine herausgegangen waren, herabwärts in den Erdboden gefühlt, ob sich etwa die Kästen gesenkt,

Kind mitkommen werde, es solle weder ihr noch diesem etwas zu Leide geschehen und sie werde so viel finden, daß sie für ihre Lebtag davon genug haben werde. Daher hat sie eines Tages ihre Zeit und Gelegenheit abgesehen, ist auf das Geheiß des Gespenstes aufgestanden und in die Studierstube gegangen und hat dort so lange geharrt, bis die weiße Frau das Knäblein aus seinem Bettchen genommen, auf den Arm gehoben und hineingebracht hat, welches in der Nacht zwischen 1 und 2 Uhr geschehen ist. Nachdem sich aber mit der Türe ein großes Geräusch erhoben, auch der Wachsstock, den das Gespenst nebst einem langen Briefe, mit Mönchsschrift beschrieben, in der rechten Hand gehabt, sehr helle, wie wenn des Morgens die Sonne aufgeht, geleuchtet, ist das Knäblein gleich darüber aufgewacht und hat dem Gespenste eine Ohrfeige nach der anderen gegeben, daß sie es endlich vom Arme herabgelassen und mit der linken Hand fortgeführt, weil es nicht weiter hat mitgehen wollen. Da denn der ganze Saal zur rechten und linken Hand voller schwarzer und weißer Mönche gestanden, mitten durch ist ein enger Durchgang geblieben, und haben sich auf beiden Seiten Musikanten gefunden, welche mit Geigen, Posaunen und Trompeten aufs Lieblichste musiziert, wie solches alle im Hause gehört. Als nun das geängstigte Kind samt der Mähterin an die Treppe kommt, sieht es daselbst einen großen schwarzen Hund sitzen, der eine feurige Zunge aus seinem Rachen reckt, ist aber davon noch mehr erschrocken und fängt an zu schreien: „Ach! Hund beißt, Hund beißt!“ worauf es sich aus den Händen des Gespenstes gerissen und wieder in die Studierstube gelaufen ist. Da nun die Mähterin solches gesehen, entfällt ihr der Mut auch, sie kehrt also ebenfalls um; allein es ist ihr wie das erste Mal nicht wohl bekommen, sondern die bösen Geister haben sie bei den Haarzöpfen ergriffen, zurückgezogen und etliche Male wider den Boden gestoßen, wobei es ihr vorgekommen ist, als wenn neben ihrem Kopfe lauter Pistolen losgeschossen würden. Indem sie nun noch mit großer Mühe in die Studierstube gekommen und niedergesunken, nicht wissend, wo sie sei, noch wie ihr geschehen, da hat sich das Knäblein umgewendet, sie bei der Hand genommen und vollends in seines Vaters Schlafkammer geführt, wohin die Frauenzimmer aus der andern Kammer gelaufen kamen und sie hier zu erquickten suchten. Der Superintendent hat nun die ganze Zeit hindurch mit

seiner ganzen Familie und Gesinde morgens und abends seine Andacht gehalten, die Nähterin aber, weil sie ihm zum andern Male nicht gefolgt, wegziehen heißen. Kaum ist sie jedoch fortgewesen, so hat das Gespenst sich die folgende Nacht darauf in der Kammer, wo die Nähterin sonst gelegen, mit vernehmlicher Stimme hören lassen: „Wo Ihr mir die Marie Sabine nicht wieder herschafft, so will ich auf den dritten Abend im Hause so tournieren, daß Ihr nicht sollt darinnen bleiben können.“ Worauf der Herr des Hauses, der solches gehört, geantwortet: „Der Teufel ist ein Lügner, er wird's auch diesmal bleiben!“ und wirklich ist es in der darauf folgenden Nacht ganz still geblieben und hat sich seit der Zeit nichts wieder von dem Spuke hören lassen.

151. Ein Gespenst ängstigt einen Wiesenthaler.

Chr. Lehmann, *Collectanea*, S. 287; auch bei Flader, *Wiesenthälisches Ehrengedächtnis*, 1719, S. 97.

Anno 1658 will ein Fleischhacker aus dem Wiesenthal gar frühe nach Elterlein gehen. Wie er eine halbe Meile heraus in den Wald auf einen Platz kommt, begegnet ihm ein grausamer Mann mit feurigen Augen und brennender Zunge in der Gestalt eines verstorbenen Bürgers. Der hat eine Kette um sich mit eitel Totenköpfen. Dafür erschrickt er und kehrt um, und der Mann begleitet ihn bis in sein Haus, steht stets vor ihm und siehet ihn an, bis die Wirtin aufsteht und Licht anzündet. Da verschwindet er. Das hat der Fleischhacker seinem Pfarrer geklagt. Exp.

152. Die Wehklage im Erzgebirge.

Gräße, Bd. I, Nr. 568; Lehmann, *Schauplatz*, S. 784.

Im Erzgebirge gibt es ein Gespenst, die sogenannte Klagefrau oder Klagemutter. Diese geht vor das Haus, wo ein Kranker liegt und fängt an jämmerlich zu heulen; will man nun wissen, ob derselbe stirbt oder nicht, so wirft man vor die Türe von oben ein Tuch herab, das demselben gehört, nimmt jene, die nun zu heulen aufhört, dasselbe mit fort, so stirbt er, läßt sie es aber liegen, so

findet das Gegenteil statt. Im Vogtlande kommt daselbe Gespenst auch vor und dort sagt man, daselbe habe die Gestalt eines großen weißen Ballen und wälze sich so auf der Straße fort.

Im Jahre 1626 beim großen Sterben wohnte R. Köhler, ein Schuster, in Oberwiesenthal am Markte: da er sich nun abends zur Ruhe legt, hört er ein jämmerliches Geheul auf dem Markte, daß er davon nicht schlafen kann. Er sieht hinaus und wird gewahr, daß es um den Holzstoß eines gegenüberwohnenden Nachbars so winselt und jammert (es lagen darin zwei Sterbende, wie er des folgenden Morgens zuerst erfahren). Er spricht: „Ja heule nur zu, daß dir was anderes in den Rachen fahre!“ und legt sich wieder nieder. Gleich kommt das Heulgespenst vor die Kammer, heult noch gräßlicher, und er fährt mit Furcht und Grausen ins Bett hinein; sein Weib verweist ihm aber seine Verwegenheit, warum er bei so elenden Sterbezeiten so frech hinausgeschrien, dann fangen sie an miteinander zu beten. Das Heulding fährt hinauf auf den Oberboden und von da zum Fenster in das Quergäßchen hinunter, und heult wieder aufs neue vor des Büttels Tür, und morgens erfuhr er, daß auch darin ein Patient am Tode läge. Der Schuhmacher selbst hat indes noch über dreißig Jahre gelebt.

153. Spukgestalten an einem Brunnen auf dem Fichtelberge.

Lehmann, Historischer Schauplatz, 1699, S. 250.

Abraham Munsch, ein alter frommer Hutmann in Wiesenthal, erzählte für wahr, daß er einstmals oben auf dem Fichtelberg einen überaus schönen Brunnen angetroffen, dessen Grund und Boden von eitel Goldflammen geleuchtet und da er sich niedergesetzt und diesen schönen Quell betrachtet und wieder aufgesehen, sei ein schönes buntes Vöglein auf einer Seiten, auf der anderen aber ein Mönch mit einem offenen Buch geseffen, darüber er erschrocken und davon gelaufen. Er habe aber seit derselben Zeit den Brunnen nicht wieder antreffen können.

154. Das Bergmännlein zu Stahlberg.

Nach Chr. Lehmanns Collectanea autographa bei Poeschel, Ober Mag.
Chr. Lehmanns Kriegschronik usw., Grimma 1889, S. 38.

Anno 1622 schlug daselbst Merten Röder ein und traf ein
reich Zwittergeschief an, draus er mit seinem Gewerke 41 Centner
Zinn gewann, deren jeder 50 fl. leicht Geld galt, die Zeche hieß
dorum der reiche Regen Gottes. Auf dieser Zeche war auch sehr

Crottendorf und ein gutes Stück auf der Straße nach Schelbenberg weiter gekommen, so begleitet ihn eine gespenstische Laterne eine gute Strecke.

In Neudorf berichtet die Sage von einem zweiten Kameraden des Razenhans, dem Bachreiter, der zuweilen des Nachts den Sehmabach auf- und abwärts durchreitet und durch sein Erscheinen Unglück verkündet, wenigstens macht er darauf aufmerksam, daß in der Nähe des Ortes, wo die Hufeisen seines Rosses Funken schlugen, bald ein Feuer entfliehen werde.

156. Das Kirchenspektrum in Crottendorf.

Poeschel, Ober Chr. Lehmanns Kriegschronik usw., Grimma 1889, S. 38 nach Chr. Lehmanns Collectanea autographa.

Anno 1584 am Weihnachtsfest wartet der Kirchengjung zu Crottendorf des Nachts beim Schulmeister auf, damit er helfe in die Christmetten läuten. Im Schlaf erschrickt er und erwacht, meint er habe das Läuten verschlafen, geht und schließt die Kirche auf. Da siehet er die ganze Kirche licht und einen unbekanntenen Priester im Messgewand vor dem Altar stehen und allda sein Wesen haben, gleich als hielte er Messe. Der Knabe erschrickt, läuft zurücke und sagt's aus. Da die rechte Zeit kommet und der Schulmeister mitgehet, finden sie die Kirche verschlossen und nichts weiter. Denn was der Knabe gesehen hatte, war in Mitternacht gewesen. Deswegen viel Jahr die Mette abgeschafft.

Anno 1639 begrub daselbst in der Pest und beim Kriegswesen Georg Donat, ein 60jähriger frommer Mann, die Leichen bei der Nacht mehr aus Andacht denn ums Geld. Einst, da er im besten in seiner Arbeit ist, kommet ein Spektrum mit großem Geräusch aus der Kirchen vom Chor in der Gestalt eines Priesters mit gar altväterischem Habit in Roche und Barett, drüber der gute Mann erschrickt, alles stehn und liegen läßt, entläuft und das Begraben aufkündigt. So oft auch bei Mannesgedenken ein Priester sterben sollen, hat's ein Zeichen auf der Kirchen gegeben, quasi fiele alles in Haufen, oder hat die Uhr verrückt, daß es 40-, 50mal geschlagen, oder hat das Glöcklein geläutet, wie zu den Zeiten Herrn Stelzneri und Herrn Albini geschehen.

157. Das Heideweibchen.

Röhler a. a. D., Nr. 196.

Zwischen Scheibenberg und Crottendorf liegt eine sumpfige Gegend, welche die Heide genannt wird; daselbst geht zu bestimmten Zeiten das Heideweibchen um.

S. 74.

r zu
lcker
inter
inen
nicht
raun

h.

um
rlich
nicht
nen,
istick
egen
ver-
urch

160. Der Jäger ohne Kopf im Hofbusch bei Schlettau.

Gräße, Bd. I, Nr. 527; Ziehnert a. a. D., S. 460.

In dem Hofbusch bei Schlettau, durch den der Weg nach Unter-Hermannsdorf führt, läßt sich bei Nacht oft ein gespenstiger Jäger ohne Kopf sehen. Er soll vor alten Zeiten die Armen, welche sich das dürre Reifholz sammelten, oft unbarmherzig mißhandelt haben, und zur Strafe nach seinem Tode nun umgehen müssen. Rechtliche Leute läßt er ungeneckt, aber die Holzdiebe hat er schon oft in Todesangst gejagt, und bisweilen fest gebannt, so daß sie Stunden lang an einer Stelle stehen bleiben mußten.

161. Das Mönchsgezicht an der Kirche zu Schlettau.

Gräße, Bd. I, Nr. 526; poetisch beh. von Ziehnert, S. 32.

An der östlichen Außenseite der Kirche zu Schlettau befindet sich etwa acht Ellen von der Erde ein Stein in der Mauer, der angeblich, ohne von Menschenhänden bearbeitet zu sein, einem Mönchsgezicht täuschend ähnlich sieht. Das Volk erzählt sich von demselben folgende wunderbare Geschichte. Um das Jahr 1520 war Johannes Rüttner (oder Kottne), ein Bruder des Grünhainer Abtes Georg Rüttner, Pfarrer zu Schlettau (und zwar der letzte katholische Geistliche daselbst). Da begab es sich, daß einst in stiller Mitternacht, als dieser noch eifrig in den Kirchenvätern studierte, ein bleicher Schatten vor ihn hintrat und also sprach: „Fürchte dich nicht, ich bin der Geist eines deiner Vorgänger, der vor nunmehr hundert Jahren, als die Hussiten in der Nähe waren, ein silbernes Kreuzifix um Mitternacht in die Kirchmauer vergrub, wo es noch ist: ich ward am nächsten Morgen von den wilden Ketzern erschlagen und bin jetzt gekommen, um dich aufzufordern, das heilige Kreuz wieder an seinen früheren Ort auf den Altar zu stellen. Du wirst den Fleck, wo es vermauert ist, leicht erkennen, denn es wird sich deinem Auge ein Lichtschein zeigen und da, wo derselbe erglänzt, schlage ein, und du wirst es sogleich entdecken!“ Damit verschwand er, der fromme Pfarrer aber eilte in die Kapelle, wo der Sakristan ihn zur Messe bereits erwartete. Diesem teilte er das Erlebte mit und hieß ihn am folgenden Mittag mit Hammer und Spitzhaue

zur Hand zu sein, um das Krucifix aus seinem Verstecke heraus zu nehmen. Kaum war aber der Pfarrer wieder weggegangen, so versuchte der Böse das dem Geize an sich schon zugewendete Herz des Sakristans, er beschloß auf der Stelle den Versuch zu machen, das Krucifix zu entdecken, den Raub auf die Seite zu schaffen und dann den Fleck möglichst gut wieder auszubessern, damit man von dem geschehenen Diebstahl nichts gewahren möge. Nach kurzem

4 Uhr, die Arbeiter eines Steinbruchs, welcher dem Greifenstein sehr nahe liegt, ihr Brot verzehrten, ruft aus Unmut einer derselben gegen die Höhe des Felsens: „Komm, Kaspar, is mit!“ In demselben Augenblicke kommt ein großer Stein vom Felsen herab und fällt gerade neben dem Arbeiter hin.

163. Der alte Turm in Lanneberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 489; Ziehnert, S. 465.

Nah bei den Rittergutsgebäuden des Dorfes Lanneberg bei Geyer steht ein uralter viereckiger Turm. Seine starken Mauern sind noch jetzt an die dreißig Ellen hoch und von einem Wassergraben umgeben. Viel erzählt man von ihm, aber wenig Zusammenhängendes. In uralter Zeit soll einmal ein Graf, der Besitzer dieser Gegend, eine große Jagd gehalten, sich dabei verirrt haben, und mit seinem Rosse in einen Sumpf gesunken sein. Dem Tode nahe wäre er noch von den Jägern mit Mühe gerettet worden und hätte zum Andenken den Turm gebaut. Jetzt noch soll in dem Turme der Geist eines der spätern Besitzer spuken, aber warum? weiß niemand. Auch wollen alte Holzhacker und Bergleute den Baum wissen, wo die Seele dieses unglücklichen Spukers eingespundet sein soll. Es wäre sonst ein eiserner Reifen um den Baum gelegt gewesen, um die Seele recht fest zu halten, aber die Holzdiebe hätten zuletzt auch den Reifen gestohlen.

164. Die weiße Frau zu Venusberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 538; Lehmann, Schauplatz, S. 942.

Auf dem Herrnhofe und Ritterstzke zu Venusberg (oder Fenchsberg) bei Thum kennt man eine weiße Frau seit langen Jahren her. So oft bei der Herrschaft oder ihrer Familie und ihren nächsten wichtigsten Anverwandten ein Todesfall sich ereignen soll, läßt sie sich eine gute Zeit zuvor vor vielen öffentlich sehen, und zwar, wenn der Todesfall im Hause geschehen soll, geht sie aus selbigem heraus, die Treppen hinunter, längs über den Hof hinab

zu demjenigen Tore, wo die Leiche hinausgetragen werden soll. Ist aber der Todesfall außerhalb des Hauses unter den nächsten Anverwandten zu vermuten, läßt sie sich nur bald hier, bald dort erscheinungsweise, auch wohl zu den Fenstern herab sehen, jedoch so, daß niemandem dadurch einigcs Leid oder Krankheit wiederfährt, weil sie ohne alle Beleidigung ihr Wesen und Uffenspiel treibt.

165. Die Jungfrau auf dem Pöhlberge bei Annaberg.

Röbler a. a. D., Nr. 46; nach Br. Grimm, Deutsche Sagen, Bd. I, Nr. 11.

Bei Annaberg liegt vor der Stadt ein hoher Berg, der Pöhl- oder Pielberg genannt, darauf soll vor Zeiten eine schöne Jungfrau verbannt und verwünscht sein, die sich noch öfters um Mittag, weshalb sich dann niemand darf sehen lassen, in köstlicher Gestalt, mit prächtigen gelben, hinter sich geschlagenen Haaren zeigte.

166. Der schwarze Mann zu Königswalde.

Gräße, Bd. I, Nr. 549; Lehmann a. a. D., S. 950.

Im Jahre 1696 hat die Frau des Röblers Hans Neuber zu Königswalde bei Annaberg im Monat Julius ein Mädchen zur Welt gebracht. Als dasselbe nun getauft war, ist die Nacht darauf ein schwarzer langer Mann, der aus der Stubenkammer hinein in die Stube kam, vor ihr Bett getreten und hat sie also angerebet: „Gib mir dein Kind!“ Als sie sich aber geweigert, ist er wieder hinausgegangen und hat das Schloß hinter sich zugeschlagen, daß es geschmettert. Nach 14 Tagen kam etwas an den Laden, daß sie auch den Schatten am Fenster sehen konnte, und weil sie denselben für einen Hund gehalten, hat sie demselben zugerufen: „Gehest du, garstiges Uas?“ Worauf es den Fensterladen gewaltig zugeschlagen und sie weiter nichts unternommen. Die folgende Nacht hat es ihr das Kind aus dem Bettchen gezogen, da sie es denn quer über dem Badewännchen auf dem Gesichtchen liegend gefunden, welches nachher eine Nacht um die andere sich wiederholt hat. An einem Sonnabend hernach im August hat die Mutter zur Nacht

das Kind kurz vorher gestillt und wieder hinaus in das Wännchen gelegt, da dem Vater, der neben ihr lag, geträumt, es hätte ein Kind einen Arm gebrochen, worüber er erschrak und aufwachte, doch, weil er sich besonnen, es sei ja sein Kind nicht, welches er bei sich in der Kammer habe, wieder einschlief. Hierauf wurde ihm das Bett vom Leibe gezogen, darüber er auffuhr und nach dem Kinde schrie, welches sie wieder aus dem Kistchen ganz bloß auf dem Gesichte liegend tot gefunden. Als nach dessen Beerdigung der Mann wieder an seine Arbeit in die Kohlen gegangen und seines Bruders Weib des Nachts bis zu seiner Wiederkunft dazubleiben vermocht, hat sich des Nachts zwischen 11—12 Uhr etwas an dem unteren Bettbrett bemerkbar gemacht, damit geknackert, ist endlich gar ins Bett gefallen, daß es ganz schwer worden, und da sie ihre schlafende Schwägerin aufgeweckt, hat das Ungetüm gesagt: „Warte nur, ich will dir deinen Rest schon geben!“ Damit ist es weggekommen, und hat sie es ordentlich auf dem Stroh hingehen hören; auch der Hund hat es gemerkt und sehr gewinselt.

167. Der gespenstische Fuhrmann zwischen Geiersdorf und Königswalbe.

Röhler a. a. D., Nr. 82; Moritz Spieß, Aberglauben, Sitten und Gebräuche im sächsischen Obererzgebirge. Programmarbeit, 1862, S. 39.

Zwischen Geiersdorf und Königswalbe, am linken Ufer der Pöhla, liegt die sogenannte Reicheltwiese, welche, da sie sumpfigen Untergrund hat, sehr weich und „papprieh“ ist. In derselben soll ein Fuhrmann, der Salz geladen hatte, mit Wagen und Pferden versunken sein. Abends 9 Uhr soll derselbe mit seinem Fuhrwerk wieder erscheinen, mit seiner Peitsche knallen und dabei „Hüh!“ rufen.

168. Der Feldteufel zu Grumbach.

Gräße, Bd. I, S. 503; Chr. Lehmann a. a. D., S. 76.

Anno 1654 hielt Hans Breitfeld, der Richter zu Grumbach, einen Dorfknaben von 13 Jahren, Michael Schmied, zu seinen

Schafen, welchen ein Feldteufel zweimal von den Schafen weggeführt; das erste Mal am 4. Oktober stille durch die Luft und ihn nach Ritzwald ins dürre Fichtengras geworfen und liegen lassen. Das andere Mal sahe das Gespenst seinem Vater ähnlich, der kurz zuvor gestorben war, bald mit, bald ohne Kopf; das trug ihn über drei Erbe weg in die Höhe und warf ihn in einen Morast, worüber denn der arme Knabe allezeit krank ward, daß er die Schafe, darum nicht weiter hüten wollte.

169. Das Urnsfeldische Gespenst.

Chr. Lehmann, Collectanea, S. 260.

Anno 1621 gehet der Schulmeister Joh. Lindner in Urnsfeld in die Kirche und lautet den Morgen ein. Ehe er sich's aber verstehet, kommt ein Spektrum hinter ihm her und gibt ihm einen Backenstreich und spricht: „Warum stehst du mir auf meinem Leichenstein!“

Der Marmorleichenstein ist Joh. Friedrich Lothars, der vor Zeiten zu Urnsfeld gewohnt und allda begraben worden ist, Anno 1599, den 30. Januar.

170. Die weiße Frau auf Scharfenstein.

Ziehnert, Sachsens Volksfagen; Profaischer Anhang Nr. 15, danach Gräße, Nr. 537.

Auf dem Schlosse Scharfenstein bei Wolkenstein geht seit Jahrhunderten eine weiße Frau um. Mit dem zwölften Glockenschlage nachts wird sie rege, wandelt, in lange, weiße, nebel dünne Gewänder gehüllt, durch alle Gemächer des Schlosses, bleibt bisweilen stehen und seufzt und ist überhaupt traurig. Oft hat man gewagt, sie anzureden, aber nie hat sie Antwort gegeben, sondern ist immer sogleich entflohen. Sie muß eine schwere Sünde begangen haben; welche aber, das weiß die Sage ebensowenig als sie den Namen der Nachtwandlerin zu nennen vermag.

171. Das alte Bergmagazin und die Franzosen-Kesel in Marienberg.

Mitgeteilt vom Militärschriftsteller Max Dittrich, Meißen.

Einen Büchschuß entfernt von den Kasernen der heutigen K. S. Unteroffizierschule in Marienberg liegt abseits der Landstraße nach Wolkenstein das alte Bergmagazin, erbaut dereinst, als der Silberbergbau in der Marienberger Pflege blühte und später mit seinen hallenartigen Räumen immer als Exerzier- und Kammergebäude von der jeweiligen Garnison benutzt. Diesem Zwecke dient es auch heute noch. Das hohe massive Gebäude mit den lokenartigen Fenstern wurde in den Franzosenkriegen als Hospital benutzt, und es liegen hinter demselben in einem vormaligen Steinbruche 175 in den Jahren 1813 und 1814 hier verstorbene Soldaten begraben, nämlich 8 Oesterreicher, 4 Preußen und 163 Franzosen. So meldet ein einfacher pyramidenförmiger, vom Marienberger Verein verabschiedeter Militärs am 50. Jahrestage der Schlacht bei Leipzig erneuerter Denkstein. In dem Bergmagazin ist es nicht richtig. Es spukt darin von Zeit zu Zeit. Die Franzosen-Kesel geht dort um.

Wenigstens ist das früher geschehen und über die Ursache erzählt man sich noch anfangs der sechziger Jahre in der Bevölkerung eine gar gruselige Geschichte. Ich habe sie gehört aus dem Munde eines alten Waldarbeiters, als ich 1862 bei dem 7. Infanterie-Bataillon in Marienberg diente und im Winter jenes Jahres mit einem Unteroffizier einmal eine Klöppelstube besuchte. Während im Ofen ein helles Feuer prasselte, der Wind ganze Schwaden Schnee gegen die Fenster warf, die jungen Burschen ihre Pfeifen dampfen ließen und die fleißigen Finger der Mädchen die hölzernen Klöppel in Bewegung setzten, daß sie lustig klapperten und die auf dem Klöppelsack aufgeheftete Spitze zusehends wuchs, erzählte der weißbärtige sehnige Waldmensch die Geschichte von der Franzosen-Kesel wie folgt:

„Daß es im Bergmagazin scheckt, ist so gewiß wie Amen in der Kirche. Das hat mir schon mein Großvater erzählt. Die Franzosen-Kesel geht dort um. Sie kann keine Ruhe im Grabe finden, weil sie auf Erden ein gar so trauriges Los gehabt hat, daß sie zuletzt den Verstand verloren hat und sich das Leben nahm. Als

junges bildsauberes Mädchen war sie nach Dresden gekommen in
den Dienst einer vornehmen Frau. Dort ging es lustig zu und

172. Die weißen Frauen zu Blumenau.

Gräße, Bd. I, Nr. 544; Lehmann, Schauplatz, S. 948.

Am 15. September 1695 ritt am Sonntag spät Chr. Kaiser, Müller zu Blumenau, nach Hause, und als er hinter die Pfarrwohnung zu Albertshain, wo ihn sein Weg nach Hause trug, kam, gingen drei Männer in gewöhnlicher Kleidung geschwind und ohne zu grüßen vorüber, worüber er sich verwunderte, weil er sie für Blumenauer ansah. Als er ein wenig forttritt, kommen ihm auf dem Wege vier verschleierte Weiber entgegen, welche eine Totenbahre mit einem Sarge und Leichentuch tragen. Darüber erschrickt er, weiß fast nicht, wo er sei, bald dünkt ihn, er reite durch ein großes Wasser, bald als müsse er einen hohen Berg hinanreiten, bis ein wenig Licht wird und er erkennt, daß er auf dem rechten Wege sei. Als er nun zu des Richters Teich, der ganz nahe bei dem Gerichte ist, kömmt, sieht er abermals fünf bis sechs Paar verschleierte Weiber daherkommen, die über den Steig, darüber er auch gewollt, gehen, daß er nicht weiß, was er tun soll. Er läßt aber dem Pferde seinen Gang, welches diesen Weg wohl gewohnt, aber über den Steig nicht gehen will, sondern lenkt sich mit einem ziemlichen Schnauben neben demselben durch ein kleines Bächlein und bringt sofort seinen Reiter gesund nach Hause, wie wohl es sehr geschwigt.

173. Hammergespenster im Obererzgebirge.

Gräße, Bd. I, Nr. 542; Lehmann a. a. D., S. 944.

Am 30. September des Jahres 1670 hat sich in einem Bergorte zugetragen, daß ein gewisser Mann, namens C. B., seinen Sohn von dreizehn Jahren in Verrichtung über Feld ins nächste Dorf verschickte. Als er wieder zurückgeht, begegnet ihm sein gewesener Pate, ein Hammerherr, der schon vor sechs Jahren gestorben war, in der Gestalt, wie er ihn im Sarge angezogen gesehen hatte. Der sieht ihn an und spricht: „Siehe Pate, bist du es? steht mein Hammer noch? ist er noch nicht weggebrannt?“ Der Knabe erschrickt und schüttelt den Kopf, will auch desto mehr nach Hause, das Gespenst aber ist bald vor, bald hinter ihm und brummt etwas, was er nicht verstehen konnte, und veränderte sich dreimal in Kleidern. Da der Knabe über das Dorf herauskommt, fängt jener an: „Ach,

wie müde bin ich! ach wenn mich doch jemand trüge! Pate, gehe in meinen Hammer, an dem Orte wirst du Geld finden, dir ist's bescheert," und damit dächte es dem Knaben, er sehe Geld vor sich liegen und schimmern. Als er seinem Städtlein nahe kam und zuvor durch ein Büschlein gehen mußte, da fing sich erst ein Lärm an: das ganze Büschlein war voll schwarzer Männer, die den Hammermeister umringten, bald verwandelten sie sich in große rote Hirsche, daß der Knabe nicht wußte wo aus noch ein, bald sah er einen Mann kommen, der hatte eine Rute in der Hand und drohete damit dem Gespenste und den Hirschen. Der Knabe lief mit Furcht und Zittern fort; die Hirsche verloren sich, aber das Hammergespenst begleitete ihn noch ein Stück Weges und ehe es von ihm bergunter Abschied nahm, lehnte sich's noch einmal über den Knaben hinüber und sahe ihn scharf unter die Augen, ging dann aber einen andern Weg, vor sich hinhurmeln. Der Knabe kam heim, klagte es seinen Eltern und lag dann acht Tage lang sehr krank.

Im Jahre 1658 starb im Gebirge ein Bergbeamter, welcher zwar ein großer Freund der Schule und Kirche, sonst auch ehrbar im Gespräch, ohne Fluchen und Schelten und guttätig gegen seine Arbeiter gewesen war, und doch nach seinem Tode als greuliches Gespenst umging. Es ließ sich in des Verstorbenen Gestalt nicht nur auf dem Hammer, da er gewohnt, sondern auch in seinem Hause, meistens aber auf einer Schmelzhütte sehen, schlug Knechte und Mägde im Stalle unter das Vieh, seine Tochter über den Leib, daß sie acht Wochen krank lag, und vergierte die Arbeiter, daß niemand bleiben wollte. Ein Jahr lang darauf war Frieden und Ruhe vor ihm, aber da nach diesem ein Bauer ohngefähr über eine unbekannte Waldhütte kommt, die Bretter losreißt und sie heimführen und nunmehr das letzte Brett abreißen will, drückt ihn der gespenstige Mann, daß er sterben mußte. Da fing er sein Mordspiel wieder an und drückte Kaspar Bibern, einen Kohlenmesser, auf dem Hofe tot. Den Tag vor dem Christfeste im Jahre 1659 schlägt er in der Nacht stark ans Thor, der Wächter meint, es sei sonst eine nötige Post und macht auf, da präsentiert er sich in einem schwarzsamtnen Pelze und mit einem spanischen Rohre und drückt dem Wächter alle Glieder entzwei und begeht andere Taten mehr, daß sich die Wächter vor diesem gespenstigen Geiste sehr gefürchtet.

174. Zankende Geister auf der Ruine Oberlauterstein bei Zöblitz.

Röbler a. a. D.; nach Glückauf, 2. Jahrgang, Nr. 5.

Die Burg Oberlauterstein ist im Hussitenkriege geschleift worden. In den noch längere Zeit gebliebenen Überresten wohnten Berggeister und Zwerge, welche sich nicht miteinander vertrugen, sich stets zankten und des Nachts einen furchtbaren Lärm verursachten, so daß die Wanderer oft auf den Gedanken kamen, es donnere daselbst. Da kam einst aus dem Bayerlande ein Geisterbanner, ein Feilenhauer von Profession, in diese Gegend. Es war ein langer, hagerer Mann mit zerlumpten Kleidern, als Geisterbanner gesucht hier und da, gefürchtet aber von jung und alt. Der Amtmann im Schlosse Niederlauterstein bat ihn, die Geister in der Ruine Oberlauterstein zu bannen, denn sie ließen auch ihn nicht ungeneckt. Der Feilenhauer versprach alles und hielt auch Wort. In einer finsternen Nacht nahm er seine Beschwörungen vor, pfiiff dreimal ganz laut, und die unruhigen Geister krochen allzumal in den vorgehaltenen Ranzensack. Diese Geister trug der Mann in der folgenden Nacht im Ranzen, wie eine Partie junger Katzen, in die entferntere Ruine des Raubschlosses am Katzenstein, wo sie sich nun unter dunklen Fichten die Zeit mit Würfel- und Kartenspiel vertrieben. Als jedoch die Ruinen des Raubschlosses immer mehr zusammenbrachen, hatten die gebannten Geister nicht alle mehr Platz und zogen aus. Nicht selten zeigen sie sich jetzt noch in der Nähe des alten Oberlauterstein in feuriger Gestalt. Die Frauen dieser Geister heißen Klageweibel. Sie zeigen den nahen Tod der Bewohner an und haben ihren Sitz auf den sumpfigen Wiesen von Ansprung. Zuweilen erscheinen sie auch in Zöblitz in Gestalt kleiner Kinder, bittere Tränen vergießend.

175. Die Jungfrau des Lauterstein bei Zöblitz.

Röbler a. a. D., Nr. 47; nach „Glückauf“, 2. Jahrgang Nr. 5.

Einst hütete ein junger Hirte aus Lauterbach seine magere Herde bei der Ruine Lauterstein und legte sich auf den weichen warmen Rasen um sich zu sonnen. Schon wollte er zu Mittag eintreiben, als er ein Geräusch hinter sich hörte. Er sieht sich um

und erblickt eine Jungfrau, groß und stark, in einer Kleidung, wie sie niemand mehr trug; dieselbe war beschäftigt, Laub zusammen zu rechen. Freundlich kommt sie auf den Hirten zu, steckt ihm alle Taschen voll Laub und verschwindet, als er sich nach ihr umsieht. Voll Bewunderung und innerem Grauen treibt der Knabe seine Herde eilig nach Hause. Hier erzählt er bei Tische von der Erscheinung, greift in die Tasche nach dem Laube und zeigt es vor. Welch Wunder! Die Blätter hatten sich in eitel Gold verwandelt. Noch an demselben Tage gingen seine Leute in die Gegend der Ruine, um Laub zu rechen. Sie brachten ganze Säcke davon nach Hause, aber es war und blieb Laub. Der Hirtenknabe kaufte später das Lehngericht in Lauterbach; aber die goldspendende Jungfrau hat er nie wieder gesehen.

176. Die Gestalt mit dem Richte bei Pöbershau.

Röhler a. a. D., Nr. 84.

Den Weg von Mittel-Pöbershau nach Zöblitz über den sogenannten „Berg“ des Nachts zu gehen, ist gewiß jedem Einheimischen unangenehm, da schon mancher von einer Gestalt, die dort mit einem Richte herumläuft, geäfft worden ist.

177. Das Gespenst in einer Halbe bei Pöbershau.

Röhler a. a. D., Nr. 95.

In Pöbershau bei Zöblitz sieht man neben der alten Schule eine große Steinhalbe. Hier soll ein Gespenst sein Wesen treiben, denn schon oft hat man daselbst Stöhnen, Rufen und Gepolter gehört, und es wird überhaupt viel darüber gemunkelt. Nach der allgemeinen Sage soll dies Gespenst der Geist eines früheren Grundbesitzers sein, welcher als sehr hartherzig verschrien war.

178. Das Frauensteiner Spektrum.

Chr. Lehmann, Collectanea, S. 259.

Anno 1662 ließ sich zu Frauenstein auf dem Gottesacker am hellen lichten Tage ein schwarzer langer Mann sehen, der die Quere im Gras am Wege auf dem Angesicht gelegen und Gras wie ein Schwein gefressen. Auf die Frage der Totengräberin, was er da mache, antwortet er nicht. Ein Schulknabe sagt's dem Pfarrer, es liege auf dem Gottesacker ein grausam garstig Ding; sehe fast aus wie der Müller zu Klein-Bobritzsch. Die Totengräberin siehet, daß es verschwunden und von seinem Liegen das Gras gleichwohl niedergedrückt gelegen. Die Deutung hat niemand gewußt, bis man nach drei Wochen erfahret, daß sich der Müller zu Klein-Bobritzsch erhängt, dem das Gespenst den Weg auf den Gottesacker verlegt, daß er an einem anderen Ort müssen begraben werden.*

179. Die wüste Kirche bei Reichenau.

Gräße, Bd. I, Nr. 241; Ziehnert, S. 435; Köhler, Sagenb. des Erzgebirges, Nr. 304.

Mitten auf der Grenze der beiden Dörfer Reichenau und Hermsdorf im Amte Frauenstein am Kreuzwalde, hart an der nach Böhmen führenden Straße, stand bis 1876 die Ruine der Kapelle zum heiligen Kreuz oder die sogenannte wüste Kirche. Dieselbe ist 24 Ellen lang und 12 Ellen breit gewesen, scheint aber nur eine Wallfahrtskirche gewesen zu sein, insofern 1742 ein gewisser Trope oder Hartisch sich mit dem Hermsdorfer Richter um das Recht stritt, Bier und Brot zum heiligen Kreuz zu schaffen. Unter dieser Kapelle soll aber eine ganze Braupfanne voll Gold stehen und zwölf Fässer alten Weines lagern, allein ob man wohl oft schon danach gegraben, hat doch niemand den rechten Fleck treffen können. Ferner soll sich daselbst des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr zuweilen ein Reiter ohne Kopf sehen lassen, und man er-

* In Lehmanns Collectanea S. 264 ist noch angemerkt: Anno 1663 (?) den 6. Juni erhing sich Nikol Thiele, der Müller zur Kleinen Bobritzsch in dem Frauensteiner Revier an eine kleine Fichte, wie das Gespenst oben auf ihn gedeutet hatte.

zählt, daß um diese Zeit einmal an dem Orte einem früheren Pfarrer von Hermsdorf etwas passiert sei, was derselbe aber anderen nicht mitgeteilt habe.

180. Die weiße Frau am Brautstock in Altenberg.

Röhler a. a. O., Nr. 37; nach „Freiberger Anzeiger“, 1883, Nr. 181, 1. Beilage.

Der Weg durch die sogenannte lange Gasse in Altenberg, welche nach Zinnwald führt, wird vielfach begangen; man findet darin eine einfache unbearbeitete Porphyrsäule, der Brautstock genannt. Eingearbeitet sind die Jahreszahlen 1716 und 1820. Der Sage nach soll von Zeit zu Zeit und in gewissen Nächten eine weiß gekleidete junge Frau zu erblicken sein, welche am Steine seufzt, betet und dann zu versinken scheint. Am Anfange des 18. Jahrhunderts soll unter seltsamen Umständen an dieser Stelle eine Vermählung stattgefunden haben. Ein in einem Duell verwundeter Offizier ließ sich hier die Geliebte antrauen und gab darauf sein Leben Gott zurück.*

181. Die Gestalt ohne Kopf zwischen Bärenburg und Altenberg.

Gießler, Sächsische Volksagen, Stolpen, S. 618.

Unzählig oft und von ganzen Trupps von Personen wurde auf der Chaussee vom Gasthose zu Bärenburg aufwärts nach Altenberg, da wo die Straße der Steigung halber die großen Krümmungen macht, eine Erscheinung ohne Kopf beobachtet. Bei der letzten „Drehe“ pflegt die Gestalt, welche sonst immer in gleicher Höhe mit dem Wanderer auf der anderen Seite der Straße fortschreitet, zu verschwinden. Die oft einsam fahrenden Postillone der Nachtpost wollten in früherer Zeit den Spuk neben den Pferden hergehend gesehen haben.

* Der Sage soll eine wahre Begebenheit zu Grunde liegen (vergl. Gießler, Sächsische Volksagen, S. 607 ff.).

182. Die grüne Frau zwischen Altenberg und Zaunhaus.

Gießler, Sächsische Volksagen, Stolpen, S. 618.

Auf der Straße zwischen Altenberg und Zaunhaus in der Nähe des hoch über das Land emporragenden Kahlenberges gefellte sich nach der Sage manchmal eine schweigsame, dunkelgrün und nach längst vergessener Mode gekleidete Frau zu dem Wanderer, geht neben ihm her, ohne ihm Rede zu stehen, biegt auch wohl auf einen sonst nicht sehr betretenen Waldweg ein und verschwindet dasselbst. Dieselbe zeigte sich zumeist nach Eintritt der Abenddämmerung, seltener des Nachts, ist aber auch schon im Morgengrauen bemerkt worden. So erzählte einst ein sonst glaubwürdiger Mann, daß er in seiner Jugend, als er am frühesten Morgen der verbotenen Lust des Vogelstellens in der Nähe von „Paradies-Fundgrube“ am Kahlenberge nachgehen wollte, einer lustwandelnden Dame begegnete, die er höflich begrüßte und anredete, da er selbige für die alte Schwester des damaligen Bergmeisters hielt. Der junge Mann erhielt keine Antwort; die Frau ging an ihm vorbei, in einen Waldweg hinein und verschwand dort vor seinen Augen.

183. Einem Bergmanne in Neu-Geising erscheint ein grauer Mann.

Röhler a. a. O., Nr. 156; Meißner, Umständliche Nachricht von der Bergstadt Altenberg, 1747, S. 239.

Gottfried Behr, welcher im Zwitterstock zu Altenberg arbeitete und einen Brennofen besichtigte, erzählte folgendes: Es sei am 31. August 1713, als er in seinem Hause zu Neu-Geising früh vor 3 Uhr habe aufstehen wollen, ein Mann, grau von Haaren und Bart, in einer vollkommen menschlichen Gestalt, in einer langen grauen Kutte vor sein Bett getreten und hätte gesagt: „Warte immer noch ein bißchen!“ Und als Behr geantwortet: „Ich muß anfahren“, hätte dieser weiter gesagt: „Du sollst noch eher droben sein, als der, so mein Volk zählen läßt. Warte noch ein bißchen, ich will dir was sagen. Ich will mit dir ins Zechenhaus gehen und dir was weisen, wie ich mein Volk will wegnehmen. Du hast unterschiedliche Warnungen getan und dabei haben dich viele ver-

unglimpfet; dieselben haben ihr Teil schon gekriegt. Und wenn sie dich iho werden wieder so verunglimpfen, wenn du es sagen wirst, so soll es denen wieder so gehen, wie den ersten. Und du sollst eher droben im Zechenhause sein, wie der Geschworene, das merke dir zum Wahrzeichen gewiß!“ Darauf wäre der Mann verschwunden und er hätte nicht gesehen wohin. Hierauf sei er aus dem Bette aufgestanden, hätte sich angezogen, und wie er seinen ordentlichen Weg den Mühlberg hinan ins Zechenhaus gegangen, habe er dafelbst den alten grauen Mann innen an der Thür stehend wieder angetroffen und gesehen, daß er vom Ofentopfe an einen Strich mit dem rechten Arme über die Bergleute nach dem Fenster zu getan, und ihn an der linken Seite berührt, daß er solches die ganze Woche lang sehr gefühlet und manche Träne darüber vergossen. Nach diesem hätte er wahrgenommen, daß die Leute alle weg gewesen, bis auf zehn Personen, so an dem Ofen traurig gesessen. Der graue Mann aber hätte dazu gesagt: „Da haben sie die zwölf, die mögen sie auszählen.“ Darauf sei er wieder verschwunden, und habe er, nämlich Behr, die Leute, welche fort gewesen, mitten unterm Gebete wieder um sich gesehen; es sei auch gleich der Herr Geschworene hineingekommen und habe sich sofort am Tische an seinen Ort gesetzt und mit den Burschen sein Gebet getan; weiter aber habe er damals weder im Zechenhause, noch in der Grube, oder sonst etwas mehr gemerket. Freitags hernach, den 8. September, habe sich ferner begeben, daß, als er zu seiner Zeit aufgestanden und ins Zechenhaus sich begeben, auch in die Stube hineingetreten, dieser alte graue Mann in voriger Gestalt und Tracht beim vorderen Fenster am Tisch auf seinem Orte gesessen. Nachdem er nun näher gegangen, den Tisch mit der Hand ergriffen und sich setzen wollen, sei derselbe aufgestanden und gleich wieder vor seinen Augen weggekommen, worauf er sich gesetzt und mit den Bergleuten gebetet. Am 11. September, früh 5 Uhr, erschien der graue Mann dem Gottfried Behr wieder vor dem Bette und sagte, er solle mit ihm wohin gehen, da würde eine Hochzeit sein, es wären schon drei Tafeln gesetzt. Nachdem aber seine Frau dazu gekommen und ihn gerufen, wäre der graue Mann wieder verschwunden.

184. Spukgeister im Herrenhause zu Großhartmannsdorf.

Röhler a. a. D., Nr. 92; Märker, Chronik von Großhartmannsdorf, Marienberg, S. 36.

Der älteste Flügel der herrschaftlichen Gebäude in Großhartmannsdorf bei Freiberg, welcher eine Anzahl finsterner Gewölbe enthält, soll der Schauplatz mancher gespenstischen Erscheinungen sein. Einmal soll des Nachts zur Zeit, da kein Mensch das Herrenhaus bewohnte, eine Gestalt mit Licht durch alle Zimmer gegangen sein; einmal wieder eine lange weibliche Gestalt in alter Tracht und mit einem großen Schlüsselbunde zum öftern im Hofraume des Nachts umhergewandelt, und noch ein anders Mal ein Lärmen und Poltern wahrgenommen worden sein.

185. Die Puppe von Brand.

Röhler a. a. D., Nr. 182; E. H. Müller, Beschreibung der Bergstadt Brand, 1858, S. 119 ff.

An die ältere Geschichte des Gasthofes zum Erbgericht in Brand knüpft sich folgende Sage:

In früheren Zeiten war eine wohlhabende Witwe im Besitze dieses Erbgerichts. Dieselbe übertrug den ganzen Reichtum ihrer Liebe auf ihre siebenjährige Tochter, und an einem Weihnachtsfeste wollte sie derselben eine seltene Freude bereiten und schenkte ihr eine Puppe, die mit der Tochter von fast gleicher Größe war. Als aber das Töchterchen die Puppe erblickte, zeigte es mehr Furcht als Freude, und auch an dem folgenden Tage mochte das Kind die Puppe nicht sonderlich anschauen, vielmehr wurde es krank und starb noch in den zwölf Nächten an dem bösen Scharlachfieber. Als einen Ersatz ihres geliebten Töchterchens nahm nun die Witwe die Puppe zur Hand, kleidete sie an mit den Gewändern der Verstorbenen, ließ sie neben sich auf einem besonderen Stuhle sitzen, setzte ihr Speisen und Getränke vor und sprach mit ihr, wie mit einem Kinde. Eine Magd mußte die Puppe aus- und anziehen und regelmäßig ins Bett bringen. Ja die Frau ging allen Ernstes mit dem Plane um, einen Hauslehrer für ihren Liebling zu berufen, als der Tod ihrem wunderlichen Treiben ein Ende machte. Selt-

same Gerüchte verbreiteten sich über ihr Dahinscheiden; feierlich wurde sie zur Erde bestattet und mit Grauen gedachte man der Puppe, die still in ihrer Lade lag.

Allein nach dem Begräbnisse der Hausmutter hatte dieselbe keine Ruhe mehr; in nächtlicher Weile stand sie auf, suchte ihre Kleider, die der neue Besitzer an sich genommen, und lief im ganzen Hause umher, so daß jeder Einwohner sich in der Nacht nicht getraute, über die ängstlich verschlossene Kammer zu schreiten. Selbst an Sonn- und Festtagen, wenn sich das junge Volk durch Spiel und Tanz ein Vergnügen bereitete, trippelte sie hinter den kräftigen Bergburschen und den rotwangigen Mädchen her, so daß man anfangs floh, später aber, an die Erscheinung gewöhnt, sich nicht sonderlich mehr stören ließ. Der Wirt aber nahm sich ernstlich vor, dem Spuk ein Ende zu machen. In St. Michaelis wohnte nämlich in einem einsamen halbverfallenen Häuslein eine alte triefäugige Frau, von der man behauptete, es sei nicht ganz richtig mit ihr, auch habe man in ihrer Stube einst ein Geschöpf, einer Fledermaus ähnlich, bemerkt. Sie wurde nur die Haldenheze genannt. An diese Person wandte sich der Wirt in seiner peinlichen Lage, und sie versprach unter seltsamen Gebärden die Puppe in der Lade. Allein die Geschichte scheint nicht geholfen zu haben, vielmehr rumorte die Puppe mehr als je, und es schien ihr gar nicht in der zugenagelten Lade zu gefallen. Kurze Zeit darauf kam auch das letzte Stündlein der Heze und sie starb eines rätselhaften Todes. In seiner Not wandte sich nun der geplagte Erbgerichtsbesitzer an den Ortsgeistlichen in Erbisdorf. Der Pastor erschien, las einige lateinische Gebete vor, beschwor die Gestalt und schloß mit den Worten *apage satanas!* Darauf entfernte sich der Geistliche. Unterwegs aber hörte er ein leises Husten und als er sich umdrehte, tanzte die Puppe spottend hinter ihm her, so daß er voll Grausen eilends nach Hause lief und Thür und Tor fest zuschloß. Und so blieb denn die Puppe ungebannt im Hause. Lange Zeit wohl mochte sich dieselbe ruhig verhalten haben, bis sie dann endlich wieder mit ihrem Spuke auftrat. Ihrem Treiben sollte aber nunmehr ein baldiges Ende bereitet werden. An einem sonnenhellen Nachmittage wurde die Lade mit allem Zubehör auf einen Schubkarren geladen und von einem Tagelöhner dem dunklen Spitalwalde zugefahren. Je näher er demselben kam, desto schwerer wurde die Lade, so daß ihm der

Schweiß von der Stirne rann. Unter einer Birke machte er ein Loch, einige Fuß tief; doch war ihm bei dieser Arbeit nicht ganz wohl, denn der Himmel umzog sich mit dunklen Wolken, Blitze leuchteten durch des Waldes Duster und in der Ferne rollte der Donner. In aller Eile setzte er die Lade in das gegrabene Loch, schaufelte Erde darauf, bedeckte es mit Rasen und begab sich nun eiligst auf den Rückweg. Je näher er an Brand kam, desto eiliger hörte er hinter sich trippeln und trappeln und als er sich auf einen Augenblick umsah, erblickte er zu seinem Entsetzen die begrabene Puppe mit hellleuchtenden Augen. Außer sich vor Schreck kam er halbtot nach Hause, aß und trank nicht und legte sich zu Bette. Das hitzige Fieber übermannte ihn und schon nach drei Tagen war er eine Leiche.

Seit jener Zeit hat man von der gespenstischen Puppe nicht mehr viel vernommen. Als jedoch das Erbgericht neu aufgebaut wurde, wollen einige Bauleute dieselbe gesehen haben, wie sie auf den halbvollendeten Mauern herumgesprungen sei, und man sagt, daß sie heimlich samt der Lade wieder aus dem Spitalwalde hereingeschafft worden wäre.

186. Der Schamprich zu Klossen.

Köhler a. a. D., Nr. 87.

Auf dem Fußwege, der an der Südseite des Schloßberges von der Unterstadt (dem früher sogenannten „Loch“) nach der Oberstadt führt, trieb noch vor fünfzig Jahren ein Spukgeist, der Schamprich, sein Wesen. Er pflegte sich des Nachts den Leuten am Anfange des Weges nach einigen Schritten „aufzuhucken“ und sich den Berg hinauf bis zum Stumpfe einer großen Eiche tragen zu lassen, wobei die Last immer schwerer wurde. Mit dem Neubau der Dresdner Straße, bei der auch der obere Teil des Weges in Wegfall kam, ist er verschwunden. Der Eichenstumpf befand sich gegenüber dem dicken runden Eckturme, in welchem Lips Tullian einige Zeit verwahrt worden sein soll, links am Wege.

In früherer Zeit mußte der Stadtnachtwächter am nördlichen Schloßgraben entlang gehen und von der äußersten Bergecke aus, an der sogenannten Dehanei, die Stunde abtuten. Da hat er

einmal in einer Winternacht von unsichtbarer Hand eine Ohrfeige bekommen, daß ihm die Pelzmütze den Berg hinabrollte. Er schrieb den Schabernack dem Schamprich zu.

187. Der gespenstige Mönch im Klostergarten zu Altzella.

Abhler a. a. O., Nr. 75; nach Moschkau in der Sagonia Bd. II., S. 91.

Wie in alten Burgen Ritter und Ritterfräulein, so hausen in alten Klöstern auch oft gespenstige Mönche. Während man aber diese Wesen meist in den Mitternachtsstunden belauscht haben will, erzählt man sich, daß im Klostergarten zu Altzella in der Mittagsstunde ein Cisterziensermönch mit langem weißem Barte promenierte und oft gesehen wurde. Er soll zumeist, das Haupt sinnend auf die Hand gestützt, in den Abteiruinen sitzen, sich aber, sobald man ihm zu nahen versucht, in einer weißen Rauchwolke verflüchtigen.

188. Das Gespenst in der Christnacht.

Gräße, Bd. I, Nr. 363; Knauth, Altzelle, Teil VII, S. 186.

Im Kloster Zelle befand sich im Jahre 1630 eine Magd, welche dem abergläubischen Brauche nach in der heiligen Christnacht hinterrücks durch die Stubentür hinausgriff. Sie ist aber durch göttliches Verhängnis von einem höllischen Gespenst gar hinausgezogen und sehr übel traktiert worden, also daß sie ihre Lebtagge hat hinsiechen müssen.

189. Der warnende Engel bei Roßwein.

Gräße, Bd. I, Nr. 361; nach Knauth, Teil VII, S. 237.

Am 10. Februar des Jahres 1671 wollte eine Frau von Roßwein nach dem Städtchen Hainichen gehen. Dieser begegnet um 10 Uhr vormittags ein Knäblein mit lichtgelbem Haar und weißer Kleidung und kündigt derselben an, wenn man zu Roßwein nicht Buße tun und von unzüchtigem Leben und Hoffart ablassen werde, solle die Stadt nach vier Wochen durch Feuer zu Grunde gehen. Darauf ist das Frauenzimmer vor Schrecken in Ohnmacht

gefallen, und als sie sich wieder erholt, hat sie nichts weiter gesehen. Bei der Ankündigung hat sie jedoch gewiß versprechen müssen, dies in der Stadt unfehlbar anzufagen. Es kam auch zu der Zeit zweimal nacheinander in Roßwein wirklich Feuer aus, ward aber mit Gottes Hülfe wieder gedämpft.

190. Der Abt im Handwerksbause zu Roßwein.

Gräße, Bd. I, Nr. 307; Ziehnert, S. 488; Poetsch beh. bei Segnitz, Bd. I, S. 281 ff.

Als der letzte Abt des Klosters Altenzelle, Andreas Schmiedewald aus Roßwein, kurz vor der Säkularisation desselben (1545) selbst seinen Hirtenstab niederlegte, bedachte er mit den Klostergütern auch seine Verwandten und so schenkte er seinem Bruder Anton, Bürgermeister zu Roßwein, das dort befindliche Abthaus, von dem es 1565 der Tuchmacherinnung käuflich überlassen ward, die es als Handwerksinnungsbause benutzte. Weil nun aber der Abt also die Kirche um ihr Eigentum brachte, soll er im Grabe keine Ruhe finden. Er wandelt darum in dem Innungsbause als Spukgeist herum und läßt sich oft mit Poltern hören. Gewöhnlich sieht man ihn aber auf dem Bodenraume desselben sitzen, wo die Traueranzüge der Bahrenträger und das Leichengeräte der Tuchmacherinnung aufbewahrt wird. Sigt er still da, so hat es nichts zu bedeuten, wirft er aber die oben genannten Gegenstände herum und hantiert damit, so stirbt binnen drei Tagen ein Tuchmachermeister.

191. Das Romanusmännchen zu Siebenlehn.

Mitgeteilt von H. Kommaßsch, Zwiskau.

Als in Siebenlehn noch Bergbau betrieben wurde, hauste daselbst ein Berggeist, Romanusmännchen genannt. Derselbe war zwar kein böser Geist, aber immerhin suchte er den Menschen allerlei Schabernack anzutun. So spielte er einst meinem seligen Vater einen tüchtigen Streich. Dieser arbeitete in seiner Jugend bei einem Siebenlehner Meister, dessen Grundstück an einem Ver-

bindungsgäßchen lag und mit einem mannhohen Zaun umgeben war. Als mein Vater eines Abends von einem Geschäftsgange etwas spät nach Hause kam, fand er alles verschlossen, und auf sein Pochen hörte niemand. Um nun in sein Zimmer zu gelangen, das in einem Seitengebäude lag, ging er ins Gäßchen und wollte über den Zaun steigen. Plötzlich brach aber der Zaun unter ihm zusammen, und vor ihm stand ein großer schwarzer Hund mit feurigen Augen und fleischenden Zähnen, der ihn nicht von der Stelle ließ. Mein Vater fing vor Angst an zu schwitzen, und allmählich schwanden ihm die Sinne. Am andern Morgen aber fand er sich, zwar in Schweiß gebadet, im übrigen jedoch ganz wohl, im Bett liegend. Und der Zaun war in schönster Ordnung.

Als mein Vater später selbständig geworden war, hielt er Pferd und Wagen. Ich war schon ein Junge von zwölf Jahren, als mir mein Vater erlaubte ihn auf einer Fahrt nach Dresden zu begleiten. Das gab natürlich große Freude. Nachts halb zwölf Uhr wurde abgefahren. Mein Vater war eigentlich kein Raucher, hatte sich aber gerade an jenem Abende eine Zigarre angebrannt. In der Nähe der Ochsenwiesen kam uns ein Mann entgegen und bat um Feuer, das ihm bereitwilligst gegeben wurde. Beim Zusammenhalten der Zigarren explodierten dieselben. Der Mann war im selben Augenblick verschwunden; das Pferd aber, durch den Knall erschreckt, ging durch und konnte erst bei Kossen wieder zum Stehen gebracht werden.

Als wir nun in Kossen über die Muldenbrücke fuhren, sah mein Vater auf der Brückenmauer eine schöne Hitzsche (Fußbank) stehen, und hieß mich absteigen und die Hitzsche holen. Da ich aber nicht sah, stieg mein Vater selbst ab und griff danach. Er hatte aber nichts in den Händen; doch fühlte er einen heftigen Schmerz, als wenn die ganze Hand verbrannt wäre. Wir machten nun schnell kalte Umschläge, als wir aber frühmorgens in Kesselsdorf die Umschläge erneuern wollten, war die Hand wieder ganz heil. Man sah nichts daran, und der Vater verspürte auch keinen Schmerz mehr. — Als ich später in die Lehre kam, fuhr ich eines Tages mit meinem Lehrmeister in den Wald nach Holz und zwar nach Tischers Stelle. Das war ein Holzschlag. Unterwegs hielt mein Meister an und sagte zu mir: „Geh, steige ab, dort liegt eine grüne mit weißen Perlen besetzte Geldbörse!“ Ich stieg ab, sah aber

nirgends eine Börse liegen. Nun ging mein Meister selbst danach, griff zu und hatte einen großen, grünen Frosch in der Hand. Zugleich ertönte ein Lachen, man konnte aber niemanden sehen.

In Siebenlehn und Umgegend erzählt man noch manchen anderen Schelmenstreich des Romanusmännchen. Seit jedoch der Bergbau hier aufgehört hat, hat man nichts mehr von ihm gespürt. Wahrscheinlich hat er nun Ruhe gefunden.

192. Der gespenstige Reiter zu Flöha.

Gräße, Bd. I, Nr. 470.

Im Sommer 1859 fuhr die Dresdner Fahrpost (nach Chemnitz) während einer Mondscheinnacht durch ein Gebüsch auf der Straße nach dem Dorfe Flöha bei Dederan; plötzlich wurden die Pferde scheu, denn es sprang vor ihnen auf dem Wege der Schatten eines Reiters in die Höhe, der an ihnen vorbeifuhr. Denselben sahen nicht bloß der Postillon und der Schaffner Finsterbusch, sondern auch die Passagiere. Im nächsten Stationsort angekommen, erzählte ihnen ein Fuhrmann, daß er dasselbe Gespenst mehrmals zu dieser Zeit bei sich habe vorbeikommen sehen.

193. Die sieben Ruten bei Chemnitz.

Röhler a. a. D., Nr. 96.

Ein Teil des Schloßwaldes bei Chemnitz trägt den Namen „Die sieben Ruten“. Jeder, der diesen Teil betritt, soll keinen Ausweg finden können. Der Sage nach soll hier einst einer besonderen Krankheit wegen ein Mann begraben worden sein, der jedem, welcher dies Gebiet betritt, den Ausweg verstellt.

194. Der böse Seidelmann in den „Sechsruten“.

Nach Max Dittrich, Meine Schulzeit in Chemnitz. Leipzig 1891, S. 25 ff.; teilweise bei Ziehnert, Sächsische Volksagen, 5. Aufl., S. 450.

In den „Sechsruten“, einer Waldung zwischen den Dörfern Glösa und Auerswalde, spukt der Schatten des bösen Seidelmann

Meiche, Sagenbuch.

10

umher. Das war ein böser Beamter, der bei Lebzeiten seine Untergebenen gar hart und übel behandelte und viele Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten beging, weshalb er keine Ruhe im Grabe gefunden hat. Als er gestorben war und seine Leiche aus der Tür des von ihm bewohnten Eckhauses, neben dem römischen Kaiser am Markt, im Sarge herausgetragen wurde, um begraben zu werden, da erklang plötzlich die harte, rauhe Stimme Seidelmanns, welcher die Träger verhöhnte, und er schaute in Schlafrock und Zipfelmütze in der ersten Etage aus einem der nach der Bretgasse gehenden Fenster heraus. Zu Tode erschrocken, ließen die Träger den Sarg fallen, in dem jedoch richtig der tote Seidelmann lag, während er oben am Fenster verschwunden war. Er wurde zwar begraben, von Stund an aber fing sein Geist in den früher von ihm bewohnten Zimmern an des Nachts zu rumoren und die Vorübergehenden zu werfen, und es mußten deshalb sogar die Fenster zugemauert werden. Endlich, als es niemand mehr in dem Hause aushalten konnte, wurde Seidelmanns Geist durch die Geistlichkeit unter die Nikolaibrücke gebannt. Dort hat er aber so viel Menschen ins Wasser gelockt, daß er dort weg und in die „Sechsruten“ verbannt worden ist, wo er nun die Wanderer irre führt, und durch gellendes Rufen erschrecken macht.

L 195. Der spukende Mönch im St. Georgenhanse zu Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 443; nach Monatl. Unterr. aus dem Reiche der Geister, Bd. I, S. 665.

Im 18. und den früheren Jahrhunderten ließ sich in dem Zucht- und Waisenhanse zu St. Georg täglich ein Mönch sehen, der aber niemandem etwas zu leide tat. Nun trug es sich aber zu, daß der gewöhnliche Wächter dieses Orts in den zwanziger Jahren des vorvorigen Jahrhunderts, weil er der Gesellschaft dieses unbekanntes Gefährten überdrüssig war, den Vorsatz faßte, ihm, sobald er ihm wieder begegnen würde, eine solche Ohrfeige zu ver setzen, daß er ihm nicht sobald wieder in die Seite kommen sollte. Nach einigen Nächten begegnete er demselben auch, indem er mit einem Hunde um die zwölfte Stunde aufwärts ging, der Mönch aber herunterspaziert kam. Da er nun seinen Widersacher heran-

kommen sah und sich zu einem nachdrücklichen Schlage fertig machte, ward er durch eine plötzliche Maulschelle von dem herumwandelnden Mönche zu Boden geworfen. Er lag nach seinem eigenen Berichte eine geraume Zeit aller Sinne beraubt da und nachdem er sich ein wenig erholt, befand er sich nicht weit von seiner Wohnung, nebst seinem zaghaften Hunde, der an allen Nieren zitterte, worauf er selbst mit großer Mühe seinem Bette zukroch und allen Trieb zu derartigen beherzten Unternehmungen verloren hatte. Am folgenden Tage aber nahm er wahr, daß ihm der Backen bis über die Kehle hinunterhing, ohne daß man jedoch im Gesicht irgend welche Verletzung spürte. Wiewohl er etliche Tage diesen Zufall zu verbergen suchte, um sich nicht eine gerichtliche Strafe zuzuziehen, hat er doch später seiner Obrigkeit selbst Anzeige davon gemacht.

196. Der alte gespenstige Mann in der Goldschmieds- werkstatt.

Gräße, Bd. I, Nr. 445; nach Monatliche Unterredungen S. 701.

Im 18. Jahrhundert wohnte ein Goldschmied in Leipzig in einem sehr alten Hause. Derselbe bemerkte nun mehrmals in der Stube, wo er mit seinen Gesellen arbeitete, nach gemachtem Feierabend ein helles Licht, wie es denn diese Kunst damals erforderte, daß sie eine Glaskugel mit Scheidewasser und andern Sachen angefüllt, vor sich zu haben pflegten. Weil er nun wohl wußte, daß keiner seiner Leute in der Stube war, faßte er sich einmal ein Herz und schaute durch das Schlüsselloch hinein, wo er denn eines alten Mannes mit einem grauen Barte ansichtig wurde, der mit einem Richte emsig in dem Handwerkszeuge herumsuchte. Er hatte aber keine Lust, ihn bei dieser Beschäftigung zu stören, sondern kehrte voll Entsetzen zu seinen Leuten zurück.

197. Ein Geist zeigt einen Schatz an.

Gräße, Bd. I, Nr. 423; nach Prätorius, Neue Weltbeschreibung, Bd. II, S. 132.

Es hat einmal die Großmutter einer Leipziger Wehemutter Geld unter dem Feuerherde vergraben. Ihre Mutter hat nun aber

immer Anfechtungen bekommen, indem es ihr war, als wenn es einheize, und dann kam es ihr vor, als werde der Ofen und die Stube so heiß, daß sie vor Angstschweiß nicht bleiben konnte. Darauf hat das Gespenst die Ofengabel niedergeworfen und ist gleichsam davongelaufen. So hat daselbe denn immer sein Fest gehabt, bis einmal die Magd Feuer auf dem Herde machte und von ohngefähr dabei einen Pflock aus demselben zog, darauf es geschimmert und geklungen hat. Als sie nun näher hinsah und das Loch weiter öffnete, zog sie ein kleines längliches Schächtelchen hervor, darinnen viele Dukaten lagen. Diese hat sie mit Frohlocken in die Stube getragen und ihrem Vater gegeben, der ihr zur Belohnung einen Pelz dafür machen ließ.

198. Wöchnerinnen werden von Gespenstern angefochten.

Gräße, Bd. I, Nr. 422; Prätorius, Neue Weltbeschreibung, Bd. II, S. 181.

Dem Magister Prätorius erzählte eine Leipziger Wehemutter mit Namen Ursel, daß es ihrer eigenen Mutter widerfahren, wie sie, als ihr erstes Kind von ihr geboren gewesen, einmal zwischen 11 und 12 Uhr zur Stube hinausgegangen sei und sich eine Butterbemme habe schmieren wollen, da habe ein großer schwarzer Mann zum Kellerloche herausgesehen, darüber sie dermaßen erschrocken, daß sie hernach sechszehn Wochen krank im Bette liegen mußte. Weiter sagte sie, sei es im Jahre 1661 zu Leipzig geschehen, daß eine Nagelschmiedsfrau in ihren sechs Wochen herausgegangen und um verbotene Zeit den Gänsen bei der Paulinerkirche, wo sie gewohnt, zu fressen gegeben, da soll es sie angehaucht haben, daß ihr Gesicht und Maul so aufgeschwollen, daß ein garstiger Eiter herausgekommen.

199. Die weiße Frau in der Pfarrwohnung zu St. Thomas.

Gräße, Bd. I, Nr. 407.

Bei den Verfolgungen der calvinistisch gesinnten Anhänger des bekannten Kanzlers Krell ward auch der Pastor Gundermann zu Leipzig am 15. November 1591 eingezogen und auf die Pleißen-

burg gebracht. Seine hochschwängere Frau sah, wie sich der Pöbel auf der Straße um ihn drängte und ihn mißhandelte. Dadurch ward sie tiefsinnig und erhing sich am 24. Januar 1592 in der Pfarrwohnung zu St. Thomas an einem Bratenwender. Seit dieser Zeit soll nun jedesmal, wenn der dasige Pfarrer sterben soll, zuvor eine weiße Frau sich in dem Hause sehen lassen; namentlich hat man dies in den Jahren 1736—50 bemerken wollen, wo mehrere Geistliche hintereinander starben.

200. Die alte Frau in der Thomasschule.

Gräße, Bd. I, Nr. 444; nach Monatliche Unterredungen im Reiche der Geister, Bd. I, S. 697 ff.

Früher pflegten die Thomasschüler, wenn sie erkrankten, in den sogenannten roten Turm gebracht zu werden. Einst stieß einem Schüler nun eine heftige rote Ruhr zu und er ward, um seine Mitschüler nicht etwa anzustecken, dorthin in das gewöhnliche Krankenhaus gebracht. Er war daselbst in Gesellschaft eines anderen Schülers, welcher am viertägigen Fieber darniederlag. Zu ihrer Bedienung hatten sie eine Wartefrau, welche in demselben Gebäude unter ihnen wohnte, aber wenn sie sie bedient hatte, abging und sie allein ließ. Die andere Nacht nach seinem Dorthinkommen ward jener aber so unruhig, daß er keines Schlafes theilhaftig werden konnte, sein Schlafgenosse aber war so fest eingeschlafen, daß er ihn auf keine Art erwecken konnte. Die Glocke hatte bereits elf geschlagen, da öffnete sich die Stubentür, und eine alte Frau kam hereingetreten, die aber, wie er bei dem hellen Mondschein wohl bemerken konnte, nicht die Aufwärterin war. Sie hatte eine weiße Schleppe, wovon die Flügel unter dem Arme zusammengebunden waren, auf dem Kopfe, eine Schauben um die Schultern und eine weiße Schürze vorgebunden. In dieser Gestalt kam sie auf das Bett des Schülers geraden Weges los und kam ihm so nahe, daß er ihr blaßes gelbes Gesicht nebst ihrer langen Nase deutlich sehen konnte. Der Schüler wußte sich vor Schreck nicht anders zu helfen, als daß er das Bettuch vor die Augen hielt, worauf die Erscheinung zurücktrat, sich an den Nachstuhl begab und denselben ganz ordentlich aufmachte. Jener aber nahm den an seinem Bette stehenden

Stock und gab damit der unten wohnenden Wärterin ein Zeichen; er hörte dieselbe auch ohne Verzug die Treppe hinaufkommen, die alte Frau aber wendete sich nach der Ecke der Stube und verschwand. Als die Wärterin heraufkam, erzählte ihr der Schüler den ganzen Vorgang, fiel aber alsbald vor Aufregung in Ohnmacht, also, daß man ihm eine Ader schlug, wobei aber kein Tropfen Blut kam. Dieselbe Frau ist aber auch noch andern Personen zur Mittagsstunde erschienen, wenn sie oben auf dem Boden des Turmes Wäsche aufhängen.

201. Das verliebte Gespenst zu Leipzig.

Gräbe, Bd. I, Nr. 447; nach Monatliche Unterredungen im Reiche der Geister, S. 729.

Einst hatte ein Student auf dem Neumarkt sich eine Stube gemietet, in welcher ihm mehrere Wochen nichts Wunderbares aufstieg. Als er aber eines Tages nach elf Uhr zu Bett ging und der Mond so hell schien, daß er nach ausgelöschtem Lichte alles in seiner Schlafkammer unterscheiden konnte, sah er auf einmal eine alte Frau durch die Türe an sein Bett treten und während ihm vor Schreck der Angstschweiß vom ganzen Körper herabließ, sich bemühen ihn aus dem Bett zu ziehen. Weil er sich aber fest dawider stemmte, mit allen Kräften sein Bett hielt und zurückzog, so stießen sie mit den Nasen zusammen. Der Geist ließ den schon in die Höhe gehobenen Studenten wieder niederfallen und verschwand unter lautem Seufzen. Als nun besagter Student am andern Abend später als sonst nach Hause kam, und vor einem sonst zugeschlossenen Keller vorbei mußte, sah er denselben ganz geöffnet und ein helles Kohlenfeuer in demselben leuchten; er dachte sich jedoch dabei nichts, sondern begab sich in seine Stube, wo es denn auch nicht lange wahrte, bis der Geist wieder kam und dieselben verliebten Angriffe auf den Studenten machte, aber ebenso scharf zurückgedrängt ward. Da derselbe also nicht ankam, machte er ein Zeichen, daß ihm der Student folgen sollte, was dieser aber wohlweislich nicht tat. Am dritten Abend hat er einige Freunde zu sich und nahm ein Kartenspiel vor, um die Zeit hinzubringen, weil er glaubte, die alte Person werde nicht wiederkommen, allein richtig zur bestimmten Stunde kam die Frau, während seine Freunde in tiefen Schlaf gefallen waren,

wieder, und machte dieselben Angriffe auf seine Unschuld, verschwand aber als sie bei ihm wieder nicht ankam. Infolge davon gab der Student seine Wohnung auf.

202. Verschiedene Gespenster zu Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 419.

In der Klostergasse neben der früheren Post soll sich dann und wann eine Nonne zeigen, welche bis an das sogenannte Barfußpförtchen geht und dort verschwindet. Ferner erzählt man von einem Mönche, der an gewissen Tagen des Jahres um Mitternacht in die Neukirche geht. Ebenso hat von der Nonnen- bis zur Barfußmühle sich zu Zeiten eine weiße Gestalt gezeigt, welche in der Volkssprache „Federsuse“ genannt ward. Zur Zeit des Leipziger Aufstandes von 1830 erschien eine weiße Frau auf dem neuen Kirchhofe an dem sogenannten Geisterpförtchen, und im Schrötergäßchen, welches ohngefähr nur vier Ellen breit war und vom Postplatz zum Windmühlengäßchen führte, soll sich vor Jahren ebenfalls eine weiße Gestalt gezeigt haben, und dem Nachtwächter auf die Schultern gesprungen sein, welcher endlich daran gewöhnt mit seiner anscheinend leichten Last auf dem Rücken seinen Dienst bis Mitternacht, wo sie verschwand, versah.

203. Das Ritterloch bei Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 431; novell. beh. von Bachhaus, Die Sagen der Stadt Leipzig. Leipzig 1844. S. 37 ff.

Da wo sich die von Schleußig kommende Elster in zwei Arme teilt, von denen der eine nach Lindenau, der andere nach Alt-Leipzig zu strömt, befindet sich eine Stelle, welche von den Fischern das Ritterloch genannt wird. Es sollen nämlich zu Ende des 15. Jahrhunderts einmal zwei junge Edelleute, welche zu Leipzig studierten und ursprünglich durch das Band eifrigster Freundschaft verbunden waren, sich einer schönen Leipzigerin wegen, welche beide liebten, veruneinigt haben. Sie beschloßen also um den Besitz derselben zu kämpfen und trafen in dem daher angeblich so genannten Streitholze zwischen dem Schleußiger und dem Lindenauer Damme

zusammen; hier von dazukommenden Leuten gestört, begaben sie sich auf die seit jener Zeit so genannten Ritterspuren, zwei kleine Wiesen in der Gegend der heiligen Brücke, und drängten einander in blinder Wut bis ans Ufer der Elster, wo aber der Boden unter ihnen wich, und beide an jener tiefen Stelle ihren Tod fanden. Das Volk nannte dieselbe seitdem das Ritterloch und behauptet, daß ihre Gestalten noch heute des Nachts als ruhelose Schatten dort umherirren.

204. Der Tod bei Wurzen.*

Gräße, Bd. I, Nr. 391; Schöttgen, Historie der Stadt Wurzen, S. 679.

Im Monat Februar des Jahres 1707 hat ein schwedischer Soldat, Andreas Stahl, seines Fähnrichs Pferde ein wenig bei dem Gerichte herumgeritten, damit sie nicht stätig werden sollten. Als er nun wieder nach der Stadt zu reitet, kommt ein langer Mann zu ihm, welcher gar kauderwelsch aussah und eine große Sense in der Hand hatte. Der Soldat fragte ihn, wo er hin wolle? Er antwortet: „nach Wurzen.“ Der Soldat fragt weiter, was er da tun wolle? Hierauf gibt dieser zur Antwort, er wäre der Tod und hätte gleich jegund vor hundert Jahren in Wurzen ziemlich reine Arbeit gemacht; dieses Jahr werde er es ebenso machen, der Soldat solle es nur den Leuten hinterbringen, damit sie sich zum Tode bereiten möchten. Mit diesen Reden kommen sie an die äußeren Scheunen wo dann der Soldat in die Stadt reitet, der Tod aber von ihm Abschied nimmt. Als dieses der Soldat seinem Wirte, Meister Jakob Plüßen, einem Hutmacher, erzählt, hat es dieser den 3. März auf dem Rathause gemeldet. Der Soldat hat, was er gesehen, bei seinem Major gleichfalls ausgefagt und ist erbötig gewesen, es mit einem Eide zu bekräftigen. Indes ist das Jahr 1707 vergangen und der Tod mit seiner Sense nicht nach Wurzen gekommen.

205. Der alte Jungfernteich bei Grimma.

Gräße, Bd. I, Nr. 316.

Wenn man bei dem früheren Spitale zu St. Georg vorbei die Straße nach dem Dorfe Neunitz geht, erblickt man der Ziegel-

* Es will mir freilich scheinen, als ob hier lediglich eine Flunkeret des Soldaten vorliege.

scheune ziemlich schrägüber einen kleinen Teich oder Tümpel: in diesem sollen die Seelen aller Grimmaischen Mädchen, die unverehelicht gestorben sind, gebannt sein, nachdem sie in Unken verwandelt wurden, an denen der Teich sehr reich ist. Des Nachts aber sollen sie in der Nähe des Orts als Geister herumschweifen. Darum heißt dieser Teich der alte Jungfernteich.

206. Die Sagen vom Schlosse Muhschen bei Grimma.

Gräße, Bd. I, Nr. 397; nach J. Prätorius, *Der abenteuerliche Glücks-Topf*, o. D. 1669, 8^o, S. 63 ff.

Im Jahre 1659 hat auf dem zwischen Grimma und Hubertusburg gelegenen Schlosse Muhschen eine Köchin namens Magdalena gedient. Zu der ist das Schloßgespenst gekommen und hat sie geplagt, sie solle mit ihm in den Keller gehen und drei Ellen tief graben, da werde sie einen großen Schatz heben, der ihr besichert sei und niemand anderem; davon solle sie die eine Hälfte den Armen geben, die andere aber behalten. Ob ihr nun gleich viele zugeredet haben, dem Gebote Folge zu leisten, haben ihr doch die Geistlichen abgeraten, zumal weil der Betrüger niemals hat antworten wollen, wenn sie zu ihm gesagt haben: alle guten Geister loben Gott den Herrn, sondern allezeit stillgeschwiegen hat. Auch hat er keine gewürgten Tauben annehmen wollen, denn man hat hier den Aberglauben, daß man einer Taube den Kopf abreißen und an den Ort der Erscheinung hinwerfen solle. Es hatte nämlich das Gespenst immer dazu gesagt, es wäre der Schatz mit unschuldig vergossenem Blute dahin gelegt worden, müsse also auch auf diese Weise wieder gehoben werden. Darum haben die Priester gemeint, der böse Feind wolle der dorthin gelockten Magd ohne Zweifel den Hals umdrehen. Sie hat es also abgeschlagen, gleichwohl aber vor dem Gespenste keine Ruhe gehabt.

Einst kam das Gespenst wieder zu ihr in die Küche, hatte einen weißen Trauerschleier um und fing mit ihr an zu sprechen; während es nun ein Bein über das andere geschlagen hatte, da sah die Magd, daß ihm ein Pferdefuß unter dem Rittel heraussehe, worauf es verschwand. Man glaubte aber, hier habe vorzeiten ein Edelmann seine Schwester mit einem Bund Schlüssel tot

geworfen. Dieses war das Gespenst; es kam bei Tag und Nacht und niemand war vor ihm sicher; es warf mit Steinen, schien zu zielen, traf aber niemand. Zuweilen lief es aus einer Stube in die andere, raffelte mit Ketten, nahm auch zuweilen in dem obern Gestock den Verwaltern das Essen vom Tische und ging damit zur Türe hinaus, wenn aber die hungrigen Leute es baten, ihnen ihre Speisen wiederzugeben, brachte es das Essen wieder unverfehrt herein. Gesehen ward es zwar von niemandem als der Magd, allein gleichwohl wollte zuletzt niemand mehr im Schlosse bleiben. Endlich kam ein Beschwörer, der es auf acht Jahre wegbannte, auf länger aber gelang es ihm nicht. Einstmals ging ein Pfarrer mit andern hinauf um es zu sehen, da sah er, wie sich das Gespenst über ein ganzes Dach ausbreitete. Darüber fiel er in Ohnmacht, und wäre ihm nicht jemand zu Hilfe gekommen, so hätte er wohl seinen Geist aufgeben müssen.

Einft kam ein witziger Pfarrer in das Städtchen Muzschen und fragte, ob es denn wahr sei, daß es auf dem Schlosse so umgehe, wie man sage. Freilich, ward ihm geantwortet, gehet selbst hinauf, wenn Ihr es nicht glauben wollt. Er geht also allein hinauf und lockt das Gespenst mit Auserungen, als: bist du denn da? komm her, laß dich sehen! usw. Allein das Gespenst erschien nicht, sein Mutwille blieb unvergolten und er ging also wieder hinab und sagte, er sehe wohl, daß alles Lüge sei, was man ihm so oft schon zu Ohren gebracht, er könne gar nichts erblicken. Da antwortet man ihm: die Sache ist leider nur allzu gewiß, habt Ihr ein mutig Herz, so verziehet nur ein wenig, es ist bald halb Elf; demnach gehet noch einmal hin, Ihr werdet schon zur Genüge von dem Geiste bekommen! Der Pfarrherr wagt's auch, ruft abermals wie zuvor, und wie er nochmals meint, er sei umsonst gegangen, steht er von ungefähr vor sich hinauf und wird gewahr, daß über den Balken ein ungeheurer Geist* mit einem häßlichen Elefantenrüssel liegt und auf ihn los zielt. Darüber ist er so erschrocken, daß er die Treppe herabstürzte und für tot aufgehoben ward.

* Nach der Volksfage wäre dieser der Geist jenes frühern Besthers, eines Generals, den August der Starke wegen Unterschleifen hinrichten ließ und der, ehe er nach Dresden ging, um sich seinem Richter zu stellen, erst seine großen Schätze mit einem Maurer, den er aber nach vollbrachter Arbeit selbst ermordete, irgendwo vermauert haben soll. Dieses Gespenst hat sich

Der adelige Besitzer des Schlosses besaß nun aber neben dem Schlosse noch eine andere Wohnung. Da träumt ihm eines Nachts, als habe er einen Schatz in derselben Stube. Er läßt also einen Rutengänger mit einer Wünschelrute kommen. Diese schlägt nun an einem gewissen Orte ein, und hier läßt man durch die Mauer in einen Pfeiler, der hohl war, einbrechen. In diesen begab sich der Schatzgräber und nahm seine Arbeit vor. Er sprach aber kein Wort, sondern schrieb darin bei Licht immer einen Zettel nach dem andern und langte ihn heraus, wenn er ein Werkzeug, als Hacke usw. von nöten hatte. Man glaubte nun, er möge jetzt wohl tief genug gekommen sein, aber gefunden hat sich nichts. Unter der ausgeschöpften Erde befanden sich aber viele Menschengelbeine, welche, wenn man sie anrührte, zerfielen. Man sah auch Kleidungsstücke darunter, an denen noch Gold war, so man sie aber antastete, zerfielen sie wie Mehlstaub.

Übrigens erzählt man, daß das ganze Schloß auf lauter Diamanten stehe, ebenso wie der andere Sitz des damaligen adligen Besitzers (Mitte des 17. Jahrhunderts). Man hat auch nicht eher aufgehört, danach zu graben, bis einmal die ganze Mauer samt mehreren Pferden in den Graben herabstürzte. Diese Diamanten sind theils weiß, theils bräunlich und besser als die böhmischen, haben sechs Ecken und stecken in Feldsteinen, die inwendig hohl sind. Sonst soll aus dem Berge jährlich gegen die Osterzeit ganz weißer Ton herausfließen, aus dem die Kinder sich Scheibkeilschen machten, und hat man im Volke angenommen, daß dieser die Materie zu den Demanten ist.

207. Der Geist im Forsthause zu Colditz.

Gräße, Bd. I, Nr. 352; Kamprad, Chronik von Leisnig und Colditz.
Leisnig 1753. S. 541 ff.

Bei der sogenannten Magnuskirche zu Colditz stand früher ein Kloster, das aber, weil es wüste lag, 1580 zu einem Forsthause übrigens noch bis ins 19. Jahrhundert sehen lassen. Die Familie Müttichau, der das Schloß gehörte, zog deshalb sonst auch nur wenige Wochen im Jahre hin, und die Gattin eines der letzten Besitzer, die kurz vor ihrem Ende daselbst einige Wochen wohnte, hat es durch Rufen und Türwerfen so geängstigt, daß sie bald darauf starb. Auch die in der Dienerstube stehende Kammerfrau ward mehrmals bei ihrem Namen zu ihrem Herrn gerufen, ohne daß letzterer es getan hatte.

umgebaut und 1618 in ein Wohnhaus für den Förster verwandelt ward. Hier ist vor Zeiten ein Schüler des heiligen Bonifacius, ein gewisser Hugo, Graf von Kefernburg, welchen die Wenden bei Seelitz erschlagen hatten und den die gottesfürchtigen Grafen zu Colditz im Felde aufheben, bei Seite schaffen und hier hatten begraben lassen, beigelegt worden. Seinen Predigtstuhl hatte er aber zu Seelitz bei Rochlitz, wo er den Wenden das Christentum predigte und man hernach eine Kirche, die Leonhardskirche, nach dem Namen des Bauern, der den Acker besaß, hinbauete, von der noch jetzt einige Spuren auf dem Felde zu sehen sind.

In dieses Haus hat sich im Jahre 1644 Herr Hans Christoph von Altmanushofen auf Commichau und Colmen in großer Kriegsgefahr samt seiner schwangern Ehefrau gerettet; es ist aber diese hier eines Töchterleins genesen, und am 20. Juni ist der Wöchnerin am hellen Tage eine Person mit einer Mönchskutte angetan erschienen. Diese hat die Gardinen weggeschoben und ihr ins Bett gesehen, ist dann aber, wie es derselben vorgekommen ist, wieder ins Grab gestiegen.

208. Gespenster in Grenzfluren der Rochlitzer Pflege.

Pfau, Die ältesten Siedelungen der Rochlitzer Pflege, 1900, S. 44 ff.

In der Rochlitzer Gegend finden sich viele altheidnische Kultstätten, die an Flurgrenzen liegen und neben zahlreichen Resten menschlicher Tätigkeit (Steinhämmer, Urnen, Steinspäne u. dergl.) auch regelmäßig Sagen von umgehenden Spukgestalten aufweisen. Häufig erscheint ein Reiter ohne Kopf. So bei der Zöllnitzer-Mühle, die an einer buschigen Berglehne liegt; ferner im Dällersholz, auf der Grenze Stollsdorf-Königsfeld und am ehemaligen Pfarrholze bei Breitenborn. Der letztere reitet auf einem Schimmel. In der Dobgasse bei Muscheroda (früher ein Holz, jetzt Acker und Wiesen) soll ebenfalls ein Reiter ohne Kopf spuken. Dort kennt die Sage auch ein geigendes graues Männchen. Kopflose Leute treiben auch an anderen Stellen ihr Wesen. Da ist zunächst der kopflose „Ludschemann“ in der Ludsche, der Grenzflur zwischen Kolkau-Beedeln-Bernsdorf, zu nennen. Ein spukender Mann ohne Kopf, der in Göppersdorf umgeht, heißt der „Windschmüller“; und ein ähnliches Gespenst läßt sich an der Baljenbrücke auf Kralapper

Grenze sehen. Im Gänsehals bei Königfeld soll gleichfalls ein Mann ohne Kopf spuken oder auch eine Frau. Denn auch an gespenstigen Frauen fehlt es nicht. Eine solche, die im Rochlitzer Grenzgebiet nach Nositz zu erscheint, wurde allgemein „Frau Jähnchen“ gerufen. Am Döhlener ehemaligen Kommunikationswege, am östlichen Abhang des Galgenberges, sollte sich früher die „weiße Schwester“ zeigen.

Von gespenstischen Personen ist dann noch zu erwähnen das „Brillenmännchen“, das nächtlicherweise auf der südlichen Lehne der Nositzer Wälsche wandelt, einer Flur, die „Brille“ heißt; ferner der „Däblingsmann“, den der Volksglaube in den Däbling, die Grenzflur zwischen Kolkau und Zöllnitz versetzt, wo er gern schwere Karren den Berg hinaufziehen hilft. Ein graues Männchen spukt zu Sauzahn, am Endgut beim Teiche und ebenso an einem Brunnen am Bergabhang, gegenüber der Kirschmühle bei Döhlen. In Seelitz wird ein Acker, der an der Grenze von Rochlitz liegt, der „weiße Mann“ genannt. In der Eulenkluft bei Wechselburg, am Selgenbache, soll ein alter Mann mit wallendem Bart und wehendem Mantel umgehen. Endlich erscheint am Rochlitzer Münchswinkel ein mächtiger Mann mit brauner Kutte (Mönch), der einen ausgerissenen Baumstumpf in der Hand hält und besonders gern nächtliche Angler schreckt.

209. Der gespenstige Reiter zu Rieselbach.

Gräfe, Bd. I, Nr. 334; Kamprad, Chronik von Leisnig und Colditz, Leisnig 1753, 4^o, S. 454.

Den 28. November des Jahres 1639 hat ein Trupp schwedischer Reiter das Dorf Rieselbach bei Leisnig bis auf drei Häuser, nachdem sie es geplündert, abgebrannt. Als sie fort waren, haben die Bauern jedoch einen von ihnen, der zurückgeblieben war, aber sich fest gemacht hatte, mit Äxten tot geschlagen und dann ein wenig in die Erde verscharrt. Als derselbe des Nachts wieder herauskroch, haben sie ihn nochmals tot geschlagen; wer aber dann des Nachts vorübergegangen, der hat ihn auf einem Stocke sitzen sehen.

210. Pestboten zu Leisnig.

Lehmann, Historischer Schauplatz, S. 964.

Anno 1685, am 26. Juni abends um 10 Uhr erschienen zu Leisnig vier Spektre (Gespenster), die eine Bahre vom Badertor bis zum andern um die Stadt trugen. Sie wichen auch nicht, obgleich die Leute aufeinander schrieten und einander aufweckten.

211. Der Mönch auf dem Kreuze in Waldheim.

Gräße, Bd. I, Nr. 355; Ziehnert, S. 481.

In grauer Zeit vor Waldheims Entstehung stand auf der Stelle, wo später ein Augustinerkloster und seit 1716 die Strafanstalt steht, das uralte Kloster Baldersbalda, welches so zeitig wieder einging, daß schon im elften Jahrhundert kaum noch Spuren davon zu finden waren. In der letzten Zeit des Klosters lebte darin ein Mönch, der ein verruchter Bösewicht war. Seine eigene Schwester hat er zu sündiger Blutschande gezwungen. Sie genas eines Kindes und brachte ihm daselbe mit lautem Jammer und harten Worten. Da stellte er sich, als rühre ihn ihr Schicksal, und tröstete sie und versprach, sie an einen stillen Ort zu führen, wo sie mit dem Kinde leben könnte, vor den Augen der schmähfüchtigen Welt gesichert. Er führte aber die arglos Folgende in den Wald ohnweit des Klosters, dorthin, wo sonst das Kreuz in der Oberstadt war (bis zum Brande 1831 der Kreuzweg). Hier zückte er hastig seinen Dolch und stach ihn in das schuldlose Herzchen des Kindes, und als die unglückliche Mutter voll Entsetzen und Verzweiflung das sterbende Kind ihm zu entwinden suchte, da stieß er auch ihr den Dolch in die Brust. Zu Tode getroffen sank sie nieder; ihre letzten Worte verfluchten den Mörder, daß er nicht eher Ruhe im Grabe finden sollte, als bis ein Toter, der im Leben noch größere Greuel als er verübt hätte, über den Mordplatz getragen würde.

Jahrhunderte waren vergangen und der Fluch lastete noch immer auf dem heillofen Mönche. Um Mitternacht sah man oft seinen Schatten weinend und seufzend, einen blutigen Dolch in der Knochenhand, auf dem Kreuze stehen, und jedermann wich bei nächtlicher Weile dem verrufenen Plage aus. Da starb einmal in

Waldheim ein Bösewicht, ein Abschaum der Menschheit, der Hölle pflichtig durch jedes Verbrechen. Sein Name war verflucht; die Sage hat sich geschaut, ihn zu nennen. Am Abende seines Begräbnistages wanderten aber zwei Schatten schweigend vom Kreuze nach dem Friedhofe. Seitdem hat niemand wieder den Mönch gesehen.

212. Der gespenstige Priester zu Leuben.

M

Gräße, Bd. I, Nr. 331; Anzeiger für Döbeln 1841, Nr. 30; poetisch behandelt von Segnitz, Bd. II, S. 114 ff.

Beim Beginn der Reformation ist im Dorfe Leuben bei Oschaz ein katholischer Priester gewesen, der bis an seinen Tod und selbst, als fast seine ganze Gemeinde zur neuen Lehre übergetreten war, Luther und seine Anhänger, so oft er die Kanzel betrat, aufs Greulichste geschmäht hat. Endlich starb er und ward in der Kirche beigesetzt. Allein er hat in derselben, die vom alten Glauben abgefallen, keine Ruhe; Nachts um die zwölfte Stunde steigt er aus seinem Grabe heraus, legt das Messgewand an, macht in der Kirche die Runde, öffnet die Kirchthür und sieht hinaus, ob niemand zur Kirche kommt; hierauf geht er durch die Gräber den Kirchweg bis zum ersten Hause des Dorfes hinab, dann kehrt er traurig auf demselben Wege zurück und legt sich mit dem Schläge ein Uhr wieder in sein Grab zur Ruhe.

213. Der Mordteich zu Schmannewitz.

Gräße, Bd. I, Nr. 301; Hoffmann, Historische Beschreibung von Oschaz, Bd. II, S. 267.

Bei Schmannewitz, einem bei Dahlen liegenden Dorfe, befindet sich ein Teich, der Mordteich genannt, wo einige Jungfrauen die ihre Unschuld sich nicht hatten rauben lassen, ermordet worden waren und heute noch umgehen sollen. Dadurch, daß jeder Vorübergehende ein Reis auf ihre Grabstätte warf, schreibt sich die bedeutende Erhöhung des Bodens.

214. Der gespenstige Reiter bei Zabeltitz.

Gräße, Bd. I, Nr. 72.

Fünf Viertelstunden von der Stadt Großenhain liegt das schöne Rittergut Zabeltitz, welches bis 1580 dem alten Pflugschen Geschlechte gehörte, dann aber an das sächsische Regentenhaus und später wieder in andere Hände kam. Wenn man um Mitternacht bei sternenhellem Himmel die Straße nach Dresden geht, da begegnen dem Wanderer drei schwarze Reiter, deren mittlster keinen Kopf hat; sie jagen dem Schlosse zu und verschwinden am Eingange desselben.

215. Der Geist im Keilbusche bei Meißen.

Gräße Bd. I, Nr. 54; auch bei Hofmann, Das Meißner Niederland, S. 204.

Auf dem linken Ufer des hier ziemlich eingeeingten Elbtales zieht sich von der sogenannten Drossel unterhalb Meißen, ungefähr eine Stunde weit bis zur Felsecke über dem Spitzhause nach dem Schieritzer Tale eine größtenteils der Landesschule Meißen gehörige Holzung, der Keilbusch genannt, hin. Hier haben sich seit langer Zeit bis ins 18. Jahrhundert Räuber aufgehalten und eine Menge Frevel verübt, auch im Jahre 1590 den von Meißen zurückkehrenden Pfarrer aus Zehren, Matthias Hauptmann, ermordet. Die Geister der Ermordeten sollen hier umgehen. Es läßt sich aber auch einer an der Michelsbrücke sehen, angeblich der dorthin gebannte Geist eines vor vielen Jahren verstorbenen Meißner Arztes, der vorher seine Kinder täglich genötigt hatte, sein Grab zu besuchen, und dem täglich von Meißen ein Barbier, der mit ihm daselbst viel Umgang gepflogen hatte, Nachricht bringen mußte, wie es dort zugehe. Im Keilbusche soll jetzt noch ein gespenstiges Kalb umgehen, wie im heiligen Grunde, Meißen gegenüber, ein Hund.

216. Karraß in der Masse.

Gräße, Bd. I, Nr. 55; poetisch beh. bei Hofmann, S. 476 ff.

In der Nähe der Dörfer Oberau und Niederau bei Meißen befindet sich eine einundeinehalbe Stunde lange und eine Stunde

breite, meist aus nassen und morastigen Wiesen bestehende Fläche, welche die Nassau oder Nasse genannt wird. Dort steht eine Art Vorwerk des Rittergutes Proschwitz, die sogenannte Milchinsel, in deren Nähe man eine schanzenartige, mit Gräben umzogene kleine Anhöhe erblickt, das alte oder verwünschte Schloß genannt. Einst hauste hier ein Raubritter, der wie ein zweiter wilder Jäger, gleichviel ob es Feier- oder Werktag war, mit seinen Genossen die Umgegend der Jagd wegen durchstreifte und weder Saaten noch Pflanzungen seiner Untertanen schonte, den Waisen ihr bißchen erbtes Vermögen nahm und die schönsten Mädchen aus der Umgegend raubte und auf seine Burg schleppte, wo er seine Lust an ihnen büßte und sie dann im Burgverleße umkommen ließ. Endlich vermochten seine Nachbarn sein Treiben nicht länger ruhig mit anzusehen, sie zogen gegen ihn und schlugen in den Triften der Nassau ihn nach erbittertem Kampfe aufs Haupt. Er selbst floh mit den wenigen Resten seiner Mannen auf sein Schloß; siehe da zog ein furchtbares Wetter heran, und mit Grausen sahen die noch auf dem Schlachtfelde lagernden Gegner, wie bei einem mächtigen Donnerschlag und Blitz das Schloß mit allem, was darin war, versank. An dieser Stelle läßt sich nun noch jetzt zuweilen ein höllisches Gespenst sehen, welches bald zu Roß, bald zu Fuß die wüsten Fluren wehklagend durchheilt, — aber auch die Geister der von ihm umgebrachten Unschuldigen haben keine Ruhe; man erblickt sie des Nachts, wie sie als Irrlichter über den Boden fliegen.

217. Das schwarze Kreuz in der Dresdner Heide.

Gräße, Bd. I, Nr. 223; novellistisch behandelt von R. Winter in der „Const. Ztg.“ 1854, Nr. 153—155.

Wenn man von Dresden aus durch das Prießnitztal über die sogenannte neue Brücke geht und dann an den ehemaligen Schießständen vorüber, den alten Rannenhenkelweg verfolgt, so gelangt man zu einer Anhöhe, auf der sich ein sehr hohes, schwarz angestrichenes Kreuz befindet, das immer wieder erneuert wird und in dessen Nähe es zwischen 12—2 Uhr nicht geheuer sein soll. Es soll sich da das sogenannte Mittagsweibchen sehen lassen, das heißt eine steinalte Frau in einem weiten weißen Kleide und mit einem weißen

Tuche über dem Kopfe, welche den dorthin kommenden Holzlefern den Weg zu versperrten, sie anzureden, zu ermahnen und zuweilen auch zu beschenken pflegt (siehe jedoch auch das Mittagsweibchen unter Elbensagen 3). Nach einigen wäre dies der Geist einer hier nebst ihrem Bräutigam von Mörderhänden erschlagenen Braut, die diesen Ort auf einer Wallfahrt zu einem Gnadenbilde in Langebrück passieren mußte, und jenes Kreuz müsse laut einer Stiftung ihrer reichen Schwiegermutter, die nach dem Tode ihres einzigen Sohnes alles ihrer Vaterstadt Dresden vermacht habe, vom Räte der Residenzstadt stets wieder erneuert werden; nach anderen wäre hier ein armer Perückenmacher, der aus Armut Bottschaft lief, von einem Mörder umgebracht worden, und es geschähe die Erneuerung des Kreuzes stets auf Kosten der Perückenmacher-Innung.

218. Das Spukmännchen am Edelmanns-Teich.

Mitgeteilt von Friedensrichter Seelig.

Zwischen Langebrück und Biegau befindet sich rechts an der Straße im Walde ein Teich, „Edelmanns-Teich“ genannt, woselbst es umgehen soll. Dort ist beim nächtlichen Vorüberwandern oft ein kleiner Mann gesehen worden, welcher ohne zu sprechen in dem Teich verschwindet.

219. Ein Kindergespent verkündigt die Pest.

Lehmann, Historischer Schauplatz, S. 965.

Anno 1680, am 28. Juli, ging eine fromme Bauersfrau von Leppersdorf nach Radeberg. Dieser begegnete ein kleines weißes Kind auf dem Wege und sagte, es würde eine weit um sich greifende Pest entstehen, die anders nicht als durch Buße und Bekehrung zu Gott könnte gewendet werden; darum sollte sie Gott um Abwendung ernstlich anrufen.

220. Die Sage von der Bornmagen im Masseneiwalde.

R. Korn in den Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde, Bd. I, Heft 6, S. 12 ff.

Dort wo die Stolpener Straße, die auch Siebenweg genannt wird, die Steinbach im Masseneiwalde (bei Großröhrsdorf) kreuzt, ist es zur Nachtzeit nicht gut getan, dem Vorwitz freien Lauf zu lassen. Auf den Ruf hin: „Bornmagen, huck auf!“ würde sofort ein Gespenst in Gestalt eines riesigen Weibes dem Unbedachtsamen auf den Rücken springen und ihn ein gut Stück des Weges über belästigen. So erzählt die Sage.*

221. Der gespenstliche Wagen zu Eschdorf.

Gräbe, Bd. I, Nr. 162; Seidemann, Eschdorf und Dittersbach, 1840, S. 51.

Aus den Kellern des Eschdorfer Freigutes fuhr sonst jede Nacht ein stattlicher Herr (der Kanzler Hieronymus Kiesewetter, Besitzer von Eschdorf † 1586) auf einem mit vier Schimmeln bespannten Wagen heraus, hielt am Röhrtroge des Herrenhofes an, ließ dort seine Kasse trinken und kehrte nach gehaltener Umfahrt wieder in

* Im alten Kirchenbuch von Großröhrsdorf befindet sich folgender Vermerk: „1637, am grünen Donnerstage, so ein junger Mann: Maß Brückner, und ein Mann: Born Hans Schöne, beide auf der Massenei erschossen worden.“ In dieser Notiz fallen sofort die Namen „Maß“ und „Born“ auf. Leicht konnte aus ihnen durch Verschmelzung ein „Bornmaß“ entstehen. 1637 sind ferner laut Ortschronik viele Großröhrsdorfer aus Furcht vor den Hagsfeldschen Reitern auf dem Siebenwege nach Stolpen geflohen. Der Spukort mußte dabei von ihnen berührt werden. Born Hans Schöne wohnte zudem noch in Großröhrsdorf an der Stolpener Straße. Es ist daher recht wohl möglich, daß die oben erwähnte Mordtat an dem Spukort verübt worden ist. Wenn die Sage im allgemeinen von einem Weibe handelt, so ist hierzu zu erwähnen, daß mitunter auch vom „Bornmaß“ oder vom „Bornmagen“ berichtet wird. Ursprünglich mag auch von zwei Gestalten erzählt worden sein, die dann die Volkspheantastie vereint hat. Und hatte die Vereinigung stattgefunden, so konnte im Volksglauben recht wohl die männliche Gestalt sich in eine weibliche verwandeln. In ganz ähnlicher Weise nimmt umgekehrt der wilde Jäger, der in hiesiger Gegend als „Ban Dietrich“ sein Wesen treibt, als „Jagduph“ mitunter die Gestalt eines Weibes an.

die Keller zurück. Da jedoch dieser Spuk die nächtliche Ruhe der

dort wohnenden Frau soll er auch in dem noch jetzt stehenden Kellerraum erschienen sein, und ob er ihr gleich nichts tat, erschrak sie so, daß sie die Rose bekam. Als das alte Haus weggerissen war, hat er sich nicht wieder sehen lassen.

224. Ein Mönch erscheint in Pillnitz als Anzeichen vom Tode König Friedrich Augusts II.

Gräße, Bd. II, S. 41.

Einige Tage vor des Königs unglücklichem Tode (9. August 1854) soll der in Pillnitz vor dem Bergpalais stehende Wachposten gemeldet haben, er habe spät am Abend auf der vor demselben hinlaufenden Galerie einen Mönch erblickt, habe ihn angerufen, aber keine Antwort erhalten und derselbe sei verschwunden. Denselben Mönch soll am folgenden Tage auch eine hohe Person selbst erblickt haben. Am Abend vor dem Todestage des Königs erblickte ihn angeblich die Wache wieder, rief ihn abermals an und als er keine Antwort gab, soll der Soldat auf ihn geschossen haben, aber wörtlich nur in die Luft. Vierzehn Tage vorher aber hatte man im Schlosse selbst besagten Mönch gesehen und es wurde (wie Gräße bezeugt) ein bekannter Gelehrter deshalb befragt, ob dies wohl der sogenannte Dresdner Mönch sein könne, also zu einer Zeit, wo kein Mensch an jenen unglücklichen Zufall dachte, der dem König das Leben kostete.

225. Der Dresdner Mönch.

Gräße, Bd. I, Nr. 110; der vielköpfige Hinkelmann, S. 29; P. C. Hülfcher, Nachricht von einem gewissen Mönche in Dresden, welcher sich als eine böse Vorbedeutung je zuweilen soll sehen lassen. Dresden 1729. 8^o und bei Hauber, Bibl. Mag., Bd. III, S. 547—617. Siehe desselben Nachrichten von der Dresdner Elbbrücke, ebenda 1729. 8^o. S. 14 ff.; Hasche, diplomatische Geschichte von Dresden. Bd. V, a., S. 98 ff., 487 (überall bloß einzelne Notizen); Schäfer, Bd. I, S. 113 usw.

Wie die weiße Frau im Schlosse zu Berlin stets durch ihr Erscheinen den Tod eines Fürsten aus dem Hause Hohenzollern verkünden soll, so sollen sich nach der Volkssage auch ähnliche Vor-

bedeutungen bei einem dem sächsischen Fürstenhause drohenden Todesfalle zeigen. In Dresden soll früher, so oft ein grauer Barfüßermönch sein abgehauenes Haupt unter den Arm und eine brennende Laterne in der Hand tragend auf dem Walle der Dresdner Bastei und an derjenigen nach der Elbe gelegenen Stelle der frühern Festungswerke, welche die Jungfer oder das grüne Haus genannt ward, sich sehen ließ, dies den Tod eines Gliedes der kurfürstlich sächsischen Linie angezeigt haben. Dieser Mönch war angeblich früher zweimal an dem obersten Sims des Hauptturms der alten Kreuzkirche an den zwei Ecken der nach dem Walle zugehenden Seite in Stein gehauen; weil aber auf der nach der Seite der Stadt zugewendeten Ecke das Bildnis Christi angebracht war, so dachte man sich unter diesen beiden Mönchsgestalten auch den Teufel und seine Großmutter. Gewöhnlich kam er aus dem sogenannten Mönchsbrunnen auf dem Wilsdruffer Walle heraus, der bis 1726 gestanden hat. Den 22. April 1694 hat er sich auch im königlichen Schlosse als Anzeichen eines hohen Todesfalles sehen lassen (Johann Georg IV.), aber auch am 3. Oktober 1698 hat er die Wachen an den Toren von Altdresden geplagt und erschreckt, so daß sie sich von allen Posten einander zu Hilfe riefen und ein Soldat sich nur dadurch mit Mühe von dem Herabgeworfenwerden in den Graben schützen konnte, daß er sich am Schilderhause festhielt. Den Leutnant, der die Kunde getan, hat er ebenfalls attackiert, dieser hat aber die Pike gefällt, worauf das Gespenst unsichtbar ward. Hierauf ist ein solcher Lärm entstanden, daß man die Trommel rühren und niemand mehr die Wache verrichten wollte, wie aus den im Regimentshause an diesem Tage getanen Ausagen hervorgeht. Das Volk erzählte sich damals, jener Mönch habe einst die beiden Brüder Kurfürst Moriz und August an der Stelle, wo sonst das Morizmonument stand, und die davon früher die Horche hieß, behorcht und sei zur Strafe dafür geköpft worden, erscheine aber seitdem als ein der kurfürstlichen Familie Unglück verkündender Spukgeist. Ja man dachte sich sogar unter dem Bilde des Gott Vater unter dem Architrav dieses 1553 von Kurfürst August auf dem sogenannten Hasenberge errichteten allegorischen Monumentes jenen spukhaften Mönch. Nach einer andern Sage (bei Lothar, Volksagen. Leipzig 1820. S. 87) wäre aber dieser (graue oder braune) Mönch, der klein von Gestalt und sehr friedsam gewesen,

auch nur die, so ihn geneckt, bestraft hätte, auch zu andern Gelegenheiten häufig im königlichen Schloß sichtbar gewesen. So habe einst ein Kurfürst einen Diener in ein bestimmtes Zimmer geschickt, um etwas zu holen, da habe dieser den grauen Mönch an einem Tische sitzen und schreiben sehen; erschrocken sei er zurückgeeilt und habe seinem Herrn, was er gesehen, gemeldet; der Kurfürst sei schnell ohne Begleitung an denselben Ort gegangen, habe auch den Mönch noch schreibend gefunden und ihn gefragt: „Was machst du hier?“ Der aber erwiderte: „Ich schreibe deine Sünden auf.“ Da versetzte der wackere Fürst: „Hat dir Gott die Macht dazu gegeben, so tue es immerhin“, und begab sich, ohne andere Fragen zu tun, aus dem Zimmer. Mit diesem Gespenste darf jedoch das sogenannte weiße Gespenst nicht verwechselt werden. Dies war eine lange Frau in weißen Gewändern, welche nach der Volkssage sich früher ebenfalls sehen ließ, wenn ein Todesfall in der kurfürstlichen Familie in der Nähe war: es zeigte sich besonders auf der Treppe der ersten zur zweiten Etage des ersten Turmes rechts im großen Schloßhofe, da, wo früher ein geheimes Kabinett und die kurfürstliche Handbibliothek war, und so soll dasselbe z. B. den Tod der Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg II., Magdalene Sybilla, im Jahre 1687 angezeigt haben, wie Maurer (Amph. Un. S. 386) erzählt. Endlich soll es sonst auch noch auf dem vom Schlosse aus in die frühere, jetzt weggerissene, am Bärengarten befindliche Hofapotheke führenden Gange umgegangen sein, doch hat man eigentlich nie wirklich etwas gesehen, sondern furchtsame Personen erzählten nur, daß, wenn sie abends diesen Gang beträten, es gerade so sei, als wenn ein großer weißer Ballen hinter ihnen her gewälzt werde. Aber das im Winter 1865—66 in den Zimmern über dem großen Gewölbe gehörte Geräusch und Poltern ist keine Aufklärung erlangt worden.

226. Der Mönch auf dem Frauenkirchhofe zu Dresden.

Gräße, Bd. I, Nr. 98; Weck, S. 254. Abgeb. bei Schäfer, Bd. I, S. 111 usw.

Unter den Leichensteinen des alten Kirchhofs der Frauenkirche befand sich auch einer mit der Abbildung eines alten Klerikers von 1388, genannt der Mönchsstein, unter dem jener spukhafte

Mönch gelegen haben mag, der noch in späterer Zeit in dem Garten des Palais des hochseligen Prinzen Max in der Ostraallee (in der Nähe des Vogelherds) und in dem sonst zur Johannis-kirche gehörigen, jetzt säkularisierten und mit den Häusern der Johann Georgen-Allee bebauten Kirchhofe, den Kopf unter dem Arme, herumgehen soll. Ob er aber gleichbedeutend mit dem gespenstigen Leichenbitter bei dem Kirchenborn in der Altstadt Dresden, mit dem sogenannten Dresdner Mönche und dem bei dem Keller des ehemaligen Augustinerklosters allda mit einer Kanne unter dem Arme und einem Schlüsselbunde in der Hand sich zeigenden Mönch ist, weiß man nicht.

327. Der Spukgeist im Antonischen Garten zu Dresden.

Gräfe, Bd. I, Nr. 124.

Vor fünfzig Jahren erzählte man sich von dem nach seinem früheren Besitzer, dem höchstsel. König Anton so genannten Antonischen Garten auf der Langengasse (Zinzendorfstraße) zu Dresden verschiedene Spukgeschichten. So sollte sich an der Mauer nach der Dohnaischen Straße zu bei dem dort befindlichen künstlichen Wasserfalle ein Jäger des Nachts sehen lassen, der den Kopf unter dem Arme trüge. Dann steht noch heute mitten im Garten links vom Palais ein steinerner Tisch, von dem man behauptete, daß derselbe nicht von seinem Platze entfernt werden dürfe, wenn man nicht alle Nächte an diesem Platze wüßtes Geschrei und Gepolter haben wolle. Endlich soll sonst auch an gewissen Tagen aus der auf der rechten Seite des Gartens befindlichen Einsiedelei um Mitternacht ein schwarz geharnischter Ritter mit einer ebenfalls schwarz gekleideten Dame getreten sein, denen dann ein Priester mit Meßbuch und Meßgewand folgte. Diese gingen nach jenem Tische, wo der Ritter seine Rüstung ablegte, sie schritten dann ums ganze Schloß herum, worauf sich der Ritter an besagtem Tische wieder wie zuvor wappnete, und so kehrte dieser gespenstige Trauungszug still, wie er gekommen war, wieder in die Einsiedelei zurück.

228. Das gespenstige Männchen an der Mauer zu Dresden.

Gräße, Bd. I, Nr. 130.

In dem kleinen Gäßchen, welches von der Wallstraße nach dem ehemaligen Seetor zwischen den alten Kasematten hinführte und „An der Mauer“ genannt wird, ging es sonst auch um. In der Mitternachtsstunde ließ sich dort ein kleines graues Männchen sehen, welches zwar niemanden anredete, aber doch den Vorübergehenden nachließ und sie ängstigte.

229. Der spukhafte Franzose im Großen Garten.

Gräße, Bd. I, Nr. 127.

Nach der blutigen Schlacht bei Dresden sollen im Großen Garten daselbst mehrere Baracken gestanden haben, welche zu Feldspitälern dienten. In diesen ist gar mancher gestorben, ehe er Zeit gewann, seinen Kameraden oder Verwandten Nachricht zu geben, an welchem Orte des schönen Dresdner Spazierganges er seine erbeuteten Reichtümer vergraben habe. Dergleichen abgesehene Seelen haben nun nach der Volksfage keine Ruhe im Grabe, bis ihr Schatz gehoben ist, und so erzählt man sich, daß zu verschiedenen Malen teils einzelnen Personen, teils ganzen Familien, die in der Abenddämmerung in den Alleen des Großen Gartens lustwandelten, ein nur mit einem Hemde bekleideter und mit einer Feldmütze bedeckter blasser Franzose erschienen sei, der ohne zu sprechen ein Stück Weges mit ihnen zu gehen und dann zu verschwinden pflege und wahrscheinlich dem Mutigen, der ihn anzureden und ihm zu folgen wage, seine verborgenen Schätze zeigen wolle.

230. Das graue Männchen auf der Johannesstraße in Dresden.

Gräße, Bd. I, Nr. 595.

In einem kleinen Hause auf der Johannesstraße (damals Nr. 20) wohnte früher ein Töpfer namens F. Zu dem kam öfters des Tags und des Nachts ein kleines graues Männchen, wenn er allein war, und winkte ihm, als sollte er mitgehen. Allein der Töpfer hatte

entweder keinen Mut oder war zu fromm, sich mit dem Männchen einzulassen, er wies ihn stets zurück. Indessen starb der Mann und sein Sohn folgte ihm in seinem Geschäfte nach. Gleich kam das Männchen wieder zu ihm und der junge Mann folgte ihm denn auch eines schönen Tages in der Mitternachtsstunde. Nun befand sich aber damals an der Stelle der heutigen Johann-Georgen-Allee die böhmische Kirche und der um sie herum sich ziehende Kirchhof. Wenn man nun vom Pirnaischen Platze aus durch den Kirchhof nach der Neugasse gehen wollte, blieb diese inzwischen ebenfalls abgetragene Kirche links, rechts aber vom Fußwege stand die lange sogenannte Ratsgruft. Das Männchen führte nun den Töpfer nach dieser hin, stieg hinab und winkte ihm zu folgen, der mutige Mann tat es auch, und unten gab ihm das Männchen einen großen Topf voll Goldstücke und davon soll der Wohlstand der Familie F. sich noch heute herschreiben.

231. Das Gespenst auf der Brühl'schen Terrasse.

Gräße, Bd. I, Nr. 125.

Auch auf der Brühl'schen Terrasse soll es sonst umgegangen sein. Man will dort zuweilen eine weißgekleidete Frau aus dem ehemaligen Brühl'schen Palast haben kommen sehen, welche nach dem dem Tornamentischen Kaffeehause gegenüber liegenden Dreillon zugehen und sich über das Geländer ins Wasser zu stürzen pflegte. Das Volk erzählte sich, es sei dies der Geist der Maitresse des Grafen Brühl, Albuzzi (vom Wolke die Alpuke genannt), welche an jener Stelle einst ihrem Leben ein Ende gemacht habe und nun nicht zur Ruhe kommen könne.

232. Spukhäuser zu Dresden.

Gräße, Bd. I, Nr. 134.

An Spukhäusern zu Dresden war ehemals kein Mangel; vor fünfzig Jahren behauptete man, daß niemand in dem Hause Nr. 4 der Carusstraße (sonst Borngasse) in der ersten Etage wohnen bleibe, weil es im ganzen Logis die Nacht rumore. Dasselbe sagte man

von dem Hause Nr. 31 der Schloßgasse, zweite Etage. Ebenso sagte man, daß in dem großen Hause am Freiburger Platz Nr. 21a, unmittelbar neben dem Garten des alten Findelhauses sich in der Nacht eine weißgekleidete Nonne ohne Kopf sehen lasse, welche übrigens niemandem etwas zuleide tue. Jetzt ist sie schon lange nicht mehr erschienen. Auch von der dritten Etage des Hauses Nr. 13 der Moritzstraße erzählte sich das Volk sonst eine unheimliche Geschichte. Man sagte nämlich, es sterbe jedes Jahr in demselben irgend jemand. Die Leute, welche des Nachts in die vierte Etage hinaufgingen, behaupteten, sie sähen ein sonderbar gekleidetes Frauenzimmer durch das auf die Treppe gehende Küchen- oder Vorjaalfenster herauschauen. Ein Gräße bekannter Dresdner Bürger, der vor einer Reihe von Jahren in diesem Logis wohnte, erzählte hierüber folgendes: Er wohnte noch kein Jahr dasselbst, da verloren sie ein kleines Mädchen durch den Tod: dasselbe ward unter Blumen in der sogenannten guten Stube aufgebahrt und er und seine Frau und Schwiegereltern befanden sich gegen Abend in der Wohnstube, und wollten gerade zu Abend essen. Da ging die Mutter, während jene sich schon zu Tische gesetzt hatten, noch einmal in die obengedachte mit Lichtern hellerleuchtete und neben der Wohnstube befindliche Stube, erschrak aber fürchterlich und schrie laut auf, als sie über das Gesicht des toten Kindes sich eine altertümlich gekleidete Frauensperson mit einer großen Flügelhaube, wie solche noch vor einigen Jahrzehnten auf dem Lande alte Bäuerinnen zu tragen pflegten, blicken sah. Auf das Geschrei der Frau stürzten die in der Wohnstube befindlichen Personen heraus, konnten aber nichts mehr erblicken. Später erfuhr Gräße beim Nacherzählen dieser Geschichte von einem ältern Herrn, daß sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts in diesem Logis die Haushälterin eines Hofbeamten, namens Kost, die, wie er aus der Beschreibung des Phantoms abnahm, ganz so gekleidet zu gehen pflegte — er hatte sie oft gesehen — aus Melancholie das Leben durch Erhängen genommen hatte, und also jedenfalls mit der nicht zur Ruhe gekommenen Erscheinung identisch war. Späterhin scheint aber auch dieses Gespenst ganz verschwunden zu sein, denn man hat nichts wieder von ihr gehört noch gesehen und die Sage von dem jährlichen Sterben eines dort Wohnenden hat sich längst als unwahr herausgestellt.

233. Spukgestalten in der Mühle zu Strehlen.

Bergblumen, 1892, S. 7; auch in „Über Berg und Tal“, Bd. VI, S. 291.

Vor mehr als siebenzig Jahren lebte im Dorfe Strehlen ein Müller, namens Gärtner, mit seiner Gattin in recht behäbigen Umständen. Da sie selber keine Kinder hatten, nahmen sie einen armen Waisenknaben zu sich, und namentlich war es der Müller, der sich des Knaben in aller Liebe annahm, während seine Frau sich wahrhaft stiefmütterlich betrug, und den armen Schelm durchaus nicht leiden konnte. Ofters machte ihr der Müller deshalb ernstliche Vorstellungen, ihr Betragen wurde aber eher liebloser als freundlicher. Auch der arme Müller mußte darunter leiden, bis ihn endlich der Tod aus dieser Zeitlichkeit hinwegnahm. Von Stund an erging es dem unglücklichen Pflegesohn noch schlimmer; er bekam nicht satt zu essen, wurde schlecht gekleidet und überaus lieblos behandelt. Zu dieser Zeit wohnte in der Mühle ein wohlhabender Hausgenosse, auch Gärtner mit Namen, der seinem Nachbar, dem Stellmachermeister Zöllner, öfters klagte, daß es in seinem Logis nicht ganz geheuer sei; es veriere ihn nachts im Bette, stoße und kneife ihn und dergleichen mehr. — Der Stellmacher der an solche Sachen nicht glaubte, lachte darüber. Als ihn aber der Geplagte später einmal ersuchte, während seiner Abwesenheit das Logis zu hüten, wurde er anderer Meinung. Schon lag er in des Nachbars Bette und war im Einschlafen begriffen, als die Türe auf- und zugeschlagen wurde, Geräusch wie von Strohbindeln zu hören war usw., und das hielt an bis um die zwölfte Stunde. Zu dieser Zeit hörte er den Nachtwächter blasen, beruhigte sich, schlief und erwachte erst am andern Morgen. Nun wußte er, was er von der Mühle zu halten hatte. Die folgenden Nächte pflegte er seines Wächteramtes vom Fenster seiner Wohnung aus; in die Mühle wagte er sich aber nachts nicht mehr. Als nun der Abwesende nach Hause kam und das Geschehene hörte, sagte er zum Meister Zöllner: „Na, da sehn Sie, daß ich recht hatte.“ Später erzählte Meister Zöllner der Witwe Gärtner den Vorfall, und diese bat ihn erschrocken davon zu schweigen, um nicht die Mühle, die sie gern verkaufen wollte, in Verruf zu bringen. Auch das Gefinde wollte allerhand Erscheinungen erlebt haben; namentlich sei manchmal ein schäbiger Kerl mit struppigen Haaren gesehen worden. Ferner er-

zählte die Müllerin, daß sie einst nach dem Gottesdienste (sie besuchte fleißig die Dresdner Frauenkirche), als sie ein Glas Wein bei Schäms (später Anton) hätte trinken wollen, ihren verstorbenen Mann dort auf dem Sofa habe sitzen sehen. Sie konnte vor Schreck nicht trinken, bezahlte und ging fort; ihr Mann begleitete sie bis vor den Pirnaischen Schlag, drohte ihr mit dem Finger und verschwand. Auch zu Hause sei er ihr öfters drohend erschienen. — Später hat sie ihr Betragen gegen den Knaben geändert und denselben, der ein natürlicher Sohn des Müllers von einer Magd gewesen sein soll, an ihren Tisch genommen und anständig gekleidet. Darauf hat sich der Müller zufrieden gegeben und ist nicht wieder gesehen worden.

234. Der gespenstische Reiter bei Hainsberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 267.

Auf der nach Tharand führenden Chaussee soll sich an gewissen Tagen um Mitternacht ein Spukgeist sehen lassen: er reitet auf einem Pferde ohne Kopf und trägt den seinigen zuweilen selbst unter dem Arme; er jagt bis Tharand und kehrt dann wieder zurück.

235. Allerhand Geister im Tale der Roten Weißeritz.

Gräße, Bd. I, Nr. 264; B. C(otta), Tharand und seine Umgebungen. Dresden und Leipzig, 1835, 16, S. 91.

Ganz in der Nähe des Städtchens Tharand befindet sich das Tal der Roten Weißeritz. Hier gestatten schroffe Felsenriffe und wild aufbrausende Fluten im Frühjahr kaum einen schmalen Pfad am linken Gehänge hin. Eine felsige Landzunge, der sogenannte Einsiedel, wo einmal ein Einsiedler seine Klause gehabt haben soll, ist in der Umgegend als ein Ort, wo es spukt, berüchtigt. Man erzählt sich von grauen Männchen, die da herumgehen, und von Geistern, die einen dort verborgen liegenden Schatz bewachen sollen, den nur eine ganz reine Jungfrau heben kann. Ein Mann aus dem nahegelegenen Somsdorf sah vor einigen siebzig Jahren, wie ein kleiner, höhnisch lachender Zwerg eine alte Frau vom Berge

herabzerrte, die dann zerkrast und halb befinnungslos in ihrer Heimat ankam. In demselben Tale befindet sich auch der Nigenhügel (bei der langen Brücke am Felsen hin), der sehr tief und von zwei Wassernigen bewohnt ist.

236. Das Fräulein des Schlosses Rabenau.

Röhler a. a. D., Nr. 53.

Von Zeit zu Zeit ließ sich auf dem Schloßhofs zu Rabenau ein Fräulein sehen, welches des Nachts ruhelos auf demselben mit einem hellen, weitleuchtenden Lichte umherwandelte und auf Erlösung von dem Banne wartete. Welcher Art diese Erlösung sein sollte und warum das Fräulein umging, hat man nicht erfahren können.

237. Die Gespenster am Röhrsdorfer Pfizteiche.

Mitgeteilt von Pfr. Gg. Fischer, Röhrsdorf.

Am Pfizteiche bei Röhrsdorf (südlich von Lockwitz) gibt es verschiedene Gespenster. So trifft man hier nach des Volkes altem Glauben einen Reiter ohne Kopf, der sogar am hellen, lichten Tage wie der Sturmwind dahergefahren kommt; um die Mitternachtsstunde aber stellt der „Wolfshund“ den einsamen Wanderer.

238. Die wüste Mühle im Trebnitzgrunde.

Gräße, Bd. I, Nr. 238; poetisch behandelt bei Ziehnert, S. 362 ff.

In das in der Nähe von Lauenstein liegende Dorf Dittersdorf ist auch das Dörfchen Neudörfel eingepfarrt, welches früher nur ein einziges Vorwerk war, zu dem der unweit davon im Grunde gelegene Eisenhammer, jetzt die Herrenmühle, gehörte. Beide Grundstücke waren vor langen Jahren im Besitz eines gewissen Pessel, der ein zwar reicher, aber ebenso habfüchtiger Mann war, dem alle Mittel recht waren, wenn sie nur zur Vergrößerung seines Mammons dienten. Einst ging derselbe in der Liebenauer Kirche, wohin das Vorwerk früher gepfarrt war, zur Kommunion, und sah, wie der

Lauensteiner Schöffer ein funkelnagelneues Goldstück als Opferpfennig auf den Altar legte. Da gab ihm der Teufel den bösen Gedanken ein, sich dieses Goldstückes zu bemächtigen. Er wartete also, bis alle übrigen Kommunikanten an den Altar getreten waren und als er nun als der letzte herzutrat, um die Hostie zu empfangen, stahl er mit gewandter Hand dasselbe vom Altar herab. Der Geistliche hatte jedoch den Frevel bemerkt, und als nun Pessel auf der anderen Seite des Altars den Kelch empfangen sollte, zog jener ihn zurück, verkündete öffentlich seine Schandtat und verfluchte ihn. Pessel wankte nach Hause, allein der Schreck und die Reue warfen ihn aufs Krankenbett, von dem er nicht wieder aufstand. Als nun aber einige Tage darauf in früher Morgenstunde ihn seine Hammerknechte nach Nebenau zu Grabe trugen, überraschte sie beim Eingange des Trebnitzgrundes ein plötzliches Donnerwetter; sie stellten den Sarg am Rande einer Wiese hin und flüchteten in die im Grunde gelegene Mühle. Nachdem nach einem furchtbaren Donnerschlage das Gewitter sich verzogen hatte und sie aus der Mühle heraustraten, um den Leichenkondukt wieder fortzusetzen, war der Sarg spurlos verschwunden und man glaubte, daß der Teufel denselben samt dem Inhalte entführt habe. Seit dieser Zeit aber erblickt man jede Mitternacht den Schatten des alten Pessels, der nach der Mühle zu herumirrt und mit schaurigem Geheul seine Leichenträger sucht und sie bittet, ihn doch zur Ruhe zu bringen. Durch diesen Spuk kam aber auch die Mühle selbst sehr bald in Verruf; niemand wollte mehr dort mahlen lassen und noch weniger hatte jemand in ihr Ruhe, woher es kam, daß sie bald von ihren Bewohnern verlassen ward, und als Ruine für ewige Zeiten von dieser schauerlichen Geschichte Kunde gibt.

239. Der Mönchsgang in Weesenstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 591.

Im Schlosse Weesenstein führt hinter der Kirche von dem herrschaftlichen Betstübchen ein Gang nach der Orgelempore; der heißt der Mönchsgang, weil sich da am Tage und des Nachts zuweilen ein Mönch in schwarzer Kutte zeigen soll, der den Kopf unter dem Arme trägt. Was es aber mit ihm für ein Bewandnis hat, weiß man nicht.

240. Der tote Schullehrer.

Dr. Lincke in „Aber Berg und Tal“, Bd. VI, S. 217.

An der von Rosenthal nach Hengersdorf führenden, die „Winterleithe“ genannten Straße, befindet sich rechts, wenn man von Rosenthal kommt, eine durch eine Eiche gezeichnete Stelle. Als im Jahre 1881, am Vorabende des Herbstbuktages ein Mann diese Stelle passierte, hörte er singen: „Ein feste Burg ist unser Gott“, in der Art, wie etwa Schulkinder ein Lied anstimmen. Er ging diesen Klängen nach und sah plötzlich auf der Straße eine Wolke sich erheben. Da konnte er sich nicht eher vom Flecke rühren, als bis er ein „Vaterunser“ gebetet hatte. — An dieser Stelle nun soll ein Schullehrer ein Kind einer Unart halber haben schlagen wollen, aus Versehen aber den Kopf desselben mit dem Stocke getroffen haben, so daß das Kind sofort tot gewesen sei.*

241. Die Spukgeister auf dem Königstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 184 und 596.

Auch auf dem Königstein sollen verschiedene Gespenster umgehen. So will man den am 1. März 1720 in der Nähe der sogenannten Königsnase hingerichteten Baron von Klettenberg, den berühmten Goldmacher, zuweilen den Kopf unter dem Arme in der Nähe jenes Ortes herumspazieren gesehen haben, und ebenso soll der den 7. Juni 1610 zwischen der Königsnase und Christiansburg aufgehängte Hauptmann Wolf Friedrich Beon, der als Festungskommandant eine Menge Unterschleife begangen hatte, dort des Nachts die Wachen erschrecken und zuweilen auch in dem Walde der Festung zu sehen sein. Damit aber hat eine andere Erscheinung nichts zu schaffen, welche viele beobachtet haben. Wenn man den sogenannten Luisenweg nach der Festung heraufkommt, da sieht man um Mitternacht vor derselben auf dem Plateau einen ungeheuer langen Mann in dunklem Mantel mit einem Schlapphute stehen und sich umsehen.

* Bei dieser Sage ist der Titel „der tote Schullehrer“ auffällig; es müßte doch eher heißen „das tote Kind“. Wahrscheinlich aber geht nach dem Glauben des Volkes der Lehrer, der den Tod des Kindes verschuldete, an dieser Stelle um. Daher der Name.

Derselbe zeigt sich auch in der in das Innere führende Appareille und geht dann oben regelmäßig um die Kirche herum, worauf er verschwindet. Gesprochen hat er aber noch mit niemandem; beim Anrufen hält er nicht Stand, sondern ist plötzlich weg, zeigt sich aber gleich wieder an einer entfernten Stelle. Endlich erzählte man früher auch, daß in der alten Kasernenstube Nr. 10 an einem gewissen Tage (9. September) des Jahres des Nachts die dort schlafenden Soldaten von einem gewissen Etwas aus ihren Betten geworfen würden.

242. Der gute Engel zu Hohnstein.

O

Gräße, Bd. I, Nr. 205; J. M. Weiße, Topographia oder Historische Beschreibung von Hohnstein, Magdeburg 1729, 4, S. 73 ff.; Unschuldb. Nachrichten 1717, S. 215—232.

Auf dem alten Schlosse zu Hohnstein in der Sächsischen Schweiz hat sich zu Anfang der Regierung des Kurfürsten Moritz angeblich der Geist des Gebirges in Gestalt eines acht- bis neunjährigen Mädchleins häufig sehen lassen, indem er zu einem Mädchen von gleichem Alter kam, dieser bei ihren Arbeiten beistand, Geld brachte und mit ihr über den neuen Glauben sprach. Diese Erscheinung hat soviel Aufsehen gemacht, daß der damalige Amtschösser, Johann Schultes, darüber an den Kurfürsten berichtete, der jedoch befahl, die Sache auf sich beruhen zu lassen, nachdem der von ihm deshalb befragte Dresdner Superintendent Daniel Grefser, ein gar sonderbarer Mann, in einem noch vorhandenen Gutachten die Erscheinung entweder für ein Gespenst des Teufels oder für eine Erdichtung des Vaters des Mädchens erklärt hatte, weil er niemals gehört noch gelesen habe, daß Gott jemandem gemünztes Geld durch ein Gespenst zugesickt habe.

243. Die weiße Jungfrau bei Hermsdorf.

Gräße, Bd. I, Nr. 208; R. Winter in der Constt. Zeitung, 1852, 12. Mai, S. 431.

In der Gegend von Krumhermsdorf bis Hinterhermsdorf in der Sächsischen Schweiz läßt sich eine gespenstige Jungfrau sehen, die eine glänzend weiße Gestalt hat und entweder die ihr Begegnenden

warnet oder ihnen Unheil verkündet. Sie ist so schön, daß, wie die Bewohner der dortigen Umgegend erzählen, sich selbst die Bäume vor ihrer Schönheit zur Erde neigen.

244. Gespenster bei Langburkersdorf.

Mündlich.

Auf dem Zweilindenberge zwischen Rugiswalde und den Langburkersdorfer Neuhäusern stand in alten Zeiten der Galgen von Langburkersdorf, und noch immer wandeln die Schatten der Gehängten in stürmischen Nächten um den unheimlichen Ort.

245. Spukgeister bei Neustadt.

Meiche, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, Nr. 30.

1. Auf dem alten Wege von Neustadt nach Hohnstein stand mitten im Walde früher ein altes Gebäude, das, später bis auf die Mauern zerfallen, Petermanns Mauer hieß. Hierher war ein Polenzer verbannt, dessen Geist umging, und sich bald als Mann ohne Kopf, bald als schwarzer Hund zeigte, die Leute verfolgte, ihnen aufhockte und anderen Schabernack ausübte.

2. Vor dem Umbau des Altars in der Neustädter Kirche (1820) trieb in dieser der Geist eines im Grabgewölbe unterm Altarplatz ruhenden Ritters sein Wesen. Nach der Erneuerung des Altars war der Geist auf den Glockenboden übergesiedelt, wo seine alte Rüstung hing, und hier und auf den Emporen wurde er von den Schulkindern beim Läuten und vorzüglich vor der Christmette oft gesehen.

3. Margarete von Miltitz auf Burkersdorf hatte zum heiligen Freitag eine Nachmittagspredigt in der Neustädter Kirche gestiftet. Sämtliche Bewohner des Schlosses in Burkersdorf mußten diesem Gottesdienste beiwohnen; nur der Vogt durfte zu Hause bleiben. Singen nicht alle zur Kirche, dann fing ein fürchterliches Rumoren auf dem Gute an; ja, der Geist nahm es so strenge, daß er diejenigen, welche wohl in Neustadt, aber nicht in der Predigt gewesen waren, auf dem Heimwege auf der Burkersdorfer Straße mit Ohrfeigen bestrafte.

246. Der Spuk am Gedenkstein im Schmetterholz bei Fischbach.

Mitgeteilt von Kantor B. Störzner in Arnsdorf.

Zwischen den Dörfern Fischbach und Schmiedefeld bei Stolpen dehnt sich eine größere Waldfläche aus. Dieselbe bezeichnet der Volksmund als Schmetterholz. Da hindurch führt die Bauzner Landstraße, welche den Wald in eine nördliche und eine südliche Hälfte teilt. Auf der südlichen Seite steht hart neben der Landstraße, nur wenige Schritte von der Stelle, wo der Wald von Schmiedefeld her beginnt, ein verwitterter Stein. Derselbe trägt die Zeichen G. S. F. und die Jahreszahl 1793.

Dieser Gedenkstein erinnert den Wanderer an eine schaurige Tat. Hier wurde ein Fleischer aus Schmiedefeld, der zum Viehmarkte zog, meuchlings ermordet und seiner Barschaft beraubt. Nun soll es aber heute noch an jener Stätte nicht geheuer sein. Hier wird der Wanderer, der etwa nachts die einsame Landstraße dahin zieht, vielfach geängstet und erschreckt. Aus dem Walde heraus vernimmt er lautes Hundegekläff, Pferdegetrappel und Hufschreien, das allmählich in der Ferne verstummt. Auch Schellengeläute hört er hinter sich; es klingt, als wenn ihm ein Schlitten nachgejagt käme. Oftmals steht er auch über die Landstraße vor sich her ein kleines, graubärtiges Männchen schweben, das aus der südlichen Waldseite tritt, die Landstraße kreuzt und auf der nördlichen Waldseite verschwindet. Schon manchem nächtlichen Wanderer ist dieses gespenstige Männchen an jener Stelle erschienen. Man nennt es allgemein „das graue Männchen“. Selbst solchen Personen ist es wiederholt erschienen, die nicht gerade zu den Furchtsamen und Abergläubischen gehören. Forstleute, Waldarbeiter und Fuhrleute sind im Schmetterholze manchmal geäfft worden. Das graue Männchen scheint aber harmloser Natur zu sein; man hat noch nichts gehört, daß es jemandem ein Leid zugefügt hätte.

247. Das Selbstmördergrab bei Frankenthal.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung Pflk.

Wie man sich in der Gegend von Bischofswerda erzählt, wurden die Leichen von Selbstmördern früher auf einer Misttrage

hinausgetragen oder vom Scharfrichter (Schinder) auf einer Kuhhaut hinausgeschleift auf das entfernteste Stück ihrer Besitzungen oder auf einen wüsten Ort und dort nächtlicherweile eingescharrt. So schleifte man auch im 18. Jahrhundert in Rammenau einen Mann, der sich erschossen hatte, hinaus auf die Viehlede bei den Dreihäusern (auch „Angst und Bange“ genannt). Ebenso erging es noch im 19. Jahrhundert einem Bauer Kunath in Frankenthal, der in seinem Walde zwischen Frankenthal und Rammenau eingescharrt wurde, weil er aus Liebesgram — seine Eltern verboten ihm, die Geliebte zu heiraten — zum Strange gegriffen hatte. In jener einsamen ungeweihten Stelle fand er jedoch keine Ruhe; er bricht um Mitternacht aus dem Grabe und ruft: „Helft mir! Helft mir!“ Der Wanderer, welcher in den Bannkreis dieses Selbstmördergrabes gerät, verirrt sich; Pferde, die auf der nahen Straße dahinziehen, geraten in Unruhe, Angst und Schweiß.

248. Der Pelzmann zu Schmölln.

Gräße, Bd. II, Nr. 888; Winter in der „Const. Ztg.“ 1854, Nr. 219; nach Gräße, S. 125 ff.; Haupt, Sagenbuch, Bd. I, Nr. 221.

Der Leibpage des Kurfürsten Johann Georg II., der durch sein Nachtlager auf dem darnach genannten Pagenbette am Königsstein weit bekannt geworden ist — Karl Heinrich von Grunau — hatte sich später nach Schmölln bei Bischofswerda zurückgezogen und lebte hier, nicht wie es andere Edelleute seiner Zeit zu tun pflegten und sein früheres Treiben als Page es wohl hätte erwarten lassen, der Jagd, dem Trunke und Spiele, sondern den Wissenschaften. Er beschäftigte sich eifrig mit Physik und Naturgeschichte, und brachte in seinem Schlosse ein förmliches Kabinett von ausgestopften merkwürdigen Tieren, mathematischen Instrumenten, getrockneten Pflanzen und alten Büchern zusammen. So konnte es nicht fehlen, daß, da er vorzüglich allen Umgang mit seinen Nachbarn mied, er in den Ruf eines Zauberers und Hexenmeisters geriet. Wie er gelebt hatte, starb er; zwar wußte niemand etwas Unrechtes von ihm, allein sein Andenken umgab fortan ein geheimnisvoller Nimbus, vorzüglich als bei der Aufnahme seiner Hinterlassenschaft durch die Obrigkeit gerade um die zwölfte Mittagsstunde, während einer der Gegen-

wärtigen in einem alten bestaubten, mit Schlößern versehenen Buche blätterte, plötzlich ein Schwarm Dohlen, Krähen, Elstern und anderer Vögel auf einmal im Hofe und an den Fenstern erschienen, die, als jener das Buch in den Kamin geworfen, daß es mit lautem Knall zersprang, und zum Überfluß noch einige an den Wänden aufgehängene Gewehre herabstürzten, mit lautem Krächzen davonsflogen. Seit dieser Zeit erzählt man, soll der muntere Jagdpage in einen Pelz gehüllt, ganz wie er es in seinem Alter zu tun pflegte, im Dorfe um die Weihnachtszeit herumwandeln, an die Türen klopfen, und wenn sich etwas Wichtiges in der Familie des Gutbesizers ereignen oder dem Dorfe ein Unglück drohen soll, dasselbe anzeigen. Sagt man also: der Pelzmann hat sich gezeigt, geht um, so ist auf einmal alles in Angst und Sorge über die Dinge, die da kommen sollen.

249. Die Magd und das Gerippe zu Großdrebniß.

Mitgeteilt von Dr. Pflk.

In Großdrebniß wurde einst eine Leiche beerdigt. Das dazu hergestellte Grab befand sich in nächster Nähe des alten Beinhauses. Als der Trauerzug nahte und die Leidtragenden an jenem Punkte Aufstellung nahmen, fühlten sich viele verlezt durch einen unwürdigen Anblick. Auf der Schwelle der offenstehenden Totenhalle lag nämlich ausgestreckt ein großes Gerippe, dessen grinsender Schädel den Grabeleuten zugekehrt war. Die Angehörigen des Verstorbenen konnten sich ebensowenig wie die fremden Teilnehmenden, welche letzteren nach dem Begräbnis im Gasthose des Dorfes verweilten, über die widerliche Situation am Grabe beruhigen und führten laute Beschwerden gegen den Friedhofsordner. Nur einer, den niemand kannte, den man aber auch am Grabe bemerkt hatte, sagte: „Ich habe kein Gerippe gesehen!“ Dieser Mann, welcher zum Verdruße der Umstehenden während des Gebetes am Grabe nicht einmal den Hut abgenommen hatte, machte den frevelhaften Vorschlag, das Skelett holen zu lassen, damit er's auch sähe. Wer sollte sich dazu verstehen, es herzutragen! Schon bot der Fremde 5 Taler als Preis, da erklärte sich eine Magd herzhaften Mutes und frei von Aberglauben dazu bereit. Sie ging nach dem Friedhose, hockte das

Gerippe auf, brachte es und legte dasselbe neben einer Tafel hin, auf eine längliche Bank. Mit Grausen betrachteten die Anwesenden das Knochengerüst, brachen aber in laute Rufe des Unwillens und Entsetzens aus, als sie sahen, wie das Gerippe seine Farbe veränderte und erst blau, dann grün anlief, dabei auch einen unerträglichen Verwesungsgeruch um sich verbreitete. Da der Anstifter des eklen Schauspieles verschwunden war, erschallte jetzt von anderer Seite der Ruf: „Hinaus damit! Schaff es wieder fort, Maid!“ Die Magd aber entgegnete: „Das ist nicht ausbedungen worden. Ich trage es nicht zurück. Mag das Eure Sorge sein, wie Ihr's fortbringt!“ Man redete ihr gütlich zu, bot ihr immer höheren Lohn, sie aber weigerte sich standhaft. Um der Sache ein Ende zu machen, sagte endlich einer der begütertesten Anwesenden: „Hier sind 15 Taler. Stecke sie ein, Mädchen, und trage das Gerippe wieder dorthin, wo du es hergenommen!“ Da verlockte der hohe Verdienst die Magd einzuwilligen. Wiederum hobte sie das Skelett auf den Rücken und ging mit ihm hinaus. Die Gäste atmeten erleichtert auf und begannen ein anderes Gespräch, um das eben Erlebte zu vergessen. Nach einer halben Stunde jedoch fragte man: „Wo ist die Magd geblieben?“ Sie war noch nicht zurückgekehrt. Als dieselbe noch länger ausblieb, ging der Wirt selber mit seinem Sohne nach dem Friedhofe. Sie fanden die Türe des Weinhauses offenstehend wie früher. Auf dem steinernen Fußboden aber lag die Magd, fest umschlungen von den Armen des Gerippes, tot da. Sie war von demselben erdrückt worden (vergl. Nr. 98).

250. Die drei Linden oder das neue Gebäude am Wege von Schmölln nach Oberpuzkau.

Pilk im „Sächsischen Erzähler“ (Bischofswerda), Belletristische Beilage vom 6. Januar 1893.

Auf dem Puzkauer Rabensteine, der sich am Wege zwischen Schmölln und Oberpuzkau befand, stehen heute zwei starke Linden. Einst standen drei solcher Bäume hier. Das Volk nennt die Stelle noch jetzt „die drei Linden“. Die letzte Hinrichtung wurde hier im Jahre 1829 vollzogen.

In der Sage ist noch gegenwärtig diese Stelle ein Ort nächtlichen Spuks, wo der Missetäter ohne Kopf an dem einsamen Wanderer vorüberschreitet und dessen stammelndes Grüßen natürlich nicht zu erwidern vermag. In der Nähe des Richtplatzes sieht man eine Ausschachtung, ähnlich dem verfallenen Grunde eines Hauses. Hier, erzählt die Sage, wollte man einst einen Bau errichten. Die Geister der auf dem Hochgericht Geendeten duldeten aber keine menschliche Anstiedelung innerhalb ihres Bannkreises. Alles, was am Tage aufgebaut worden war, wurde nachts durch unsichtbare Hände wieder zerstört. Da stand der Bauherr endlich von seinem Plane ab und ließ die Arbeiten einstellen. Den Platz aber nennt das Volk noch jetzt bisweilen „am neuen Gebäude“.

251. Erscheinungen im alten Schlosse zu Puzkau.

Vilk im „Sächsischen Erzähler“, 1894, Belletristische Beilage vom 18. August.

Am Neuhofe (der jetzigen Brauerei) zu Puzkau befand sich ehemals ein Schloß, von einer Frau von Haugwitz erbaut. Dasselbe ist schon seit langem abgebrochen, nur ein Teil davon stand noch in späterer Zeit und ein kleines Bruchstück der Schloßkapelle ist noch gegenwärtig übrig. Als daselbst noch die Gutsherrschaften wohnten, hat dort einst ein Koch einen Küchenjungen in einer Aufwallung des Zähorns im Küchengewölbe erstochen und die Leiche bei Nacht im Keller verscharrt. Niemand wußte das räthelhafte Verschwinden des Küchenjungen zu erklären, am wenigsten hegte man gegen den Koch Verdacht. Der Ermordete fand aber keine Ruhe in der ungeweihten Erde; oft wandelte er des Nachts durch die Gänge des Schloßes. In einem solchen Korridore war einst ein Knecht auf einem Schemel sitzend eingeschlafen. Da nahte sich ihm der Schatten des Küchenjungen und rief: „Ich bin erstochen worden“ (dabei deutete er auf den blutbesleckten Brustlaß seiner Schürze), „komm mit mir und sieh mein Grab, sage es auch dem Herrn: Der dorten (der Geist zeigte nach der Küche) ist mein Mörder!“ Wie er aber auch bitten mochte, der Knecht fürchtete sich gar zu sehr und ging nicht mit ihm. Nach zwei Jahren, als der mörderische Koch — wie im Dorfe verbreitet wurde — plötzlich von dannen und in die weite Welt gegangen war, jedermann unbekannt wohin,

ist dann des Küchenjungen Geist nochmals jenem Knechte erschienen, hat ihn aber diesmal nicht gebeten mitzugehen, sondern mit freundlichen Zügen und dem Lächeln der Befriedigung gesagt: „Er liegt bei mir, unten bei mir!“ und ist verschwunden. Beim Niederreißen des Schlosses fand man unter der Erdoberfläche des Kellerbodens zwei menschliche Skelette, ein größeres und ein kleineres, hart nebeneinander liegend vor. Zwischen den Rippen des kleineren steckte festgeklemmt die abgebrochene Klinge eines Küchenmessers. —

Echte Sonntagskinder, d. h. solche Menschen, welche an einem Sonntage geboren und auch an demselben ihrem Geburtstage sogleich getauft worden sind, sehen noch jetzt zuweilen das ehemalige Puzkauer Schloß, das den Augen anderer Sterblicher schon längst für immer entrückt ist. So gewahrte einst ein derartig begnadeter Jüngling, der Sohn des Schäfers von Puzkau, als er um Mitternacht des Allerseelentages am Neuhofe vorüberging, hellen Kerzenschein aus einem sonst noch nie gesehenen Gemäuer strahlen. Der Bursche schlich sich hinan. Es war keine Täuschung: vor seinen Augen stand das Schloß, von dem er oft schon hatte erzählen hören. Er holte leise eine Leiter aus einem nachbarlichen Garten herbei, legte sie an und stieg behutsam hinauf, um von außen in das erleuchtete Gemach zu blicken. Drinnen saßen an einem Tische, auf welchem sieben Kerzen brannten, drei verummte Männer. Ganz aus schwarzem Stoffe bestand ihre Kleidung, die selbst den Kopf mit dem Gesicht verhüllte und nur für die Augen runde Löcher offen ließ. Schweigen herrschte in dem gespenstigen Kreise. Da ging die Thür auf, und herein trat eine schneeweißgekleidete, verschleierte Jungfrau, der Tracht nach ein Edelräulein aus längst vergangenen Jahrhunderten. Der mittlere der Vermummten erhob sich und deutete auf einen Stuhl, wo die weiße Dame Platz nahm. Noch hatte sich kein Laut vernehmen lassen. Es war, als ob eine hochnotpeinliche Gerichtsverhandlung der heiligen Feme beginnen sollte. In atemloser Spannung lauschte der auf den Sprossen der Leiter stehende Sonntagsgeborene und mochte seine Augen nicht wegwenden von der wunderlieblichen Gestalt der Weißverschleierten. Da fügte es der Zufall, daß die schwanke Leiter ein klein wenig seitwärts rutschte und ein Geräusch verursachte, welches die drinnen sofort vernahmen. Augenblicklich erloschen die Lichter, es ließ sich ein eigentümliches Knistern und Knirschen wie von zerbrechendem Holze hören. Dem

Jüngling ahnte Unheil. Eilig und mit angstschlotternden Knien stieg er herab. Kaum hatte er den Fuß von der letzten Sprosse gesetzt, da ertönte ein furchtbarer Krach. Das Schloß war verschwunden, die Leiter im Umfallen zerschellt.

Jenem Burschen ist darauf zu drei verschiedenen Malen, als er in der nun ebenfalls weggerissenen Schäferei für seinen Vater den Nachtwachdienst versah, die weißverschleierte Jungfrau erschienen. Jedesmal wollte sie ihm einen Brief überreichen, er aber weigerte sich, denselben anzunehmen. Vergeblich streckte sie ihm mit innig bittender Gebärde das Schreiben entgegen; er verbarg wie in scharfem Mißtrauen die Hände in den Taschen seines Gewandes. Als sie zum dritten Male dem mit Laterne und Wächterhorn versehenen jungen Manne nahte, ließ sie sich auf die Knie vor ihm nieder, schlug den ihr Antlitz verhüllenden Schleier zurück und blickte mit unergründlich schönen Augen so flehentlich zu ihm auf, daß das Sonntagskind in verzehrender Glut der Liebe sie betrachtete. Doch das dargereichte Blatt ergriff der Jüngling abermals nicht. Da zerfloß die holde Unerlöste vor ihm in Nebelduft. —

252. Flemmings Gruft in Puzkau.

Wilk im „Sächsischen Erzähler“ (Bischofswerda), Belletristische Beilage vom 8. Oktober 1892.

An die Ruhestätte eines alten Gutsherrn von Puzkau, des Kabinettsministers und Generalfeldmarschalls Jakob Heinrich von Flemming, welcher in einer Gruft der Ortskirche begraben liegt, knüpft sich folgende Sage: Einst hatte ein Mädchen auf der Nordseite des Friedhofes Gras gemäht und in ihrem Korbe aufgehäuft. Als sie die Last ohne fremde Hilfe nicht emporzuheben vermochte, ergriff sie in Spottlust den Rechen, klopfte damit in die Gruftöffnung und rief: „Du da unten, komm heraus und hilf mir den Korb aufhassen!“ In demselben Augenblicke wurden ihre Glieder starr, sie war an den Platz festgebannt und konnte sich weder rühren noch regen. Auf ihr klägliches Wimmern hinzugekommene Leute riefen den Pfarrer herbei. Letzterer erschien sogleich in seinem Alltagsgewande und versuchte durch ein Gebet den Zauber zu lösen. Doch vergebens. Da begab er sich wieder heim, schlüpfte in den

Talar, band sich die Pflöckchen um den Hals und nahm die Bibel in den Arm. So angetan kehrte er zu der todesbleichen Magd zurück und erflehte von dem Unsichtbaren deren Erlösung. Kaum hatte er das Gebet gesprochen, da ertönten dumpf aus dem Gewölbe geisterhafte Laute. Beherzt blickte der Pfarrer hinein. Der geschlossene Sarg war geöffnet; die Leiche hatte sich emporgerichtet. Hell blinkten die goldnen Knöpfe der großen Generalsuniform und dröhnend schallte des Toten Stimme: „Mädchen, lasse einen armen, müden Sünder ruhen und störe seinen Schlummer fortan nicht mehr!“ Damit war die gedängstigte Spöttlerin wieder frei. Nie hat sie sich wieder eines gleichen Frevels vermessien. —

253. Die wilden Rosen vom Gickelsberg.

Pilk im „Sächsischen Erzähler“ (Bischofswerda), Belletristische Bellage vom 16. April 1892.

Ein Ritter des Raubschlosses auf dem Gickelsberge (zwischen Gaußig und Neukirch) hatte zweibildschöne Töchter, welche mit den Landleuten in liebevollster Weise verkehrten. Ihr Hauptvergnügen bestand darin, daß sie allsonntäglich im benachbarten Naundorf erschienen, um daselbst im Erbgericht mit den jungen Burschen nach Herzenslust zu tanzen. Die Burgfräuleins trugen einfache Kleidung. Von ihrem flachblonden Haar, das stets mit wilden Rosen durchflochten war, wallte ein weißer, duftiger Schleier hernieder. Um den Hals hatten sie immer eine mehrreihige Kette von Hagebutten geschlungen. Bei vorgerückter Zeit begaben sie sich zu Fuß auf den Heimweg. Sie ließen sich dabei gern von den schönsten und gewandtesten Länzern geleiten und reichten denselben beim Abschied am Burgpförtchen je ein Hainröschen, das sie aus ihrem Haar herausnestelten, zum Lohne. Aus der Schar der Bauernburschen erkoren sich die beiden wilden Rosen vom Gickelsberge oder, wie sie das Volk allgemein nur nannte, „die Fröl'ns“ auch ihre Bräutigams. Doch vor der Vermählung brach ein Krieg über das Land herein. Das Schloß des alten Ritters wurde zerstört und er samt seinen Töchtern enthauptet. Nun umschweben ihre Schatten Sonntags abends, wenn drunten von Naundorf die Klänge der Musik leise heraufschallen, die Trümmer der Burg und blicken sehnsüchtig nieder ins Tal. Schon

mancher, der nachts von Gaußig nach Neukirch wanderte, will sie gesehen haben, wenn sie unter schmerzlicher Gebärde mit ihren schönen weißen Fingern nach dem Halse zeigten, wo an der Stelle der Hagebuttenkette der rote Blutstriemen des Henkerswertes sichtbar war. Einst kehrte ein Musikant, der in Gaußig zum Tanze aufgespielt hatte, mit einer Tasche voll harter Taler nachts nach Neukirch zurück. Als er auf dem gewöhnlichen Fußwege über die Bergwiese hinangestiegen war und nun mütterseelenallein das Dunkel des Waldes betreten mußte, in welchem nicht weit abseits zur Linken das Raubschloß liegt, zog er vorsichtigerweise seinen Nicksänger oder, wie die Oberlausitzer sagen, den „Eibögrich“ (das Messer zum Einbiegen, Zusammenklappen) aus der Tasche. Mit gemessenen Schritten ging er vorwärts. Da auf einmal ließ ihn der Schreck wie erstarrt stehen bleiben, denn auf dem schmalen Waldwege, unweit der Kreuzung, kam ihm eine weißverschleierte weibliche Gestalt, der ein großer Jagdhund folgte, entgegengewandelt. Deutlich erkannte er beim Licht des letzten Mondviertels, welches matt durch das Gezweig schimmerte, daß das Wesen nach der Tracht der Gewänder ein Burgfräulein vom Gickelsberge war. Näher und näher schwebte es heran. Jetzt sah er die Heckenröschen in dem hellblonden Haar, jetzt auch den roten Ring um den weißen Hals. Nur noch ein Schritt, und er fühlte sich von einem Arme angestoßen. In demselben Augenblicke fiel der Gestalt der Kopf ab und zu Boden. Todesbleich vor Angst dachte der Spielmann: Was wird wohl nun geschehen? Da schrumpfte vor seinen Augen das Phantom zusammen, wurde immer kleiner, bis es sich in einen leichten Schemen auflöste, der in der Richtung nach dem Raubschlosse entschwebte, während der Hund demselben in eiligstem Laufe nachsehte.

254. Die Hand am Glockenstrang.

Vilk im „Sächsischen Erzähler“ (Bischofswerda), Belletristische Beilage vom 18. August 1894.

In Neukirch mußten früher Knaben zur Unterstützung des Glockners das Geläut besorgen helfen. Unter diesen war einer Namens Merbach. Derselbe entlebte sich später aus Furcht vor einer zu erwartenden Strafe und wurde in dem südwestlichen Winkel

des Friedhofes an der Stelle, wo die Leichen der Selbstmörder zur Ruhe gebettet werden, beerdigt. Des Sonntags nach seinem Tode gegen 7 Uhr morgens — es war Winterszeit und noch ziemlich dunkel —, als seine Gefährten beim Scheine einer Laterne den Turm erstiegen, um das erste Kirchengeläut ertönen zu lassen, öffneten dieselben zuvor die Schalllöcher und riefen nach dem Winkel des Gottackers, wo ihr Kamerad begraben lag, herab: „Merbach komm, hilf läuten!“ Da erhielten sie ganz deutlich von der Stimme des Verstorbenen zur Antwort: „Ich komme schon!“ Die Jungen meinten nun zwar, es habe ihnen ein anderer, in der Dunkelheit unten Vorübergehender scherzhaft diese Worte zugerufen. Als sie aber anfingen, die Glocken in Schwingungen zu versetzen, da fuhr eine bleiche Knabenhand an den Strang, umfaßte denselben und zog mit daran. Vor Entsetzen ließen die Buben los und flüchteten samt und sonders die Treppen des Turmes hinunter. Zwei der Glocken verstummten alsbald, während die von der Geisterhand bewegte noch geraume Zeit weiter tönte und dann mit schrillum Klange abbrach. Einer der mitbetheiligten Knaben soll von dem empfundenen Schrecken krank geworden und gestorben sein. —

255. Die weiße Frau am Haarthteich bei Neukirch.

Wilk im „Sächsischen Erzähler“ (Bischofswerda), Belletristische Beilage vom 8. Oktober 1892.

Da wo der Wald beginnt, steht verlassen an ihn gelehnt das letzte Gebäude des Dorfes, die Wohnung eines herrschaftlichen Forstbeamten, einst ein kleiner Ritterhof, denen von Wolbritz gehörig, daher noch jetzt vom Wolke das „Wolbritz-Worwerk“ genannt. Später sollen hier zwei Edelräuleins ein einsames, freudloses Dasein geführt haben. Eins derselben spielt in der Volksfage als weiße Frau eine Rolle. Bis an dieses Haus heran reichte noch im 16. Jahrhunderte der Haarthteich, der jetzt zu einem kleinen Weiher auf Neukircher Flur zusammengeschrumpft ist. Mitten durch sein Gewässer lief die bischöflich meißnische und königlich böhmische Grenze. In den Lehnbüchern der Stolpener Regierung findet sich seine westliche Hälfte oft als Zubehör des Rittergutes Puzkau erwähnt.

Um Mitternacht zur Zeit des Vollmondes, wenn aus den Wiesen, welche der Haarthteich nezt, die dichten weißen Nebel aufwallen und bläuliche Irrwische in zahlloser Menge am Boden hüpfen, erscheint hier ein wunderschönes Wesen, vom Wolke nur „Die weiße Frau“ genannt. Sie ist in ein langes Linnengewand gehüllt, das ein Gürtel um die Hüften zusammenhält. Auf dem Unger neben dem Teiche bleicht sie Wäsche im Mondenschein und begießt dieselbe eifrig mit Wasser. Oft und sorgsam zählt sie auch die Stücke. Einst wandelte ein schalkhaft loses Mädchen, vom Lanze aus der Hübschenke zurückkehrend, ganz allein um Mitternacht daselbst vorüber. Da hörte sie in ihrer Nähe die Worte: „Hier fehlt ein Stück, hier fehlt ein Stück!“ Ausblickend gewahrte sie die weiße Frau. Schnell gedachte das Mädchen an einen Schabernack, ergriff einen Stein, warf ihn mitten unter das Linnenzeug und rief: „Hier fehlt auch ein Stück!“ Dann wollte sie fliehen. Doch ihre Füße erlahmten. Ein eiskalter Finger rührte leise in ihren Nacken. Sie wandte sich um und schaute in ein jungfräulich schönes, doch tief betrübtes Antlitz. An den Brauen und Wimpern der Augen hingen kleine Tautropfen, die im Mondlichte glitzerten. Vorwurfsvoll sah die weiße Frau das Mädchen an und kispelte: „Was störst du die Bleicherin im Mondenschein? Sieh, sieben Jahre muß ich nun wieder spinnen, weil du mir jenes Stück verderbt hast! Zur Strafe für deine Tat blicke dorthin und bestre dich, bestre dich!“ Dabei deutete sie auf den Teichdamm und verschwand. Regungslos hafteten die Augen des Mädchens an der bezeichneten Stelle. Bald öffnete sich dort ein Spalt im Boden und aus der Lücke drang heller Kerzenschein heraus. Das Mädchen bückte sich und lugte neugierig hinein. Da sah sie in einer unterirdischen Grotte an einem Tische ihren verstorbenen Vater sitzen. Er blickte finster zu ihr auf und hob warnend den Finger gegen sie empor. Erschrocken wich sie zurück. Seit jener Nacht war sie nie mehr zu bewegen, am Haarthteiche vorüberzugehen, wohl aber wollten andere die weiße Frau darauf mehrmals mitten auf dem Teiche haben sitzen sehen, wie sie emsig Flachs zu Garn spann und nur selten einen Seitenblick nach den furchtsamen Menschenkindern am Ufer warf. —

256. Der ewige Durst.

Gräße, Bd. II, Nr. 789.

Verfolgt man in Wilthen, zwei Stunden südlich von Bauzen, den Fußweg, welcher hinter der Kirche über den Berg nach Bauzen führt, so gewahrt man linker Hand unterhalb des Waldes einige Wiesen mit einer Quelle. Dort zeigt sich zuweilen in den Mittagsstunden eine weißgekleidete Frau, welche bis an die Quelle wallt und sich bückt, um mit der Hand Wasser zu schöpfen. Aber wie sie auch sich müht, sie kann das Wasser doch nicht erreichen und tief seufzend entfernt sie sich wieder und verschwindet. Diese Erscheinung heißt: „Der ewige Durst.“ Alte Leute erzählen: Es habe einst eine junge Frau in Wilthen während ihrer Niederkunft unsäglichen Durst gelitten und die Wehefrau gebeten, ihr zur Kühlung nur einige Tropfen Wasser zu reichen. Aber die Kindfrau verweigerte ihr die Labung, und so verschied sie unter den Qualen eines verzehrenden Durstes. Seit dieser Zeit geht sie alle Mittage an jene Quelle, will Wasser trinken — denn sie dürstet noch immer — und kann doch das Wasser nicht erreichen, ein weiblicher Tantalus mit hoffnungsloser Qual.

Etwas anders erzählt Dr. Haupt (bei Gräße) diese Sage: Zwischen Irgersdorf und Wilthen liegt hart an der Straße ein quellender, mit einem grünen Pflanzenteppiche bedeckter Sumpf, der immer frisches Wasser hat und niemals zufriert. Dorthin ist früher immer eine weiße „wilde Frau“ allabendlich trinken gegangen. Sie kam vom Pichow (?)-Berge herab und ging dann wieder auf dem Quersteige, der von der Wilthener Seite bis auf die Spitze des Berges führt, zurück, um daselbst auf einem Raine, der wie ein gemachtes Bette gestaltet ist, zu übernachten. Oft hat man diese wilde Frau rufen hören: „Ewiger Durst.“ Einst nötigte sie eine ihr begegnende Magd sie zu kämmen und zu lausen und belohnte sie dann mit einer Schürze voll trockenen Laubes, das die Magd leider wegwarf, denn zu Hause angekommen, hatte sich ein am Schürzenband hängen gebliebenes Blatt in pures Gold verwandelt.

257. Das schachhütende Männlein im Soraer Berge.

Luzica, 1893, S. 30 ff.; Uebersetzung von Dr. Pflk.

Als ich fünfzehn Jahr alt (berichtet ein Anwohner des Berges) und zum ersten Male zur Beichte gegangen war, kam zu mir ein kleines Männlein, bekleidet mit buntem Wams oder Jäckchen, gestreiftem Saß, streifigen Höschen und bunten Strümpfen; auf dem Kopfe hatte er eine weiße Mütze und war beschuht mit grünlichen Schuhchen. Dieser suchte mich sogleich zu beruhigen und sagte, daß er im Soraer Berge (bei Wilthen) Geld zu bewachen habe und daß er dies schon mehrere hundert Jahre tue. Jetzt aber nahe sich seine Erlösung, weil ich die Person sei, welche in dem Zeichen geboren sei, daß ich das Recht habe, ihn zu erlösen und sein Geld zu bekommen, und er bat mich, daß ich mit ihm ginge. Es versteht sich, daß ich es aus Furcht abschlug. Er aber kam wieder und bat mich noch inniger, daß ich doch mitgehen sollte; es geschähe mir dabei doch nichts Böses. Ich sollte nur drei Nächte hintereinander mit ihm zu dem Berge gehen und dort ein Water-unser beten und ohne Umsehen mich wieder auf den Heimweg begeben; ich dürfte aber niemandem darüber etwas sagen. Da versprach ich ihm denn, daß ich nächsten Abend mitgehen würde. Das war erfreulich für das Männlein. Als ich mich dorthin begab, begleitete er mich und als wir dort hinkamen, sah ich in einem tiefen Loch eine volle Pfanne von glänzendem Gelde, Gold und Silber, welches ein anderes Männlein mit einer Harke rührte. Ich tat, was ich sollte, und kehrte darauf wieder um. Am anderen Abende bin ich wieder dort gewesen, aber als ich heimging, pfiß, rief und lärmte es hinter mir her, was mich so sehr abschreckte, daß ich mir nicht getraute, dort ein drittes Mal hinzugehen. Obgleich das Männlein wiederkam und mich auf den Knien bat, daß ich doch noch dieses letzte Mal mitgehen sollte und daß ich dann die große Pfanne Geld bekäme, — und daß mir, wenn ich alles nach seinem Rate täte, auch nicht ein Härchen gekrümmt werde. Ich bekreuzte mich und als er sah, daß alle Mühen nichts halfen, sagte er traurig: „Also muß ich noch hundert Jahre warten bis wieder jemand in diesem Zeichen geboren wird, welcher das Geld erhalten darf!“ und kehrte darauf wieder zu seinem Gelde zurück. Seit der Zeit habe ich ihn nicht mehr gesehen.

258. Ein schwarzer Mann erscheint zwei Marktleuten.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 162; nach Frenzel, hist. natur., Bd. III, 1492, msc.

Anno 1669 am 7. April, am schwarzen Sonntage des Abends in der neunten Stunde gehet Christian Lehmann, Kramer, und Martin Möller, Schuster zu Budissin, vom Laubenheimer Markte heimwärts. Der letztere war ein verstoffener Bruder und einer der greulichsten Flucher zu seiner Zeit. Als sie beide in der Nähe von Postwitz (bei Bauzen) sind, kommt ein schwarzes Gespenst mit feurigen Augen und rings von Rauch umgeben querselbein ihnen entgegen. Es hat sie auch gedäucht, als sähen sie nichts als eitel Wasser vor sich, da doch in jener Gegend sonst keines ist. Da sind sie beide in großen Schrecken geraten, aber doch ihres Weges fürbaß gegangen. Martin Möller nimmt sein Messer aus dem Schubsack und wirft's weg, damit er sich keinen Schaden tue.* Lehmann aber hebt an zu singen: „Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ“, fährt fort: „Gott der Vater wohn' uns bei“ und schließt mit dem Verse: „Auf meinen lieben Gott traue ich in aller Not“. Als sie nun unter dem Gefange an dem Gespenste vorbeigeeilt und daselbe einen Steinwurf weit überholt, sehen sich die beiden um und werden gewahr, daß alles wie lauter Funken auseinander fährt und verschwindet, haben auch hernach nichts mehr gemerkt.

259. Das weiße Kind.

Luzica, 1885, S. 75; übersezt von Dr. Mik.

Die Schwester der Schmiedin in Großhähnchen, die in Kleinpostwitz verheiratet war, hatte oft Erscheinungen. Als sie einst auf dem Felde arbeitete, sah sie, wie vor einem ihr bekannten Manne, welcher sich ihr näherte, ein kleines, ganz weißes Kind herging, welches dann nahe vor ihr, im dichten Gesträuch verschwand. Der Mann starb nach einigen Tagen.

* Der Chronist scheint das Wegwerfen des Messers falsch zu deuten, vergl. die Anmerkung bei Haupt.

260. Die weiße Frau unter den Eichen bei Schirgswalde.

Mitgeteilt von Dr. Pflk.

Eine alte Sohländerin erzählte: Als ich noch ein kleines Mädchen war, erschien am Schirgswalder Waldrande, von Wehrsdorf herkommend, eine weiße Frau und ging auf dem noch jetzt begangenen Wege nach Schirgswalde zu hinunter bis an die „Eichen“. Mein Mann ist einmal nach Schirgswalde gegangen, da hat die weiße Frau unter einer Eiche gesessen und hat einen Kranz aus Wurzeln gemacht. Niemand wagte sich an sie. Nach einiger Zeit kam sie wieder und verschwand an derselben Stelle, wo sie hergekommen. Der Ellersdorfer Schäfer wollte einst seinen Schäferhund auf die weiße Frau heken, aber das sonst sehr scharfe Tier ging nicht drauf los.

261. Der Kligenhof in Sohland a. d. Spree.

Mitgeteilt von Dr. Pflk.

In Sohland a. d. Spree gibt es den sogenannten Kligenhof, ein früherer Adelsitz derer von Kliz. Von einem alten Herrn von Kliz geht nun die Sage, daß er umgehe und namentlich in der Stunde zwischen 11 und 12 Uhr nachts sein Wesen treibe. Der Geist des Verstorbenen machte nämlich seinem Zorne darüber Luft, daß die Knechte und Mägde zu spät zu Bett gingen. Lag einmal nach 11 Uhr nicht alles Gesinde in den Federn, so rumorte der Geist des alten Gutsherrn mit Viertelmaßen, Schaufeln, Sieben und dergleichen im Hofe herum. Ein Sohländer, der in seiner Jugend auf dem Kligenhofe in Wendisch-Sohland dienen mußte, hat dies oft mit erlebt, daß der alte Herr von Kliz von Zeit zu Zeit wiederkam.

262. Der Fuhrmann ohne Kopf auf dem Worbisberge bei Oppach.

Gräße, Bd. II, Nr. 761; Constat. Zeitung 1852, Nr. 128.

In der Nähe des Dorfes Oppach in der Oberlausitz wohnte vor alter Zeit ein Fuhrmann, der durch den Fleiß wohlwollender

Metche, Sagenbuch.

13

Gnomen, die sich in seinem Hause aufhielten, wohlhabend, ja reich geworden war. Der grüne Peter — so nannte man den Fuhrmann nach der Farbe des Anzuges, den er zu tragen pflegte — wurde dadurch übermütig, fing mit den Kobolden Handel an und ließ sich endlich sogar einfallen, einen derselben durch wohlapplizierte Fußtritte aus dem irdischen Jammertale ins himmlische Jenseits zu befördern. Von nun an verließen die Geister in Taschenformat, die Däumlinge, oder wie sie sonst heißen mögen, das Haus, und mit ihnen zog das Glück fort. Peter verarmte und wie es bei feigen Charakteren in den Tagen, so uns nicht gefallen, oft geschieht, er verwilderte, suchte Zerstreuung bei der Flasche und in Ausschweifungen aller Art Ersatz für die edleren Freuden, deren sein Gemüt nicht mehr fähig war. Die Leute aber meinten, mit dem Peter werde es kein gutes Ende nehmen, und die Leute hatten Recht: denn als er einst, es war gerade an einem Gründonnerstag, mit seinem Gespann von Bauzen zurückkehrte, überraschte ihn auf offener Landstraße ein heftiges Unwetter, dessen Getöse die erschrockenen Pferde bäumen machte. Da fluchte nun Peter, der wieder eins über den Durst getrunken hatte, über alle Maßen und wollte samt seinen Tieren vom Donner erschlagen sein. Und siehe, kaum war seinem Munde das Frevlerwort entflohen, da öffnete sich der Himmel, Blitz und Schlag fiel zugleich, tötete den Berauschten mit seinen Rossen und setzte den Wagen in Brand. Seit dieser Zeit treibt er in gewissen Nächten, zumeist in der des Gründonnerstags, auf dem Worbisberge, wo das Verhängnis ihn ereilte, sein Wesen, erschreckt die Vorübergehenden mit Peitschenknall, oder jagt ohne Kopf mit zornigem Gespann, dessen Hufe den Boden zerquetschen, durch die Schauer der Mitternacht, ein ruheloses Wesen der Qual ohne Ende.

263. Die Schatzgeister auf dem Dybin.

Gräße, Bd. II, Nr. 832.

Auf dem Dybin bei Zittau haben wiederholt Raubritter gehaust. Als das Felsenneß endlich zerstört worden war, siedelten sich hier 1369 fromme Cölestiner an, deren Kloster aber schon 1568 wieder einging.

Es läßt sich denken, daß die vielen Besitzer dieses Ortes, die nur vom Raube lebten, sowie angeblich auch die Klosterbrüder große Schätze aufhäuften, die sie in der Erde verbargen, um im Falle der Not von ihnen Gebrauch zu machen. Möglicher Tod oder andere Umstände verhinderten es, daß ihre früheren Herren ihre Absicht ausführen konnten, also liegen sie noch hier in der Erde Schoß und warten, weil sie von bösen Geistern bewacht werden, ihrer Erldfung durch kräftige Bannformeln. Man erblickt hier zuweilen leuchtende Flämmchen, welche den ihnen Folgenden in Abgründe leiten, wo er beschädigt hinabstürzt, oder wenn es glücklich geht, in entferntere Gegenden gleichsam auf Windesflügeln von einem Wirbel gedreht wird. Bald schwirren in dunkeln Nächten scheußliche Ungeheuer mit glühenden Augen, Flammen aus dem Rachen hauchend durch die Rüste, und bald erscheinen im halben Lichte des Vollmonds riesige Gestalten in schwarzen Harnischen mit blutroten Helmbüscheln, abwechselnd mit Männern in Mönchskutten und Frauen in alter Kleidung, vollgestopfte Wetscher tragend, die mit grauserregenden Gesichtern, hohlen Augen und widrigen Gebärden den hierher Verirrten oder neugierigen Fremdling angloßen und winken. Nie aber hat irgend jemand von den Spukgestalten Geschenke erhalten oder ist ihm durch sie ein Schätze bergender Fleck angezeigt worden, ebensowenig als diejenigen, welche kühn genug daselbst nach Schätzen gruben, dadurch beglückt wurden, sondern entweder verarmten oder mit lebenslänglichen Krankheiten heimgesucht wurden.

264. Das Bergmännlein auf dem Hochwalde.

Gräße, Bd. II, Nr. 898; nach Gräve S. 180 ff.; Winter in der Confit. Zeitung 1854, Nr. 208.

Auf dem Hochwalde, welcher bekanntlich eine der schönsten Ausichten vom Dnbin gewährt, und in dessen Boden sich nach den Sagen der Wahlen kostbare Edelsteine befinden sollen, geht zu Zeiten, meist am Heiligabend des Weihnachts-, Oster-, Johannis- und Michaelisfestes ein kleines, aschfarbig anzusehendes Männchen herum, das lange weiße Bart- und Kopshaare hat, einen schwarzen, rotverbräunten, mit einem gelben Gürtel umgürteten Talar, auf dem Haupte eine spitze trichterförmige Mütze von smaragdgrüner

Farbe trägt, und in der Linken ein Rauchfaß, in der Rechten aber einen bunten Stab hält. Dieses Männchen zeigt dem, der das Glück hat, ihm in den Weg zu kommen, nicht bloß Gold, Silber und Edelsteine, sondern vorzüglich auch wohlthätige Heilkräuter.

Einst lebte zu Olbersdorf ein gewisser Jakob Sahrer, den einige den frommen Jakob, andere den hinkenden Boten nannten, weil er seit der Schlacht auf dem weißen Berge an einer Kugel laborierte, die ihm als kaiserlichem Reitersmann das Knie zerschmetterte hatte, und ihn zum ewigen Hinken verurteilte. Er war im ganzen Dorfe beliebt, und besonders wegen seiner frommen Gesinnung — etwas Seltenes bei einem alten Soldaten — hochgeachtet, und so gab ihm jeder gern etwas zu verdienen, wenn er die von ihm gesuchten Kräuter ausbot, oder sich zum Botschaftgehen meldete. Einst begegnete er in der Michaelisnacht dem Bergmännlein, das ihm ein Zeichen machte, er möge ihm nur getrost folgen, und so führte ihn daselbe die Kreuz und die Quere durch den Wald, bis es endlich an einem kleinen Hügel stehen blieb, räucherte, mit seinem Stabe nach allen Himmelsgegenden hinwies, und dann den Boden damit berührte, worauf sich auf einmal aus dem Hügel ein förmlicher Springbrunnen von Gold, Silber und Edelsteinen ergoß, und als er eine Weile gesprudelt hatte, wieder versiegte. Nachdem das Bergmännchen ihm die Erlaubnis zugewinkt hatte, sich des Silber- und Goldsegens zu bemächtigen, und derselbe in Ermangelung eines Sackes daselbe in seinen Mantel gepackt hatte, gab jenes ihm noch ein in schwarzen Sammet gebundenes Buch, winkte ihm, sich zu entfernen und verschwand selbst. In dem Buche aber, welches von den geheimen Kräften der Kräuter und Wurzeln handelte, lag ein Zettel, auf welchem in lateinischer Sprache dem nunmehrigen Besitzer eingeschärft ward, sich seines Fundes weise zu bedienen und der Armen und Kranken eingedenk zu sein. Dies tat denn aber der brave Invalid nach Kräften; er heilte mit Hilfe seines Buches eine Anzahl Kranke, wendete seinen Reichtum zur Unterstützung der Armen und Schwachen an, und als er zu Ende des 17. Jahrhunderts starb, hatte er sein ganzes Eigentum der Kirche und frommen Stiftungen vermacht. Jenes Bergmännchen selbst soll aber der Geist eines frommen Mannes aus den Zeiten des Mittelalters sein, der an der böhmischen Grenze ebenfalls als ein ausgezeichneter Kräuterkenner und Naturarzt vom Volke viel-

fach geehrt und gesucht ward. Eines Tages aber, als er von einer Reise aus dem benachbarten Böhmen zurückkehrte, soll er auf jenem Hügel, dem jetzt noch sein Schatten entsteigt, von gottlosen Menschen, die wahrscheinlich große Reichtümer bei ihm zu finden gedacht hatten, da man ihm auch tiefe Kenntniss der in der Erde ruhenden Metalle und Edelsteine zuschrieb, erschlagen, und dann ebendasselbst von Landleuten aus der Nachbarschaft begraben worden sein.

265. Der tolle Junker zu Zittau.

Gräße, Bd. II, Nr. 820; poetisch beh. im Lausitzer Mag. 1832, S. 345.

Im Jahre 1709 starb zu Zittau der Ratsherr Dr. J. Chr. Meyer, der in dem Eckhause zwischen dem Markt und der Kohlgasse gewohnt hatte. Derselbe hatte sich bei Einführung der Accise viele Härten erlaubt, und das Volk erzählt sich, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht, ja man sehe noch heute auf seinem Grabsteine in der Kreuzkirche Spuren von Teufelskrallen. Derselbe soll jede Nacht um 12 Uhr sich aus seinem Grabe erheben und auf einem Wagen von schwarzen Rössen gezogen mit auf dem Rücken gedrehten Kopfe durch die Straßen der Stadt jagen; wer ihn erblickt, der ist dem Tode verfallen.

266. Das Aschenweibchen zu Zittau.

Gräße, Bd. II, Nr. 822; novellistisch behandelt von C. Willkomm, Sagen und Märchen aus der Oberlausitz, Hannover 1845, Bd. I, S. 253 ff.

In der Neujahrsnacht des Jahres 1756 und um die Mitternachtsstunde der folgenden Tage haben eine Anzahl Personen ein verkrüppeltes und verrunzeltes altes Frauenzimmer vor der Johanniskirche und auf vielen Straßen mit einem Besen eifrig den gerade gefallenen Schnee zusammenkehren sehen. Einige, welche sich ein Herz faßten, fragten sie, was sie da mache und wer sie sei, und sie antwortete: „Ich bin das Aschenweibchen der Stadt und kehre die Asche zusammen, aller Orten wo welche liegt: ich habe noch lange zu tun, denn sie liegt bergehoch und auf allen Gassen, doch hier (vor der Johanniskirche) gerade zumeist.“ Da sich nun diese Erscheinung

täglich wiederholte, und die ganze Stadt in Schrecken setzte, beschloß ein hochedler Rat, der Sache ein Ende zu machen und die Landstreicherin, denn dafür hielt man sie, einzufangen. Die Stadtsoldaten, mehrere Rats Herrn an der Spitze, lauerten ihr auch eines Nachts auf, sie erschien auch wie gewöhnlich, man rief sie an, allein sie ließ sich in ihrem Kehren durchaus nicht stören und als man nach ihr schlug und griff, verschwand ihre Gestalt in Luft. Sie kehrte aber darauf die nächsten Nächte nach wie vor fort, doch wagte sich niemand mehr an sie, und so konnte man sie jede Nacht eifrig kehren sehen, bis am 23. Juli des Jahres 1757 die mit den Sachsen verbundenen Kaiserlichen die von einigen hundert Preußen besetzte Stadt auf einmal bombardierten und zum größten Teil in Asche legten. Eine der ersten Bomben schlug in die St. Johannis-kirche und zündete, und überall, wo das graue Mütterchen sich früher hatte sehen lassen, waren glühende Kugeln gefallen und hatten die Gebäude in Brand gesteckt. Während des Brandes aber sah man eine graue Gestalt über die glühenden Trümmer schweben und mit einem Besen Wolken von Asche vor sich herfegen. Nun begriff man die warnende Erscheinung des grauen Mütterchens, aber leider zu spät. Seitdem schwebt es in der Silvesternacht und am Vorabend des sogenannten Brandfestes (22. Juli) wie ehedem segend durch die Straßen der Stadt und ruft dadurch allen leichtfertigen Bürgern die Lehre zu: „Seid wachsam und hütet euch, daß das Unglück nicht noch einmal unerwartet über euch komme und euch ganz vernichte.“

267. Der gespenstige Lautemann zu Zittau.

Gräße, Bd. II, Nr. 823; Willkomm a. a. D., Bd. I, S. 260 ff.

Zu der Zeit, als noch die Johanneskirche zu Zittau stand, ließ sich zuweilen ein Franziskanermönch im Glockenstuhl des Turmes sehen, griff an den Strick, als wolle er die sogenannte Bürger- oder Bierglocke, die abends um 9 Uhr geläutet ward, ziehen, legte aber jedesmal seine Kutte zuvor ab, als hindere ihn diese bei seinem Geschäfte. Diese Gelegenheit paßte nun einmal der wirkliche Lautemann ab. Während er den Mönch mit dem Stricke beschäftigt sah, nahm er ihm seine abgelegte braune, etwas schadhast gewordene

Mönchskutte, knöpfte sie sich unter den Rock, und ging höhnisch lachend, als er sah, wie der halbnackte Mönch mit wahrer Seelenangst nach derselben suchte, nach Hause. Am nächsten Abend knöpfte er die Kutte wieder unter seinen Rock und ging wohlgemut, nur etwas früher als sonst, nach der Kirche. Allein sein Mut fiel gewaltig, als er schon von weitem die dürre Gestalt des Mönchs erblickte, wie sie die Hände rang und die leidenschaftlichsten Gebärden machte. Froh, daß ihn der Weg nicht gerade an dem kuttenlosen Geiste vorüberführte, eilte er in den Turm, läutete und schlich sich ebenso wieder nach Hause, ohne daß ihn die Gestalt verfolgte. Es schien, als sei sie in bestimmte Grenzen gebannt, die sie nicht überschreiten dürfe. Seit diesem Abend sah der Lautemann den Mönch alle Tage immer dieselben flehenden, aber heftigen Gebärden gegen ihn machen; allein so unwohl ihm bei diesem Anblick wurde, die Rückgabe der Kutte wagte er nicht, aus Furcht, der geneckte Geist möge keinen Spaß verstehen und ihm vielleicht gar den Hals brechen. So blieb nun die geisterhafte Mönchskutte im Besitze des Lautemanns bis zu dessen Tode, der freilich schon ein Jahr nach dem freventlich verübten Raube erfolgte. Denn war es nur Furcht vor dem täglich erscheinenden Gespenste, oder war es Seelenangst und Folge der Gewissensbisse, die ihm keine Ruhe mehr ließen, der Mann fing an zu siechen, wurde schwächer und schwächer und genau am Jahrestage des Kuttenraubes starb er mit dem letzten Glockenzeuge. Sein Nachfolger konnte sein Amt ungestört verrichten, nur am Jahrestage des verübten Frevels erschien fortan der kuttenlose Mönch und flehte unter entsetzlichem Händeringen um Rückgabe des dürftigen Gewandes. Da man trotz allen Suchens die geraubte Kutte nicht auffinden konnte — der übermüthige Räuber hatte sie wahrscheinlich vernichtet —, so verschaffte man sich eine andere und legte sie dem flehenden Geiste an den Ort, wo er regelmäßig erschien. Die Gestalt hob das Gewand auf und besah es sich von allen Seiten, da sie aber bemerkte, daß es nur ein untergeschobenes sei, legte sie dasselbe wieder hin und ging unter den kläglichsten Gebärden von dannen, und so kehrte sie immer wieder, bis mit dem Bombardement der Stadt im Siebenjährigen Kriege der Turm in Trümmer sank.

268. Der Malzmönch zu Zittau.

Gräfe, Bd. II, Nr. 828. Novellistisch behandelt von Willkomm a. a. O., S. 195 ff.

Die alte Stadt Zittau ist von jeher durch ihr Bier weit und breit berühmt gewesen und war deshalb sonst ziemlich reich an Brauereien. Gleichwohl ist das von denselben gelieferte und sonst allenthalben so hoch geschätzte Bier einmal den dortigen Franziskanermönchen nicht gut genug gewesen, sondern dieselben haben es durch ihren Abt dahin zu bringen gewußt, daß ihnen der Stadtrat ein besonderes Brauhaus einräumte, eigens vereidete Brauer darin angestellt und selbst die Brauknechte mit besonderen Instruktionen und von andern sich abzeichnender Kleidung versehen wurden. Der Abt ließ nun das dem Kloster eingeräumte Brauhaus auch äußerlich als dem Orden angehörig bezeichnen und setzte als Inspektor desselben einen dicken Mönch, namens Laurentius, ein, der zwar in allen Dingen einfältig bis zur Dummheit war, allein einen so feinen Geschmack besaß, daß niemand zu diesem Amte geschickter war als er. Derselbe besuchte nun die Malzböden der Klosterbrauerei jeden Tag dreimal und jedesmal schöpfte er mit einem mäßig großen Becher von schön poliertem Rosenholz, dessen Entstehung niemand kannte, eine Hand voll Malzkörner von jedem Haufen, die er langsam über die Gänge wandelnd bedächtig verzehrte. Schmeckte ihm das Malz nicht, so mußte es noch länger liegen oder mit solchem, das er vortrefflich fand, so lange gemischt werden, bis es ihm mundete, und erst wenn alles Malz seinem Geschmacke genügte, durfte es in die Pfanne geschüttet und zum Brauen verwendet werden. Wie mit dem Malze verfuhr er auch mit dem gebrauten Biere selbst, erst wenn es ihm zusagte, gestattete er die Auffüllung desselben. So geschah es, daß das Klosterbier bald das beste in der Stadt ward und jedermann dasselbe haben wollte, die Stadtbrauereien aber bald keine Abnehmer mehr fanden. Zwar suchten die Besitzer desselben durch besseres Malz und stärkeren Hopfen ihr Bier wieder in Aufnahme zu bringen, allein es gelang ihnen nicht, und so meinten sie denn, die Mönche müßten durch geheime Künste ihrem Biere den guten Geschmack zu geben verstehen. Nun hatte aber die Tochter des Klosterbrauers einmal ihrem Geliebten, einem Brauerssohn aus der Stadt, vertraut, daß der

Pater Laurentius oft in stiller Mitternacht die Malzböden durchwandle und dann zum Kühlstock hinabsteige, den Segen über das brodelnde Getränk spreche und dann verschiedene Male von seinem Inhalte koste. Der Brauer brachte sie also dahin, daß sie ihn und einige seiner Kameraden im Klosterbrauhaus versteckte, und als der Mönch richtig wieder seine Runde machte, fielen sie über ihn her, banden ihn und schleppten ihn von dannen. Von dieser Gewalttat ward der Abt durch ein eigenhändiges Schreiben des Bürgermeisters in Kenntniß gesetzt und von demselben verlangt, er möge dem Bruder Laurentius den Befehl erteilen, seinen so wirksamen Zauberseggen auch dem Kühlbier der übrigen Brauer zu erteilen. Demselben blieb nichts anderes übrig, als zu dem bösen Spiel gute Miene zu machen und der arme Laurentius wurde nun von Brauhaus zu Brauhaus geschleppt, bis er aller Orten einem oder dem andern Malzstock seine Zustimmung gegeben und nach und nach alle Kühlstöcke in der Stadt gesegnet hatte. Allein ein unglücklicher Zufall wollte es, daß, als nun die Gebräude aufgeschlagen wurden und Hunderte von durstigen Kehlen nach diesem gesegneten Biere verlangten, es sich fand, daß das ganze Bier essigsauer war. Aber diese ganz entgegengesetzte Wirkung gerieten nun die Stadtbrauherrn sehr in Schrecken und hielten sie für eine gerechte Strafe wegen ihres Frevels an der Heiligkeit des Klosters; ein Teil eilte dorthin, um für seine Sünden Vergebung zu erlangen, ein anderer aber sann auf Rache. Zu letzteren gehörte auch jener Brauerssohn, der Bräutigam der Tochter des Klosterbrauers. Dieselbe hatte ihm nämlich geraten, er möge sehen, wie er sich den Rosenholzbecher des Paters verschaffen und ihm seine Beschwörungsformel ablauschen könne, und beide beschloßen, den herumwandernden Mönch abzulauern und ihm sein Geheimnis mit Gewalt zu entreißen. Wie gedacht, so geschehen, der Brauer versteckte sich mit seinem Mädchen in der Nähe des Kühlstocks im Klosterbrauhaus, und als Pater Laurentius wiederum in der Mitternachtsstunde angewackelt kam, aus dem Kühlstocke kostete und seinen geheimen Spruch tat, da entriß ihm das Mädchen mit gewandter Hand den Becher, und ihr Bräutigam, ein starker Bursche, hob ihn hoch empor, hielt ihn über die brodelnde Flüssigkeit und vermaß sich hoch und teuer, ihn hineinfallen zu lassen, wenn er ihm nicht den Segen mitteile. Der von Todesangst ergriffene Pater aber vermochte nur unverständliche Töne zu lallen,

und als der junge Mann, dem seine Last zu schwer ward, seine Braut aufforderte, zuzugreifen und ihm zu helfen den Mönch wieder heraufzuheben, da packte dieser krampfhaft das Mädchen, dieses bekam das Übergewicht und stürzte kopfüber in den Kühlstock. Vor Schrecken ließ nun der Bräutigam auch den Mönch untersinken, und als er nach einigen Augenblicken gesehen, was er angerichtet hatte, folgte er freiwillig den beiden Opfern in die Tiefe. Weder er noch eins derselben kam wieder in die Höhe, nur das Gebräu wallte etwas auf. Als am nächsten Morgen die Brauknechte kamen, um das Gebräu zu probieren, wunderten sie sich nicht wenig, daß der Rosenholzbecher des Mönchs oben auf schwamm, allein sie dachten sich nichts dabei, sondern kosteten das Bier, und dasselbe schmeckte ihnen herrlicher denn je. Bald verbreitete sich der Ruf von diesem prächtigen Gebräu in der ganzen Stadt, jedermann wollte davon haben und man konnte nicht genug ausschenken. Allein wie ward ihnen, als sie plötzlich in der Öffnung die drei Leichname schwimmend erblickten. Freilich schüttete nun jeder weg, was er noch im Krüge hatte, und alles eilte bestürzt von dannen, allein fast alle, die von diesem Jungfernbieri getrunken, verfielen in eine schwere Krankheit, und das nannte man des Malzmönchs Biersegen, und wer daran starb, von dem sagte man, er sei an des Malzmönchs Nachtrunk gestorben. Von diesem Tage an aber holte kein Mensch mehr Bier aus dem Klosterbrauhause, die städtischen Brauereien kamen wieder in Aufnahme und das Volk erzählt sich, der Malzmönch in seiner Kutte ziehe, begleitet von einer Schar Zwerglein und dem ertrunkenen Brautpaar, jeglichen Monat einmal zur Zeit des ersten Mondviertels um Mitternacht über die Malzböden aller Brauereien, koste von dem Malze mit seinem Becher und begeben sich dann zum Kühlstocke hinab, wo er seinen Segen spreche, und wo er dies tue, da gerate der Bräu, und wer ihn koste, könne nicht genug davon bekommen, bleibe er aber aus, was er zuweilen aus Bosheit tue, da verderbe das Bier, und wer es dennoch trinke, der spüre es viele Tage in seinem Körper.

269. Von anderen Mönchsgespensfern.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 144 ff.

1. Der gespenstische Mönch in Löbau.

In dem alten Schulgebäude zu Löbau zeigt sich dann und wann ein Mönch, nach dessen Erscheinung sich stets etwas Merkwürdiges ereignet.

2. Der gespenstische Mönch in Zittau.

In der St. Johanniskirche in Zittau erscheint allemal, wenn sich etwas Merkwürdiges in der Stadt ereignen soll, das Gespenst eines Mönches.

270. Das Galgengespenst bei Löbau.

Gräbe, Bd. II, Nr. 797; Borott, der Löbauer Berg 1854, S. 61.

Zur Nachtzeit kommt zuweilen in der Nähe des Galgens auf dem Löbauer Berge auf der Bernstädter Straße eine weiße Gestalt aus den Sträuchern und neckt und verfolgt die späten Wanderer, ja es versucht sogar sie festzuhalten. Eine Frau ward vor einigen Jahren von diesem unheimlichen Galgengespenst verfolgt und beim Mantel ergriffen. Glücklicherweise läßt es sich nicht immer sehen, sondern meist nur im Herbst.

271. Die Saufgespenster.

Gräbe a. a. O., Bd. II, Nr. 777. Haupt, Bd. I, S. 158 ff. Nach Sr. Francisci höllischem Proteus, S. 649 ff. (Mürnberg, 1695, II. V.) erzählt von Pröhle, Deutsche Sagen, Nr. 52, S. 90 (Berlin 1863).

Anno 1556 am Sonntage Judica oder dem schwarzen Sonntage hat ein junger Edelmann in der sächsischen Oberlausitz des Teufels Ansechtungen folgendermaßen erfahren müssen.

Nachdem er mit etwa neun oder zehn anderen Edelleuten in einem nahe gelegenen Dorfe die Kirche besucht, ist er von zweien seiner Kameraden, welche daselbst einen Edelhof besaßen, nebst den anderen zum Mittagmahl geladen worden, wo man denn alsbald angefangen hat, tapfer zu zechen und einander „mit Halben“ zu-

zutrinken. Wie nun unter jungen Leuten solches Zechen selten friedlich endet, so erhob sich auch hier zwischen zweien der Gäste ein Streit um ein Glas Bier, indem der eine dem andern nicht mehr hat wollen oder können Bescheid tun, bis sie endlich einander nach den Köpfen griffen und mit Fäusten also traktierten, daß viel Blut geflossen. Da besorgte jener oben erwähnte junge, der ein frommer Herr und erst zwanzig Jahre alt gewesen, es möchte mit einem von beiden ein schlimmes Ende nehmen, und als sie von neuem wieder anfangen wollten, mit den Fäusten zu fechten, ist das gute Gemüt dazwischen gesprungen und hat den einen beiseite genommen und mit ihm den Weg nach seines Vaters Hause eingeschlagen. Zu Hause angekommen, hat der Vater den fremden Gast wohl aufgenommen, ihn zur Tafel geladen und mit dem besten Trunke bewirtet. Nachdem sie manch gutes Glas miteinander ausgezechet und sich trefflich berauscht hatten, begibt sich der Vater mit dem Gast zu Bette, den Sohn aber, der sich einen allzu steifen Rausch angetrunken hatte und mit dem Kopfe auf der Tafel liegend eingeschlafen war, ließ er daselbst zurück. „Er wird wohl aufwachen und sein Bett schon finden“, dachte der unbesorgte Vater. Spät in der Nacht weckt den berauschten Junker ein seltsames Rauschen und Rascheln am Fenster. Das kam von lauter kleinen schwarzen spannenlangen Männlein, die zum Fenster hereinsteigend bald das ganze Zimmer anfüllten. Der Junker entsetzt sich und will zur Türe hinaus, da kommt ihm plötzlich ein heller Schein entgegen, und an der Türe steht ein langer Mann mit einem ellenlangen schwarzen Barte und einem großen Lichte in der Hand. Zugleich wird es auch hinter ihm helle, und wie er sich umsieht, ist der ganze Tisch besetzt mit Lichtern, Trinkkannen und Humpen, und ringsherum sehen sich die kleinen Männlein und werden plötzlich lang und immer länger und haben große schwarze Bärte und schwarze Mäntel, weißgeschlitzte Wämser und auf dem Kopfe braunschweigische schwarze Hüte mit Hahnesfedern und güldenen Borten und es will den Junker bedünken, als wären etliche seiner Zechbrüder darunter, mit denen er den ganzen Tag getrunken. Sie grüßen ihn auch einer nach dem andern, heben die Humpen, trinken und rufen ihm zu, der eine: „Hans, es gilt dir“, der andere: „Hans, tu Bescheid“, ein dritter: „hast du heut können saufen, Hans, so kannst du auch jetzt mit uns saufen“, ein vierter: „mußt saufen, Hans, oder wir

drehen dir den Hals um“. Da fiel der Junker auf die Knie, hob die Hände auf und wollte beten. Und wie er anfang zu beten, siehe da stand plötzlich vor ihm ein Mann in einem langen weißen Gewande, mit schönen goldenen Locken und einem hellen lieblichen Angeficht. Der sprach zu ihm: „Hans, trinke nicht mit ihnen, sei standhaft, bete zu Gott dem Herrn im Namen Jesu Christi. Der wird dein Helfer sein in diesen Nöten!“ Da betete der Junker inbrünstiglich und wo er nicht weiter konnte vor Angst, da half ihm der Mann im weißen Gewande und sprach zu ihm: „Du hast heute einen Totschlag verhindert, darum wird dir Gott beistehen gegen diese Unholde, so du ihn anrufest, aber tue Buße und lasse ab vom Saufen und Fressen, ermahne auch deine Gesellen, ein gleiches zu tun!“ Mit diesen Worten verschwand der Mann im Lichtgewande, und zu ihm traten zwei schwarze Gestalten, ähnlich gekleidet wie die gespenstigen Zechbrüder, nur mit langen schwarzen Pluderhosen, und peinigten ihn, da er jenen Bescheid zu tun standhaft weigerte, mit Zwicken, Zerren und Raufen, daß er zu unterschiedlichen Malen laut aufschrie, bis endlich der Hahn krähete und der ganze Spuk urplötzlich mit großem Gepolter verschwand. Als der Junker sich allein sah und wiederum zu sich kam, kroch er auf allen Vieren zur Türe hinaus, wo er gar kläglich jammern liegen blieb, bis der Vater und das Gesinde von seinem Jammern geweckt aufgestanden sind und ihn an der Stubentür liegend gefunden und in sein Bett gebracht haben. Das Gesinde hatte wohl sein Geschrei gehört, aber vermeint, es sei etwa ein Streit ausgebrochen unter den drei Zechern und gehe sie nichts an. Des andern Tages hat der Junker gebeichtet und das heilige Sakrament genommen, auch seinen Zechbrüdern mitgeteilt, was ihm begegnet und sie ermahnt, gleich ihm Buße zu tun. Es hat sie dann gedäucht gleich ein Märlein, Schwank oder Traum, haben ihn nur verlacht und ihr wüstes Leben fortgesetzt. Diese Geschichte hat der Pfarrer des Ortes nachmals mit Bewilligung des Edelmanns öffentlich von der Kanzel verkündigt, Jobus Fincelius aber, welcher diese Begebenheit aufgezeichnet und in Druck gegeben hat, versichert, ihm sei sowohl der Name des Junkers, als auch der Ort der Begebenheit wohlbekannt.

272. Pfarrer Neumann zu Sohland am Rothstein.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung VIIk.

Von 1814—1837 wirkte als Pfarrer zu Sohland am Rothstein Herr Mag. Neumann. Er stand in dem Ansehen eines guten Predigers bis zu seiner letzten Amtszeit, wo er bisweilen unziemliche Reden auf der Kanzel wie im gewöhnlichen Verkehre hören ließ. So kam er einst zu einem Knechte in den Stall, in seiner Hand drei Hühnereier haltend, und fragte: „Weißt du, wer ich bin?“ Der Knecht antwortete: „Herr Pfarrer Neumann.“ Da aber entgegnete Neumann: „Nein, ich bin der Teufel!“ und warf die Eier so heftig auf den Boden, daß die Dotter dem Knechte ins Gesicht spritzten. Nicht lange darnach wurde der Pfarrer schwer krank. Drei Tage lang währte sein Todeskampf. Sein Schmerzensgeschrei steigerte sich bis zum Gebrüll, welches bis in der ziemlich entfernt vom Pfarrhause liegenden Schule gehört wurde, so daß der Lehrer mit den Schulkindern Fürbitte bei Gott einlegte. Mag. Neumann hatte das Leichenbegängnis, welches ihm nach seinem Ableben zu teil wurde, selber in allen Einzelheiten angeordnet. Er wurde auf einem von zwei Rappen gezogenen Wagen nach Weißenberg überführt und dort beigesezt. Es war ein wunderschöner, sonniger Tag, als sich der Trauerkondukt von Sohland aus in Bewegung sezte. Um so mehr verwunderten sich alle Augenzeugen, daß über dem Zuge eine dunkle Nebelwolke hinzog und denselben stetig begleitete. Mag. Neumann hat sich auch nach seinem Tode in Sohland gezeigt. So erschien er mehrmals, begleitet von einem großen Hunde, auf dem Friedhofe, wenn der Totengräber ein Grab bereitete. Sein Nachfolger, Pfarrer Lubefing, stieg eines Sonntags die Treppe zur Kanzel hinauf; da gewahrte er mit Schrecken, daß Mag. Neumann schon droben stand, gleichsam als wollte er die Predigt halten. Der nicht Ruhe findende Schatten des Verstorbenen wurde endlich auf den Hengstberg (eine Kuppe des Rothsteins) unter einen Haselstrauch verbannt. Jener Platz wird von den Bewohnern gemieden, denn man sagt, daß derjenige, welcher denselben betritt, sich verirre, und sich schwer aus dem Walde herausfinde.

273. Die Georgenkapelle auf dem Rothstein.

Gräße, Bd. II, Nr. 840; novellistisch behandelt von Klar a. a. D., S. 79 ff.

Eine der schönsten Fernsichten, welche die Oberlausitzer Gebirge bieten, gewährt der Rothstein bei Sohland: er gleicht einem prächtigen in Form eines Hufeisens angelegten Schanzwalle, mit der Öffnung nach Süden und der Rundung nach Norden gerichtet. Die westliche Kuppe von geringerer Höhe heißt der Georgenberg und trägt die Ruine einer alten St. Georg geweihten Kapelle. Dieselbe war im Mittelalter in hohem Ansehen, kam aber durch eine daselbst verübte Greuelthat plötzlich in Verfall. Die Ursache war folgende. Auf der östlichen Kuppe des Berges stand eine Burg, welche dem Ritter von Rothstein gehörte. Derselbe war aber ein gefürchteter Raubritter, und sein Treiben brachte es bald dahin, daß die Kapelle von niemandem mehr besucht wurde. Einst sah er vom Fenster seines Schlosses aus einen von kostbar gekleideten Dienern begleiteten Wagen auf der Landstraße fahren, und da eben ein großer Teil seiner Leute auf einem Raubzuge aus war, konnte er nur durch List hoffen, einen glücklichen Fang zu tun. Er legte also ein Pilgerkleid an, und machte sich so unkenntlich wie möglich, stieg den Berg hinab und begab sich in das Haus eines Landmanns, vor welchem der Wagen Halt gemacht hatte. Er gab vor, er komme aus fernen Landen und wolle eines Gelübdes halber nach der Georgenkapelle pilgern, und es gelang ihm auch, die Besitzerin des Wagens, eine vornehme polnische Edelfrau, die nach dem Tode ihres Gemahls auf einer Reise durch Deutschland begriffen war, zu veranlassen, die Pilgerwanderung nach dem nahen Berge mitzumachen. Er nahm, um alle recht sicher zu machen, den Landmann als Führer mit, und so stiegen sie denn nur noch in Begleitung einer einzigen Dienerin der Dame den Berg hinan. An der Kapelle angelangt, gelang es ihm leicht, den nichts Böses ahnenden Bauer auf die Seite zu locken und zu ermorden, und einige seiner Knechte, die in der Nähe der Kapelle verborgen lagen, ergriffen ohne Mühe die Fremde und schleppten sie auf den Rothstein; allein die Dienerin entging ihnen durch die Schnelligkeit ihrer Füße, eilte ins Dorf herab und machte Lärm. Einige zufällig anwesende Ritter von ihr zur Befreiung ihrer Herrin aufgefordert, beschlossen, wo möglich das Raubschloß durch Aberfall zu nehmen. Es glückte ihnen auch,

weil die Besatzung eben nicht im Schlosse war, einzudringen; der Ritter und die wenigen Knechte, die sich oben befanden, fielen nach verzweifelter Gegenwehr, allein die Edeldame fanden sie nicht — wahrscheinlich hatte sie der Bösewicht ermordet. Von Zorn entbrannt steckten sie das Raubnest in Brand, es stürzte in Trümmern zusammen und begrub in seinem Sturze die mit Schätzen angefüllten unterirdischen Gemächer. Die Georgenkapelle ward seit dieser Zeit von jedermann ängstlich gemieden, sie kam in Verfall, und man behauptet, daß es zur Nachtzeit in ihrem Innern umgehe und wimmere. Das Wehklagen soll die unglückliche Dame verursachen, die Spukgestalt aber, die man zuweilen gesehen hat, soll der Geist des Raubritters sein, der nirgends, auch in der Kapelle nicht Ruhe findet.

274. Der Holzmann.

Gräße, Bd. II, Nr. 860; Gräve, S. 134.

Geht man von Budissin auf der Löbauer Straße hin, so erblickt man unweit des Dorfes Rittlitz linker Hand ein Birkenwäldchen. In diesem begegnet man zu gewissen Zeiten einem langen abgehagerten Mann von verfallenem Gesichte, mit kleinen stechenden Augen und auffallend spitzem Rinn, welcher mühsam unter einer Reifighocke einherkeucht. Wer ihn grüßt oder gar die gute Meinung hat, ihm seine Last zu erleichtern, dem hockt er auf, erschwert ihm den Weg, treibt allerlei Unfertigkeiten und entläßt endlich die auf diese Art von ihm Gequälten, nachdem er sie derb durchgeprügelt hat. Der Gespenstische war nämlich, als er noch die Weltluft einatmete, ein harter, unerbittlich strenger Holzförster, der die armen Holzlesenden grausam behandelte, und dessen Geist nunmehr bis zur Erlösung zum Herumirren verbannt ist. Von denjenigen, welche ihn grüßen, glaubt er, daß sie ihn kennen, und mit seiner Strafe bekannt sind, und durch ihr Hilfeanbieten ihn nur verhöhnen wollen.

275. Sage vom Hans-Christel.

Gräße, Bd. II, Nr. 800.

Auf dem Rittergute Maltitz unweit Weißenberg reitet nachts ein kleines Männchen, Hans-Christel genannt, auf einem großen schwarzen Hunde, mit dem er im Leben die armen Ahrenleser von den Feldern fortjagte, um das Gut und in den Wirtschaftsgebäuden herum. Bei seinen Lebzeiten soll es ein Verwalter gewesen sein, der sich einst mancherlei Veruntreuungen zu Schulden kommen ließ, und sich, als er Rechenschaft ablegen sollte, erhängen hat. Vor allen treibt er in der Verwalterstube sein Spiel, wo er die Rechnungsbücher und Papiere herumwirft und sonst allerlei Schabernack macht. Im ganzen sind aber seine Neckereien sehr unschuldiger Art; hauptsächlich schreckt er das Gesinde vom Stehlen ab und treibt es zur Arbeit.

276. Die Geister im verfallenen Schloß auf dem Stromberge.

Gräße, Bd. II, Nr. 839; Haupt, Bd. I, S. 207.

Auf dem Stromberge zwischen Löbau und Weißenberg hat einst ein prächtiges Schloß gestanden.

1. Als dieses Schloß zur Ruine geworden war, und dies geschah vor der Erbauung Weißenbergs, fanden sich Berggeister in demselben ein, welche sorgfältig die verschütteten Schätze der ehemaligen Besitzer des Schlosses hüteten, namentlich einen langen Kasten aus Eisenblech gefertigt und eine Braupfanne. Diese rätselhaften Wesen zeigten sich meist einzeln oben auf dem Berge, zuweilen aber auch in einer ganzen Schar. Mehrere der Ansiedler des genannten Ortes hegten schon längst den Wunsch, ein bekanntes hierartiges Getränk zu brauen, nur fehlte zur Verwirklichung desselben eine Braupfanne. Dieses Gerät zu kaufen, waren sie nicht vermögend, und sie zu borgen, bot sich keine Gelegenheit dar. Da erfuhren sie endlich, daß auf dem zerstörten Schlosse des Stromberges eine Braupfanne sich vorfinde, die aber von Berggeistern verwahrt werde. Lange sann man hin und her, wie man wohl am besten in den Besitz der Pfanne komme, und endlich entschloß man sich, zwei Männer durchs

Los zu erwählen, welche dann nach dem Bergschloß gehen und ihr Begehren da aussprechen sollten. Dies geschah. Zwei Männer erstiegen den Stromberg und sprachen zitternd und bebend ihr Anliegen vor den verwüsteten Mauern aus. Kaum war dies geschehen, so erhielten sie mit dumpfer Stimme den Bescheid, nur bei Sonnenaufgang mit einem Wagen unten am Berge zu halten, da würden sie die Pfanne erhalten. Nach dem Gebrauche sei aber von ihnen ein Silberblechstück und ein kleines Weizenbrot in dieselbe zu legen und wieder an den Ort zu bringen, wo der Empfang stattgefunden habe. Unter diesen Bedingungen stehe ihnen immer die Pfanne zum Leihen bereit. Froh und muntern Schrittes eilten die Abgesandten zu ihren hartenden Freunden zurück, und taten, wie ihnen gesagt war. Mit Sonnenaufgang hielt ein Wagen am Berge und nahm die ansehnliche Braupfanne, welche allda auf zwei Stücken Holz ruhte, in Empfang. Nach dem Gebrauche legte man ein Silberblechstück und ein Weizenbrot darein und lud am Fuße des Berges das geborgte Braugerät wieder ab. Gar oft wiederholte sich diese Szene, bis endlich auf einmal die Berggeister erzürnt Steine nach den Abgesandten warfen und die Stiere töteten, welche die Braupfanne ziehen sollten. Der Grund zu dieser Veränderung war folgender. Einer der Männer, welche die Pfanne zurück nach dem Berge zu schaffen hatten, nahm das Weizenbrot und aß es, und das Silberstück steckte er in die Tasche, die Pfanne aber unreinigte er und lief davon. Von dieser Zeit an hat niemand mehr die Pfanne geborgt erhalten, auch niemand mehr dieselbe zu sehen bekommen.*

2. Lange nach jener Zeit, in der die Berggeister die Braupfanne verborgten, arbeitete einst ein Bauer derselbigen Gegend auf seinem Felde in der Nähe des Stromberges; da sah er von Zeit zu Zeit die Berggeister in graue Gewänder gehüllt, runde Kuchen auf dergleichen Brettern tragend, hin und her laufen. „Was haben die grauen Männchen nur heute für ein Fest?“ dachte er bei sich selbst, und von Appetit getrieben, rief er laut den Geistern zu: „Laßt mich doch auch mitessen!“ „Wir werden dir etwas zukommen lassen“, rief eins der grauen Männchen, „komme nur in der Mittagsstunde zu jenem großen Steine, der dort im Grünen liegt!“ Sobald die

* Vergl. Nr. 438, der Weensberg bei Ostrik.

Sonne ihren höchsten Stand eingenommen, säumte der Bauer nicht, nach dem bezeichneten Ort zu gehen. Zu seinem großen Erstaunen fand er ein Tischchen gedeckt, und darauf lag ein wohlgeratener Kuchen. Noch ehe sich aber der Bauer niedersetzte, vernahm er deutlich die Worte: „Nun isz den Kuchen, doch anschneiden darfst du ihn nicht!“ Da ward ihm ganz eigen zumute, und fast hätte er den Kuchen ungegessen gelassen und würde davon gegangen sein, wenn er nicht endlich von ungefähr auf den Gedanken gekommen wäre, den Kuchen rundum auszuschnneiden. Außerordentlich mundete ihm das Gebäck, und als er satt war, sagte er den Geistern seinen Dank, stand auf und wollte wieder an seine Arbeit gehen; allein kaum war er einen Schritt fortgegangen, so rief eine Stimme ihm die Worte nach: „Der Teufel hat dich klug gemacht. Hüte dich, daß wir nicht auch an dir tun, was du an unserem Kuchen getan hast!“ Nach Jahren fand man einen Leichnam unten am Stromberge im Blute liegen. Die Brust war aufgeschlitzt und das Herz zerfleischt. Dieser Unglückliche aber war jener Bauer, der den Kuchen ausgeschnitten hatte.

3. Zu gewissen Zeiten war aber auf dem Stromberge ein Schloß zu sehen, und deutlich beobachtete man dann aus der Ferne, wie dessen Bewohner daselbst ihr Wesen trieben. Niemand aber wagte es so leicht, persönlich dort einen Besuch abzustatten und das Wesentliche jenes Schlosses näher zu untersuchen. Im Gegentheil warnte man einander eher mit bedenklichen Mienen davor, um sich nicht größeren Gefahren auszusetzen, als man vielleicht zu übersehen im stande sein mochte. Dennoch aber geschah es einst, daß ein Bürger aus der jenem Berge benachbarten Stadt Löbau, ohne daß er selbst davon wußte, jenes Schloß und seine Bewohner näher kennen lernte. Die Geschichte, die man sich davon zu erzählen weiß, ist folgende: Vor langer Zeit war einst ein Schuhmacher aus Löbau in dem etwa zwei Meilen davon entfernten Städtchen Weißenberg zu Markte gewesen, wobei ihn sein Weg am Stromberge vorbeiführte. Als er spät abends wieder nach Hause kehrte, verirrte er sich im Dunkeln in der Gegend des Berges. Lange schon ohne Weg und Steg im Finstern herumirrend, gewahrte er endlich auf der Höhe jenes Berges den Schimmer eines Lichtes. Ohne irgend etwas Unheimliches zu ahnen, ging er darauf zu, staunte aber nicht wenig, als er bei mehr Annäherung ein schönes

großes und erleuchtetes Schloß gewährte, das ihm nicht im geringsten bekannt war. Denn daß es das berühmte Strombergschloß sein könnte, ahnte er entweder nicht, oder er kannte auch die Sage davon gar nicht einmal. Froh, sich endlich aus der Verlegenheit helfen zu können, suchte er den Eingang, um dort sich eine Laterne zu borgen, mit deren Hilfe er seine Reise besser und bequemer zu beendigen dachte. Ohne weitere Schwierigkeiten gelangte er in das Zimmer des Schlosses, welches erleuchtet war, und fand darin zwei Herren. Einer saß an einem Tische und schrieb eifrig, was ihm ein anderer, der mit verschlungenen Armen in der Stube auf und ab ging, in die Feder zu sagen schien. Letzterer redete den Schuhmacher in einem rauhen Tone an und fragte ihn mit kurzen Worten, was er wolle. Dieser erzählte nun seine Geschichte und trug ihm sein Anliegen vor, erhielt aber für jetzt bloß die Antwort von ihm, daß er es sich vor der Hand gefallen lassen müßte, drei Tage und drei Nächte bei ihnen zu bleiben, und daß es ihm nachgelassen sein solle, sich selbst die Arbeit zu wählen, die er bei ihnen während der Zeit verrichten wolle. Der Schuhmacher aber, der so wenig zu dem einen als zu dem anderen Lust zeigte, konnte sich zu keiner bestimmten Arbeit entschließen, es ward ihm daher von jenen beiden Herren auferlegt, während seines Aufenthalts auf dem Berge Steine zu karren. So beschwerlich ihm nun auch dieses Geschäft sein mochte, so wagte er aus Furcht vor einer möglichen gefährlichen Ahndung es doch nicht, sich dessen zu weigern. Endlich am Abend des dritten Tages entließen ihn jene beiden Herren seiner Arbeit wieder, gaben ihm nach seinem Wunsche eine Laterne und erlaubten ihm, nun nach Hause zu gehen. Doch der Schuhmacher, der wo möglich gern einen Ersatz für die dreitägige Versäumnis in seiner Arbeit gehabt hätte, war hiermit nun noch nicht zufrieden, sondern er wagte es sogar, sich einen Lohn für die ganze drei Tage lang treulich geleistete Arbeit auszubitten. Auf vieles Zureden und Bitten empfing er endlich nicht mehr und nicht weniger als einen Silberdreier, und zwar mit der Bedeutung, daß er dadurch, ob es gleich nur ein Geldstück von sehr geringem Werte sei, dennoch sehr glücklich sein werde, indem, solange er dieses besitzen würde, es ihm nie an Gelde mangeln werde. Hiermit zufrieden, verwahrte der Schuhmacher diesen Dreier sorgfältig, beurlaubte sich dann von den beiden Herren, und trat seinen Weg nach Hause an. Spät erst in der

Nacht kam er heim, und fand die Türe seines Hauses schon verriegelt und verschlossen; er klopfte daher mit aller Macht und rufte und schrie, damit seine Frau ihn hören und sobald als möglich einlassen möge. Endlich aus dem Schlafe erweckt, erschien diese, prallte aber mit einem lauten Schrei des Entsetzens zurück, als sie in dem Ankommenden ihren Mann erkannte, den sie schon längst für tot gehalten hatte. Denn anstatt daß er bloß drei Tage abwesend gewesen zu sein glaubte, war er nicht weniger als ein ganzes Jahr entfernt gewesen, und in seiner Heimat hatte man sich überredet, er müsse verunglückt sein, da er von dem damaligen Weißenberger Markte nicht zurückgekehrt war. Da er seinen Gedanken nach gar nicht lange abwesend geblieben, so war er mit der alten Ordnung der Dinge bald wieder vertraut, nur mit dem Unterschiede, daß er nun, seitdem der heilbringende Dreier vom Stromberge in seinem Beutel wohnte, und er diesen niemals leer werden ließ, sich selbst nicht mehr in jene Ordnung wieder hineinfügen wollte und, anstatt wie sonst fleißig zu arbeiten, jetzt nur dem Müßiggange und der Trunksucht sich ergab, weil er augenscheinlich bemerkte, daß er jenes nun nicht mehr nötig habe, dieses ihm aber vergnügtere Tage gewähre. Doch dies, wozu ihn jener heilbringende Dreier verleitete, nämlich der Trunk, war im Gegenteil auch wieder die Ursache, daß er sich eines solchen unerseßlichen Schazes verlustig machte. Denn als er einst in einem starken Kaufsue seinen vollen Beutel hervor suchte und seine Zechen bezahlen wollte, aber aus Unachtsamkeit jenen glückbringenden Dreier ausgab, ward er dadurch, da er sich nun einmal an ein unmäßiges Leben gewöhnt hatte, zum Bettler.

277. Das Banngehölz bei Diehsa.

Gräße, Bd. II, Nr. 801; Klar a. a. D., S. 61 ff.

Zwischen Weißenberg und dem Dorfe Diehsa in der preußischen Oberlausitz breitet sich ein nicht unbedeutendes Gehölz aus, durch welches verschiedene breitere und schmälere Fußwege führen, jedoch vermeiden noch heute die meisten Bewohner der dasigen Gegend den Teil der Waldung, der nahe an der Straße gelegen ist, weil die Sage geht, daß an diese Stelle des Busches ein vornehmer

Herr hingebannt sei, und an manchen Wegen zu gewissen Stunden die festhalte, welche dorthin gerieten; wer aber einmal da festgehalten werde, könne nimmermehr, er möge tun, was er wolle, früher aus dem Gebüsch heraus, als bis die Bannstunden vorüber seien. Man erzählt sich hierüber folgendes. Es soll einst in der Nähe dieses Dorfes ein reicher Edelmann ein Schloß bewohnt haben, der durch seine wilde und unleidliche Gemüthsart sich in der ganzen Umgegend verhaßt gemacht hatte. Derselbe hatte eine Gemahlin, die aber ebenso sanft und gut war, als er finster und hart. In des lebten beide anfänglich doch ziemlich gut miteinander, bis die Liebe, welche der Ritter zu seiner Gattin trug, sich nach und nach in immer größere Abneigung verwandelte, weil dieselbe seinen Wunsch, ihm einen Erben seines Namens und Stammes zu schenken, nicht zu erfüllen vermochte. So entfremdete er täglich mehr seinem Hause; er trieb sich in der Umgegend herum, und wenn er ja einmal zurückkehrte, hatte er kein Wort der Liebe für die arme Dulderin. So war er auch einst bei einem Freunde gewesen, der das Glück genoß, Vater eines muntern, blühenden Knabens zu sein. Neidisch blickte der Unglückliche auf seinen Freund, doppelt fühlte er sein Unglück und entbrannte vor Wut gegen sein unfruchtbares Weib, der er allein sein trauriges Los beimaß. Voll banger Sehnsucht hatte letztere auf seine Rückkehr gelauert, sie eilte ihm mit offenen Armen entgegen, er aber stieß sie mit starker Hand von sich; sie brach rücklings zusammen, verwundete tödlich ihr Haupt am eisernen Torflügel und nach wenigen Stunden war sie nicht mehr. Eine lange Reihe von Jahren schwand dahin, allein der Stachel des bösen Gewissens blieb tief in des Mörders Brust; weder Seelenmessen, noch Schenkungen an Kirchen und Klöster, noch der Bau eines kostbaren Grabmals für die unglückliche Dahingeschiedene waren im Stande dem Mörder Ruhe zu verschaffen. Endlich vermochte er die Qual nicht mehr zu ertragen; er nahm Gift und bald ruhte er an der Seite der unschuldigen Dulderin, seine Güter aber fielen an entfernte Seitenverwandte. Allein auch jetzt fand er noch keine Ruhe, zur Abendzeit sah man murmelnd einen Geist am Schlosse und am Gittertore umherirren, der erst um die Mitternachtsstunde unter dumpfen Gewimmer in der Totengruft verschwand. Einem frommen Priester in der Gegend, der schon manchen Zauber gelöst hatte, gelang es, den Unglücklichen in das

obenerwähnte Gebüsch zu bannen,* um welches er in der Tracht des 17. Jahrhunderts, aber mit erdfahlem Gesicht die Runde macht, den Gruß der Vorübergehenden nicht erwidert, und dann im Gehölze verschwindet; wer ihn aber erblickt, den fesselt er auf einige Zeit so, daß derselbe, er mag wollen oder nicht, jene Stelle nicht wieder verlassen kann.

278. Das Gespenst zu Budissin.

Nach Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 110 ff.; etwas gekürzt auch bei Gräbe, Bd. II, S. 123 ff.

Es hat in des Oberamts-Sekretarius Simon Hoffmanns Behausung zu Budissin ein Gespenst, anfangs in Gestalt einer wendischen, folgendes einer deutschen geschleierten Frau, von des Sekretarii Tochter, so an den Oberamtsadvokaten Christian Keilpflugin vor einem Jahre ungefähr verheiratet worden, sich sehen lassen, und dieselbe um Gotteswillen gebeten, sie wolle ihr helfen, hat sich dabei Sabina Ruprechtin genannt und vorgegeben, sie wäre vordem von Martin Kathmann (wie sie denn beide Namen mit Tinte und Kreide unterschiedliche Male nebst einer unleserlichen Jahrzahl aufgeschrieben) ermordet und im Keller verscharrt worden. Gedachter Martin Kathmann aber ist der leibliche Bruder des damaligen Dekani bei hiesigem, päpstlichem Kapitulo und vormals dieses Hauses Einwohner gewesen. Das Gespenst hat gefleht, man solle sie daselbst aufgraben und in einen Sarg legen und auf einem lutherischen Kirchhofe bestatten. Man würde dabei das Schwert finden, womit der Mord geschehen sei, und ein Kästlein mit Golde, das solle die Mühe reichlich belohnen; ihre Seele hätte ja sonst keine Ruhe.

Das erste Mal hat die Keilpflugin ausgerufen: Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Das Gespenst hat geantwortet: Ich liebe ihn auch. Es hat auch mit der Keilpflugin allerhand

* Das Bannen eines Entseelten an einen gewissen Ort war früher in der Lausitz sehr gewöhnlich, und geschah meistens durch den Scharfrichter. Bei Zittau sollen der Pfeffergraben und der Schüllerbusch dergleichen Orte sein, wo solche gebannte Seelen ihr Wesen treiben. Willkommen, Sagen und Märchen aus der Oberlausitz, Bd. I, S. 21 ff.

geistliche Lieder gesungen und Bibelsprüche angeführt. Da die Keilpflugin dem Begehren des Gespenstes nicht gewillfahrt, ist es von Tage zu Tage unbescheidener geworden, ist auch der Magd erschienen, aber gesprochen hat's nur mit der Keilpflugin. Einmal ist es ihr erschienen in ihres Gemahls Studierstube und hat einen dicken Brief mit roter Tinte oder Blut geschrieben, hervorgezogen, hat gesagt, darin stände ihre Geschichte beschrieben, die Keilpflugin hat ihn aber nicht angenommen. Einmal hat das Gespenst gedrohet, es solle der ganzen Stadt übel gehen, hat sich auch auf der Treppe mit einer feurigen Kugel in der Hand sehen lassen und einen großen Brand verkündigt. Im März ist es dann in einem deutschen Anzuge gekommen und hat ein rundes, feines, blaßes Gesicht gezeigt, hat von neuem geflehet und gedräuert, auch ein Buch nach dem andern aus dem Bücherschranke genommen und laut gelesen. Zu der Keilpflugin hat es gesagt: Ich bin eben ein solch fromm Mensch gewesen, als du; aber es hat mit mir eine Hege, namens Maria, meine Beine genommen und solche Teufelsfüße gegeben. Dabei hat es auf seine Füße gezeigt, die wie Gänsefüße aussahen. Ich werde nur eine Stunde des Tags von einem guten Geiste regieret, sonst treibt mich aber ein böser Geist, daß ich dich so plagen muß.

Einmal hat es der Keilpflugin mit großem Grimm in den Nacken gegriffen und gekneipt, daß man die blauen Flecke etliche Tage lang gesehen. Zu nachts ist es ihr in der Schlafkammer wie ein lichter Blitz erschienen, hat sie im Bette bald in die Schenkel, bald in den Rücken, bald auf die Achseln schmerzlich gezwickt, ja es hat sich zu ihr ins Bette gelegt und sie bedräuert, ihren Ehemannen nicht zu wecken. Als es aber die Keilpflugin getan, hat es sie entseßlich gezwickt und ist verschwunden.

Zu andern Malen hat es einen Gestank wie Knoblauch und garstigen Speck hinter sich gelassen; ist auch zuzeiten mit feurigen Ketten um den Leib oder mit einem blutigen Maule, greulichen Klauen und einem langen Ruchschwanz, wie auch in Gestalt eines Kaninchens erschienen.

Die geistlichen Lieder hat es mitgesungen, aber ganz lachend und spöttlich, nur nicht: Vater Unser im Himmelreich, Gott der Vater wohn uns bei, Wir glauben all an einen Gott. Bei diesen Liedern hat es greulich gelärmt oder ist davongegangen.

Vom Mai bis zum September hat man fast alle Morgen an den Türen und Wänden, auf den Tischen, Kästen, Dielen Sprüche angeschrieben gefunden mit Kreide und Rötel, ja auch mit Feder und Tinte hat es dem Herrn Keilpflug viel Papier verdorben. Die Schrift ist aber allzeit sehr unrichtig und schlecht geschrieben gewesen. Das Gesinde hat trotz des geschehenen Verbotes abergläubische Mittel angewendet und zwei Besen kreuzweis vor die Türe gelegt, auf denen es auch einmal stehen geblieben ist und die Schwelle nicht überschritten hat.

Im Mai hat es wieder von dem Kasten mit dem Gelde angefangen und denselben auch geholt und ihn der Keilpflugin gezeigt, die hat aber gesagt: Ich begehre nichts Zeitliches, und hat ihn nicht genommen, obgleich das Gespenst sie bei ihrer Seelen Seligkeit und Gottes Barmherzigkeit angeflehet. Darnach ist es gar ungebärdig geworden mit Tumultuieren, Schlägen und Werfen im ganzen Hause herum, hat nach der Magd geworfen, und den Amanuensis des Herrn Advokaten gezwickt und aus dem Bette geschmissen, daß er sich geweigert hat, länger im Hause zu bleiben.

Dadurch ist das ganze Ereignis, das man bis dahin auf Rat des Beichtvaters, des Herrn Archidiakonus Muscovius, gegen jedermann geheim gehalten, endlich ruchbar geworden und dem gesamten geistlichen Ministerium angezeigt worden, worauf denn im Hause alle Montage und Donnerstage gewisse Bestunden eingerichtet worden sind, an denen Hunderte von Personen teilgenommen haben; wie denn auch im öffentlichen Kirchengebete des Gespenstes gedacht worden ist. Das Nachgraben ist aber verwehret worden, da das Gespenst das Jahr der Pest 1631 als sein Todesjahr angegeben hat und auch früher schon einmal im Keller übelriechende Knochen aufgefunden worden waren. So hat man aus Furcht vor der Pest und weil ja der angebliche Mörder ohnedies nicht mehr am Leben gewesen, den Keller nicht untersucht. Das hochwürdige Ministerium aber hat erklärt, was das Gespenst vorgebe, es könne sonst nicht ruhen, sei nichtig Ding, sintemal es gewiß keine Seele, sondern der leidige Satan selbst sei.

Das päpstliche Kapitulum aber hat die geistliche Gerichtsbarkeit über das Haus beansprucht und sich erboten, zwei Kapitulares hinzuschicken, um diese Seele, die aus dem Fegefeuer wäre und nicht ruhen könne, zu beschwören und zu befragen. Aber der Rat

hat es nicht zugegeben, „daß solcherweise der Teufel durch Beelzebub vertrieben und päpstlicher Uberglauben vermehrt würde“. Auch das Gespenst selbst hat sich als gut lutherisch bewiesen und den 18. Juni diese Worte mit Kreide auf den Tisch geschrieben: „Den Katholischen traue nicht, ich bin nicht im Fegefeuer“ und darunter: „Gottes Wort und Luthers Lehr vergehet nun und nimmermehr.“ Als der Dekanus solches vernommen, hat er zwei Kapitulares in das Haus geschickt. Die haben drei Kreuze über die Schrift gemacht und dazu geschrieben: Du bist eine Heze. Das Gespenst aber hat den 19. daruntergeschrieben: Martin Rathmann, die katholischen Hunde. Als die Keilpflugin den 21. Juni zur Beichte hat gehen wollen, hat das Gespenst auf der Treppe zu ihr gesagt: Gehe im Namen Gottes, wenn's mir nicht eine Schande wäre, so wollte ich mitgehen. Den Tag nachher hat es auf Papier geschrieben: Das Blut Jesu hat dich gemacht gestern rein von Sünden allen, und ein unförmliches Krüzifig darunter gemalt. Den 25. Juni schrieb's: Laß mir den Sarg machen und darauf schreiben: Jesus Christus gestern und heute, Martin Rathmann im Jahr 1631, ein andermal fromme Bibelsprüche und den 30. Juni: Mein Vater hat auf der Schloßgasse gewohnt; du mußt machen, was ich will, ich laß dir sonst keine Ruhe. Als der hochwürdige Herr Archidiakonus die Keilpflugin besucht, hat es ihm mit der Hand bedräuert, da ist dem Herrn auf einmal so übel und entseßlich geworden, als solle er augenblicks sterben. Hernach hat's angeschrieben: Muscovius verdammet mich, aber verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet; Miserere mei.

Nochmals hat es sich erdreistet, der Keilpflugin in Gegenwart ihres Gemahls zu erscheinen. Der hat dann samt dem Amanuensis Degen genommen und haben nach der angezeigten Richtung hin gestochen und gehauen, daß das Gespenst in die Höhe gesprungen ist und sich geduckt hat, auch in Gestalt eines Vogels aufgefliegen und in Gestalt einer Kugel zur Erde gefallen ist. Andern Tages hat es aber ein Schwert mitgebracht und sich bei der Keilpflugin beklagt, wenn es Unglück haben werde, müßte ihr Mann es verantworten. Vom 15. Juli an hat es überall hingeschrieben: Feuer, Feuer auf dem Rathhause, Feuer auf dem Schlosse, Feuer auf der Dechanei. Darum gehe aus von dem sündigen Sodom, der Blutstadt wird es übel ergehen. Da haben viele Leute ihr Hab und

Gut in die Keller geräuml, es ist aber kein Feuer herausgekommen. Ein geistlicher Herr schrieb darunter: Feuer auch in der Hölle, und zwar ewiges Feuer für dich und deine Gesellschaft. So ist es fortgegangen bis in den September. Unterdessen hatte der Rat und das geistliche Ministerium den ganzen erschrecklichen Vorfall nach Dresden gemeldet, worauf die Dresdenschen Theologen ein „schriftmäßiges Bedenken“ über das Budissinsche Gespenst ausarbeiteten, worin in vier Abschnitten das Gespenst als ein Werk des Satans, und zwar des scheinheiligen weißen Teufels erklärt wird. Dies beweise genugsam sein Widerwille gegen die lutherische Geistlichkeit. Vor den Drohungen habe man sich nicht zu fürchten, sientemal der Teufel ein ohnmächtiger Geist sei, der nicht einmal ohne erlangte Erlaubnis in die Säue fahren konnte (Matth. 8, 31). Dem papistischen Klerus, der sich selbst zur Hilfe angeboten hätte, wie alle falsche Propheten zu tun pflegten (Jer. 13, 21. 32, Matth. 7, 15), sei nicht zu willfahren; seine Gaukelpossen, mit denen er den Teufel durch Beelzebub auszutreiben vermeinte, könnten höchstens die Lutherischen im Glauben irre machen und zu verdammllichem Abfall verleiten. Weil aber nach Christi Ausspruch (Matth. 7, 21) diese Art nicht ausfährt, denn durch Beten und Fasten, so seien auch hierbei keine anderen Mittel anzuwenden. Was mit den kreuzweis gelegten Besen geschehen, sei eine schwere Sünde. Man solle tägliche Betstunden halten und sich der geistlichen Trostgründe nach Anleitung Lutheri, Hieronymi Welleri, Aviani, Glasii, Scherzeri, Brunnenhorstii, Scriveri und anderer fleißig bedienen usw. Unterzeichnet ist dies Aktenstück von Dr. Samuel Benediktus Carpov und fünf anderen Dresdener Theologen.

Nachdem nun auf Beschluß des Budissiner geistlichen Ministerii keine Schrift des Gespenstes mehr gelesen, sondern ungelesen ausgelöschet, das bekleckste Papier aber „in des Pilati geheimer Kanzlei“ versenket worden, hat das Gespenst nach und nach zu erscheinen aufgehört, so daß man am 8. Oktober, Dom. 19. post. trinit., in der Kirche eine öffentliche Dankagung gehalten hat.

279. Der Franziskanermönch in Bauzen.

Gräße, Bd. II, Nr. 735.

Im Jahre 1225, also noch zu Lebzeiten des heiligen Franziskus, wurde die Franziskanerkirche zu Bauzen, mit der ein Kloster in Verbindung stand, eingeweiht. Kirche und Kloster sind seit dem Brand am 2. Juli 1598 nicht wieder aufgebaut worden und von der Kirche standen noch im 19. Jahrhundert die nördlichen Umfassungsmauern, während der innere Raum derselben eine Menge kleiner Wohnungen barg, welche mit dem Namen „Mönchskirche“ bezeichnet wurden. Zur Zeit als das Kloster noch blühte, war ein Mönch in dasselbe eingetreten, der von seinem Erbteile einen kostbaren Ring, eine goldene Kette und ein mit Edelsteinen besetztes Kreuz verheimlicht hatte und diese Kleinodien in einem Sarge, der in dem Grabgewölbe der Franziskanerkirche stand und mit einem Schlosse verwahrt wurde, wovon der Schlüssel im Kloster hing, sorgfältig verbarg. Von Zeit zu Zeit weidete er sich an seinem Schätze. Einst, als er seinem Schätze einen Besuch gemacht, und darauf den Klostergarten, der das ganze Terrain einnahm, wo jetzt das alte Seminar und das Gasthaus zum Lamm stehen, durchschritten hatte, bemerkte er, wieder im Kloster angelangt, daß ihm der Schlüssel abhanden gekommen war. Sobald er nun seine Klosterbrüder im festen Schlummer wußte, machte er sich, eine Kerze in der Hand, auf, den Schlüssel zu suchen. Er muß aber den Schlüssel nicht gefunden haben, denn noch in neuerer Zeit und zwar zuletzt im Jahre 1845, will man den Mönch mit seiner Kerze zur Nachtzeit bemerkt haben.

280. Die Sage vom Rabenstein in Bauzen.

Gräße, Bd. II, Nr. 764; A. Klar, die helle Sagenzelle. Abbau o. J. in 18, S. 2 ff.

Vor einigen Jahrzehnten sah man vor dem Haupttore der Stadt Bauzen am Abhange des Rabenberges ein verfallenes Gemäuer, welches in der Form eines Halbkreises Dornen und Disteln barg. Eine schmale, zum Teil verschüttete Treppe führte vom Fuße des Abhanges in das Innere des Halbzirkels, und in der Mitte des Gemäuers gewahrte man ein vermauertes Pfortchen, das un-

strettig als Thür zu dem größtentheils mit Erde und Steinen angefüllten Gewölbe geführt hatte. Das hieß der Rabenstein. An seine Trümmer, die man jetzt nicht mehr sieht, knüpft sich eine Sage, und noch heute wird der Ort nicht für geheuer gehalten, denn in der Dämmerung soll sich daselbst zuweilen eine weiße Gestalt blicken lassen. Jene Sage aber lautet also:

Einst soll ein Bürgermeister von Bauzen eine wunderschöne Tochter gehabt haben, um deren Hand die reichsten und schönsten Jünglinge der Stadt und Umgegend vergebens warben. Vorzüglich bemühte sich ein reicher Kaufmannssohn, der aber freilich von seiten seines Charakters nicht das beste Lob hatte, ihre Liebe zu gewinnen. Da er ein schöner Mann war und seine Verhältnisse glänzend, so hätte es ihm vielleicht geglückt der Jungfrau Herz zu erobern, allein da begab es sich, daß dieselbe eines Morgens den Rabenberg erstieg, um sich an der herrlichen Aussicht von diesem Punkte aus zu erfreuen und hier einem fremden Ritter begegnete, der sie um den nächsten Weg nach der Stadt fragte. Noch nie hatte der Anblick eines Mannes einen so tiefen Eindruck auf ihr reines Gemüt gemacht als in diesem Augenblicke, und als nun an demselben Tage ihr Vater ihr denselben Jüngling als einen an den Rat der Stadt gesendeten kaiserlichen Gesandten vorstellte, widersprach sie ihm nicht, als derselbe von gleicher Neigung entzündet, ihr sein Herz und seine Hand anbot. Nicht lange dauerte es, so ward die Hochzeit der beiden Liebenden gefeiert; nur ein Mensch schwur ihnen Rache, und dies war der zurückgewiesene Freier. Derselbe verheiratete sich bald darauf selbst und schien allen Gedanken an seine frühere Geliebte entsagt zu haben. Da begab es sich einst, daß der Gemahl der schönen Bürgermeisterstochter zum Kaiser entboten ward und sie mit ihrem Knäblein, das sie demselben kurz zuvor geboren, allein zu Hause war, da sie ihre Dienerin zu einer Vergnügung entlassen hatte. Diese Gelegenheit benutzte jener tückische Bösewicht, schlich sich ins Haus, und während Mutter und Kind im süßen Schlafe lagen, ermordete er gefühllos das unschuldige Wesen. Als nun aber das unglückliche Weib erwachte und ihr Kind im Blute sah, da vergingen ihr die Sinne, und als sie wieder zu sich kam, fand sie sich im Kerker wieder. Sie hatte in der Fieberhitze sich als Mörderin ihres Säuglings angeklagt, und unbarmherzige Richter verurteilten sie schonungslos zum Tode, denn da ihre Eltern gestorben

und ihr Gatte weit entfernt war, hatte sie niemanden, der sich ihrer angenommen hätte. Als die Unglückliche den ungerechten Spruch vernahm, rief sie: „ich bin unschuldig, ein Wunder wird die Wahrheit meiner Worte bestätigen.“ Doch nichts half ihr ihr Beteuern, sie ward auf den Rabenstein geschleift, und in demselben Augenblicke, wo ihr Gatte in die Mauern Bauzens eintritt, voll Freude, sein Weib und Kind wieder umarmen zu können, zerbrach der Nachrichten ihre Glieder auf dem Richtplatze. Siehe, da spaltete sich auf einmal das Gemäuer des Hochgerichts in drei Teile, und als ihr unglücklicher Gatte sie noch einmal in schrecklich verstümmelter Gestalt gesehen hatte, stürzte er sich verzweifelnd in sein Schwert. Ihren Verderber aber ließ es keine Ruhe, er klagte sich selbst an und konnte den Augenblick, wo sein schuldbeladenes Haupt sein doppeltes Verbrechen sühnen sollte, kaum erwarten. Das finstere Gewölbe des Rabensteins umschloß auch seinen Leichnam, doch seine Seele hatte keine Ruhe. Sobald die Dämmerung finstern Schatten ausbreitete, sah man fortan eine weiße Gestalt über den Rabenstein wandeln, bittend die Hände gen Himmel erheben und dann plötzlich wieder verschwinden.

281. Wie vier Gehängte zu einem Futterschneider zu Gaste gebeten worden und auch gekommen sind.

Gräke, Bd. II, Nr. 744; Annalen der Stadt Bauzen, um das Jahr 1556.

Im Jahre 1556 hat es sich begeben, daß ein Futterschneider zu Budissin, der in einer der äußersten Vorstädte gewohnt, und dessen Weib eine Schleierweberin gewesen, an der Kirmeß, den 13. September, mit seiner Gesellschaft in ein Dörfchen, so eine Viertelmeile von Budissin gelegen und Doberschau geheißten war, wo man gut Bischoffswerder Bier schenkte, gegangen ist, um sich mit Trinken zu belustigen, und hat sich daselbst etwas lange in die Nacht hinein aufgehalten. Als sie nun wohlbezeit sich auf den Heimweg machen und über einen Fußsteig nicht weit vom Gerichte des Ortes gehen müssen, sind sie toll und voll unter den Galgen getreten und haben die armen Sünder verspottet, was sie da machten. Einer unter ihnen hat gar solche dürre und schwarze Brüder zu Gaste gebeten, sie sollten mit ihm nach Hause gehen und mit etwas kaltem Gebratenen,

das er zu Hause in Vorrat habe, vorlieb nehmen und verzehren helfen. Darauf gehen sie von dannen. Wie nun der Wirt, der sie geladen, allein heimkömmt, und sein Weib sich mit den Kindern zu Bette begeben hat, findet er die vier dürren Brüder, welche ihre eisernen Ketten am Halse gehabt, hinter dem Tische sitzen, sie wollten ihre Mahlzeit haben. Als nun der Wirt sehr erschrocken ist und nicht gewußt hat, was er tun solle, um ihrer los zu werden, stehen sie auf, reißen von dem Gezüge, welches in der Stube gestanden, das aufgebäumte Garn ab, wickeln es dem Wirt um die Beine und hängen ihn mit den Füßen unter seinen Tisch, und dann verlieren sich die schwarzen Brüder. Der gehangene Wirt schreit nun um Hilfe und Rettung; zwar will anfangs niemand hören, da das Weib fest geschlafen hat und nicht geweckt werden konnte, allein endlich haben die Nachbarn das Geschrei gehört, sind, weil alles fest verriegelt und verschlossen gewesen, zu den Fenstern herein gestiegen und haben den Geheukten erlöst, worauf er ihnen erzählt, wie die schwarzen Brüder mit ihm umgegangen, weil er sie, die ihr Urtheil erlitten, nicht in Ruhe gelassen.

282. Das Militärgespensst.

Gräße, Bd. II, Nr. 891; nach Gräve, S. 177.

Im Jahre 1738 kam der Hofnarr Augusts des Starken, Schmiedel, durch Budissin, und als er durchfuhr, sah er den dort in Garnison liegenden Obersten von Schmiskal aus seinem Fenster des Hauses Nr. 282 herausgucken. Er sah hinauf und sprach lachend und mit dem Finger drohend: „Nun warte nur! Dich werden sie auch bald beim Schlagfittich nehmen!“ Dies griff den abergläubischen, und allerdings mancher Schuld sich bewußten Mann so ans Herz, daß er selbst durch einen Schuß wenige Tage nachher seinem Leben ein Ende machte. Seit dieser Zeit wird jedesmal jährlich in der Nacht, wo er sich das Leben genommen hat, erst ein greulicher Lärm in dem gedachten Hause gehört, bis im letzten Viertel der zwölften Stunde der unglückliche Oberst in dem militärischen Kostüm seiner Zeit erscheint, über den Saal des Hauses schreitet und dann verschwindet.

283. Die weiße Frau bei Dehna.

Serbske Nowiny 1857, S. 116 ff., übersetzt von Dr. Pflk.

Wer von Baugen nach Dehna geht, den führt der Weg an der Pulvermühle vorbei. Neben der Pulvermühle aber, auf den Dehnaer Bergen und auf den nahen Feldern bis zu den Leichnitzer Rainen zeigt sich „die weiße Frau“.

Vor (nun etwa) hundert Jahren ging ein Mann aus der Seidau jeden Freitag nach Dehna nach Buttermilch. Als er eines Freitags zur Pulvermühle kam, sah er zur Linken inmitten zweier Steine eine weiße Frau sitzen, welche ihm mit dem Finger winkte. Er aber ging nicht zu ihr hin, sondern setzte seinen Weg fort, ohne sich weiter etwas dabei zu denken.

Nach einer Woche ging er denselben Weg und sah wieder die weiße Frau sitzen und ihm zuwinken. Er dachte, daß es vielleicht ein lasterhaftes Frauenzimmer sei, deshalb rief er: „Ich habe selber eine Frau!“ Als er nach Dehna kam, erzählte er, was er schon zwei Freitage hintereinander gesehen hatte. Dort wurde ihm gesagt, daß dies keine Verführerin, sondern ein Geist sei, der sich schon andere Male gezeigt habe, und er solle, falls er ihm wieder erschiene, dorthin gehen, weil er zu seiner Erlösung bestimmt sein könne. Und wirklich; so war es auch. Denn als er nach acht Tagen wieder nach Buttermilch ging und an jene Stelle kam, wurde ihm von der weißen Frau gewinkt, und jetzt trat er zu dem Steine, wo sie saß. Als er zu ihr kam, erhob sie sich wie ein großes Frauenzimmer, begann mit ihm zu reden und lockte ihn, daß er mit ihr ging. Er aber erschrak sehr vor ihr und wollte nicht mitgehn, denn sie hatte eine wunderbar spitze Zunge und Augen wie Feuer. Da bat sie ihn weinend, daß er sie erlöse, weil sie sonst noch hundert Jahre warten müsse, ehe jemand in solchem Zeichen geboren werde. Er aber erbarmte sich nicht über sie, und deshalb geht sie noch jetzt dort um.

Dehnaer Burschen gingen einst nach Salzenforst zu Tanze und verabredeten, daß sie sich in Leichnitz versammeln wollten. Als nun der Schäfer allein ging und in das sogenannte „Krebsthal“ kam, sah er vor sich ein Frauenzimmer und eilte, daß er sie einholte, und als er sie erreichte, erfaßte er sie mit den Händen und sagte zu ihr: „Guten Abend, Mädchen“, und in demselben Augenblicke

verschwand sie, indem sie ein wenig zu rascheln anfang, aus seinen Händen.

Im Jahre 1856 gingen zwei Schwestern abends von Leichnitz nach Dehna; als sie ins Karlsthal kamen, sahen sie, daß ihnen die weiße Frau entgegen kam; es sagte die eine zur anderen: „Werden wir etwas sagen?“ Jene antwortete: „Das versteht sich!“ Da wünschten sie ihr (die eine deutsch, die andere wendisch) „Guten Abend“, und sie dankte ihnen mit dumpfer Stimme.

284. Der verbannte Soldat in Pürschwitz.

Mitgeteilt von Dr. Wilk.

Am Abend nach der Schlacht bei Bauzen loderte die Kirche des Dorfes Pürschwitz, angesteckt von der Hand eines Soldaten, in Flammen empor. Jener Krieger nun, der das Gotteshaus angezündet hat, ist in einen langen Hohlweg unweit des Dorfes Pürschwitz gebannt. Er muß den Hohlweg so lange auf und ab marschieren, bis seine Strafzeit vorüber ist, und hat noch Jahrhunderte zu warten, ehe er zur Ruhe kommt (vergl. jedoch Nr. 365).

285. Die unerlöste Seele.

Luzica 1892, S. 85 f., übersetzt von Dr. Wilk.

Nah bei Drehsa am Wege, welcher von Drehsa nach Gröditz führt, hat in alter Zeit ein großer Baum gestanden. Als dort einmal ein Knecht in der Nacht bei Mondschein vorübergegangen ist, aus seinem Pfeifchen schmauchend, hat er dort unter diesem Baum ein kleines Männlein sitzen sehen, welches auch ein Pfeifchen Tabak geraucht hat. Da hat das Männlein den dienenden Burschen gebeten, daß er ihm seinen Tabaksbeutel leihen möge, damit es sich sein Pfeifchen vollstopfen könne. Der Knecht hat seinen Wunsch erfüllt und ihm seinen Beutel gereicht — das Männlein hat aber den ganzen Beutel Tabak in sein Pfeifchen gestopft, was unseren Burschen sehr ärgerte. — Nach einiger Zeit geht dieser Knecht wieder in der Nacht bei Mondenschein vorüber; das Männlein sitzt dort

wieder mit seinem Pfeifchen unter dem Baume und bittet ihn wieder um den Beutel Tabak, daß es sein Pfeifchen stopfen könne. Und da stopfte es ihm wieder den ganzen Beutel leer, was ihn noch mehr ärgerte. „Von dem Kerl“, dachte der Knecht, „läßt du dich nicht mehr betrügen.“ — Nun geht er zum dritten Male auf diesem Wege beim Mondenscheine und sieht schon von ferne wieder das Männlein unter dem Baume. Und da geht er einen großen Bogen um ihn herum, daß er nicht zu ihm komme. Als aber das Männlein gewahrte, daß es der Bursche umging, fing es an sehr zu jammern und zu weinen und ihm zuzurufen: „Wenn du noch dieses einzige Mal vorbeigegangen wärest und mir deinen Beutel dargereicht hättest, wäre ich erlöst gewesen und hätte dir ein großes Vermögen gegeben. Nun aber muß ich noch hundert Jahre warten, ehe ein solcher Mensch geboren wird, der mich wird erlösen können.“

286. Der Eid des alten Schäfers.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung Pflk.

Um die Fluren bei der Schafbrücke zwischen Geißlig und Lömischau haben eine Herrschaft und Bauern einst einen Grenzstreit geführt. Der Schäfer, einer der ältesten Männer in der ganzen Umgegend, sollte beschwören, wie die Grenzen vor alters gegangen seien. Da hat sich der Schäfer, der im Sinne und zu Gunsten der Herrschaft ausagen zu müssen glaubte, die Stiefeln voll herrschaftlicher Erde gestreut und hat dann an Ort und Stelle im Freien beeidet, daß er auf herrschaftlichem Grund und Boden stehe. An jener Stelle, wo der Hirte jenen treulosen Eid geleistet, soll noch jetzt zuweilen vor und nach Sonnenuntergang ein geisterhaftes Jammergeschrei (des Schäfers) ertönt sein, das denjenigen, der es unverhofft hört, in Schrecken setzt.

287. Die wiederkehrende Selbstmörderin.

Luzica 1882, S. 77, übersetzt von Dr. Pflk.

In einem alten Häuschen in Holscha wohnten ein alter Mann und eine alte Frau. Der Mann starb und die Frau nahm sich

(ich weiß nicht warum) im nahen Teiche das Leben. Solche Leute durften damals auf keinen Friedhof und sie wurde dem Henker übergeben. Der Scharfrichter war damals in Bissahora. Dieser fuhr mit dem Karren herbei und brachte die Frau zum Räuberkretscham, wo er sie unten im Tale verscharrte. Als er aber nach Hause gefahren ist, hat die Frau auf dem Karren gefressen. Dies geschah zweimal. Als er sie zum dritten Male hinuntergefahren hatte, stach er ihr mit der Schaufel den Kopf ab. Alsdann ist die Frau nicht mehr gekommen.

288. Der blutende Geist zu Neschwitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 859; nach Gräve, S. 97.

Auf dem alten Schlosse Neschwitz, nicht weit von Budissin (im sogenannten Drangenhause) erscheint den 7. Juli, manchmal auch zu anderen Zeiten in der Mitternachtsstunde eine bleiche abgehärmte Gestalt voller Blut, welche um das Schloß herumgeht, und dann mit einem tiefen Seufzer wiederum verschwindet. Die Veranlassung dazu ist folgende. Als am 6. Juli des Jahres 1698 Joh. R. Joachim (Rittmeister) auf Saritsch, und Jakob auf Zescha, Gebrüder von Theler bei ihrem Vetter, W. Ehrenreich von Theler auf Neschwitz bei einem freundschaftlichen Gastmahle waren, erhob sich zwischen erstgenannten beiden ein Streit über politische Meinungen, welcher so heftig wurde, daß sie ins Nebenzimmer gingen und ihre Degen zogen. Der Wirt, Wolf Ehrenreich, dies bemerkend, eilte ihnen, um Ruhe zu stiften, sofort nach, redete zur Sühne und ergriff, sich unter die Kämpfenden werfend, einen Stuhl, wobei er von einem der Zornwütigen einen Stich erhielt, an dessen Folgen er am andern Tage starb.

289. Die verbannten Mönche im alten Neschwitzer Schlosse.

Luzica 1887, S. 72, übersetzt von Dr. Pflk.

Einmal war — es ist das schon lange her — ein reicher Graf in Neschwitz — man sagt, daß er Krabat geheißten habe (vergl. die Krabatssage Nr. 679); dieser hatte Geld mit Haufen und dazu zwei

Söhne: denen wollte er zum heiligen Christe eine große Freude bereiten — denn er hatte Geld genug — und er bestellte sich zwölf Mönche, geschickte Goldarbeiter, die ihnen einen Wagen aus purem Golde erbauen sollten. Damit dies aber die Söhne vor der Zeit nicht erführen, mußten die Mönche unter dem Schlosse in den Kellern — es gibt deren gerade zwölf — arbeiten und durften nur nachts ausgehen. Doch erführen es die Söhne auf irgend welche Weise — der goldne Wagen war gerade fertig — vor Weihnachten und rühmten sich damit vor dem Vater. Der Vater wurde so zornig, daß er die Mönche sogleich zu ewiger Arbeit in diesen Kellern und zur Bewachung des goldnen Wagens verfluchte und verzauberte. Der Wagen blieb im zwölften Keller. Viele Leute haben ihn schon heben wollen, aber niemand ist bis in den zwölften Keller gelangt; bis zur Türe sind einige gekommen, aber dann haben auch die mannhaftesten umkehren müssen, von jenen Mönchswächtern verfolgt. Die Mönchsgoldschmiede hatten vom Grafen in einer Stube des Schlosses zwölf Betten, welche ihnen bereitet wurden. Als er sie verflucht hatte, wollte er sie ihnen nicht mehr lassen; aber die Mönchsgeister stachen ihm die Augen aus und da mußte er in ihr Verlangen willigen; sonst hätten sie ihn gewiß getötet. Daher war auf dem Neschwitzger Schlosse beständig eine Frau angestellt, welche jeden Tag zu gewisser Stunde die Betten herzurichtete hatte — und sie wußte nie, für wen. In jedem Deckbette war immer nur eine solche kleine Vertiefung, als ob dort eine Kaze gelegen hätte, und in der Vertiefung lag jeden Tag ein Geldstück für das Bettmachen. Dieses Bettmachen ist geschehen bis in die neueste Zeit, vor kurzem aber hat man damit aufgehört. Es ist noch nicht so lange her, daß dort einmal die Bettmacherin vor der festgesetzten Zeit gekommen ist, — da haben dort noch zwölf solcher graubärtiger Männer in den Betten gelegen, welche der auf den Tod erschrockenen Frau zugerufen haben, daß sie dieselbe erstechen wollten; aber sie hat so innig gebeten, daß sie ihr das Leben gelassen haben, falls sie niemandem etwas sage (vergl. jedoch auch Nr. 331 und 925).

Sonst hat es immer die Leute im Schlosse und um das Schloß gescheucht, so daß die Grafen ausgezogen sind und sich ein neues Schloß erbaut haben. Noch vor einigen Jahren haben Maurer, welche auswendig am alten Schlosse etwas ausbesserten, entfliehen müssen, so hat es sie gequält.

Einstmals war in Neschwitz ein trunksüchtiger Mann, der sein ganzes Vermögen vertan hatte. Dieser ging nachts am alten Schlosse vorüber und sah in den Kellern Licht. Furchtlos schlüpfte er hinein und traf im dritten um einen Tisch drei starke graubärtige Männer Goldstücke arbeitend in einem großen Haufen Golde. Sie wollten ihm den Hals umdrehen, aber er bat kläglich. Da durfte er sich so viele Goldstücke mitnehmen, als er einstecken konnte, aber dafür mußte er versprechen, daß er niemandem etwas sagen und auch nicht wiederkommen werde. Von nun an lebte er in Freuden, und alle wunderten sich darüber. Jedoch viele Jahre dauerte es nicht — und er hatte alles wieder verpraßt. Da ging er wieder einmal recht betrunken an dem Keller vorüber, ging dort hinein und traf in demselben die Männer, welche ihn furchtbar quälten, daß er beinahe tot war. Dann gaben sie ihm fünfzig Goldstücke und stießen ihn mit Drohungen aus dem Keller. Dadurch wurde der Trunkenbold geheilt und er gebrauchte sein Geld mit Vernunft.

290. Der Geldgeist.

Luzica 1885, S. 42 f., übersetzt von Dr. Pflk.

In einem Dorfe bei Rosenthal ging einst hinter dem Bauer Bänisch ein Geist einher und erschien ihm, zuerst fern, dann immer näher, bis er zu ihm ins Haus kam. Die Bäuerin, bei der Wiege ihres jüngsten Söhnchens sitzend, hörte alles genau, was der Geist mit ihrem Manne redete; jedoch sah sie niemanden weiter; da steckte sie immer ihren Fuß beim Wiegen auf die Stelle, wo anscheinend der Geist redete, spürte aber nichts. Der Geist bat den Mann so lange, bis ihm dieser zuletzt alles versprach. Sie setzten eine Nacht fest, wo sich der Bauer mit einer Schaufel auf den Weg zu begeben hatte. „Zu fürchten brauchst du nichts, aber umschauen darfst du dich nicht!“ sagte sich verabschiedend der Geist. In der festgesetzten Nacht begab sich Bänisch auf den Weg. Im Gehen ergriff ihn der Geist am Arme und trug ihn eilends durch die Luft in den Wald, wo er eine Grube graben mußte. Dem Geiste dauerte das Graben zu lange, er griff selber nach der Schaufel und grub so schnell, daß die Erde nach allen Seiten flog. Auf einmal grub er eine große

kupferne Pfanne aus und befahl dem Bänſch: „Hebe den Deckel auf!“ Dieser tat es und erblickte die Pfanne voll goldener und silberner Geldstücke. Der Geist gebot weiter: „Nimm, was du kannst!“ Aber als Bänſch nach den Geldstücken griff, hörte er hinter sich die Stimme seines ältesten Sohnes, welcher in der Stadt auf der Schule studierte, und das Gebell seines lieben Hündchens. Da schaute er sich unversehens um und sagte: „Was machst denn du hier?“ Und sieh! an der Stelle des Geldes hielt der Bauer ein Kreuzifix in den Händen, die Pfanne aber fuhr vor seinen Augen klirrend hinab in die Erde. Der Geist war verschwunden. Stehend spähte Bänſch, nicht wissend, wo er sei; indem schlug es plötzlich in Rosenthal 12 Uhr, und daraus erkannte er, daß er im Zernaer Walde sei. In der Nacht des folgenden Tages kam der Geist wieder zu dem Bauer und verlangte von ihm ein weißes Tuch. Sobald er aber einen Zipfel berührte, war der Zipfel verbrannt. Und beim Scheiden sagte er dankend zu ihm: „Wenn du nur ein Stück erlangt hättest, wäre alles Geld dein gewesen und ich wäre erlöst gewesen. So hast du mir nur Verlegenheit bereitet und über dreihundert Jahre wird erst wieder ein Mensch geboren, der mich erlösen kann.“

291. Die verbannten Bauernburschen.

Gräbe, Bd. II, Nr. 884; Gräbe im Neuen Lausitzer Magazin, 1888, S. 132, und in seinen Sagen S. 75.

Auf dem von Ramenz nach Gersdorf über das Dorf Gelenau hinführenden Wege kommt man an einen kleinen Busch und dann links zu einem kleinen Teiche. Man nennt diese Gegend das Gelenauer Weidig, doch wird dieselbe von jedermann gemieden. Man will hier öfters ein Achzen und Seufzen, Zischen, Schnarren und Pfeifen vernehmen, kreischende Stimmen aus dem Röhricht hören und blaue Flämmchen aus dem Wasser aufsteigen sehen, in der Luft und im Wasserspiegel greuliche Gestalten erblicken, und zuweilen sollen Spukgeister den Vorübergehenden aufhocken. Angeblich sollen dieses die Geister einer Rotte wüster Gefellen sein, die im Jahre 1537 am Vorabende des Christtags von Neukirch, ihrer Heimat, nach Pulsnitz gezogen waren, und sich dort einen tüchtigen Raufsch geholt hatten. Auf dem Rückwege kamen sie,

durch das inmittelst begonnene Schneegestöber geblendet, von dem ihnen sonst wohlbekannten Pfade ab; unwirsch darüber begannen sie gräßlich zu schimpfen und zu lästern, und als ihnen ein von Gersdorf mit seinem Sakristan zurückkehrender Mönch entgegentrat und sie ernst abmahnte, verschlossen sie ihm höhrend den Mund mit Schneebällen. Da entbrannte der heilige Mann in gerechtem Zorn und bannte die Gottlosen in jenen Teich, wo sie bis heute noch ihr Wesen treiben.

292. Die Smertniza.

Nach Haupt, Sagenbuch der Lausitz, 1862, Bd. I, Nr. 10.

Smertniza heißt bei den Wenden eine Todesbotin, welche als eine wohlgebildete, blasse, weiße Frau umherwandelt und sich in demjenigen Hause zeigt oder durch Pochen bemerkbar macht, wo innerhalb dreier Tage jemand sterben soll.

293. Die Wehklage der Wenden.

Gräße, Bd. II, Nr. 804; Schmalzer, S. 269; Gräve, S. 48 ff.; Winter in der Const. Ztg., 1853, Nr. 113, nach Hortschanski in d. Lausitzer Provinzialtbl. Leipzig, 1782, St. III, S. 260.

Die Wenden stellen sich die Boze sedleško oder Wehklage als ein Wesen in Gestalt eines schönen weißgekleideten Kindes oder auch einer weißgefiederten Henne vor und halten es für eine Art Schutzgeist, welcher eine bevorstehende Gefahr oder ein bald zu befürchtendes Unglück durch Klagen und Weinen anzeige und hierdurch davor zu warnen suche. Wenn es sich hören läßt, so kann man auch eine Frage nach dem Grunde seines Weinens tun, worauf man aber meist eine unbestimmte Antwort erhält. Als im Jahr 1766 die Stadt Muskau der unglückliche Brand betraf, soll es sich zu verschiedenen Malen in dem Hause, wo das Feuer auskam, haben hören lassen und endlich auf Befragen geantwortet haben: „Es (das Unglück) wird nicht nur bei dir sein, sondern auf allen Gassen.“ Als auch vor Jahren bei der Meißmühle daselbst drei Personen ertranken, habe es der Müller einige Tage vorher gehört, und da er gefragt, die Antwort erhalten: „Es betrifft

nicht dich, sondern einen anderen.“ In Wittichenau hörte man sie angeblich vor dem Brande von 1822, und in Baußen hatte sie ihren Sitz an dem Orte, wo jetzt das Schauspielhaus steht. Dort ließ sie sich stets hören, wenn der Stadt ein Unheil drohte, so vor der Pest von 1519, 1586, 1611, 1612 und 1614, bei dem großen Brande von 1634 und bei einer Überschwemmung 1552, jetzt hat man sie aber längst nicht mehr gehört. Indessen soll dieser Schutzgeist nicht von jedermann, sondern nur von einigen gehört und gesehen werden, und der Glaube an denselben geht so weit, daß viele Wenden bei Abseihung eines kochenden Topfes oder Ausgießung siedenden Wassers die Vorsicht brauchen und zu sagen pflegen: „Gehe weg, damit ich dich nicht verbrühe.“ Täten sie dieses nicht, so besorgen sie, sie möchten sich selbst verbrühen, und wenn bei manchen Hitzblattern auffahren oder sich ein Ausschlag zeigt, so geraten sie auf den Gedanken, sie wären von diesem Geiste verbrühet worden. Daher sagen sie: „Die Wehklage hat dich verbrüht.“ Dafür gebrauchen sie folgende Kur: Sie schmieren das Ofenloch mit Butter und sprechen: „Wehklage, ich schmiere dich, heile mich, du hast mich verbrüht!“ Dann nehmen sie den Brausch (d. h. den Schaum) von einem kochenden Topfe und schmieren den Schaden, welches gewiß helfen soll.

294. Auf der Wehklage.

Luzica, 1887, S. 52; übersezt von Dr. Willk.

Vor Jescha liegt das Gut „Auf der Wehklage“. Ein Kuhhirt auf der Wehklage hatte Alee gestohlen; der Hausherr haute ihn dafür durch. Der Kuhhirte wollte sich rächen und erschlug seinen Herrn. In der Nacht, bevor die Abeltat geschah, hat Gottes Wehklage auf der „Wehklage“ geweint und gejammert. Der Kuhhirte wurde nach der Sitte jener Zeit verurteilt, daß er, mit dem Rücken an eine hölzerne Säule gebunden, auf dem Scheiterhaufen verbrannt würde. Als man die Säule gesetzt und den Scheiterhaufen aufgelegt hatte, hat Gottes Wehklage weiter die ganze Nacht geklagt und noch trauriger geheult.

295. Gottes Wehklage in Voga.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung VIIk.

Als einst eine Frau in Voga mittenachts im Bette liegend erwachte, hörte sie einen wundervollen Gesang. Derselbe war zwar ohne alle Worte, doch so unaussprechlich schön, daß sie lauschte und lauschte. Sie rief ihren Mann an: „Ernst, hast du nichts gehört?“ dieser aber antwortete: „Nein, ich höre nichts.“ Noch weiter sang die geisterhafte Stimme, und die Frau lauschte ihr. Dies geschah in der Marterwoche. Dann, noch acht Tage vor dem sogleich zu berichtenden Unglück, ließ sich wieder die Stimme vernehmen. Eine Woche darauf fiel das Kind der betreffenden Frau ins Wasser und ertrank. Da sagten alle Leute: „Das ist Gottes Wehklage gewesen; Gottes Wehklage (Bože sedleško) hat gesungen.“

Überhaupt sagt man von jener bekannten wendischen Gestalt in Voga nicht, daß sie weine, sondern daß sie sänge.

VI. a) Spuksagen. b) Poltergeister.

a.

V 296. Der gespenstige Leichenzug am Silvesterabend zu Schöneck.

Röhler, Sagenbuch Nr. 385; Gräße, Bb. II, Nr. 639; beide nach Illustriertes Familien-Journal, V, Nr. 116.

Es war im 18. Jahrhunderte an einem Silvesterabende, da saß in der Stadt Schöneck ein alter, wackerer Schneider, zugleich Stadtrat und Gemeindeältester mit seiner getreuen Ehehälfte im rauchgebräunten Stübchen und schneiderte noch für den Festtag. Im großen Kachelofen prasselte ein gemütliches Feuer, und in der Röhre sang der Kaffee gar lustige Liedlein. Auf einmal erhob sich die Hausmutter, kramte herum und suchte und suchte, und machte ein gar verdrießlich Gesicht, vergeblich, sie fand nicht das Kameelgarn zu den Knopflöchern. Die Niederlage war aber oben auf dem Boden; deshalb mußte der Vater hinauf. Oben stand er in der schönen Winternacht an der Dachluke, und es wurde ihm so wunderbarlich im Herzen und er mußte sein Käppchen abnehmen und ein stilles Vaterunser beten. Wenn man aber zur Neujahrsnacht unter einem Balken steht, dessen eines Ende nach Morgen gerichtet ist, und ein Vaterunser betet, und nicht aus der Linie des Balkens heraustritt, so kann man „horchen“, d. h. einen Blick in die Zukunft tun, die in einzelnen Bildern vorüberzieht. Tritt man aber aus dem Kreise heraus, oder erzählt man jemandem, was man gesehen hat, so soll's einem den Hals umdrehen. Der Alte hatte gar nicht daran gedacht, — aber auf einmal, da fängt's an zu läuten, als ob eine

Leiche wäre, und den Mühlberg herauf kommt ein langer, langer Leichenzug, immer näher und näher, bis er endlich vor des alten Schneiders Haus anhält. Es dauert auch nicht lange, so kommt die Schule und die Geistlichkeit, mit dem Kreuze voran, stellen sich neben der Bahre auf, singen zwei Lieder und eine Arie, und dann setzt sich der Zug in Bewegung nach dem Kirchhofe zu. Der Alte kann die Leichenbegleiter alle erkennen, Vettern, Nachbarn, Gevattern, ja sogar sich selbst und seine Ehehälfte darunter, sich selbst dicht hinter dem Sarge und mit weinenden Augen. Da ward's ihm doch ein wenig bange und er wäre gern fortgegangen; aber es fiel ihm noch zu guter Zeit das Halsumdrehen ein. Wie er nun so recht trübselig da stand und träumerisch hinausblickte, sah er aus einem Hause ein Flämmchen herausfahren, dann aus einem andern, dann wieder eins und wieder eins, und zuletzt kam fast aus jedem Hause ein Flämmchen gefahren, und das, wußte er wohl, bedeutet Feuer. Da konnte er sich denn doch nicht mehr halten, sprang aus dem Kreise, und — es schlug eins! Als er indessen wieder herunterkam, war seine alte Ehehälfte eingeschlafen; er weckte sie auch nicht erst auf, sondern ließ die Arbeit sein und legte sich nieder, konnte aber nicht schlafen, war früh verstimmt, ging auch nicht in die Betten, sondern saß still und traurig daheim. Als er nach einigen Tagen den Wächter traf, tat dieser sehr geheimnisvoll und beklommen und meinte: „Meister, Meister! 's wird ä schlecht Jahr für Euch und für uns all'! Der liebe Gott behüt' uns und die Stadt! mehr darf ich nit sagen: aber wachet und betet, daß ihr nicht in Ansechtung fallet!“ Der hatte auch gehorcht, und so noch andere. — Es dauerte auch nur wenig Wochen, da starb des alten Schneiders Bruder, der Müller drunten in der Bockmühle. Es wurde zur Leiche gelauten, den Mühlberg herauf kam ein langer Zug, der vor des Alten Haus anhielt. Es kam die Schule und die Geistlichkeit voran, die stellten sich auf, sangen dieselben zwei Lieder und dieselbe Arie, dieselben Leute gingen hinter dem Sarge her, der Alte mit entblößtem Haupte und weinenden Auges. Der alte Wächter aber stand am Kirchhofstore, sah den Alten verständnis- und geheimnisvoll an, und weinte so heftig, daß die Leute garnicht begreifen konnten, wie ihm der Tod des Bockmüllers so zu Herzen gehen könne. Der hatte aber seinen guten Grund, traurig zu sein, denn er wußte, was geschehen würde. Es geschah auch. In demselben

Jahre noch ist fast die ganze Stadt abgebrannt und des Alten Haus dazu. Es war nur gut, daß es gerade eins schlug, als er aus dem Kreise sprang; sonst wäre es wohl noch schlimmer für ihn geworden.

297. Das Feuerzeichen zu Schöneck.

Mitgeteilt von Lehrer A. Zimmer in Raun.

Am 9. Mai 1856 ging das alte Schöneck mit Ausnahme des sogenannten „Huterhauses“ und der „Klingerhäuser“ vollständig in Flammen auf. Nachmittag 4 Uhr brach das Feuer aus, unerwartet sich mit Riesenschnelle über das ganze Städtchen verbreitend. Es herrschte starker Sturm. Und doch gab es Leute, die bereits vormittags davon wußten, durchs sogenannte „Feuerzeichen“.

Von jeher soll nämlich Schadenfeuer sich unsern Altvordern dadurch angezeigt haben, daß ein an der Wand befindliches Jagdgewehr in pendelartige Schwingungen versetzt wurde.

Ich habe mit alten erfahrenen, durchaus zuverlässigen Leuten darüber gesprochen; die wollen sich's nicht ausstreiten lassen. Beim alten Waldwärter Scherzer, „Scherzergaber“ (Scherzer Gabriel) genannt, hat sich's angezeigt. Und die alte Scherzern soll noch gesagt haben: „Gott ach Gott; dö's is doch's Feiertag — wu werd's do wieder was hom?!“

Das war vormittags um neun — nachmittags um vier brach's Feuer aus im Spindlerschen Hause.

298. Das zerbrochene Glas.

Gräfe, Bd. II, Nr. 638; C. Döhler im Illustrierten Familienjournal, Bd. VII, Nr. 170.

In einem Dorfe bei Schöneck war Hochzeit; jung und alt war auf den Beinen, alle festlich geschmückt mit Blumen, Kränzen und Bändern und die Dorfmusikanten spielten ihre lustigsten Tänze und Lieder. Die Kinder versperrten mit Bändern den Weg, so daß der Bräutigam jeden Fuß Weges sich mit einer kleinen Spende er-

kaufen mußte. Nach der Trauung ging der Zug aus der Kirche zu Schöneck in das Nachbardorf und hielt vor dem Hause des Bräutigams. Die Mutter kam heraus und überreichte ihrem Sohne, ohne die Braut, wie es Sitte war, zu begrüßen, ein gefülltes Glas. Der Bräutigam trank und überreichte es dann seiner Braut. Diese leerte es vollends und warf es dann rücklings über sich auf das Pflaster des Hofes. Alle standen dabei gespannt im Kreise. Das Glas fiel, aber zerbrach nicht. Ein Freund der Braut zertrat es nun mit dem Fuße.* Nun erst bewillkommnete die Mutter ihre Schwiegertochter, aber etwas kalt, denn für sie, sowie für alle ihre Gäste, war das nicht zerbrochene Glas eine üble Vorbedeutung. So war es auch, denn nach wenigen Jahren war die junge Frau schon tot; mit der Wirtschaft ging's auch nicht, das Haus ward verkauft und der Mann ist fortgegangen, niemand wußte, wohin.

299. Klopfen zeigt einen Todesfall an.

Gräße, Bd. II, Nr. 663; Köhler, Aberglauben und Sagen im Vogtlande S. 573.

Bei Delsnitzer Bürgersleuten war ein Kind krank, und die Eltern wachten abwechselnd die Nacht hindurch an dem Bette des Kindes. Als der Mann in später Stunde erwachte, klopfte es an den Fensterladen, und da sich das Klopfen wiederholte, rief der Mann: „was ist denn draußen?“ Er erhielt die Antwort: „der Kluge ist gestorben!“ Kluge, ein Delsnitzer Kaufmann, ging am folgenden Tage wohl noch in seinem Garten umher, aber acht Tage nachher war er eine Leiche. Das Klopfen hatte seinen Tod angezeigt.

* Bei den Lausitzer Wenden werden während des Hochzeitmahles die Gläser auf den Boden geworfen und müssen zerbrechen. Bei den Juden muß das unter der Trauung von dem Brautpaare geleerte Glas Wein zertraten werden. Ebenso ist es ein schlimmes Anzeichen, wenn das Glas, welches bei dem Heben eines Hauses von dem Polier nach seiner Rede herabgeworfen wird, nicht zerbricht.

300. Die zwölf Apostel und das Kreuz der Kirche zu Ebersgrün.

Gräße, Bd. II, Nr. 641 und Eifel, Nr. 528; metrisch behandelt von Hager a. a. D., S. I, S. 5 ff.

Im Glockenturme der Kirche zu Ebersgrün stehen in einer Halle die Bilder der zwölf Apostel, die sich früher am Altar befanden und nach der Einführung der Reformation dort beiseite gesetzt wurden. Jedermann hatte eine Art Scheu vor diesen Figuren, weil man sagte, wer dieselben verspottete oder anrühre, habe schwere Rache zu gewärtigen. Einst half ein Bauerjunge dem Küster läuten, und als er fertig war, hatte er die Frechheit, den einen der Apostel am Barte zu zupfen und dem heiligen Petrus gar eine Ohrfeige zu verabreichen. Das bekam ihm aber schlecht; in derselben Nacht um die zwölfte Stunde stand der heilige Mann in Lebensgröße vor seinem Bette und gab ihm dieselbe wieder, aber so, daß ihm nicht bloß Hören und Sehen, sondern auch das Leben verging. Seitdem hat niemand die Zwölfe wieder zu beleidigen gewagt.

Auf der mit Wall und Graben umgebenen (ehemaligen) Wallfahrts-Kirche befindet sich neben den Figuren auch ein altertümliches Kreuz; dies darf nicht weggenommen werden, denn allsofort würde es in der Kirche zu spuken anfangen.

301. Die Christmette in der Totenkirche zu Elsterberg.

Gräße, Bd. II, Nr. 625; nach Köhler, Aberglauben usw., S. 530.

Vor etwas mehr als zweihundert Jahren trug sich in Elsterberg folgendes zu: Ein Bürger von Elsterberg trug am Weihnachtsheiligenabend ein Viertel Weizen in die Mühle. Etwa um 10 Uhr ging er mit dem erhaltenen Mehle wieder nach Hause. Sein Weg führte ihn an dem Gottesacker und der Totenkirche vorüber, in welcher damals nachts um 12 Uhr Christmette gehalten wurde. Da bemerkte der Bürger zu seinem Erstaunen, daß die Kirche schon um 10 Uhr hell erleuchtet war. Er legte sein Mehl ab, ging hin zur Kirche, wagte sich zur Türe herein und erblickte in der Kirche eine Menge Verstorbene, die das Lied sangen „Herr Jesu Christ, wahrer Mensch und Gott.“ Unter diesen Wesen mit hohläugigen,

bleichen Gesichtern, bemerkte er in größter Nähe seinen vor einem halben Jahre verstorbenen Gevatter. Zu diesem setzte sich der Bürger und sang mit. Nach einer Weile gab ihm der verstorbene Gevatter einen Wink mit dem Finger. Der Bürger verstand den Wink, er entfernte sich und als er aus der Türe trat und die Kirche schloß, geschah ein starker Knall und alles war verschwunden und finster (vergl. Nr. 305 und 329).

302. Der unheimliche Waldfleck bei Niebra.

Eifel, Sagenbuch, Nr. 632.

Zwischen Niebra und Pörsneck findet man im Walde einen Fleck, auf dem nichts wächst, nicht das Grashälmlchen ist jemals da fortgekommen! Die Stelle ist unheimlich, und Kindern sagt man noch oft, sie zu meiden.

303. Anzeichen der Pest im Erzgebirge.

E

Lehmann, Historischer Schauplatz usw., S. 982.

Im Erzgebirge hat es an Warnungszeichen vor der Pest nicht gemangelt. Zu Lengsfeld ließen sich immer zwei weiße Schwalben auf dem Kirchhofe sehen, die sich während der Contagion Anno 1680 daselbst aufgehalten, bis sie gegen den Herbst wieder wegzogen. Zu Marienberg hörte man zehn Wochen vor der Pest ein stetes Poltern und Fallen bei Nacht in der Kirche, als wenn man Leichen in die Erde senkte und häufig die Erde auf die Särge nachschüttete; beide Kerzen verlöschten auf dem Altare, die Glocken wurden so unnatürlich schwer, daß man sie mit großer Mühe mußte in Schwung bringen, das Uhrwerk auf dem Rathause lief bei Tag und Nacht unterschiedliche Mal ganz ab, und einige Bürger haben des Nachts ein hellbrennendes Licht auf dem Rathause gesehen.

304. Das gefährliche Feld bei Zwickau.

Gräße, Bd. II, Nr. 611.

Vor dem Schneeberger Thor, an dem Wege nach Oberhohendorf, liegt ein Feld, auf welchem sich ein Kreuzweg befindet, den

die Wege von Schöddewitz, Reinsdorf und Oberhohendorf bilden; über diesen geht mittags zwischen 12 bis 1 Uhr niemand, auch soll denselben kein Fuhrwerk passieren. Vor einigen Jahren fand man daselbst um diese Zeit einen umgeworfenen Wagen, aber ohne Pferd und menschliche Begleiter, und hat sich zu demselben auch nachmals kein Besitzer gefunden.

305. Die Weihnachtsmette der Toten zu Stollberg.

A. Schuster, Stollberg, S. 48 in Grohmann, Das Obererzgebirge in Sage und Geschichte, 1903.

In der alten Marienkirche zu Stollberg, die auch „Totenkirche“ heißt, feiern die Seelen der Verstorbenen — manche sagen: die in katholischer Zeit Verstorbenen — jedes Jahr in der heiligen Nacht ihre Christmetten. So hatte sich einst eine Frau in der Totengasse (Zwickauerstraße) vorgenommen, in die Weihnachtsmetten zu gehen. Vor Mitternacht schreckt sie aus einem schweren Traum auf und denkt, es sei Zeit zur Kirche. Sie macht Licht, zieht sich an und tritt auf die Straße. Da ist es noch ganz still. Als sie zur Totenkirche kommt, erblickt sie dunkle Gestalten, die dem geöffneten Kirchthore zuschreiten. Verwundert darüber, daß die Metten in dieser Kirche sein sollen, schließt sie sich ihnen an und tritt ein. Das Gotteshaus ist matt erleuchtet. In den Frauenständen ist nur an einer Bank noch ein Eckplatz frei, den sie nun einnimmt. Am Altar sieht sie einen Priester in seltsamer Gewandung, der in einem großen Buche zu lesen scheint, sich verbeugt, niederkniet, alles unter der lautlosen Aufmerksamkeit der zahlreichen Gemeinde. Sie mustert ihre Umgebung: lauter fremde Gesichter, deren Blicke mit unheimlicher Traurigkeit auf ihr haften. Da erkennt sie in ihrer Nachbarin eine Frau, die vor kurzem begraben wurde. Sie will fragen, was das alles bedeutet, aber die Gestalt winkt ihr mit knöchernem Finger zu, daß sie schweige. Da verschwindet die ganze Erscheinung. Zitternd und bebend vor Furcht steht die Frau auf der Straße und bricht an ihrer Haustüre zusammen, wo sie dann von Leuten, die in die wirklichen Metten gehen wollten, halb erstarrt gefunden und heimgebracht wird. Nach drei Tagen trug man sie hinaus nach dem Gottesacker (vergl. Nr. 301 und 329).

306. Die geheimnisvollen Amboßschläge im Keller eines Eibenstocker Hauses.

Röhler Sagenbuch, Nr. 134.

In Eibenstock zeigt man ein Haus, welches früher einem Schmied gehörte, dessen Frau mit dem Teufel ein Bündnis geschlossen hatte. Als die Frau gestorben war, verkaufte der Mann das Haus und zog fort; doch ließ er verschiedene Gegenstände in dem weitläufigen und in viele Gänge auslaufenden Keller zurück. Da geschah es, nachdem das Haus wieder bewohnt war, daß eines Abends eine Frau hinab in den Keller ging, in welchem sich ein Brunnen befindet, um daselbst noch Wasser zu holen. Da hörte sie heftige, wie auf einen Amboß ausgeführte Schläge, von denen sie jedoch nicht sagen konnte, woher sie rührten. Dies wiederholte sich noch zweimal nacheinander. Darauf ist aber der Frau der Mut plötzlich gesunken und sie ist eilends davon gegangen. Solche Amboßschläge sind übrigens noch mehrmals in der Nacht in jenem Keller gehört worden.

307. Spuk in einer Pinge bei Eibenstock.

Röhler a. a. D., Nr. 133.

Im Dönitzgrunde bei Eibenstock, in welchem noch die Überreste früherer Zinnseifen zu sehen sind, zeigt man auch eine alte Pinge. Von derselben wird erzählt, daß einst zwei Reiter über dieselbe setzen wollten, daß sie aber dabei mit ihren Pferden hinabstürzten. Wer nun in der Johannisnacht an diese Pinge kommt und aufmerksam horcht, der vernimmt in der Tiefe nicht nur das Klirren von zusammenschlagenden Hufeisen, sondern auch das leise Ticken einer Uhr.

308. Gespensterpuk auf der Ammlerstraße.

Röhler a. a. D., Nr. 108.

Zwischen Mitweida bei Schwarzenberg und dem nördlich davon gelegenen Dorfe Schwarzbach befindet sich eine alte, nach dem Städtchen Scheibenberg führende Marktstraße, die Ammlerstraße

genannt. Dieselbe soll ihren Namen von einem früheren Bergherrn Ammler haben, auf dessen Rat sie angelegt wurde. Von dieser Straße nun wird gar Schauriges erzählt. So soll daselbst des Nachts 12 Uhr, wenn alles recht ruhig ist, ein Leichenzug zu sehen sein, und den ihn begleitenden Gesang hört man über sich in der Luft. Dieser Gesang soll überaus lieblich klingen, so daß schon manche wie bezaubert stehen geblieben sind und gelauscht haben. Wer aber darauf hört, dem wird es verderblich, denn er findet seinen Weg nicht mehr. Erst wenn man irgend ein Kleidungsstück umwendet, so soll man sich wieder zurecht finden.

309. Der gespenstische Leichenzug bei Pöhla.

Röhler a. a. O., Nr. 114.

Im sogenannten Vogelwalde unterhalb Pöhla bei Schwarzenberg soll zu manchen Zeiten des Nachts 12 Uhr ein Leichenzug zu sehen gewesen sein. Begegneten denselben Personen, so mußten dieselben wie festgebannt stehen bleiben; nur derjenige, welcher eine brennende Zigarre bei sich führte, konnte ungehindert seines Weges ziehen.

310. Der Frau-Mutterstuhl zu Oberforchheim.

Gräße, Bd. I, Nr. 495; poetisch behandelt von Fr. v. Biedermann, S. 24 ff.
Eine Sängeryugend. Dresden 1847.

Auf dem alten Schlosse Oberforchheim am Haselbache, an der Straße von Freiberg nach Annaberg, stand bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem Oberboden in einer Kammer ein alter Großvaterstuhl, den hieß man der Frau-Mutterstuhl, und auf diesem lag eine hölzerne Statue, die aber sehr stark vergoldet war und ein kleines Männchen vorstellte. Diese zwei Gegenstände kannte jedermann im Schlosse und im Dorfe, und alle hatten eine gewisse heilige Scheu vor denselben, denn man sagte, sie seien die Palladien des Rittergutes, und wenn jemand den Stuhl von seiner Stelle rücke oder das Männchen angreife und in eine andere Lage bringen wolle, der werde dafür schwer von demselben gezüchtigt.

Da diente um diese Zeit auf dem Hofe ein Knecht, der sich vor dem Teufel nicht fürchtete und einst in seiner Vermessenheit sich gegen seine Mitdiener rühmte, er wolle doch sehen, ob ihm etwas geschehen werde, wenn er sich an dem Stuhle vergreife. Darauf ging er also hinauf, schob den Stuhl weg und gab dem alten Männchen einen Backenstreich, allein die Strafe blieb nicht aus. Denn noch in derselben Nacht legte sich dasselbe im Bette auf ihn als schwerer Alp und drückte ihn, bis es Tag wurde; in der nächsten Nacht litt es ihn ebensowenig und in der dritten warf es ihn gar aus dem Bette heraus. Nun ward er zwar ängstlich, rückte auch den Stuhl wieder an seinen alten Platz, allein der Geist war auf immer seiner alten Wohnung abhold, denn er zog auf und davon, in den darauf folgenden Tagen brannte das ganze Rittergut ab, und so viel man sich auch Mühe gab, den Stuhl und das Männchen zu retten, das einstürzende Dach begrub es unter seinen Trümmern, und als man dieselben abräumte, war nichts mehr von ihnen übrig.

311. Der spukhafte Mönchskopf zu Chemnitz.

Gräße, Bd. I, Nr. 469; Jccander, Sächsische Kernchronik, CXLV. Couv., S. 15 ff.

In der Stadt Chemnitz bei dem sogenannten Kloster in der Vorwerksstube war noch vor nicht gar langer Zeit ein Mönchskopf zu sehen, auf dem, so oft man die Stube reparierte, allemal ein Groschen Geld liegen gefunden ward. Dieser Kopf war aber sehr empfindlich, wenn jemand mit ihm Kurzweil treiben wollte. So ist einmal ein Steinmehrgeselle nach Chemnitz gekommen, und weil er vieles von diesem Kopf gehört, hat er ihn sehen wollen. Als er nun dessen altes, zorniges Gesicht genau betrachtet, hat er es nachzumachen und überall auszuspotten sich viele Mühe gegeben. So ist es geschehen, daß er mit einer Gesellschaft von Kameraden einmal nach Hause ging, da kam ihm ein Bedürfnis an, und als unterdessen seine Reisegefährten weiter gingen, ist er, wie er später sagte, von einem Mönch in einen mit Eis bedeckten Teich — es war gerade Winterszeit — geworfen worden, und hat ihn derselbe dermaßen geängstigt, daß, als seine Kameraden, die wieder umkehrten, ihn suchten, sie ihn winselnd und vor Schrecken fast stumm

antrafen, für tot herauszogen und so nach Hause brachten. Sein Mund war ihm dergestalt der Quere gezogen, daß er über ein halbes Jahr zubrachte, ehe er wieder gesund ward, auch in der Kirche für ihn gebetet ward.

312. Die Sagen von der Schloßkirche zu Chemnitz.

Gräße, Bd. I, Nr. 467; Curiosa Sax. 1735, S. 127; poetisch behandelt von Ziehnert, S. 278 ff.

Auf dem Pflaster der Schloßkirche zu Chemnitz sieht man einen dunklen Fleck, der daher rührt, daß einst ein Mönch, der sich bei einer dort gehaltenen Himmelfahrtskomödie an der Maschine, die zum Hinaufziehen in ein oben befindliches Gewölbe oder Herablassen aus diesem diente, hinaufziehen ließ, im Herabfallen zu Tode stürzte. In derselben Kirche befindet sich auch das Bild des Abtes Hilarius, der dieselbe etliche Jahre vor der Vertreibung der Mönche hatte reparieren lassen. Dieses Bild darf aber von niemandem geneckt oder von seinem Orte weggenommen werden, wenn dem Täter kein Unglück begegnen soll, wogegen es einer Hausmagd, die es hübsch gesäubert, diesen Dienst mit einem alten Taler gelohnt hat.

L 313. Der spukhafte Postwagen bei Seelitz.

Mitgeteilt von Gutsbesitzer A. Werner in Mittweida. Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde.

Eines Abend fuhr mein Vater noch spät von Rochlitz nach Mittweida. Als er mit seinem Wagen über den „Wind“ bei Seelitz heraufkommt, werden die Pferde unruhig und der Hund verkriecht sich unter den Wagen. Aus der entgegengesetzten Richtung nähert sich jetzt, und zwar auf der falschen Seite, im scharfen Trabe ein Postwagen, so daß jede Minute ein Zusammenstoß erfolgen muß. Da die Pferde nicht vorwärts wollen, steigt mein Vater ab und führte sie. Dabei bemerkte er, daß der Postwagen und seine Bespannung nur neblige, unbestimmte Formen zeigen, und er ruft in letzter Sekunde voller Angst: Alle guten Geister! Bei diesem Anruf prallt das Postgeschirr zur Seite und verschwindet krachend und polternd in den zur Seite der Straße tiefer liegenden Feldern.

Bis zur „Witerschenke“ aber umkreiste ein gespenstiges Etwas den Wagen, so daß die Pferde zitterten und der Hund mit eingezogenem Schwanz sich unter dem Wagen versteckt hielt.

314. Der Spuk am Sauberge bei Rochlitz.

R. Zimmermann, Sagen und Mären aus dem Tale der Zwickauer Mulde, Chemnitz 1901, S. 15.

Dem Rochlitzer Schlosse gegenüber erhebt sich eine stattliche Anhöhe, der ehemalige Wein- oder jetzige Sauberg, der in seinem westlichen Teile den Namen Müßenburg führt. Von ihm erzählt man, daß hier die „weiße Frau des Schlosses“, die irgend ein trauriges Geschick aus dem Schlosse vertrieben habe, umgehe, andere wieder wollen einen Hund mit „feurigem Kopfe“ umherstreifen gesehen haben.

Zwei Rochlitzer Soldaten, die einst in einer Sommernacht von einem Tanzvergnügen in Rochwitz durch das sogenannte Hellertal nach Hause gingen, erblickten plötzlich auf der Müßenburg ein geisterhaftes, erleuchtetes Schloß. Sie tauschten ihre Ansichten über die räthelhafte Erscheinung aus, als vom Berge ein Faß herabgerollt kam. Mit den Säbeln wollten sie auf dasselbe schlagen; ihre Arme aber waren wie gelähmt, und erschrocken darüber setzten sie raschen Schrittes ihren Weg fort. Eine andere Sage berichtet:

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebte in Rochlitz ein sehr reicher Mann, der auf der Müßenburg verschiedene Felder und ein kleines Stück Wald besaß. Eines schönen Tages beauftragte er seinen Knecht mit der Ausrodung des Holzes, unterfragte ihm dabei aber, einen in der Mitte des Gehölzes stehenden, ungefähr eine Elle hohen Baumstumpf zu beseitigen. Der Knecht tat, wie ihm geheßen. Als er mit seiner Arbeit fertig war, dachte er bei sich: „Warum soll der einzelne Stumpf noch dastehen, den hackst du auch mit weg.“ Er führte dies auch aus, war aber nach seiner Arbeit gelähmt und konnte sich erst nach geraumer Zeit vom Boden, wo er sich zur Ruhe niedergelassen hatte, erheben.

315. Das spukhafte Bild zu Rochlitz.

Gräße, Bd. I, Nr. 372. Heine, Beschreibung von Rochlitz, S. 60 ff.

In der sogenannten Wochenstube auf dem Saale unter dem breiten Turme des Rochlitzer Schlosses nach dem Wasser zu stand sonst ein Bild auf Holz geleimt, auf welchem zwei Verliebte, allem Anschein nach vornehme Personen, die miteinander Ringe wechseln, zu sehen waren. Es soll dies eine Gräfin von Rochlitz sein, die mit einem Abte aus dem Kloster Zschillen einen Liebeshandel unterhielt, hernach aber denselben vom Schlosse hinab in die Mulde stürzen ließ, damit ihre Liebe nicht bekannt werden solle. Von diesem Bilde wird erzählt, es dürfe nicht von der Stelle verrückt werden, wenn es nicht im Schlosse umgehen oder spuken solle.

316. Der gespenstische Leichenzug zu Leisnig.

Gräße, Bd. I, Nr. 347. Ramprab, S. 475 ff.

Am 26. Juni des Jahres 1685 abends zwischen 9 bis 10 Uhr hat man zu Leisnig hinter der Baderei vom ersten Rundell an der Stadtmauer eine Mannsperson mit einer weißen Leinwand bekleidet gesehen, den auf einem Raum von drei Häusern sechs Männer mit Totenbahre samt schwarzem Sarg folgten und beim Rundell etwas niedersetzten. Sodann geht der weißgekleidete Mann bis an das dritte Rundell hinter dem Kornhause und steht wieder still, dann tragen die sechs Männer den Sarg auch bis dahin und setzen sich wieder nieder, da dann zwei dieser Männer ein bei dem weißgekleideten Manne liegendes weißes Tuch aufheben, solches schwingen und auf den Sarg breiten. Anfangs hat dies nur eine Person gesehen, dann aber noch vier; andere haben vor großem Schreck nicht mehr hinsehen wollen, ihrer zwei gehen aber auf die Höhe gegenüber, auf die sogenannte kleine Viehweide, um solches besser zu beschauen und sehen sodann, daß hinter den sechs Männern noch viele Personen mit langen Haaren am Haupte, sonst aber in Gestalt der Totengerippe, wie solche die Maler entwerfen, und nach Art einer Leichenprozession gingen; darnach haben sich die zur linken Hand niedergesetzt und nach der Stadtmauer zu gesehen, die zur rechten,

aber ihre Gesichter nach der Vorstadt Neusorge zugewendet. Dies alles ist so schauerlich anzusehen gewesen, daß einer und der andere, wenn sie daran gedacht, sich vor Frost geschüttelt und fast krank worden sind. Endlich haben sich zwei Brüder auf die Höhe an dem Stadtgraben wagen wollen, wo das Gesicht stand und es näher sehen wollen. Von diesen ist einer gefährlich gefallen, hat aber doch auf seinem Vorsatz bestanden und ist fortgeeilt. Da haben die anderen aus den Häusern sehenden Leute gemerkt, wie der weißgekleidete Mann nach dem Obertore zu mit den anderen Trägern, Leichenbegleitern und dem Sarge gegangen und, nachdem sie noch etwa dreiviertel Stunden zu sehen gewesen, verschwunden ist, und haben die auf die Höhe Gestiegenen nichts mehr gesehen. Es haben aber die gedachten Personen den 29. Juni alles vor dem Räte und Superintendenten J. Nicol. Jacobi ausgesagt und mit einem Eide bestärkt, und letzterer hat am Tage Mariä Heimsuchung über die Worte Ezech. IX, 1—7 eine besondere Predigt gehalten, die er auch unter dem Titel: „die Heimsuchung der Stadt Gottes usw.“ dem mit einem Warnungsgebiete heimgesuchten Leisnig drucken ließ.

317. Der Kreuzweg auf der Straße nach Großbardau.

Gräße, Bd. I, Nr. 314.

Wenn man von der Stadt Grimma aus die Chaussee nach dem Dorfe Großbardau geht, so kommt man an einen Kreuzweg, den verschiedene Feldwege bilden. Hier geht abends zwischen 12 bis 1 Uhr kein Pferd gutwillig vorbei, zwingt man dieselben, so gehen sie durch, und viele, die zu dieser Stunde hier oder an einem weiterhin mitten auf dem an der Straße befindlichen, zur Erinnerung an einen einst hier begangenen Mord gepflanzten Baume vorbeigingen, haben ein großes Ding in Gestalt eines ungeheuren Ballen sich auf der Straße von Grimma her in der ganzen Breite derselben einherwälzen sehen.

318. Der gespenstige Leichenzug zu Wurzen.

Gräbe, Bd. II, Nr. 393; Schöttgen, S. 678 ff.

Die Nacht vor dem Johannistage des Jahres 1706 hat Meister Christian Lose in seinem Hause auf dem Krostigal (so hieß nach dem Namen einer adeligen Familie seit 1340 die lange Gasse, welche hinter der Wenzelskirche anfängt und bis zur Mulde geht) zum Fenster hinaus gesehen, und es ist ihm vorgekommen, als wenn eine Leichenprozession den Krostigal heraufkäme und um die Ecke nach der Stadt zu ginge. Solches hat er gleich darauf dem Türknecht Balthasar Münch auf dem Kirchwege gesagt, der ihn sogleich erinnert, ob er nicht etwa den Tag zuvor zu Biere gewesen und also durch die Hüllen gesehen, allein er ist beständig bei seiner Rede geblieben, daß er gewiß etwas gesehen. Man hat auch auf der Fährte nachgefragt, ob nicht etwa eine vornehme Leiche durchpassiert sei, niemand hat aber etwas daselbst davon wissen wollen. Allein im Monat August kam eine schwere Ruhr nach Wurzen, welche innerhalb sechs Wochen 70—80 Personen von jedem Alter weggraffte.

319. Spuk in der Kirche zu Schweta.

Nach Gräbe, Bd. I, Nr. 333; Sichel a. a. D., Bd. I, S. 21.

Der 1304 zu Schweta bei Mügeln gestorbene Herr von Saalhausen war in seinem Leben ein roher Mensch gewesen, der im Jähzorn manchen Mord auf sich geladen. Einige Zeit vor seinem Ende hat er sich jedoch bekehrt und ist ein kirchlich gesinnter und mildtätiger Mensch geworden. Noch in seinem letzten Willen hat er sich tief gedemüthigt. (Vergl. Nr. 1128.)

Weil nun aber der alte Ritter als Katholik auf die guten Werke baute, hat er vor seinem Tode noch befohlen, es solle alle Sonntage ein altes Bußlied von fünf Versen: „Nimm von uns, Herre Gott, all unsere Sünd und Missetat usw.“ in der Kirche zu Schweta bei Anfang des Gottesdienstes gesungen werden, welches auch in dem alten Dresdner Gesangbuch (S. 350) abgedruckt ist. Nun ist Ende des 17. Jahrhunderts ein Pastor nach Schweta gekommen, der von dieser Stiftung nichts wußte, also nach seinem

Gefallen Nieder singen ließ. Da hat es sich zugetragen, daß sich in der Kirche des Nachts ein so greuliches Gepolter hören ließ, daß jener darüber sehr erschrak. Weil es sich aber mehrere Nächte wiederholte, so hat er Gelegenheit genommen mit den Bauern, die neben der kleinen Kapelle wohnten, und dem Schulmeister von diesem Gepolter zu sprechen. Diese haben ihm denn vorgestellt, daß, wenn das eingeführte Lied des Sonntags als ein altes Gestift nicht abgesungen werde, sich jedesmal in der Kirche etwas hören lasse, wie dies laut dessen, was sie von ihren Vorfahren vernommen, schon mehrmals geschehen sei. Darauf hat jener das alte Lied behalten und den folgenden Sonntag wieder absingen lassen, worauf man nichts mehr gehört hat. Der oben als Quelle erwähnte Säckel, dem der alte Pfarrer diese wunderliche Geschichte selbst erzählte, bemerkt noch, daß in der Kirche bei Abingung des Glaubens eine allerdings unschädliche Zeremonie aus dem Papsttum behalten werde. Wie nämlich beim Abzingen des Glaubens die Worte gesungen werden: „Von Maria der Jungfrauen ist ein wahrer Mensch geboren“, erhoben sich alle Weibspersonen groß und klein und sangen stehend diese Worte, bis dieselben durch den Gesang beendigt wurden.

320. Der grobe Tisch zu Fichtenberg und die wunderbare Bettstelle zu Meißen. M

Gräße, Bd. I, Nr. 332; Hormayr, Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Leipzig 1838. XII, S. 257.

Als der gelehrte Augsburgener, Philipp Hainhofer, zu Anfange des 17. Jahrhunderts nach Meißen kam und ihm das dortige Schloß gezeigt ward, da führte man ihn im obersten Stock in eine Kammer, wo eine große, schwere, geschnitzte Bettstelle stand, in der Herzog Friedrich (gewöhnlich sagt man Kurfürst Johann Friedrich in der Nacht vor der Mülberger Schlacht) gelegen haben soll, und sagte ihm, diese bleibe nie an einem Orte stehen, sondern verrücke sich immer von selbst; am Kamme stand auch des Herzogs Name von seiner eignen Hand geschrieben.

Bei dieser Bettstelle erzählte man ihm, daß zu Fichtenberg, welches eine Meile von Dschätz gelegen sei (?) und denen von Taupadel gehöre, schon über 400 Jahre ein Tisch aus unbekanntem

Holze stehe, und wenn man in diesen hauen oder schneiden, so verwachse die Stelle sogleich wieder, wer aber hineinhaul, der müsse noch dasselbe Jahr sterben. Da hat sich einmal ein kecker Wagehals über Nacht darauf binden und in das Zimmer sperren lassen, ist aber in derselben also gemartert und gepeinigt worden, daß er am Morgen keinem Menschen mehr gleich gesehen, auch hat er auf der Erde und der Tisch auf ihm gelegen. Es soll aber auf diesem Tische einst der heilige Bartholomäus geschunden worden sein.

321. Der Totenkopf zu Bagdorf. (Drei Sagen.)

Gräße, Bd. I, Nr. 62; poetisch behandelt von Hofmann, das Meißner Niederland, S. 585 ff. und von Ziehnert, S. 342 ff., der aber die Begebenheit in das ebenfalls zu Scharfenberg gehörige Vorwerk Pegenau setzt. In Prosa erzählt von Winter in der Const. Zeitung. 1852.

31. Oktober, S. 1048 ff.

Auf dem Rittergute Bagdorf, welches auf steiler Höhe zwischen Siebeneichen und Scharfenberg liegt, sah man früher in dem sogenannten Kornhause, einem Wirtschaftsgebäude, einen verwitterten, an eine Kette angeschlossenen Totenkopf in einer schrankartigen Vertiefung stehen (jetzt soll derselbe in Stücken in einer vergitterten Nische des Torweges von Schloß Scharfenberg zu sehen sein), von dem folgende schaurige Geschichte erzählt wird. Es versah im dortigen Rittergute einst ein Ochsenjunge* einige Zeit die Stelle eines Küchengehilfen und zeigte sich stets als ein anständiger, ordentlicher Arbeiter. Da kommt eines Tages dem Koche ein silberner Löffel weg, und da er sich nicht wiederfindet, so schöpft man Verdacht auf den Jungen, bringt ihn auch, da er nichts gestehen will, auf die Folter, und als er hier vor Schmerzen sich schuldig bekennt, wird er zur Hinrichtung verurteilt. Als er nun

* Nach einer andern Sage war es der Sohn eines Freundes des Burgherrn, den dieser nach dem Tode des Vaters bei sich aufgenommen hatte und seinem eigenen Sohne vorzog, der dann aus Rache den Siegelring seines Vaters entwendete und in die Truhe des fremden Junkers verbarg. Das Weitere stimmt überein, nur daß noch hinzugefügt wird, der verräterische Jüngling habe, als er den Totenkopf, der nicht wieder weichen wollte, beständig vor Augen gehabt, aus Verzweiflung seinem Leben durch einen freiwilligen Sprung vom Felsen herab ein Ende gemacht.

auf dem Schafott steht und der Richter sich bereitet, seine Pflicht zu tun, da ruft jener nochmals Gott zum Zeugen seiner Unschuld an und bittet ihn, zum Beweise, daß er ungerecht verurteilt worden sei, sein Haupt niemals aus jenem Hause entfernen zu lassen. Wie nun sein Kopf gefallen und mit dem Körper, wie man meinte, weggebracht worden war, da findet man plötzlich den ersteren in der Küche, wo jener Diebstahl vorgefallen war, wieder, und obgleich man ihn viele Male wieder eingegraben, ja sogar in die Elbe geworfen, immer stand der Kopf den andern Tag wieder an seinem frühern Orte, bis man endlich es aufgab, ihn los zu werden und ihn in jener Nische einmauerte. Abrißens entdeckte man kurz nach der Hinrichtung des Unglücklichen den wahren Dieb, indem der Dachdecker bei Ausbesserung der Esse ein Elster- oder Rabennest fand, in welchem der diebische Vogel das gestohlene Gut versteckt hatte.

Segniß, Bd. II, S. 346 ff.

Im Siebenjährigen Kriege kam hierher ein Trupp Kroaten, der das Schloß und Dorf vollständig ausplünderte und mit anderer Beute auch den Schädel mit fortnahm. In ihrem Lager an der Elbe angelangt, fingen sie an, von dem Geraubten tüchtig zu schmausen, und belustigten sich auch damit, den Totenkopf herumzukollern und ihm Wein einzufüllen. Siehe, da schmetterte eine unsichtbare Faust die Frevler zu Boden, und schauernd erkannten sie, was sie getan hatten; sie näherten sich voll Angst dem furchtbaren Schädel, hoben ihn behutsam auf und trugen ihn unter Gebet an seinen alten Ort, die Nische in der Mauer, zurück, wo er noch steht.

Sickel, Nachrichten von Boltergeistern und gespenstigen Erscheinungen. Quedlinburg 1781. Teil I, S. 48 ff. erzählt die Sache anders also:

„Es sind wohl 18 Jahre her, daß ich in meiner Jugend nach Meißen in Sachsen und vor einem Dorfe, mit Namen Paatzdorf, vorbeigereist bin. Hier wurde mir auf der rechten Seite ein nahe an der Elbe liegendes Weinbergshäuschen von einem Bekannten des Ortes, welcher bei mir in der Kutsche saß, gezeigt und für ganz glaubwürdig erzählt: Welchergestalt vor Zeiten zwei Brüder daselbst miteinander in ein Duell geraten, worinnen einer den andern um das Leben gebracht, auch der Entleibte daselbst begraben worden.

Nach Vermoderung des Körpers wären dessen Gebeine, weil sie nicht tief verscharrt gewesen, bei Zubereitung des ansehnlichen Weinberges wieder ausgegraben, mithin der Totenkopf auch mit zum Vorschein gekommen. Dieser, ob er gleich von dem Winzer oder dem Weinbergseigentümer etliche Male in die nahe vorbei fließende Elbe geworfen, so ist er demohngeachtet dennoch wieder kurz darauf sichtbarlich an seinem Ort im Weinberge gefunden worden. Weil er nun zu des Eigentümers Bewunderung jedesmal wieder an seinem vorigen Orte zu sehen und von da auf keine Art hinwegzubringen gewesen, so hat der Herr des Weinbergs ein Häuschen auf derjenigen Stelle, wo er gelegen, aufzubauen resolvieret, auch nach dessen Bau ein Schränkchen verfertigen lassen, allwo erwähnter Totenkopf bis diese Stunde verwahrlich beibehalten wird. Ich selbst bin curiös gewesen, und habe auf meiner damaligen Rückreise, um den Weinberg nebst dem Häuschen in Augenschein zu nehmen, den Eigentümer ersucht, mir solches öffnen zu lassen, welches auch willig geschah, auch darauf den gemeldeten Totenkopf in dem beschriebenen Behältnisse des Weinbergshäusleins mit einem Tüchlein bedeckt gefunden und demnach diese Geschichte wie ich sie hier annotiret, für gewiß erzählen hören.“

322. Der Spuk im goldnen Anker zu Rößchenbroda.

Gräße, Bd. I, Nr. 76.

In dem Gasthof zum goldenen Anker zu Rößchenbroda ging es auch um. Es befindet sich dort im Hofe eine hohle Stelle in der Wand, die sich gleichwohl nicht öffnen läßt. An derselben soll sich der Körper eines Mädchens befinden, das dort bei einem großen Brande (1707?) umgekommen sei. Sie selbst läßt sich jedoch nicht sehen, allein während der Nacht öffnete in dem Gasthose ein unsichtbares Etwas oft die Türen und Fenster, so daß niemand ruhig schlafen konnte.

323. Das spukhafte Bild zu Kaditz.

Gräße, Bd. I, Nr. 85; Hofmann a. a. D., S. 744.

In dem zu Dresden gehörigen Dorfe Kaditz befindet sich eine altertümliche Kirche, welche in ihrer Vorhalle, der ursprünglichen

Kapelle, eine Statue ihres Schutzheiligen und ein Olgemälde des ehemaligen hiesigen Pfarrers M. Böhme in Lebensgröße besitzt. Von letzterem erzählt die Sage, er habe sich erhängt und sei von den Seinigen in die Elbe getragen worden, damit man glauben solle, er sei darin, wo man ihn nachher auch wirklich fand, ertrunken. Nun sagt man, daß jedesmal am Kirchweihfeste des Dorfes, an welchem Tage nämlich der angebliche Selbstmord des Geistlichen gefallen ist, dieses Bild gewaltig schwitze, gleichsam als sei es eine lebende Person, der es in dem Gedränge so vieler Menschen zu warm werde.

324. Spuk in der Kreuzkirche zu Dresden.

Gräße, Bd. I, Nr. 92; Schäfer, Bd. I, S. 110.

In der Kreuzkirche scheint es eine Zeitlang nicht geheuer gewesen zu sein, wenigstens finden sich im R. S. Hauptstaatsarchiv Registraturen „wegen desjenigen Weinens und Heulens, so den 21. Junius 1698 zu Abend in der Kreuzkirche allhier soll seyn gehört worden.“ Einer der Zuschauer will durch ein Fenster in die Kirche geblickt und ein großes weißes Ding, wie ein Rad gestaltet, sich aus dem Schiff nach dem Altar zu haben hinkollern sehen.

325. Der Spuk beim Zigeunerböhrnel.

Dr. Lincke in: Ober Berg und Tal, Bd. VI, S. 216.

Zwischen Königstein und der Schweizermühle ergießt sich das Zigeunerböhrnel in die Biela. Dort ward einmal eine alte Frau, als sie spät abends von der Kirnesh nach Hause ging, mitten im Gestrüpp festgehalten, und es kam ihr vor, als ob sie auf einem Felsen stehe und unten rausche ein Bach. Als sie aber „ach Jesus“ rief, verschwand alles und sie konnte weitergehen.

326. Das Totenlicht.

Dr. Linde in: *Aber Berg und Tal*, Bd. VI, S. 216.

Die alte J., welche in Hermsdorf bei Königstein da wohnte, wo jetzt der Jakob-Müller ansässig ist, sah, solange sie auf dem Gute lebte, stets nachts im Stalle das Totenlicht, das heißt ein Licht, welches den Tod eines Menschen in der Umgegend ankündigte. Erblickte sie ein großes Licht, so starb eine erwachsene Person, sah sie ein kleines Licht, so starb ein Kind. Die alte J. selbst lebte noch vor ca. 25 Jahren.

327. Der Spuk am Leichenwege bei Klein-Gießhübel.

Nach Mitteilungen von Theodor Schäfer, Dresden.

Am sogenannten Leichenwege, der von Klein-Gießhübel nach Reinhardtsdorf führt, ist es nicht recht geheuer. Dort geht ein Gespenst um, das den Vorüberkommenden schreckt, ohne daß er sieht, wer es ihm antut. Pferde wollen an jener Stelle oft nicht weiter treten.

Es gibt aber ein Mittel, des Gespenstes ansichtig zu werden, womit sich zugleich der Spuk zu verlieren scheint. Man muß nämlich durch den Halfterring des Pferdes sehen; dann erblickt das menschliche Auge auch sonst verhüllte Dinge.

0 328. Unheimliches im Walde bei Schönbach.

Mitgeteilt von H. Schlenkerich, Neustadt.

Im Walde zwischen Schönbach und Krumhermsdorf ist es schon seit Menschengedenken nicht geheuer. Wer in der Geisterstunde durch den Wald geht, sieht zuweilen auf dem Berge Feuerstrahlen, die sich nach und nach zu einer feurigen Kugel zusammenballen, welche den Berg herabrollt bis zu dem Wege, auf dem der späte Wanderer schreitet. Dort bleibt die Kugel stehen und sprüht nach allen Richtungen Funken wie bei einem Feuerwerke. Dazu ertönt von allen Seiten schauerliches Gebrüll und angstvolles Wimmern und ohrenbetäubendes Kettengerassel. Mit dem Glocken-

schlag eins aber löst sich der Spuk. — Andere sahen eine große Tonne mit gewaltigem Getöse den Berg herabkollern oder hörten Tritte eines unsichtbaren Verfolgers hinter sich, der erst beim Hänisch-Hübel an der Schönbacher Grenze zurückblieb.

329. Der Totengottesdienst in der Taucherkirche zu Bauhen.

Gräße, Bd. II, Nr. 736.

Ein Bauhner Fleischer, der sich auf dem Lande verspätet hatte, schritt an einem trüben Novemberabende auf der alten Görlitzer Landstraße munter seiner Vaterstadt zu. Als er bei der, an der genannten Landstraße unfern des Reichentores stehenden Taucherkirche anlangte, gewahrte er Nicht in diesem als Begräbniskirche benutzten Gotteshause. Er meinte aber, man hätte sich mit einem Begräbnisse verspätet, und trat durch die sich öffnende Türe, um sich die Predigt anzuhören, in den geheiligten Raum ein. Seinen Hut vor das Gesicht haltend, betete er ein stilles Vaterunser und nachdem dies geschehen, trat er näher zu einer unfern der Türe stehenden alten Frau, um mit in das Gesangbuch derselben zu sehen. Ein eigentümliches Gesumme ertönte durch das Gotteshaus, und der ganze weite Raum war seltsam erleuchtet. Sein Blick streifte über die zahlreiche, seltsam gekleidete Versammlung und er gewahrte mehrere ihm wohlbekannt Personen, von denen ihm aber doch bekannt geworden war, daß sie bereits gestorben seien. Die Frau an seiner Seite winkte ihm und gab ihm deutlich zu verstehen, er solle nun das Haus verlassen. Da überkam ihn eine eigentümliche Angst, er öffnete die Türe und eilte hinaus ins Freie. Doch kaum war er hinausgetreten, so hörte er einen heftigen Knall, das Licht erlosch und von der Domkirche in der Stadt ertönte der Stundenschlag. Unwillkürlich zählte er, dabei rasch dem Stadttore zuschreitend, die Glockenschläge und siehe, es war gerade Mitternacht. In Schweiß gebadet, langte der Fleischer am Gitter des Tores an, der wachhabende Stadtsoldat öffnete auf sein ungestümes Klopfen das Pfortchen und vernahm, als sich der höchst aufgeregte und vor Entsetzen zitternde Fleischer etwas erholt hatte, aus dessen Munde die seltsame Kunde. (Vergl. Nr. 301, 305.)

330. Teufelspuk in Budissin.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 108.

Anno 1603, am 23. und 24. Januar zu Nacht, ist zu Budissin in der Fleisnergasse der Teufel als ein greuliches Ungetüm herumgelaufen, hat an die Häuser geklopft, gewünselt und geschrieen, sich aber nicht sehen lassen.

331. Das Bett im alten Schlosse zu Meschwitz.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde. Sammlung Pflk.

Im alten Schlosse zu Meschwitz, welches nicht mehr bewohnt ist, steht ein Bett, das jede Nacht von einem unsichtbaren Schläfer benutzt wird. Eine Magd vom Schlosse muß das Bett alle Tage herrichten und bereiten. Jeden Morgen findet sie dasselbe wieder „eingerissen“ vor, während auf dem Boden daneben jedesmal zwei Geldstücke liegen. Es sollen unter jenem Bette sich tiefe Kellergewölbe befinden, in welchen einst Falschmünzer ihr Handwerk betrieben haben. Die letzteren, so erzählt man, seien darin des Hungertodes gestorben. Seitdem zeigt sich die merkwürdige Erscheinung mit dem Bett (vergl. jedoch Nr. 289 und 925).

332. Der Alex zu Horka.

Gräbe, Bd. II, Nr. 853; N. Lausitz, Mag. 1839, S. 359.

In einer alten Kammer an der Kirche zu Horka findet sich ein altes roh aus Holz geschnitztes Christusbild, sitzend, das dornumflochtene Haupt mit der Hand stützend, dem alt und jung den unerklärlichen Namen Alex beilegen. Dieses Bild ist ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens für viele. Einst, so erzählt man, ging eine Magd des Kantors, um Gras auf dem Kirchhofe zu schneiden, vor jener dunkeln Kammer, in der das gefürchtete Bild sich befindet, vorüber. Leichtsinn und Übermut verleiteten sie zu der verwegenen Aufforderung: „Alex, komm, hilf Gras schneiden!“ Unerpöcklich bekommt sie von unsichtbarer Hand eine sehr fühlbare Züchtigung. Andere erzählen, die Magd sei auf dem Kirchhofe gewesen, um die Abendfeterglocke zu läuten, und habe die gefürchtete

Gestalt aufgefordert, ihr zu helfen, worauf sie die obige Strafe empfangen habe. Auch will der Nachtwächter in einer stürmischen Nacht die verrufene Gestalt in der Geisterstunde am Kirchhofstore gesehen haben.

333. Das Grab des bösen Jägers zu Horka.

Gräße, Bd. II, Nr. 852; Neues Lausitz, Mag. 1839, S. 358.

Auf dem Kirchhofe zu Horka gegen Norden, dicht an der hohen Mauer erblickt man ein langes, mit Moos, Gras und Blumen bewachsenes Grab, dessen Hügel mit der Zeit eingefunken ist. Kein Leichenstein, kein Totenkreuz nennt uns den Namen und die Schicksale dessen, der hier eingesenkt wurde, kein Greis des Ortes weiß darüber sichere Kunde zu geben, nur im Munde des Volkes wird er der grüne Mann, und sein Grab das Grab des bösen Jägers genannt. Aus diesem Namen geht hervor, daß er finsternen und menschenfeindlichen Sinnes gewesen ist, und selbst noch im Grabe weiß er sich furchtbar zu machen. Als vor mehreren Jahren der Totengräber einem Verstorbenen das letzte Bett bereiten wollte, und die Schaufel in das Grab des bösen Jägers stieß, um hier ein neues Grab zu graben, bekam er von unsichtbarer Hand eine so derbe Ohrfeige, daß er, Schaufel und Gerät im Stiche lassend, scheu und entsetzt entfloß. Seitdem hat kein Totengräber es gewagt, das Grab des bösen Jägers zu berühren und den Schlaf des grünen Mannes zu stören. Nur einer machte scheu den Versuch; allein das Grab war felsenhart, und er konnte die Schaufel nicht in den Hügel stoßen. So bleibt das Grab verschont, während alle übrigen Gräber nach einer Reihe von Jahren wieder benutzt werden, denn jeder fürchtet die gespenstige Ohrfeige. (In den Budissiner Nachrichten 1861 S. 1293 ist die Sage irrtümlich nach „Storcha“ verlegt.)

334. Die verhängnisvolle Hochzeit.

Gräße, Bd. II, Nr. 748; Annalen der Stadt Bauzen in der königlichen Bibliothek zu Dresden unter dem Jahre 1584; Heckel, Beschreibung der Stadt Bischofswerda, Dresden 1713, S. 284.

Am 24. August des Jahres 1854, als Johann Fabian von Ponikau zur Elstra mit der Edlen Magdalena Richtenhatnin

aus Thüringen seine Hochzeit hielt, hat sich bei Einführung der Braut ein solcher Wind erhoben, daß die Pferde vor dem Wagen der Braut stille stehen mußten und nicht fortkommen konnten. Desgleichen ist unter dem Tanze ein Reiter auf einem weißen Pferde in gelben Kleidern in das Haus des Bräutigams gekommen und hat einen solchen Schuß getan, daß das ganze Haus erzitterte, der Reiter aber ist verschwunden. Endlich ist ein weißer Stein von freien Stücken auf einen Tisch gekommen, den niemand dorthin gelegt; zwar ist er etliche Male von den Gästen herabgeworfen worden, aber allezeit unvermerkt wieder an seinem Orte gewesen. Diesen Stein hat endlich Wolfgang von Werthern mit sich zum Wunderzeichen nach Thüringen geführt. Am andern Tage hat sich aber das Unglück schon angehoben, denn Siegemund von Maltitz ist von Friedrich von Lutitz gefordert und mitten auf der Straße niedergestossen worden. Dieser Maltitz hat aber vor seinem Tode viele Vorboten seines Unglücks gehabt: als er nämlich mit seinem Knechte von seiner Heimat weggeritten, ist ihm sein Schwert aus der Scheide gefallen, beinahe hätte er mit seiner Büchse sein eigen Pferd erschossen, und was noch mehr ist, seine Ringe sind ihm vom Finger entzweigesprungen und abgefallen, wie denn auch über dem Tische, da er bei der Hochzeit gefessen, zwei Lichter von selbst auslöschten, welches ihn aber alles nicht gehindert hat, sondern er ist der unzeitigen Herausforderung gefolgt.

335. Der Gedenkstein bei Demitz.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde. Sammlung VIIk.

Unweit des Dorfes Demitz befindet sich ein Stein mit einem eingemeißelten Kreuze, wie man deren mehrere an den Wegen der Bergwälder antrifft, wohl zum Andenken an einen jähen Unglücksfall errichtet, der vor langen Jahren dort geschehen sein mag. Diesen Stein hob man einst aus und trug ihn hinweg von seinem Standorte, um ihn zum Bau einer Brücke zu verwenden. Da aber ließ sich allabendlich an dem Punkte, wo der Stein gestanden, ein klägliches Wimmern vernehmen. Dieses hörte nicht eher auf, bis der Stein mit dem Kreuze wieder an seine alte Stelle gebracht und aufgerichtet worden war.

b.

336. Der Mühlgöz zu Plauen.*

V

Gräße, Bd. II, Nr. 649; metrisch behandelt von E. Hager, S. I, S. 57.
S. auch Wehsteins Sagenbuch S. 476.

In der oberen Mühle zu Plauen steht (?) schon viele, viele Jahre ein Götzenbild (?), wer weiß wie alt, das wohl aus der heidnischen Zeit herkommen mag (und angeblich vor langen Jahren auf dem Mühlgraben schwimmend von den Mühlknappen aufgefangen worden sein soll), gemeiniglich nur der Mühlgöz genannt. Niemand wagt es von seinem Platze zu nehmen, und wenn der Müller an ihm vorübergeht, so nimmt er bedächtig sein Käppchen ab, dieweil er den Mühlgöz für den Schutzpatron des Gewerkes hält und ihm den glücklichen Fortgang der Müllerei schuldig zu sein glaubt. Man erzählt sich aber von dem Mühlgöz folgende Sage:

Ein lustiger Müllerbursche, der dem Wasser nachging und wo möglich in jeder Mühle das Gastrecht in Anspruch nahm, kam auch in die obere Mühle zu Plauen. Sein heiteres, witziges Wesen verschaffte ihm mit leichter Mühe ein Nachtquartier, und er hatte sich an reichlicher Speise und einem frischen Trunke schon ein Gütliches getan, als er erst in das Innere der Mühle trat, um sich daselbe zu beschauen. Bald blieb er vor einem braunen hölzernen Bilde stehen, das ihn mit weit herausgeschlagener Zunge angrinste. Zum Teufel, was ist denn das für ein Ding? fragte er den Müllerburschen, es ist wohl gar euer Schutzpatron? Ich bewahre, es ist ein Stück aus dem Heidentume, sagte der Mühlbursche, der Mühlgöz genannt, der einst wie ein Gott verehrt wurde und auch jetzt noch von uns in Ehren gehalten wird. Versuch's nur einer, ihn von dem Platze zu bringen, ich mag die Prügel nicht mit ihm teilen; er läßt nicht ab, bis er wieder auf dem Platze ist. Der

* Nach einer Notiz in den „Mittellungen des Königl. Sächf. Altertumsvereins“, Heft 30, Registerband S. 90 scheint es zweifelhaft, ob Plauen i. V. oder bei Dresden gemeint ist. Herr Jäbiche in Plauen-Dresden teilt mir mit, daß sich bis zum Jahre 1855 eine „Puppe“ an der steilen Felswand gegenüber der seit 1875 abgebrochenen Buschmühle, der oberen Mühle zu Plauen bei Dresden, befunden habe, die erst abhanden gekommen sei, als die Felsenkellerbrauerei dort in jenem Jahre ihre Keller angelegt habe.

lustige Mühlbursche lachte laut auf über diese Mär, im stillen aber dachte er bei sich: wart nur, Götz, mit dir ist's aus. Um Mitternacht als sie alle schliefen, erhob er sich leise von dem Lager, schlich sich in die Mühle und sprach zu dem Gößen: Herunter mit dir, Bursche, mache keinen Lärm, daß die Müllermädel nicht erschrecken. Ich will dich taufen, blinder Heide, im Namen Gottes. Mit diesen Worten warf er ihn in den Mühlgraben. Da auf einmal erhob sich ein pfeifender Sturmwind, daß das ganze Haus erbebt und die Flut hoch aufschäumte und die Räder sich wie toll im Kreise herumdrehen. Totenbleich vor Schreck lief der Mühlbursche schnell zurück in die Mühle, aber da gingen ihm erst die Augen über. Was nur in der Mühle war, Kübel, Säcke, Kästen, Beutel, ja selbst Müller und Knappe tanzten wie toll in der Mühle herum, darein erscholl der grelle Ton des Glöckchens. Alles krachte und donnerte, als wäre der jüngste Tag gekommen. Noch hatte der vorwichtige Bursche sich nicht vom ersten Schreck erholt, da kam ein Kübel geflogen, gerade auf ihn los, der ihm den Kopf zu zerschmettern drohte, und wie mit unsichtbarer Hand zog es ihn zum Mühlgraben hin, wo hinein er das Gößenbild geworfen hatte. Er nahm es auf den Arm und trug es alsbald auf den Platz zurück. Da standen die Räder wieder still, Säcke, Kübel und Beutel, alles blieb an seinem Orte. In der Mühle ward es wieder still wie in der Kirche. Der Müller aber prügelte den leichtfertigen Burschen zur Türe hinaus, und es ist bis heute kein anderer wiedergekommen, der den Mühlgötz hätte taufen wollen.

E 337. Das nächtliche Fallen im Erzgebirge.

Gräße, Bd. I, Nr. 532; Lehmann, Obererzgebirgischer Schauplatz, S. 980.

Im Erzgebirge sagt das Volk, wenn man in der Nacht etwas fallen hört, es müsse darauf ein Todesfall erfolgen — darum nennt man dies das Leichenbret —, dieser könne aber von dem Menschen ab und auf ein Vieh gewendet werden, wenn man spreche: falle auf meine Henne, Ziege usw. Im Jahre 1627 lag der Pfarrer zu Markersbach ruhig samt seiner Ehefrau im Bett, nur die Magd war noch wach: da hörte sie etwas oben im Hause stark fallen; sie läuft hinauf in der Meinung, ihr Herr habe gepocht, aber dieser

sagt, sie habe wohl geträumt und solle zu Bett gehen, und am neunten Tage nachher war er tot. Im Jahre 1688, ehe M. G. Uhlmann, Informator beim Superintendenten zu Annaberg, starb, geschah des Nachts ein großer Fall im Hause, er aber hörte nichts davon, und am dritten Tage war er schon tot. Im Jahre 1633 lebte noch zu Scheibenberg eine Pfarrerswitwe von Thum; da diese ihren Sohn, der verreiste, ein Stück Weges begleitet hatte und nunmehr auf dem Heimwege begriffen war, tat's in ihrem Hause einen schweren Fall und zwar zu derselben Stunde, wo sie auf dem Rückwege von einem Fieberfroste überfallen ward, daran sie auch nach zehn Tagen starb. Dasselbst diente damals eine alte Magd bei dem Bürger und Hausbesitzer Auerbach, die sprach, wenn sie einen solchen Fall hörte, folgenden Spruch: „Gütchen, ich gebe dir mein Hütchen, willst du den Mann, ich gebe dir den Hahn! willst du die Frau, nimm hin die Sau! willst du mich, nimm die Zieg'! willst du unsere Kinder lassen leben, will ich dir alle Hühner geben!“

In Elterlein geschah es, daß man bei unterschiedlichen solchen gespenstigen Fällen dem Ungetüme eine Henne und Ziege gab. Diese Stücke wurden am folgenden Morgen tot gefunden, und Lehmann a. a. D. sagt, er habe es mit seinen eignen Augen gesehen, daß eine Henne, die auch so weggeschenkt worden, früh auf dem Oberboden tot dalag, als wäre sie unter einer Presse zerquetscht worden. (Vergl. Nr. 378—380.)

338. Der Kobold zu Lauter.

Gräße, Bd. I, Nr. 547; Lehmann a. a. D., S. 949.

Im Jahre 1695 kurz vor Weihnachten ereignete sich zu Lauter in einer Schenke bei einem da wohnenden Fleischer in der Kammer, wo er mit seinen Kindern schlief, von ohngefähr 9 bis 11 Uhr abends und von 1 bis 3 Uhr nach Mitternacht, bei dem Bette der Kinder ein Krazen, welches sie merklich in der Ruhe störte. Anfänglich hat er's für eine große Ratte oder etwas dergleichen gehalten, fleißig aufgestellt, aber nichts gefangen, noch gesehen, noch ergreifen können. Mit der Zeit hat's auch angefangen laut zu pochen, daß man's im Keller hat hören können und hat den Kindern

keine Ruhe gelassen. Ein Knabe von zwölf Jahren hat fleißig gebetet und zu ihm gesagt: „laß mich doch in Ruhe, wenn du nicht mit beten willst, auch nicht beten kannst, so gehe deiner Wege“, und ist unerschrocken gewesen. Im Januar 1696 hat ein Kind von ohngefähr ein Band in seinen Händen mit ins Bett genommen, das dieses Ungetüm, es durch ein Astloch der Decke herab ins Haus steckend, dem Volke gezeitigt und damit gespielt hat: wenn's jemand ergreifen wollen, ist es entwischt und bald zu einem bald zum andern Loch auf dieselbe Weise heruntergehangen worden. Gedachter Fleischer hat dabei sein Geld aus einem verschlossenen Kasten vermischt und ist gerade dazu gekommen, wie es ein ganzes Bund Wäsche bis an die Kammertür gebracht, so er noch gerettet. Der Schulmeister-Substitut des Orts unterstand sich, das Ungeheuer zu fragen, da es denn viel geredet, in einem Tone, wie ein zarter Knabe oder eine Weibsperson, ist auch zornig auf ihn geworden, daß es ihn hinein in die Kammer gefordert, wohin er sich doch nicht hat getrauen wollen, sondern ist in der Tür stehen geblieben. Hernach haben auch andere ihren Fürwitz gebüßt und allerlei gefragt, unter anderem, ob es von einer gewissen Person dahin gebannt wäre, da es denn mit Ja geantwortet. Seit dem 9. Januar, wo die Wirtin eines Kindes genesen, ist aber nichts mehr von ihm gehört worden.

339. Das Gespenst in dem Jobelschen Hause zu Annaberg.*

Gräße, Bd. I, Nr. 509; M. E. Zobel, historische und theologische Vorstellung des abenteuerlichen Gespenstes, welches in einem Hause zu Annaberg zwei Monate lang im 1691. Jahre viel Schrecken angerichtet. Leipzig 1692. 8^o, und Declaratio apologetica oder schriftliche und fernere Erklärung über die St. Annaberg. Gespensterhistorie wider des H. Balthasar Bekkers Buch, genannt die bezauberte Welt. Leipzig 1695. 8^o. S. auch Hauber, Bibl. Mag. Bd. III, S. 343 ff. und Remigius, Daemonol. II. S. 251 ff.; Auszug bei Lehmann, Obererzgebirgischer Schauplag, S. 951.

Im August und September des Jahres 1691 hat ein teuflisches Gespenst in dem Bürgerhause des M. Enoch Zobel zu Anna-

* Anmerkung nach Köhler S. 168: Dieser Sage liegt eine wirkliche Tatsache zu Grunde, doch hat der Aberglaube viel dazu gedichtet. Richtig ist es nämlich, daß der Spuk in dem Hause des Archidiakonus Zobel zu Annaberg zum Teil von einem Manne mit Namen Anton Friebe hervor-

berg vielerlei Unruhe und Konfusion angestiftet, wie derselbe selbst weitaufwendig beschrieben hat. Es hat mit Auf- und Niedergehen, Klappern, Schlagen, Auf- und Zumachen der Türen, Werfen, Fallen, Verschleppen alles Hausrats, Rufen, Lachen, Zupfen an den Kleidern, schimpflichem Neckeln einer Magd viel seltsame Händel getrieben; ist bisweilen als ein dunkelgrauer forttrauschender Schatten erschienen, hat sich einst mit einem nackenden Arme blicken lassen, grünes Waldreißig auf die Haustüren gesteckt, dergleichen auch auf den Spiegel getan. Im hinteren Hofgewölbe hat sich's hören lassen, als ob Bergleute arbeiteten, eine Kugel hat es die Treppe hinuntergeworfen, alte Kleider hat es hervorgetragen und seltsam aufgehängt, den Schlafenden die Betten nehmen wollen, bei Tage etliche Betten verschleppt, brennend Licht auf den Boden getragen. Einen wachenden beherzten Bürger überfiel, seinen Gedanken nach, etwas in der Nacht ganz wie ein zottiger brauner Bär. Bisweilen sah es zum Stallfenster heraus, ganz wie ein altes Angesicht mit einer schwarzen Haube. Es gab der Hausgenossin eine starke Ohrfeige, daß man die roten Striemen noch des andern Tags sehen konnte, es steckte die Ofenkrücke, Ofengabel, einen langen Borsttwisch mit allerlei Lumpen behangen, zur Haustüre hinaus auf die Gasse, zog den großen Wassertrog ab, versteckte die Zapfen, setzte ein brennendes Licht auf die Hausbank, schürte Feuer auf dem Herd. Dergleichen Schalkheit übte es sehr viel, und wenn es etwas angestiftet, so lachte es. Es versteckte die Schlüssel, streute Korn vom Boden herab auf den Hof, der Hausgenossen Betten trug es auf den Gang

gerufen worden war, welcher sich in eine zottige Decke gehüllt und in dieser Verkleidung entweder als Hund oder selbst als altes Weib die Bewohner zwei Monate lang geängstigt hatte. Trotz des Geständnisses von Frießel hielt man eine derartige Täuschung auf natürlichem Wege für unmöglich, so daß selbst in dem Urtheile des Schöppenstuhls zu Leipzig vom 8. Januar 1693, wodurch der Inquisit zum Strange verurteilt ward, seiner spukhaften Erscheinungen ausdrücklich und lebhaft gedacht wurde. Der Geistliche, der ihn hiernächst zum Tode vorbereitete, drang mit der Frage in ihn, ob er nicht ein geheimes Bündnis mit dem Satan habe, und als er sich erbot, seine Zauberstücke vor aller Augen zu wiederholen, wenn man ihm seine zottige Decke geben wollte, verwies ihm dies der Geistliche mit heiligem Schauer und ermahnte ihn, die wenigen Stunden, welche er noch zu leben hätte, nicht zu solchen Teufeleien, sondern zu seiner Bekehrung zu verwenden. (Unterhaltungsblatt zum Erzgebirgischen Volksfreunde, 1884, Nr. 32.)

hervor, man sah aber keinen Träger. Es steckte noch allerlei Sachen zusammen in den Ofentopf. Ein Studiosus sah etwas wie ein altes Gesicht, es warf ihn mit Steinchen, hielt ihm rücklings beim Klavier mit kalten Händen die Augen zu, entführte auch unterschiedliche aufgebretete Wäsche. Den 26. September befand sich Feuer und Dampf auf dem Holzstalle, worauf die Hausbewohner Lärm machten, daß es bald gelöscht wurde. Mittlerweile war aber allenthalben gute Anstalt wider alle Gefahr gemacht worden; im Hause wurde täglich zu gewissen Stunden gebetet und gesungen, es wurde auch öffentlich in der Kirche Fürbitte angestellt, es hat sich aber nachgehends weiter nichts spüren lassen.

340. Der Kobold zu Gröna.

Gräße, Bd. I, Nr. 545; Lehmann a. a. D., S. 951.

Auf dem adligen Vorwerk Gröna bei Scharfenstein hat ein Poltergeist im Stall an Menschen und Vieh großen Mutwillen geübt, daß fast kein Gesinde mehr bleiben können. Weil man es nun für einen Zauberer gehalten, sind etliche Leute in einer Kammer, da es sich am meisten spüren lassen, mit bloßem Gewehr geordnet worden, welche alle Winkel durchschauen müssen, da sich endlich eine alte Haube oder Mütze gefunden und damit die Zauberei ein Ende gehabt.

341. Der Poltergeist zu Roßwein.

Gräße, Bd. I, Nr. 359; Knauth, Altzelle Teil VIII, S. 579 ff.

Im Jahre 1649 ist Meister Georg Jahn, Schwertfeger zu Roßwein, Tag und Nacht in seinem Hause von einem Poltergeist gequält worden, hat sich deshalb an den Freiburger Superintendenten P. Sperling gewandt und dieser ihn in einem weitläufigen, noch jetzt vorhandenen Schreiben über die Art, wie solcher zu vertreiben, unterrichtet.

342. Das Johannismännchen zu Leipzig.*

L

Gräße, Bd. I, Nr. 446.

Im Spital zu St. Johannes auf dem Grimmaischen Steinwege befand sich in früherer Zeit über einer Türe eine gewisse Statue, welcher man jährlich ein weißes Hemde mit Halskrause anziehen und einen weißen Kranz auf den Kopf setzen mußte; tat man das nicht, so entstand im ganzen Gebäude ein solches Gepolter, daß die alten Spitalweiber vor Entsetzen ganz außer sich gerieten.

343. Der Kobold am Barfußpörtchen zu Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 441; Prätorius, Der abenteuerliche Glückstopf S. 448 ff.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts hat ein angesehener Bürger zu Leipzig, namens Scheibe, in einem großen Hause auf dem Barfüßerkirchhofe (alle die Häuser daselbst haben ursprünglich zu diesem Kloster gehört) eine getäfelte Wand neu weißt lassen und dahinter viele Löcher in der Wand gefunden. Als das erste Loch geöffnet ward, ist flugs ein Haufen Messer herausgefallen von sehr alter Form, ein Teil rostig, der andere ziemlich blank; einige sind sehr schmal und sehr lang gewesen, vielleicht zum Aufspießen der Lerchen, andere mit Achatssteinen besetzt, noch andere mit elfenbeinernen Heften. Weiter hat er im Keller graben lassen und darinnen viele runde Töpfe gefunden, alle mit kleinen Kindesgebeinen angefüllt. Von der Zeit an aber, daß jene Messer gefunden waren, hat sich im Hause ohne Unterlaß ein Kobold geregt, der alle Leute in der Stube geschmissen, aber draußen auf dem Saale ihnen nichts getan hat. Auch hat er niemanden verlegt, sondern nur geschabernackt. So hat er auch nichts gesprochen, denn wie er von dem Besitzer gefragt ward, was für ein Geist er sei, ob ein guter oder böser: Alle guten Geister loben Gott den Herrn, oder: Was tust du? Gib ein Zeichen von dir, Puz! Da hat er zur Antwort jenem etwas an den Kopf geworfen, das ist sein Zeichen gewesen. Doch hat er auch einmal einem weh getan, denn

* Die beiden Nummern Gräßes, 415 und 446, beziehen sich jedenfalls auf dieselbe Figur; daher sind sie hier zusammengezogen.

ein Hausbewohner, der sehr auf ihn gelästert und geflucht, hat einstmal mit dem Pantoffel eine derartige Maulschelle von dem Ungetüm bekommen, daß ihm der ganze Backen aufgeschwollen und ihm Schmerzen gemacht hat. So hat es im allgemeinen gedäucht, als wenn das Gespenst aus einem alten Schranke hervorkäme und würfe, und ist dieser doch immer verschlossen gewesen. Weiter hat es manchmal den Anschein gehabt, als wenn es in der Kammer alles über und über kehre, würfe, zerschläge, und wie man dann dazugekommen, ist alles an seinem rechten Orte gewesen. Des Nachts haben sie immerfort Licht brennen müssen, denn da haben sie noch am meisten Ruhe gehabt, wenn es aber finster gewesen, da hat es immer länger gedauert. Es hat auch den Wirt und andere im Bette gezupft, das Bett vom Leibe weggezerrt usw., doch das Licht niemals ausgelöscht, sondern brennen lassen. So sind sie dieses Wesen gewohnt geworden, daß sie es nur insgemein verlacht und verhöhnt: siehe, da kommst du wieder usw. Der Mann hatte ein Gefäß voll Flederwische im Keller stehen gehabt, das ganz fest zugemacht gewesen, die hat der Geist einmal alle herauspartiert und zwar so, daß das Gefäß obenauf zugedeckt geblieben, und hat sie nacheinander auf den Wirt los geworfen. Da hat denn dieser erst gemeint, es wären nicht die seinigen, indem er gepaßt: siehe, was hast du nun wieder vor? hast du Flederwische in der Nachbarschaft gestohlen? O gib sie immer her, ich habe sie von nöten. Da hat sie aber das Ding alle auf seinen Buckel losgezählt. Das hat es etliche Jahre so getrieben, bis es sich selbst verloren. Den kleinen Kindern hat es nichts getan, außer daß es ihre Strümpfchen, Stühlchen, Kleider usw. immer nach dem Wirte zu warf. Da nun das Haus nachmals von einem andern Wirte gekauft ward, hat es sich wieder gefunden, sonderlich nachdem man aufs neue das ganze Haus wegen des vermuteten Schatzes durchgrub. Ubrigens meinte der frühere Besitzer auch, es sei ihm nicht anders, als daß er ein paar kupferne Särge einstmal, als er seinen Abtritt verändern ließ, bemerkt habe.

344. Der heilige Antonius zu Reuben.

M

Gräße, Bd. I, Nr. 329; J. Chr. Sichel, Nachrichten von Poltergeistern. Quedlinburg 1761. Bd. I, S. 16 ff.

Im Jahre 1727 ist Johann Christoph Sichel in Kondition nach Reuben bei Oschatz in Sachsen auf den damaligen Thielauschen Hof gekommen, wo ihm eine Stube angewiesen ward, der gegenüber eine alte Kapelle zu sehen war, worin vor der Reformation Gottesdienst gehalten worden war. Auf sein Befragen nach der Geschichte derselben wurde ihm jedoch gesagt, daß dieselbe vor einigen Jahren säkularisirt, das alte Gemäuer reparirt, auch über daselbe ein holländisches Dach gemacht, die Kapelle aber, weil ihre Mauer sehr dick war, zu einem Milchgewölbe und der Oberteil des Daches zu einem Fruchtboden benutzt worden sei. Als nun diese Veränderung vorgenommen ward, da hat man des Nachts eine solche Unruhe, Gepolter und Gehämmer gehört, als wenn Maurer und Zimmerleute allda arbeiteten. Dasselbe Getöse hat sich nachher noch oft wiederholt, und der Hauslehrer Sichel versichert, daß er öfters um Mitternacht in seiner Stube ein heftiges Gepolter aus jener Kapelle vernommen habe, gerade wie wenn Personen darin mit Brettern hantierten oder mit Steinen würfen.

In dieser Kapelle hat früher auch eine hölzerne Bildsäule des heiligen Antonius gestanden, die man bei der Säkularisation herausgenommen und in ein danebenstehendes Gebäude, das Backhaus genannt, gesetzt hat. Als nun einmal, während die Herrschaft nicht zu Hause war, das Hofgesinde sich eine Lust machen wollte, haben sie des Abends das Bild in die Schenke getragen, ihm eine Tabakspfeife in das Maul gesteckt und sind mit vielem Vergnügen um dasselbe herumgetanzt, haben ihm auch bisweilen Nasenstüber verabreicht. Bei dieser lustigen Gesellschaft hat sich nun der Schäfer bis in die späte Nacht am aufgeräumtesten bewiesen, nachher aber den heiligen Antonius wieder an seinen Ort in das Backhaus gebracht. Als nun der Anstifter dieser Kurzweil wieder auf den Hof gegangen war und sich in seine neben dem Backhause und der Kapelle stehende Horde niedergelegt hatte und eingeschlafen war, ist er von einem Gespenste plötzlich mit derben Ohrfeigen dermaßen reichlich bedacht worden, daß er durch solche Komplimentierung außer sich geriet und fast des Todes war, auch einen so dicken

Kopf und Gesicht bekam, daß er am andern Morgen kaum noch einer menschlichen Gestalt ähnlich sah, hat auch, was ihm begegnet war, alsbald auf dem Hofe erzählt und sich niemals wieder an diesem Bilde vergriffen. Man hat nachher dieses Bild in dem Backhausgarten vergraben, damit weiter kein Unfug mit demselben getrieben werde, besagtem Sichel auch noch den Ort bezeichnet, wo dasselbe eingescharrt war.

345. Das Männchen im St. Jakobspitale zu Dresden und auf der Sporergasse daselbst.

Gräße, Bd. I, Nr. 135.

Aber dem Tore des im Jahre 1859 eingerissenen St. Jakobspitals an der Ecke der Am See genannten Gasse zu Dresden, der Meilensäule gegenüber, befand sich sonst auf einer steinernen Konsole das Bild eines kleinen Männchens. Dieses hat man früher mehrmals herabgenommen, aber immer wieder hinaufstellen müssen, weil es dann so lange in dem gedachten Spitale rumorte und mit Steinen warf, bis es wieder an seiner früheren Stelle stand.

Dasselbe fand auch bei dem Hinwegnehmen des Männchens über der Türe des früheren Arnoldischen Hauses, Sporergasse 6, statt.

O 346. Der Sebnitzer Poltergeist.

Eine Predigt von Joh. Willisch, Pfarrer zu Sebnitz. Dresden 1654.

In dem Städtlein Sebnitz hat es sich begeben und zugetragen, daß etliche Wochen nacheinander, gegen Abend in der Dämmerung, wenn man Licht anzünden wollte, ein schrecklicher Poltergeist sich hören lassen, der auf ein Häuslein eines Bürgers und Schneiders allda, Hans Ackermanns, mit Steinen und Erdklösen geworfen und hineingestürmt, daß an desselben Fenstern und Türen groß Schaden geschehen. Weil man aber nicht anders vermeinte, es wären böse Leute, hat E. E. Rat deswegen Wache anlegen lassen. Da solches geschehen, hat sich der böse Geist in gedachtem Häuslein an vier unterschiedenen Orten und Enden mit schwarzen Kohlen abgerissen (abgezeichnet) und angeschrieben, da er zuvor Ofen und Fenster eingeschlagen, Tische und Bänke über einen Haufen geworfen und das

Bette, darinnen diese zwei alten Eheleute gelegen, auch das oberste zu unterst gestürzt. Welches alles E. E. Rat dem Pfarrherren persönlich angezeigt, der alsobald hingegangen und es also befunden hat, darauf er zu einem jeden Abriß diese Worte unterschrieben:

Des Weibes Samen soll der Schlange den Kopf zertreten. Gen. 3, V. 15. Nachdem aber das Weib solch unruhiges teuflisches Wesen nicht länger anhören, auch wegen großer Furcht nicht mehr im Häuslein bleiben wollte, weil der Mann etliche Tage vertrießt war, begab sie sich selbigen Abends zu des Nachbarn Hausgenossen, einem Tzulanten und Leinwebern Jakob Hessen, und lag auf seinem Boden über der Stuben. Ungefähr um 10 Uhr zur Nacht, fähet sich ein Geräusch oben an und fället Leumen von der Decke und mühlet dadurch Staub herunter. Sie sehen nauf zum Weibe; das sagt, das Gespenst sei aber dar, es hätte auf dem Bette nach ihr gegriffen, denn abends, da sie hinübergehet zum Nachbar höret sie eine Stimme, so ihr nachgeschrieen: Ich komme auch nach, welches geschehen. Folgenden Tages, es war der 15. Martii, in des Hausgenossen Stüblein hat sich der höllische Geist abermal in der Hellen an die Wand angemauet nebens einem Sarge mit einem weißen Tuche bedeckt, darbei ein Mann gestanden, auch ein großes Stück, aus welchem Rauch gegangen, angezeichnet. Und welches noch das schrecklichste ist, so ist's in dem ersten Häuslein am hellen lichten Tage, früh vor Mittage zwischen 9 und 10 Uhr, in des Nachbars Stuben aber ungefähr zwischen 2 und 3 Uhr nach Mittage, im Beisein ehrlicher Leute, indem sie den Sarg und das andere abgewischt, alsobald wiederum und ehe sie sich umgewendet, von neuem angeschrieben worden, wie es vorhin gewesen. Welches ein großes Wunder, das auch sonderbares Schrecken bei jungen und bei alten Leuten zu wege gebracht usw.

347. Der Spuk in Mieda.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 171.

Im Jahre 1687 hat sich im Dorfe Mieda bei Ostritz in dem alten Kaplanhause, so zur Pfarre gehört und darin dazumal fromme Schustersleute gewohnt, am 21. November und in den folgenden

Tagen und Nächten ein greuliches Gespenst hören lassen, hat den Leuten die Mühe vom Kopf, des Schusters Töchterlein die Weife aus der Hand geschlagen, mit den Türen geschmissen, ob man gleich dieselbigen mit Stricken angebunden, in Stuben, Kellern, Boden rumoret, Kisten und Kasten untereinander geworfen, dem Schuster das Leder umhergestreut und keinen Menschen in Ruhe gelassen. Der Schuster hat einen Zettel mit dem Namen Jesu an die Türe geheftet, den hat's über Nacht zerrissen, und ob man gleich nichts gesehen, hat der Lärm neun Tage und Nächte lang gedauert, bis das Gespenst von selbst aufgehört.

348. Der verschluckte Maulwurf.

Mitgeteilt von Dr. Pikk.

Eines Tages waren die Hofarbeiter von Ratibor auf einem Felde beschäftigt. Als sie eben zum Frühstücke gingen, bemerkte einer derselben, daß ein Maulwurf auf ihn zugelaufen kam. Aus Übermut sagte er da zu den andern: „Den nehme ich in den Mund.“ Und weil die übrigen lachten, wettete er darum eine Kanne Branntwein. Kaum aber hatte er das Tier an den Mund gebracht, als es auch schon in den Hals hineingeschlüpft war. Nicht lange dauerte es, da mußte der Bedauernswerte unter fürchterlichen Qualen seinen Geist aufgeben. Der Unglückliche ist jedenfalls an Ort und Stelle begraben worden, und zum Andenken hat man ihm ein aus Stein gehauenes Kreuz errichten lassen. Der spätere Besitzer des Feldes, Michael Waurik, nahm jedoch das Kreuz weg, da es ihm bei der Bebauung des Feldes hinderlich war. In der ersten Nacht, nachdem er das Kreuz entfernt hatte, entstand in seinem Gehöft ein entsetzliches Rumoren und Poltern. Bekümmert ging der Bauer zum Pfarrer Ischorlich und klagte ihm sein Leid. Ischorlich fragte Wauriken: „Hast du vielleicht einen Mord begangen oder sonst eine Freveltat auf dem Gewissen?“ Waurik konnte sich jedoch auf nichts besinnen. Endlich sagte er: „Das Kreuz auf meinem Felde hab ich weggenommen; mußte dies die Ursache sein.“ „Das ist freilich ein großer Fehler“, bemerkte der Pfarrer, „setze es so gleich wieder an Ort und Stelle; hättest es tief versenken können

und dann mit Erde zudecken, das wäre gut gewesen, nicht aber das Wegnehmen des Kreuzes.“

Und Waurik erhielt wirklich Ruhe, als er das alte Kreuz wieder an seinen früheren Ort gestellt hatte.

349. Der Poltergeist in der Obermühle zu Ramenz.

Haberkorn, Chronik von Ramenz, S. 860.

Den 7. Dezember 1607 hat in der Obermühle zu Ramenz ein Kobold mit Werfen und Schlagen viel Schaden getan, also daß etliche Wochen die Mühle wüste gelegen hat, weil niemand darinnen hat mahlen dürfen.

VII. Irrwische; Feuermänner; Druckgeister; Binsenschmitter.

Siehe auch Schatzsagen und Gespenstersagen.

350. Die Irrlichter im Woderich bei Schöneck.

Mitgeteilt von Rob. Eifel, Gera.

Viele Irrlichter zeigen sich in nächtlicher Stunde im „Woderich“, einem teilweise sumpfigen Waldgebiete nördlich von Schöneck. Einst wurde nämlich ein Bürger zu Schöneck gezwungen, feindlichen Truppen, den blut- und beutegierigen Kroaten, als Führer zu dienen. Er aber führte sie in den Sumpf des Woderich, wo sie alle umkamen und nun als Irrlichter umherwandeln. (Vergl. auch Sage Nr. 91; ferner 974.)

351. Die Voigtsberger Laterne.

Gräße, Bd. II, Nr. 656; f. Köhler, Aberglauben, S. 498.

Die Voigtsberger Laterne ist ein Licht, das in jedem Jahre in der Umgegend von Delsnitz und Voigtsberg öfter gesehen wird.

Einst, an einem finsternen Abende, ging ein Hufschmied namens Maul in Lauterbach, ein furchtloser und sehr beherzter Mann, von Delsnitz nach Hause. In der Nähe der Elsterbrücke traf er die Voigtsberger Laterne. Zu diesem Lichte sagte Maul: „Licht, führe mich nach Hause, ich gebe dir einen Sechser!“ Das Licht begleitete ihn genau, sich immer etwas tiefer an der Straßenböschung haltend bis nach Hause. Dort angekommen legte er auf den Stock vor seinem Hause, auf dem die Schmiede kaltes Eisen strecken, den versprochenen Sechser und ging in sein Haus. Dann zündete er eine

Laterne an, um herauszugehen und nach dem Sechser zu schauen; und siehe da, er war weggenommen.

Ein Zimmermann von Delsniz ging einmal des Nachts von Raasdorf nach Hause. Als er an die Raasdorfer Höhe kam, war die Voigtsberger Laterne da. Zu dieser sprach er: „führe mich nach Hause, ich gebe dir einen Dreier!“ Nun führte ihn das Licht bis zu seiner Wohnung. Als der Zimmermann in Begleitung der Laterne an seine Haustüre gekommen war, sprach er: „ich gebe dir keinen Dreier!“ Darauf gab ihm das Licht eine Ohrfeige, und insfolgedessen ward er vier Wochen lang krank.

352. Die Laterne vom Steinpöhl bei Oberlosa.

Mitgeteilt von Rob. Eisel, Gera.

Vom Steinpöhl an der alten Straße bei Oberlosa nach Delsniz zu begleitete ein Licht die Leute bis ans Dorf, verließ sie aber da, ging durch Sumpfwiesen unterhalb des Dorfes wieder zurück an die Straße in der Richtung nach Plauen bis zur Kemmler Höhe und verschwand bei einem uralten Steinkreuz, das bis 1860, wo es zer schlagen wurde, rechts im Felde stand. Es hieß, das Licht sei ein großer Stiefel, der oben am Schaft eine kleine Laterne trage; nach andern sollte es ein starker Stock mit Laterne sein; sogar eine Hand an der Laterne wollen welche gesehen haben, keiner aber jemals die ganze Gestalt.

353. Verschiedene Irrlichter im sächsischen Vogtlande.

Mitgeteilt von Rob. Eisel, Gera.

Im Vogtlande ist der Seelenglaube von Irrlichtern allgemein verbreitet. Besonders in der Nähe von Plauen wurden solche oft gesehen. So hüpfte auf einer Anhöhe nördlich von Kloschwitz ein Irrlicht umher, das angeblich die Seele eines Selbstmörders ist; nach andern ziehen ihrer eine ganze Menge von einer Sumpfstelle aus zum Gottesacker und auf jene Höhe. Irreführende Lichter zeigen sich auch im Essiggrund und Lauspöhl verrufenen Orten

bei Rößnitz. Die Seelen Erhängter irrlichtern im Mechelgrüner Grund und im Kupfergrund daneben. Hin und her flackernde und schwebende Lichtchen, die rasch wieder verlöschen, zeigen sich auch am Einfluß des Floßgrabens in die Gölsch (zwischen Falkenstein und Hammerbrück).

Die Stelle ist sumpfig. Ebenfalls an Sumpfstellen erscheinen Irrlichter bei Kottenheide; ferner zwischen Unterlosa und Taltitz, zwischen Oberlosa und Stöckigt, zwischen Treuen und Mechelgrün, in zwei Tälern bei Obermarzgrün.

Den Irrlichtern zwischen Stöckigt und Schlobitz, die oberhalb der Färbigmühle ihr Spiel treiben, rannte einer nach, in der Meinung, es seien Krebsräuber; wie er aber merkte, daß er es mit Irrlichtern zu tun hatte, riß er aus. Einst ging der Windmüller W. von Oberlosa in der Nacht nach Hause; er hatte kaum fünf Minuten bis dahin auf einem Feldrande zu gehen. Zwar herrschte Nebelwetter, er ging aber dem Lichte nach, das aus seiner Wohnung herüberschimmerte. Da, plötzlich stand er in einem tiefen Teiche — eine Viertelstunde von seiner Wohnung. Er arbeitete sich wieder heraus, aber die Heimkehr kostete ihm statt fünf Minuten drei Stunden. Der Müller läßt sich das Irrlicht nicht ausreden.

Wer von Delsnitz durch Lauterbach geht, sieht da links drei kleinere Häuschen, die sogenannten Schafshäuschen, an denen ein Waldweg, die sogenannte alte Straße, vorbeiführt. Dort ist mitten im Wege, noch 1868, ein ziemlicher Schlamm- und Wassertümpfel gewesen, wo sogar — allerdings vor langen Jahren — eine Kutsche samt Insassen und Pferden nachts versunken sein soll. An der Seite dieser Pfütze stand ein alter knorriger Eichenstumpf ohne Krone und Rinde, doch mit Knorzeln, die Hufeisen oder auch menschlichen Gesichtern ähnelten. Dort hat man nun des Nachts Wehklagen gehört und will die Seelen der Versunkenen in Gestalt von Irrlichtern gesehen haben. Endlich gilt ein zwischen Wiedersberg und der darunter liegenden Mühle bei Nacht hin und her gehendes Licht theils als Irrlicht überhaupt, theils als der Burggeist der oben liegenden Burgruine; letzterer erschien auch noch in anderen Gestalten.

354. Irrlichter bei Annaberg und Scheibenberg. E

Chr. Lehmann, Historischer Schauplatz, S. 421; Röhler, Sagenbuch, Nr. 225; Moritz Spieß, Aberglauben usw. des sächsischen Obererzgebirges; Programmarbeit, 1862, S. 39.

Am Schottenberge unter S. Annaberg gibt's alte Bergkessel und Pingen, daran der Fußsteig Stichel vorbeigeht. Da sind etlichemal bei Nacht, sonderlich zur Winterszeit, Reisende von Irrlichtern betört und in Löcher und tiefen Schnee geführt worden, daß man sie auf ihr jämmerliches Schreien und Rufen aus der Stadt mit Laternen aufgesucht und gerettet hat.

Im Jahre 1683 den 22. Trinitatus ging ein Witwer mit seiner Braut beim Scheibenbergischen Gottesacker vorbei und sagte: „Da drinnen liegt mein voriges liebes Weib.“ In dem Wort blendet sie ein Licht und umgibt sie ein Feuerschein zweimal, so daß sie mit Schrecken davongelaufen sind.

Auch bei der Grube „Dorothea“ auf Geiersdorfer Gebiet und bei der Grube „Stern“ auf Mildenauer Revier läßt sich zu gewissen Zeiten ein Lichtlein sehen.

355. Die Staatslaterne bei Geyer.

Gräße a. a. O., Nr. 491; G. Andrá, Chronologische Nachrichten von der Bergstadt Annaberg. Schneeberg 1837, 8^o, S. 77.

Nordöstlich von Geyer zeigt sich an Herbstabenden eine merkwürdige Luferscheinung oder ein rötlich leuchtendes, beinahe sieben Ellen hohes Irrlicht, das, sobald es sich zu bewegen anfängt, immer kleiner wird, bis es endlich ganz verschwindet, in der dortigen Gegend aber die Staatslaterne von Geyer genannt wird.

356. Der brennende Mönch bei Rochsburg.

Gräße, Bd. I, Nr. 385; Monatliche Unterredungen aus dem Reiche der Geister, Bd. I, S. 539.

Der Verfasser der Monatlichen Unterredungen aus dem Reiche der Geister ritt einst nach Rochsburg und zwar so, daß der an

einer Anhöhe gelegene Flecken Berthelsdorf ihm links liegen blieb. Da erblickte er oben auf der Spitze des besagten Berges ein großes Feuer und es schien ihm, als wäre dasselbe ein brennender Mensch. Obgleich ihm etwas sonderbar zu Mute ward, ritt er doch getrost seine Straße fort, und als er nach Rochsburg kam, war seine erste Frage, was das auf dem Berge für ein Feuer sein möge, welches er beim Vorbeitreiten erblickt habe. Vorerst erhielt er zur Antwort, es sei dieses allen Nachbarn und Einwohnern unter dem Namen des brennenden Mönches bekannt. Weil er nun aber von keinem Kloster in der ganzen Gegend wußte, so bat er um nähere Erklärung und erfuhr, es habe zu der Zeit des Papsttums in dieser Gegend ein Barfüßerkloster gestanden, aus welchem die Mönche öfters ins Feld zu spazieren pflegten. Nun hatte sich aber einst einer der Mönche in eine muntere Bauernmagd, die er öfters in der Kirche gesehen hatte, auf eine mehr als geistliche Art verliebt. Da nun dieselbe eines Tages an diesem Orte mit Ausstreuung des Mistes auf dem Acker beschäftigt war, so glaubte der Mönch eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, seine Flamme abkühlen zu können. Allein diese Bauernnymphe wußte sich bei seinem Liebesantrag so übel zu schicken, daß sie jenem geistlichen Ritter mit ihrer Misthake nicht nur möglichsten Widerstand leistete, sondern ihn auch ohne Barmherzigkeit zu Boden legte, so daß er statt der verliebten Seufzer Blut, Galle und Leben ausschütten mußte. Sie ging darauf selbst zu dem Vorsteher des Klosters und entdeckte freimütig, wie es ihr mit dem Mönch ergangen sei. Die geistliche Bruderschaft aber war froh, daß sie nur in der Stille ihren geistlichen Mitbruder vom Felde wegbringen konnten, damit ihr Kloster nicht in übeln Ruf käme; man gab der Bauernmagd ein Stück Geld, um ihr dadurch Stillschweigen aufzulegen, und der gute Bettelmönch ward insgeheim zur Erde bestattet. Von der Zeit an soll derselbe in besagter feuriger Gestalt sich sehen lassen.

357. Feurige Schatzwächter am Burgwall zu Gleisberg.

Röhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 331; Alfred Moschkau in der Sazonia, Bd. I, S. 189.

Den Burgberg zu Gleisberg krönt ein alter heidnischer Rundwall, in welchem angeblich im Mittelalter eine Burg stand. In

dem Wallkessel, zu dem einige Stufen führen, soll ein großer Schatz liegen, dessen Dasein vielseitig bemerkte kleine blaue Flämmchen verkünden. Ein Nossener hatte sich einst daran gemacht, den Schatz zu heben, als er aber auf der Stelle, wo der Schatz liegen sollte, eine große Menge schwarze Kröten mit helleuchtenden Augen sitzen sah, stand er von seinem Vorhaben ab. Mehrere Marbacher, die zu gleichem Zwecke auf dem Burgberge erschienen, wurden durch große schwarze Schlangen mit feurigen Augen veranlaßt, umzukehren.

358. Irrende Lichter auf Grenzfluren der Rochlitzer Gegenb.

Pfau, die ältesten Siedelungen der Rochlitzer Pflege, 1900, S. 45 ff.

Gespensstische Lichter zeigen sich gar häufig in den Fluren der Dörfer bei Rochlitz. So sollen nach allgemeiner Sage auf dem Kiefernberg zu Stöbnitz, wo übrigens Gräber aus der Bronzezeit liegen, viele Lichter umgehen. Irrende Lichter leuchten am Rundwall zu Schlagsdorf gespensstisch durch das nächtliche Dunkel. Auch in den Wäldern zu Fischheim und Röttern, wo sagenhafte Schätze ihrer Hebung harren, haben sich zuweilen Lichter sehen lassen. Lichter und rollende Feuerräder erscheinen auf der Weiditzer Lehne, der Rochlitzer Grenzflur nach Doberenz zu. Eben solche zeigen sich auf dem Wachberg bei Penna, andere laufen in der Rochlitzer Hofstatt durch das Holz. Ferner zeigen sich Lichter auf dem Junkerberge bei Rochlitz im sogenannten Zachariasgarten, im Räßsch bei Kleinstädten, an der Kirchenmühle bei Döhlen und am Wall auf dem Wehsteinberge bei Doberenz-Königsfeld. Endlich hat man in mitternächtlicher Stunde oft rätselhafte Lichter auf dem Kalksteine gesehen, der auf der Grenze zwischen dem Staatsforst und dem anstoßenden Görnziger Holze liegt. Auf eine jetzt nicht mehr bekannte Irrlichtersage vom Erlensee auf dem Rochlitzer Walde scheint ein Bild im Rochlitzer G.W. hinzuweisen, das einen Ritter auf schwarzem Pferde darstellt, der von schwebenden Frauengestalten in die Irre geführt wird.

O 359. Die Lichter beim Lautewalder Vorwerke.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung Pflk.

Auf den Wiesen beim „Vorbrige“ (Vorwerke) von Lautewalde zeigen sich nachts mitunter Mengen von kleinen Lichtern. Dies sind die Seelen toter Soldaten, welche bei einem Treffen im Kriege dort gefallen und begraben worden sind.

360. Der Feuerhusar.

Archiv des V. f. Sächs. Volksk., Sammlung Pflk und Gräße, Bd. II, Nr. 184 ff., nach Mitteilungen von Dr. Haupt.

In Reibersdorf bei Zittau zeigte sich noch vor fünfzig Jahren im Herbst ein Irrlicht, das regelmäßig aus einer Sandgrube hervorspüfte. Das Volk nannte es den „Husaren“ und erzählte sich davon, es sei vorzeiten ein Mann, der früher als Husar gedient hatte, in jener Sandgrube verrollt. Sein Leichnam sei nicht aufzufinden gewesen, aber als Irrlicht zeige er sich. „Er kommt wieder“, sagte man, „pfeifen darf man ihm nicht, sonst kommt er auf den Pfeifenden zu.“

Nach Haupt erschien der „Husar“ als rote, weithin leuchtende Flamme zwischen Reibersdorf, Friedersdorf, Gießmannsdorf, Hirschfelde und Seitendorf hauptsächlich in der Adventszeit. Die Flamme bewegte sich in großen Sprüngen und kam näher, wenn man piff oder rief. Zuweilen schwebte sie mannhoch über dem Boden und pflegte auch quer über die Straße zu springen.

Alte Leute wollten beim Erscheinen des Husars auch ein lautes Säbelgerassel gehört haben und erzählen, es sei der Geist eines im Dreißigjährigen Kriege in einer Grube erschossenen Deserteurs.

361. Der Blutnik in der wendischen Oberlausitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 762; J. E. Schmalzer, Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz, Grimma, 1843, Bd. II, S. 266.

Der wendische Blutnik (von blud, Irrtum) ist der deutsche Irrwisch. Er ist ein schadenfroher Gnome, der bei Nacht und

Nebel die Menschen so verblendet, daß sie den Weg verlieren und irre gehen und dabei leicht in Sümpfe geraten. Das macht er besonders mit den Vorwitzigen, die ihm mutwillig nachlaufen. Am besten ist es daher, man sieht ihm so wenig als möglich nach und geht bedachtsam und ruhig seines Weges. Manchem jedoch, der ihm gute Worte gibt und eine annehmlliche Bezahlung verspricht, hilft er den bereits verlorenen Weg wieder finden und geleitet ihn richtig nach Hause. Aber wehe dem, der ihn zum besten hat und ihn betrügen will. Ein Verirrter versprach ihm einmal zwei Silbergroschen, wenn er ihn richtig nach Hause bringen wollte. Der Irrwisch war damit zufrieden und sie kommen auch endlich vor das Haus des Verirrten. Dieser erfreut, daß er keiner Hilfe mehr bedarf, dankt dem Führer, gibt ihm aber statt des Versprochenen eine geringe Kupfermünze. Der Irrwisch nimmt sie auch an und fragt, sich bereits entfernend, ob sich der Geleitete nun allein nach Hause finden werde? Letzterer antwortet ganz fröhlich: „Ja! denn ich sehe schon meine Haustür offen.“ Da schreitet er auf diese zu und — fällt ins Wasser, denn es war alles Täuschung gewesen. Besonders mit den Betrunknen macht sich der Irrwisch seinen Spaß, wenn sie vom Jahrmarkt oder von einem Trinkgelage nach Hause gehen. Er führt sie vom Wege ab und in die Irre, und wenn sie in ihrer Trunkenheit nicht weiter gehen wollen, sondern es vorziehen, draußen ihren Rausch auszuschlafen, dann brennt er sie auf die Fußsohlen. In einigen Gegenden hat das Volk den Glauben, die Irrlichter wären die Seelen der ungetauft gestorbenen Kinder.

362. Irrlichter zwischen Pannewitz und Boga.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung Pflk.

Auf den sumpfigen Wiesen zwischen Pannewitz und Boga gab es früher sehr viele Irrlichter (bludna swječka). Solch ein Irrlicht führte den Wanderer in die Irre, daß er zuletzt nicht mehr wußte, wo er war. Um sich vor ihnen zu schützen, hatte einst ein Pannewitzer Burfche, wie es üblich war, zu dem nächsten Irrwische gesagt: „Bitte, heimführen, ich werde dir eine Quarkbemme geben!“ Mehrmals hatte ihm der Irrwisch darauf richtig heimgeleuchtet und

jedesmal die versprochene Quarkschnitte oder — was manchmal auch in Aussicht gestellt wurde — 5 Pfennige (!) dafür erhalten. Der Bursche legte das mit Quark bestrichene Butterbrot dann auf die Türschwelle, von wo aus es sich der Irrwisch holte, denn früh war es immer weg. Einmal aber legte der lose Bursche dem Irrwische einen Kuhdreck auf einer Schaufel auf die Schwelle. Morgens war zu bemerken, daß der Irrwisch dagewesen sein mußte, denn der Kuhpläpper sah verschmiert aus. Dafür aber geschah beim nächsten Nachtgange des Burschen ein rächender Streich des Irrwisches, so daß der Bursche nie mehr nachts dort zu gehen wagte. Was aber der Irrwisch getan, weiß meine Gewährsmännin nicht mehr zu berichten.

363. Der Sagenkreis vom Feuermann.

Die Lausitzer Wenden bezeichnen die Sagengestalt des Feuermanns entweder mit dem deutschen Namen „fajermann“ oder dem halb deutschen und halb wendischen Ausdrucke „fajermuž“. Nur einmal findet sich die wendische Form „Wöhnjowy muž“. Die Sagen vom Feuermann sind auf einen ganz engen Kreis beschränkt: auf Dörfer zwischen Bauzen und Weißenberg. Der Feuermann soll sich besonders gezeigt haben auf dem Schafberge bei Baruth, zwischen Pürschwitz und Wurschen, zwischen Wurschen und Canitz-Christina, beim Belgerner Burgwall und dessen Umgebung. In anderen Gegenden der Oberlausitz kennt man ihn nicht, und auch in der Niederlausitz weiß man nichts von ihm. Er soll sich in der Nacht, besonders um Mitternacht zeigen, doch nicht während des ganzen Jahres, nach einigen nur in der St. Andreasnacht. Seine Gestalt wird sehr verschieden beschrieben: wie ein Licht, wie eine große leuchtende Kugel, wie ein Mann, dessen oberer Teil brenne, während der untere Teil ganz schwarz sei, wie ein verkehrt auf dem Rosse sitzender Reiter mit grauig zerhauennem Antlitz oder wie eine flammende Garbe. Er bewegt sich auf dem Erdboden oder nur niedrig über demselben und nur auf dem Schafberge auch um die Wipfel hoher Bäume. Sein Charakter ist im ganzen gut. Wer ihn in Frieden läßt, braucht ihn nicht zu fürchten. Er er-

leuchtet und zeigt dadurch dem nächtlichen Wanderer den Weg. Niemals hört man, daß der Feuermann jemand irre geführt hätte wie die *bludnički*. Nach A. Černý in *Časopis Mačicy Serbskeje* 1894.

364. Der Feuermann bei Baruth.

Gräße, Bd. II, Nr. 857; Gräve, S. 198.

Auf dem einundeinhalb Meile von Budissin in der Nähe von Baruth gelegenen sogenannten Schafberge zeigt sich in der Andreasnacht zur gewöhnlichen Geisterstunde ein Feuermann, welcher weit und breit seine prasselnden Flammen schleudert. Hier ist in einer großen eisernen Truhe ein unermesslicher Schatz vergraben, auf welchem Behälter eine kleine Schatulle von Ebenholz mit Elfenbein ausgelegt steht. Ein Graf von Gersdorf, Besitzer dieses Gutes, ließ in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter Leitung eines sachkundigen Jesuiten daselbst nachgraben. Nach langer Mühe stieß man endlich auf die Truhe, worüber man sofort dem Grafen Bericht erstattete. Dieser begab sich sogleich an den bezeichneten Ort und sah mit seinen eigenen Augen die Truhe und Schatulle, auf derselben aber ein zusammengerolltes Papier, welches er wegzunehmen befahl. Darin stand aber: „Wer dieses Kistchen öffnet, dem kostet es seinen erstgeborenen, und wer sich dieser Lade bemächtigt, seinen zweiten Sohn.“ Der Graf, welcher nur zwei Söhne hatte, die er gleichartig liebte, erschrak heftig, ließ die Grube wiederum verschütten und der Schatz blieb ungehoben.

365. Des Brandstifters Buße.

Časopis Mačicy Serbskeje 1894, S. 80, übersetzt von Dr. Pilla.

Im Napoleonischen Kriege wurde die Pürschwitzer Kirche von einem Soldaten angezündet und brannte bis auf den Grund nieder. Der Soldat, welcher die Untat vollbracht hatte, fiel auf der Straße, welche von Baugen nach Weißenberg führt. Die Stelle, wo eine feindliche Kugel seinem Leben ein Ende gemacht hat, war, wie man sagt, ungefähr in der Mitte zwischen Neupürschwitz und Wurschen,

nahe den Sträuchern, welche in der dortigen Gegend unter dem Namen Biebrachs Teiche bekannt sind (weil dort in alter Zeit wirklich Teiche waren). Doch fand er nach dem Tode für seine Untat keine Ruhe. Noch jetzt zeigt er sich dort als „Feuermann“. Diesen Namen soll er deshalb haben, weil er zu Lebzeiten Feuermann hieß. (!) (Vgl. aber Sage Nr. 284: „Der verbannte Soldat in Pürschwitz.“)

366. Der Feuermann sucht Erlösung.

Časopis M. S. 1894, S. 80 ff., übersetzt von Dr. Vilk.

Der Feuermann, welcher in der Fastenzeit von Pürschwitz bis gegen Wurschen wandelt und sich in Gestalt einer feurigen Garbe oder einer großen leuchtenden Kugel zeigt, soll der Geist eines russischen, im Napoleonischen Kriege gefallenen Soldaten sein. Ihm war die russische Kriegskasse übergeben, aber er hatte dieselbe in den Wurschener Sträuchern versteckt. Bald danach wurde er in der Schlacht erschossen und konnte niemandem mehr etwas sagen. Seine Strafe ist nun, daß er in der Fastenzeit so lange in feuriger Gestalt umgehen muß, bis er einen findet, der mit ihm gehen würde. (Vgl. dagegen die vorhergehende Sage.)

So begegnete ihm einmal ein Frauenzimmer, zu welchem er sich begab. Er bat sie, daß sie doch mit ihm ginge. „Falls du mit mir gehen wirst, will ich dich so reich machen, daß du niemals mehr zu arbeiten brauchst. Du brauchst nichts zu fürchten, doch umschauhen darfst du dich nicht“, sagte er. Aber das Frauenzimmer fürchtete sich sehr und gehorchte ihm nicht. Da wandte er sich zur Seite und sagte weinend: „Ach, nun muß ich noch ein Jahrhundert wandeln, ehe ich wieder einen Menschen um Begleitung bitten darf. Denn dann erst, wenn jemand mit mir gehen wird, wird meine Strafe beendet sein.“

367. Der Feuermann bei Pürschwitz.

Časopis M. S. 1894, S. 78. ff., übersetzt von Dr. Vilk.

Ein Mann aus Kumschütz ging einmal auf dem Wege von Belgern nach Kumschütz. Unterhalb der Belgerner Schanze steht plötz-

lich auf einem zum Wurschener Rittergute gehörenden Felde der Feuermann. Das Gespenst war gar nicht fern von unserm Manne, doch dieser, welcher nicht gerade zu den Furchtsamen gehörte, ging seinen Weg weiter, während jener auf dem Felde immer in derselben Entfernung mit ihm gleichen Schritt hielt.

Es war noch nicht spät am Abend, so daß noch der letzte Dämmerchein auf der Erde lag, oder leuchtete der Mond (ich kann

daß sie nicht im Finstern zu gehen brauchten. Einmal hat er einen Knecht, welcher in Pürschwitz bei seiner Geliebten auf der Freite gewesen war, zurück bis heim nach Kumschütz geführt.

369. Der Feuermann geleitet einmal Betrunkene.

Časopis M. S. 1894, S. 78, übersetzt von Dr. Šilk.

Einft waren drei aus Pürschwitz in Waugen und haben sich stark bezechet. Als sie nun in der Nacht im Finstern heimwärts fuhren, sagte einer von ihnen: „Der Feuermann liegt sonst immer hier herum, heute aber zeigt sich das Luder nicht, daß er uns leuchtete.“ Aber kaum war es ausgesprochen, da stand der Feuermann vor dem Wagen und leuchtete den sehr erschrockenen Pürschwitzern heim.

370. Der Feuermann und der Fleischergefell.

Časopis M. S. 1894, S. 79, übersetzt von Dr. Šilk.

Einft kam der Feuermann auf einen Fleischergefelln zu, der spät in der Nacht auf der Weißenberger Straße an Biebrachs Leichen vorüberging. Der Fleischergefell, der noch niemals über den Feuermann etwas gehört hatte, erschrak zum Tode; fliehend fiel er atemlos vorm Neupürschwitzer Gasthause hin und blieb dort liegen. Am dritten Tage starb er dann am Schreck.

371. Das unentdeckte Geheimnis des Feuermanns.

Časopis M. S. 1894, S. 80, übersetzt von Dr. Šilk.

Man erzählt, daß sich einft ein Förster aus Drehša, welcher ein verwegener Mann war, von der Eigentümlichkeit des Feuermanns überzeugen wollte, möchte ihm auch geschehen, was da wolle. Mit geladener Flinte bewaffnet und von einigen beherzten Männern begleitet, stellte er sich auf dem Wege nach Biebrachs Leichen auf. Wie er erwartet hatte, leuchtete dort der Feuermann nach gewohnter Weise. Gott weiß, wie es geschah, je mehr sich die Schar ihm

näherte, der unbeweglich dastand, desto weiter blieben die Gefährten zurück und desto langsamer schritt der Förster vor. Doch alle Kühnheit zusammennehmend schritt er näher. Plötzlich begannen die Hunde, welche er mitgenommen hatte, damit er sie auf den Feuermann hebe, zu winseln und sich dem Förster unter den Füßen zu krümmen. Er selber, gänzlich von Grausen erfaßt und erschrocken, konnte nicht weiter; schnell kehrte er um und mit größter Hast eilte er von dieser Stelle hinweg. Seine Begleiter waren schon lange geflohen. Es ist nichts zu hören gewesen, ob er je wieder das Geheimnis des Feuermanns zu ergründen versucht habe.

372. Die Schatzanzeigenden Dichter auf dem Hutberge.

Gräße, Bd. II, Nr. 864, nach Gräve, S. 154 ff.

In der Nacht des Tages aller Seelen zeigen sich auf dem bei Schönau (Ramenz) gelegenen Hutberge große Feuergestalten von kegelförmiger Gestalt, die herumhüpfen und dabei ganz sonderbare Töne hören lassen. Dieses ist der Zeitpunkt, wo sich von der 11. bis 12. Stunde der Nacht der Berg öffnet und dem glücklichen Entdecker eine Braupfanne voll Gold sichtbar wird, die derselbe, nachdem er zuvor die Geister der Unterwelt durch ein Opfer besänftigt, heben kann. Jener Schatz soll aber aus den Reichthümern bestehen, die hier einst ein gewaltiger Raubritter Ulrich Ruprecht gesammelt und in einem am Abhange des Berges gelegenen Felsenkeller versteckt hatte. Einst soll nun, während der Ritter in demselben in seinen Schätzen wühlte, der Böse den Zugang, den niemand weiter kannte, versperrt haben, und der Geizhals, dem der Ausgang verschlossen war, mußte nun bei seinen Schätzen verhungern.

373. Der „Alp“ bei den Bewohnern des Erzgebirges.

Köhler a. a. O., Nr. 200.

Der Alp ist ein dämonisches Wesen, welches schlafende Menschen drückt, so daß sie keinen Laut von sich geben können. Man nennt dieses Drücken Alpdrücken.

Ein Mädchen erzählte, der Alp käme durchs Schlüsselloch zu ihr, aber sie könne dann nicht um Hilfe rufen; daher bat sie ihre Schwester, dieselbe solle sie nur des Nachts bei ihrem Namen rufen, dann würde der Alp durchs Schlüsselloch wieder fortgehen. In Zwickau erzählt man, daß der Alp fortgehe, wenn man ihn für den andern Morgen zum Kaffee einlade. (Nach Spieß.) Auch glaubt man, daß der Alp Tiere tot drücke. Wenn man nämlich junge Gänse in einen Schweinestall steckt und sie sterben, so spricht man, der Alp habe sie erdrückt. Sterben die Kuhhasen (Kaninchen) und sie sehen dann breitgedrückt aus, so legt man einen Besen in den Stall; dann verliert der Alp die Macht.

374. Das nächtliche Druckgespenst zu Lungwitz (bei Kreischa).

Gräße, Bb. I, Nr. 214.

Auf dem in der Nähe des Kaltwasserbades Kreischa bei Dresden gelegenen Rittergute Lungwitz ist es im Herrenhause angeblich nicht geheuer: es läßt sich des Nachts eine weiße Frau sehen, welche sich besonders gegen Fremde sehr unfreundlich zeigt, indem sie sich wie ein Alp auf die im Bett Liegenden legt und sie drücken soll.

375. Die Murawa in der Lausitz.

Gräße, Bb. II, Nr. 807; Schmalzer, Bb. II, S. 268.

Die Murawa ist dasselbe, was man in der deutschen Mythologie den Alp nennt. Man stellt sich denselben in der Gestalt einer Frau vor, die den Menschen im Schlafe peinigt und sich zuweilen wie eine schwere Last auf ihn legt, daß sie weder atmen noch sprechen können. Sie ist demnach eigentlich eine Nachtwandlerin, erscheint aber auch dann bei Tage, wenn es während des Sonnenscheins regnet. Zu dieser Zeit flattert sie als Schmetterling von aschgrauer Farbe, den man im Wendischen demgemäß auch Rhodojta (Hexe) nennt, umher, und nimmt die Gelegenheit wahr, wie sie etwa jemandem schaden könne.

376. Der Binsenschnitter im Vogtlande.

Eifel, Sagenbuch des Vogtlandes, Nr. 550.

Der Binsenschnitter (auch Bilsen-, Bilmnen-, Bilserschnitter usw.) geht an gewissen Tagen des Jahres (Johannistag oder Walpurgis) früh vor Sonnenaufgang quer durch die Kornfelder. Er hat dabei einen aparten Hut (ein eigenes dreieckiges Hütchen) auf, und an den Fußzehen sind sichelförmige kleine Scheren angebunden. Man sieht es solchen Feldern gleich an, was mit ihnen geschehen, denn in der Richtung, in der es durchschritten wurde, sind alle Halme abgeschnitten. Von solchen Feldern erntet man keine Ähren, der Binsenschnitter behält sie für sich (nach anderen erhält er nur die Hälfte des Ertrages). Dieser Erwerb ist für den Binsenschnitter nicht ohne Gefahr, denn wird er auf seinem Gange von jemandem angeredet oder nur gegrüßt, so muß er noch in diesem Jahre sterben. Umgekehrt soll auch der sterben müssen, der zuerst vom Binsenschnitter angeredet wird. Geht der Bilmenschnitter durch eine Kuhherde, so gibt sie alsbald Blut statt Milch.

Viele wissen es zu bewirken, daß ihre Felder vom Binsenschnitter verschont werden. In vielen Orten werden an den vier Ecken des Feldes unter Segensprüchen kleine Gruben gemacht und allerlei darein vergraben; alles dies muß vor Sonnenaufgang geschehen, und man wählt besonders den Karfreitag und den ersten Osterfeiertag dazu aus. Andere sichern ihre Felder dadurch, daß sie sie mit einem Segen, den sie dabei sprechen, umgehen oder daß sie die Ränder des Feldes zuerst besäen. (Alle, die es in diebischer Absicht betreten, werden dadurch festgemacht.)

Endlich vermag man auch den zu ermitteln, der als Binsenschnitter durchs Feld gegangen ist. Man braucht nur die Stoppeln der von ihm abgeschnittenen Halme mit den Wurzeln nach oben in den Rauchfang zu hängen. Wie diese in der Esse verdorren, so soll auch der Binsenschnitter vertrocknen.

377. Der Getreideschneider im Erzgebirge.

Am Johannisabende in der sechsten Stunde kommt der sogenannte Getreideschneider, der über die Ecke eines Stückes Getreide

durchschneidet, von welchem er dann, wenn der Bauer drischt, den vollen Nutzen hat. Um diesem vorzubeugen, nimmt der Bauer Liebstöckelöl (Ol aus *Levisticum officinale*) und macht, nachdem er den Finger in das Öl getaucht, ebenfalls in der sechsten Abendstunde des Johannistages, drei Kreuze an jede Ecke des Feldes auf die Erde. Ist aber der Getreideschneider bereits dagewesen, so hängt der Bauer, bevor er das Getreide einfährt, ein Bündel Reispitzen (frischgrünende Tannenzweige) über dem Scheunentor auf, drischt sobald als möglich und macht dabei mit dem Reispitzenbündel den Anfang. Dann ist der Bann gelöst und der Getreideschneider zieht keinen Nutzen. Spieß, Aberglaube, Sitten usw. des sächsischen Obererzgebirges. Programmarbeit. Dresden 1862, S. 14.

In Thierfeld geht die Sage, daß in der Mittagsstunde des Walpurgistages die Vogelbeerbäume und Feldfrüchte von dem Getreideschneider beschnitten würden, ohne daß man ihn sieht.

Röhler, a. a. D., Nr. 190.

In Stollberg und an vielen Orten des Obererzgebirges geht ein dicker Zwerg (der Bilwiz) durch das Korn und „verwünscht“ die Ernte, damit die Ähren keine Körner bringen.

A. Schuster, Stollberg, S. 48, in Grohmann, das Obererzgebirge in Sage und Geschichte, 1903.

B. Elbensagen.

227

I. Hausgeister.

a) Götter, Kobold, Spiritus familiaris. b) Dämon.

a.

378. Das Heugütel bei den Vogtländern.

V

Gräße, Bd. II, Nr. 634; Köhler, Aberglauben im Vogtlande, S. 475.

Gewisse Leute hatten einmal sehr mageres Vieh, bis sie ein Heugütel bekamen. Da wurde es mit dem Vieh besser. Das Heugütel aber ist der Geist eines ungetauften Kindes. Sie wußten, daß sie ein Heugütel im Hause hatten, denn sie streuten Asche auf den Boden unter dem Dache und da sahen sie seine Fußtapfen. Als Weihnachten kam, sagten sie: „Nun wollen wir doch auch dem Heugütel etwas zum heiligen Christ geben!“ und sie gaben ihm ein Rädchen und ein Täckchen. Da sagte das Heugütel: „Nun habt ihr mir ein Rädchen und ein Täckchen gegeben, das ist zu viel, nun muß ich ausziehen!“ Und das Heugütel zog fort und das Vieh wurde wieder mager. Alte Leute im Vogtlande glauben noch an das Heugütel und dringen darauf, daß neugeborene Kinder schnell getauft werden, damit sie nicht zu Heugüteln werden. Auch findet man die Redensart, wenn ein Kind seine kleinen Fußtapfen hinterläßt: „Du bist ja ein Heugütel!“

379. Das Tüdel im Erzgebirge.

E

Gräße, Bd. I, Nr. 561. Einzelnes in der Gestriegelten Rockenphilosophie, 5. Aufl., Chemnitz 1759, 8°, S. 72, 781, 941, 995; Grimm, Deutsche Mythol. 1. Aufl., Anhang, S. 32; Simrock, Deutsche Mythol. S. 482 (VI. Aufl. S. 437).

Man kennt im ganzen Erzgebirge ein Kindergespennst, das sogenannte Tüdel oder Hebräerchen, und glaubt, daß, wenn die kleinen Wochenkinder während des Schlafes die Augen halb auf-

tun, die Augäpfel in die Höhe wenden, als wollten sie etwas sehen, dabei zu lächeln scheinen und dann wieder fortzuschlafen, manchmal auch zu weinen anfangen, daß das Jüdel mit ihnen spiele. Damit nun aber die Kinder von demselben nicht ferner beunruhigt werden, so kauft man ein kleines neues Töpfchen samt einem Quirlchen und zwar so teuer, als man es bietet, ohne zu handeln. Darin wird von dem Bade des Kindes gegossen und es dann auf den Ofen gestellt, und man sagt, das Jüdel spiele damit und plätschere das Wasser so lange heraus, bis nichts mehr im Töpfchen sei. Andere blasen Eier aus den Schalen in des Kindes Brei und der Mutter Suppe und hängen solche hohle Eierschalen samt etlichen Kartenblättern und anderen leichten Sachen mehr mit Zwirn an die Wiege des Kindes, daß es fein frei schwebe. Wenn nun die Türe aufgemacht wird, oder es geht und bewegt sich jemand in der Stube, also daß die am Faden schwebenden Sachen sich in der Luft bewegen, da sagen die Weiber, man solle nur acht geben, wie das Jüdel mit den Sachen an der Wiege spiele. Wenn zuweilen die kleinen Kinder rote Flecke haben, da sagt man, das Jüdel habe sie verbrannt; dann soll man das Ofenloch mit einem Speckschwärtlein schmieren. Das Jüdel spielt aber auch des Nachts mit den Röhren, dann werden sie unruhig und brummen; macht man aber Licht an, so sieht man nichts. Ebenso geht es in die Pferdeställe und fängt an die Pferde des Nachts zu striegeln, dann werden dieselben wild, beißen und schlagen um sich, ohne daß sie sich des Gespenstes, welches auf ihnen hockt, entledigen können. Um das Jüdel als Hausgeist zu unterhalten, muß man ihm Bogen und Pfeile und Spielsachen in den Keller und die Scheune legen, damit es damit spiele und Glück ins Haus bringe. Wenn aber die Wöchnerin vor demselben ganz sicher sein soll, so muß ein Strohhalme aus ihrem Bette an jede Türe gelegt werden, dann kann weder das Jüdel noch ein anderes Gespenst herein. (Vgl. Nr. 337.)

380. Noch mehr vom Heugätel.

Überglaupe im Erzgebirge vor fünfzig Jahren, Globenstein bei Rittersgrün, 1891.

Bei einem Bauer schafften sie eines Tages Heu auf den Boden. Da hatte die Bäuerin etwas Schwarzes mit in die Schürze gerafft,

und wie sie ausschüttete, da sprang auf einmal ein „Heigidl“ heraus. Das hatte einen großmächtigen Bart und ein Gesicht voller Runzeln und war barfuß. Das lachte und klatschte in seine kleinen Hände, kletterte auf den obersten Balken und versteckte sich dann wieder ins Heu. Die Bäuerin kriegte vor Schreck bald die Krämpfe. — Man bekommt die „Heigidle“ aber nur selten zu sehen. Sie haben ihren Namen davon, daß sie ihren Aufenthalt meistens auf dem Heuboden nehmen. Sie machen sich im Hause sehr nützlich, besonders verrichten sie Stallarbeit. Auch spielen sie mit den Kindern und wiegen sie ein, und wenn das Kind im Schlafe liegt, dann sagen die Mütter: „'s Gidl tallt (tändelt) mit 'n.“

Die Heugütel bleiben übrigens nur in Häusern, wo alle Bewohner fromm und christlich leben. Wo geflucht und gezankt wird, kehren sie nicht ein. Will man sie nicht mehr haben, so muß man ihnen kleine Pantoffeln hinstellen, dann klagen und heulen sie die ganze Nacht, am andern Morgen aber sind sie verschwunden. Doch haben sie zum Abschied die Küche mit Blumen geschmückt, gefüttert und gepußt, und das Geschirre ist geschmiert.

Wer sie fangen will, den raufen und krahen sie und entfliehen ihm doch. Sonst sind sie aber gutherzige, arme und halbnackte Dinger, und sollen die Seelen ungetaufter gestorbener Kinder sein.

381. In Aue wird ein Spiritus familiaris verkauft.

Schönburgische Geschichtsblätter, VI. Jahrg., S. 107.

Den 7. Nov. 1668 kam Hans Melzner von Wildbach, als der Zeit Jagd- oder Hundejunge auf Schloß Hartenstein, ein Bursch von 18 Jahren, deshalb in die Inquisition, weil er ehemals, da er in die Aue gegangen, daselbst in einem Bierhause von einem Bergmann, Christoph Schuberten genannt, einen Spiritum Familiarem, welcher in einem roten Schächtelein gefessen, einer Hummel gleich gesehen und also gebrummt, gegen drei Pfennige übernommen und gekauft hat. Dieser Spiritus hätte ihm im Schießen dergestalt zwei Jahre genuzet, daß er alle Tage drei gewisse Schüsse tun und damit treffen können, wonach er geschossen, hingegen habe er selbigen die Woche siebenmal mit Honig füttern müssen. Und ob er gleich nach seiner

Aussage solchen gerne wieder los geworden wäre, so habe er doch denselben, ungeachtet er ihm mit samt dem Schächtlein unterschiedliche Male ins Wasser und Feuer geworfen, keinesweges los werden können, sondern immer wieder bekommen, habe auch ungefähr acht Tage vorher ehe er solchen Spiritum dem Bergmann als seinem Verkäufer, so sich dessen anfangs geweigert, wieder geben, immer gebrummet, und ihm wenig Ruhe gelassen. Nachdem nun dieser Bursche (den) Spiritum wieder los worden, seine Sünden und Unrecht herzlich durch öffentliche Kirchenbuße bereuet und Gott um Vergebung gebeten, so hat die gnädige Herrschaft ihn der frommen Inquisition und seiner Dienste erlassen und den Hof verboten.

382. Der Kobold zu Thalheim.

Gräße, Bd. I, Nr. 546; Lehmann a. a. D., S. 962; poetisch behandelt von Segniß, Bd. II, S. 263 ff.

Vorzeiten war bei dem Oberförster zu Thalheim ein Ungetüm oder Kobold im Hause, welcher den Leuten große Last und Schalkheit antat, daß sie auch nicht mehr bleiben konnten. Endlich brannte das Haus gar weg und etliche meinten, das böse Ding habe es angezündet, andere, der Hausherr habe es selbst getan, um das Ungetüm los zu werden. Da sie aber ihre Sachen ausgeräumt und auf einem Wagen davongefahren haben, läßt es sich unter demselben mit vernehmlicher Stimme hören: „Wären wir nicht so gerannt, so wären wir wohl mit verbrannt!“

383. Der wunderliche Kazentanz.

Gräße, Bd. I, Nr. 548; Jccander, Sächsische Kernchronik, LXXVI. Couv. S. 62.

Am 1. Mai des Jahres 1726 ist ein gewisser zuverlässiger Mann im Erzgebirge von einem Orte zum andern gereist und am Abend bei düsterer Witterung bei einem Walde vorbeipassiert, da denn er sowie sein Begleiter, den er bei sich hatte, ein dem Anschein nach in einem Hause scheinendes Licht bemerkte, welchem beide in der Hoffnung, eine Herberge zu finden, zugelaufen. Nachdem sie aber

näher und näher gekommen, hören sie eine zum Tanz gehende Musik, und der eine von ihnen geht aus Neugierde ans Fenster, und wird durch selbiges gewahr, daß eine große Anzahl Katzen darin zu finden, davon etliche musizierten und die andern danach tanzen. Sein Begleiter beschließt nun, in das Haus hineinzugehen, wird aber von den andern davon abgehalten, und jetzt nimmt einer von ihnen wahr, daß seine große Hauskatze ebenfalls dabei anzutreffen. Aus Entsetzen gehen beide fort und kommen in spätester Nacht nach Hause. Als nun des andern Tags zu Mittag sich die große Hauskatze bei der Mahlzeit in der Stube einfindet, spricht ihr Hausherr sie anschauend: „Nun, du machtest dich gestern abend auch sehr lustig.“ Da springt ihm alsbald der alte Kater auf den Hals und kratzt ihn in den Kopf und das Gesicht, hätte ihn auch sicherlich getödtet, wofern nicht das Hausgesinde herzugelaufen und mit Schlägen und Schreien diesen vertheuften Katzenfeind abgetrieben.*

384. Kobolde sind in Auerbachs Hof käuflich. L

Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen.
Bd. I, 1846, S. 33.

In Auerbachs Hof zu Leipzig bekommt man Kobolde zu kaufen; doch muß man sich versehen, daß man nicht betrogen wird. Es

* Diese Sage hat viel ähnliches mit der vom sog. Katzenberge zwischen Leipzig und Merseburg. Man erzählt nämlich (s. Berkenmeyer, Curteuser Antiquarius. Hamburg, 5. Aufl., 1781, 8. Bd. I, S. 657; Beckstein, S. 355; poetisch behandelt ist die Sage auch von Segnitz, Bd. I, S. 43 ff.), um die Mitte des 16. Jahrhunderts sei ein Bischof von Merseburg, namens Michael, ein großer Katzenfreund gewesen und habe eine große schwarze Katze besessen (auf dem Schlosse zu Merseburg ist noch jetzt sein Bild mit derselben in dem Fenster, aus dem sie gesprungen, als Glasgemälde zu sehen); der sei einst nach Leipzig gereist und habe auf jenem Hügel (der nachher davon den Namen bekam) eine ganze Katzensellschaft angetroffen. Er habe denselben im Scherze zugerufen: „Ihr Katzen, seid ihr alle beisammen?“ Da habe eine geantwortet: „Es mangelt keine, ausgenommen Bischof Michael seine Katze.“ Bei seiner Wiederkunft erzählt er seiner Katze die wunderliche Begebenheit und fragte zugleich, warum sie den andern Katzen nicht Gesellschaft geleistet? Als bald fuhr die Katze zum Fenster hinaus und ist nicht mehr gesehen worden. Ähnliche Katzensellschaften sollen in den Ruinen des Klosters Queerfurt bei Pöhltschen im Vogtlande noch jetzt stattfinden. (S. Beckstein a. a. D., S. 482 ff.; Simrock, Deutsche Mythologie, S. 454, 530; de Gubernatis, Zoolog. Mythology T. II. S. 62 ff.)

gibt nämlich arme und reiche Kobolde. Die reichen bringen ihrem Gebieter Geld und Speisen und was er sonst von ihnen verlangt, die armen aber besitzen selbst nichts und können darum auch nichts geben. Sie zehren vielmehr nur von der Habe ihres Herrn und sind darum eine große Last, zumal da man sie nicht loswerden kann, wenn man sie einmal hat.

385. Ein Spiritus familiaris in Leipzig.

Gräfe, Bd. I, Nr. 454, nach Monatliche Unterredungen vom Reiche der Geister, Bd. I, S. 738.

Zu Anfange des 18. Jahrhunderts lebte in Leipzig ein Mann, dem man den Beinamen Scheidewasserhans gegeben hatte, weil er sich gewöhnlich bei den Kupferstechern aufzuhalten und dort seinen Unterhalt durch Dienste, welche er denselben leistete, zu finden pflegte. Dieser kam nun eines Tages zu einem gewissen Künstler, der lange Jahre darüber nachgekonnen hatte, wie er den Namen eines Adepten mit rechtem Grunde erlangen möchte, und weil er nach dem gewöhnlichen Sprichworte die teure Venus wenig achtete, wenn er nur den lieben Vulkanus zu seinem gewissen Schwager haben konnte, so machte er besagten Hans zu seinem Handlanger oder vielmehr zu einer Mißgeburt von einer vestalischen Jungfrau, damit er ihm sein Feuer beständig in Brand erhalten möchte. Eines Tages mußte besagter Künstler wegen dringender Geschäfte sein Laboratorium verlassen, da er eben eine gewisse Materie in einer wohl lutierten Phiole auf dem Sandfeuer hatte, beim Hinweggehen aber sagte er zu seinem getreuen Feuerachates: „Hans, gib wohl acht auf das Feuer und fürchte dich nicht, wenn dich etwas im Laboratorio besuchen sollte, indem es dir keinen Schaden tun kann.“ Dieser wußte nicht, was er hierauf für eine Antwort geben sollte, blieb aber, dem Befehle seines Prinzipals gehorsam, in dem Laboratorio eingeschlossen, obwohl er gern fortgegangen wäre, und wartete der Dinge, die da kommen sollten, freilich nicht ohne eine gewisse Angst zu empfinden. Es währte auch nicht lange, so sah er durch die verschlossene Thüre eine große Raze zu sich kommen, welche so seltsame Sprünge vor ihm hermachte, dergleichen wohl kein sechzigjähriger Tanzmeister jemals herausbringen würde. Diese

verfügte sich nach langem Herumschwärmen in die lutierte Phiole hinein, ohne dieselbe zu öffnen, worüber sich Hans höchlich verwunderte, daß dieses Tier sich von freien Stücken in einen Narrenkasten einschloß. Bald darauf verlor dieselbe ihre vorige Kagen-gestalt und verwandelte sich in einen kleinen Wurm, welcher sich in diesem Feuernest versteckte. Da aber endlich der Künstler wieder nach Hause kam und ihm Hans erzählte, was sich unterdessen zugetragen hatte, rief er ganz freudig aus: „Nun habe ich den Schelm gefangen, nach dem ich lange Zeit getrachtet habe!“

386. Der Kobold zu Pausitz.

M

Gräke, Bd. I, Nr. 87; v. Weber, Aus vier Jahrb. N. F. Bd. II, S. 346.

Zu Pausitz bei Riesa hat sich um 1696 ein Kobold aufgehalten, der in dem Hause des Viertelhüfners Hans Preußiger vielerlei Unfug verübte. Er verschleppte Lebensmittel und Wäsche aus dem Hause und versteckte sie an verschiedenen Orten, Butter ballte er zu Klumpen und vergrub sie unter die Spreu, Mehl- und Getreidesäcke stürzte er um; wenn gebacken werden sollte, verdarb er den Sauerteig durch Erde und Spreu, in der Küche füllte er die Kochtöpfe am Feuer mit Kohlen und Asche, verunreinigte die Speisen und Trinkgeschirre aufs ekelhafteste, machte unsichtbar die Türen auf und zu und riß in der Nacht den Frauen die Betten und Hemden vom Leibe. Nur gegen die dreizehnjährige Tochter Preußigers benahm er sich besser, ja er sagte ihr, eine frühere Kinderfrau eines Herrn von Plöz, die Dörschnitzer Anna, habe ihn in einem Korbe ins Haus gebracht. Er saß zuweilen in der Ofenhölle in einem weißen Hemde, das am Halse und Ärmeln mit roten Bändern geschmückt war, hatte graue neue Strümpfe und alte Schuhe an, sein mit großen Glogaugen und im Genicke mit einem Busch gelber Haare besetzter Kopf hing hinten über. Er schenkte dem Kinde neue Spindeln und schöne Birnen, als er aber einmal aus einem Milchsch getrunken hatte und dieser deshalb eingeschlossen ward, stach er die Röhre mit einer Milzgabel in die Weine. Von einem Herrn von Carlowitz mit Prügeln bedroht, verschwand er endlich.

387. Das Koberchen in den Dresdener Heidebörsern.

Lh. Seelig in den Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde, Bd. I, Heft 3, S. 15.

Bei der Unterhaltung mit älteren Leuten aus den Dörfern hinter der Dresdener Heide hört man oft, daß der Bewohner dieses oder jenes Hauses das „Koberchen“ habe. Es wird diese Bezeichnung in einem so gleichgültigen Ton ausgesprochen, daß es keiner näheren Erklärung bedarf, um die Verhältnisse der besprochenen Person klarer zu legen, — dieses eine Wort umfaßt eben jedwede nähere Beschreibung. Forscht man nun darüber nach, so erfährt man, daß es drei Arten von Koberchen gibt und zwar:

1. Das Hauskoberchen. Wer das in seinem Hause besitzt, hat bei allem, was er anfängt, Glück; auch sind seine Gebäude vor Feuer und anderen Gefahren geschützt.

2. Das Stallkoberchen. Der Glückliche, welcher das in seinem Hause hat, hat stets gesundes Vieh, seine Kühe geben reichlich Milch und Butter und die Hühner legen fleißig Eier.

3. Das Düngerkoberchen. Dieses hat seinen Wohnsitz im Düngerhaufen. Wer es besitzt, hat stets auf seinen Feldern eine gute Ernte. Was er sät gedeiht, und Naturereignisse, wie Hagel-schlag, gehen an seinen Feldern ruhig vorüber, ohne zu schaden.

Weiter erfahren wir, daß das Koberchen für gewöhnlich unsichtbar ist. Jedoch zu gewissen Zeiten erscheint es in der verschiedensten Gestalt und zwar als: Hase, Hund, Kalb, Huhn, Kröte, Hummel usw. Wer es besitzt und es auch behalten will, muß es füttern. Zu diesem Zwecke muß man Milch und Honig auf den Ofen setzen. Wer dies nicht tut, dem spielt es allerhand Possen und erscheint dann als feuriger Drache oder als schwarze Rauchwolke über dem Dache des Hauses.

Zum besseren Verständnis mögen hier einige Mitteilungen aus dem Volksmunde folgen, welche den um Langebrück liegenden Ortschaften entnommen sind.

In Grünberg befand sich das Koberchen beim Wirtschaftsbesitzer Seifert und erschien dajelbst als schwarzer Hase, welcher sich weder schließen noch schlagen ließ.

Ebendasselbst befand sich ein Koberchen im Schröder'schen Gute. Dasselbe flog aber als Hummel beim Tode der Mutter

von diesem Gute nach dem Rosenkranzſchen Gute, woſelbſt es ſich niederließ.

In Schönborn iſt das Koberchen mehrfach als ſchwarzer Hund, als kleine alte Frau oder als Kröte geſehen worden.

In Seifersdorf befand ſich ein Koberchen im Hofe des Zumpſchen Gutes. Als das Gut im Jahre 1868 abbrannte, blieb die am Hauſe angebaute Retirade ſtehen. Alſo hatte ſich das Koberchen während des Brandes dahin geflüchtet und dadurch das Feuer machtlos gemacht, ſo daß weiterer Schaden verhütet wurde.

In Langebrück befand ſich ein Koberchen im Köhrigſchen Gute Nr. 20. Als ſich jedoch die Tochter des Beſizers nach Wachau verheiratete, nahm ſie dasſelbe mit dorthin.

388. Das Koberchen in Arnſdorf.

Störzner, Arnſdorf, in den Mitteilungen des Vereins für Sächſiſche Volkskunde, Bd. I, Heft 8, S. 15.

Auch in Arnſdorf iſt das Koberchen den Leuten bekannt. Nur führt dasſelbe hier meiſt den Namen das Käferchen oder auch das Kobelchen. Bei verſchiedenen Leuten ſoll dasſelbe ein ſtändiger Gaſt ſein. Zu dem Wirtſchaftsbeſitzer A. kommt es gewöhnlich mit Anbruch der Nacht vom Felde herein in der Geſtalt eines feiſten Haſen. Derſelbe iſt von außergewöhnlicher Geſtalt und dazu ſehr dreißt. Durch keinerlei Geräuſch läßt er ſich verjagen. Gemütlich ſpaziert er im Garten auf und ab, humpelt dann nach dem Kuhſtalle und verſchwindet dort. Verſchiedene Leute wollen geſehen haben, wie er hier neben der Kuh ſitzt. Die Folge davon iſt natürlich, daß dieſe Kuh jahraus, jahrein reichlich Milch gibt und den betreffenden Leuten ſchon ein großes Vermögen eingebracht hat. Oftmals nimmt das Käferchen aber auch die Geſtalt einer ſchwarzen Henne oder auch einer ſchwarzen Kaze an. In ſolcher haben die Nachbarn das Koberchen ſchon oftmals auf dem Sofa in der Wohnſtube des Wirtſchaftsbeſizers A. geſehen. — Bei dem Haus- und Feldebſitzer H. iſt das Koberchen ebenfalls zu Hauſe. Dasſelbe ſpaziert im Garten als Häſlein ſelbſt während der Mittagsſtunden umher und nimmt ſeinen Aufenthalt entweder im Stalle neben der Kuh oder im Grasgarten. Die alte Großmutter des Hauſes füttert

es allabendlich mit Milch. Viele Leute behaupten, solches oftmals gesehen zu haben. Fast zu jeder Nachtstunde sieht man Licht im Stalle oder auch oben auf dem Hausboden, wo das Roberchen zuzeiten seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Gewisse Leute gehen an diesem Hause nachts gar nicht gern vorüber, denn man will öfters gesehen haben, wie alle Fenster desselben plötzlich tageshell erleuchtet werden. Ja, zuweilen sah man das betreffende Haus blizartig umleuchtet, wie wenn es in Flammen stehe. Aus der Feuereffe oder auch zu den Dachfenstern heraus schossen feurige Garben, als ob das Haus brenne. — Vor ungefähr sechzehn Jahren starb der Mann der noch lebenden Witwe K., der Großmutter im Hause des Feldbesizers H. Derselbe lag tagelang im Sterben und konnte nicht eher sterben, bis man ihm Stalldünger unter den Kopf gelegt hatte. Der damals Verstorbene soll einst das Käferchen ins Haus bestellt haben.

389. Das Erdmännchen und der Schäferhirt.

Gräße, Bd. I, Nr. 221; Prätorius, Weltbeschreibung, Magdeburg 1665, Bd. I, S. 133.

Im Jahre 1664 hat sich in einem Dorfe nahe bei Dresden folgendes zugetragen. Es hat ein Schäferjunge im Felde bei seiner Herde gefessen und von ungefähr gesehen, wie ein mächtig großer Stein in seiner Nähe sich von selbst einige Male in die Höhe zu heben schien. Dies hat ihn gewundert, er hat sich den Stein angesehen und ihn endlich von seinem Plaze weggehoben. Siehe, da hüpfst ein kleines Kerlchen (ein Erdmännchen) aus der Erde hervor und stellt sich vor ihm hin und spricht, er sei bis diesen Augenblick dahin gebannt gewesen, und begehre nunmehr von ihm Arbeit, er müsse ihm etwas zu tun geben. „Nun wohl“, hat der Junge bestürzt geantwortet, „hilf mir meine Schafe hüten.“ Dies hat das Erdmännchen auch flugs getan; am Abend aber, wo der Junge sein Vieh hat ins Dorf treiben wollen, da hat das Gespenst mitgewollt. Der Junge hat sich aber entschuldigt und also gesprochen: „In mein Haus vermag ich dich nicht mitzunehmen, denn ich habe einen Stiefvater und dazu noch andere Geschwister; mein Vater würde mich übel zudecken, wenn ich ihm noch einen andern mitbrächte und ihm das Haus kleiner würde.“ „Ja, so mußt du mit

anderswo Herberge schaffen, du hast mich einmal angenommen“, hat das Männchen gesagt. „Gehe hin zu unserm Nachbar“, hat der Junge geantwortet, „denn der hat keine Kinder.“ Dies ist auch richtig geschehen, aber dergestalt, daß ihn der Nachbar nicht wieder hat loswerden können.

390. Der Kobold in der Lausitz.

0

Gräße, Bd. II, Nr. 763; Schmaler a. a. D., S. 267; Gräve S. 57.

Der wendische Kobold entspricht vollkommen dem deutschen. Er ist ein Hausgeist, der in den Stuben, Ställen usw. sein Wesen treibt und je nach seiner Neigung den Einwohnern des Gehöftes bald Gefälligkeiten erweist, indem er ihre Geschäfte übernimmt und nachts im Finstern fortarbeitet, bald aber auch Schabernack spielt. Er will nach seinen Launen gut behandelt und wohl gespeist sein, sonst lärmt er im Hause herum, quält die Leute und schreckt sie nachts aus dem Schlafe auf, indem er sie durch Poltern aufweckt oder gar aus dem Bette herauswirft. Er soll gern die Gestalt eines Kalbes annehmen, hat aber mit Feuer und Licht nichts zu tun, sondern ist vielmehr ein Geist der Finsternis, doch soll er auch Kranken des Nachts beim Vollmondschein erscheinen. In Gestalt einer Dohle bringt er Gold. Seine Wohnung soll auf dem eine Meile von Budissin bei den Dörfern Nachlau und Döhlen über Meschwitz gelegenen Berge Czorneboh sein, wo ein einzelner mit einer Höhlung versehener Berg nach ihm die Koboldskammer heißt. Einige wendische Sagen vom Kobold siehe in Wuttkes Sächsischer Volkskunde S. 353.

391. Galgenmännlein werden am Waltenberge ausgegraben.

Nach Cl. König im N. Laus. Mag. 1886, S. 63.

Auf dem sogenannten Wurzelfeld am Walten = Faltenberge finden Glückskinder am Johannistage die wunderbare Altraunwurzel. Sie trägt einen Schopf hoher glänzender Blätter, ähnlich denen der Tulpe. Mit kleinen Rossflecken sind sie dicht bestreut. Die Wurzel bilden zwei faustgroße Fingerknollen. In der Mitternachtsstunde am Johannistage muß man sie ausgegraben und nach

Haufe tragen. Die Wurzel wird dabei laut aufschreien und so lange kläglich wimmern, bis man daumengroße Puppen daraus geschnitten und dieselben mit Wein und Öl gesalbt hat. Diese Püppchen heißen Querge oder Utraunmännchen, Heinzelmännchen, Galgenmännchen. Dieselben können viel nützen, wenn man sie prächtig kleidet, in weichen Bettchen an sicherem Orte schlafen legt, hin und wieder mit Leckerereien speist und jeden Sonntag in Wein und Wasser badet. Dann sagen sie, in rechter Weise befragt, das Zukünftige voraus, enthüllen das Vergangene und verraten die Gedanken und Herzensgeheimnisse aller, von denen man das erhaltene Brot, Salz oder Licht ihnen opfert. Die Galgenmännlein fördern jede Arbeit, helfen über die allerschwersten Geschäfte spielend hinweg, heilen jede, auch die gefährlichste Krankheit, schützen vor jeder Gefahr und verstehen Liebestränke und Fruchtäfte zu brauen, die niemals ihre Wirkung versagen. (Vgl. Nr. 814.)

392. Der Spiritus familiaris des Peter Hanspach von Rosenhain.

Haupt, Sagenbuch der Saustz, Bd. I, S. 64.

Anno 1650, den 17. Sonntag p. Trinitatis wurde zu Schönau auf dem Eigen ein armer Mensch gesehen, Peter Hanspach genannt, gebürtig von Rosenhain bei Reichenbach, welcher in seiner Jugend ein Mühlknecht gewesen und sich einen Spiritum familiarem gekauft, der ihm zum Mahlen und Backen beförderlich gewesen. Weil er aber denselben nicht recht gebraucht, ist er an seinem Verstande ganz verrückt geworden, hat müssen rückwärts gehen wie ein Krebs und nirgends hinkommen können. Ist ihm im Kreuzwege wer entgegengekommen, es seien Menschen, Kühe oder Hühner gewesen, so haben solche ihren Weg soweit zurückgehen müssen. Er hat sonst nicht fortkommen mögen, sondern müssen stehen bleiben.

b.

393. Vom Drachen bei Reichenbach.

V

Röhler, Volksbrauch usw., Leipzig 1867, S. 646.

Es ist vielen bekannt, daß große schwarze Ameisen Glück bringen, wenn man sie in einer Schachtel in den Geldkasten stellt. Einst hatte solches jemand erfahren und er tat, wie er gehört hatte. Bald fand er auf dem Fensterbrette ein Häufchen Hirsebrei, das von dem Drachen herrührte. Der Hirsebrei mußte in den Ofen gesteckt und verbrannt werden, und da hat es in dem Ofen sehr gewütet, als ob er zerspringen sollte.

Gewisse Familien haben den Drachen; derselbe kann auch einem Kinde, z. B. einer Tochter, wenn sie heiratet, mitgegeben werden. Es geschah einmal, daß ein Mädchen heiratete. Als der Kammerwagen vor der Türe stand, hörte man im Stalle weinen; es war die Mutter, welche sagte: „Nimm ihn nur, ich bin zu alt und es wird doch mein Tod, wenn ich ihn behalte.“ Die Tochter sprach endlich: „Nun, da will ich ihn nehmen!“ Bald darauf geschah ein starker Knall und es fuhr aus der Esse heraus wie ein feuriger Besen und in des Bräutigams Haus zur Esse hinein.

394. Was der Erzgebirger vom Drachen weiß.

E

Aberglaube im Erzgebirge vor fünfzig Jahren, Globenstein 1891 und Röhler a. a. D., Nr. 234; Spieß, Aberglaube usw., Progr., S. 30; Lehmann a. a. D., S. 207.

Wenn man einen Drachen durch die Luft ziehen sieht, so muß man rufen: „Kleck! Hansl!“, dann muß er alles, was er an Geld oder Kostbarkeiten bei sich trägt, ausspeien. Vielfach verbreitet ist der Glaube, daß der Teufel denen, welche mit ihm ein Bündnis geschlossen haben, in der Gestalt eines Drachen Geld und andere Gegenstände zuträgt, welche er anderswo geraubt hat. Der Drache fährt bei solchen Leuten zur Feueresse herein, und man muß ihm dann eine Schüssel Hirsebrei auf den Oberboden setzen; er verzehrt den Brei und legt statt dessen Geld in die Schüssel. Bei Marienberg sagt man, daß ein solches Geldstück, welches der Drache ge-

bracht hat, stets wiederkommt, wenn es auch ausgegeben worden ist. Tut es dagegen der Empfänger in ein Glas, das er mit einem Deckel verwahrt hat, auf den er einen Kreis mit Kreide beschreibt und innerhalb desselben die Kreide liegen läßt, so muß es bleiben.

Feurige Drachen hat man zugleich mit Irrlichtern auch in der Gegend von Schwarzenberg ziehen und spielen sehen.

Ferner ist der Drache auf einer sumpfigen Wiese unterhalb Neustadt bei Falkenstein, nach Dorffstadt zu, öfters gesehen worden.

395. Diebische Drachen.

Chr. Lehmann, Collectanea, S. 280.

Diebische Drachen sind gar gemein in diesen wilden Gebirgen, die den Müllern und andern das Korn, Mehl, Brot und das Geld aus dem Beutel stehlen, daß sie darüber verarmet und zu Bettlern worden. (Natürlich haben die Drachen das gestohlene Gut ihren Pflegern zugetragen.)

396. Eine Drachengeschichte aus dem Obererzgebirge.

Uberglaube im Erzgebirge vor fünfzig Jahren. Ein interessanter Hugenstubenabend. Globenstein bei Rittersgrün 1891.

Vor (nunmehr) etwa achtzig Jahren diente eine Magd bei einem Bauer, dessen Frau den Drachen hatte. Im Dorfe munkelten sie, der wäre bei Tag eine Kaze, in der Nacht aber sähe er ganz anders aus: da wär's bloß ein Kopf und ein langer feuriger Schwanz dran. In der Gestalt führe er nun durch die Feuereffe aus und ein und brächte der Frau Geld und andere Sachen.

Einmal mußte die Frau fortgehen. Da sagte sie zu der Magd: „Auf den Mittag kochst du Hirsebrei, aber vergiß mir sei die Kaze nicht. Du weißt schon, daß sie nicht gar zu heiß frißt. Wasch ihr den Napf recht reinlich aus und hernach stellst du ihrs Fressen auf die Treppenstufe.“

Na, die Magd kochte den Brei, wie es die Frau ihr geheißen hatte, nahm ihn dann aus der Röhre und stellte der Kaze ihr Teil auf die Treppe. Sie dachte, es sollte da kühlen, bis es die Kaze fressen möchte. Aber auf einmal kam die angerannt, fuhr auf den

Hirfebrei los, machte einen krummen Buckel und stieß einen fürchterlichen Schrei aus. Die Funken flogen ihr aus den Augen, die Zunge war glühend und aus dem Maule rauchte es ordentlich. Dann fuhr sie wie besessen auf den Heuboden, und in zwei Minuten stand das ganze Haus in Flammen. Mit vieler Mühe konnten die Nachbarn das Vieh im Stalle losmachen. Das andere aber verbrannte alles und natürlich auch die Sachen von der Magd. Als aber die Frau heimkam, wurde sie von der gleich aus dem Dienste gejagt. Von dem Drachentier hatte niemand mehr was gesehen. Wie aber das Haus nachher wieder aufgebaut worden war, da war auch die Kaze gleich wieder dort und hat's Geld in Haufen gebracht.

Was aber die Bauerfrau betrifft, die kam nach dem Feuer in kein Bette mehr und wurde bei allem guten Essen alle Tage dürrer, daß sie zuletzt nur noch Haut und Knochen war. Einmal nun, früh beizzeiten, waren die Frau und die Kaze weg, und wie der Bauer fragte, ob sie niemand gesehen hätte, sagte der Knecht: „Die Frau liegt auf dem Kanapee.“ Wie sie aber näher hinsahen, da war's nur ihre Haut; der Drache hatte sie bei lebendigem Leibe geschunden und war mit dem Gerippe durchs Fenster gefahren, denn das stand sperrangelweit auf. — Der Bauer ließ hernach die ausgestopfte Haut begraben, damit es niemand erfahren sollte, was vorgegangen war, aber die Leute wußten es doch alle!

397. Feurige Drachen zu Leipzig.

L

Gräße, Bd. I, Nr. 413; Große, Bd. II, S. 198. 731.

Am 23. November 1606 zündete ein Drache dem Kohlenträger Gregorius in Leipzig das Haus über dem Kopfe an, weil derselbe angeblich den höllischen Gast auf dem Boden, wo er seinen Sitz hatte, mit einem schlechten Traktement abgesspeist hatte. An feurigen Drachen war überhaupt ehemals in Leipzig kein Mangel; vorzüglich im Jahre 1533 sah man deren viele: die meisten waren einen Finger lang, hatten Kronen auf dem Haupte, zwei Flügel und Saurüssel, und sollen derer oft 2 bis 400 Stück auf einmal bei einander gewesen sein.

M

398. Der Drache zu Mickritz.

Gräße, Bd. I, Nr. 87; v. Weber, Aus vier Jahrhunderten, N. F.,
Bd. II, S. 346 usw.

Im November 1674 haben die Eheleute Hans Buckerdt und seine Frau aus Mickritz bei den Gerichten zu Zahnishausen sich beklagt, daß ihre Nachbarn sie beschuldigten, sie hätten den Drachen und daß sie eines Morgens ihm eine zu heiße Suppe vorgesetzt; darüber sei er böse geworden, habe das Haus angesteckt und sei dann in Gestalt eines hellen Scheines fortgeflogen.

399. Der Drache in Cotta bei Dresden.

Gräße, Bd. I, Nr. 146; v. Weber, Bd. II, S. 395.

Im Jahre 1714 ist das Ehepaar Kirsten zu Cotta bei Dresden in Anklagestand gesetzt worden, weil sie den Drachen hätten, den viele bei ihnen aus- und einfliegen gesehen, das Vieh behegten, so daß keine Butter gemacht werden konnte usw.; allein unter dem 5. November wurden sie freigesprochen.

400. Der Drache im königlichen Schlosse zu Dresden.

Gräße, Bd. I, Nr. 128; v. Weber, Aus vier Jahrhunderten, N. F., Bd. II,
S. 324.

Am ersten Weihnachtsfeiertage 1643 war die Abendtafel erst um elf Uhr zu Ende gegangen, und weil man das Silbergeschirr hier nicht abräumen wollte, mußten drei Pagen und ein Hoftrumpeter darin zur Wache bleiben. Da haben erstere, die sich auf die Tafel zum Schlafen niedergelegt, einen Blitz durch das Zimmer fahren sehen, dem Trompeter aber, der auf einer Bank gelegen, ist etwas wie ein Mühlstein auf den Leib gefallen, so daß er weder Hand noch Wein rühren, noch den Mund aufstun konnte; ihm gegenüber hat aber etwas auf der Tafel gefessen und hat ihn mit großen feurigen Augen wie ein Uhu angegloht, das ist der Drache gewesen.

401. Der Drache in Breitenau bei Lauenstein.

Helmolt in den Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde, Bd. I, Heft 8, S. 9.

Ein in der Nacht vom Dienste nach Hause zurückkehrender Grenzauffeher sah plötzlich über sich am Himmel einen feurigen Streifen hinziehen und in der Feuereffe eines Gutes verschwinden. Nach kurzer Zeit stieg dieser Feuerstreifen wieder hervor, um abermals in der Esse eines anderen, entlegeneren Gutes zu verschwinden, aus welcher er nicht wieder hervorkam. Allgemein glaubt man, daß das der Drache war, der aus dem ersteren Gute etwas nach dem zweiten Gute gebracht hat. Daß die Frau des vom Drachen bedachten Gutsbesizers eines Tages ohne vorherige Krankheit plötzlich starb, ohne daß man nur die Spur eines Schlaganfalls an ihrem Körper entdecken konnte, und daß ihre Tochter, welche später das Gut erbt und einen Mann aus einem andern Dorfe heiratete, unter gleichen Umständen einen plötzlichen Tod erlitt, konnte diesen Glauben nur stärken.

Auch noch durch andere Anzeichen wird er bestätigt. Eines Abends kamen zwei junge Bauern ganz entsetzt und entstellt nach Hause, weil auf dem Dorfwege ein Gegenstand, den sie im Dunkel nicht näher erkennen konnten, neben ihnen hergekoltert, ihnen auch auf die andere Seite der Straße gefolgt ist und sie bis zu dem Gute begleitet hat, in dessen Feuereffe der Drache gefahren und aus der er wieder herausgekommen ist.

Ein Ehepaar geht abends zur Tanzmusik in den Gasthof, macht aber vorher einen Besuch im Dorfe. Auf dem Wege dahin gesellt sich ein braunschwarzes Rädchen zu ihm, wartet, bis die Leute von dem Besuche wieder erscheinen, und begleitet sie bis zur Schänke. Beim späten Nachhausegehen ist das Rädchen wieder da und verschwindet in der Nähe des vorerwähnten Gutes.

402. Der Drache bei Gottleuba und Rosenthal.

Dr. Linke in Ober Berg und Tal, Bd. VI, S. 217.

In einem Dorfe bei Gottleuba lebte einst eine Familie, deren eine Tochter einst ein gewisser N. aus einem Nachbarorte heiratete

wollte. An einem Sonnabende nun, dem Tage vor der Hochzeit, geht der Bräutigam ins Haus seiner Braut, sieht niemand und ruft: „Pauline.“ Da ruft seine Braut ihm aus dem Keller zu, er solle herunterkommen, sie sei unten. Wie er nun herunterkommt, reicht sie ihm eine „feurige Kaze“ mit langem Schwanz entgegen. Da fürchtete sich der Bräutigam und die Heirat wurde rückgängig gemacht. — Die feurige Kaze aber ist der Drache gewesen. Die Familie galt auch als sehr reich.

Der Drache ist auch in Rosenthal gesehen worden. Wird er zu heiß gefüttert, so zündet er das Haus an; deshalb muß er mit Semmelmilch gefüttert werden. In Langhennersdorf sah eine Magd aus Rosenthal einst in der Mühle ein schwarzes Hühnchen in der Scheune sitzen. Als sich das Mädchen fürchtete, sagte die Bauersfrau: „Laß es nur gehen, das Hühnchen tut dir nichts.“ Das war aber auch der Drache.

O 403. Der Drache in der Oberlausitz.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 73.

Viele Frauen haben den Drachen, welcher ihnen Milch, Butter, Getreide und Geld zuträgt. Um ihn in ihre Dienste zu bekommen, müssen sie sich dem Teufel verschreiben. Anno 1709 ward in Budissin eine Seele von solchem Pakt errettet und aus des Satans Händen gerissen; daher auch öffentlich in den Kirchen darum dem gnädigen Gott gedankt worden. Bei den Oberlausitzher Wenden heißt der Drache ton smij, bei den Niederlausitzher ten pljon. Er zieht als eine feurige Lusterschmelzung durch den Schornstein in das Haus. Es gibt verschiedene Arten. Der Getreidedrache (zitny smij) füllt den Kornboden seines Besitzers; der Milchdrache (mlokowy smij) sorgt für den Milchkeller der Frau Wirtin; der Gelddrache (penezny smij) läßt es seinem Herrn niemals an Geld fehlen. Er schleicht sich bei den Menschen auf folgende Weise ein. Irgendwo sieht man einen Dreier liegen. Nimmt man diesen zu sich und verwahrt ihn gut, so liegt morgen ein Sechser da, und so wächst nach jedesmaliger Hinwegnahme des Gefundenen der Wert des Geldstückes bis zu einem Speziestaler. Eignet man auch diesen sich zu, so hat

man einen Hektaler und den Drachen am Halse. Jeder Drache will gut abgewartet, gefüttert und mit höflichen Worten behandelt sein. Er ist ein häßliches, gräuliches Wesen, das mehrere Gestalten annehmen kann.

Als ein Feuergeist hat er seine verborgene Wohnung in der sogenannten Hölle hinter dem Ofen. Er verlangt, daß man ihm gutes Essen auf die Ofenplatte hinsetze, als Milchhirse, Fleisch usw., was er verzehrt, wenn alles im Hause schläft. Versieht es der Wirt oder die Wirtin darin, so steckt er ihnen das Haus über dem Kopfe an und geht davon. Um den Gelddrachen auf eine unschädliche Weise los zu werden, gibt es nur das eine Mittel, den Taler zu verkaufen, aber unter seinem Werte, damit es der Käufer merke, daß darunter etwas verborgen liege und alles mit seiner stillschweigenden Einwilligung vollzogen werde.

404. Der Drache in dem Weizdorfer Gute.

Nach Meiche, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, S. 19.

Auch in Weizdorf bei Hohnstein besaß eine Bäuerin einen Drachen. Dem Gesinde war der Dienst in jenem Gute immer unheimlich gewesen, aber noch niemand hatte den Drachen gesehen. Da freierte nun eines Abends ein Knecht jenes Hofes mit einem gleichfalls dort bediensteten Mädchen auf der Bodentreppe, wo der warme Kamin vorbeiging. Aber wie erschrakten sie, als plötzlich von unten herauf die Stimme der Bauerfrau ertönte: „Magel, Magel, hie stiehet deine Sammelmilch. Gib ak de Wurst har!“ Mäuschenstill lauschten die beiden der Dinge, die nun kommen würden. Aber der Drache antwortete aus der Esse: „Es guckt! es guckt!“ Da entflohen die Horcher, an allen Gliedern zitternd. Als aber die Bäuerin am andern Tage ihren Leuten Wurst und Milchbrei vorsetzte, verließen der Knecht und die Magd sofort ihren Dienst. Der Besitzerin des Drachens erging es übrigens wie allen anderen, welche Drachen in ihrem Hause beherbergen; sie konnte später nicht „ersterben“, bis man ihr eine Handvoll Mist unter das Kopfkissen breitete. Erst da kam es mit ihr zum Ende. (Vgl. Nr. 409.)

405. Ein Bauer zu Hertigswalbe findet einen Korndrachen.

Mündlich.

Der alte Bauer Maazig in Hertigswalbe kam einst aus der Schenke und fand — es war gerade zur ganzen Stunde — im Straßengraben ein kleines schwarzes Hühnchen. Mitleidig nahm er es mit nach Hause und als er es am andern Morgen füttern wollte, kam das Korn zur Feueresse nur so hereingerollt. Der Bauer aber, der ein frommer Mann war, packte das Tier und warf es mit den Worten: „Bist du so ein Luder?“ aus der Stube. Das Tier war aber nichts anderes gewesen als der Drache. (Vgl. Nr. 411.)

406. Ein Drache wird zu Neustadt gesehen.

Meiche, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, S. 19.

Vor alten Zeiten ist der Drache auch in Neustadt gesehen worden. Nach einer alten Nachricht hat sich „während der großen Feuersbrunst (1674) in der Luft ein Gesicht, so man vor den Drachen gehalten, sehen lassen und ist über das Städtlein fort, gleichsam nach dem hohen Walde zu gezogen, und solches hat gesehen der Bürgermeister Tieze, sein Eheweib und noch viele andere Leute“.

407. Der Drachenglaube in Puzkau und Neukirch a. S.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung Pflk.

Der Drache wird von den Bewohnern der Neukircher Gegend beschrieben als ein Tierchen, ähnlich einer schwarzen Kaze. Der Hauseigentümer, welcher dieses Wesen bei sich aufnimmt, gerät nie in Not, denn jederzeit verschafft ihm der Drache Geld. Freilich darf solchen Menschen das Jenseits nur wenig kümmern, denn durch die Gemeinschaft mit dem Drachen, diesem Geschöpfe des Bösen, verwirkt er jeden Anspruch auf die ewige Seligkeit. Ein Müller in Oberpuzkau, welcher „den Drachen hatte“, setzte diesem Sonntags vormittags, wenn alles zur Kirche gegangen war, eine Schüssel mit Semmelmilch zum Fraße vor und lockte ihn mit dem

Rufe: „Miezel, Miezel!“ herbei. Dann aber trug er auch regelmäßig eine Schürze voll harter Taler hinauf in die Truhe, obgleich er von niemandem vorher irgendwelche Zahlung erhalten hatte.

Am meisten hat man Frauen im Verdachte, daß sie Pflegerinnen des Drachens seien. Man wollte sogar die Ankunft des Drachen bei mehreren derselben beobachtet haben. Nachts war er durch die Lüfte gezogen gekommen, einen langen Streifen feuriger Funken hinter sich lassend, und hatte durch den Schornstein seinen Einzug in das Haus der Zauberin, die ihn herbeigewünscht, gehalten. Von der Anwesenheit des Drachen darf zu niemandem geredet werden. Es geht auch allgemein noch heute die Rede, daß diejenige Person, welche den Drachen beherbergt, nicht ersterben könne, sondern einen langen, fürchterlichen Zodeskampf bestehen müsse, bis man ihr das Geheimnis abgenommen hat. Findet sich niemand zu letzterer Handlung bereit, so muß man die Sterbende hinaus schaffen und auf den Stalldünger niederlegen, oder ihr doch etwas Mist unter das Kopfkissen breiten. Dann erst vermag sich ihre Seele vom Leibe zu trennen. Diejenige Frau nun (es kommt beim Drachenglauben fast immer (?) das weibliche Geschlecht in Frage), welche das Drachengeheimnis von der Sterbenden mitgeteilt erhält, ist dann wieder Hüterin des Drachen und als solche wohlbegütet.

408. Der Drache in der Puzkauer Brettmühle.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung P. 11 k.

Jedesmal in der hundertsten Nacht gewahrt derjenige, der an der Brettmühle zu Oberpuzkau vorübergeht, einen Drachen. Sieht dieser gelb aus, so hat derjenige, der ihn sieht, Glück in seinem Leben; ist die Farbe des Drachens aber rot wie Feuer, so stirbt jener, der ihn erblickt, in demselben Jahre. Von der fraglichen hundertsten Nacht aber weiß niemand, wann sie fällt.

409. Die Frau und der Drache in Groß-Hähnchen.

Luzica 1885, S. 75, übersetzt von Dr. Pflk.

In einem Dörfchen (es war wohl Groß-Hähnchen bei Bauzen) hatte eine Frau den Drachen. Daher konnte sie vor dem Mittagessen stets sehr lange draußen auf dem Felde bleiben und arbeiten. Erst dreiviertel auf zwölf eilte sie heim, damit sie das Mittagessen koche, und Punkt zwölf, wenn das Gefinde heimkam, war das Mittagessen beständig schon fertig. Das Gefinde wunderte sich hierüber oft sehr und wollte gern erfahren, wie denn wohl die Frau das Mittagessen so geschwind koche. Deshalb lief einmal ein Knecht heimlich hinter ihr her nach Hause. Die Frau schloß sogleich alle Türen zu. Der Knecht aber stellte sich hinter die Türe und guckte durch das Schlüsselloch in die Stube; dort sah er auf der Ofenbank den Drachen sitzen und hörte, wie die Hauswirtin ihm sagte: „Schütte aus, Häschen, schütte aus!“ (nämlich den Brei fürs Mittagessen). Der Drache aber antwortete furchtsam: „Man guckt, Mariechen, man guckt!“ (Vgl. Nr. 404.)

410. Schwerer Tod.

Luzičan 1876, S. 184, Übersetzung von Dr. Pflk.

In Weißig bei Bauzen starb vor einigen Jahren eine Frau, welche auch den Drachen hatte. Drei Tage lag sie im Sterben und doch konnte sie nicht ersterben, weil niemand diesen Drachen zu sich nehmen wollte.

Erst als man sie auf einen Haufen Mist legte, hauchte sie ihren Geist aus. (Vgl. auch Nr. 404 und 407.)

411. Der Bauer und das Hähnchen zu Neschwitz.

Mitgeteilt von Dr. Pflk.

Ein Bauer fuhr einst spät in der Nacht nach Hause. Da bemerkte er am Wege ein vom Regen durchnäßtes junges Hähnchen das ängstlich piepste. Er erbarmte sich des Tierchens und nahm

es mit in seine Behausung. Wie erstaunte er aber, als er von nun an jeden Morgen einen großen Haufen Weizen fand, von dem er nicht wußte, woher er käme. Da hat der Bauer seine Nachbarn gefragt; die haben ihm gesagt, das brächte der Böse, und das mitgenommene Hühnchen sei der Böse (der Drache). Er sollte nur den Weizen hinauswerfen und das Hühnchen mit Weihwasser umgießen. Als dieses geschah, war er den Bösen los. (Vgl. Nr. 405.)

412. Der schwarze Kater zu Neschwitz.

Luzica 1891, S. 62, übersezt von Dr. Pikk.

In alten Zeiten erzählte man, ja selbst in gegenwärtigen Zeiten hört man noch manchmal erzählen, daß Leute den Drachen haben, der ihnen Geld und Getreide zuträgt, daß man dort in der Nacht gehört habe mit Vierteln werfen, Geld schütten, oder daß man ihn gesehen habe durch die Feuereffe hineinfliegen.

In Neschwitz war einst ein Bauer J., welcher reich war und von allem genug hatte; auch hier hatte der Drache alles herzugetragen, und sie hatten ihn in Gestalt eines großen schwarzen Katers. Damals aber war es bei den Bauern Sitte, daß man Sonntags nicht oft Fleischspeisen aß, sondern dafür Milchhirse kochte. Diesen fraß der Drachenkater fürs Leben gern. Daher kochte ihm J.'s Frau diesen oft, oder auch Milchbrei. Eines Sonntags wollten J.'s Eheleute zusammen in die Kirche gehn. Da befahl J.'s Frau der Magd, daß sie für ihn Milchhirse kochen solle, zugleich aber verbot sie ihr, weil sie erst dort angezogen (in den Dienst getreten) war, daß sie selber dem Kater nichts zu fressen geben dürfe. Die Magd verrichtete ihre Arbeit und kochte Milchhirse, wie jene es befohlen hatte. Als sie den Hirse aus dem Ofen zog, damit sie ihn umrühre, weil er sonst gern brenzlig wird, lief der Kater zu ihr herbei und schmiegte sich um sie herum. Die Magd, eine gutmütige Seele, die an nichts Böses dachte, konnte sich nicht halten; sie nahm mit dem Rührlöffel etwas Hirse aus dem Töpfchen, der aber sehr heiß war, und warf ihn dem Kater in das Näpfchen damit er ihn fräße. Der Kater schlapperte den Hirse, fing an zu kreischen und rannte zur Thür hinaus. In demselben Augenblicke aber überkam die J. in der Kirche eine gewisse Angst und sie hatte

keine Ruhe, als ob sich zu Hause etwas ereignet hätte. Und so war es auch. Eilends lief sie heim, aber zu spät; denn ehe sie herbeilief, brannten schon alle ihre Gebäude. Der Kater hatte aus Wut über den heißen Hirse Feuer in die Gebäude gespieen und sie damit angezündet. Das ganze Gut brannte völlig nieder, und der Kater war auch verschwunden. Als sie aber wieder aufgebaut hatten und in das neue Haus einzogen, kam auch der Kater wieder. J. aber sahen ihn nicht mehr gern und wollten ihn loswerden. Einst nahm sich J. ein großes Bündel Stroh, fing den Kater und band ihn fest mitten hinein und ging mit ihm eilends gegen Caslau in sein Kiefericht. Dort legte er das Bündel auf die Erde und zündete es an, indem er dachte, daß der Kater darin mit verbrenne. Er wartete indessen nicht darauf, bis das Bündel niedergebrannt war, lief eilends wieder heim und sieh, vor dem Hofe lief ihm der Kater aus dem Hofe entgegen und sagte zu ihm: „Wie wir doch heim-eilen mußten, daß wir nicht mit verbrannten!“ Und darauf ging er mit ihm ins Haus, wo J. ärgerlich ausrief: „Und du mußt mir doch aus den Augen!“ Der Kater aber antwortete ihm: „Falls ich gehen werde“, und rollte die großen Augen nach ihm.

Daher läßt es sich nicht sagen, ob er ihn losgeworden ist. Soviel aber ist gewiß, daß J. gerade ein Jahr danach starb, die Gattin und zwei Söhne hinterlassend.

413. Der Quarkdrache.

Luzica 1887, S. 12, übersetzt von Dr. Willk.

Irgendwo dort im Niederlande (die Gegend an der preußischen Grenze) war ein hoher Wald, über welchen zuweilen der Drache geflogen war. In diesem Walde fuhr einst ein Kutscher nachts, und als er den Drachen fliegen sah, rief er: „Stehel“ und zeigte ihm seine Kehrseite. Da ließ der Drache fallen, was er hatte, zugleich aber verbrannte er dem kühnen Manne das Hinterteil. Das war der Quarkdrache gewesen: und an dieser Stelle lag damals so viel Quark, daß die Schweine dort vier Wochen hin fressen gegangen sind.

II. Luft- und Erdgeister.

(Elfen; Dwerge oder Auerxe.)

414. Der Jungferngrund bei Wiesenthal. E

Gräße, Bd. I, Nr. 496; A. Flader, Wiesenthälisches Ehrengedächtnis, Waldenb. 1719, 8°, S. 31.

Dieser Grund am Fichtelberge soll seinen Namen von zwei Jungfern haben, welche sich oftmals im Neumonde sehen lassen. Es sind Schwestern; die eine spielt auf der Laute und die andere windet einen Kranz; wer sie aber eigentlich sind, weiß niemand.

Den Wiesenthalern dient der Grund auch als Wetterprophet, denn wenn der Himmel über demselben hell ist, so wird — ob es auch sonst allenthalben trübe ist — zuverlässig schönes Wetter, wenn aber der Jungferngrund voll Nebel ist, so sagt man: „die Jungfern trocknen ihre Wäsche!“ und dann folgt nasse oder kalte Witterung.

415. Tanzende Geister bei Bößnitz und Stollberg.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 103 und A. Schuster, Stollberg, S. 48, in Grohmann, Das Obererzgebirge in Sage und Geschichte, 1903.

Die sogenannte hintere Aue, ein Tal von Dreihausen bis Niederlößnitz, war einst mit Wald bewachsen, und in diesem wohnten viele Geister. Der Wald wurde nach und nach gerodet, das Tal urbar gemacht und die Geister vertrieben. Dieselben kommen aber noch in den warmen Sommernächten auf ihre alten Spielplätze und führen ihre munteren Tänze das Tal entlang aus.

Auch auf einer Wiese bei Stollberg tanzen im Mondenscheine niedliche Mädchengestalten.

416. Das graue Männchen und die Seuche in Bernsdorf.

Röhler, Volksbrauch usw., S. 497; Röhler, Sagenbuch, Nr. 147.

In Bernsdorf bei Verdau war eine Seuche, an der viel Menschen starben. Des Abends pochte es an die Haustüre, und so vielmal es gepocht hatte, so viel Menschen starben am andern Morgen in dem Hause. Es war aber ein graues Männchen, das von Haus zu Haus ging und klopfte. Dasselbe Männchen kam auch zu einem Manne und dessen Frau und sagte: „Eure Nachbarn werden alle sterben und ihr sollt die Totengräber machen.“ Am anderen Tage waren die Nachbarn tot, und der Mann mußte sie mit Hilfe seiner Frau begraben. Da sich aber beide darüber entsetzten und sich vor dem Tode fürchteten, kam das Männchen wieder und sprach:

„Trinkt Baldrian,
So kommt ihr alle davon.“

417. Ein „graues Männel“ weiß ein Heilmittel gegen die Pest.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 148.

Wenn man auf der Straße von Burkhardsgrün nach Blauenthal geht, so hat man, ehe die Muldenbrücke erreicht wird, zur linken Hand einen Waldbezirk, welcher das „graue Männel“ heißt. Dieser Name soll von folgender Begebenheit herrühren. Einst herrschte in Blauenthal und Umgegend die Pest. Da waren Holzhauer in dem genannten Walde, die unterhielten sich beim Vesperbrot und klagten über das viele Sterben. Auf einmal stand ein graues Männel vor ihnen, das ihnen vorher unbemerkt zugehört hatte; dasselbe sagte:

„Trinkt Bärenwurz und Baldrian,
So kommt ihr alle gut davon!“

418. Der graue Zwerg am weißen Stein bei Alberoda.

Röhler a. a. D., Nr. 148.

Bei dem sogenannten weißen Stein, einem einzeln stehenden Felskegel zwischen der Mulde und Alberoda, sitzt zuweilen ein graues

Männchen. Wenn der rechte Mann kommt, und zur rechten Stunde, und sagt das richtige Sprüchelchen, der sieht den Zwerg, und dieser zeigt ihm große Schätze, ganze Backschüsseln voll Gold.

419. Der Berggeist vom Greifenstein steht Gevatter.

Gräße, Bd. I, S. 449; nach Ziehnert, S. 466 ff.

Einst lebte in Geyer ein armer Häuer, namens Hans Geißler, der war blutarm und hatte ein schwangeres Weib und viele Kinder und wußte sich oftmals keinen Bissen Brot. Am größten war aber seine Not am Silvesterabend, als die Niederkunft seines Weibes auf wenig Stunden nahe war, und er weder eine warme Stube, noch sonst eine Erquickung, ja nicht einmal eine Wehmutter für sie hatte. Er eilte hinaus, eine erfahrene Muhme zu holen, verirrte sich aber bei dem gräßlichen Schneegestöber vom Wege und kam, durch tiefe Wehen sich mühsam durcharbeitend, zuletzt an die Fessenschichten des nahen Greifensteins. Er erschrak und wollte umkehren, als der Berggeist ihm erschien und mit freundlichem Blick ihn also ansprach: „Eile, glücklicher Vater! Gott hat dein Weib mit drei holden Knäblein gesegnet! Wenn du nicht dawider bist, will ich dein Gevatter sein!“ Da verließ Hansen die Furcht und er antwortete: „In Gottes Namen magst du mein Gevatter sein, aber wie tue ich dir die Stunde der Taufweihe kund?“ Wie nun der Berggeist lächelnd sagte, daß er ohnedem zur rechten Zeit kommen werde, da verließ sich Hans darauf und eilte heim. Sein Weib hatte ihm wirklich drei holde Knäblein geboren. Am anderen Tage, als alles zur Taufe bereitet war, da ließ auch der Gevattersmann vom Greifenstein nicht auf sich warten. Er erschien in Häuerkleidung und übte das fromme Werk mit inniger Andacht, und als die heilige Handlung vorüber war, da schenkte er Hansen einen Schlägel und ein Eisen und sprach: „Lieber Gevatter, bete und arbeite! Wo du mit diesem Gezäh einschlägst, da wirst du reiche Ausbeute finden, und dann denke allemal an Gott und deinen Gevattersmann!“ Darauf verschwand er: seine Worte aber trafen ein; Hans ward ein reicher Mann und soll die Siebenhöfe bei Geyer gebaut haben.

420. Die Sagen vom Scheibenberg und seinem Zwergkönig.

Gräbe, Bd. I, Nr. 517; Lehmann a. a. D., S. 187; Ziehnert, S. 461 ff.; novellistisch behandelt von Dietrich a. a. D., Bd. I, S. 73; novellistisch unter dem Titel: Schneiderminel von Schlettau, bearbeitet von C. Winter in der Constat. Ztg. 1854 Nr. 282 ff.; poetisch bearbeitet von Segnitz, Bd. I, S. 183 ff.

Das Städtchen Scheibenberg im Obererzgebirge hat seinen Namen von dem an seiner nordwestlichen Seite befindlichen tafelförmigen Basaltberge gleichen Namens. Derselbe soll von Zwergen bewohnt sein und reiche Schätze in sich schließen. So trug es sich zu, daß im Jahre 1605 M. Lorenz Schwabe, Pfarrer in Scheibenberg, mehrere Gäste aus Annaberg bei sich hatte und seine Frau etliche darunter befindliche Freundinnen über und um den Scheibenberg führte, um ihnen die Gegend zu zeigen. Sie trafen ein Loch darin an, in welches drei Stufen führten, und in diesem lag ein glänzender Klumpen wie glühendes Gold. Darüber erschrakten sie, gingen eilends wieder herein und führten den Pfarrer samt den Gästen heraus, konnten aber das Loch nicht wiederfinden.

Allerdings befindet sich auch an der Morgenseite des Berges eine Art Höhle, das Zwergloch genannt. Darin wohnten sonst der Sage nach viele Zwerge, deren König Dronomassan (nach anderen Zembokral) hieß. Sie waren nicht über zwei Schuh lang und trugen recht bunte Röckchen und Höschen. Es schien ihr größtes Vergnügen zu sein, die Leute zu necken; sie taten aber auch manchem viel Gutes und halfen vorzüglich frommen und armen Leuten. Einst im Winter ging ein armes Mädchen aus Schlettau in den am Fuße des Scheibengeres gelegenen Wald, um Holz zu holen. Da begegnete ihr ein kleines Männchen mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, das war Dronomassan. Er grüßte das Mädchen und rief gar kläglich: „Ach, du liebe Maid, nimm mich mit in deinen Tragkorb! Ich bin so müde, und es schneit und ist so kalt, und ich weiß mir keine Herberge! Drum nimm mich mit zu dir in dein Haus!“ Das Mädchen kannte den Zwergkönig zwar nicht, aber da er gar zu flehentlich bat, so setzte sie ihn in ihren Tragkorb und deckte ihre Schürze über ihn, damit es ihm nicht auf den Kopf schneien möchte. Darauf nahm sie den Korb auf den Rücken und trat den Rückweg an. Aber das Männchen in dem Korbe

war zentnerschwer und sie mußte alle Kräfte zusammennehmen, daß sie die Last nicht erdrückte. Als sie nach Hause gekommen, setzte sie den Tragkorb keuchend ab, und wollte nach dem Männchen darin sehen, und deckte ihre Schürze ab. Aber wer schildert ihr freudiges Staunen? Das Männchen war fort und statt seiner lag in dem Tragkorbe ein großer Klumpen gebiegenen Silbers.*

421. Zwerge am Pöhlberge bei Annaberg.

Röhler a. a. D., Nr. 140; Richter, Umständliche aus zuverlässigen Nachrichten zusammengetragene Chronica der freyen Bergstadt St. Annaberg. Annaberg 1746, S. 4.

Die Sage erzählt, es hätten in der Gegend bei dem Pöhlberge, ehe die Stadt Annaberg erbaut gewesen, kleine Leutlein, einer Ellen lang, gewohnt.

422. Wodurch die Zwerge aus dem Obererzgebirge vertrieben wurden.

Röhler a. a. D., Nr. 150; Gräße, Bd. I, Nr. 567; Christ. Lehmann, Histor. Schauplatz usw., S. 185. 190.

Der gemeine Mann trägt sich mit der Sage, daß vor alten Zeiten, ehe das Obererzgebirge angebaut worden, auf dem Waldgebirge und in dessen Felslöchern Zwerge gewohnt hätten, welche aber durch Aufrichtung der Hochwerke, Eisenhämmer und des „Klippelwerks“ sollten sein verjagt worden. Sie wollten aber wiederkommen, wenn die Hämmer würden abgehen.

* Winter a. a. D. berichtet, jenes Mädchen sei die Tochter eines Schneiders aus Schlettau gewesen, das sogenannte schöne Schneidermädel, und habe um 1535 gelebt, sei auch nachher noch mehrmals bei dem Zwergkönig im Scheibnerge gewesen, und habe für ihn, seine Frau und Familie Kleider machen müssen und dafür solche Geschenke erhalten, daß sie zu großem Reichtum gekommen und, nachdem sie sich verheiratet, eine der reichsten Familien in Schlettau begründet habe. Nach dem Dreißigjährigen Kriege aber seien ihre Nachkommen wieder verarmt und zuletzt wieder so herabgekommen, wie zu der Zeit, wo sie den Zwergkönig zuerst gesehen hatte.

L 423. Die drei goldnen Brötchen zu Pomsen.*

Gräße, Bd. I, Nr. 395. Frei behandelt im Freimütigen 1814, S. 209.

Zwei Stunden von Grimma an der von hier nach Leipzig führenden Straße liegt das alte Schloß Pomsen. Dasselbe gehörte, wie mehrere in der Nähe liegende Dörfer, vor alters der adeligen Familie von Ponickau. Einst war das Haupt dieses Geschlechts mit seinem Herrn, dem Markgrafen von Meißen, in den Türkenkrieg gezogen und hatte seine treue Hausfrau Sarah schwangern Leibes zurückgelassen. Nach einiger Zeit kam sie mit einem Söhnlein nieder, und als sie nun eines Morgens kurz nach Sonnenaufgang mit demselben in ihrem Schlafgemach in dem großen Ehebetto lag und niemanden bei sich hatte — denn Dienerschaft besaß sie nur wenig, weil ihr Gemahl abwesend und sie selbst nicht eben reich war —, da sieht sie auf einmal, wie sich die schwere Thür von selbst geräuschlos öffnet und zu derselben in langen Reihen ein Zwergvolk hereinkommt. Die kleinen Leute sind prächtig gekleidet und haben offenbar einen Hochzeitszug vor. An der Spitze der Paare zieht ein Musikchor, dessen Mitglieder, wie die ganze Gesellschaft, kaum zwei Spannen hoch sind; dann folgen Bräutigam und Braut und deren Eltern, und so fort die Hochzeitsgäste immer in bunter Reihe. Sie schreiten bis zu dem ungeheuern Ofen, der den dritten Teil des Zimmers einnimmt, und begeben sich in den Raum, der zwischen den sechs Füßen desselben gewissermaßen eine Art Halle bildet. Hier stellen sie sich paarweise auf und tanzen nach den lieblichen, obgleich leise tönenden Weisen der kleinen Musiker Tänze,

* Ziehnert, S. 494 ff., setzt jedoch diese Sage fälschlich in das ebenfalls bei Grimma gelegene Dorf Otterwisch.

Moser bei Pönicke, Album der Ritterg. Sachsens, Heft 11 S. 30 erzählt nach der im Kirchenbuche zu Pomsen durch M. Steinhäuser niedergelegten Erzählung dieser Begebenheit, jene Erscheinung der Zwerghochzeit habe im Jahre 1685 stattgefunden, während Johann Christoph II. von Ponickau Besitzer des Schlosses gewesen sei; die Geschenke hätten aus zwei Brötchen und einem Goldreif bestanden, und seien zusammen in den Schloßthurm eingemauert worden, dort aber im Jahre 1726 mit diesem durch einen Blitzstrahl in Flammen ausgegangen, und seitdem sei der Wohlstand der Familie so zurückgegangen, daß diese 1782 das Rittergut, nachdem es fast zweihundertfünfzig Jahre lang in ihrem Besitz geblieben, hätte veräußern müssen. Lysar, Abendl. 1001 Nacht, Bd. I, S. 56 ff. versetzt die Sage fälschlich nach Schwaben und erzählt sie von einem Ritter von Pomsen.

deren Reigen und Touren irdischen Augen bisher unbekannt geblieben waren. Nachdem sie nun endlich genug der Freude gehuldigt, schickten sie sich zum Abzug an und verlassen diese sonderbare Tanzhalle wieder ganz auf dieselbe Weise. Wie sie nun an dem hohen Himmelbette der ganz in tiefes Erstaunen versenkten Schloßherrin vorüberziehen, da bleibt auf einmal der kleine Bräutigam stehen, verbeugt sich tief und sagt ihr, er danke ihr im Namen seiner Brüder für die Heimat und den ruhigen Aufenthalt, den sein Volk bisher auf ihrem Schlosse genossen habe, sie hätten, weil es ihnen unter der Erde zu finster gewesen, einmal bei lichtem Sonnenschein ihr Vermählungsfest feiern wollen und zum Danke für die genossene Gastfreundschaft wolle er ihr hiermit drei goldene Brotchen überreicht haben. Diese solle sie wohl aufheben, denn solange wie diese Brotchen noch im Besitze ihrer Familie* sein würden, werde dieselbe grünen und blühen und immer an Reichtum und Glück zunehmen. Damit zog die Zwerghochzeit ab. Die Schloßherrin verfiel vor Schreck in einen tiefen Schlaf, als sie aber erwachte, da lagen die Brotchen auf der Bettdecke und sie sah, daß sie nicht geträumt hatte. Nicht lange hernach kam ihr Egeherr mit Beute reich beladen aus dem Kriege zurück, und beide ließen nun, damit die Brote nie verloren gehen sollten, dieselben in den einen Turm des Schlosses Pomßen einmauern. Hier blieben sie auch bis zum Dreißigjährigen Kriege; da kamen einmal die Feinde ins Dorf und plünderten und brannten das Schloß an, der Turm stürzte zusammen und die Brotchen waren verschwunden, und seit dieser Zeit schien das Glück die Familie Pomskau verlassen zu haben, denn sie verlor ein Gut nach dem andern und zuletzt auch Schloß Pomßen.

424. Die Zwerge am Gamighübel bei Reubnitz. M

Bergblumen 1886, Nr. 6.

Der Gamighübel war einst von Zwergen bewohnt. Als aber das Reich, welches nicht von dieser Welt ist, in jener Gegend sich

* Nach einer andern Version der Sage hätte der Zwergkönig je eines dieser Brote für ihre drei Söhne bestimmt und gesagt, dieselben würden drei Schlösser erwerben. So wäre also bloß ein Brot nach Pomßen gekommen. Eins dieser Schlösser soll vom Feuer, das andere vom Wasser zerstört worden sein, das dritte aber noch bei der Familie sein.

immermehr ausbreitete, da packten die Zwerge ihr Gold und ihre Edelsteine zusammen, verließen ihren Berg und fuhrten in einem niedlichen Viergespann während einer mond hellen Nacht nach der Elbe. Hier setzten sie über. Die Fährre ächzte unter der Last des Goldes. Der Fährmann aber ward königlich belohnt und die Zwerge vergruben ihre Schätze im Helfenberger Grunde.

425. Der Felsblock bei Weißig.

Gräße, Bd. I, Nr. 161; Seidemann a. a. D., S. 50.

Auf dem Weißiger Viehanger lag vordem ein ungeheurer Felsblock, der einzige im ganzen Umkreise (er ist jetzt zersprengt worden); man erzählt, daß, als man den Kirchturm vollendete, böse Zwerge, die auf einem benachbarten Berge hausten, aus Ärger über den frommen Bau, denselben nach der Kirche schleuderten, sie fehlten aber, der Stein flog weit über sein Ziel hinaus und wühlte sich in dem Ager in den Boden ein; die Zwerge jedoch zogen auch von dannen, denn das Glockengeläute störte sie.

426. Die Zwerge im Hutberge bei Weißig.

Gräße, Bd. I, Nr. 160; Seidemann a. a. D., S. 50.

In der Nähe des Dorfes Weißig bei Eschdorf erhebt sich der sogenannte Hutberg beinahe tausend Fuß über der Meeresfläche. Vor langen langen Jahren war dieser Berg von einem Zwerggeschlecht bewohnt, welches still und freundlich mit den Bewohnern der umliegenden Gegend verkehrte und sich besonders durch das Tragen von runden Spitzhüten auszeichnete. In dem Berge war Reichthum an Silber, und oft kamen Leute aus der Nachbarschaft und baten um ein Darlehn, welches jene auch nie verweigerten, nur hielten sie streng darauf, daß die Schuld zum vorher bestimmten Tage zurückgezahlt ward; geschah dies nicht, so traf den säumigen Zahler gewöhnlich irgend ein Unfall. So hatte einstmal ein Mann in seiner Not Hilfe im Hutberge gesucht und gefunden, und als nun der Tag des Wiederbezahls gekommen war, eilte er schon ganz früh hin, um seine Schuld abzutragen; steh, da sprach der

Zwerg, der ihn am Eingange des Berges empfing und dem er eben das Geld zu geben im Begriff war, zu ihm: „Et, du schlechter Mann, du hast heute noch nicht gebetet oder deine Hände gewaschen, ich kann aus einer unreinen Hand kein Geld nehmen, komme also heute über vier Wochen wieder, wasche dich aber erst und bete, dann magst du dein Geld zahlen.“ Aber der Mann war wirklich schlecht, denn nach vier Wochen stand er zwar wieder am Berge, allein er hatte weder gebetet, noch sich gewaschen, weil er hoffte, auf diese Weise das Geld behalten zu können. Als ihn der kleine Hutmann erblickte, ward er sehr zornig und sprach: „Behalte dein Geld, laß dich aber niemals wieder hier sehen!“ Der Mann war aber mit dem listig erschlichenen Gelde nicht glücklich, es traf ihn Unglück über Unglück und bald war er wieder arm. Bald nachher machten aber die Zwerge allen ihren Schuldnern bekannt, sie müßten aus dem Hutberge ausziehen und würden ihre ausstehenden Schulden an dem Tage wieder einkassieren, wo sie in den Berg zurückgekehrt wären. Kurz darauf an einem bestimmten Tage sah man mit Erstaunen, wie das ganze Zwerggeschlecht in einem langen Zuge, Männlein, Weiblein und Kindlein, nach der Elbe herabstieg, wo ein bereitstehendes Schiff sie aufnahm, und Tränen in den Augen sahen ihre Schützlinge ihren Wohltätern nach, bis sie am andern Ufer der Elbe hinter den Bergen, welche sie erstiegen hatten, verschwunden waren. Sie sind zwar niemals wiedergekehrt, aber, obwohl mit ihrem Wegzuge die Luft auf und bei dem Berge kalt und unfreundlich ward, so daß das Dorf Weißig eher Eißig genannt werden sollte, sind doch die Einwohner desselben reich und wohlhabend geblieben.

427. Das Zwergloch bei Bohmen.

Gräke, Bd. I, Nr. 185; Hofmann, Das Meißner Hochland, S. 124.

In der Nähe von Bohmen sieht man, wenn man auf der sogenannten Poste steht, ziemlich am Fuße des Berges das berühmte Zwergloch. Dasselbe soll seinen Namen von einem Zwerggeschlecht haben, welches aus Furcht vor einem Riesen sich in den Berg unterhalb des Dorfes Doberzeit eingewöhlt und durch das im Liebethaler Grunde befindliche, ebenfalls so genannte Zwergloch wieder herausgewöhlt haben soll.

428. Die „Quarkse“ am Langhennersdorfer Wasserfall und im Cottaer Spitzberge.

Dr. Lincke in: *Aber Berg und Tal*, Bd. VI, S. 217 und
Gräße, Bd. I, Nr. 163.

Noch in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hausten im Zwergloch am Langhennersdorfer Wasserfall (das sich unterirdisch bis zur Kirche in Langhennersdorf erstrecken soll), Zwerge, die den Bauern unsichtbar mit bei der Ernte halfen, ja manchmal sogar sich sehen ließen. Einst hat eine Frau aus einem Nachbarorte bei einem der Zwerge Pate gestanden. Wie die Taufzeugen aus der Kirche kamen, sahen sie einen mit Holz beladenen Schubkarren daherkommen. Das Holz kam in die Behausung, wo der Kindtaufsichmaus stattfand, der unsichtbare Führer dieses Schubkarrens war der Kindtaufsvater selbst.

Auch im nahen Cottaer Spitzberge lebten solche „Quarkse“. Einige von ihnen wohnen noch jetzt in einer Höhle des Berges, deren Eingang nur alle neun Jahre, wenn das umstehende Laubholz geschlagen ist, eine kurze Zeit und auch dann nur in beträchtlicher Entfernung vom Berge auf der südlichen Seite sichtbar ist. Kommt man aber in die Nähe der wahrgenommenen Stelle, so ist die Öffnung so mit Steinen versezt, daß man irre wird und sie nicht wiederfinden kann. Im Jahre soll aber die Höhle einen Tag lang für jedermann offen stehen. Schade nur, daß niemand weiß, wenn der Tag fällt.

Einst war eine Frau oben am Berge grasen, als gerade die Mittagssonne gewaltig heiß schien, so daß die Frau in das Gehölz ging, um etwas auszuruhen; da befand sie sich plötzlich vor einer offenstehenden Höhle, in welcher längs der Wände Bänke und in deren Mitte eine Tafel stand. Auf eine dieser Bänke setzte sie sich nieder, nahm aber dabei ihre Haube ab; nach einiger Zeit ging sie jedoch wieder an ihre Arbeit, vergaß aber ihre Haube mitzunehmen, und erst auf dem Heimwege dachte sie daran; sie kehrte zwar sogleich zurück, allein sie fand keine Höhle mehr und mußte ohne Haube nach Hause gehen. Da sie sich jedoch den Tag gemerkt hatte, wo ihr dies geschehen war, so kehrte sie das nächste Jahr an demselben Tage wieder an jenen Ort zurück, fand die Höhle offen, und an demselben Orte, wo sie die Haube hingelegt hatte, da lag sie auch jetzt noch.

Ein anderes Mal ging eine Frau, um Gras zu holen, auf den Berg und nahm ihr kleines Kind mit, weil sie niemand hatte, der es warten konnte. Auch sie fand die Höhle offen und darin eine Anzahl kleiner Männchen, welche sie bat, das Kind, während sie graste, in Obacht zu nehmen. Dies taten sie auch, und als die Frau fertig war, gaben sie ihr ihr Kind zurück und außerdem eine Semmel, die jene, als sie nach Hause kam, in Gold verwandelt fand.

Einst ging eine arme Frau, die sich in schwerer Not befand, auf den Cottaer Spitzberg; da trat aus dem Gebüsch ein kleines Männchen auf sie zu und drückte ihr ein Päckchen in die Hand, welches sie aber vor Schrecken in die nahe dabei liegenden Steine schleuderte; später besann sie sich aber eines Bessern, kehrte zurück, fand zwar das Päckchen nicht mehr, wohl aber unter den Steinen einige alte Silbermünzen.

Noch 1854 lebte in Cotta ein Mann, der behauptete, er sei als Knabe mit einem Schulkameraden auf dem Berge herumgeklettert und habe sich plötzlich vor der offenstehenden Höhle befunden; sie wagten aber nicht einzutreten, sondern liefen entsetzt den Berg hinunter und konnten späterhin, trotz alles Suchens, die Stelle nicht wiederfinden. Ebenso sah man in einer dunkeln Nacht drei Zwerge mit langen weißen Bärten in dem lange Zeit unbewohnten, nach der Abendseite gelegenen Eckzimmer des Cottaer Herrenhauses sitzen und bei dem in das Gemach fallenden Mondenlicht in einem großen Buche lesen. Vielleicht haben die öfters am Cottaer Berge gefundenen Brakteaten (oder Höhlmünzen) mit der darauf befindlichen Abbildung eines Mannes in sitzender Stellung und sehr dickem Kopfe Gelegenheit zu der Sage von den Schätze bewachenden Zwergen gegeben.

429. Der Auszug der „Quarkse“.

Gräße, Bd. I, Nr. 163 und Aber Berg und Tal, Bd. VI, S. 217.

Das gutmütige Volk der Zwerge oder „Quarkse“, das ehemals am Langhennersdorfer Wasserfall und im Cottaer Spitzberge hauste, hat vor einigen Menschenaltern diese Orte verlassen. Der Anlaß dazu aber ist folgender gewesen: Einst hatte ein junges Mädchen, der einer von ihnen aus Liebe die Wohnung seiner Genossen am

Wasserfalle gezeigt hatte, das Geheimnis in der Beichte verraten, und insofgedessen mußten alle fortziehen, worauf auch ihre Brüder aus dem Spitzberge sich ihnen anschlossen, mit Ausnahme der wenigen, die zur Bewachung des großen, im Spitzberge liegenden Schatzes zurückblieben. An einem düstern Novembertmorgen, während ein dichter Nebel über der Erde lag, hörte man das Trippeln einer unzähligen Menge von kleinen Füßen, welche den Kirchweg herunter durch das Rottwernsdorfer Thal nach Pirna zogen und sich dort über die Elbe setzen ließen. Der Fuhrmann, der wegen des Nebels nicht sehen konnte, verlangte, als man ihm das Holüber zurief, für jede Person einen Pfennig Fährgehalt, und als er die kleinen Wesen übergesetzt hatte, da fand er soviel Pfennige in seinem Kahne, daß er sie nicht zählen konnte, sondern mit der Meße messen mußte und dadurch ein reicher Mann ward. Das Mädchen aber, welches das Geheimnis verraten hatte, starb nachher an gebrochenem Herzen. Niemand weiß, ob die Zwerge, wie sie versprochen, wiederkommen werden und dann der Bergbau im nahen Städtchen Berggießhübel wieder aufleben wird. Sie haben versichert, daß das in hundert Jahren geschehen würde.

O 430. Die Bergmännlein auf dem Keulenberge. I.

Aber Berg und Thal, Bd. I, S. 195, nach U. G. Bucher, Sachsen-Landes Natur-Historie, Dresden 1723, S. 48 ff.

Auf eine halbe Meile Weges gegen Mittag (von Königsbrück) ist der Keulenberge gelegen, von großer Höhe, und vorzeiten wegen sonderbarer Gespenster sehr beschrienen, die man *virunculos montanos*, Bergmännlein oder Zwerge genennet, welche in Höhlen und verborgenen Orten daselbst gewohnet und vielen Leuten, so ohngefähr vorbeigereiset, Gutes getan, auch mit großen Schätzen von Gold und Silber begabet, doch niemanden zugelassen haben, der ihre Wohnungen ausforschen, noch in den Berg graben dürfen, als man sich solches oftmals zu tun unterstanden, weil leichtlich abzunehmen gewesen, daß reiche Metall- und Goldgruben allda vorhanden.

Einst wollte ein Bauersmann seinen Acker am Keulenberge zur Saat zurichten. In wählender Arbeit fuhr er mit seinem Zeuge an eine feste Wurzel an, die er nicht zerreißen konnte. Als er sie aber eigentlich betrachtete, siehet er dieselbe für lauter Eisen an und

bringt sie endlich mit einer Radehauen aus dem Erdreich, in willens, sich einen Zeug zu seinem Fuhrwerke bei dem Schmiede machen zu lassen. Als auch der Schmied nach seiner Art solch vermeintes Stück Eisen im Feuer nicht wie anderes Eisen bald hat zwingen können und doch vermerket, daß es glänzender wird und ein ander Ansehen bekömmt, hat er es anderen Leuten mehr zu beschauen gegeben, welches endlich ein Goldschmied in seine Probe bekommen. Als dieser den Schatz vermerket, daß es gediegen gut Gold sei, hat er es doch geringe gehalten, mit Vorgeben, es sei ein besonders harter Stahl, daraus man die allerwehrhaftigsten Instrumente der Goldschmiede zu machen pflegt; auch hat er bald angefangen, darum zu handeln und es dem Bauer mit wenigem Gelde bezahlt. Der Goldschmied soll aber viele hundert Taler daraus geschmolzen haben.

431. Die Bergmännlein auf dem Keulenberge. II.

Bergblumen, 1891, S. 27, nach Vohde, Historischer Discurs usw., 1647, S. 38.

Von dem gemeinen Volke werden viel und wunderbarliche Fabeln von bemeldeten Berg-Zwergen referirer; sonderlich sollte einstmals ein Bauersmann mit einem ledigen Wagen, als er zuvor Holz zu Markte geführt und nachdem er's verkauft, zur Ergeßlichkeit des Trunks eben lange gewartet, gar späte nach Hause gefahren, sich bei dem Keulenberge, da er vorbeigemußt, verirret, endlich aber von einem solchen Zwerg auf den rechten Weg gewiesen worden sein. Es hatte aber der Bauer gegen den Zwerg heftig geklagt und gesagt: Wenn er schon heim gelangte, so würde er doch für seine große Mühe und Sorgen von seinem verdrießlichen Weibe übel empfangen, sonderlich, daß er für das verkaufte Holz geringe Rechnung tun könnte; weil das Geld meistens vertrunken, würde sie ihn für einen versoffenen Hund, ihrer Gewohnheit nach, schelten. Da habe der Zwerg dem Bauer diesen Einschlag gegeben, er sollte den Wagen voller Holz wieder laden und nach Hause bringen, mit Vorwenden, er hätte auch nicht den geringsten Heller für das Holz lösen können und also aus Truß und Verdruß wieder weggeführt; hat ihm auch einen Stoß gemacht Holz gewiesen. Also könnte er mit der Rechnung bei seiner bösen Frauen wohl bestehen.

Der Bauer läßt sich diesen Vorschlag gefallen und ladet soviel von dem angewiesenen Holze auf, als er zuvor gehabt und verkauft. Im Fortführen wird ihm das Holz zu schwer, er wirft allmählich ein Stück nach dem andern herunter, wird aber gewahr, je mehr er den Wagen vom Holze erleichtert, je schwerer geht das Fuhrwerk fort, bis er aus Zorn das Holz gänzlich abwirft und unterwegs liegen lassen. Es bleibt aber unversehens noch ein kleiner Span von solchem Holze am Wagen behangen. Da er nun um den lichten Morgen heimkömmt und ausspannen will, ersiehet er den Span, welcher purlauter Gold gewesen, so auch die Probe gehalten und viel Geld dafür bekommen hat. Das abgeworfene Holz aber, so er auf dem Wege wieder gesucht, hat er nicht wiederfinden können.

432. Die Zwerghochzeit.

Gräße, Bd. II, Nr. 854; nach Gräve S. 174; danach auch Winter in d. Conßt. Jtg. 1854, Nr. 29.

Wenn man von Gaußig nach Neukirch geht, kommt man über eine mit verschiedenen Hölzern bewachsene Anhöhe, links neben derselben erblickt man aber einen freien, mit Wiesenblumen bedeckten Platz, gewöhnlich der Tanzplatz genannt. Von diesem erzählt man, daß in der Bartholomäusnacht (nach Haupt, Bd. I, S. 31 in der Johannisnacht) auf einmal ein dichter Nebel von der Erde aufsteigt, aus welchem nach und nach kleine niedliche Geschöpfe beiderlei Geschlechts auftauchen, in das nächste Buschwerk schlüpfen und dann, wenn der Nebel verschwunden ist, Paar und Paar unter Vortritt von Spielleuten aus dem Dickicht kommen, ein schön geschmücktes Brautpaar mit sich führen, dreimal im Kreise herumziehen, sich dann an eine reichbesetzte Tafel setzen, an welcher Braut und Bräutigam den Ehrenplatz einnehmen, sich in Speise und Trank gütlich tun und nach beendigter Mahlzeit in lustigem Reigentanze sich umher-schwenken, bis sie, wenn der Frühnebel aufsteigt, in ihre unterirdische Wohnung zurückkehren. Wer ihnen durch Zufall in den Weg geführt wird, den beschenken sie reichlich, wer sie aber belauern will, der büßt seinen Vorwitz mit einem Buckel voll Prügel.

433. Die Querge am Waltenberge schieben Regel und beschenken Wanderer mit den Kugeln.

Cl. König im N. S. Mag. 1886, S. 64.

Zwei Neustädter Bürger hatten am Abend Baugen verlassen; es war spät, als sie auf dem Waltenberge ankamen und nach dem Klunker hineingehen wollten. Die Sommernacht konnte nicht herrlicher sein. Kein Lüftchen bewegte sich, überall war tiefe Stille. Plötzlich blieben sie stehen; denn beide glaubten, Kugeln rollen, Regel fallen und schallendes Gelächter zu hören. Neugierig gingen sie auf den Bärm zu und gewahrten ein Häuflein Querge, die sich mit Regelschieben belustigten. Der Aufforderung, am Spiele teilzunehmen, konnten sie nicht widerstehen. So schön wie hier hatten sie Kugeln, Schub und Regel nirgends gefunden. Dazu waren die grauen Männchen so lustig und hatten ein gutes Bier, das fleißig die Kunde machte. Spiel folgte auf Spiel. Als das dritte beendet, wurden beide entlassen. Man schüttelte ihnen wacker die Hand und gab jedem zum Andenken eine Regelkugel. Gern hätten sie beim Klunkerförfster etwas geruht, allein sie hatten sich schon derartig verspätet, daß sie die Schläfer nicht erwecken konnten. Die Todmüden mußten weiter und hatten unter der Last der Kugeln nicht wenig zu leiden. Es war in den Folgen, als der eine seine Kugel in das Wasser warf; der andere aber schleppte sie bis nach Hause. Als sie einst davon erzählten und die Kugel beibrachten, um ihre Erzählung zu bekräftigen, mußten sie zu ihrer Freude entdecken, daß sich dieselbe in Gold verwandelt hatte. Jetzt liefen sie zur Folgenbach und suchten nach der zweiten Kugel, aber niemand konnte sie finden. Seit dieser Zeit ist der Sand dieses Baches goldhaltig und in Neustadt für solche, die ohne Arbeit reich werden wollen, der Rat gang und gäbe: „Geh zu den Quergen auf den Waltenberg, die werden dir schon eine goldene Kugel schenken.“ (Vgl. Nr. 439.)

434. Zwergsagen in der Gegend um Zittau.

Gräße, Bd. II, Nr. 849; Lausitzer Mag. 1823, S. 63 ff.; 1839, S. 215; 1838, S. 90, 379; Liebusch, Chronik von Senftenberg 1827, S. 14, 27 ff.; Lausitzer Monatschrift 1797, S. 75 ff.; Pelschek in Büschings Wöchentliche Nachrichten, Bd. I, S. 72 ff., 97 ff., 291, 294; Haupt und Schmalzer, Wendische Volkslieder, Bd. II, S. 285; Görlitzer Wegweiser 1833, S. 804 ff.; Dietmanns Staats- und Reisegeographie, Bd. I, S. 923; Knauth in dem Dresdner Gel. Anz. 1750, XI, S. 294; Preusker, Bd. I, S. 50 ff., 156; Bariscia, Bd. IV, S. 82; Winter in der Const. Ztg. 1854, Nr. 179; Anton, Progr. de Quercis. Gorl. 1846, in 4; Haupt, Bd. I, S. 29—33.

Das fabelhafte Volk der Zwerge lebt ebenso in den Lausitzer Sagen wie in denen anderer deutscher Provinzen. In der Zittauer Gegend heißen sie Querge, und man nimmt gewöhnlich kleine Höhlen und Fessenspalten als ihre Wohnsitze an. So gibt es z. B. ein Quergloch und einen Quergbrunnen am Breitenberge bei Hainewalde, desgleichen ein Quergloch auf dem Dittersberge bei Schönau auf dem Eigen, eins bei dem böhmischen Grenzorte Warnsdorf usw.

Am meisten trieben sie sonst ihr Wesen mit den Bewohnern der um den Breitenberg gelegenen Dörfer. Wer Mut hatte, konnte ihr Tun und Treiben näher beobachten und es täglich sehen, wie einer nach dem andern zum sogenannten Quergloche aus und ein ging. Ebenso quollen beständig neue Zwerge aus dem Quergborne heraus. Den benachbarten Dorfbewohnern wurden sie besonders dadurch lästig, daß sie sie öfters, und zwar mit Hilfe ihrer Nebelkappe unsichtbar, bemausten und ihnen Brot und andere Speisen aus den Häusern nahmen. Zum Glück wußte man endlich eine Vorkehrung gegen diese Brotdiebe ausfindig zu machen; dies war nämlich der Kümmel, denn ein Brot, worin einige Kümmelkörner mitgebacken worden waren, rühren die Querge nie an; es hatte dann einen Geschmack, der ihnen zuwider war. Bisweilen sollen sie den Leuten aber auch Geschenke gemacht haben. Einst hörten sie von ungefähr, daß ein Bauer aus Bertsdorf, der nicht weit von ihnen sein Feld bearbeitete, von seiner Frau nach Hause gerufen wurde, um zu einer Hochzeit, zu der sie beiderseits an jenem Tage geladen waren, sich fertig zu machen. Dies ließen die Querglein sich nicht ungefragt sein, sie beratschlagten unter sich und waren bald einig, jene Hochzeit auch insgesamt zu besuchen und sich einmal einen recht guten Tag auf anderer Leute Unkosten zu machen.

Aberall rufen sie einander zu und erinnerten einander noch ausdrücklich, die Nebelkämpchen nicht zu vergessen und mitzunehmen. Dies hörte ein anderer Bertsdorfer Einwohner, der ebenfalls auf dem Felde an des Berges Fuße arbeitete, und halb im Späße, halb im Ernste rief er den Quergen zu, auch ihm eine Nebelkappe mitzubringen. Die Querge ließen sich bereitwillig finden, brachten ihm wirklich eine mit und erlaubten ihm ebenfalls mit zu jener Hochzeit zu gehen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, bei Tische ja von den Aberbleibseln nichts mit sich zu nehmen, wenn er sich nicht ihren Zorn zuziehen wolle. Abri gens ließen sie ihm in Rücksicht des Essens und Trinkens völlige Freiheit. Der Bauer ging mit und ließ sich völlig unsichtbar alles wohlschmecken. Als der Schweinebraten an die Reihe kam, konnte er aber doch der Luft nicht widerstehen, ein Stückchen für seine Frau und Kinder einzustecken, doch kaum war es geschehen, so riß ihm ein Zwerg das Mühchen vom Kopfe, und er saß nun den Hochzeitsgästen sichtbar mit unter ihnen in seiner Alltagskleidung, in Hemdsärmeln und Zöckerhosen, am Tische. Man staunte nicht wenig, und als er die Ursache des Mitkommens, und daß auch noch Zwerge zwischen jeden zwei Gästen saßen, erzählt hatte, war es den letzteren erklärlich, daß jede Schüssel immer so bald ausgeleert und auf der Hochzeit so äußerst viel gegessen worden sei. Doch der Hausvater zürnte nicht, bat vielmehr den Bauer auch für den andern Tag zu Gaste, und obwohl dies nicht bei den Quergen geschehen war, so merkte man dennoch ihre Gegenwart an dem wiederum sehr sichtlichen Abnehmen der aufgetragenen Speisen.

Abri gens waren die Querge nicht immer so begehrtlich und gewinnfüchtig, sondern ihre Besuche waren bisweilen vorteilhaft für die Bewohner eines Hauses, z. B. wenn sie sich bei Taufgastmählern und überhaupt in Wochenstuben einstellten; dann drängten sie sich nicht als ungebetene Gäste zu den Tischen hin, sondern hielten, wenn auch vielleicht nicht für alle, doch wenigstens für die Wöchnerin sichtbar, ihr eigenes Mahl, entweder unter dem Ofen oder unter dem Bette der Wöchnerin, wo man sie, um die Wöchnerin nicht etwa Gefahren auszusetzen, gern ungestört und in Ruhe ließ. Sie waren auch wohl höflich und brachten der Wöchnerin etwas von ihren Eßwaren, z. B. einen Zwieback, zum Geschenk ins Bette. Einst hörte eine Wöchnerin, die noch das Bett hütete und eben

allein in der Stube war, plötzlich ein ungewohntes Geräusch in ihrem Zimmer, sie blickte nach der Gegend, von wo es herzukommen schien, und sieht zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß in der Nähe des Ofens unten an der Wand plötzlich eine, nur unbedeutend große Öffnung sichtbar wird und daraus ein kleines graues Männchen oder Querglein hervorkommt, mit vielen Grüßen ihrem Bette sich nahend. Er redet sie mit Höflichkeit an, und erbittet sich die Erlaubnis, daß eine ganze Gesellschaft ein Gastmahl in dieser Stube halten möge, und verspricht für die Erlaubnis im Namen aller erkenntlich zu sein. Die Wöchnerin erteilt die erbetene Erlaubnis, und das Männchen empfiehlt sich mit vielen Begrüßungen wieder. Bald darauf hört die Wöchnerin durch jene Öffnung ein neues noch größeres Geräusch, und das kleine graue Männchen erscheint wieder an der Spitze von einer Menge ebenso kleinen Hausgesindes, das wie geschäftige Ameisen, kleine Tische und Stühle und ganze Körbe voll der köstlichsten Geware und Speisen durch jene Wandöffnung herbeibringt, und nun damit die Tische aufs schönste besetzt. Jetzt erschallen Töne aus der Ferne, sie nähern sich allmählich, und es treten nun, ebenfalls durch jene Öffnung, mehrere Tonkünstler mit Saiten- und Blasonwerkzeugen ein, an die sich ein langer bunter Zug von lauter solchen kleinen Wesen anschließt. Die Gesellschaft nimmt Platz an den Tischen und hält ein lebhaftes vergnügtes Mahl unter der angenehmsten Tischmusik. Nach aufgehobener Tafel ertönt eine muntere Tanzmusik, und schon fangen die kleinen Leutchen an sich bunt durcheinander zu drehen und zu schwenken, als plötzlich ein neues Querglein ins Zimmer gestürzt kommt, die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt und voller Betrübniß ausruft: „O große Not, o große Not! Die alte Mutter Pump ist tot!“ Wie ein Donner Schlag tönt dies den kleinen Gästen in die Ohren, so schnell als möglich nimmt jeder die Flucht. Alles was von Sachen da war, wird eiligst hinweggeschafft, und zwar alles zu der Öffnung wieder hinaus, wo es hereingekommen war. Die ganze Stube war nun wieder leer und einsam, nur jenes kleine Wesen, das allem Anschein nach die Stelle eines Geprängmeisters bekleidete, war noch zu sehen; es kam auf die Wöchnerin zu, erzählte ihr, daß der plötzliche Tod der Ahnfrau ihres Stammes sie in Schreck und große Betrübniß versetzt habe, und daß sie nun sehr unglücklich werden könnten; es bedankte sich übrigens höflich

für die erteilte Erlaubnis des Zutritts in die Wochenstube, und schenkte der Wöchnerin im Namen der ganzen Gesellschaft zum Danke dafür drei Geschenke, nämlich einen goldenen Ring, einen silbernen Becher und ein Weizenbrötchen. Diese drei Dinge, sagte das Männchen, seien von der größten Wichtigkeit, denn solange sie alle drei vereint in dem Stamme bleiben würden, werde er immer größer, angesehenener und reicher werden, und Glück und Ruhm werde sein Eigentum sein. Sie müßten daher alle drei als ein wertres Heiligtum betrachtet und sorgfältig aufbewahrt werden, der Ring aber solle allemal in dem Geschlechte des ältesten Sohnes verbleiben und von dessen Gemahlin getragen werden. Hierauf empfahl sich das Männlein höflichst wieder und verschwand durch die bewußte Öffnung und diese mit ihm. Der Wöchnerin war es, als ob sie aus einem Traume erwache, und sie würde auch alles für einen Traum gehalten haben, wenn nicht die drei Geschenke ihr so in die Augen geglänzt hätten. Sie rief nun ihre ganze Sippschaft zusammen, und man beratschlagte, wie diese Kostbarkeiten am besten zu verwahren seien. Es ward ein fester steinerner Turm erbaut, und der silberne Becher und das Weizenbrötchen tief in seinem Innersten verwahrt, so daß niemand imstande war, diese heilbringenden Gaben dem Stamme zu entwenden, den Ring aber trug die, der er geschenkt worden war, unablässig an der Hand. Nach ihrem Tode aber erbte er als ein Urtteil der Vorschrift gemäß von Glied zu Glied fort, und das Geschlecht war seit dem Besitze dieser Zaubergaben immer größer, reicher und angesehenener geworden, so daß man das Glück, welches ihnen von Jahr zu Jahr immer schöner erblühte, nur einem höheren Schutze zuschreiben konnte. Siehe, da war einst die Besitzerin dieses Ringes so unvorsichtig, ihn zu verlieren, und alles Nachsuchens ungeachtet war er schlechterdings nicht wieder aufzufinden. Trostlos brach die Familie in Klagen aus und fürchtete den Jorn jener Wesen, deren Hilfe sie sich bisher zu erfreuen gehabt hatten. Mit Recht, denn ein Ungewitter erhob sich plötzlich über jenem alten Turme, der als Trutz- und Schutzwehr dieser Geschenke galt, spaltete ihn nach einem furchtbaren Blitz und Gekrach von oben bis unten, und verschlang in einem Nu die verehrten Heiligtümer. Von diesem Augenblicke aber ging der Verheißung nach der Stern dieses Geschlechtes unter, denn mit dem Besitze dieser Geschenke war auch seine Größe und sein Wohlstand für immer dahin.

Ähnliche Geschichten werden übrigens von verschiedenen Adelsgeschlechtern erzählt (s. Grimm, deutsche Sagen, Nr. 35, 41), nur mit dem Unterschiede, daß in einer Familie der Unglücksbote gerufen haben soll: „Der König ist tot“, und in einer andern wieder: „Urban ist tot.“ (Vgl. auch hier Nr. 423.)

Zu dem Besitzer der am Berge bei Dittersbach auf dem Eigen in der Oberlausitz gelegenen Halbhufe kam einst, während er ackerte, ein Zwerg und bat ihn, es Hübel (einem weiblichen Zwerg) zu sagen, daß Habel (ein männlicher Zwerg) gestorben sei. Als nun der Bauer diesen ihm sonderbaren Vorfall beim Mittagessen erzählt, kommt ein bisher nie bemerktes Weiblein aus einem Winkel der Stube zum Vorschein, eilt wehklagend zum Hause hinaus und den Berg hinauf, ohne daß man es je wieder gesehen hat.

Abrißens heißt es in einer alten Chronik des Eigenschen Kreises also: „Die Einwohner melden, daß vor der Zeit, ehe die große Glocke (nämlich zu Dittersbach) ist gegossen worden, so geschehen 1514, im Dietrichsberge Zwerge gewohnt haben. Sie sind oft ins Dorf gekommen und haben sich in die Häuser und Stuben verfügt, also daß die Leute ihrer gar gewohnt gewesen, nachdem aber die Glocke gegossen und geläutet worden, hat sie der harte Schall des Erzes, welchen sie nicht erdulden können, vertrieben, daß man derselben keines mehr gespüret hat.“ Die, welche auf oder in dem breiten Berge hausten, preßten aus dem nahen Dorfe Hainewalde einen Bauer mit ein Paar Wagen und ließen sich fortfahren (nach Böhmen). Die beiden Wagen wurden gepropft voll, denn die ganzen Querge hingen sich darauf und daran, so daß an jeder Latte und jeder Speiche ein Querglein hing. Den Bauer, der diese Fuhr übernahm, belohnten sie sehr reichlich, so daß er dadurch zu einem reichen Manne wurde und alle seine Nachkommen sich dieses Glückes noch erfreuen konnten. Die Querge sagten beim Abschiede, dann würden sie wiederkommen, wenn die Glocken wieder würden abgeschafft sein, und „Wenn Sachsenland (d. h. die Lausitz) wieder käm' an Böhmerland“, dann, meinten sie, würden auch bessere Zeiten sein.*

Abrißens soll sich alle fünf Jahre um 11 Uhr in der Nacht von Johannis Enthauptung auf jenem Berge eine Art Leichenzug

* Diese Sage ist poetisch behandelt von Segnitz a. a. D., Bd. I, S. 76 ff. Die folgende erzählt Gräve S. 149.

sehen lassen. Ist nämlich der Mitternachtsstunde letzter Ton verhallt, so entsteigt dem daselbst befindlichen sogenannten Querglocke eine Menge in tiefste Trauer gehüllter Zwerge. Lange Flöde entwallen ihren kleinen runden Hütchen, acht Mann, welche gedämpften Posaunen Klagetöne entlocken, schreiten voran, ihnen folgt ein langer Zug, in dessen Mitte unter Vortritt eines Vornehmern als die andern sechzehn Zwerge, die das Sargtuch tragen, und denen ebensoviel zur Seite stehen, ein offener Sarg folgt, in welchem ein ebenfalls so kleines totes Männchen mit Silberhaaren und Bart, eine Krone auf dem Haupte und einen Zepter in der rechten Hand, liegt. Mit Blumen aus arabischem Golde und wundervollen köstlichen Edelsteinen ist der Sarg geschmückt. Nachdem sie dreimal in die Runde gezogen sind, wird der Sarg, nachdem er geschlossen, wiederum unter Wehklagen der Erde übergeben. Ist der Sarg in die Erde versenkt, so reinigen sich die Zwerge in dem daselbst befindlichen Quergborne, ordnen sich in Reihe und Glied, die Trauermusik beginnt, und nach und nach verschwinden sie wieder im Querglocke.

435. Die Kirche auf dem Dybin.

Gräße, Bd. II, Nr. 833; Gräve S. 168.

Am Abend des Allerheiligentages in der elften Nachtstunde bietet die Ruine auf dem Dybin ein sonderbares Schauspiel dar, denn da versammeln sich die kleinen Heimchen (Erdmännchen) in Menge, ordnen sich Paar und Paar, führen einen Priester in der Mitte und ziehen mit Wachskerzen in der Hand in die Ruine der Kirche, wo sie sich alsdann in ihre unterirdischen Behälter begeben. Dann ertönt in feierlich ernstern Tönen die Orgel, man vernimmt Gesänge von lieblichen Melodien und hört den Priester das Hochamt halten.

436. Der Zwerg bei Hörnitz.*

Gräße, Bd. II, Nr. 843; Gräve S. 107.

Unweit der Stadt Jittau beim Dorfe Hörnitz liegt ein von Porphyrchieferstücken wild zusammengeworfener, mittelmäßig hoher

* Willkomm, Sagen aus der Oberlausitz, Bd. I, S. 27 ff. erzählt die Sage ganz anders.

Berg, von welchem man sich folgende Sage erzählt. In der Geisterstunde vom 14. bis 15. Januar, das ist in der Nacht vor St. Vitus, entsteigt diesem bemoosten Felsen unter Donner und Blitz ein äußerst ungestalteter Zwerg mit dickem Kopfe, roten Triefaugen, Säbelbeinen und zwei gewaltigen Höckern auf dem Rücken, welcher in der linken Hand einen mit Edelsteinen reich besetzten goldenen Becher, in der rechten aber einen großen Erdmolch hält, und wo denn, im Falle er ihn in den Kelch taucht und aus demselben eine blaue Flamme entsteigt, die Umgegend Brandunglück trifft; wenn hingegen selbigem Blut entquillt, so ereignet sich in der Gegend eine Mordtat. Der Zwerg dreht übrigens den Kopf bald auf diese bald auf jene Seite, öffnet den Mund, als wenn er sprechen wolle, stampft mehrere Male mit dem Fuße auf einen gewissen Fleck des Berges, und verschwindet mit einem Seufzer unter Donner und Blitz beim ersten Hahnenrufe. Er kann, da er warnt und niemandem je geschadet, nicht bössartig sein, scheint jedoch wohl etwas geiziger Natur zu sein, indem noch nie bekannt geworden ist, daß er jemandem etwas geschenkt habe.

437. Der Weensstein bei Neudörfel.

Gräße, Bd. II, Nr. 845; Preusker, Bd. I, S. 38.

Bei Neudörfel in der Nähe von Zittau erblickt man eine Menge wild durcheinander geworfener, zum Teil hausgroßer, nahe an der Wittiche gelegener Steinblöcke, wovon mehrere eine schmale Höhle bilden. Etwa 80 Schritte davon liegt auf einer teils von Steinen, teils von der Wittiche umgebenen fruchtbaren Wiese das Weenhaus, dessen Besitzer seit Menschengedenken (seit 1521) stets der Weensmann genannt wird. Vor langen Jahren hat man einen solchen Weensmann bald auf diesem, bald auf jenem Wittichufer bleichen sehen; dann ist stets das in der Nähe geweidete Vieh unruhig geworden und hat nicht fressen wollen; auch Töpfe hat derselbe bei sich stehen gehabt. (Vor 300 Jahren hat hier einmal ein Wundermann wie ein Einsiedler gelebt, der das Drakel und der Helfer der ganzen Umgegend gewesen sein soll.)

438. Der Weens- oder Feensmännelberg bei Ostritz.

Gräbe, Bd. II, Nr. 846; Preusker, Bd. I, S. 41; Laufitzer Mag. 1838, S. 282 ff. cf. 1829, S. 249, 1836 S. 5; Klara a. D., S. 133 ff.; Gräbe S. 105.

Am rechten Meißnerufer auf der von Rhonau bis Niederau sich hinziehenden Anhöhe südöstlich von dem Städtchen Ostritz liegt der zu dem Dorfe Blumberg gehörige Weens- oder Feensmännelberg. Nach der Volksfage ist dieser Berg ehemals von einem von Statur kleinen Bölkchen bewohnt gewesen, welches daselbst früher als die Ostritzer ansässig war, und von welchem diese, wenn sie Bier brauen wollten, meist eine Braupfanne zu entleihen pflegten. Als Erkenntlichkeit dafür wurde bei der Rückgabe der letzteren, welche stets bei einem über die Meißer hinführenden Steg zur Abholung hingeseht ward, eine Semmel hineingelegt. Dies freundschaftlich nachbarliche Verhältnis dauerte lange Zeit fort, bis einstmals jemand die Danksemmel aus der Pfanne und eine Unreinlichkeit dafür hineingetan hat. Als in der Folge das Städtchen Ostritz in Besitz von Turmglocken gelangte, und die Feensmännel besonders den Ton der großen Glocke nicht vertragen konnten, haben sie den Berg gemeinsam verlassen, und ihren Weg durch die Altstadt von Ostritz, mithin von Osten nach Westen zu genommen; ihre Häupter sind bei diesem Zuge mit Melkgelten bedeckt gewesen. Noch zeigt man einen Weg zwischen zwei Häusern, den sie einschlugen. Oft wird von den dortigen Einwohnern ihrer gesprächsweise gedacht, und z. B. von jemandem in sehr kurzen Kleidern gesagt: er geht wie ein Feensmännel, u. dgl. Im Augenblicke der Sakramentswandlung in der Christnacht öffnet sich der Berg, dann sieht man eine Schar kleiner Männchen (nach anderen Greise mit langen weißen Bärten) in kurzen Kleidern in großen Goldhaufen wühlen, die dem dorthin verschlagenen Wanderer mit eintöniger Stimme zurufen: „Greif einen Griff und streich einen Strich und packe dich!“ Wem nun das Glück wohl will, daß er gerade in diesem Augenblicke dahin kommt, der kann sich so viel von den dort aufgetürmten Goldhaufen nehmen, als er mit einem Griff fortbringen kann, aber ja nicht mehr. (Vgl. Nr. 276, 1.)

439. Die Kegelschieber auf dem Lössbauer Berge.

Gräbe, Bd. II, Nr. 794; Borott a. a. O., S. 59.

Einst besuchten zwei Lössbauer Bürger ganz allein den Berg und trafen oben zu ihrem Erstaunen eine Menge ganz kleine Leutlein, welche Regel schoben und sie höchst freundlich und zuvorkommend einluden, mitzuspielen. Es wurde geschoben bis spät in die Nacht, und als sich endlich des Spielens müde die beiden Herren empfahlen, machten die Zwerge jedem von ihnen eine Kugel zum Geschenk. Diese waren sehr groß und schwer, so daß des Tragens müde der eine sie alsbald ins Gebüsch warf, der andere aber, klüger, schleppte sich damit bis nach Hause und entdeckte hier zur größten Freude, daß es eine goldene Kugel sei. Er gelangte hierdurch zu ungeheuerem Wohlstande, und seine Nachkommen, die man noch heute in der Stadt Lössbau kennt, erfreuen sich noch jetzt des Segens dieser goldenen Kugel. (Vgl. Nr. 433.)

440. Das Weihnachtsgeschenk.

Gräbe, Bd. II, Nr. 892; Winter in der Constat. Ztg. 1853, Nr. 298; nach Gräbe, S. 184.

Wenn man von Budissin nach Görlitz geht, erblickt man ohnweit des Pfarrdorfes Krißcha linker Hand einen mit Nadel- und Laubholz bepflanzten Platz, auf dem vor nun über hundert Jahren noch eine Betssäule stand, die eine nicht mehr lesbare Inschrift trug. Der Ursprung derselben wird aber also erzählt. Es soll einst am heiligen Christabend ein armer Bürger aus Budissin nach Görlitz gegangen sein, um dort einiges Geld für von ihm dorthin gekaufte Arbeit zu holen. Allein wie ward ihm, als er dasselbe nicht erhielt, und dadurch seine Hoffnung, für seine sechs kleinen Kinder einige Christstollen zu kaufen, in den Born fiel. Traurig und mit banger Sorge vor dem kommenden Winter kehrte er in später Abendstunde in seine Vaterstadt zurück; da sah er, daß das rechts bei Krißcha liegende Gebüsch mit einer Anzahl heller Lichter erleuchtet war. Er begriff allerdings nicht, was dies sein könne, allein er faßte sich ein Herz und ging mutig auf das Gebüsch los, um zu sehen, was die Lichter zu bedeuten hätten. Da trat ihm

am Eingange desselben ein kleines, kaum vier Spannen hohes Männchen entgegen, grüßte ihn und rief ihm zu, er möge nur näher kommen, es sei ihm heute eine große Freude beschert. Der arme Mann ließ sich dies auch nicht zweimal sagen. Er trat unter die Bäume und sah die kleinen Fichten ganz wie die Lichterbäume in der Stadt mit Äpfeln, Nüssen, Mandeln, Zuckerwerk und Honigkuchen behangen. Das Männchen lud ihn nun ein, sich davon so viel zu nehmen, als er wolle, um seinen Leuten zu Hause eine Weihnachtsfreude zu bereiten, und so füllte er sich denn den Sack, den er zum Tragen der Stollen bestimmt gehabt hatte, mit diesen wunderlichen Weihnachtsgaben an und machte sich auf den Weg nach seiner Heimat, nachdem er noch ausdrücklich die Lichter hatte auslöschten sehen. Je näher er aber der Stadt kam, desto schwerer ward sein Sack, und kaum vermochte er sein Haus zu erreichen; doch hütete er sich wohl, etwas aus jenem wegzuschütten, um sich seine Bürde zu erleichtern. An der Türe kamen ihm schon seine Kleinen entgegen, welche lange schon auf ihn gelauert hatten, weil sie wußten, daß er ihnen einen heiligen Christ hatte mitbringen wollen; schnell warf er nun den Sack von den müden Schultern, allein wie ward ihm, als beim Öffnen statt der Apfel, Nüsse usw., die er darin zu finden gedachte, eine Masse alter Goldmünzen herauskollerten. Damit war aber aller ihrer Not ein Ende gemacht. Nun konnte er seinen Kindern nicht bloß Christstollen, sondern überhaupt alles kaufen, was sich sein Herz wünschte. Er wendete aber das Geschenk des kleinen Männchens wohl an; er errichtete zur Erinnerung an jene himmlische Weihnachtsbescherung an jener Stelle eine Betstühle, trieb sein Handwerk — er war ein Strumpfwirker — dermaßen ins Große, daß dasselbe überhaupt in seiner Vaterstadt gehörig in Schwung kam, und ward der Ahnherr einer der angesehensten und wohlhabendsten Familien der Stadt.

441. Ein Zwerg hilft ackern.

Luzica 1887, S. 69, übersetzt von Dr. Pflk.

Auf der Lomsker Rischemjenja (= Kieselfeld) bei Neschwitz haben in früheren Zeiten viele große Steine unter der Oberfläche des Bodens

gelegen, und auch noch heute ackert man manchmal einen großen Stein aus.

Als man dort einst zum ersten Male ackerte, setzte sich ein Zwerg dem Pferde ins Ohr und musizierte: das Pferd ging (ohne jeden Antrieb) allein, und die Steine kollerten sich nur so zur Seite, und eher als der Ackerer hinschaute, war das Feld fertig. Der Zwerg hatte ackern helfen.

442. Der Wechselbalg.

Gräße, Bd. II, Nr. 786.

Ein Wanderbursche traf auf einsamem Waldwege in der Nähe eines Dorfes (Gegend von Weizenberg) ein altes graues Männchen, das an einer Pfütze kauerte und aus Straßenkot einen menschenähnlichen Klumpen formte.

„Was machst du da?“ fragte der Bursche. Das Männchen grinste: „Einen Wechselbalg. Im Dorfe drüben ist ein schönes Menschenkind zur Welt geboren worden, das muß ich haben!“

„Wie willst du das anstellen?“ fragte der Bursche. Das Männchen grinste: „Während des Essens werde ich sie verlocken, daß sie ohne Dankgebet vom Tische aufstehen und hinauslaufen, daß das Kind alleine bleibt. Dann ist es mein.“

Der Wanderer ging seines Weges fürbaß und beschloß, den Teufelspuk zu verhindern. Er kam ins Dorf, erfuhr bald das Haus, in dem der Storch eingekehrt war, ging hin, traf die Leute beim Mittagessen, und bat sie um ein wenig Speise und die Erlaubnis, ein Weilchen bei ihnen bleiben zu dürfen, er sei krank und sehr müde und erfroren. Die Leute waren mitleidig, gaben ihm zu essen und ließen ihn hinter dem Ofen (in der sogenannten Hölle) Platz nehmen, um sich tüchtig auszuwärmen.

Plötzlich entsteht im Pferdestall ein entsetzliches Schreien und Wiehern, Poltern und Stampfen. Alles eilt bestürzt hinaus, nur das Wochenkindlein bleibt in seiner Wiege und der Wanderbursche in der Hölle.

Als bald erscheint der Mann aus dem Walde, ergreift das Kind und legt seinen Wechselbalg in die Betten. Aber der Wanderer springt hervor, ringt mit ihm und entreißt ihm das Kind. Die Eltern kommen herbei, der Unhold entflieht, der Wanderer erzählt

nun ausführlich, in welcher Gefahr das Kind gewesen sei, und setzt dann, begleitet von den Dankeswünschen der Eltern, seinen Wanderstab weiter. (Vgl. Nr. 472.)

443. Das Silbergeschenk.

Gräße, Bd. II, Nr. 886; nach Gräve, S. 144 ff.

Im Jahre 1600, am Tage St. Peter und Paul, ward ein armes Mädchen aus Brauna von ihren Eltern ausgeschickt, um Holz zur Feuerung zusammenzulesen. Es war eine grimmige Kälte, und das Mädchen sputete sich gewaltig, wieder nach Hause zu kommen. Mit einer schweren Last beladen trat sie den Heimweg an, allein es erhob sich auf einmal so ein gewaltiges Schneegestöber, daß sie keinen Schritt vor sich sehen konnte. Dadurch kam sie aber von ihrem Wege ab, allein als sie von dem rechts auf dem Wege von Ramenz nach Schwosdorf liegenden Schloßberge ein Licht schimmern sah, ging sie drauflos, und hier trat ihr ein kleines Männchen in den Weg, welches sie fragte, was sie da trage und wo sie hin wolle. Auf ihre Klagen wegen ihrer Armut antwortete es damit, daß es ihr befahl, ihm zu folgen, vorher aber ihren Korb leer zu machen. Sie kletterte ihm nun den Berg hinauf nach, und als sie oben angekommen war, sah sie, wie aus einer Öffnung des darauf liegenden gegen fünf Ellen hohen Steinklumpen bei einem hellen Feuer eine Menge Silbermünzen heraussprangen. Hier schüttete ihr das Männchen selbst ihren Korb aus, und befahl ihr, denselben mit dem Silber anzufüllen, und als sie sich anfangs weigerte, weil sie das Männchen für einen bösen Geist hielt, füllte es selbst ihren Korb mit den Silberstücken, half ihr denselben auf den Rücken, und brachte sie bis an das Haus ihrer Eltern. Als sie nun im Dorfe von ihrem gehaltenen Glücksfalle erzählte, da zogen die Bauern in Masse hinaus, um ebenfalls nachzugraben, allein keiner fand etwas, und so hörte das Wallfahren der Habüchtigen dahin bald wieder auf.

III. Wald- und Feldgeister.

- a) Moosmännchen, Holz- oder Buschweibel;
b) Mittagsfrau.
-

a.

V 444. Die Moosweibchen bei Planschwitz.

H. Arnold in den Bunten Bildern aus dem Sachsenlande. Bd. I, S. 273.

In der Gegend von Planschwitz bei Delsnitz geht über die Moosweibchen folgende Sage:

Seitdem der Teufel vom Himmel gestoßen wurde, jagt er die kleinen Moosweibchen umher. Die armen Wesen können sich vor ihrem Verfolger nur dadurch schützen, daß sie sich unter einen Baumstumpf, der mit drei Kreuzen versehen ist, flüchten. Vergißt der Holzhauer, diese Zeichen während des Fällens der Bäume zu machen, so kommen die Gejagten in die Wohnung des Arbeiters, setzen sich auf die Ofenbank und geben durch freundliche Blicke und bittende Gebärden zu verstehen, daß der Holzfäller künftig diese schöne Sitte nicht außer acht lassen und ihnen auf diese Weise einen Zufluchtsort und zugleich eine Ruhestätte im Walde sichern möge. Kaum hörbar ist ihr Schritt, und wenn sie sich durch die Tür wieder entfernen, so glaubt man nur das Säufeln eines Küstchens zu vernehmen.

445. Holzmännchen und Holzweibchen bei Delsnitz.

H. Arnold in den Bunten Bildern aus dem Sachsenlande, Bd. I, S. 270.

In Delsnitz ging einmal eine arme Frau bei einem Busche vorüber und seufzte still vor sich hin. Da rief eine Stimme hinter dem Strauche: „Was fehlt Euch?“ Die Frau blickte sich erschrocken

um und gewahrte ein graues Männchen, das neben dem Busche saß. Diesem klagte sie ihre Not und gab vor allen Dingen ihre Traurigkeit darüber zu erkennen, daß sie nicht einmal Garn habe, um sich ein Paar Strümpfe stricken zu können. Da händigte ihr die graue Gestalt einen Garnknäuel ein und sagte ihr, daß, solange sie von dem Garne stricke, dies ohne Ende sein werde, sobald sie jedoch einer andern Person davon geben wolle, es sofort abreißen würde. Die Beschenkte freute sich des Wunderknäuels sehr lange, und der Faden nahm kein Ende. Einmal strickte eine andere Frau davon, und sofort war kein Garn mehr vorhanden.

Ein Knabe, der in der Gegend von Delsnik die Kühe weidete, sah während des Frühstückes zwei Holzweibchen. Diese baten ihn um ein Stück Brot, fragten aber vorher erst, ob Kümmel darin sei. Als der Knabe das bejahte, beauftragten sie ihn, daß er seiner Mutter sagen solle, sie möchte für ihn ein Brot ohne Kümmel backen. Der Knabe richtete den Auftrag aus und brachte an einem der nächsten Tage ein Brotlaib mit, in dem sich kein Kümmel befand. Da die grauen Weiblein sich nirgends zeigten, so legte er das Geschenk für sie auf einen Stein. Am andern Tage lag es noch dort, und da er wähnte, daß es verschmährt worden sei, nahm er es wieder mit heim. Wie erstaunt war er aber, als er das Brot mit Gold angefüllt fand! Die Familie wurde dadurch vermögend und gedachte der Wohltäterinnen noch oft in großer Liebe.

446. Die Holzweibchen in der Mühle zu Markneukirchen.

H. Arnold in den Bunten Bildern aus dem Sachsenlande, Bd. I, S. 271.

In einer Mühle in Markneukirchen erwiesen sich die Holzweibchen als brauchbare Gehilfinnen in der Landwirtschaft; denn sie trugen Wasser und Stroh herbei, stampften das Viehfutter und halfen bei der Fütterung mit. Die Mägde waren erfreut über diese mancherlei Dienstleistungen der kleinen Leute und verabreichten ihnen dann und wann ein Stück Brot oder einen Labetrunk. Einst kam aber eine neue Magd ins Haus, die bei der Arbeit fluchte und wettelte, daß den Holzweibchen Hören und Sehen darüber verging und sie vorzogen, das Haus zu meiden. Von der Zeit an sind sie verschwunden und niemals wiedergekehrt.

447. Ein Holzweibel wird vom wilden Jäger verfolgt.

H. Arnold in den Bunten Bildern aus dem Sachsenlande, Bd. I, S. 271.

Man erzählt sich in Breitenfeld i. W. folgende Geschichte: Zu einem Bauer, der auf dem Felde mit Eggen beschäftigt war, kam ein Holzweibel und bat ihn, es vor seinem Verfolger, dem wilden Jäger, zu schützen. Der Bauer hob seine Egge auf und versteckte das kleine, graue Wesen darunter. Gleich darauf kam der wilde Jäger und fragte den Landmann, ob er das Holzweibel nicht gesehen habe. Der Gefragte machte eine Notlüge, indem er vorgab, nichts gesehen zu haben, und der Verfolger zog ruhig weiter. Die Verborgene kroch nunmehr aus ihrem Verstecke und füllte zum Danke für den empfangenen Schutz dem Bauer die Taschen mit Birkenlaub. Dieses verwandelte sich in lauter Goldstücke, und der mitleidige Mann wurde groß und reich.

448. Das Holzweibchen im Schönecker Walde.

Röhler, Volksbrauch, Aberglauben usw., S. 458 ff.; Illustriertes Familienjournal, Bd. VI, Nr. 157.

Da droben im Schönecker Walde lebte vor Jahren ein Holzhauer, ein braver, stämmiger Bursche, der aber trotz rastloser Tätigkeit kaum so viel verdienen konnte, um eine alte kranke Mutter und ein paar kleinere Geschwister zu ernähren. Es ging immer knapp her, und doch mußte hie und da noch ein Groschen für ein rotes Band oder etwas dergleichen abfallen, womit der Bursche die Tochter des Nachbarn beschenkte. Die jungen Leute waren einander gut; aber ans Heiraten durften sie noch lange nicht denken, denn es fehlte ihnen ein eigenes Hüttchen, und die Wohnungen der Eltern hatten nicht Raum für einen neuen Hausstand. Da entschloß sich der Bursche schweren Herzens, ein paar Jahre hinaus in die Welt zu wandern und sich irgendwo zu vermieten, bis er sich das Nötige verdient haben würde. Als er bald darauf durch den grünen Wald zog und trübe Bilder der nächsten Zukunft in seiner Seele auftauchten, da sprang plötzlich vor ihm ein kleines graues Mütterchen mit einem Körbchen Reisig aus dem Gebüsch, und wie gehezt lief es auf ihn zu und bat flehentlich, er möge schnell in eine nieder-

gebrogene Fichte, die just über den Weg lag, drei Kreuze schneiden, der wilde Jäger sei ihr auf dem Fuße und der sei ihr Feind und werde sie töten. Das alles war das Werk eines Augenblicks, und alsbald hatte der Bursche auch mit seinem Messer die drei Kreuze in den Baumstamm geschnitten, und war selbst mit dem fremden Weibchen darunter gekrochen, als auch schon das wilde Heer ankam. An den drei Kreuzen aber hatte die Macht des wilden Jägers eine Schranke; er zog fluchend und wetternd zurück und das Holzweibchen war gerettet. Dasselbe gab seinem Helfer einen grünen Zweig aus seinem Körbchen, dankte gar geheimnisvoll und — war verschwunden. Dem Burschen war's noch ganz wirbelig und drehend im Kopfe von all dem Spuk, aber so viel war ihm doch klar, daß das graue Mütterchen, wenn es einmal etwas schenken wollte, sich schon ein wenig mehr hätte angreifen können. Mißmutig wollte er den Zweig wegwerfen, besann sich aber doch noch und steckte ihn zum Andenken an das sonderbare Erlebnis auf seine Mütze. Wie er nun frisch weiter schritt, da ward ihm sein Mützlein immer schwerer und schwerer, und als er es endlich abnahm, da war der Zweig gewachsen, und was war's überhaupt für ein Zweig geworden? Gelbe glitzernde Blätter waren dran, und wuchsen immer noch mehr, daß ihm schier Sehen und Denken und am Ende die Lust, weiter zu wandern, verging. Er kehrte um, ohne eigentlich zu wissen, warum, und war noch vor Abend wieder daheim. Was die alte Mutter sich wundern mochte! Der Tochter des Nachbars aber war's eben recht, denn: Wiederkommen bringt Freude.

Der wilde Jäger hatte wohl Ursache, das Holzweibchen zu verfolgen, denn dasselbe hatte in seinem Garten von dem wunderbaren Goldbaume sich ein Körbchen der besten Zweige geholt. Davon hatte nun der Bursche einen bekommen, und der trieb immer neue Blätter. Die Blätter schüttelte unser Holzhauer ab und verkaufte sie in den Städten, wo sie noch heute von den schönen Damen als Schmuck getragen werden. Nun konnte er seines Nachbars Kind heiraten, und sie mögen sich wohl auch ein gar hübsches Haus gebaut haben. Das Goldbäumchen aber ist mit der Zeit eingegangen; vielleicht hat sich's auch das Holzweibchen wieder geholt, vielleicht auch der wilde Jäger selber.

449. Die Gäste der Haselmühle bei Schöneck.

Mitgeteilt von Lehrer A. Zimmer in Raun.

Überall kennt man die Heinzelmännchen. Auch in Schöneck soll es welche gegeben haben: in der Haselmühle. Alte Schönecker Frauen, meines Vaters selige Großmutter darunter, haben von ihnen erzählt. Sie haben immer auf der Ofenbank gelegen, aber auch das Vieh gefüttert und Wasser zugetragen. Schlag Elf schon waren sie fort. „Kommt sei wieder!“ mußten die Leute sagen, und jedes Jahr mußte jedes von rotem Tuch ein neues Röckchen haben . . .

Und wenn man die Alten frug, warum denn jetzt keine Heinzelmännchen mehr kämen, so meinten sie allemal: „Ja, wißt's, sinst wur's halt net su g'nau g'numme; do kunnt'n se sich uwerfehns miet weegassen — seit ober de Zeit die Kliefz im Tupf u de Brut im Ufen zöhl'n, ham se's gehlosen, u de Waldwaible u Moosmännle komme net wieder.“

E 450. Ein Walbmännchen bringt einem verirrtten Kinde Nahrung.

Gräße, Bd. I, S. 502 ff.; nach Lehmann, S. 74.

Im Jahre 1632 hat Hans Schürf zu Crottendorf eine Tochter von acht Jahren im Walde verloren, die man innerhalb 13 Tagen nicht hat finden können, bis sie von einer Köhlerin im Walde angetroffen und heimgebracht worden. Da sie nun gefragt ward, was sie denn gegessen und getrunken, hat sie geantwortet: „Ein Männlein hat mir alle Tage eine Semmel und zu trinken gebracht.“

451. Seltsame Waldposten.

Chr. Lehmann, Collectanea, S. 258.

Anno 1644 als Kurfürst Johann Georg I. um Rabenstein gejaget und er am 18. August an der Stadt Chemnitz vorbeigezogen, bekommt er Nachricht, daß seine Jäger in einer Stallung ein wildes Weiblein gefangen, in menschlicher Gestalt, einer Ellen lang, an Leibe rauch, ohne im Angesicht, [und auch] an Händen und Fußsohlen glatt. Das habe angefangen zu reden und gesagt:

„Ich verkündige und bringe den Frieden.“ Darauf der Kurfürst gesagt: Wir erinnern uns, als wir vor 25 Jahren auf den Crotten-dorfischen und Lautersteinischen Wäldern gejagt, daß wir dergleichen Männlein gefangen, welches gesagt: „Ich bringe euch Krieg“, und hat darauf befohlen, das Weiblein wieder laufen zu lassen.

(Gottfried Schulz in seiner Chron., S. 542: Was das vor Postboten gewesen, ist leicht zu erachten.)

452. Die Waldweibchen bei Pobershau.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 174.

Ungefähr 10 Minuten von Pobershau und nicht weit vom Walde zeigt man auf der sogenannten Amtsseite das Burkhardtsloch. Hier sollen vor vielen Jahren Waldweibchen oder wilde Weibchen gelebt haben, welche sehr gutmütig waren und oft armen Leuten in ihrer Not halfen. Deshalb werden sie noch heute in der Gegend, so oft man von ihnen erzählt, „Feen“ genannt.

453. Das Waldweibchen in Steinbach.

Gräße, Bd. I, Nr. 550; Lehmann a. a. D., S. 78 ff., 188.

In den Wäldern bei Steinbach und Grumbach unweit Jöhstadt läßt sich oft ein altes Mütterchen sehen, das ist das Waldweibchen. Es tut niemandem etwas zuleide, ja es hilft sogar den Leuten bei der Arbeit. Man erzählt, daß es vom Satan oder dem wilden Jäger gejagt werde und auf seiner Flucht einen Stock, in den die Holzhauer ein Kreuz gehauen, suche, sich darauf setze und alsdann erlöset werde. Vor alten Zeiten ist es in den genannten Dörfern in die Häuser gekommen, hat sich an den Ofenherd gesetzt und gesponnen; wenn es aber das Gespinnst herein in die Stube geworfen, dann hat man ihm zu essen geben müssen. So hat man im Jahre 1681 bei dem Beginn der Pest auf dem Pfannenstiel, dem sogenannten Schönburgischen hohen Wald, ein Holzweib gesehen, welches einen großen Schneefall, schnelle Wasserfluten und hitzigen Sommer angedeutet, darauf viele Menschen und Vieh sterben würden.

Im Jahre 1633 hat bei Steinbach am Aschermittwoche ein Bauer einen Baum im Walde gefällt, und indem der Baum im Falle ist, haut er nach Holzhacker Gebrauch ein Kreuz hinein. Sogleich kommt ein gejagtes Weiblein und bleibt an dem mit dem Kreuze bezeichneten Baume stehen, da es denn sitzen geblieben. Unterdessen fällt es dem Holzhacker seinen Korb mit Spänen, er aber schüttet die Späne wieder aus, und da von ohngefähr ein Spänchen hängen geblieben, findet er, als er nach Hause kommt, an dessen Statt einen ganzen Taler. Er geht alsobald wieder in den Wald, in der Hoffnung, solcher Talerspäne viele aufzulesen, aber vergebens. Doch weil der Mann damals in kurzer Zeit zu Mitteln gekommen, hat man vermutet, er müsse doch etwas gefunden haben. Von dieser Zeit an geht niemand gern am Aschermittwoch daselbst ins Holz, in der Meinung, der Teufel jage das Holzweibchen am Aschermittwoch.

454. Moosmännchen auf dem Kahleberge bei Altenberg.

Röhler a. a. D., Nr. 187.

Auf der mitternächtlichen Seite des Kahleberges sind schon viele irregegangen. Das geschah durch Moosmännchen, welche sich hier aufhielten und an gewissen Tagen besonders die Holzhauer neckten. Ein Holzarbeiter sah einmal ein solches Männchen; es war klein und sein Gesicht war mit Moos überzogen. Der Holzhauer konnte es aber nur sehen, wenn er etwas seitlich blickte; wendete er sich eilig um, damit er es anredete, so war es verschwunden; er sah es aber immer wieder von der Seite, wenn er weiterging.

Auch die wilde Jagd hat man vielfmals am Kahleberge gehört.

455. Geist Mützchen.

Gräbe, Bd. I, Nr. 554; Beststein, Deutsches Sagenbuch, S. 515.

Nicht weit von Freiberg ist ein Gehölz, das heißt der heimische Busch, und in demselben hauste vordem ein Kobold, den die Leute Mützchen nannten. Geist Mützchen gehörte zu jenen gespenstigen Hockelmännchen, die sich den Reisenden und solchen Leuten,

die im Walde Geschäfte hatten, aufhockten und sich weite Strecken tragen ließen, bis die Leute ganz abgemattet waren und fast atemlos umsanken. Wenn sie ihn nun fast nicht mehr tragen konnten, hüpfte er von ihrem Rücken plötzlich weg, schnellte auf einen Baum und schlug ein schmetterndes Gelächter auf. Dies arge Possenspiel trieb Geist Mützchen absonderlich im Jahre 1573 und sind viele Personen durch sein Aufhockeln krank geworden. Einst fand eine Butterhökkin einen prächtigen Käse im heimischen Busch. Des Fundes froh und überrechnend, was sie dafür lösen werde, legte sie ihn in ihren Tragkorb; da wurde der Korb so schwer, daß sie endlich von der Last niedergezogen ward und in die Knie sank und den Korb abwarf. Da rollte ein Mühlstein aus dem Korbe und in die Büsche, und aus den Büschen schaute Mützchen mit gellendem Gelächter, daher man von einem hell und grell Lachenden sagt: der lacht wie ein Kobold. Den Namen aber hatte Mützchen von seiner Nebelkappe, die ihn unsichtbar machte, und wenn er sie abtat, so sah man ihn, und dann setzte er sie oft plötzlich wieder auf und war im Nu verschwunden. Davon ist das Sprichwort entstanden, wenn jemand etwas sucht und es an einem Ort gesehen zu haben glaubt und es doch nicht finden kann, daß man sagt: je, da sitzt er und hat Mützchen auf! — nämlich der Zwerglein unsichtbar machendes Nebelkappchen.

456. Das Holzweibchen zu Thiemendorf.

0

Gräße, Bd. II, Nr. 889; Köhler, Bilder aus der Oberlausitz, S. 49.

In dem Gebirge bei Thiemendorf lebte ehemals das Geschlecht der Holzweibchen, klein von Gestalt und mit goldfarbigem, langem Haar. Dann und wann erschienen sie den Hirten, die am Saume des Waldes ihre Herden hüteten. Einmal ist ein solches Weibchen gegen den Herbst zu einem Bauer gekommen und hat den Winter über bei ihm gewohnt. Als jedoch der Frühling kam, der die Vögel wieder ins Land lockt und das Gras und die Blumen hervorsproßt heißt aus der schwarzen Erde, da ist ein anderes Weibchen am Fenster der Hütte erschienen und hat gerufen: Deutoseu! Auf dieses Wort ist das Holzweibchen in der Hütte seiner Schwester draußen gefolgt, und man hat beide seitdem nie wieder gesehen.

457. Das Holzweibel belohnt eine hilfreiche Magd.

Cl. König, N. Lauf. Mag. 1886, S. 65.

In Berthelsdorf wohnte eine Frau, die einst, als sie von Neukirch nach Hause ging, in ihrer Jugend einem Holzweiblein begegnet war. Das Mütterlein bat: „Kämme mich!“ Und die Magd kämmte und flocht ihm das Haar. Dann sprach es: „Hilf mir etwas Holz lesen!“ Willig ging die Magd darauf ein. Als die Hocke groß genug war, nahm sie dieselbe auf den Rücken und trug sie bis an den Kreuzweg, wo das Holzweiblein den Reisigbündel nahm und nach dem Berge hinging. Zuvor aber sprach es: „Als Lohn für deine Dienste kann ich dir nichts weiter geben als die Blätter, die ich bis hierher von den Sträuchern abgestreift habe. Nimm sie als Futter für deine Ziege!“ Dabei schüttelte das Mütterchen der Magd das Laub in die Schürze. Schnell lief die Magd davon, um noch zum Füttern zurecht zu kommen. Da die Blätter sie im Laufe hinderten, so schüttete sie dieselben weg und lief eilends nach Hause. Als sie das Schürzenband löste, fiel etwas hellklingend auf die Dielen; sie hob es auf; es war das einzige Blatt, das daran hängen geblieben; es hatte sich in Gold verwandelt. Kaum war abgefüttert, so lief die Magd nach dem Walde zurück, um das weggeworfene Laub zu holen. Sie war so glücklich, dasselbe zu finden; mit Freuden trug sie es nach Hause, und ihre Hoffnung, nun recht reich zu werden, ging — nicht in Erfüllung; denn die Blätter blieben wertloses Laub.

458. Die grauen Männchen am Hohwalbe.

Cl. König, N. Lauf. Mag. 1886, S. 65.

Viele Leute sind den grauen Männchen begegnet, als sie am Kreuzwege saßen und spannen oder Strümpfe stopften, oder als sie dürre Reiser lasen oder mit einer Hocke Holz auf dem Rücken daherkamen. Charakteristisch bleibt es, daß sie stets einzeln, stets am hellen Tage und immer fleißig erscheinen. Alle sind alt, häßlich und zusammengeschrumpft. Oft erbitten sie sich kleine Dienste, zumeist um ihre Eitelkeit zu befriedigen. Jede Gefälligkeit belohnen sie. Immer

sind sie freundlich und von Herzen gutmütig. Sonderbar ist es endlich, daß die Personen, welche mit ihnen verkehrt haben, immer Mägde oder Frauen sind.

459. Die Buschweibchen bei Sohland.

Müller, Heimatkunde des Dorfes Sohland a. d. Spree (1901), S. 44 ff.

In den Wäldern an der Grenze zwischen Sachsen und Böhmen unweit des Dorfes Sohland hielten sich in früherer Zeit viele Buschweibchen auf. Sie hatten die Menschen gern, zeigten sich ihnen oft und erwiesen ihnen allerhand Liebesdienste. Es waren ihnen alle heilsamen Kräuter für schlimme Krankheiten bekannt. In allen schwierigen Sachen wußten sie gute Ratschläge zu geben. Kinder, welche Beeren suchten oder Holz sammelten, beschenkten sie mit dürrem Laube, das sich auf dem Heimwege in lauterer Gold verwandelte. Dafür mußten die Beschenkten den kleinen Wesen die überaus wirren Haare kämmen. Da erschien in Sachsen sowie in Böhmen ein Befehl der hohen Obrigkeit, nach welchem das Holz sammeln und Streuholen in den Forsten verboten wurde. Jetzt kam nur noch selten ein Mensch in den Wald. Darüber wurden die Buschweibchen traurig, denn sie trugen Verlangen nach dem Verkehr mit Menschen. Sie zogen aus der Gegend fort und sangen beim Abschiede:

„Wir kommen erst wieder ins Sachsenland,
Wenn es wird sein in Kurfürstenhand!“

460. Die Buschweibel bei Ellersdorf.

Mitgeteilt von Dr. Pflk.

In Ellersdorf, einem Ortsteile von Sohland an der Spree, hüteten einst Kinder die Rüche. Da bemerkten sie einen Nebel am Waldbrande. Sie gingen darauf zu und erblickten „Buschweibel“ in demselben, die ihnen Laub in die Schürze schütteten, was die Kinder jedoch wieder wegwarfen bis auf einige Blätter, die an den Kleidern hängen blieben und sich als Gold erwiesen.

461. Holzweibchen in der Zittauer Gegend.

Gräbe, Bd. II, Nr. 806; Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 41, 48; Gräbe, S. 56 ff.; Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit, Leipzig 1845, Bd. I, S. 52 ff. (nach Fesheck bei Bäsching, Bd. I, S. 147 ff.); Seidemann, Gesch. von Eschdorf, S. 50 ff.

In der Zittauer Gegend bei Hainewalde, Dittersbach, Großschönbau, Cunnersdorf, Oderwitz erblickt man oft das Holzweibchen, das in der Gestalt einer kleinen zusammengeschrumpften alten Frau mit runzligem Gesichte, eine Hocke Holz in einem Korbe auf dem Rücken oder Reisholz in der Schürze tragend, auf einen Stock gestützt einherwandelt, oder an Kreuzwegen spinnend oder strickend im Busche sitzt. Wer es häßlich nennt oder gar verspottet, den haucht es an, wovon er Beulen oder Geschwüre im Gesichte bekommt, oder hockt ihm, wenn er sich entfernt hat, auf, wovon er lahm wird. Wer es aber lobt oder ihm gar Geschenke reicht, dem vergilt es solche wiederum, schenkt ihm Gespinste oder Strickwaren, welche sich wunderbar vermehren und Glück und Segen ins Haus bringen. Zuweilen sieht man auch ein verwimmertes Männchen Holz auf dem Rücken tragen, und wenn es die Holzhauer unterstützen wollen, ertönt ein schallendes Gelächter, und die Armen befinden sich im Sumpfe. Diesem schlägt die Art vom Helm, jenem zerspringt das Sägeblatt usw.

Einst hütete eine Kuhhirtin am Buschrande das Vieh und spann. Da bittet ein Buschweibchen, sie zu kämmen und zu lausen, wofür sie ihr auch eine Spille voll spinnen wolle: beides geschieht. Als nun des Abends die Hirtin das Garn abweist und ein Strähn, ein zweiter, ein dritter geweist und noch mehr vorhanden ist, ruft sie aus: „Den Donner, das hat auch gar kein Ende!“ und siehe da, die Unverständige hatte ihren Lohn weg, denn das Garn ging bald auf. Oberhaupt durfte man bei solchen öfters als Geschenk von ihnen gewährten Anäulen nicht das Ende aussuchen, weil es dann bald zu finden war, während der Anaul, ohne daß darnach geforscht wurde, fortwährend aushielt. Ein gleicher Dienst wurde von einem anderen Buschweibchen durch eine Schürze voll Laub belohnt, doch als die Hirtin dieses als unnütz weggeworfen hat und, nach Hause gekommen, an ihrer Schürze noch ein Goldstück bemerkt, sieht sie ein, was sie wegwarf, konnte aber das Weggeworfene nicht wiederfinden. Ein Bauer aus Spitzkunnersdorf ackerte einst gegen Abend

noch auf seinem Felde, das am Fuße des Forsten lag. Da hörte er ein Geräusch, und als er sich umsah, da dampfte der Gipfel des Berges, und eine Menge Holzweibel waren da, die buken Kuchen. Der Bauer bekommt Appetit und bittet endlich, ihm auch einen solchen zu backen; sie versprachen es, und er fand den Morgen darauf einen schönen Kuchen auf einem Ackerraine.*

b.

462. Das Mittagsweibchen in der Dresdener Heide.

Mitgeteilt von Friedensrichter Seelig.

Ein Waldweg auf Langebrücker Revier heißt „Die alte Hätsche“ (Huttsche, Kröte). Dasselbst soll sich das „Mittagsweibchen“ sehen lassen, eine steinalte Frau, die den Wanderer vom Wege ableitet, so daß er sich im Walde verläuft. Man hört ihr Gelächter, wenn man sich nicht wieder zurückfindet, im Walde.

463. Das Mittagsgespensst der Bauftz.

Gräße, Bd. II, Nr. 790; Schmalzer, Bd. II, S. 268; Röthler, Der Czorneboh, S. 48; Lauf. Monatschr. 1797, S. 744.

Das Mittagsgespensst (Pshipolnitzza) ist ein weibliches, großgewachsenes, weißgekleidetes Wesen, welches zur Mittagszeit von 12 bis 2 Uhr auf den Feldern zu erscheinen pflegt. Es schweift mit der Sichel bewaffnet über die Felder und steht unerwartet vor denjenigen, welche es versäumt hatten, mittags die Feldarbeit zu unterlassen und nach Hause zu gehen. Die Überraschten mußten ein scharfes Examen über den Anbau des Flachses und das Leinwandweben bestehen und die ganze Prozedur dieses Kulturzweiges ununterbrochen und in einer solchen Ausführlichkeit vortragen, daß

* In der Sächsischen Schweiz sowohl, wie in der Zittauer Gegend sagt man allgemein, wenn die Berge recht dampfen: Das Buschweibel kocht Kaffee!

damit die Zeit bis 2 Uhr ausgefüllt wurde. Hatte diese Stunde geschlagen, so war es mit der Macht desselben aus und es ging von dannen. Wußten aber die Geängstigten auf ihre Fragen nicht zu antworten und das Gespräch bis zu dieser Stunde nicht im Gange zu erhalten, so schnitt sie ihnen den Kopf ab oder erwürgte sie oder verursachte ihnen wenigstens eine mit Kopfschmerzen verbundene Krankheit. Bei trübem Himmel oder zur Zeit eines heran nahenden Gewitters war man vor ihr sicher. Noch jetzt spricht man im Scherz zu demjenigen, welcher während der Mittagszeit ohne Not auf dem Felde arbeitet: „Fürchtest du nicht, daß die Mittagsfrau auf dich kommen wird?“ und die sprichwörtliche Redensart: „Sie fragt wie die Mittagsfrau“, ist im alltäglichen Gebrauch.

Dieses Gespenst pflegt besonders in der Gegend von Diehfa am Fuße des dortigen Berges den Arbeitern auf dem Felde zu erscheinen und ihnen, wenn sie nicht reinen Herzens sind, eine Masse von Fragen vorzulegen; können sie dieselben beantworten, so ist es gut, wo nicht, so tut ihnen dasselbe ein Leid an. Einst lag um die Mittagszeit ein junges Bauernmädchen hier im Grase und schlief; ihr Bräutigam saß bei ihr, allein sein Herz war anderwärts und sann, wie er sich ihrer entledigen könne. Da kam das Mittagsgespenst einhergeschritten und fing an, dem Burschen Fragen vorzulegen, und soviel er auch antwortete, immer warf es neue Fragen auf, und als die Glocke Eins schlug, da stand sein Herz still; das Gespenst hatte ihn zu Tode gefragt. Als aber das Mädchen die Augen aufschlug, da lag ihr Bräutigam blaß und tot neben ihr; sie weinte und klagte manchen Tag, bis man sie neben dem Jüngling, der ihre Liebe nicht verdiente, zur ewigen Ruhe einsetzte.

464. Die ungetreue Spinnerin.

Luzica 1887, S. 32 ff., übersezt von Dr. Pflk.

Einer der schönsten Parks im Wendenlande ist der herrschaftliche Park in Lauske bei Hochkirch, vom Wolke dort unter dem Namen die „Schanze“ gekannt, weil sich in ihm aus alten, heidnischen Zeiten zwei Burgwälle, der Lausker und der Zschornaer, befinden, die bei den Wenden auch auf deutsch „Schanzen“ heißen. In diesem herrschaftlichen Parke sind einige kleine Wiesen, und auf einer

von ihnen hütete vor ungefähr 130 Jahren ein armes Mädchen, Ruhhirtin auf dem Hofe, Rüche und spann dabei, wie dies in alter Zeit bei den Wenden Sitte war, auf der Spindel. Sie war eine Gefallene und hatte ihr kleines, ungefähr achtjähriges Söhnchen bei sich. Auf einmal kam zu ihr die Mittagsfrau und fragte sie, ob sie für sie etwas Garn fertig spinnen wolle. Als die Ruhhirtin das versprochen hatte, übergab ihr die Mittagsfrau ein Häufchen Flachs, gebot ihr aber dabei streng, daß sie vom Flachse oder aufgesponnenen Garne auch nicht das geringste Bißchen unterschlagen dürfe, sondern alles getreulich abliefern. Darauf entfernte sie sich, und die Ruhhirtin begann zu spinnen. Als sie mit ihrer Arbeit schon zur Hälfte fertig war, kam ihr Söhnchen zu ihr gelaufen und klagte ihr, daß er von einem Armel seines Hemdchens das lederne Hestel verloren habe, wie es die Wenden damals zum Zuhesteln der Hemden gebrauchten. Die Ruhhirtin, welche hierbei an nichts Böses dachte, riß einen kleinen Faden vom gesponnenen Garne los und band damit des Söhnchens Hemdsärmelchen. Aber sogleich stand die Mittagsfrau vor ihr, schalt sie wegen ihrer Untreue und verlangte von ihr sofort das gesponnene Garn, wie auch den übrigen Flachs. Dann sagte sie zu ihr: „Halte die Schürze auf, hier hast du deinen Lohn!“ In die ausgebreitete Schürze streute sie ihr darauf eine Handvoll — durren Laubes und verschwand vor den Augen der untreuen Spinnerin. Ärgerlich schüttete diese bald darnach das erhaltene Laub auf die Erde, denn was wollte sie damit anfangen? — Als sie sich zu Hause auszog und sich den Laß abknöpfte, wie ihn damals die wendischen Mädchen auf der Brust trugen, hörte sie, daß etwas Schweres und Klingendes auf die Erde fiel. Beim Suchen fand sie ein rotes Goldstück! Jetzt erst kam sie darauf, was das trockne, von der Mittagsfrau erhaltene Laub, von welchem ein einziges Blättchen sich hinterm Laße versteckt hatte, auf sich gehabt hatte, und daß es lauter Gold gewesen war. Sie lief zwar sogleich wieder auf die Schanze, um auch die geworfenen Blätter dort zu sammeln; aber vergebens suchte sie dieselben, alles war verschwunden und die Mittagsfrau hatte es vor ihr wieder zusammengelesen.*

* Die Mittagsfrau erscheint in dieser Sage fast als harmloses Holzweibchen.

465. Die böse Frau bei den Wenden.

Gräße, Bd. II, Nr. 805; Gräve S. 175.

Krumm und sehr gebückt schleicht in den Dörfern am hellen Tageslichte ein kleines, altes, verrunzeltes und verschrumpftes Weib, mit tiefenden Augen, großem Kopfe, warzigem Gesichte und mächtigem Höcker auf dem Rücken, an einer Krücke umher, kriecht in Keller und Scheunen — da wo sie weilt, melken Kühe und Ziegen Blut, ergibt sich keine Butter, verdirbt der Käse, schlückert die Milch, bekommen die Schafe Pocken, Hunde die Räude, der Wurm kommt ins Korn, das Gespinste wird von Mäusen zertressen; kurz es waltet Unfall, wohin ihr Auge blickt und ihr Fuß tritt. Erblickt sie ein Kind unter einem Jahre, so beschreit sie es und es bekommt Friesel, Ausschlag, geschwollenen Leib usw. Die Wenden nennen es das böse Weib (Slaczona). Kräftige und furchtlose Männer dieser Nation haben schon mehrere Male, wenn sie es gewahrten, ihre Fäuste gegen selbiges in Bewegung setzen wollen, allein es ist mit einem schallenden Gelächter vor ihren Augen verschwunden, und die Frevlerhand erkrankte.

466. Die Mara am Rottmarberge.

Haupt, Bd. I, S. 11; Gräße, Bd. II, Nr. 807.

Während die Wenden um Sorau unter Mara eine krankheitsbringende Frau verstehen, der man aber den Eingang wehren kann, wenn man die Dorfmark mit drei Pflugfurchen umzieht, erscheint sie auf dem Rottmar- oder Hochberge in anderer Weise; dort soll sie zur Mittagsstunde herumwandeln und alles fruchtbar und die Kräuter wachsend machen. Daher pflegten die Wenden ehemals Wallfahrten dorthin zu unternehmen und sie durch angezündete Feuer, gekochte Milch und Kräuter zu ernähren, damit sie ihr Vieh beschütze usw.

IV. Wassergeister. (Nixen, Wassermänner.)

467. Der Wassermann bei Delsnth.

V

Gräße, Bd. II, Nr. 708.

Wie fast jeder Fluß hat auch die Elster ihren Wassermann. Derselbe soll eine kleine Figur haben, grüne Augen und grüne Haare und öfters um die Mittagszeit in der Nähe der Zahnmühle zu sehen sein, wo er am Ufer sitzt und sich die Haare kämmt. Viele Kinder und auch Erwachsene rühmen sich, ihn gesehen zu haben. Ihm soll es zuzuschreiben sein, daß die Elster jedes Jahr einen Menschen will.

468. Der Nix im Schloßbrunnen von Elsterberg.

Gräße, Bd. II, Nr. 608.

Im Brunnen des Schlosses Elsterberg wohnt ein grüner Nix, der die Kinder hineinzieht. Der Brunnen ist sehr tief und steht mit der Elster in Verbindung. Als die Herren von Lobdaburg es bewohnten, warf einmal ein Diener eine Ente, der er ein rotes Bändchen um den Hals gebunden hatte, hinein und siehe, er sah sie tief unten im Grunde auf der Elster schwimmen.

469. Der Nix und die Wöchnerin.

Röhler, Volksbrauch usw., S. 472.

Eine Frau zu Reichenbach, die eben das Kindbett verlassen hatte, ging in den Keller um Bier zu holen; sie hatte aber Dorant und Dosten bei sich. Da saß unten der Nix und sagte:

„Hättest du nicht bei dir Dorant und Dosten,
So wollt ich dir dein Bier schon helfen kosten.“

Die Frau erschrak sehr und kam krank aus dem Keller. (Vgl. auch Brüder Grimm, Bd. I, Nr. 65.)

E 470. Der Nigenstein bei Waldenburg.

Gräße, Bd. I, Nr. 396.

Wenn man von Waldenburg (Altstadt) aus über den sogenannten Unger nach der Mulde zu geht, so erblickt man am Ufer dieses Flusses einen großen Steinkegel, der heißt der Nigenstein. Das kommt daher, weil, wie man sagt, unter diesem Steine eine Nigenfamilie wohnt. Dieselbe läßt sich auch den Umwohnern hin und wieder sehen, aber immer nur ein Glied derselben auf einmal. Die Einwohner von Waldenburg wollen sie daran erkennen, daß die zu derselben gehörigen Frauenspersonen, welche, wie gesagt, stets einzeln den Wochenmarkt in der Stadt besuchen, einen nassen Saum an ihrem Kleide haben. Geht man einer solchen Frauensperson bei ihrer Rückkehr aus der Stadt nach, so sieht man sie stets an dem gedachten Stein in der Erde verschwinden oder sich ins Wasser stürzen.

471. Der Niz im Grundtümpel bei Wildenau.

Gräße, Bd. I, Nr. 578; Lehmann a. a. D., S. 207 ff.; poetisch behandelt von Ziehnert, S. 208.

Zu Wildenau (oder Willenau), einem Dorfe östlich von Schwarzenberg am rechten Ufer der Pöhl, die am untern Ende des Dorfes ins Schwarzwasser fällt, befindet sich im Pöhler Wasser ein unheimlicher Ort, der Grundtümpel, wo sich das Wasser in dem Raum einer Stube immer herumdreht und sich öfters darin allerlei Spuknisse sehen lassen, als Weiber, Männer, Pferde usw. Man hat auch um selbige Gegend bis nach Schwarzenberg und Sachsenfeld viele Irrwische und feurige Drachen ziehen und spielen sehen. Wenn die Leute aus Rasthau nach Wildenau gingen oder von Schwarzenberg herüberkamen, hat sie es oft die ganze Nacht irre und ganz nahe an besagten Tümpel geführt, daß, wenn der Tag

anbrach, sie am Wasser saßen. Teils hat es ihnen begegnet, wie ein Fischer mit Hamen, und sie getäuscht bis in die Dorfhäuser, daß sie zu zehn bis zwölf Wochen krank gelegen.

Einst wohnte ein alter Fischer am Ufer der Pöhl, der hatte eine wunderschöne Tochter. Wie es aber so zu gehen pflegt, bald war ihr Herz nicht mehr frei, und so hatte sie sich denn aus der großen Anzahl ihrer Anbeter einen der hübschesten jungen Burschen ausgesucht. Nun war sie aber heiteren und munteren Sinnes, und daher kamen oft aus dem benachbarten Dorfe die jungen Mädchen und Burschen bei ihrem Vater zusammen und vertrieben sich die Zeit mit heiteren Scherzen und Spielen. Da begab es sich einst am Andreasabend, daß das junge Volk auch wieder beisammen war und im Scherz darauf kam, die Zukunft zu befragen. Man schaffte Blei herbei und ein jedes versuchte sein Glück mit Gießen. Als nun die Reihe auch an die schöne Fischerstochter kam, da spritzte auf einmal beim Guß helles Feuer aus dem Wasser, das Blei zerfuhr und nahm sich auf dem Wasser wie Blutstropfen aus. Das Mädchen schrie laut auf, und alles schwieg bestürzt ob des traurigen Anzeichens. Endlich schlug ihr Bräutigam vor, das Schicksal noch einmal zu befragen, nämlich nach dem Pöhlwasser zu gehen und dort Reiser zu suchen. Zwar wollte das Mädchen nicht mit fort, allein durch Zureden ließ sie sich endlich bewegen, mitzugehen. Alle ihre Begleiter brachen sich ihre Zweige, als aber das schöne Trudchen nach einem derselben langen wollte, glitt sie aus und ein Nix zog sie hinab in die Fluten, der am ganzen Leibe blau aus sah, auf dem Haupte aber ein Krönlein trug. Man kann sich die Verzweiflung des Bräutigams, der ihr nachspringen wollte, und des nun kinderlosen greisen Vaters vorstellen. Diesen entrückte der Tod bald seinen irdischen Leiden, jener aber irrte jede Nacht am Ufer der Pöhl in halbem Wahnsinn herum und behauptete, er sehe seine Braut in blauer Nigentracht aus der Flut auftauchen, sie breite die Arme nach ihm aus und rufe ihm zu, „in einem Jahre werde sie wieder mit ihm vereinigt sein“, dann werfe sie ihm feurige Küsse zu, die wie die Sternlein am Himmel glänzten, allein er vermöge sie nicht zu erhaschen. So verging ein Jahr; der sonst so blühende Jüngling war zum Schatten zusammengeschwunden, und als wiederum die Andreasnacht kam, da war er an seinem gewöhnlichen Orte. Allein dieses Mal sah er seine Braut nicht mehr aus den Fluten

winken. Als Leiche lag sie im Sande, und als der andere Morgen kam, da fand man ihn neben ihr tot liegen und begrub beide in einem Grabe. Seit jenem Tage sieht man dort unzählige Irrlichter auf und ab fliegen, die manchen schon verführt haben; wo aber der Nix das Mädchen hinabzog, da ist das Wasser grundlos geworden. Ohne Unterlaß wirbeln die Wellen dort im Kreise, und wehe dem Schwimmer, Kahn oder Floß, die sich dahin verirren, der Strudel zieht sie ohne Erbarmen in den Grundtümpel hinab.

472. Wie die Wechselbutten (Nixen) ein Kind holen wollten.

Uberglauben im Erzgebirge vor fünfzig Jahren. Globenstein bei Rittersgrün (1894).

Im Erzgebirge lag einmal eine Frau in den Wochen. Auf einmal schrie sie laut auf: „'s Gungel is wack.“ Und wirklich war die Wiege leer; aber der Vater hörte auf dem Boden ein Kind kreischen, nahm flugs das Lämpel und leuchtete damit naus. Da lag richtig sein Junge bei der Treppe und der Vater hörte was rauschen — das war's Wechselbuttenweib. Das Jungel war schon am ganzen Leibe kalt wie ein Fisch.

Wie kam's denn nun aber, daß sie das Kind nicht weiter mitgenommen hatten? Das kam so. Auf dem Flecke, wo's lag, war ein Wechsel (eine Diele, wo eine neue Lage Bretter angestoßen ist), und darüber brachten's die Butten (Nixen) nicht weg.

Sie hätten sich wohl gar sehr gefreut, wenn's ihnen gelungen wäre, denn dann hätten sie einen „Wasserkopf“ (ein Nixenkind mit großem Kopfe) dafür gebracht, den die Leute auch „Wechselbalg“ nennen. (Vgl. Nr. 442.)

473. Der Wassergeist zu Scheibenberg.

Chr. Lehmann, Collectanea, S. 261.

Eine starke Viertelstunde unter dem Städtlein Scheibenberg läuft der Tiefe Stollen aus in ein Leichlein; daselbst erschreckt es die Leute bei Tag und Nacht mächtig. Bald vertritt's den Weg als ein riesenmäßiger Mann, bald als ein Wolf, bald macht's einen Tumult hinter den Leuten, als wenn ein ganzer Trupp Reiter an-

käme und betört die Leute auf unterschiedliche Arten. So kommen die Leute, weil um und um Wasser und Teiche sind, leicht zu Schaden; wie denn 1633 auch der Bergmeister des Ortes selbst ist dreingefallen und sich kümmerlich hat retten können. Exp.

474. Der törichte See bei Sazung.

Gräße, Bd. I, Nr. 576; Lehmann, S. 205 ff.; novell. beh. v. C. Winter in d. Constit. Ztg. 1854, Nr. 200 ff.; poetisch beh. von Ziehnert, S. 155 ff.

Oberhalb Sazung im erzgebirgischen Amte Wolkenstein liegt in einer öden, morastigen Gegend eine kleine, nur 150 Ellen im Umkreis haltende Lache oder See, den man den törichten nennt. Niemand geht gern in seine Nähe, denn seine nächste Umgebung ist eine der traurigsten, die man sich denken kann. Sein Wasser ist schwarz und schlammig und verbreitet einen häßlichen Geruch; nur einige kränkliche Kiefern wachsen an seinem Ufer, und selbst das Moos, welches den Boden desselben bedeckt, erweckt einen traurigen Anblick. Einst hatte Veit Vogel von Sazung um selbige Gegend Vogel gestellt, da hat er von 9 bis 12 Uhr mittags einen großen Tumult und Lärm von Jauchzen, Schreien, Geigen und Pfeifen gehört, daß es nicht anders geschienen, als werde eine Bauernhochzeit oder lustiges Bankett in dem See gehalten, dergleichen Freudengetön auch andere zu anderer Zeit gehört haben. Einst hat ein Mann von Sebastiansberg, Georg Kastmann genannt, um diese Gegend Feuerholz gemacht. Zu diesem ist ein schöner Reiter auf einem großen Pferde geritten gekommen, mit einer langen Spießrute in der Hand, der den Holzhacker gegrüßt und gefragt hat, ob er den törichten See wisse? Da der Holzhacker ja geantwortet, hat ihm der Reiter ein Trinkgeld versprochen, wenn er mit ihm gehe und ihm den Ort zeige; da sie nun beide hingekommen, ist der Reiter vom Pferde gesprungen und hat gesagt: „Ich bin ein Wassermann; mir ist mein Weib von einem andern Wassermanne entführt worden, ich habe sie in der weiten Welt in vielen Wässern und Seen gesucht und doch nicht gefunden und soll sie nun in einem so garstigen und wilden Orte finden? Halte mir mein Pferd fest, daß es mir nicht nachspringt, ich will hinein und mir mein Weib herausholen.“ Darauf hat er mit seiner langen Rute ins

Wasser geschlagen, daß es sich zertellte, und ist hineingegangen. Sobald er aber darin gewesen, hat sich ein so jämmerliches Geschrei und Wehklagen erhoben, daß der Holzhacker nicht wußte, wo er vor Angst bleiben sollte, weil sonderlich das Pferd sehr wild und ungebändig war und immer ins Wasser springen wollte. Mittlerweile ist aber über diesem Tumult das Wasser ganz rot worden, und da hat der Reiter sein Weib hervorgebracht und gesagt, er habe sich nunmehr an seinem Feinde gerochen und den Räuber, der ihm sein Weib entführt, erwürgt. Dann hat er sich samt seinem Weibe auf sein Pferd geschwungen und ist davongeritten; zuvor aber hat er dem Holzhauer ein Beutelchen, darin ein Kreuzer gewesen, zum Trinkgeld verehrt mit dem Versprechen, so oft er in diesen Beutel greifen werde, solle er so viel, als jetzt darin sei, finden. Der Ausgang hat es auch bestätigt, daß also dieser arme Mann viel Geld zusammengebracht, weil er das Hineinfühlen oft versucht. Da er nun aber den Beutel zu frei und zu sicher gebraucht, ist er ihm endlich entwendet worden, doch hat der Räuber keinen Genuß davon gehabt.

475. Der Zschopau-Nix fordert sein Opfer.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 207; M. Spieß, Aberglauben usw., S. 39.

In der obern Zschopau lebt ein Nix, welcher jedes Jahr sein Opfer fordert.

476. Nixe im Zellwaldteiche bei Roffen.

Röhler a. a. O., Nr. 208; Moschkau, Gesch. des Benediktiner Klosters St. Walpurgis im Zellwalde, 1874, S. 8; Sagonia, Bd. I, S. 172.

In dem genannten, ungemein lieblich im Zellwalde gelegenen Teiche sollen Nixe ihren Wohnsitz haben.

L 477. Der Nix bei Bindenau.

Gräße, Bd. I, Nr. 455; Monatl. Unterr. a. d. R. d. G., Bd. I, S. 528.

Zwischen Leipzig und Bindenau liegt eine Mühle, da hat der Nixmann einen Müller zu Anfang des 18. Jahrhunderts ins

Wasser gezogen und ersäuft. Viele Leute haben denselben dort auch am hellen Mittag mit zerlumpten Kleidern um die Mittagsstunde neben dem Wasser sitzen und sich lausen sehen. Es lebten damals auch noch die Enkel einer Hebamme, welche einst des Nachts zu einer solchen Miftrau gerufen ward und ihr zu einer glücklichen Geburt verhalf. Sie traf unter dem Wasser eine vollständig eingerichtete Wirtschaft an, erhielt eine gute Belohnung und ward, ohne naß zu werden, durch das Wasser zurückgebracht.

478. Mif-Annchen zu Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 448, nach Monatl. Unterr. S. 523.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte in Leipzig eine Frauensperson, welche in der ganzen Stadt unter dem Namen Mif-Annchen bekannt war und deren Vater ein Wassernig gewesen sein sollte. Etwas Besonderes war aber an ihr nicht zu sehen.

479. Eine Magd dient bei einem Mif.

Gräße, Bd. I, Nr. 398; Prätorius, Neue Weltbeschr., Bd. II, S. 92.

Um das Jahr 1664 lebte auf einem Dorfe bei Leipzig eine Magd, welche drei Jahre bei einem Mif unter dem Wasser gedient und ihrer Aussage nach ein gutes Leben und allen Willen daselbst gehabt hatte, nur daß ihr Essen stets ungesalzen war. Deswegen hat sie Ursache genommen, wieder wegzuziehen. Weiter soll sie auch gesagt haben, daß sie nach dieser Zeit nicht über sieben Jahre leben würde, davon sie nur noch drei in Rest habe.

480. Das Mifweibchen bei Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 425; Ziehnert, S. 491.

Sonst hat sich bei Leipzig auf der Straße oftmals ein Mifweibchen sehen lassen. Es ging unter andern Bauersweibern mit dem Tragkorbe auf den Wochenmarkt, um den Hausbedarf einzu-

kaufen. In der Kleidung unterschied es sich von andern dadurch, daß seine Unterkleider jederzeit zwei Hände breit naß waren. Ubrigens redete es mit niemandem, grüßte und dankte auch niemandem auf der Straße, wußte aber beim Einkauf so gut wie andere Weiber zu dingen und zu handeln. Einst gingen ihr auf ihrem Rückwege zwei Personen nach. Diese haben gesehen, wie sie an einem kleinen Wasser ihren Tragkorb niederlegte und wie derselbe, während sie ins Wasser tauchte, augenblicklich verschwand.*

481. Die drei Goldstücke der Familie von Hahn.

Gräße, Bd. I, Nr. 420; Prätorius, Neue Weltbeschr., Bd. I, S. 109 ff.

In der Nähe der Stadt Leipzig ward eines Tages eine vornehme Frau von Adel aus dem Geschlechte derer von Hahn durch eines Meerweibes Zuse genötigt, mit ihr zur Wehmutter unter den Fluß zu gehen. Da es denn geschehen ist, daß sich das Wasser voneinander teilte, und sie beide durch einen lustigen Weg tief in das Erdreich gerieten. Da hat denn die adelige Frau ein kreißendes kleines Weiblein gefunden und ist flugs zu ihr hingebacht worden, ihr in den gegenwärtigen Kindesnöten beizustehen und hilfreiche Hand zu leisten. Darauf hat sie wieder ihren Abschied begehrt und sich angeschickt nach Hause zu eilen. Indem sie wegfertig ist, ist ein kleiner Wassermann zu ihr gekommen und hat ihr ein Geschirr voll Asche zugelangt und sie erinnert, sie möge sich so viel herausnehmen, als sie begehre für geleistete Bemühung. Darauf hat sie sich jedoch geweigert und nichts nehmen wollen. Wie dies geschehen, hat der Mann gesagt: „Das heißt dir Gott sprechen, sonst hätte ich dich umbringen wollen.“ Hiermit ist sie fortgegangen und von der Zuse nach Hause gebracht worden. Wie sie nun dorthin gelangt, soll die Magd drei Stücke Goldes hervorgezogen und der adeligen Frau verehrt haben, dabei gedenkend, sie solle solchen

* Prätorius, Abent. Glückstopf, S. 514, erzählt, im Juni 1669 habe sich zwischen dem Kanstädter und Barfußore etliche Male ein Nix schwimmend auf dem Wasser sehen lassen, und da sei am 9. Juli desselben Jahres hier der Sohn eines Eselftreibers, Brose genannt, ertrunken. Ueberhaupt soll der Nix in den Flüssen Pleiße, Elster und Parthe gewöhnlich am Johannistage ein Opfer fordern.

Schatz gar wohl verwahren und nicht abwendig von ihrem Geschlechte werden lassen, sonst werde ihre ganze Familie durch Armut verderben, da sie sonst die Hülle und Fülle oder Ueberfluß in allen Sachen haben könne, sofern sie dieses Andenken richtig verwahre. Darauf ist die Magd wieder weggegangen; die Frau aber soll das Geschenk nach ihrem Tode ihren drei Söhnen mit obenerwähnter Vermahnung übergeben haben. Davon haben noch bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zwei Herren dieses Stammes ihr Goldstück bebesen, das dritte aber ist von einer Frau verwahrloßt worden. Diese ist endlich gar armselig zu Prag gestorben und hat also mit ihrer Linie eine Endschaft genommen.

482. Der Nix bei Grimma und am Schlosse Döben.

Gräße, Bd. I, Nr. 315.

Wenn man die von der Stadt Grimma nach dem Kloster Nimbösch führende Straße geht, sieht man jenseits der Mulde einen großen hervorspringenden Felsen, der Trompeterfelsen genannt, weil im Dreißigjährigen Kriege einmal ein von den Feinden verfolgter Trompeter hier mit seinem Rosse glücklich in die vorbeifließende Mulde sprang und sie durchschwamm. Dieselbe ist hier unergründlich tief und sieht man angeblich den Muldennix in weißen Hosen mit seinen Töchtern im Sommer unter diesem Felsen sitzen und die Schwimmer anlocken. Auch verlangt derselbe jährlich hier sein Opfer von einem Menschenleben. Unter einer andern Gestalt zeigt er sich unterhalb der Stadt Grimma beim Schlosse Döben. Dieses alte Schloß liegt auf einem hohen, schroff von der Mulde aufsteigenden Felsen, an dessen Fuße ein schmaler Fußpfad, kaum für eine Person breit genug, nach der eine Viertelstunde entfernten, romantisch gelegenen Holzermühle führt. Vor mehreren Jahrzehnten hörte man von den Bewohnern der dortigen Umgegend oft, der Muldennix zeige sich unter der Gestalt einer Bäuerin in altfränkischer Tracht, in schwarzer Schoßjacke und rotem Friesrocke, den Kopf mit einer schwarzen Haube, die mit breiten, weißen, gepreßten Streifen besetzt sei, bedeckt. Diese sitze an heißen Sommertagen gegen Abend auf dem erwähnten Felsenpfade mit nach dem Wasser herabhängenden Beinen da, wenn aber jemand sich nähere,

überschlage sie sich und springe in den Fluß, der an dieser Stelle, ziemlich unter dem Schlosse, unergründlich tief ist und angeblich ein versunkenes Schloß in seinem Grunde birgt.

483. Die Nigensteufe im Chemnitzflusse bei Burgstädt.

Aber Berg und Thal, 7. Jahrg., Nr. 5, S. 231.

Vor nunmehr zwei Menschenaltern war das ganze Terrain, welches jetzt den Namen Schweizertal führt, ein großer Wald, der im Munde des Volkes „Zietsch“ hieß, und durch dessen Dunkel weder Weg noch Steg führte. Die Zietsch war gefürchtet von den Leuten, und nach Dunkelwerden wagte sich kein Wanderer mehr auf den unwegsamen Pfad, welcher der Chemnitz entlang lief. Er war unheimlich, weil man die sogenannte Nigensteufe passieren mußte. Mit diesem Namen bezeichnet man noch heute den Teil der Chemnitz zwischen Alt- und Neuschweizertal, eine Strecke von ungefähr 300 bis 400 Metern, in dem die Chemnitz, zumal im Frühjahr und Herbst, am wildesten ist und so heftig schäumt und brüllt, daß man an ihren Ufern sein eigenes Wort nicht hört. Mitten in dieser Strecke befindet sich im Flusse ein großer, vollständig durchbohrter Steinblock, der zu einer förmlichen Höhle ausgewaschen worden ist, an der die Chemnitz bei hohem Wasserstande einen gewaltigen Strudel bildet. Diese Höhle galt beim Volke als der Ausgang eines unterirdischen Nigen Schlosses, und man erzählte sich, daß man, besonders in mond hellen Nächten, die Nige in langen, weißen Gewändern durch das Thal habe ziehen sehen.

484. Die Nigkluft bei Waldheim.

Gräbe, Bd. I, Nr. 356; poetisch beh. von Ziehnert, S. 401 und Segnitz, Bd. II, S. 105 ff.; novellistisch beh. von Winter in der Confit. Ztg. 1854, Nr. 17.

Daß es in der Mulde Nigen geben soll, hat schon Luther in seinen Tischreden (c. IX vom Satan und seinen Werken f. 153, 160 ff. der Leipz. A., siehe auch Fincelius, Wundergeschichten, Teil II, St. Y. 3) ausdrücklich hervorgehoben, und die Sage läßt solche beim

Kloster Zelle, in der Roßweiner Gegend unter dem Schloßer Berge, dem Trofchauer Winkel, Nonnenholze usw. in männlicher und weiblicher Gestalt erscheinen. Allein namentlich erblickt man auch am Ufer der Zschopau bei Waldheim noch heute einen Felsen, in den vom Wasser aus eine Höhle hineingeht, welche die Nirkluft heißt und in die man jetzt nur auf Rähnen gelangen kann. Hier soll der Nigenfürst der Zschopau seine Wohnung haben. Dieser hatte drei schöne Töchter, welche sich gern unter die Menschen mischten. Sie gingen oft im Neumond nach dem eine halbe Stunde von Waldheim gelegenen Dorfe Diedenhain zu Tanze. Ihre Kleidung war weiß, und als Gürtel trugen sie ein Band von grünem Schilfrohr, um den Hals ein Perlenhalsband und am Busen eine Wasserrose. Hier tanzten sie die ganze Nacht mit den jungen Burschen des Dorfes, wenn aber das Wasserröslein zu verwelken begann, dann gingen sie heim; denn das bedeutete für sie, daß die Morgenröte im Anbruch begriffen sei. Sie ließen sich auch von ihren Tänzern bis in den am Ufer befindlichen Wald bringen, dort aber bestanden sie stets darauf, daß jene zurückblieben. Dies taten sie lange Jahre, denn ihre Schönheit blühte unvergänglich. Da faßten einmal drei junge Gesellen den Plan, sie über die gewöhnliche Zeit zurückzuhalten. Es gelang ihnen auch, durch süßes Rosen die Mädchen so zu beschäftigen, daß sie das Welken ihrer Rosen erst bemerkten, als schon die ersten Wölkchen Auroras am Horizont erschienen. Sie eilten zwar schnell aus den Armen ihrer Liebhaber ans Ufer zurück, allein dort traf sie der erste Sonnenstrahl und ihre Körper zerflossen in drei Silberbächlein, die durch die Wiesen nach dem Flusse rannen, mitten durch diese aber zog sich ein roter Faden und dies war ihr Lebensblut. Seit dieser Zeit erschienen sie nicht wieder, ihr Water aber verlangt jedes Jahr ein Opfer von einem Menschenleben in der Nähe dieser Stelle.

485. Der Badenig bei Strehla an der Elbe. M

Gräße, Bd. I, Nr. 69; Jccander, Sächsisches Kernchronikon, drittes Paquet, XVII. Couvert, Freiberg 1722, S. 93 ff.; poetisch behandelt bei Segnitz, Bd. I, S. 333 ff.

Bei dem dem Pflugkschen Geschlechte gehörigen Städtchen Strehla an der Elbe ist ein Felsen gelegen, der ungefähr an

16 Ellen in den Strom hineingeht und gegen 180 Ellen im Umkreis hat, dieser heißt der Nigstein. Von diesem wird erzählt, daß hier jährlich ein Mensch im Wasser umkommen müsse; auch soll hier oft Wäsche zum Trocknen aufgehängt sein, so den Nigen gehöre, zuweilen aber eine Person darauf sitzen, welche Schuhe flickt, und verschwinde, wenn jemand zu dem Steine komme. Zuweilen kommt von hier ein Frauenzimmer in die Stadt, deren Kleider an den Füßen herum naß sind, die dann Waren einkauft und wieder verschwindet.

Zu Anfange des 17. Jahrhunderts ist ein Mann zu Pferde gestieft und gepornt zur Wehmutter der Stadt gekommen und hat sie genötigt, mit ihm zu gehen, ihr auch heilig versichert, daß ihr nichts geschehen solle. Wie sie an den Felsen gekommen sind, habe er mit einer Schwibrute daran geschlagen, da hat derselbe sich aufgetan und sie sind in ein verziertes Gemach getreten, worin eine kreißende Frau gelegen hat. Diese hat mit Hilfe der Wehmutter ein Kind zur Welt gebracht, darauf hat der Mann das Gemach verlassen und eine Mulde voll Dukaten hereingebracht und die Wehmutter aufgefordert, so viel zu nehmen, als ihr beliebe; diese aber hat nach vorhergegangener Warnung der Wöchnerin nicht mehr davon genommen, als ihr gebührte, worauf jener die Mulde mit den Worten: „Das hat dir Gott geraten“, wieder hinausgetragen und die Wehmutter ohne Schaden nach Hause geführt hat. Das erhaltene Geldstück aber ist der Frau, so oft sie es ausgegeben, immer wieder von selbst in die Tasche zurückgekehrt.

486. Der Nig in der Weißeritz.

Gräße, Bd. I, Nr. 257.

Auch das kleine Weißeritzflüßchen hat seinen Nig, derselbe hält sich aber gewöhnlich in Dresden auf, und wollen ihn viele in dem hohen Wasserbette hinter den Rädern der Hofmühle sitzen, sich baden und spielen gesehen haben, in der Nähe des Ausgangs des „An der Weißeritz“ genannten Gäßchens in der Wilsdruffer Vorstadt.

487. Der Nix im Rabenauer Grunde.

Röhler a. a. O., Nr. 210, nach Ludw. Lamer im Glückauf 1882, S. 105.

Etwa halbwegs im Rabenauer Grunde, da wo die Rote Weißeritz, nachdem sie schäumend zwischen großen Steinen sich durchgewunden, einen Bogen macht und sich vertieft, also daß man trotz klaren Wassers nicht auf den Grund sehen kann, ist der Nixentump, in welchem der alte Nix haust.

Wenn die Lübauer Bauern mit ihren schwerbeladenen Wagen den steilen Feldweg am Anfange der nahegelegenen Planwiese hinauffuhren und die Gespanne trotz allen Antreibens die schweren Gefährte nicht den Berg hinaufzubringen vermochten, dann kam wohl der alte Nix mit seinen zwei Schimmeln, legte sich vor den Wagen und nun ging's unter fröhlichem Hochrufen und Peitschenknall den Berg hinauf, als wären es bloß leere Geschirre; waren die Gefährte oben angelangt, so daß nur noch ebene Straße vor ihnen lag, dann verschwand plötzlich der alte Nix mit seinen Schimmeln, ohne Lohn oder Dank abzuwarten.

Auf der Planwiese pflegten auch die zwei Töchter des alten Nix die schneeweiße Wäsche zum Bleichen auszubreiten; war aber das Wetter dazu im Grunde nicht günstig, oder störte sie sonst öfteres Begängnis oder des Holzhauers Artschlag, dann bleichten sie auf der Wiese, da wo Rote und Weiße Weißeritz ihre Wasser mischen.

Manchmal verlangte es die beiden Töchter des Nix auch nach menschlicher Gesellschaft; dann kamen sie wohl nach Lübau, wenn in der Schenke die Fiedeln zum fröhlichen Lanze aufspielten, und tanzten da mit den jungen Burschen, so daß sie nichts von den Bauernbirnen unterschied, wie ein handbreiter nasser Streifen am Saume des Gewandes. Sie ließen sich dann auch wohl von ihren Tänzern manchmal bis an den Nixentump geleiten, entschwanden aber, dort angekommen, plötzlich ihren Augen; nie hat man gehört, daß sie einem Burschen den Zugang zum Nixentump eröffneten.

488. Wasser- und Sumpfsgeister am Pfitzteiche bei Röhrsdorf.

Mitgeteilt von Pfarrer Gg. Fischer, Röhrsdorf.

Etwas nördlich von dem Wege der über Tronitz und Saida vom Elbtale nach dem Erzgebirge aufsteigt, liegt der sagenumwobene, Meiche, Sagenbuch.

einst viel größere Pfitzteich. Hier wohnen noch elfenartige Wesen, die mit langer Rute auf die Wasserfläche des Teiches schlagen, daß sich das Wasser zerteilt und eine schöne breite Treppe sichtbar wird, auf der sie hinabsteigen in die Tiefe; über ihnen fließt dann das Wasser wieder zusammen. Auf der Pfitzwiese aber hüpfen nächstlicherweile die trügerischen Irrlichter. Dicht neben der Pfitzwiese lag ehemals das Dorf Heinitz.

489. Der Nigentumpf bei Weesenstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 591.

Gleich unter Falkenhain an der Chaussee nach Weesenstein liegt eine sumpfige Wiese, mit Gebüsch bewachsen, und diese war früher ein Morast, wo des Nachts die Nigen tanzten. Obwohl er jetzt ausgetrocknet ist, lassen sie sich doch noch dort sehen: man nennt ihn den Nigentumpf (sic!)*

490. Der Nigenhügel bei Roffendorf.

Gräße, Bd. I, S. 159; Seidemann a. a. D., S. 48 ff.; poetisch behandelt von Segnitz, Bd. I, S. 179 ff.

Zwanzig Minuten von Eschdorf, nahe an der Bauzner Straße liegt das Dorf Roffendorf, und zu diesem gehört der sogenannte Roffendorfer Teich, in welchem die Prießnitz entspringt, ein Flüsschen, welches am Lindeschen Bade in Antonstadt-Dresden in die Elbe fällt und dessen Wasser höchst merkwürdige Heilkräfte auf alle, die an Gicht und ähnlichen Krankheiten leiden, äußert und seine heilsamen Teile wohl meist aus dem Lager von bituminösem Holze zieht, das sich unter dem Teiche hin erstreckt. Aus diesem Teiche, wo sich seit 1835 ein Inselchen mit einer Jagdhütte zum Schießen wilder Enten befindet, ragte aber schon früher eine Erhöhung hervor, auf der sich nach einer Sage von 1690 früher sogar eine Kapelle, ein Altar der h. Barbara befunden haben soll, was freilich wenig zu dem Namen, der Nigenhügel, welchen ihr das Volk gegeben hat, paßt. Die Entstehung desselben wird folgendermaßen

* Der Name scheint ungenau zu sein, denn die Erzählung deutet vielmehr auf Elfen oder Irrlichter.

erzählt. In der Heidenzeit hatten sich zu Eschdorf schon Christen angesiedelt, bei denen Tanz und Spiel gerade so Mode war, wie in unsern Tagen. Nun fand sich bei dergleichen Festen oft ein wundervoll schönes, allen unbekanntes Mädchen ein, das äußerst knapp und reinlich gekleidet war, aber immer an ihrem Kleide einen nassen Saum hatte, als sei sie über tauige Wiesen gegangen. Neid und Neugierde plagte die Dorfbewohnerinnen gewaltig, zu erforschen, wer wohl die fremde Tänzerin, die allen jungen Burschen den Kopf verdrehe, sein möge; allein niemandem gelang es, den Schleier, der über ihrem geheimnisvollen Kommen und Gehen ruhte, zu lüften, bis das Mädchen einmal einem hübschen Jüngling auf vieles Bitten erlaubte, sie nach Hause zu begleiten. Das Mädglein führte ihn über den Gückelsberg nach dem Rossendorfer Teiche, der damals ein großer See war, und an dem Ufer angelangt, wollte sie von ihrem Begleiter Abschied nehmen; da derselbe aber noch nicht scheiden mochte, so sprach sie: „Nun wohl! heute nacht ist mein Vater nicht daheim, du magst mich also in unsere Hütte begleiten, kommt aber jener zurück und findet dich, so ist es um uns beide geschehen.“ Der Jüngling ließ sich indes nicht abschrecken, sie schlug also mit einer Rute ins Wasser und siehe, das Wasser teilte sich, so daß sie auf einem schmalen Pfade trockenen Fußes die Insel in der Mitte des Gewässers erreichen konnten. Hier angekommen, schlug das Mädchen abermals in das Wasser, und als bald war der Pfad wieder verschwunden. Als der Morgen dämmerte, fing auf einmal der See zu brausen an; da rief die Nixe voll Schreck: „Schnell verstecke dich, mein Vater kommt, sonst sind wir verloren.“ Kaum hatte sie ihren Liebhaber in einen dastehenden Backtrog gesteckt, so trat ein riesiger Greis in die Hütte, die Tochter sprang ihm entgegen und suchte durch Liebkosungen ihre Angst zu verbergen; der alte Nix aber schnopperte überall herum und sprach finster: „Es riecht mir hier nach Christen.“ Da entgegnete das schlaue Mädchen: „Wo sollen denn hier Christen herkommen? Ich rieche aber vielleicht nach Christen, denn ich gestehe, daß ich in Eschdorf ein wenig in deiner Abwesenheit zu Tanze war.“ Der Alte schalt sie zwar etwas aus, allein er ließ sich doch endlich beruhigen, suchte nicht weiter, sondern warf sich auf sein Schilfbett, und bald verkündete ein heftiges Schnarchen, daß er entschlafen war. Als nun die Nixe ihrer Sache gewiß zu sein meinte, holte sie ihren Tänzer

aus seinem Verstecke hervor und ließ ihn auf dieselbe Weise wieder entfliehen, wie er gekommen war, allein derselbe hatte an der einen angstvoll verlebten Nacht genug; er besuchte die Ufer des Sees nicht mehr, aber auch das Mädchen sah niemand wieder.

491. Die Wassernixen zu Kleindittmannsdorf.

Präker, Chronik von Großröhrsdorf usw., 1869, S. 100 ff.

Eine uralte Sage erzählt, daß unterhalb Kleindittmannsdorf ein Teich von Wassernixen bewohnt gewesen sei, welche, am Ufer oder an dem dasigen sogenannten Nixberge sitzend, ihr langes Haar kämmt. Tanz, Gesang und Musik war ihre Freude. Darum, wenn am Sonntage die lustigen Töne der Fiedel, von Schalmel und Dudelsack begleitet, von dem Kretscham des Dorfes durch die stille Nacht hinunter in das Wiesental klangen, erwachte auch in ihnen die heiße Sehnsucht, mit den Frohen fröhlich zu sein. Sie verwandelten sich flugs in Menschengestalt, erschienen in der Tracht der Zeit und als schmucke Dirnen im Tanzlokale und verschmähten es durchaus nicht, mit den schlanksten und schönsten der Burtschen einen Ländler zu drehen und sich von ihnen um Mitternacht bis in ihre nasse Heimat geleiten zu lassen, wo sie ihnen ihren Dienst mit kleinen Münzen bezahlten, darauf verschwanden und den getäuschten Schäfer im Stiche ließen. Oft jedoch erkannte man sie an dem nassen Saume ihres Kleides beizeiten und hütete sich vor ihrer Schalkheit.

492. Die Nixen am langen Teiche bei Kleinwolmsdorf.

Mitgeteilt von Kantor B. Störzner, Arnsdorf.

Unter den vielen Teichen des Rittergutes Kleinwolmsdorf war in früherer Zeit der sogenannte lange Teich der größte. Er reichte vom Rittergute bis hinauf nach der heutigen Arnsdorfer Mühle. Der Teich ist heute abgelassen, und an seiner Stelle grünen üppige Wiesen. Als er aber noch in seiner vollen Größe bestand, war er auch von Nixen bewohnt, die dann später in andere Gewässer verzogen sind. Nur des Nachts, wenn der Nebel über den sumpfigen Wiesen lagert und der Vollmond durch sein Silberlicht die Nacht

zum Tage macht, kehren die Nixen und Elfen hierher zurück und wiegen sich auf den weißen Nebelstreifen in lieblichen Tänzen und Reigen. Gespenstisch ragen dann die alten Weiden und Erlen, welche die Ufer der Röder einsäumen, aus der Nebelmasse hervor.

493. Nixen beteiligen sich am Tanz im Arnsdorfer Erbgericht.

Mitgeteilt von Kantor B. Störzner, Arnsdorf.

Die Landstraße, welche die Städte Radeberg und Stolpen miteinander verbindet, wird zwischen Arnsdorf und Wallroda von der Bahnstrecke Pirna-Kamenz gekreuzt. Nördlich vom Bahnübergange führt die Landstraße dammartig durch eine größere Wiesenfläche, an die ein kleines Gehölz stößt. Die Wiesen wurden ehemals zum größten Teile von Teichen eingenommen. Vor Jahrzehnten sind dieselben jedoch schon trocken gelegt und in Wiesen umgewandelt worden, weshalb man diese heute als die Teichwiesen bezeichnet.

Wie die Sage berichtet, waren die ehemaligen Teiche hier von Wasserjungfrauen oder Nixen bewohnt. Das ist aber schon lange, lange her. Drei derselben kamen regelmäßig Sonntags, wenn im Arnsdorfer Erbgericht Tanz abgehalten wurde, ins Dorf herein und beteiligten sich an dem Vergnügen der Jugend. Ja, sie mischten sich selbst mit unter die tanzenden Paare und versäumten keinen Reigen. Die Nixen waren bildschöne Jungfrauen mit goldblondem, lang herabfallendem Haar. Sie trugen meergrüne Kleider, deren Rand unten seltsamerweise stets naß war. Kurz vor 11 Uhr nachts verließen die drei fremden Mädchen, welche niemand kannte, jedesmal gemeinschaftlich den Saal. Ja, sie ließen oft mitten im Reigen ihre schmucken Tänzer stehen und verschwanden spurlos. Verblüfft sahen die Burschen den so schnell davoneilenden Tänzerinnen nach.

Jedermann hatte die drei gleichgekleideten, bildschönen und heiteren Mädchen gern, und zum größten Arger mancher Dorfschönen tanzten die Burschen gar zu oft mit jenen fremden Jungfrauen. Niemand wußte, woher sie kamen, doch hatten manche Leute eine dunkle Ahnung.

Einmal war Kirmes in Arnsdorf. Lustig schwenkten sich die Paare oben in der alten Erbgerichtschenke. Auch die drei fremden Mädchen hatten sich wiederum eingestellt. Zwei Burschen, die zum Besuch bei Verwandten im Dorfe waren, faßten starke Neigung zu ihnen und boten den schönen Jungfrauen an, sie nach Hause zu begleiten. Die Mädchen wiesen aber dies Anerbieten mit allem Ernste zurück und verbatnen sich jede Begleitung. Als die Burschen nun sahen, daß alles Bitten ihrerseits fruchtlos sei, beschloßen sie, den spröden Mädchen heimlich nachzuschleichen. Kaum zeigte die alte Schwarzwälderuhr $\frac{3}{4}$ 11 Uhr, da verschwanden wie gewöhnlich die drei Nixen. Sogleich eilten die zwei Burschen ihnen nach, obgleich sie von mehreren alten Leuten ernstlich gewarnt worden waren. Doch jugendlicher Leichtsinns kennt bekanntlich kein Verbot. Lange wartete man im Saale auf die Rückkehr der beiden. Doch vergebens! Die Nacht verging, ohne daß die Burschen wiedergekommen wären. Auch am anderen Tage blieben sie aus. Da machten die Arnsdorfer sich auf, sie zu suchen. Nach stundenlangem, vergeblichem Forschen in der Umgegend, fand man ihre leblosen Körper draußen in den Teichen. Nebeneinander schwammen die beiden toten Jünglinge auf dem Wasser. So war ihr frevelnder Übermut von den Nixen schrecklich bestraft worden.

Aber dieses Ereignis waren die Leute gar sehr erregt. Furcht und Haß erfüllten ihre Herzen. Sie beschloßen, den Teichjungfrauen den Aufenthalt zu verleiden. Deshalb durchstachen einige beherzte Männer die Teichdämme und legten jene Teiche trocken. Seit dem Tage sind die Nixen verschwunden. Man hat sie nie wieder im Dorfe beim Tanze gesehen. Doch nachts, wenn der Wanderer auf der einsamen Landstraße daherkommt, vernimmt derselbe in der Nähe der Teichwiesen ein leises Achzen und Stöhnen. Das sollen die drei Wasserjungfrauen sein, die um den Tod der beiden Jünglinge klagen.

O 494. Der Wassermann in der Lausitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 808; Schmalzer a. a. D., S. 287; E. Willkomm, Sagen und Märchen aus der Oberlausitz, Hannover 1845, Bd. I, S. 24; Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 46 ff.

Der Wassermann, wendisch Nykus genannt, sowie seine Gemahlin, verlocken an Seen und Flüssen die Vorübergehenden zum

Baden und ertränken sie sodann. Er tut dies auch mit jedem, der in seinen Bereich kommt, denn er muß alle Jahre seine gewisse Anzahl Opfer bekommen, es seien nun Menschen oder Tiere. Die blauen Flecke der Ertrunkenen sind dann die Zeichen der Ertränkung durch den Nig. Er erscheint in einer von einem Menschen in nichts unterschiedener Gestalt, und ist er auf trockenem Lande, so ist er unkräftig und man kann ihn gefangen nehmen und zu einem Diener machen. Mit seiner Frau zeugt er auch Kinder, und diese gehen mit den Kindern der Menschen um. Die Töchter kommen auch wohl zum Tanze und verlieben sich in die hübschen Burschen und sind von den anderen Mädchen nur dadurch zu unterscheiden und als Töchter des Wassermannes zu erkennen, daß ihr Rock stets einen nassen Saum hat. Auch den Wassermann, sowie seine Frau erkennt man, wenn sie sich in Menschengesellschaft begeben, an ihren tiefenden Gewändern, und ersterer trägt außerdem ein rotes Käppchen auf dem Kopfe, letztere dagegen rote Strümpfe an den Füßen. In den Städten der Oberlausitz hat man übrigens bemerkt, daß, wenn ein Mann in einem leinwandenen Kittel, dessen unterer Saum naß ist, auf den Wochenmarkt kommt, Getreide aufkauft und dasselbe über den Marktpreis bezahlt, Teuerung erfolgt; verkauft aber derselbige und zwar wohlfeiler als andere, so fallen die Getreidepreise. Und dieser Mann ist — der Wassermann.

Seine Gemahlin sieht man oft am Ufer, wie sie in ihren roten Strümpfen dasitzt und spinnt oder Wäsche bleicht. Im letzteren Falle bedeutet es Regenwetter oder großes Wasser. Wie jener mit Getreide, so handelt diese mit Butter und gibt auf die nämliche Art ein Anzeichen der kommenden Preise.

In der Zittauer Gegend sitzt er im ersten und letzten Mondviertel an den Ufern der Flüsse und zwar an Stellen, wo sie langsam fließen, tief sind und nicht rauschen. Sein Aussehen ist häßlich; er ist sehr bleich von Gesicht, und hat schwarze, lange, bis auf die Schultern herabhängende Haare. Gekleidet ist er vom Fuß bis zum Kopfe in braungelbes Leder, das aus lauter kleinen Fleckchen zusammengesetzt ist. Diese pflegt er beim Mondenschein laut zu zählen, wobei er sich mit den Händen klatschend auf die Beine schlägt. In diesem Tone erkennt man ihn. Neugierige und Wortwitzige, die von dem Tone gelockt sich ihm näherten, sahen ihn dicht am überhängenden Borde sitzen und suchten ihn durch einfallendes

Mitzählen und Klatschen zu unterbrechen. Er stürzte sich überschlagend ins murmelnde Wasser, ohne daß ihnen etwas geschah; dafür aber hatten sie das unangenehme Vergnügen, daß sie nunmehr alle Nächte das Klatschen und Zählen vor ihrer Wohnung mit anhören mußten, bis es sich traf, daß sie vor Arger und Angst wieder einmal mitzählend einfielen, worauf sie ein lautes Gelächter vernahmen und fortan nicht weiter in ihrer Ruhe gestört wurden.

495. Die Wassernigen von Rammenau.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde. Sammlung Pittk.

Zwischen Rammenau und Röderbrunn liegen an und im Walde Teiche, der Grubenteich und der Waldscheibenteich. Aus diesen Gewässern heraus kamen in früheren Zeiten Wassernigen in die Hoffenke zu Rammenau zum Tanze. Man erkannte sie an dem nassen Schweife ihrer Kleider. War es kalt, so ließen sie sich auch an der Feuerstätte nieder, um sich zu wärmen, rieben sich die Hände und sagten: „Hu, hu, hu!“

496. Der Wassermann und der Bär in der Schliefermühle.*

Mitgeteilt von Kantor Mutschink, Demitz-Thumitz.

In der Schliefermühle am Silberbache bei Bischofswerda hatte früher der Wassermann aus dem gar nicht weit entfernten Pohlhans-teiche seinen Unterschlupf. Als er sich dort einst wieder Fische in einem Kessel kochte, an einem Tage, wo gerade ein Bärenführer mit seinem starken Tiere dort zu Gaste weilte, talpte der Bär mit seiner ungefügen Tazze in den Kochtopf, um sich einen Anteil an der Mahlzeit zu holen. Entrüstet schlug ihn der Wassermann mit seinem Rührlöffel auf die Tazzen; der Bär aber, nicht faul, versetzte ihm ein paar tüchtige Ohrfeigen, so daß der Wassermann schleunigst das Weite suchte. Diese grobe Behandlung hatte ihn aber so verdrossen, daß er von da an seinen Wohnsitz nach dem Schwarzteiche bei Birkenroda verlegte.

* Die ähnliche Sage von Kuslicks Mühle unweit Wittichenau siehe Časopis M. S. 1894, S. 98. Vgl. auch hier Nr. 583.

497. Die Nixen vom Schwarzteiche bei Ober-Puzkau.

Blük im „Sächsischen Erzähler“ (Bischofswerda), Belletristische Beilage vom 6. Januar 1893.

Im Schwarzteiche wohnte einst ein Wassermann mit seinen zwei lieblichen Töchtern. Diese mischten sich gern und oft unter die fröhliche Jugend der umliegenden Dörfer. Jedermann kannte die schönen Nixen an dem stets feuchten Saume ihrer Kleider. Oft wandelten sie nach ihrem Lieblingsplätzchen, einem Steinblocke mit ausgehöhltem Doppelsitze am Klosterberge bei Demitz, der noch lange „der Jungfrauenstuhl“ genannt wurde. Dort verweilten sie mitunter stundenlang, den Blick in die blaue Ferne gerichtet, und wenn die Nonnen von Marienstern an dem Tage des Jahres, wo dieselben gemeinschaftlich den Klosterberg auffuchten, um sich lustwandelnd daselbst zu ergehen, an ihnen vorüberzogen, so erhoben sich die Nixen ehrerbietig von den Sitzen. Sonntags abends tanzten sie mit den Jünglingen, waren aber stets vor Mitternacht verschwunden. Einstmals erschienen sie wiederum auf dem Tanzboden zu Staupitz. Da verabredeten einige Burschen, sie länger als sonst zurückzuhalten. Als die Wassertöchter unbemerkt zur Tür hinaus schlüpfen wollten, vertrat man ihnen den Weg. Lange fanden ihre Bitten kein Gehör. Endlich malte sich bange Furcht in ihren schönen Zügen. „Laßt uns hinaus“, flehten sie, „es ist heute Osternacht, und wenn wir das Wasser nach Mitternacht berühren, so ist es unser Unglück!“ „Ostern ist ja längst vorüber“, riefen die Burschen. „Nicht doch“, antworteten die Nixen, „heute ist die rechte wahre Osternacht, die ihr unwissenden Menschenkinder nicht kennt.“ Geht hinunter in den Stall und seht, wie unruhig die Tiere sind, von deren Geschlechte eins ehedem den Gottessohn seinen Leiden entgegentrug. Seht den Eseltreiber dabei sitzen, wie er seine Hände fromm zum Gebet faltet: er erkennt an dem Gebaren seiner Tiere, daß heute die rechte Osternacht ist. Laßt uns ziehn!“ Da willigten die Jünglinge endlich ein. Zwei derselben folgten neugierig den Jungfrauen, die in fliegender Hast dem Schwarzteich zueilten. Schon kam den Heimkehrenden der alte Nix entgegengewandelt und nahm die Töchter in Empfang. Am Ufer des Teiches angelangt, erhob das eine Mädchen eine Gerte und schlug damit kreuzweise über das Wasser, welches sich sogleich teilte. Ehe aber noch die erste den

Fuß hineinsetzte, verkündete der Kirchseiger leise die zwölfte Stunde. Da erhob sich ein Sturm. Stärker rauschten die Halme des Schilfes und knarrend bogen sich droben auf dem Hainberge die hundertjährigen Fichten; dann legte sich die Windsbraut; alles wurde wieder still. Der Mond lugte bleich durch schwarzgezacktes Gewölk. Nig und Nigen waren verschwunden. Nur ein langgedehnter Weheschrei drang aus der Tiefe der Flut zu den am Ufer zitternd stehenden Burschen. Nach einer Pause erscholl ein gleicher Schmerzenslaut. „Gib acht“, sagte wehmütig der eine Jüngling zu seinem Gefährten, „die kehren nie mehr wieder!“ Und er hatte recht — die schönen Undinen blieben von da aus, denn ihr Dasein war verwandelt. „Hätten wir nur das nicht getan!“ jammerten die Anstifter der Neckerei. In der Nähe des Schwarzzeiches haben sich dann oft zwei weiße Gestalten gezeigt. Fuhrleute wollen sie gesehen haben, deren Pferde an den Geistern nicht vorüber mochten, aber, mit der Peitsche angetrieben, scheu wurden und keinem Zügel mehr gehorchend, unaufhaltsam zurückjagten.

498. Die Wasserfrau und der Fleischerbursche zu Zittau.

Gräße, Bd. II, Nr. 814; nach Haupt, Bd. I, S. 55.

Oft kam die Wassermannsrau nach Zittau, um Fleisch einzukaufen. Sie pflegte dabei immer ihren Weg durch ein kleines Pförtchen in der Straßenmauer zu nehmen. Einstmals kam sie auch zu einem Fleischer und wollte ein Stück Fleisch kaufen. Als es ihr der Bursche zurecht hacken wollte, hielt sie das andere Ende fest und der Bursche hackte ihr mit seinem Beile aus Unvorsichtigkeit einen Finger ab. Die Wasserfrau schrie laut auf und rief zornig: „Warte nur, dafür sollst du noch mein werden!“, lief wehklagend davon und ließ sich nicht wieder sehen. Der Meister ließ nun den Burschen drei Monate nicht über Land gehen, um Einkäufe zu machen, damit ihn nicht etwa die Wasserfrau samt dem Vieh mordete. Aber nach dieser Zeit erlaubte er es dem Burschen und schickte ihn aus, um auf einem nahe gelegenen Dorfe ein Stück Vieh zu holen. Der Bursche mußte auf seiner Wanderung über einen ganz kleinen Graben, in dem nur ein

ganz klein wenig Wasser war. Als er da hinüberging, packte ihn die Wasserfrau, tauchte mit ihm unter und ertränkte ihn in der Pfütze.*

499. Die Wassermannsfrau und die Wehmutter.

Gräße, Bd. II, Nr. 788; N. Lauf. Mag. 1842; Anh. S. 74.

Es ging einmal in der Gegend des nach Bauzen gehörigen Dorfes Groß-Döbbschütz eine Wehmutter am See vorüber. Da begegnete ihr eine große Kröte. Die Kröte saß traurig am Ufer und sah die Wehmutter mit betrübten Augen an und bat sie, sie möchte doch mit ihr gehen, ihre Herrin sei in Kindesnöten und wolle gebären, sie würde sie gewiß reichlich belohnen. Die Wehmutter bedachte sich ein Weilchen, dann sagte sie: „Ja! ich will mit dir gehen, führe mich nur!“ Da sprang die Kröte sofort ins Wasser, das Wasser teilte sich und zeigte eine breite Treppe. Auf der Treppe aber stand ein junges Mädchen, das sagte ganz freundlich zu der Wehmutter: „Steige nur getrost hinab, es wird dir kein Leid widerfahren!“ Denn die Frau fürchtete sich. Doch sie stieg hinab ins Wasser, dasselbe schloß sich wieder über ihr und nun gelangte sie an der Hand ihrer Führerin in einen wunderschönen Palast von lauter durchsichtigen und glänzenden Kristallen, und es war alles sehr schön und prachtvoll eingerichtet, und auf einem seidnen Ruhebett lag eine wunderschöne Frau in Kindesnöten. Als alles vorüber war, da erzählte die Wöchnerin der Wehmutter, sie habe einst im See gebadet, da habe sie der Nix geraubt; anfänglich habe sie sich vor ihm gefürchtet, aber hernach sei sie seine liebe Frau geworden. Einmal kam auch der Nix ins Wohnzimmer, liebte die Frau und das Kind und belohnte die Wehmutter sehr reichlich, und außerdem ward sie da unten fürstlich bewirtet. Als alle Gefahr vorüber war, führte das junge Mädchen die Wehmutter wieder auf die Oberwelt, und das Wasser schloß sich wieder hinter ihr. Von ihrem reichlichen Lohne aber hat sie lange gelebt.

* Dasselbe erzählt man von der Wasserfrau bei Rothenburg (siehe Haupt, Bd. I, S. 56).

500. Der Wassermann in der Spree.

Časopis M. S. 1894, S. 107, übersetzt von Dr. Štik.

Bei der Papiermühle auf der Seidau fließt die Spree an felsigem Ufer vorüber. Diese Stelle nennt man „die Hornlose“ (Kólpá). Die Seidauer Jungen baden sich dort gern, weil es sehr tief ist, und erzählen sich, daß dort in der Tiefe in die Felsen lange und große Keller führen, in welchen der Wassermann seine Wohnung hat. Die Leute haben ihn auch am Ufer gesehen: ein kleines Männlein im roten Wams. Und jedesmal, wenn er sich dort zeigt, ertrinkt bald jemand in der Spree.

501. Der Kampf der beiden Wassermänner.

Časopis M. S. 1894, S. 111 ff.

Als in Ohna noch Bauern waren, diente einst beim Bauer Rohatsch der Wassermann als Knecht. Beim Antritt hatte er sich keinen Lohn ausbedungen, als daß man ihm nach sieben Jahren Dienstes einen Degen kaufen möchte. Er war ein guter Arbeiter und Haushalter; Nachbarn und Gefährten waren mit ihm wohl zufrieden. — Einst ackerte man auf einem Felde nahe bei der Spree Mist ein; alsbald hörte man, daß es im Flusse mit Backschossen klatschte, und ein Kutscher erblickte auch einen Wassermann, der mit einer Backschosse umhersprang. „Gib mir Kuchen“, rief der Kutscher. Kaum war dies geschehen, so streckte man ihm einen herrlichen Kuchen und eine Zinnkanne mit Bier heraus. Dabei aber hörte er eine strenge Stimme: „Iß und trink, aber es muß ganz bleiben.“ Der Kutscher wußte nicht, was er tun möchte, und wollte nicht essen. Da war ihm der Knecht (Wassermann) behülflich, indem er ihm erklärte: „Essen sollst du, aber herauschneiden und den Rand übrig lassen; auch trinken sollst du, aber den Kannendeckel darfst du nicht aufheben.“ Dabei bohrte er mit dem Pfeifenräumer (der Knecht rauchte gern) beim Boden ein Löchlein und steckte dadurch ein Röhrchen, welches er aus Stoppelpstrohhalmen gemacht hatte. So wurde dem Kutscher geholfen, der Kuchen nach Anordnung gegessen und das Bier ordentlich ausgetrunken, und fröhlich ackerte der Kutscher weiter. Dies sehend, sagte der erzürnte Wassermann:

„Das hat dich jener gelehrt!“ — Die sieben Jährchen waren verstrichen, und der Knecht verlangte den verdienten Lohn, einen neuen Degen. Als er den Degen erhalten hatte, sagte er seinem Hausherrn: „Dort in der Spree wohnt mein Feind; ich werde mit ihm um das Lager kämpfen! Blickt daher in den (Spree-) Kessel; falls sich rote Striemen zeigen, so wird es schlecht mit mir stehen; werden es weiße Striemen sein, so gewinne ich.“ Darnach entfernte er sich eilends, und siehe, als dort der Hausherr zur Tiefe kam, schäumte das Wasser und weiße Striemen stiegen an die Oberfläche. Der Feind war überwunden und der Knecht wurde Herr in der Spree.

502. Der Wassermann als Karpfen.

Luzičan 1867, S. 75, übersetzt von Dr. Pila.

Einst war in Gleina bei Bauzen ein Mann, welcher gern fischen ging und sich daher oft sein Netz mit den Gaben des Wassermannes füllte. Aber schließlich erwischte er den Wassermann selber. Er ging nämlich einst, wie sonst mit dem Netz, mit dem Hamen und mit Angeln zu den Bächen oberhalb Gleina, welche man „Kaučfäcke“ (kadožby) nennt.

Es war um die Mittagszeit und der Hamen war schon ziemlich voll, weil unser Fischer an diesem Tage besonderes Glück hatte. Zuletzt aber fing er noch einen über alle Maßen großen Karpfen, aber dieser war ohne Schwanz! Er steckte ihn freudig in den Fischhamen, warf den Hamen über den Arm und wollte nach Hause gehen. Unterdessen aber ward es gerade Mittag und die Fische riefen sich zum Mittagsmahle. Da und dort entstand ein Plätschern, und die Fische riefen sich zu: „Kommt, kommt, kommt!“ Als sie beisammen waren, zählten sie durch, ob sie denn alle da seien. Mit einem Male aber begann es zu rufen: „Großer Fisch ohne Schwanz, wo bist du doch — großer Fisch ohne Schwanz, wo bist du doch?“ Und siehe, da beantwortete der große Fisch im Fischerhamen den Ruf aus vollem Halse: „Ich bin im Netze beim kneipenden Krebschen! Ich bin im Netze beim kneipenden Krebschen!“ Das dünkte doch unseren Fischer etwas wunderbar, und er warf auf der Stelle den Hamen mit den Fischen und Krebsen wieder ins Wasser und machte, daß er heimkam. Furcht ergriff ihn, denn er hatte den Wasser-

mann selber im Netze gehabt, welcher sich in einen großen Karpfen verwandelt hatte. Nach jenen Gewässern aber ging betreffender Fischer um Mittag nie mehr fischen.

503. Der Kampf mit dem Wassermann.

Luzičan 1862, S. 168 ff., übersetzt von Dr. Pila.

Wenn man von Malschwitz nach Klitz geht, führt der Steig über trockene Wiesen, auf welchen sich mehrere beständig mit Wasser angefüllte Gruben befinden. Aber eine solche Grube führt ein Brücklein, und wenn man dasselbe überschritten hat, gewahrt man zur Linken ein ganz alleinstehendes Gebäude, welches man, weil dort einst ein gewisser Drab wohnte, heute noch „Drabs“ nennt. Es war ein abscheulich furchtloser Mensch, dieser Drab, der sich selbst vor dem Teufel nicht gefürchtet hätte. Er hatte aber auch einen verschlagenen Nachbar. Es war dies der Wassermann, welcher dort in den Gruben mit Frau und Kindern seine Heimstatt hatte. O, das waren hübsche Mädels, dessen Töchter, wie Milch und Blut, rotwangig, schwarzhaarig. So oft sie einem Burschen in die Augen schauten, loderte dessen Herz, als ob Nadelholz angezündet würde. Und konnten die tanzen! Manchmal kamen sie in die nahen Dörfer zu Biere, und wie sie nur über den Tanzboden schwebten, diese Wassermanns Töchter! Daran aber waren sie leicht zu erkennen, daß sie jedesmal den Saum des Rockes feucht hatten. Sie ließen sich auch oft von den jungen Burschen heimgeleiten, und immer, wenn sie sich auf den Heimweg begaben, schwangen sie eine Rute in der Hand, mit welcher sie, zu Hause angelangt, über das Wasser klatschten, daß es sich zerteilte und sie auf trockenem Wege in ihr kristallenes Schloßchen eingingen. Mit ihnen war ein guter Umgang, jedoch nicht mit ihrem Vater; das war ein Mordsschelm.

Einst ging Drab aus Malschwitz nach Hause. Als er die jetzt trockenen Wiesen betrat, nahte sich ihm der Wassermann. Drab kannte ihn nicht und ließ sich mit ihm ins Gespräch ein. Lange aber dauerte es nicht, so waren sie im Streite. Worüber sie geredet hatten, was sie veranlaßte übereinander herzufallen und sich zu ohrfeigen, wissen wir nicht; nur das wissen wir, daß Drab keine Widerrede vertragen konnte und der Wassermann auch nicht ein

solcher war, der sich das letzte Wort hätte nehmen lassen. Genug darüber, von den Reden kam es zum Beschimpfen und von diesem zu Schlägen. Sie rangen und balgten sich höllisch; bald war dieser Herr, bald jener. Am meisten aber gewann Drab. Als der Wassermann eine ziemliche Zeit den Erdboden hatte küssen müssen, erhob er sich wieder und bei allem Spreizen grub er mit der Ferse — er war nämlich barfuß — in die Erde, ob er nicht ein wenig Feuchtigkeit anträfe, denn alsdann wäre er Herr gewesen. Er konnte nur dort Sieger und Herr sein, wo es feucht war. Weil es aber nicht mehr weit zur Grube war, suchte er den Drab bis dorthin zu ziehen, jedoch gelang ihm dies nicht, denn Drab hielt ihn fürchterlich fest. Plötzlich stellte ihm Drab ein Bein; der Wassermann wälzte sich wie ein Klotz, und Drab, welcher eingesehen hatte, mit wem er's zu tun habe, kniete ihm auf die Brust und sagte: „Jetzt ergib dich, Wasserunflat, und versprich mir, daß du mir nie und nimmermehr über den Hals kommst!“ Der Wassermann bedachte sich nicht lange, stieß das abgenötigte „Ja“ hervor, worauf ihn Drab losließ. Darauf flog er, was er nur konnte, heim und plumpfte wie ein Frosch in seine Grube.

Dem Drab hat er sich niemals mehr gezeigt. Damit er sich aber nicht irgendwie rächen möchte, gab er nicht zu — dafür war er Beherrscher der Gewässer —, daß Wasser auf jene Wiesen, auf welchen er so unglücklich gekämpft hatte, trete und sie bewässere, und so sind auch diese Wiesen, auf welchen er bei seinem Balgen mit Drab keine Feuchtigkeit finden konnte — bis zum heutigen Tage trockene Wiesen geblieben.

504. Der Wassermann hilft einem Armen.

Luzica 1888, S. 7, übersetzt von Dr. Pflk.

Bei Niedergurig gibt es tiefe Wasserlöcher. Diese Gegend heißt „Teufelsort“. Dort hat es einst gescheucht, und der Wassermann ist dort auch gewesen. Einmal ging dort ein armer Mann vorbei, welcher gern Korn säen wollte; er hatte aber weder Korn noch Geld. Daher war er sehr traurig. Da begegnete ihm der Wassermann und fragte ihn, was ihm sei. Der arme Mann klagte ihm seine Not. Der Wassermann sagte: „Ich kann dir helfen; komm morgen abend, wenn der Mond aufgehen wird, zu der

großen Eiche beim Wasser, dort wo sich der Wasserwirbel dreht. Dort findest du, was du brauchst; aber übers Jahr mußt du mir an demselben Tage und zu derselben Zeit wiedergeben, was du morgen abend von mir haben wirst.“ Am andern Tage abends kam der arme Mann, wie es angeordnet war, und fand dort unter der Eiche zwei Säcke Korn. So war ihm geholfen. Er aber vergaß den ausbedungenen Tag nicht und stellte nach einem Jahre zwei Säcke Korn unter die Eiche. Von dieser Zeit hatte der arme Mann beständig Getreide genug.

505. Das Wehr hinter Guttau.

Luzičan 1886, S. 183 ff., übersezt von Dr. Pila.

Hinter dem Guttauer Hofe ist der Fluß ziemlich breit und tief, und dies zum Teil auch deshalb, weil er von zwei Wehren angespannt ist. Das Löbauer Wasser und der Albrechtsbach senden mächtige Wellen in denselben, besonders in der Frühlingszeit, wenn auf den Bergen der Schnee taut. Eins dieser erwähnten Wehre nennt man „Das steinerne Wehr“, weil es ganz aus Steinen erbaut ist. Von demselben erzählt man sich folgendes:

Zur Zeit, als man das erwähnte steinerne Wehr erbaute, breitete der Wassermann seine Herrschaft in den Guttauer Gewässern mächtig aus. Er hatte vielleicht in anderen Gegenden seine Macht verloren, und daher war er jetzt sehr böswillig, so daß er keine Fesseln dulden wollte, welche ihm die Leute nicht selten anlegen wollten. Kein Wunder deshalb, daß er über den Bau des steinernen Wehres sehr ärgerlich war und daß er garstig auf den Bau schaute. Die Sache wollte ihm nicht in den Kopf. Mit solchen unzufriedenen Gedanken riß er jede Nacht ein, was die Leute am Tage erbaut hatten. Daher geschah es, daß man das Wehr niemals fertig baute. Dies dünkte den Maurermeister doch sehr wunderbar, und überdies war die Angelegenheit schließlich verdrießlich. Er wurde deshalb unzufrieden und ganz tiefsinnig. — So saß er einst mittags in tiefen Gedanken da und blickte traurig auf die Trümmer des Wehres. Und siehe, da nahte sich ihm irgend ein Männlein, alt und ergraut, das eine rote Mütze auf dem Kopfe hatte. Das alte

Männlein aber war niemand anders als der Wassermann selber. Dieser zeigte auf das Wehr, und das machte den Meister noch trauriger. Doch der Wassermann wußte auch Hilfe, und er sprach, daß er das Wehr in Ruhe lassen wollte, falls ihm der Meister seinen Wunsch zusage. Er verlangte nämlich, daß die erste Seele, die nach des Wehres Fertigstellung in dessen Nähe ins Wasser ginge, ihm gehören sollte. Das hatte der Meister endlich versprochen und deshalb befohlen, daß sich alle zu baden hätten, wenn das Wehr vollendet sein würde; und hierzu setzte er noch eine bestimmte Stunde fest und ging darauf hinweg. Das Wehr aber wurde zeitiger fertig und die müden Arbeiter begaben sich in das laue Gewässer, daß sie sich die Glieder erquickten, und siehe, des Meisters Sohn war unter ihnen. Der Vater aber dachte, daß derselbe irgendwo anders sei. Und gerade diesen verlangte der Wassermann als erstes Opfer der väterlichen Abereilung — der unglückliche Sohn versank! Blut und große Blasen wirbelten gerade aus der Tiefe auf, als der Vater zum Wehre hinkam. Da sprang der Vater seinem Sohne nach und blieb auch in der Tiefe. Dies war das zweite Opfer, welches der Wassermann in diesen Gewässern forderte. Doch hat seine grobe Herrschaft dann bald geendet, denn auch hier hat man ihn später vertrieben. Das Wehr aber steht noch bis zum heutigen Tage, und das Wasser rauscht mächtig über daselbe hin.

506. Der Wassermann begehrt den Sohn einer Witwe.

Luzičan 1867, S. 29, übersetzt von Dr. Pflk.

Bei dem steinernen Wehre hinter Guttau befanden sich am Ende des 18. Jahrhunderts Fischhälter. Jetzt aber ist dort nichts mehr von ihnen zu sehen, sondern an dessen Stelle spiegeln sich goldene Ahren in der nahen Tiefe. — Bei den Hältern stand auch ein Haus, in welchem einst ein Fischer wohnte. Zuletzt aber bewohnten dieses alte Gebäude zwei arme Witwen, und eine von ihnen hatte auch noch ihren Jungen bei sich. Der Wassermann aber hatte die Herrschaft in den nahen Gewässern. Niemand durfte seine Gesetze übertreten, und diese waren manchmal seltsam genug. Doch wen er lieb hatte, dem erzeigte er sich gnädig und teilte mit ihm seine Wassergaben. So schloß er auch Freundschaft mit den

beiden Witwen, und nicht selten ging er zu ihnen auf Besuch. Er kam niemals leer, sondern brachte ihnen jedesmal Fische und Krebse mit, daß sie diese sich und dem Jungen kochten. Bei solchen Abendmahlzeiten führte der Wassermann verschiedene unklare und dunkle Reden, daß sich die Witwen zuletzt vor ihm fürchteten und dem Jungen sich die Haare auf dem Kopfe sträubten. — Einstmals fragte er sie, was sie ihm für die erwiesene Güte gäben? Sie rieten hin und her, bis sie endlich sagten, daß er doch Gnade mit ihnen haben sollte, weil er doch wüßte, daß sie selber nichts hätten. Darauf antwortete der Wassermann: „Nun, eine Seele habt ihr doch!“ Und damit ging er fort. Die unglücklichen Frauen wußten vor Schreck nicht, was sie anfangen sollten. Am andern Tage versperrten sie die Türe, so daß der Wassermann nicht hinein konnte. Auch am dritten Tage pochte er vergeblich an die Türe, und weil man ihm nicht öffnete, so ging er zornig hinweg und wünschte ihnen Unheil. — Längere Zeit hatten jetzt die Witwen Ruhe vor dem Wassermann. Einst aber lief der Junge nach Wasser und fand am Wasser auf einem Stege einen Kamm liegen. Der Kamm aber gehörte niemandem anders als dem Wassermann. Er hatte ihn in Gedanken liegen lassen. Der Junge hob ihn auf und kehrte nach Hause zurück. Geschwind kroch darauf der Wassermann aus dem Flusse, eilte hinter dem Jungen her und rief: „Hólčko wjesel, daj moj česell!“ („Fröhliches Anäblein, gib mir mein Kämmlein!“) Der Junge erschrak auf den Tod, bevor er auf die Haustürschwelle gelangte, doch entwischte er noch dem Wassermann, welcher ihn von dem Stege hinunter ins Wasser hatte stoßen wollen, wenn er sich nicht beim Krebsfange ein wenig verspätet gehabt hätte.

507. Der Nig zieht aus.

Časopis Mačicy Serbskeje 1894, S. 110, übersezt von Dr. Pilla.

Auf der Nimschüker Viehweide ist eine Lache, wo die Gänse hin laufen gehen. Früher war sie größer, jetzt entwässert sie sich mehr und mehr, so daß sie beinahe ausgetrocknet ist. Dort hat einst der Wassermann seine Wäsche gewaschen und am Ufer getrocknet. Einmal haben die Leute bei dieser Lache einen Wagen stehen sehen, auf welchen der Wassermann mit seiner Frau Geräte

gelegt hat. Als aber der Wagen voll wurde, haben ihn die Leute nach den „Měšćankow“ fahren sehen. Die „Měšćanki“ heißt eine Wiese, über welche ein Steig von Niedergurig nach Nimschütz führt. An dieser Stelle ist die Spree, welche dort vorbeifließt, grundlos, und dort ist damals der Wassermann mit seinem Gerät verschwunden.

508. Die ertränkte Braut.

Luzičan 1876, S. 53.

Im Commerauer Teiche bei Jetscheba waren einst junge Mädchen, unter ihnen auch eine Braut. Diese bemerkte am gegenüberliegenden Ufer schöne Wasserlilien. Daher kroch sie aus dem Teiche heraus und an jenem Ufer, wo die schönen Blumen standen, wieder hinein.

Die Gefährtinnen, welche nicht weiter auf sie geachtet hatten, sahen sie plötzlich nicht mehr. Als sie deshalb nach ihr zu suchen angingen, fanden sie die Braut ertrunken. Weil sich aber um ihre Füße herum in blauen Flecken die Finger menschlicher Hände ganz deutlich ausprägten, so erkannten sie daraus, daß der Wassermann die Braut ins Wasser gezogen hatte.

509. Der Wassermann als buntes Kalb und weißer Mann.

Luzičan 1876, S. 36, übersezt von Dr. Pflk.

Im Commerauer Teiche waren einst Sonntags Commerauer Mädchen im Grase. Plötzlich wälzte sich vor ihnen im Wasser ein buntes (scheckiges) Kalb. Dies schien ihnen nicht mit rechten Dingen zuzugehen, daher sagten sie: „Wollen wir lieber heimgehen.“ Als sie sich aber zum Ufer zurückwendeten, da ging dort ein weißer Mann umher, und die Mädchen konnten nicht vom Flecke. Ihr Glück indessen war es, daß Jetschebaer Burschen dazukamen, vor welchen der Wassermann floh.

510. Der Jungfernteich.

Luzičan 1868, S. 142 ff., übersezt von Dr. Pilik.

Etwa eine Viertelstunde nach Süden von Holsch-Dubrauke findet man auf den Lippaer Liegenschaften einen großen, tiefen Teich, ringsherum mit Wald umgeben. Wie man sich aus alten Zeiten erzählt, gingen einst drei wendische Mädchen aus genanntem Dorfe aus, daß sie sich im nahen Walde etwas Gras für ihr Vieh schnitten. Es war dies aber zu der Zeit, wo der Wassermann auch in den dortigen Gewässern seine Herrschaft hatte. Als sie in die Nähe des genannten Teiches kamen, sahen sie an den Ufern desselben drei schön rote, gedruckte Tücher auf dem Wasser schwimmen. Diese aber gefielen ihnen sehr. Daher begaben sich die drei Mädchen in den Teich nach den Tüchern. Doch diese schwammen immer weiter und weiter von ihnen; die Mädchen aber streckten herzhaft die Hand nach ihnen aus, um sie zu fangen, bis sich zuletzt Tücher und Mädchen verloren. Dieser Begebenheit halber heißt genannter Teich bis zum heutigen Tage „Jungfernteich“.

511. Der Wassermann als weißes Kind.

Luzica 1883, S. 39, übersezt von Dr. Pilik.

Vor nicht zu langer Zeit ging der Wassermann als weißgekleidetes Kind über die Prischwitzer Wiesen vom Schwarzwasser bis zu Krahls Borne, und es haben ihn viele Leute gesehen. Wenn sie ihm aber nachgegangen sind, ist er ins Wasser gesprungen, daß es nur so geplumpft hat. Einst hat sich eine Schar junger Prischwitzer erdreistet, daß sie ihn fangen wollten. Sie gingen am Bache aufwärts und schnitten dem Wassermann die Zuflucht nach dem Bache ab. Da verschwand er in erwähntem Brunnen.

512. Die weinende Wasserfrau.

Luzica 1883, S. 39, übersezt von Dr. Pilik.

Ein junges Mädchen hütete Röhre auf der Wiese beim Bache Czorniza oder Schwarzwasser unweit Prischwitz. Da kam zu ihr

der Wassermann und überredete sie, daß sie endlich in die Ehe mit ihm willige. Sogleich führte er sie nach dem Bache. Das Wasser teilte sich vor ihnen, und auf einem mit grünem Schilf bewachsenen Pfade begaben sie sich in ein schönes unterirdisches Schloß. Dort befand sich die junge Wasserfrau wohl und gebar ihrem Manne mit der Zeit sieben Söhnlein. Als sie aber das siebente in der Wiege schaukelte und ihm alte wendische Liedchen dabei vorsang, erinnerte sie sich an ihre jungen Genossinnen, an Eltern und an Schwestern, und ihr kam das Heimweh an. Da bat sie den Wassermann innig, ob sie nächsten Sonntag einmal in die Kirche gehen dürfte. Nach langem Bitten willigte der Wassermann darein, doch verbot er ihr mit teuflischem Drohen, daß sie auf dem Gange da und dort niemanden grüßen, mit niemandem sich unterhalten, in der Kirche nicht niederknien und kein Vaterunser beten sollte. Ihm dies versprechend, ging die Frau zur Kirche. Jedoch als sie auf die schöne Erde kam, das herrliche Land ringsum sich beschaute, welches sie so lange nicht mehr gesehen hatte, und dazu noch alte bekannte Gefährtinnen traf, vergaß sie alle Versprechungen. Aus der Kirche gehend eilte sie heim. Da gedachte sie ihrer Übertretung und es ward ihr bange ums Herz; am liebsten wäre sie nicht mehr zurückgekehrt, doch konnte sie ihre sieben Kindlein im Herzen nicht vergessen. Daher ging sie mannhaftig ins Wasser. Als sie heimkam, hatte der Wassermann in seiner teuflischen Bosheit schon sechs Söhnen die Köpfelein umgedreht und gerade riß er den siebenten aus der Wiege. Diesem erhielt die Mutter mit ihrem angstvollen Bitten das Leben, doch ist sie nie mehr auf die Oberwelt gekommen. Ihr Weinen aber um jene sechs Kindlein hören die Leute oft, wenn sie am Bache nachts vorbeigehen.

513. Der Gemeindestein.

Časopis M. S. 1894, S. 103 ff.

Nabe bei Miltiz steht ein Stein, ungefähr acht oder neun Ellen hoch, welcher die Gestalt eines sitzenden Frosches hat. Die Miltizer nennen ihn „Frosch“ oder „Gemeindestein“, weil er sich auf Gemeindegund befindet. Nach alter Erzählung hat dieser Stein

nicht immer dort gestanden, sondern ist vom Wassermann hingewälzt worden. Der Wassermann hatte seine Wohnung bei den Gemeindesträuchern im tiefen Kessel unterhalb Kullmanns Steinbrücken. Er kam längs des Baches oft ins Dorf. Die Miltizer fürchteten ihn nicht, weil er ihnen aus der Not half und niemals unrecht tat. Manches liebese Jahr dauerte solche Einigkeit und der freundliche Umgang. Doch endlich zeigte sich die Bosheit des Wassermannes. — Ein gewisser H. war ein ziemlicher Säufer; weil er aber im Dorfgasthause keine Gesellschafter hatte, ging er nach Nebelschütz. Dort verfaß er oft den ganzen Abend und mußte dann in der Nacht auf unangenehmem Steige heimgehen; weil er ziemlich furchtsam war, nahm er beständig jemanden mit. Einst konnte er keinen Begleiter bekommen, darum ging er wackelnd allein. Bevor er zu Saratschens kam, wurde er gewahr, daß jemand vor ihm liege. Etwas furchtsam rief er: „Wer da?“ — „Ich“, antwortete es mit bekannter Stimme. H. erschrak, da er den Wassermann erkannte; obgleich er ihn sonst kannte, fürchtete er ihn doch in der Nacht. „Wo bist du herumgelaufen, daß du so spät nach Hause gehst?“ fragte er ihn. „Beim Fischen habe ich mich etwas verspätigt“, antwortete der Wassermann. Darauf erwiderte H.: „Recht hübsch, daß wir uns begegnet sind; wir können zusammen gehen. Ich habe ohnehin keinen Begleiter und über das Brücklein ist ein gefährliches Gehen. Wenn wir zwei sind, können wir einander helfen.“ Im Weitergehen erzählte er, daß er sich sonst einen Mann mitnehme, der ihn für zwei Dreier nach Hause begleitete, daß er ihn aber diesmal nicht haben bekommen könne. Der Wassermann sagte: „Gib mir diese zwei Dreier und ich werde dir immer bis Nebelschütz entgegenkommen.“ Damit war H. zufrieden und alles war ausgemacht. Lange Jahre wandelten sie nun freundlich zusammen; dabei wurde H. ein immer größerer Säufer, und sein Geld wurde langsam hinausgeschleudert. Es begab sich deshalb manchmal, daß ihm die Dreier kaum fürs Bier zureichten und daß er dem Wassermanne schuldig bleiben mußte. Doch dieser begnügte sich mit dem Versprechen, daß er seinen Lohn erhalten werde, wenn H. wieder mehr Geld haben werde. Mit der Zeit blieb der Bauer sehr oft schuldig, so daß die Schuld schon auf ziemlich viele Dreier gestiegen war; der Wassermann wurde deshalb unzufrieden und verlangte Woche um Woche Abfindung. H. aber bat ihn immer,

daß er noch ein wenig warten möchte. Einst gingen sie wieder zusammen, und der Bauer war ziemlich angeraucht. Als sie schon über das Brücklein weggegangen waren und der Wassermann wieder streng mahnte, erboste sich H. und begann ihn zu schmähen. Der Wassermann, ob schon er auch böse geworden war, konnte ihm nichts anhaben; er war wohl nicht nahe beim Wasser. Deshalb erwiderte er auch nichts und führte den Bauer noch bis zum Gemeindegebüsch; dort schied er, und H. vernahm bald ein wildes Gekicher. Jetzt fing er an, sich vor dem Wassermann zu fürchten, bedenkend, daß er ihn in die Wuhroda hinabziehen könnte. In solchen Gedanken lief er im Sprunge, damit er ihm entflöh, und gelangte glücklich heim. Aber Nacht hatte er alle Angst vergessen. Früh, als er auf den Hof trat, um aufs Feld zu gehen, hörte er von neuem jenes wilde Gelächter, und erschrocken schaute er zum Tor hin, von woher das Lachen kam. Dort erblickte er den Wassermann im grünen Wams und roten Käppchen mit einem großen Steine, mit welchem er ihm grade das Tor verrammeln wollte. Des Ungemachs gedenkend, welches ihm daraus hätte entstehen können, ermannte er sich und begann dem Wassermann gut zuzureden und ihm einen Lohn zu versprechen. Dieser wollte anfänglich von nichts wissen, doch schließlich sagte er: „Ich trage ihn weg, falls euer Hahn in neun Minuten kräht; sonst mußt du mir neun Laibe Brot geben.“ Der Hahn krähte, und der Wassermann trug den Stein fort und warf ihn in die Gemeindesträucher nahe beim Nebelschützer Steige. Andere erzählen, daß er den betrunkenen H. ins Wasser zog und erstickte, weil er ihn immer geschmäht hat, wenn er betrunken nach Hause gegangen ist.

514. Der Wassermann als Bäcker.*

Lužičan 1871, S. 78, übersetzt von Dr. Wilk.

Als noch die Mittagsfrauen ausfragten, Gottes Wehklagen da und dort weinten, Geister mit Gelde spielten, der Tod sich erhob, Irrgeister die Leute verführten und Gespenster sie scheuchten, damals hat auf der Welt auch der Wassermann gelebt mit seiner

* Die gleiche Sage wird erzählt vom Teiche am Rhojmjan-Berge bei Jestscheba (Bauzen). Lužičan 1876, S. 50.

Frau. Wer konnte nicht in seiner Heimat irgend ein Flößchen oder Teich, wo einst, wie die Sage erzählt, der Wassermann im roten Rappchen und Luchrock weilte? Wer hätte sich nicht als kleines Kind in acht genommen vor der oder jener tiefen Stelle im Bache, wo der Wassermann immer lauert, wie er jemanden am Fuße ergreifen und ins Wasser ziehen könnte?

Einst aber waren die Wassermänner nicht so böse, wie sie die Kinder kennen; sie traten auch aus dem Bache hervor und ließen sich mit den Leuten ins Gespräch ein. Ein solcher war auch im Neubaseltzer Teiche bei Ramenz, über dessen Größe man im Volke erzählt, daß ihn ein Reiter im Trabe innerhalb eines Tages nicht umreiten könne. — Bei ihm ackerte einst ein Kutscher. Jedesmal, wenn er hinabfuhr, hörte er im Teiche mit Ruchenschaufeln rasseln. Er dachte sich sogleich, daß im Teiche der Wassermann wohne und grade Kuchen backe. Verwegen rief er deshalb in den Teich: „Wenn ihr Kuchen backt, so bringt mir auch einen, denn ich bin hungrig.“ Als er herum war, lief aus dem Teiche das Wassermännchen in roter Tracht herzu mit einem Tischchen, auf welchem ein herrlicher Kuchen lag und ein Glas Bier stand, und sagte zum Kutscher: „Diesen Kuchen mußt du essen, ohne daß du ihn anschneidest, und das Bier mußt du austrinken, das Glas aber darfst du nicht anrühren!“ Dies sagend, sprang er wieder in den Teich. Der Kutscher überlegte eine Weile, wie er dies mache, und dann machte er es so: Aus dem Kuchen schnitt er das Mittlere heraus und aß es; darauf machte er sich ein Röhrchen aus Schilf und saugte durch dasselbe das Bier aus dem Glase. Dadurch hatte er weder den Kuchen angeschnitten, noch das Glas angerührt. Als er so fertig war, lief das Wassermännlein wieder herzu, nahm das Tischchen und sagte zum Kutscher: „Der Teufel hat dich klug gemacht!“ und lief ärgerlich davon. Denn, hätte der Kutscher es nicht vollbracht, würde ihn der Wassermann mitgenommen und ihm den Hals umgedreht haben. (Vgl. Nr. 501.)

C. Dämonen- und Göttersagen.

232

I. Tierdämonen.

515. Der Otterkönig bei Delsnitz.

V

Gräße, Bd. II, Nr. 710.

Ein Ritter hatte die Krone des Otterkönigs, nach der lange sein Begehrt gestanden, glücklich in seinem weißen Tüchlein und saß schon auf dem Pferde, als der Otterkönig den Diebstahl gewahrte und so laut pfiß, daß überall die Ottern hervorsprangen und dem Reiter nacheilten. Um dieser gefährlichen Verfolgung zu entgehen, sprang er in die Elster und schwamm hindurch. Wohlbehalten kam er in seiner Behausung an und freute sich seines gelungenen Raubes. Als er aber in den Stall ging, um nach seinem Pferde zu sehen, wand sich aus dem Schweif desselben eine Otter los, die sich hineingehängt hatte, und stach ihn, daß er sterben mußte. So wurde der Raub des Krönleins sein Verderben.

516. Der Bindwurm bei Syrau.

Gräße, Bd. II, Nr. 680.

Vor vielen hundert Jahren hauste ein scheußliches Ungeheuer im Walde bei Syrau. Das hatte einen Leib wie eine Schlange, mit starken Schildern bepanzert, und wenn es mit seinen Drachensflügeln den Leib schlug, machte es ein Getöse wie zehn Mahlgänge. Den ganzen Tag lag es im Walde, und wen es sah, den zermalnte es mit seinen fürchterlichen Zähnen und briet ihn an dem Höllenfeuer, das aus seinem Rachen fuhr. Weder Mensch noch Tier war vor ihm sicher. Da aber die Bauern es nicht zu bezwingen vermochten, schlossen sie einen gültlichen Vergleich mit ihm ab: es solle alle

Wanderer, welche diese Straße zögen, auffressen, die Syrauer aber ungeschoren lassen. Das ward rüchbar im ganzen Land und niemand betrat mehr die gefürchtete Straße. Hunger aber tut weh, dem Tiere wie dem Menschen, und so wagte sich das Ungeheuer wieder an die sich ängstigenden Syrauer. Alltäglich hofften diese unter Flehen und Beten auf die Ankunft des tapfern Ritters St. Georg, der den Lindwurm töten sollte, allein es zeigte sich keine Spur von dem Heiligen, soviel sie auch Messen lesen ließen. So mußten sie sich denn einstweilen drein ergeben und jeden Tag dem fürchterlichen Ungeheuer einen Menschen vorwerfen. Der kranke Gürge opferte sich freiwillig dem Tode. Da aber dieses weiter keiner nach ihm tun wollte, so mußten die Bauern durchs Los bestimmen, wer der nächste Unglückliche sein sollte. Schon waren einige diesem grausamen Schicksale verfallen, als auch die schöne Elsbeth, die Tochter des größten Bauern, das entseßliche Los treffen sollte; schon am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang sollte sie dem Drachen vorgeworfen werden. Als man ihr dies ansagte, ward sie totenbleich, denn sie hatte den schmucken Hans in ihr Herz eingeschlossen und wurde von diesem aufs zärtlichste wieder geliebt. Hans sagte kein Wort, ging fort, nahm eine Heugabel, schloß und pfiß bis tief in die Nacht hinein. Und als nach dem dritten Hahnenschrei das Mägdlein hinausgeführt ward und alles weinte, denn die Elsbeth war so gut, da kam ihnen ein Mann entgegen, der eine lange Gestalt hinter sich herzog, die Heugabel auf der Schulter tragend. Ein Freudenschrei durchbebte bei diesem Anblick die kühle Morgenluft, da man den Hans erkannte, der den Drachen im Schlafe erwürgt hatte. Elsbeth war die glücklichste Braut unter der Sonne, und die Syrauer baueten zum Gedächtnis dieser Tat eine Kapelle „unserer lieben Frauen“. Deren Glocke hängt noch heute auf dem Syrauer Kirchturme. (Vgl. Nr. 1256.)

517. Das Hochzeitsgeschenk des Otterkönigs.

Eifel, Sagenbuch d. Vogtl., Nr. 415.

In einem Dorfe des sächsischen Vogtlandes hatte eine arme Viehmagd eine Otter aus den Milchnäpfen saufen sehen, und weil

sie dies nicht leiden mochte, hatte sie ihr durch mehrere Jahre hindurch lieber immer gleich ihren Napf für sich hingestellt. Wie die Maid nun heiratete, kam die Otter, lang wie ein Rechenstiel, in die Hochzeitsstube. Die Anwesenden erschrakten, die Braut aber erkannte ihre alte Bekannte und ließ es zu, daß sie sich ihr auf den Schoß legte. Als die Otter aber das Zimmer wieder verließ und die Braut aufsteht, fällt etwas von ihrem Schoße, und siehe, es war eine Otterkrone! Den König August den Starken, der davon hörte, wandelte Lust an, diese Krone zu erwerben; lange nun wollte die arme Frau nichts davon hören, und sie trennte sich auch nicht eher von dem Andenken der Otter, bis ihr ein Rittergut dafür geboten wurde. Seitdem lebte sie nun herrlich und in Freuden.

Im königlichen Grünen Gewölbe aber wird ein goldenes Ei aufbewahrt, in dem man beim Öffnen eine kleine goldene mit Diamanten und Perlen besetzte Krone findet. (Vgl. Gräße, Bd. I, Nr. 129.) Das soll die Krone des Otterkönigs sein.

518. Der Otterkönig bei Liebshwitz.

Eifel, Sagenbuch d. Vogtl., Nr. 409.

Der Otterkönig, der sich auf dem Zoitzberge bei Liebshwitz aufhält, trägt eine goldene Krone und läßt zuweilen seine pfeifende Stimme hören. Wenn er alle Ottern, die zu seinem Bereiche gehörten, zusammenberief, bildeten sie einen ungeheueren Klumpen, wie ihn die Eltern noch jetzt lebender Personen einst bei der Krähenhütte angetroffen haben. (Diese Hütte lag bei der früher einsam im Walde stehenden Kirche von Taubenpreskeln.) Für gewöhnlich aber hielt sich der Otterkönig bei einer starken Quelle, die jetzt Rothens Teich speist, auf, und dieser liegt am Fußwege zwischen Taubenpreskeln und dem Zwöchner Gute, dicht am Büchsenberge. Gar gern hätte hier einmal einer die Krone genommen, die er wie den Busch eines Pfauen beschrieb; aber darnach zu schlagen, getraute er sich doch nicht. Jetzt hat sich der Otterkönig lange nicht mehr dort sehen lassen.

E **519. Der Basilisk zu Zwickau.**

Nach Agricola de anmantibus subterraneis, Witenbergae MDCXIV.

Zu Zwickau soll ein Basilisk gewesen sein, der durch sein Gift etliche Menschen getödet hat, weshalb die Türen des Raumes, in dem er sich befand, geschlossen und dieser mit einer Mauer umhegt wurde. Das Volk behauptet aber, daß der Basilisk wider-natürlicherweise aus dem Ei entstehe, das ein Hahn gelegt hat.

520. Der Kaschauer Wurm.

Chr. Lehmann, Collectanea, S. 249.

Anno 1650 wollte ein Bauer in der Kaschau bei Schwarzenberg im Wildzaun eine alte Säule mit einer neuen auswechseln. Als er die alte ausgehoben, sah aus dem Loch ein armdicker Wurm, ellenlang, mit großen und feurigen Augen in einem Rakenkopf, daß der arme Mann davon erschrak und davon lief. Der Wurm hat sich hernach verloren. Ex. p.

O **521. Der Otterkönig am Aischeborn.**

Meiche, Sagenbuch der Sächf. Schweiz, Nr. 4, Beilage zum „Grenzblatt“ Nr. 30, Sebnitz 1893.

Auf dem, den Sebnitzer Finkengütern gegenüberliegenden, zu Böhmen gehörigen Bergwalde quillt der sogenannte Aischeborn. Alljährlich am Johannistage, mittags zwischen 12 bis 1 Uhr, findet dort eine Generalversammlung sämtlicher Ottern aus der Umgegend statt, welche der Otterkönig mit goldenem Krönlein auf dem Haupte leitet. Wer an dem Orte ein weißes Tüchlein ausbreitet, dem legt der Otterkönig seine Krone darauf; aber nur wer reinen Herzens ist, darf das Geschenk ungestraft annehmen.

522. Der Basilisk in Budissin.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 79; Gräve, Volksagen, S. 82; Budissin. Chronik. N. L. M., Bd. 36, S. 178.

Wenn ein Hahn 20 Jahr alt ist, legt er ein Ei in den Dünger, welches dessen Wärme ausbrütet und ein Geschöpf erzeugt, das die Gestalt eines Huhns, die Flügel eines Drachen, den Schwanz einer Eidechse, den Schnabel eines Adlers, die Klauen eines Tigers und überdies eine rote Krone auf dem Kopfe und lauter schwarze Borsten am ganzen Körper hat. Seine Augen sind grün, und wen es ansieht, der wird durch seinen Blick vergiftet. Solch ein Ungetüm nennt man einen Basilisken.

Eine alte Budissiner Chronik meldet von einem solchen folgendes: Aus dem von den Fleischbänken in Budissin zur Schülergasse führenden, links die Ecke bildenden Hause ist einst ein schrecklicher Basilisk, der mit seinem Anblick viele Menschen vergiftet, auch sonst allerhand Unheil angestiftet, getreten, bis endlich ein kluger Mann sich über und über mit Spiegeln behangen hat, worin das Ungeheuer geblickt, darauf geborsten und somit durch sein eigenes Gift getötet worden ist.

523. Der Haselwurm.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 75; Frenzel, hist. nat. II, 1027 msc.; N. L. M., Bd. 36, S. 179.

Ums Jahr 1598 hat sich an der schlesischen und oberlausitzischen Grenze ein greulicher Wurm oder Drache, etliche Ellen lang, mit grün und gelbem Leibe, am Kopfe wie eine Rahe gestaltet, eine geraume Zeit in Bergen und Gebüschern sehen lassen und ist den Leuten, die nach Pilzen und Haselnüssen ausgegangen sind, nachgeschlichen, hat auch zwei Mägdlein, die um jene Zeit verloren gegangen, zweifelsohne aufgefressen.

II. Bergdämonen.

Vgl. auch Gespensterfagen.

E 524. Der Berggeist bestraft einen Kunstwärter.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 155.

Nahe bei „Sieben-Schlehen“ bei Neustädtel befand sich ein Schacht, in welchem folgendes geschah: Als der Kunstwärter daselbst das Kunstzeug einölte und dabei an den Hauptzapfen kam, ließ sich ein Gesicht an der Wand sehen, welches sprach: „Diesen Zapfen schmiere ich.“ Der Kunstwärter gehorchte und ließ von da an diesen Zapfen unberührt, bis er doch einmal das Gebot übertrat. Kaum hatte er den Hauptzapfen eingeölt, so geriet er mit dem rechten Arme in das Kunstzeug, welches ihm den Arm abriß. Doch empfand er dabei nicht den geringsten Schmerz, und die Wunde blutete auch nicht. Als er den weggerissenen Arm aufhob, erblickte er das Gesicht an der Wand wieder; dasselbe sah ihn höhnisch an, ohne etwas zu sprechen.

525. Der Berggeist in der Grube „Sieben-Schlehen“ bei Neustädtel.

Röhler a. a. D., Nr. 155.

Es war eines Jahres am 24. Dezember, als ein Bergmann in der Grube „Sieben-Schlehen“, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, getrosten Mutes einfuhr. Rüstig ging er an seine Arbeit. Da gegen Mitternacht ließen sich in der Ferne Schritte vernehmen, und der Bergmann glaubte, einer seiner Gefellen komme, um ihn abzulösen. Doch als das „Gappen“ näher kam, erblickte er einen

Mann, der trug an der Brust eine goldig funkelnde Blende mit einer Kerze darin; seine Kleidung war dunkel bis auf die weißen Strümpfe; an den Füßen hatte er glänzend schwarze Schuhe, und der Kopf war mit einem Hute, ähnlich den Napoleonshüten, bedeckt. Sein Gesicht konnte jedoch der Bergmann vor Glanz nicht sehen; nur das eine sah er, daß ein silberweißer Bart bis auf die Brust herniederhing. Die Erscheinung blieb vor ihm stehen und sagte nichts, leuchtete ihn aber an und kehrte auf demselben Wege zurück. Als der Bergmann am anderen Morgen von seinem Begegnis erzählte, sagten ihm seine Gefellen, das sei der Berggeist gewesen.

In demselben Schachte arbeitete am nächsten Karfreitage ein anderer Bergmann. Derselbe hörte in seiner Nähe ein unaufhörliches Sägen und Hämmern, wiewohl er wußte, daß keine Zimmerlinge da waren. Er zeigte dies beim Ausfahren dem Steiger an, welcher sogleich einfuhr und die Töne ebenfalls hörte. Darauf ließ derselbe den Ort mit Brettern verschlagen. Nach wenigen Tagen aber war er tot.

526. Der boshafte Berggeist im Schachte Orschel.

Röhler a. a. D., Nr. 167.

Ein Bergjunge fuhr einst auf dem Bergschachte Orschel bei Schneeberg an; da erschien ihm ein Berggeist, welcher ihn töten wollte. Doch ließ er es bei der Drohung bewenden, wenn ihm der Junge alle Tage eine Semmel mitbrächte; aber er solle niemandem etwas davon sagen. Eines Tages brachte der Junge keine Semmel mit und wurde in einem Kibel erwürgt. Als man ihn fand, lagen um ihn herum viele verschimmelte Semmeln, mit denen er an das Tageslicht gefördert wurde.

527. Geschichten vom Schneeberger Berggeist.

Gräße, Bd. I, Nr. 477; Chr. Melzer, *Historia Schneebergensis renovata*. Schneeberg 1716, 4, S. 1016, 1145.

Außer den verschiedenen Gefahren, welche den Bergleuten von bösen Wetterern, giftigen Schwaden usw. drohen, sind sie auch in

nicht geringer Gefahr von Seiten der Bergteufel, Bergmönche und Berggespenster, welche in der Finsternis herrschen und in den Strecken herumfahren wie brüllende Löwen, und suchen, wie sie Bergleute, wo sie nicht mit Gebet und Glauben widerstehen möchten, verschlingen. Im Jahre 1538 ist ein Bergmann in der Höflichen Besserung Fundgrube von dem Ungeheuer erwürgt worden, weswegen damals Kurfürst Johann Friedrich in einem Befehl umständlichen Bericht verlangte. Im Jahre 1683 ging am 26. März die Levitzenzeche auf drei Schichten in Haufen, daß man nichts von der Käue sah. Kurz zuvor war aber ein dicker Mann, mit Silber und Gold geschmückt, aus dem Kämmerlein heraus in die Käue zu einem Bergmann, namens Israel Ficker, welcher daselbst Schachtholz zugerichtet, gekommen und hatte ihn mit diesen Worten gefragt: „Kennst du mich nicht?“ und da der Bergmann geantwortet: „Herr, wie soll ich Euch kennen, Ihr werdet wohl einer vom Herzog aus Holstein sein“ (der diese Zeche baute), hat er ihn anfahren heißen, und, weil er es nicht tun wollen, dergestalt getäuscht, daß er darüber des Todes war und am dreißigsten begraben ward.

Oft hat auch der furchtbare Bergmönch manchen durch die Beine fahren lassen, manchen ausfahren heißen, manchen gedrückt, daß er darüber hat bezahlen müssen, oder, wo er sonst mit einem Irrlicht als einem vermeinten Grubenlichte und in anderer als Mönchsgestalt sich in und außerhalb der Grube sehen lassen, ist eine Beschädigung der Bergleute oder ein anderer Unfall darnach angerichtet worden.

528. Weitere Geschichten vom Schneeberger Berggeist.

Röhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 157 und 158.

In der St. Georgenzeche zu Schneeberg ist früher einem Knappen ein Berggeist erschienen und hat ihn so gewaltig auf einen Stein gesetzt, daß er wie angemauert sitzen bleiben mußte. Ebenso erging es einem Steiger, welcher die Bergleute sehr streng behandelte. Ein andermal zeigte sich der Berggeist als ein schwarzer Mönch, der wiederum einen Bergknappen ergriff und ihn, weil dieser sich in der Teufe ungebührlich aufgeführt hatte, aufhob und auf einer ehemals silberreichen Grube so hart niedersetzte, daß ihm

das Hinterleder plagte und alle Rippen krachten. Später erschien der Berggeist wieder und schlug mit der Faust gewaltig an die Felswand. Die Bergleute, welche daselbst arbeiteten, sahen darauf eine Höhlung, in welcher viel Silber lag. Hätten sie sogleich eine Hacke oder ein anderes Gerät in die Höhle geworfen, so würden sie den Schatz gewonnen haben. So aber unterließen sie es aus Unkenntnis, und der Schatz verschwand; auch der Berggeist ließ sich von dieser Zeit an nicht wieder sehen.

529. Der Geyersche Bergteufel.

Chr. Lehmann, Collectanea, S. 263.

Anno 1592, den 24. November, wurde zu Geyer Gregor Schneider, ein Kärner, der den Zwitter aus dem Geyersberg geführt, begraben; dem hat einst ein Bergteufel Feuer unter die Augen gespetet und damit das ganze Angesicht verbrannt, daß ihm das eine Auge und die Nase weggeschworen und er drüber sterben müssen. Kirchenbuch.

530. Der Berggeist erscheint in Roßgestalt.

Röhler a. a. D., Nr. 159; Br. Grimm, Deutsche Sagen, Bd. I, Nr. 2; Brubel a. a. D., S. 29; vgl. auch „Loca theologici historici“ oder „Theologisches Exempelbuch“ von Kaspar Titius (Leipzig 1684), S. 133 und Remigii Daemonolatria, Teil II, S. 45.

Zu Annaberg war eine Grube, genannt „der Rosenkranz“, darinnen arbeiteten zwölf Knappen. Die schwazten miteinander poffenhast, wollten sich gegenseitig mit dem Berggeist fürchten machen und leugneten ihn als einen lächerlichen Popanz. Da mit einem Male sahen sie eine Roßgestalt mit langem Halse und mit feurigen Augen an der Stirne und erschrakten zum Tode. Dann ward aus der Roßgestalt die wahre Gestalt des Bergmönchs, die trat ihnen schweigend nahe und hauchte jeden nur an. Sein Atem aber war wie ein böses Wetter; sie sanken tot nieder von des Geistes Anhauch, und nur einer kam wieder zu sich, gewann mit Mühe den

Ausgang und sagte, was sich zugetragen. Dann starb auch er. Darauf ist die silberreiche Grube „der Rosenkranz“ zum Erliegen gekommen und nicht mehr angebaut worden.

531. Der Berggeist am Donat zu Freiberg.

Gräbe, Bd. I, Nr. 287; Ziehnert, S. 487.

Auf dem Donat Spath im Bereiche der Elisabethen-Fundgrube zu Freiberg sieht man in der Nähe eines alten Schachtes den Namen Hans in Stein gehauen und deutet ihn als Erinnerungszeichen an einen hier verunglückten Bergmann dieses Namens. Die Sage erzählt hierüber folgendes:

Es hat einmal am Donat ein armer Bergmann, namens Hans gearbeitet, der so in Dürftigkeit schmachtete, daß er oft in der Grube mit Tränen laut über seine Not jammerte. Da zerteilte sich einmal plötzlich der Felsen, und aus dem steinernen Tor trat ein kleines Männchen hervor. Das war der Berggeist. Der sprach zu ihm: „Hans, ich will dir helfen, aber du mußt mir jede Schicht dafür ein Pfennigbrot und ein Pfenniglicht geben und keinem Menschen etwas davon sagen.“ Hans erschrak zwar, allein da er sah, daß derselbe guter Laune sei, so versprach er alles. Der Berggeist verschwand und ließ ihm viel Silber zurück, Hans aber hatte nun immer Überfluß an Geld, ließ tüchtig aufgehen, hütete sich aber wohl, irgend jemandem etwas von seiner Geldquelle zu sagen. Da kam das Stollenbier, an welchem die Bergleute gewöhnlich etwas über die Schnur zu hauen pflegen. Dies tat leider auch Hans, und nicht lange dauerte es, so war er schwarz, vergaß sein dem Berggeist gegebenes Versprechen und erzählte seinen Genossen, was ihm begegnet war. Am anderen Tage, als er nüchtern geworden, erinnerte er sich freilich an sein Geschwäh, allein er konnte das Gesagte nicht wieder zurücknehmen und fuhr mit Zittern und Zagen an. Sein Geschäft war aber, den Knechten, welche am Haspel standen, das Zeichen zu geben, allein dasselbe ließ an diesem Tage lange auf sich warten; man rief ihn zwar, aber es erfolgte keine Antwort. Plötzlich zuckte es am Seile, ein helles Licht er-

glänzte in der Teufe, und die Haspelknechte, die freilich nicht wußten, was das zu bedeuten haben könne, drehten gleichwohl geschwind den Rundbaum und bald war der Kübel zutage gefördert. Allein statt des Erzes lag in demselben der Bergmann Hans tot mit blauem Gesichte wie ein Erwürgter, auf ihm das letzte Pfennigbrot und ringsum den Kübel brannten die Pfenniglichter, die er dem Berggeist geopfert hatte und die dieser jetzt samt dem toten Geber zurückgab.

III. Winddämonen.

V 532. Der Fehmann bei Süßebach.

Gräße, Bd. II, Nr. 621; Köhler, Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und Aelterlieferungen im Vogtlande, Leipzig 1867, S. 507.

Im Walde zwischen Süßebach (bei Delsnitz) und den Schafhäusern ließ sich sonst am Abend eine Stimme hören, wie eine tüchtige Mannsstimme, welche immer „Feh“ rief, weshalb die Leute sagten: „Der Fehmann läßt sich hören.“ Drei Lauterbacher wollten sich einmal in der Nacht in jenem Walde etwas Holz holen, da ließ sich der „Fehmann“ hören und sie kehrten wieder um. So ging auch der alte Bauer Höfer eines Abends von Süßebach nach den Schafhäusern; den verfolgte der Fehmann auch mit seinen Rufen, ganz heran an ihn kam er aber nicht.

533. Der wilde Jäger im Röhrholze bei Delsnitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 659; Köhler, ebenda S. 510.

Im Röhrholze bei Delsnitz hält sich der wilde Jäger auf; er jagt bis hinein in die Adlermühle und läßt dabei sein Hoho ertönen. Als zwei Bürger sich einst aus diesem Walde Holz holten, ging im Walde ein großer schwarzer Hund neben ihnen her, der hatte feurige Augen, so groß wie eine Obertasse. Bei Bobenneukirchen erscheint er auch, als ein starker Mann mit hoher Mütze, hat eine Flinte im Arme und geht mit einem Gefolge von hoch- und kurzbeinigen Hunden über die Wiesen in den Wald des unteren Gemeindeberges.

534. Der wilde Jäger bei Neustadt.

Röhler, Volksbrauch usw. im Vogtlande, S. 509.

Noch im vorigen Jahrhunderte hatte der wilde Jäger sein Revier in der Gegend von Neustadt bei Falkenstein. Da zog er des Nachts in der Luft mit seinen Hunden oft über Neustadt hinweg und ließ sein „Hohol!“ hören. Einmal sah ein dortiger Bauer zum Fenster hinaus, als der wilde Jäger in der Luft hingzog, und er äffte das „Hohol!“ nach. Am nächsten Morgen fand der Bauer auf seinem Fensterstocke draußen einen toten, übelriechenden Hasen. Er verscharrte ihn in seinen Düngerhaufen, aber am nächsten Morgen lag er doch wieder auf demselben Fensterstocke. Er verscharrte ihn zum zweiten und dritten Male, aber der Hase lag am nächsten Morgen immer wieder auf dem alten Platze. Auf den Rat anderer Leute vergrub ihn der Bauer endlich unter gewissen Förmlichkeiten auf einem Kreuzwege, und der ihm vom wilden Jäger zuge dachte Braten kam nimmer wieder.

535. Der wilde Jäger im Pöhlgrunde.

Gräbe, Bd. II, Nr. 669; Fickenwirth, Chronik von Lengenfeld, Reichenbach 1859, S. 165.

Früher trieb der wilde Jäger sein Wesen im Pöhlholze bei Lengenfeld. Einst wagte sich ein kühner Mann mit Weidmannsruf und Herumspringen unter diese „huhu“ schreienden unsichtbaren Jäger und kläffenden Hunde, fand aber am andern Morgen als Lohn ein Stück Was von der Feldmeisterei an seiner Haustüre aufgehängt.

536. Der wilde Jäger bei Siebschwitz.

Eifel, Sagenbuch des Vogtlandes, Nr. 294.

Der waldige Hain zwischen Otticha und Siebschwitz ist ein Jagdrevier des wilden Jägers. Einem Ehepaare geschah es dort,

daß die Frau die feurigen Gestalten der Hunde an sich empor-
springen sah, während der Mann nichts von allem sah und ihre
Angst und Unruhe gar nicht begreifen konnte.

E 537. Das Wütenheer in der Pfarodie Grünberg.

Frost, Chronik von Grünberg und Umgebung, Grimmitzschau 1900, S. 76.

Ein ärmlich gekleideter Mann mit einem spitzen Hute auf dem Kopfe, begleitet von einem kleinen Hunde, wanderte einst von Gehöft zu Gehöft. Alle Hunde im Dorfe schlossen sich ihm an. Laut „schreiend“, bellend, heulend, lärmend, tobend stürmte die Meute fort. Nach etlichen Tagen kamen die Hunde wieder zurück, elend, abgezehrt, hinfällig, krank. Wenn man viel wüsten Lärm hört, so heißt es heute noch: „Es klingt, als ob das ‚Wütenheer‘ käme.“

538. Der wilde Jäger zwischen Stangengrün und Hirschfeld.

I. Größe, Bd. I, Nr. 490.

II. Köhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 13.

I. Eines Tages sind zwei Brüder, Spitzenhändler, auf der Straße von Stangengrün nach Hirschfeld geritten, da haben sie plötzlich am hellerlichten Tage auf freiem Felde das laute Hohoschreien des wilden Jägers gehört, aber ihn selbst nicht gesehen; nur unter ihren Pferden, die sich furchtbar gebäumd, sind eine Menge kleiner Dachshunde herumgelaufen, ohne daß sie jedoch einen derselben hätten von den Pferden treten sehen, und plötzlich ist alles wieder verschwunden gewesen.

II. Zwischen Hirschfeld und Stangengrün liegt der Teufelswald. In demselben hat man mehrmals die wilde Jagd gesehen und gehört. Dies widerfuhr unter anderen einem Tischler, welcher einst des Nachts um 12 Uhr mit einem Karren durch den Wald fuhr. Da hörte er Pfeifen und Gebell, und darauf sah er auch den wilden Jäger als schwarze Gestalt zu Fuße an sich vorübergehen; derselbe führte zwei Hunde bei sich.

539. Das wütende Heer bei Weißbach.

Röhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 12.

An dem von der Straße in Weißbach nach Kirchberg abführenden Hohlwege soll sich oftmals das wütende Heer haben hören lassen.

540. Das wütende Heer an der Ammlerstraße.

Röhler a. a. D., Nr. 108.

Die Ammlerstraße ist ein alter Marktweg zwischen Mittweida bei Schwarzenberg und Schwarzbach, der nach Scheibenberg führt. Dort ist in stürmischen Nächten das wilde Heer zu sehen. Neben dem „Hussa!“ der vorüberjagenden Reiter hört man dann aber auch eine schöne, himmlische Musik.

541. Das wütende Heer bei Wiesenthal im oberen Erzgebirge.

Gräße, Bd. I, Nr. 499; Flader a. a. D., S. 98; Lehmann, Obererzgebirgischer Schauplatz, S. 77.

Im ganzen Erzgebirge, besonders in dem höhern Teile desselben läßt sich das wütende Heer sehen und hören. Man hört ein starkes Jägergeschrei und gewöhnlich den Ruf: Hu! hu! hu! So reiste zu Ende des 17. Jahrhunderts ein alter Geistlicher von Wiesenthal, namens David Ryhl, nach Annaberg durch einen dicken Wald, und es erhob sich mitten im Walde ein ungemein lauter Jägerlärm, um welche Zeit doch kein Arbeiter noch Jäger auf dem Felde zu finden war. Der Fuhrmann besann sich bald darauf und sagte: „Herr, es ist das wütende Heer, wir wollen in Gottes Namen fahren, es kann uns nicht schaden.“

Manchmal hört der Wanderer, wenn er in dem obern Erzgebirge durch die einsamen Wälder und Felder geht, immer etwas, teils im Gebüsch, teils im Korn, neben sich hergehen, gerade wie wenn ein großes Tier, eine alte Kuh das Getreide niedertritt; gleichwohl sieht er nichts, und man schreibt auch diesen Ton dem wilden Heere zu.

Einstmals ist im Dorfe Steinpleiß die ganze wilde Jagd mit Hundegebell, Peitschenknall und Jagdgeschrei um Mitternacht mitten durch den Hof des Richters gegangen.

Ein anderes Mal ritt ein beherzter Mann ganz allein in der Abenddämmerung nicht weit von Annaberg auf der gewöhnlichen Heerstraße, da sah er einen alten Bergmann vor sich hergehen. Als er an ihn herankam, bot er ihm einen guten Abend, erhielt aber keine Antwort, ebensowenig auf die Wiederholung des Grußes, und da er etwas hitzig war, schrie er: „Ei, so soll dich Grobian gleich der Teufel —!“ und zog ihm eins mit der Reitgerte über. Aber siehe auf einmal wußte er nicht mehr, wo er war, er ritt bis in die Nacht in der Irre herum und erst gegen Mitternacht hörte er Stimmen. Er rief, es kamen Leute, er fragte, wo er sei und erfuhr, er sei in seinem eigenen Heimatsorte; man führte ihn bis an sein Haus, und immer noch konnte er sich nicht aus; erst als seine alte Mutter mit einem Lichte vor die Türe trat, wußte er wieder, wo er war. Der wilde Jäger hatte ihn geöffit.

542. Erzgebirgische Wald- und Jagdteufel.

Lehmann, Collectanea, S. 258.

Anno 1640 wurde aus Bayern geschrieben, daß bei ihnen der Satan mit vielen seinesgleichen, Jägern und Hunden, zum öftern die Luft und Wälder durchjaget und denen Leuten, wen sie ange-troffen, nach weltlichem Jagdrecht eßliche Pfunde gegeben.

Anno 1625 ritt Junker Adolph von Schmerzing, Erbsasse auf Förstel und Hammerherr, trunken von Annenberg gerade von der Schletta durch das Brunnlos auf seinen Hammersitz. Unterwegs aber hörte er ein Jagdgeschrei von Förstern und viel Wellen der Hunde, denen er abends nachreitet, wird aber in den Unterscheibener Raum oder Morast verführt, daß sein Pferd halb versinket und es nicht wieder gewinnen kann, ob er gleich beide Pistolen an ihm zer-schlagen. Er muß absteigen und auf die Elterleiner Fuhrwerke laufen, deren Leute er fortschicket, die das Pferd mit Stangen aus dem Moraste heben und muß Junker und Pferd in dem Fuhr-werke übernachten wegen des großen Morastes, damit sie sind überzogen gewesen. Rel.

Anno 1670 gehen Pfarrer und Schulmeister von Scheibenberg heim von Bärenstein. Im Cranzler Wald kommen sie vom rechten Weg ab, durch Unlaß eines Geräusches eines Fuhrmanns mit seinem Klatschen und Treiben, finden und sehen aber nichts denn Morast und Felsen, dardurch und darüber sie nicht können. Müssen wieder zurücke und verspäten sich darüber, daß sie in eitlem Nacht an Scheibenger Hegel (?) kommen und von zwei Irwischen wieder so übel angeführet werden, daß sie über alle Mauern und Zäune steigen und mit Gefahr des Lebens auf Nachricht der Uhr und Wellen der Hunde ans Städtel und anheimkommen.

543. Der wilde Jäger bei Waldheim. L

Poetisch behandelt von F. G. Buchheim in „Aus Waldheims Vergangenheit“ (1890), S. 1 ff.

Bei dem Dorfe Massanei in der Nähe von Waldheim steht mitten im grünen Walde ein Jägerhaus, an dem um Mitternacht früher der wilde Jäger beim Klang des Hifthornes vorüberzog. Wie die Windsbraut fuhr er um diese Zeit, von einem roten Hund begleitet, durch den Wald und über Felder und Auen. Das Volk erzählt sich, daß einst ein Jägerbursche aus jenem Forsthaufe, mit Namen Nikolaus, des Försters Töchterlein und deren Geliebten in rasender Eifersucht erschossen habe. Der Wiesengrund, wo jene Freveltat geschah, heißt noch heute das Mordtal. Der Mörder aber, dessen zerschmetterten Leichnam man kurz darnach fand, hatte auch im Tode keine Ruhe. Gewöhnlich im Monat Mai entstieg der „wilde Klaus“ um Mitternacht seinem Grabe und fuhr mit wilder Wut vom Eulenberge (Breitenberge) herab und an dem einsamen Forsthaus vorüber. Hundert Jahre sollte seine Strafe dauern; die Sage meldet aber nicht, ob diese Zeit schon um ist.

544. Reichbrod von Schrenkendorf als wilder Jäger. M

Röhlert a. a. O., Nr. 20; Sachsens Kirchengalerie, Bd. II, S. 177.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts gehörte der Ort Klingenberg einem Herrn Reichbrod von Schrenkendorf, der ein großer

Jagdfreund gewesen zu sein scheint, indem eine nach Colmütz hin gelegene Waldwiese, genannt „Reichbrods Wiese“, heute noch von den Landleuten ungern zur Nachtzeit passiert wird, weil daselbst Reichbrod einen Jagdlärm treibt, als ob wilde Schweine gehezt würden.

545. Hans Jagenteufel, der wilde Jäger bei Dresden.

Gräße, Bd. I, Nr. 155. Gewisse Relation von einem Weibe, das bey Dresden Eicheln gelesen, und daselbst ihr ein schon vor hundert und ein und dreißig Jahren verstorbenen Förster ohne Kopff erschienen und künsttigen Welt- und Kriegslauf angezeigt. Gedr. im 1644. Jahr. o. D. 4^o. S. auch Daumer, Geheimnisse des Christentums, Bd. II, S. 218 ff., Dresdner Anzeiger 1870, Nr. 104 und 105 (nach den Ratsprotokollen).

Am 13. Oktober des Jahres 1644 ist eine gewisse Katharina Ullmannin Sonntags früh mit ihrer Tochter beim Toröffnen in die Heide gegangen; sie hatten anfangs Holz gesucht, dann aber Eicheln auflesen wollen, bis es um 11 Uhr mittags geworden. Als sie nun zur Predigt läuten hören, ist die Tochter Margarethe, des Postboten Nic. Heydenreichs Ehefrau, weil es sehr geregnet, fortgegangen, und die Mutter, welche linker Hand an der Radebergischen Straße an einem Grunde bei dem Fischhause, nicht weit von dem Orte, der das Verlorene Wasser heißt, stand, hat eine Viertelstunde nachher ein Jägerhorn stark blasen hören. Dann ist etwas stark gefallen, als wenn ein starker Baum umstürzte, und sie erschrocken und in der Meinung, daß es Förster wären, hat ihr Säckchen mit Eicheln ins Gestrüpp getragen, da hat sie wiederum blasen hören, und als sie sich umgesehen, da ist ein Gespenst zwei Schritte von ihr vorüber geritten, das folgendermaßen ausgesehen. Ein Grauschimmel mit Sattel und Zeug trug einen Reiter ohne Kopf; der hatte einen grautuchenen Rock an, einen Hirschfänger an der Seite, ein Jägerhorn auf dem Rücken, und trug schwarze Stiefeln mit Sporen. Der ist anfangs schnell, dann langsam vorübergeritten, so daß sie ihm ziemlich weit am Hange reitend hat nachsehen können, und ist sie bis halb drei Uhr dort allein geblieben und hat sich mit Eichelsuchen beschäftigt. Den neunten Tag hernach, als am 22. Oktober, eines Montags früh, ist dieselbe Frau früh abermals in die Heide gegangen und hat da bis mittags nach 11 Uhr Eicheln gesammelt,

und als sie sich rechter Hand an der Radeberger Straße beim Fürstenberge im Gestrüpp neben ihrem Eichelsack niedergesetzt und einen Apfel geschält, hat sie eine Stimme gehört, die folgende Worte gesagt: „Habt Ihr den Sack voll, seid Ihr auch gepfändet worden, so habt Ihr gute Förster?“ Sie antwortete: „Ja, die Förster sind fromm, sie haben mir nichts getan.“ „Ach Gott! sei mir armen Sünder gnädig.“ Als sie auf der Seite aufwärts gesehen, sei ein Mann an ihrer rechten Seite ohne Pferd gestanden, der habe den Kopf mit bräunlichen und krausen Haaren unter dem linken Arm gehabt, daß man das Gesicht nicht sehen können. Auf dem grauen Rocke hatte er ein kleines schmales Überschlägelein, unter dem aufgeschlagenen Rocke ein gelbledernes Wams mit grünen Schnüren und grünen Ärmeln, das Jägerhorn auf dem Rücken, den Hirschfänger auf der Seite, auch Stiefeln mit Sporen angehabt und hierauf weiter gesagt: „Hieran tut Ihr recht und wohl, daß Ihr um Vergebung der Sünden bittet, es hat mir so gut nicht werden können; sie sollen die Leute die Eicheln auslesen lassen, es sind viele arme und vertriebene Leute, die es benötigt sind, sie sollen gelinde und nicht scharf sein. Wollte Gott, ich wäre in meines Vaters Fußtapfen getreten, wozu er mich anermahnt gehabt, daß ich den Leuten nicht so scharf sein sollte, so wäre ich nicht vor 131 Jahren durch übriges Saufen und Trunkenheit zu dieser Verdammnis gekommen. Mein Vater hat Hans Jagenteufel geheißzen und ich heiße auch Hans Jagenteufel, bin meines Vaters einziger Sohn, und mein Vater sowie auch ich sind Förster hier gewesen. Die Menschen sollen Buße tun und sich bekehren, oder Gott wird eine große Strafe über die Stadt Dresden ergehen lassen, daß zwei neue Armeen ankommen werden, die eine ist schon im Anzuge; wenn sie noch nicht Buße tun werden, wird Gott sie mit einem großen Sterben strafen, daß nicht genug Totengräber zu erlangen sein werden, die Menschen zu begraben. Ihr Menschen verachtet Gott und sein Wort, Gott wird sich von euch wenden mit seinem Wort und Sakramenten: wollte Gott, es wäre dazu gekommen, daß ich mich hätte bekehren können, so wäre ich durchs Saufen und Trinken zu dieser Verdammnis nicht gebracht worden, sage es ihnen, sie sollen herzliche Buße tun, sich zu Gott bekehren, von der großen Hurerei, leichtfertigem Hoffart, Saufen, Wöllerei, Spielen, Wuchern, Gotteslästern, Fluchen und Schelten abstehen, denn Gott über euch

sehr erzürnt ist, also daß er auf seinem Stuhle blutige Zähren weinen tut. Werden sie sich bekehren, so wird Gott auf kommendes Jahr an Korn, Wein, Obst und allen Früchten mehr und reichlicher geben, als diese vergangene Jahre. Wollt Ihr es ansagen, so gebt mir die Hand darauf.“ Sie (das Weib) sei aber dermaßen erschrocken und habe nicht gewußt, was sie tun solle, und so habe sie der Mann abermals gefragt: „Wollt Ihr es ansagen?“ Sie habe darauf mit erschrockenem Gemüte ja gesagt, der Mann ihr die rechte Hand geboten und weiter gesagt: „So gebt mir die Hand darauf“, welches sie in Gottes Namen getan und gefühlt, daß des Mannes Hand wie Schnee kalt gewesen, daß ihr geGraust und sie gezuckt, darauf der Mann wieder gesagt: „Fürchtet Euch nicht, meine Hand ist Euch kalt anzufühlen, mir aber brennt sie ewiglich und ohne Ende; ich bin nicht gekommen, die Menschen zu quälen, ich bin selbst gequält“, — und ist darauf verschwunden. Diese Katharine Ullmannin ist nach geschobenem Zureden hierbei geblieben und hat sich anerboden, diese ihre Aussage weiter vor geistlicher und weltlicher Obrigkeit zu wiederholen.

546. Der wilde Jäger im Bielatal.

Dr. Lincke in: Über Berg und Tal, Bd. VI, S. 216.

Herr G. N. erzählte mir: Sein Vater sah ums Jahr 1843 einmal bei völlig ruhiger Nacht auf dem Brausensteiner Felde die wilde Jagd. Der Zimmermann H. in Rosenthal hörte vor zirka 25 Jahren auch einmal bei hellem Tage das Treiben der wilden Jagd, ohne etwas zu sehen. S. erzählt: Seine Großeltern hätten von einem gewissen H. gewußt; der habe einst bei Hermsdorf unterhalb des Gasthofes (bei der sogenannten Hilpertschütte) nachts ein Gejage und Getute gehört, und als er aus Unfinn mitgelärmt habe, hätte plötzlich ein Stück Fleisch auf seinem Wagen gelegen.

547. Der Mittagspuk am Großen Schirnstein.

Nach Mitteilungen von Theodor Schäfer, Dresden.

Wer mit leichtem Wanderfönn in der Sächsischen Schweiz über Berg und Tal zieht, der denkt wohl kaum daran, daß neben

ihm nicht nur harmlose Menschenkinder, sondern zuweilen auch tückische Dämonen einherfahren. Und doch mag sich jeder hüten, in der Mittagsstunde im hellen Sonnenschein den Großen Fichtenstein zu betreten. Da hat „der Teufel“, wie die Dörfler am Fuße des Fichtensteines glauben, Gewalt über den Berg und beschädigt die Besucher desselben. Mit dem Teufel ist aber jedenfalls ein Dämon, ähnlich dem Bern-Dietrich oder der Mittagsfrau der Wenden, gemeint.

Einft wanderten zwei junge Männer rüstig dem Großen Fichtenstein zu. Sie traten eben in den Wald. Da ertönte der helle Ton der Mittagsglocke vom nächsten Kirchturme. In jähem Erschrecken fuhr der eine der beiden zusammen, denn er hatte nicht an die Gefährlichkeit des Ortes gedacht, die ihm wohlbekannt war. Dem anderen war die Sage fremd. Schon aber ging auch ein seltsames Heulen durch die grünen Wipfel; Äste krachten und stürzten zu Boden, und die Vögel erhoben ein starkes und mißtönendes Gekreisch. Still und ernst schritt der eine der beiden Wanderer vorwärts, am ganzen Leibe zitternd der andere. Erst, als die Glocke im Dorfe 1 Uhr schlug, ließ seine Furcht nach, denn im selben Augenblicke nahm der Wald wieder seine heilige Stille an. — Ubrigens soll der „Teufel“ zwischen 12 und 1 Uhr mittags früher auch auf dem Lilienstein gehaust haben.

548. Die wilde Jagd an der Luchsenburg. O

Gräße, Bb. II, Nr. 887; Winter in der Constit. Ztg. 1854, Nr. 207;
nach Gräve, S. 142 ff.

Nicht weit von dem Landstädtchen Elstra befindet sich der sogenannte Hochstein, und auf diesem ein verrufener mit Steinen und mit Nadelholz bewachsener freier Platz, den jedermann ängstlich meidet, und den man die Luchsenburg nennt. Der Name soll daher rühren, daß der Teufel, der in dieser Gegend fleißig der Jagd obzuliegen pflegte, hier einmal einen Luchs erlegte und sich zum Andenken daran ein Schloß gebaut haben soll, dem er den Namen der Luchsenburg belegte. Von hier aus trieb er nun täglich sein Wesen in dem umliegenden Walde, indem er mit seinem höllischen Hofstaate dem Weidwerke oblag; die Seelen der Verdammten mußten dabei die Hunde und Treiber vorstellen, so aber jemand vorwichtig

genug war, sich zu dieser Zeit in den Forst zu wagen, der büßte seine Frechheit mit dem Tode, oder wurde wenigstens in irgend ein Tier verwandelt.

Nun lebte damals in derselben Gegend ein christlicher Ritter, genannt Hubertus, den man späterhin unter die Heiligen versteht hat. Den verdroß dieses höllische Spiel gewaltig, und er beschloß, demselben ein Ende zu machen. Da er nun selbst ein gar eifriger Nimrod war und daher alle Jagdstücklein wohl kannte, so machte er sich denn einmal am Tage Agidi, nachdem er sich durch Fasten und Beten gestärkt und mit Weihwasser besprengt hatte, auf den Weg, und als er die höllische Jagd von weitem heranlärmen hörte, lehnte er sich an einen alten Baum, sprach den Jagdsegen und machte seinen andern Hokuspokus. Von diesem Augenblicke an war es mit dem Jagdvergnügen der teuflischen Weidgesellen aus. Kein Hund stellte mehr einen Edelhirsch oder packte ein Wildschwein, der beste Finder verlor die Spur, und wenn ja ein Stück Wild einem der Jäger in den Schuß kam, prallten die Pfeile und der Jagdspieß von dessen Haut ab, als wären dieselben mit Stahl gepanzert. Zwar tobte und lästerte Beelzebub gewaltig über das angebliche Ungeschick seiner Leute und Hunde, allein als er selbst einen stolzen Zwanzigender, der ihm in den Weg kam, und auf den er seinen sonst nie fehlenden Pfeil abschöß, sich unverfehrt umbrechen und ihm gleichsam spottend den Rücken wenden sah, da sah er wohl, daß er einen mächtigeren Gegner hatte, der ihm einen Weidmann gesetzt, den er mit allen seinen Teufelskünsten nicht bewältigen konnte. Er gab also die Jagd auf, schickte sein Gefolge zur Hölle und zertrümmerte wütend sein schönes Jagdschloß, daß die Steine nach allen Ecken flogen. Seit dieser Zeit hat sich der höllische Jäger niemals wieder in dieser Gegend blicken lassen, allein zur Erinnerung an die Tat des heiligen Hubertus wird allemal die Jagd am Tage Agidi eröffnet.

549. Der Heidut in der Pilsnitzer Heide.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 125 ff.; auch bei Gräße, Bd. II, Nr. 890.

In Pilsnitz lebte einst ein gar frommer Mann mit Namen Heidut; der ging fleißig in die Kirche, betete darin sehr andächtig

und tat alles, was er vollbrachte, im Namen und zur Ehre Gottes. Dafür hatte auch sein Gebet eine so große Kraft, daß er seinen Mantel in die Sonnenstäubchen hängen konnte, ohne daß er herunter auf die Erde fiel, was er regelmäßig tat, wenn er ihn in der Kirche abgelegt hatte. Das verdroß dem Teufel sehr, und er wendete alle möglichen Künste durch seine Helfershelfer an, um den frommen Heidut zu verführen; es gelang ihm aber nicht, denn Heidut schlug alle Angriffe durch seine frommen und eifrigen Gebete siegreich ab. Da mußte sich schon der Teufel bequemen und selbst aus der Hölle heraufkommen, um den heiligen Mann zu verderben. Er erschien ihm auch wirklich an einem Sonntage in der Kirche mit seinen Pferdeshufen und seinem Ruchschweif, so daß es nicht möglich war, ihn zu verkennen. Da saß der Höllenfürst und hatte vor sich eine Bockshaut, auf welche er die Namen derjenigen Zuhörer schrieb, die in der Kirche eingeschlafen waren. Es war aber sehr heiß, und der Prediger hielt eine langweilige Predigt und es schlief immer einer nach dem andern ein. Nur Heidut hörte noch andächtig zu, obwohl ihn der Anblick des Teufels etwas störte. Nun aber reichte die Bockshaut nicht zu, alle Namen der Schlafenden aufzunehmen, und der Teufel packte sie an dem einen Ende mit seinen Zähnen, um sie noch mehr auszudehnen. Wie er so aus allen Leibeskräften zog, riß die Haut, und Satan purzelte rückwärts hin, reckte die Beine in die Höhe und machte dabei eine so komische Figur, daß der fromme Heidut darüber ganz aus seiner Andacht kam, sich nicht halten konnte und in ein helles Gelächter an heiliger Stätte ausbrach. In diesem Augenblicke fiel sein Mantel aus den Sonnenstäubchen auf die Erde. Bestürzt hob er ihn auf, nahm ihn um und ging nach Hause. Aber auch da fiel er herunter, als er ihn wie gewöhnlich in die Sonnenstäubchen hängen wollte. Denn er hatte in der Kirche gelacht und seine ganze Frömmigkeit war verloren, und wie er auch beten mochte, er konnte es nicht dahin bringen, daß sein Mantel in den Sonnenstäubchen hängen blieb. Da ward endlich Heidut ganz verboßt, stieß gotteslästerliche Reden aus, ging nicht mehr in die Kirche, dachte nicht ferner ans Beten und ergab sich dem Teufel mit Saufen, Fressen, Spielen, Jagen und allerlei wilder Fleischestust. So holte ihn denn zuletzt der Teufel von einem wüsten, schwelgerischen Gastmahle ab, fuhr mit ihm angesichts seiner Saufgenossen zum Schornstein hinaus und

stellte ihn als wilden Jäger an in der Pulsnitzer Heide. Dort jagte er mit seinen wilden Genossen auf feuerschnaubenden Pferden unter dem Gebell wütender Hunde und dem Schall der Jagdhörner zur Nachtzeit durch den Wald und erschreckte und beschädigte viele fromme Leute, die des Weges gingen. Als aber das Unwesen zu arg wurde, nahmen die Pulsnitzer einen frommen Mönch an, der mußte den wilden Jäger beschwören und ihn in eine große alte Fichte auf dem Eierberge verbannen. Die steht noch heutigen Tages da und gibt zuzeiten ein lutendes Getöse von sich, als wenn man ein Horn von fern her vernähme. Da sagen dann die Leute: „Der Heidut läßt sich hören.“

550. Der alte Waldheger und Bernbittrich, der wilde Jäger.

Mitgeteilt von Kantor B. Störzner, Arnsdorf.

Vor Jahren, als noch zahlreiches Hoch- und Schwarzwild die umfangreiche Massenez zwischen Arnsdorf und Frankenthal belebte, stand mitten in diesem großen Walde ein Jagdhäuschen. Dort hielten sich von Zeit zu Zeit die Waldheger auf, um dem Wilde aufzulauern, besonders aber den wilden Schweinen. Durch ausgestreute Erbsen suchte man diese in die Nähe der Schutzhütte zu locken. — An einem Herbstabende war der alte Waldheger aus Seeligstadt wieder einmal in dem Jagdhäuschen, um seines Amtes zu walten. Doch da der erste Teil der Nacht sehr dunkel war und der Mond erst nach Mitternacht leuchtete, so hatte er sich zu einem kurzen Schläse auf eine Bank in der Jagdhütte hingestreckt. Mehrere Stunden mochte er geschlafen haben, da wurde er durch ein seltsames Geräusch aufgeschreckt. In der Luft rauscht es ganz eigenartig, in den Wipfeln der dunklen Waldbäume braust der Herbststurm, Hunde klaffen, Büchsen knallen und Hussarufe ertönen.

Der alte Waldheger ist darüber sehr verwundert und meint, man wolle ihn um die Beute bringen und das Hoch- und Schwarzwild verscheuchen. Darum springt er ärgerlich vom Lager auf, öffnet das Fenster des Jagdhäuschens und ruft in die rabenfinstere Nacht hinaus: „Halbpart! halbpart!“ Kurze Zeit darauf ist der tolle Lärm vorüber. — Nach einer Stunde geht der Mond auf, es wird hell, und der alte Waldheger verläßt die Jagdhütte, um Beute zu machen. Wie groß ist aber sein Erstaunen, als er draußen vor

dem Jagdhäuschen eine große Anzahl erlegter Hirsche und Wildschweine erblickt, die an den Bäumen ringsumher aufgehängt sind. Nun wußte er, wer jenen Höllenlärm verursacht hatte. Berndittrich, der wilde Jäger, hatte Jagd in der Masseneu gehalten und mit dem alten Waldheger die gemachte Beute redlich „halbpart“ geteilt.

551. Der Pandittrich bei Bischofswerda.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung VIIa.

In der Richtung von Bischofswerda nach Hauswalde ziehen sich zwischen den Orten Frankenthal und Rammenau, Goldbach und Geißmannsdorf Waldungen hin. Aber und durch diese zog einst der Pandittrich hin, der wilde Jäger, mit Hundegebell, Jagdruf und Flintenschüssen. Er nahm auch seinen Weg aus dem vorhin genannten Walde über Geißmannsdorf nach dem Butterberge zu. Der Bauer Teich („Holz-Teich“) in Geißmannsdorf hat ihn einmal mit einem fürchterlich großen Hunde und einer Meute kleinerer des Nachts durch seinen Hof ziehen hören und sehen. Diese nächtlichen Jagden sind dem Pandittrich zur Strafe für Wildddiebereien aufgelegt worden.

552. Berndietrich in der Gegend von Neustadt.

Mitteilungen der Nordböhmischem Exkursionsklubs, XXV. Jahrgang, S. 383.

Der Vater einer Frau aus dem böhmischen Orte Wölmsdorf an der sächsischen Grenze war in seiner Jugend in einer Mühle bedienstet, welche bei Neustadt im nahen Sachsen sich noch heute befindet. Die Müllerknechte gingen einst fischen. Heimlich gingen die Müllerburschen ihnen nach und fischten von der andern Seite. Plötzlich hörten sie Hundegekläff. Sie glaubten, die Knechte hätten den Hund aus der Mühle mitgenommen. Immer mehr weiße Hunde wurden sichtbar, und die anderen Anzeichen sagten ihnen, daß Berndietrich vorbeiziehe. — Derselbe Mann mußte einst in Rückersdorf bei Neustadt Heuschaber bewachen. Ein Hund wachte mit ihm. Plötzlich hört er die vielen Hunde des Berndietrich kläffen und heißt den Hund mitjagen. Derselbe verläßt ihn und kam nie

wieder. Am andern Tage fand er in der Waghütte ein Stück Pferdefleisch. — Jemand ging einmal von Rückersdorf nach Neustadt und mußte durch ein kleines Wäldchen. Zu Tode erschrocken sah er plötzlich, daß ein Mann in Jägertracht aber ohne Kopf mit angelegtem Gewehre auf ihn zielte. Er ging mit schlotternden Beinen heim, ward krank und starb.

553. Der wilde Jäger im Sebnitzer Walde und der Hans Märten.

Meiche, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, Nr. 26; Grenzblatt, Nr. 30, 1893, Beilage.

Wie in vielen Gegenden Deutschlands, so soll auch im Sebnitzer Walde der „Bann-Dietrich“ sein Wesen treiben. Viele wollen ihn des Nachts mit seiner kläffenden Meute über die sogenannte Pferdekoppe haben ziehen sehen. Auch geht auf dem hinteren Teile des Höhentückens, der sich vom Ziegenflusse bis zum Sebnitzer Walde hinzieht und heute noch der „Hans Märten“ genannt wird, bei Nacht ein Jäger gleichen Namens um, bald mit, bald ohne Kopf, den er dann unter dem Arme trägt. Die Sage erzählt von ihm, daß er, einst von Wilddieben an jener Stelle festgehalten, verkehrt an einem Baume aufgehangen worden sei und so einen jämmerlichen Tod gefunden habe

554. Der wilde Jäger am Angstberge.

Dr. Pflk, Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler 1891, Nr. 52.

An den Angstberg, einen wildromantischen Punkt des Hohwaldes, knüpft sich eine schauerliche Sage. Der Ostgotenheld Dietrich von Bern, bekannt unter dem slavisierten Namen „Pan Dietrich“, soll hier mit seinem Gefolge in unheimlicher Mitternachtsstunde der Jagd pflegen. Auf gespenstigem, fahlem Rosse, umgeben von einer Meute bellender Hunde und gefolgt vom grinsenden Sensenmanne, sauft er durch die Lüfte und achtet nicht der lieblichen Ab-

mahnungen einer lichten Engelsgestalt, die ihn begleitet. Von dem fürchterlichen Getöse erbebt der Angstberg. Wehe dem Wanderer, der in später Stunde den Bannkreis des Geisterpauks überschreitet. Ihn verfolgt und hegt das wilde Heer so lange, bis er todesmatt zusammenbricht. Nach anderen führt nicht Pan Dietrich, sondern Georg von Starschädel, ein früherer Gutsherr von Steinigtwolmsdorf, die nächtliche wilde Jagd im Hohwalde. Dieser war, ehe ihn kurfürstliche Ungnade in 22jährige grausame Kerkerhaft nach dem Hohnstein brachte, wo er 1644 starb, ein leidenschaftlicher Weidmann. Die Sage berichtet sein Ende wie folgt: Einst saß er Sonntags in der Kirche seines Dorfes, als draußen ein stattlicher Hirsch vorbeirannte. Starschädel sprang eilig auf und jagte zu Rosse dem Tiere nach in den Hohwald. Der Hirsch durchschwamm Schafhänsels Teich, in welchen derselbe nachsetzte, jedoch sofort samt seinem Pferde ins Bodenlose versank. Zur Strafe für seine Sonntagschändung ist sein Schatten nun in alle Ewigkeit verdammt, des Nachts hier zu fliehen vor dem klappernden Tod und anderen Schreckgestalten, die ihn drohend verfolgen.

Endlich erzählt man, daß für den abgesehenen Junker im Steinigtwolmsdorfer Herrenhause, auf dem Korridor zur Gerichtsstube, immer ein Bett bereit stehen mußte. Versah man es damit, dann ging Tag und Nacht ein solches Rumoren im Schlosse los, daß niemand dableiben konnte. Bei dem großen Brande, der später das Herrenhaus in Asche legte, und aus dem nur eine Matratze (!) gerettet wurde, gewahrten die Löschen einen langen Mann im polnischen Roke, der unverwandt ins Feuer schaute. Das war aber der verstorbene Starschädel.

555. Pan Dietrich am Waltberge.

[Wilk.] der Waltberg und seine Sagen.

In Niederneukirch ist Pan Dietrich, der wilde Nachtjäger sprichwörtlich. Man sagt: „Pan Dietrich heult im Kirchwalde, es wird ander Wetter“, und wenn jemand lärmend umherrennt, heißt es: „Er rafaunt wie Pan Dietrich.“ Der Nachtjäger treibt sein Wesen auf

dem Waltenberge und in dessen Nähe. Wie am Angstberge begleiten ihn viele bellende Hunde und der bleiche Tod, wenn er zur Mitternachtsstunde durch die Luft einherfährt. Der gute Geist, der ihm zur Seite reitet und ihn zur Umkehr mahnt, ist der heilige Bonifazius. Pan Dietrich hat sich auch am sogenannten Wochenbett gezeigt. (So nennt man einen Steinrümmerhaufen am alten Wege vom Bahnhof Niederneukirch nach dem Waltenberge, wo eine im Kriege geflüchtete Bäuerin einst ihr Wochenbett gehalten haben soll.) Es war eine dunkle Herbstnacht, als ein Fußkauer von Steinigtwolmsdorf über den Waltenberg nach seiner Heimat zurückwanderte. Er hatte eben die Stelle erreicht, wo der früher viel umfangreichere Blockhaufen zu einem Umwege nötigte. Ihn umgehend vernahm er hinter sich das Schnaufen von Rüden. Die Hunde waren ihm schon sehr nahe. Er duckte sich deshalb seitlich zwischen die Felsbrocken nieder und lauschte. Die Meute hegte an ihm vorüber. Hinter derselben kam ein Reiter geprengt im wilden Jagen. Sein Roß übersprang mit einem einzigen Satz das Steinrümmerfeld, in welchem sich der Wanderer verborgen hielt. Letzterer war vor Schreck hingefunken. Er bemerkte nur, daß dem unheimlichen Nachtreiter ein Schwert an der Seite hing, welches mit Geklirr an die Bäume des Waldes anstieß. Hinunter wetterte der wilde Reifige, daß unter den Hufen seines Renners die helle Lohe aus dem Boden sprang. Den steilen Hang hätte kein Sterblicher so toll abwärts zu jagen sich erkühnt. Es konnte kein Zweifel obwalten: Pan Dietrich war vorübergezogen, er, der in alle Ewigkeit verdammt ist, hier nachts zu fliehen vor den Schreckengestalten, die ihn drohend verfolgen. Noch lag der Fußkauer sprachlos droben in der Halde, als das Geräusch ihn wieder näher zu kommen dünkte. Er wollte sich erheben und seitwärts entfliehen, doch seine bleischweren Glieder verweigerten den Dienst. Wiederum sausten Reiter und Meute an ihm vorbei. Ihr Lärmen erstarb bald darauf in der Ferne. Die Turmuhren von Neukirch und Fußkau verkündeten die erste Stunde. Da konnte der Geängstigte sich aufraffen und den Nachhauseweg fortsetzen.

Auch andere Leute wollen den Nachtreiter am Fuße des Waltenberges gesehen haben. Sie erzählen, sein Roß sei ein Rappe ohne Kopf gewesen, vor ihm her aber wäre der Tod auf einer großen Cule mit feurigen Augen geritten.

556. Van Dietrich, der wilde Jäger in der Süblausitz.

Nach Gräbe, Bd. II, Nr. 809 und Müller, Heimatkunde des Dorfes
Sohland an der Spree, (1901) S. 45.

Der von den Deutschen zu den Wenden gekommene Dietrich von Bern zieht zu jeder Zeit nach Sonnenuntergang mit einer großen lärmenden Hundemeute unter Schießen, Heulen, Gebell, Pfeifen, Pferdegewieher und Peitschenknall in der höheren Lustregion als Jäger umher. Er sitzt bald mit, bald ohne Kopf zu Pferde, und niemand hat an sich von ihm etwas Ables zu befürchten. Wer ihn aber nackt oder ihm nachschreit, dem wirft er ein Stück Fleisch von gefallenem Vieh zu, was man ohne Hilfe des Scharfrichters zeitlebens nicht wieder loswird. Durch die Fluren mancher Dorfschaften zieht sich eine sogenannte Brandader; diese nennen die Wenden: Dyter bernatowy puc, d. h. Dieter Bernhardts Weg (Haupt, Bd. I, Nr. 138).

Bei Budissin, in der Gegend des sogenannten Götterberges, zieht der Van Dietrich über den Czorneboh; man sieht ihn auch bei Rammenau in der Nähe von Bischoffswerda und im Raschühwalde, wo er über das sogenannte wüste Dorf mit Windsausen, Schießen, Hundegebell und Menschenschrei hinzieht.

Wenn man von dem ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunde von Budissin gelegenen Dorfe Mönichswalde den Fußsteig nach dem Marktflecken Wilthen hinwandelt, gewahrt man rechter Hand einen mittelmäßig hohen, mit Nadelholz bewachsenen Berg, der Van Dietrich genannt wird und von welchem man sich folgendes erzählt: Es hat nämlich in den Zeiten des Faustrechts ein wilder, unbändiger Ritter, namens Dietrich, daselbst seine Burg gehabt. Von hier aus bedrückte er die Bewohner der Dörfer ringsumher. An den Wochentagen trieb er Wegelagererei und beraubte die vorüberziehenden Kaufleute ihrer Waren. An Sonn- und Festtagen frönte er der Jagd, wobei er das Wild grausam hegte und die Felder der Landleute verwüstete. Dann schlemmte und zechte er mit seinen wüsten Gesellen und führte ein rohes und zügelloses Dasein. Im Leben ging ihm alles nach Wunsch und Willen. Dafür traf ihn nach dem Tode Gottes Strafe. Er ist in alle Ewigkeit dazu verdammt, in den stürmischen Nächten des Frühlings und Herbstes mit seinem Gefolge ruhelos durch die Lüfte zu ziehen. Von der verfallenen Burg aus erhebt sich das wilde

Heer und dehnt seine Jagdzüge über unsere Gegend bis Schluckenau aus. Beim Morgengrauen suchen sie den Berg wieder auf. Der unheimlichen Schar schreitet der heilige Bonifazius voran, der Pan Dietrich einst vergeblich ermahnt hatte, von seinem gottlosen Leben abzustehen. Bald mit, bald ohne Kopf reitet der wilde Jäger auf seinem Rosse. Hinter ihm her kommt der Tod als Beingerippe auf einer großen Eule. Unter fürchterlichem Getöse saust der gespenstische Zug über den nächtlichen Wald dahin. Sein Erscheinen kündigt Krieg, Pest, Mißwachs und anderes Unglück. Es herrscht auch der Glaube, daß der, welcher den Nachjäger gesehen hat, nach drei Tagen sterben muß. Man sagt:

Wer einmal ihn geseh'n,
In dreien Tagen wird er vergeh'n.

Vgl. die vorhergehende Sage.

557. Ahlburgs Grab auf dem Hohberge bei Sohland.

Mitgeteilt von Dr. Pflk.

Auf dem Gipfel des Hohberges bei Sohland an der Spree zeigt man mitten im Walde einen Hügel, den man als Grab bezeichnet und an welchen sich folgende Sage knüpft: Einst wollte ein junger Mensch, namens Ahlburg, im Leichtsinne den roten Hof (Hauptrittergut in Sohland) anzünden. Zur Strafe dafür wurde er dort, wo sich jetzt der Grabhügel befindet, verbrannt und an Ort und Stelle verscharrt. Als ihn die Flamme ergriff, schrie er ganz jämmerlich. Der damalige Pfarrer von Sohland, welcher auch der Exekution beiwohnte, forderte deshalb einige Ortsbewohner auf, ihn zu töten. Diese nahmen Holzschelte und erschlugen den Delinquenten. Zur Strafe dafür mußte der Pfarrer, wenn er des Sonntags predigte, ein Jahr lang zweierlei Handschuhe anziehen, nämlich einen weißen und einen schwarzen. Ahlburg aber steht heute noch zeitweilig auf und spielt dann gewissermaßen den wilden Jäger. Das Gebell seiner Hunde haben schon viele gehört.

558. Der Nachtjäger bei Hainewalde.*

Gräße, Bd. II, Nr. 860; N. Lausitzer Mag. 1838, S. 385.

Einst kommt spät in der Nacht ein Mann von Spitzkunnersdorf nach Hainewalde. Er hört Hundegebell, sieht weit umher aufgestellte Netze, erblickt auch endlich dreibeinige Hunde eifrig jagend. Er kommt etwas in die Irre, fürchtet sich gehörig, erreicht aber doch glücklich und ohne Schaden das Dorf.

559. Der tolle Junker. (Bittauer Sage.)

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 128; N. Lausitzer Mag. 1832, S. 345.

Es war einmal ein neugieriges Kind, dem hatten die Leute vom tollen Junker oder wilden Jäger erzählt, wie er des Nachts durch die Lüfte ziehe mit großem Jagdfolge, und wie den nächtlichen Gefellen allen der Kopf nach hinten stehe. Das hat das neugierige Kind zu sehen begehrt; und als einst in einer stürmischen Nacht der tolle Junker wieder vorüberzieht, da hat es sich vor Neugierde nicht halten können und ist aus dem Bettlein gesprungen und ans Fenster geeilt, um die Menschen mit den umgedrehten Köpfen zu sehen. Als nun die wilde Jagd mit großem Lärm am Fenster vorüberzieht, da erwacht auch die Mutter, vermißt das Kind, eilt nach dem Fenster, aber zu spät. Mit verdrehtem Kopfe und starren Augen hing das Kind tot am Fenster. Der tolle Junker hatte ihm den Hals umgedreht. (Vgl. Nr. 265.)

560. Der wilde Ruprecht auf dem Hutberge.

Gräße, Bd. II, Nr. 862; Gräße, S. 13; Haupt, Bd. I, S. 123.

Auf dem Hutberge bei Herrnhut ist's nicht geheuer. In der Walpurgisnacht hört man ein schreckliches Tosen in der Luft und

* Von diesem ist in der Oberlausitz oft die Rede: er ist jedoch gleichbedeutend mit dem wilden Jäger.

sieht allerhand riesenhafte Gestalten daherziehen. Das ist der ruhelose Geist eines wilden Raubritters; der hatte einst dort eine große Burg, deren Trümmer noch heute sichtbar sind. Sein Name war Ulrich Ruprecht. Er legte große Keller im Berge an, wo er seinen Raub zusammentrug und einen großen Schatz sammelte, der noch zu heben ist. Ein unterirdischer Gang setzte sein Schloß in Verbindung mit Bernstadt, wo sein guter Freund und Helfershelfer Bernhard Dietrich hauste. Als er einst in seinem Keller saß und im Golde wühlte, kam der Teufel und mauerte die Kellertüre zu, daß er bei seinen Schätzen elendiglich umkommen mußte.

561. Blauhütel.

Gräße, Bd. II, Nr. 773; N. Laustker Mag. 1839, S. 227;
Haupt, Bd. I, S. 122.

Blauhütel war einst ein reicher Herr, ihm gehörte der ganze Eigensche Kreis. Auf dem Schönauer Hutberge hatte er eine feste Burg, und im Tale baute er die Stadt Bernstadt (Bernhardsstadt), nach seinem Namen so geheißten. Aber die Leute herum nannten ihn immer nur Blauhütel, von seinem großen blauen Jagdhute. Wenn sie den von ferne sahen, erschrakten sie, denn dann ging's zu Pferde mit Jagdgeschrei und Hörnerklang durch Feld und Wald in tollem Jagen. Da war es oft an einem Tage um die ganze Ernte geschehen. Und es erhob sich eine Klage im Wolke über den grausamen Herrn, so daß sich selber der Landvogt der armen Leute annehmen mußte. Zur Strafe muß nun Blauhütel als Nachtjäger ziehen bis zum jüngsten Tage, und wer ihn ziehen sieht, dem bedeutet es Unglück. In der Kirche zu Schönau aber war er abgebildet, wie der Landvogt ihn zur Rede setzt: Jäger und Jagdhunde umgeben ihn und in der Hand hält er den gefürchteten blauen Hut. (Vgl. Nr. 1047.)

562. Der wilde Jäger bei Böbau.

Gräße, Bd. II, Nr. 793. Nr. I mitgeteilt von Julius Schanz,
Nr. II bei Gräve, S. 109.

I. Ein Mann ging in einer stürmischen Nacht von Böbau nach Lawalde. Plötzlich hörte Wind und Regen auf, und der wilde

Jäger mit Hörnerschall und Hundebellen sauste über ihn dahin. Der Mann warf sich aber schnell mit dem Gesichte zu Boden, indem er der Sage eingedenk war, daß, wer den wilden Jäger gesehen, über ein Jahr tot sei, und entging so der drohenden Gefährdung.

II. Als ein anderes Mal im Spätherbst der Pan Dietrich seinen Umgang auf dem Löbauer Berge hielt und über einen von Bernstadt kommenden Fuhrmann durch die Luft wegrasante, stürzte dem armen Mann ein Pferd nieder und das andere erlahmte, so daß er den Morgen erwarten mußte, wo ihm erst Hilfe wurde.

563. Die Dzitwiza der Wenden.

Gräbe, Bd. II, Nr. 808; Haupt und Schmalzer, W. L. II, S. 269.

Die südlichen Wenden kennen eine Waldgöttin, ein schönes, junges, weibliches Wesen, welches mit einem Geschoße versehen in den Wäldern umherstreift und von ihnen Dzitwiza genannt wird. Die schönsten Jagdhunde bilden ihre Begleitung und schrecken nicht nur das Wild, sondern auch die Menschen, die sich um die Mittagszeit im Walde befinden. Daher sagt man noch jetzt zu einem, der den Mittag über sich allein im Walde aufhält: „Siehe zu, daß die Waldgöttin nicht zu dir kommt!“ Man glaubt jedoch, daß sie auch in mond hellen Nächten in den Wäldern das Geschäft der Jagd betreibe.

IV. Riesen.

564. Die Riesenrippe zu Nossen.

Abhler a. a. O., Nr. 236; Gräbe, Sagenschatz des R. Sachsen, Bd. I, Nr. 365; Afr. Moschkau in der Sagonia I, S. 22 u. 23; Moschkau, Führer durch Nossen und Altzella, S. 8.

In dem großen und gar zierlich gewölbten, aus dem Kloster Altzella stammenden Hauptportale der Kirche zu Nossen hängt seit undenklichen Zeiten ein sonderbares Gewächs, welches von einigen für die Rippe eines Meerwunders oder Elefanten, von anderen für die eines Riesenfräuleins von Niebeck im Elsaß, deren Eltern hierher gezogen seien, ausgegeben wird. Diesen Gegenstand hat man auch der Rarität wegen in das Siegel der Stadt Nossen selbst mit aufgenommen. Erzählt wird von dem genannten Riesenfräulein, daß sie einst in Rhäsa einen auf dem Felde arbeitenden Bauer mit Pflug und Pferd in ihre Schürze nahm und ihrem Vater hineintrug. Auch soll sie öfter nach Haslau „in die Haselnüsse“ gegangen sein. — Die Rippe kam Anfang des 17. Jahrhunderts in die königl. Kunstkammer nach Dresden, 1657 aber wieder zurück nach Nossen. Nach einer andern Meinung wäre diese Rippe identisch mit der in Gold gefaßten Rippe der heiligen Katharina, welche zu den Reliquien des Klosters Altzella gehörte.

565. Die Riesenhand bei Leipzig.

Gräbe, Bd. I, Nr. 457; Prätorius, Weltbeschreibung, Bd. I, S. 591.

Als ein Wahrzeichen von Leipzig galt ehemals ein ganz nahe bei dem sogenannten Ruhurme liegender Stein, auf dem ganz

deutlich der Eindruck einer sechsfingerigen Riesen- oder Teufelshand zu sehen war. Der Stein ist jedoch seit mehreren Jahrzehnten weggekommen, man weiß nicht wohin.

566. Die Riesensteine in der Nassau.

Gräße, Bd. I, Nr. 57; M. Grünwald, Meißner Chronik;
Hayn 1829, Bd. I, Anhang S. 34.

Auf dem Keulenberge bei Königsbrück, der jetzt zum Andenken des Königs Friedrich August des Gerechten der Augustusberg heißt, wohnten in grauer Vorzeit Riesen, welche mit einer andern Riesenfamilie auf dem Kulmberge bei Oschaz in Unfrieden lebten und sich mit Riesentannen und Steinwacken von vielen Zentnern warfen. In beiden Familien war aber je ein Jüngling, zur Freude seiner Eltern über alle seine Verwandten an Größe und Schönheit hervorragend, und beide liebten ein Mädchen, die schöne Tochter des Fürsten des Elbgaues, Bila, der da, wo jetzt das Dorf Zadel liegt, auf einer Felsenburg thronte. Die Jungfrau erwiderte aber die Liebe der Riesenöhne nicht, und als dieselben bei ihrem Vater um ihre Hand warben, da gab ihnen dieser die ausweichende Antwort, sie möchten dieselbe erst zu verdienen suchen. Es hatte aber ein anderer das Herz des Mägdleins gewonnen und zwar ein armer Hirte, der die Lämmer desselben an den sonnigen Höhen des Goltgebirges weidete und einst, als die Prinzessin am Ufer des dort fließenden Gaserbaches (derselbe ergießt sich unterhalb der jetzigen Neumühle in die Elbe) eingeschlummert war, eine giftige Schlange, welche eben im Begriff war, dieselbe zu stechen, erschlagen hatte. Die aus dem Schlummer aufgeschreckte Bila, welche eben von dem Jüngling geträumt, sah in ihm nun ihren Retter und versprach ihm auch voll Dankbarkeit Herz und Hand. Lange blieb aber das Geheimnis der Liebenden den beiden Riesen nicht verborgen; einst sahen sie ihn seiner Bila, welche an jener Stelle des Baches auf ihn harrte, entgegengehen; da erhoben beide, jener auf dem Keulen-, dieser auf dem Kulmberge, ungeheure Steinblöcke und schleuderten sie ihm entgegen; er aber blieb unverfehrt, denn er stand unter dem Schutze der Götter, weil er fromm und gut war. Als nun der alte Fürst das Begebnis erfuhr, da nahm er ihn als

Eidam an und errichtete zum Dank gegen die Götter auf einem dieser Steine eine Opferstätte. Dieser Stein ist unterhalb Zadel auf Solker Revier noch jetzt zu sehen: er führt den Namen Gose, das gemeine Volk nennt ihn aber den Riesenstein. Ein zweiter Riesenstein aber am Saume der Nassau gibt Zeugnis von dem grimmbigen Kampfe, in welchem die beiden Riesen, nachdem sie sich die schöne Bila für immer entrissen sahen, unter sich selbst entbrannten und bei welchem der Sieger den Besiegten nur kurze Zeit überlebte.

567. Der Riesenfuß bei Bohmen.

Göbinger, Schandau und seine Umgeb., S. 55.

Bei dem Dorfe Zatschke, in der Nähe von Bohmen, hauste auf dem Berge oberhalb der sogenannten Poste ein zaubernder Riese, der einst mit dem Fuße so mächtig gegen die Erde stampfte, daß dort noch heute in dem flach liegenden Felsen ein Riesenfuß von 3 Ellen Länge und $2\frac{1}{2}$ Ellen Breite zu sehen ist.

568. Das Kegelspiel der Riesen.*

Gräbe, Bd. II, Nr. 855; Gräbe, S. 68; Haupt, Bd. I, S. 81 ff.

Nicht weit von dem unsern Zittau gelegenen Dorfe Ober-Oderwitz erhebt sich ein kahler Berg, auf dem einst Riesen gewohnt haben sollen. Diese waren aber arge Heiden und trieben hier ein Wesen, als wenn die ganze Welt ihr eigen wäre. So hatten sie sich dort einen großen Kegelschub eingerichtet, auf dem sie mit sechs goldenen Kugeln nach neun goldenen Regeln zu schieben und jeden glücklichen Schub mit ungeheurem Jauchzen zu verkünden pflegten. Eines Tages, am Feste aller Heiligen, trieben sie eben ihr Wesen gar zu arg, fluchten und lästerten schrecklich, spielten bis um Mitternacht und kümmerten sich weder um Gott noch Menschen. Da

* Ganz anders erzählt Willkomm, Sagen aus der Oberlausitz, Bd. II, S. 1 ff. diese Sage.

öffnete sich plötzlich der Himmel, ein Feuerball fuhr herab und begrub Regel, Kugeln und Riesen in der Erde. Hier liegt der geschmolzene Goldklumpen noch heute und harret der glücklichen Hand, die ihn zutage fördere.

569. Der Riese auf den Pliezkowitzer Hügeln.

Haupt, Sagenbuch, Bd. I, Nr. 97; Lužičan 1868, S. 174 ff.

Auf den Pliezkowitzer Hügeln, zwischen Pliezkowitz und Klein-Bauzen, wohnte einstmals ein Riese, der war so groß, daß er mit einem Schritte bis Klein-Saubernitz reichte, was doch zwei Stunden ablegt; und wenn er saß, langten seine Füße gerade bis zu dem Malschwitzer Straßenteiche. Dort nahm er sein Fußbad. Seine Pfeife zündete er sich in der Gleinaer Windmühle an, ohne von seinem Sitze aufzustehen; auch schleuderte er einen länglich-runden, großen Stein bis Saubernitz, wo er noch jetzt zu sehen ist, nebst dem Eindrucke seiner Füße. Die Leute nennen noch heute seinen Sitz, einen großen, kahnartigen Granitblock, den „Stuhl des Riesen und seiner Frau“, den daneben liegenden, einem Schweinskopfe ähnlichen, aber „das Riesenschwein“.

V. Götter (germanische und slavische).

570. Das Herdabild bei Zwickau.

Röhler, Volksbrauch im Vogtlande, 1867, S. 447.

Nach der Sage soll das Bild der Herda (Merthus) von Rügen (?) in die Zwickauer Gegend gebracht worden sein. In dem Schwanenteiche wusch man den Wagen der Göttin, und es soll sich ihr Dienst daselbst noch lange erhalten haben.*

571. Der Hausgott Henuil.**

Ihietmar von Merseburg, VII. c. 50.

Der wackere Bischof und Chronist Ihietmar klagt an der angezogenen Stelle, daß die Bewohner der Gegend von Delitzsch „selten zur Kirche gehen, eigene Hausgötter verehren und ihnen opfern“. Die Nähe der (jetzigen) sächsischen Grenze läßt mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß auch unsere Bauern diesen Kult pflegten. Darum folgt hier Ihietmars Bericht: „Ich habe (ca. 1071) von einem Stabe gehört, an dessen Spitze sich eine Hand befand, welche einen eisernen Ring hielt. Dieser Stab, so hörte ich, wurde

* Man muß jedoch Bedenken tragen, die Sage als alt und volkstümlich anzusehen. *Weiche.*

** Der Name scheint deutsch zu sein. Vgl. über diesen Hausgott oder Kobold, Heinz, Heinzelmann (d. h. eigentlich Heinrich), Grimm, *deutsche Mythologie*, S. 496 und 699. Doch heißt bei den Wenden noch jetzt ein Hirtenstab *Honidlo*, und im vorigen Jahrhundert pflegten sie sich noch gegenseitig zuzurufen: „Ich werde dir den *Honidlo* ins Haus *schicken*“, ohne freilich sagen zu können, was sie damit meinten. (Haupt, *Sagenbuch der Lausitz*, Bd. I, S. 13.)

von dem Hirten des Dorfes, in dem er sich befand, von Haus zu Haus getragen, und dabei sprach der Träger beim ersten Eintritt in das Haus zum Gruße die Worte: „Wache, Hennil, wache!“ (d. h. schütze alle Bewohner des Hauses!), denn so wurde er in der Bauernsprache genannt; und dann schmauften sie selbst köstlich und meinten durch den Schutz desselben gesichert zu sein.“

572. Das Götzenbild auf der alten Brücke zu Grimma.

Albinus, Meißnische Land- und Bergchronika, 1590, S. 149; Gräße, Bd. I, Nr. 311.

„Man hat auch im Lande zu Meizen“, wie ich berichtet bin, „an etlichen Orten alte Bilder in Stein gehauen mit dreien Angesichten gefunden. Und ist sonderlich zu Grimma auf der Brücken (gemeint ist die alte, längst abgebrochene Brücke) eins dergleichen zu sehen gewesen, daran drei Angesicht unter einem Hütlein.“

573. Die Kriegsgöttin der Wenden.

Dietmar, VII. c. 47.

Die Rutizen (Laußitzer Wenden) leisteten im Jahre 1017 dem Kaiser unter Markgraf Hermann Kriegsdienste gegen die Polen. Sie führten auf ihren Fahnen das Bild einer Göttin mit sich. Als nun eines Tages ein solches Bild von einem Knappen des Markgrafen durch einen Steinwurf durchlöchert worden war, kehrten sie voll Zornes über den ihrer Göttin angetanen Schimpf nach Hause zurück. Ihre Priester aber brachten das klagend vor den Kaiser, der ihnen zwölf Pfund Entschädigung geben ließ. Und als sie dann bei der Stadt Wurzen (Vurcin) über die stark übergetretene Mulde (Milda) setzen wollten, verloren sie ein zweites Bild ihrer Göttin nebst einem auserlesenen Gefolge von fünfzig Kriegern. Ob einer so bösen Vorbedeutung zogen die übrigen heim.

574. Der Flins bei Baugen.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 7 ff.; mündliche Mitteilungen von Dr. Pflk.

Eine halbe Stunde von Budissin spreewärts, wo sich das Tal verengt und graue Granitfelsen mit grünem Gebüsch anmutig abwechseln, beim Dorfe Dehna, an einem steilen Felsabhange, stand einst das Götzenbild des slawischen Gottes Flins, und noch heute nennt das Volk die Stelle „beim Abgott“. Ein altes wendisches Volkslied hebt an:

Flins, der du stehst bei Baugen, —
Hoch über dem Spreegewässer.

Lange Zeit war dieser Fleck den Wenden furchtbar, und noch immer erzählen die alte Großmutter und der ergraute Großvater dem jungen Volke, wie der goldene Abgott in dem tiefen Wassergrunde liegt und jedes Jahr eines Menschen Leben fordert, wie dort um den grauen Felsen in finsternen Nächten toter Wenden Geister spuken und wilde Stürme in den alten Binden toben und die Blätter in die Spree schütteln.

Das Wasser aber geht unter dem Felsen weg in große Höhlen und Schluchten, wo unermessliche Schätze liegen, und schon mancher hat danach zu tauchen versucht, doch alle Zeit ohne Erfolg.

Am bestimmten Tagen wallfahrten die Umwohner noch heute „zum Abgott“, wenn auch nur als Spaziergänger.

575. Czorneboh und Bieleboh.

Nach Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 7.

Czorneboh und Bieleboh (d. h. der schwarze und der weiße Gott) waren zwei Hauptgötter der Lausitzischen Sorbenwenden, und jener war ein böser, dieser aber ein guter Geist. Darum haben sie auch dem Czorneboh grausame Menschenopfer gebracht. Auf einem Berge südöstlich von Budissin (bei Wuischke), der noch heute Czorneboh heißt, wurde er angebetet. Der nordwestliche Teil des Höhenzuges bildet eigentlich einen zweiten, aus großen Felsblöcken bestehenden Berg, der der Frageberg (Praschowa hora) heißt. Denn hier wohnten die Priester. Die weis sagten dem Volke und wußten auf jede Frage

die richtige Antwort. Noch zeigt man den Kessel, in dem die Priester sich wuschen, die Kanzel, von wo herab sie das Volk anredeten, und den Altar, wo die Opfer gebracht wurden. Wenn einer ein großes Verbrechen begangen hatte, so mußte er vom Fels bei Dehna aus bis auf diesen Götterberg auf seinen Knien rutschen, um am Altare des Gottes entschuldigt zu werden. Da der Berg aber doch so steil ist, wurde einstmals einem Biber das Heraufrutschen so schwer, daß man ihn den Berg hinauffschleifen mußte. Von jenem Waschkessel aber geht die Sage, daß er noch heutigen Tages durch des Götzen Kraft auch in der heißesten Zeit niemals trocken werde. In den Höhlen der Felsen hatten die Priester große Reichtümer aufgehäuft. Die liegen noch heute dort. Gegenüber liegt der Bieleboh, der Opferberg des guten Gottes.

Am dritten Pfingstfeiertage ziehen noch heute die Umwohner des Czorneboh in Scharen auf den Berg.

D. Teufelsagen.

220

I. Der Teufel.

576. Die Teufelskammer in der Pfarre zu Brambach. V

Gräfe, Bd. II, Nr. 703, nach Julius Schanz; metrisch behandelt von Fr. Rödiger.

In die Pfarre zu Brambach kam einst um die Mitternacht durch den Schlot der Teufel hereingefahren und frug nach dem Pfarrherrn. Die alte treue Magd meldete dem Pfarrer diese Kunde, und der befahl, den Teufel nur zu ihm hereinzuführen. Der Schwarze setzte sich ungeniert an sein Bett, wie wenn er in seinem alten Grosvaterstuhl in der Hölle säße, und begann mit dem Pfarrer ein langes Examen. Dieser aber hatte das Herz auf dem rechten Flecke und wußte dem Teufel trefflich zu antworten, der immer neue Spitzfindigkeiten zutage brachte. Zulezt frug er: „Wie lehrt man in Deutschland am besten das Christentum?“ — Diese Frage machte dem Pfarrer doch einiges Bedenken; er sann hin und her, und der Böse freute sich schon seines Sieges. „Kannst du mir auf diese Frage nicht Rede stehen, so ist diese Kammer mein Eigentum, und kein Mensch soll sie ohne Zagen betreten!“

Die Gedanken des Pfarrers verwirrten sich immer mehr, und es litt ihn nicht mehr am Orte; er mußte sein Schlafgemach verlassen und konnte bis an sein Ende nie wieder darin schlafen.

Die Geschichte ward bald ruchbar im Lande, und es wollte sich nach des Pfarrers Tode niemand zur Verwaltung seines Pfarramts finden lassen, als zu Wittenberg Luther mit seinen 95 neuen Thesen auftrat und viele deutsche Stämme seiner Lehre zuflielen. Auch die Bewohner von Brambach, die unterdessen einen jugendlichen Seelenhirten gefunden hatten, neigten sich zu der neuen Lehre hin, welche ihnen der rüstige Pfarrer mit seinen Worten erklärte.

Dieser hatte natürlich die Geschichte von dem Teufelspuk auch gehört, und voll von Begeisterung für seinen Glauben wollte er dem Teufel, wenn er käme, auf jegliche Frage Bescheid tun. Er ließ daher sein Bett in die Teufelskammer bringen und schlief darin. Schon in der ersten Nacht erschien der verrufene Besuch, und das Examen begann wie bei dem seligen Herrn Pastor. Wiederum frug der Teufel zuletzt: „Wie lehrt man in Deutschland am besten das Christentum?“ — „Deutsch!“ rief der junge Pfarrer, so laut und kräftig, im Bewußtsein, daß er das Rechte getroffen, daß der Teufel vor diesem einzigen Worte jach in sich zusammenfuhr. Nachdem er sich von dem Schrecken etwas erholt hatte, bot er dem Pfarrer Veröhnung an und wollte sich mit ihm auf dem Wege des Vertrags abfinden, wenn er ihm verstaten wolle, die Kammer mitzubewohnen, aber der Pfarrer wollte nichts von ihm wissen. „Hebe dich weg, Satan!“ rief er mit gottesfreudigem Munde, griff nach seiner Bibel und wollte den Teufel darniederstrecken. Dieser aber fuhr, da er die Kammertür verschlossen fand, durch die Mauer und floh von dannen. Die Lücke, durch die er hinausfuhr, und die Stellen im Kalk, wo er seine Krallen eingedrückt hatte, sollen noch vor einigen Jahrzehnten zu sehen gewesen sein. So siegte Gotteskraft über Teufelsmut!

577. Der Teufel als Fuhrmann.

Gräße, Bd. II, Nr. 629; Romigii Daemonolatria, Hamburg 1693, Teil II, S. 304.

Ein Edelmann im Vogtlande war nicht allein ein jähzorniger Narr, sondern auch in seinem Zorn ein heilloser unbefonnener Flucher. Dieser befahl einem Bauer, der sein Untertan war, einen sehr großen Baum aus dem Busche nach seinem Schlosse zu bringen. Der arme Mann fuhr zwar mit seinem Wagen hinaus, es war ihm aber unmöglich, diese schwere Last aufzuladen. Er stand deshalb in großer Angst, weil er sich fürchtete, er werde von seinem Junker nicht allein gescholten, sondern auch geschlagen werden. Inzwischen kam der Satan in menschlicher Gestalt zu ihm und fragte, warum er so traurig werde. Der Bauer gab ihm sein Unglück zu erkennen, darauf der Satan zu ihm sagte, er solle sich nicht beküm-

mern, sondern nur mit seinem ledigen Wagen wieder nach Hause fahren, er wolle seine eigenen Pferde holen und diese Arbeit an seiner Stelle verrichten. Als bald ging er ans Werk und zog den gewaltig großen Eichbaum mit der Wurzel aus dem Grunde, legte ihn mit allen Zweigen und Laub daran, wie er ihn ausgerissen hatte, auf seinen Wagen und fuhr damit durchs Schloßtor, jedoch also, daß der Baum in dem Durchgange dergestalt zusammengeklemmt stecken blieb, daß keine menschliche Gewalt ihn weiter vor- noch hinterwärts bewegen konnte; überdies war alles Holz hart wie Eisen geworden. Man konnte mit keinem Beile durchhauen und mit keiner Säge durchschneiden. Also mußte dieser unbarmherzige Böfewicht und heillose Flucher seine Pforte gestopft lassen, daß er ferner niemals dadurch weder aus noch ein gehen konnte, sondern mußte eine andere neben dieser machen. Viele tausend Menschen kamen von nah und fern, dieses seltsame Teufelswunderwerk zu sehen und beschauten es mit der äußersten Verwunderung und Schrecken, gaben auch allerorten offenbare und gerichtliche Zeugnisse der Wahrheit davon, als die es mit ihren eigenen Augen gesehen. Der Baum lag noch zu Ende des 17. Jahrhunderts an derselben Stätte, dahin ihn der böse Geist gebracht hatte. Wenn man mit einem Beil und Hammer darauf schlägt, wie denn von vielen, die dahin kommen, aus Fürwitz geschieht, so fliegen Feuerfunken daraus wie aus einem Kieselstein, wenn er an einen Stahl geschlagen wird. Ubrigens hatte der Satan vor seinem höllischen Wagen keine Pferde, sondern nur solche Schatten gespannt, welche die Gestalt der Voreltern dieses gottlosen Junkers vorstellten.

578. Der Teufel in der Rockenstube.

Gräße, Bd. II, Nr. 666; Röhler, Aberglauben usw., S. 505.

Im 18. Jahrhundert pflegten die Mädchen von Raasdorf und Tirschendorf abwechselnd in einem der beiden Dörfer in einer Rockenstube zusammenzukommen, und sie trieben das so eine Reihe von Jahren. Als sie eines Abends in Raasdorf zusammen waren und auf ihre Geliebten die Rede kam, da sagte eins der Mädchen, welches keinen Burschen zum Schatz hatte: „Ich habe keinen, muß aber einen bekommen, und sollte es der Teufel sein!“

Etwa um 11 Uhr abends kommt eine sonderbare Gestalt in die Rokenstube; sie hatte einen Pferdefuß, war einem großen Manne ähnlich und trug einen grünen Rock: es war der Teufel. Er setzte sich und blieb sitzen. Alles war gestört und in banger Erwartung. Um 12 Uhr endlich brachen die Tirschendorfer Mädchen auf, um nach Hause zu gehen. Da entfernte sich der Teufel auch. Als die Gesellschaft die Höhe des Berges zwischen Raasdorf und Tirschendorf, die Koppel, erreicht hatte, entstand auf einmal ein furchtbares Geschrei unter den Mädchen. Jenes Mädchen, welches sich zum Geliebten nötigenfalls den Teufel gewünscht hatte, wurde in die Luft gehoben, schwebte immer höher, war weg und ist auch nicht wiedergekommen; die Mädchen von Tirschendorf haben bloß deren Haube gefunden.

579. Wirksame Kräuter gegen den Teufel.

Mitgeteilt von Pastor Merkel, Leipzig.

Ein altes Kräuterweiblein, das vielfach im Freien nächtigte und sich obdachlos umhertrieb, gelegentlich aber in den Städten ihre Kräuter zu verkaufen suchte, bot besonders geheimnisvoll die Pflanzen Thorand und Tossen (Dosten) und Fünffingerkraut an. Damit könne man den „Büesen“, den Teufel, vertreiben. Dann erzählte sie: In einem Dorfe bei Delsnitz habe der Teufel um die Gunst einer Dorfschönen geworben. Deren achtsame Mutter aber habe auf des Kräuterweibleins Rat „Thorand-Tossen“ und Fünffingerkraut in der Stube aufgehangen. Der Teufel kam — aber sogleich sei er entsetzt wieder abgefahren und habe auf gut vogtländisch geschrien:

„Thorand-Tossen Fünffingerkraut
Hot mieh gebracht um de Braut!“

Dabei habe er aber noch einen „tüchting Gestank nei de Stum gemacht, den mer in värzen Toong noch rieng kunnt“.

580. Der Teufel mahlt in der Zoitsmühle.

Eifel, Sagenbuch des Vogtlandes, Nr. 7.

Die Zoitsmühle bei Liebschwitz war früher viel bedeutender als heute; man zählte 13 Gänge, den letzten derselben aber hatte

der Teufel sich vorbehalten, der Pferdeäpfel da mahlte. Für das Schärfen des Ganges lag am Morgen regelmäßig der Mahlgroschen da. Später verfiel dieser Gang, alles Reparieren half nichts, das Rad war ganz verfault und schon halb in Stücken, und kein Mensch hätte mehr da mahlen können; in der Silvesternacht aber mahlte der Teufel drauf und zwar so arg, daß die ganze Mühle zitterte.

Hierbei geschah es nun, daß ein junger Mühlbursche mal versuchte, den Beelzebub bei seiner Arbeit zu belauschen, was dem Burschen gar schlecht bekam. Der Teufel setzte ihn alsbald auf den Schleiffstein und verstümmelte ihm damit das Hinterteil aufs ärgste. Auch mit einem älteren Mühlknappen hat er dies später einmal versuchen wollen; der war ihm aber gewachsen, und der Herr Urian selbst war es diesmal, der auf den Schleiffstein zu sitzen kam, bis er an seinem Gefäß um ein Sichtbares verkürzt war. Und was geschah, als der kecke Müllerbursche später in die Hölle gekommen ist? Er hatte dort gegen das Verbot einen Raum betreten, wo des Teufels ganze Brut beisammen war: eben will alles über ihn herfallen, da ruft einer, dem die ganze linke Gefäßhälfte fehlt: „Um Himmelswillen, laßt den laufen, der ist's, der mir damals mein Hinterteil abgeschliffen hat!“

Schließlich steckte ein tüchtiger Mühlbursche den Teufel trotz alles Sträubens in einen Ranzen und versenkte ihn am Mühlwehre, worauf das ganze Teufelsgetriebe auf der Joitsmühle sein Ende erreicht hat.

Eine zweite Lesart weiß, daß das Höllenvieh allein in der Silvesternacht 300 Scheffel Pferdebreck da gemahlen habe, daß der unliebame Mahlgast aber wie folgt vertrieben worden sei. Ein Müllerbursche nämlich sammelte ganzer Jahre lang Eselsbrecker und begann dann diese ganz wohlgemut auf dem Teufelsgange zu mahlen. Da kam denn der Teufel zu verschiedenen Malen angefahren; es half ihm aber nichts, daß er auf alle Weise sein Mißfallen zu erkennen gab, und als er dann das letztemal kam und fand, daß immer noch nur Eselsbreck gemahlen wurde, konnte er zwar nichts ausrichten, ließ sich aber vernehmen, daß der Müller bald auswandern und nur Stock und Stiefelknecht mitnehmen solle. Er fuhr darauf zum Dach hinaus und ins Mühlwehr hinein. Wenn er nun auch den Gang nicht wieder bekam. ist seine Rede doch

eingetroffen. Im Winter drauf nämlich kam ein großes Wasser nach dem anderen, und jedes hat ein Loch ins Wehr gerissen, bis denn der Müller richtig zugrunde gerichtet war und nur mit Stock und Stiefelknecht das Haus verlassen hat. Sein Nachfolger half sich; er ließ Dornen zwischen die Wehrsteine mauern — auch von einem dort mitvermauerten lebendigen Hunde weiß man — genug, ihn hat es weiter nicht angefochten.

E 581. Einige Sausbrüder werden vom Teufel bestraft.

Röhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 245; Melzer, Hist. Schneebergensis, S. 1267.

An der böhmischen Grenze soll sich zugetragen haben, daß einst sechs berufene Säuser in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage bis zum Morgen bestialisch gefressen und dem Gemälde des Teufels an der Wand etliche Male zugetrunken haben. Da einer von ihnen wegen empfundenen Schreckens zeitlich davongegangen, sind die anderen fünf des Morgens um 6 Uhr mit schlotternden und gebrochenen Hälsen tot gefunden worden. So haben sie zum Schrecken anderer bis an den dritten Tag gelegen. (Vgl. Nr. 610.)

582. Der Kirchbau in Crottendorf.

Nach Gräße, Bd. I, Nr. 528; Ziehnert, S. 460; poetisch behandelt von Segnitz, Bd. II, S. 73 ff.

Als man vor langen Zeiten in Crottendorf bei Schwarzenberg eine Kirche bauen wollte, suchte es der Teufel auf jede Art zu verhindern und den Bau aufzuhalten. Darum riß er das Mauerwerk, was die Maurer den Tag über aufgeführt hatten, in der Nacht wieder ein und das zugehauene Bauholz und die herbeigeschafften Stämme schleppte er weit bis an das andere Ende des Dorfes, so daß am anderen Morgen die Zimmerleute, statt in ihrer Arbeit fortfahren zu können, weiter nichts zu tun hatten, als das Gerüst wieder an seinen früheren Platz zurückzubringen. Da ging einst ein frommer Priester in demselben Augenblicke vorüber, wo

sie eben beschäftigt waren, den vom Teufel angerichteten Unfug wieder gutzumachen; der segnete das sämtliche Holz und Baumaterial, und nun mußte der Teufel dasselbe in Ruhe lassen, so daß der Bau bald vollendet war.

583. Die Katzenmühle bei Buchholz.*

Gräfe, Bd. I, Nr. 525; Beckstein, Deutsches Sagenbuch, S. 524; poetisch behandelt von Ziehnert, S. 186 ff.

Bei Buchholz befindet sich eine Mühle, welche noch bis jetzt die Katzenmühle von folgender Begebenheit her genannt wird. Im 15. Jahrhundert soll daselbst ein wohlhabender Müller gelebt haben, der auf den Gedanken kam, sein Haus durch den Anbau eines Stalles zu vergrößern. Kaum war derselbe fertig und die Müller-esel — denn für diese war er bestimmt — eingezogen, so mußten die armen Tiere auch wieder heraus, denn der Teufel hatte hier seinen Sitz aufgeschlagen und litt sie nicht darin. Zwar versuchte ihr Herr sie anfangs mit Gewalt wieder hineinzubringen; allein, wollte er sie nicht von dem Bösen zerrissen sehen, so mußte er wohl oder übel dem letzteren den Stall allein überlassen, und derselbe trieb nun darin jede Nacht sein Wesen mit Poltern und Rumoren, daß dieser Teufelslärm oft sogar das Geklapper der Mühlräder übertönte. So verging manches Jahr; da pochte es einst im tiefen Winter, als schon alles im Schlafe lag, an das verschlossene Tor, und als der schlaftrunkene und übelgelaunte Müller fragte, wer denn so spät noch Einlaß begehre, da erfuhr er, daß es zwei Bärenführer seien, die mit ihren Bären von Cunnersdorf herübergekommen wären und ein Obdach suchten. Nun war er im ganzen ein gastfreier Mann und gewährte ihnen also ihre Bitte; allein für ihre Tiere behauptete er keinen anderen Aufenthaltsort zu haben, als den Stall, wo der Teufel seinen Sitz aufgeschlagen. Das kümmerte

* Diese Sage ist weitverbreitet. Vgl. hier Nr. 496 und das altdeutsche Gedicht „Das Schretel und der Wasserbär“ (bei Hagen, Gesamt- abenteuer, Bd. III, Nr. 257 ff.; Mone, Quellen u. Forsch., Bd. I, S. 281 ff., und Haupt, Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. VI, S. 174 ff.; vgl. Grimm, Irische Elfenmärchen, S. 114).

aber die Bärenführer nur wenig; sie meinten, er solle denselben nur öffnen, ihre Bären würden sich den Bösen schon vom Halbe zu halten wissen. Der Müller tat, wie sie ihm hießen, und glaubte nun, nachdem er ihnen die Sache gesagt habe, keine Schuld zu haben, wenn die Bärenführer am anderen Morgen ihr Vieh tot fänden. Er ging also zu Bette und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Als nun die Mitternachtsstunde schlug, da erhob sich auch in dem Stalle ein greulicher Lärm, wie er ihn noch niemals gehört hatte; es war ein Stoßen und Balgen, ein Brummen, Brüllen und Kreischen, daß ihm das Herz im Leibe zitterte. Indes waren aber auch die Bärenführer von dem Mordspektakel aufgeweckt, und man beschloß nachzusehen, ob denn die Tiere noch am Leben seien. Allein wie staunten sie, als sie, nachdem die Thür geöffnet war, die Bären ganz ruhig an ihren Tagen saugen, den Teufel aber in aller Eile verschwinden sahen. Darob freute sich der Müller nicht wenig. Er setzte also den Bärenführern noch ein treffliches Frühstück zum Abschied vor und gab ihren Tieren einen derben Sack voll Brot mit auf den Weg, um sich für ihre erfolgreiche Bekämpfung des Teufels dankbar zu bezeigen. Wirklich ließ sich seit diesem Tage der Teufel in dem Stalle nicht mehr spüren, und so konnten denn die Mülleresel ruhig wieder in denselben einziehen. Da traf es sich, daß einst am späten Abend, als der Müller eben nach Hause kam, der Gottseibeius in seiner fürchterlichen Gestalt plötzlich vor ihm stand und sprach: „Ei! sagt mir doch, sind denn die beiden großen Kagen noch im Stalle drin?“ „Ja freilich“, antwortete jener, „die Kagen sind und bleiben da.“ Da verschwand der Böse mit grimmigem Brüllen in den Wald und ward seitdem nicht mehr gesehen; der Name Kagenmühle blieb aber dem Orte bis auf unsere Zeit herab. (Vgl. Nr. 496.)

584. Der Höllenfürst stört den Gottesdienst zu Marienberg

Chr. Lehmann, Collectanoa, S. 259.

Anno 1578 den 29. September am Feste Michaelis unter der Predigt, da der Pfarrer in der Kirchen predigte, ward ein Getümmel in der Kirchen, und es roch übel von Feuer und Schwefel.

Darüber wurde ein Aufruhr; die Leute erschrakten und liefen aus der Kirche, und der Pfarrer mußte aufhören zu predigen. Das hatte der höllische Mörder angerichtet.

585. Wie der Teufel Schellerhau verlor.

Röhler a. a. D., Nr. 254.

Man hat eine Redensart, womit man die Bewohner des langgestreckten, aus zerstreut liegenden Häusern bestehenden Dorfes Schellerhau neckt: „Euch Schellerhauer hat der Teufel im Sack verloren!“ Dies rührt davon her: Der Teufel fuhr einmal durch die Luft und hatte ganz Schellerhau in einem Sacke. Der Sack jedoch hatte ein Loch, so daß ein Haus nach dem andern herab zur Erde fiel. Wie nun der Teufel merkte, daß der Sack so leicht geworden war, weil er fast ganz Schellerhau verloren hatte, da warf er ihn im Arger hin und rief: „Zum Schinder!“ Da wurde dort, wo der Sack ganz am Ende des Dorfes niedergefallen war, die „Schinderei“, wie man allgemein die Abdeckerei nannte; und in diese „Schinderei“ mußte jedes gefallene Stück Vieh abgeliefert werden. (Vgl. Nr. 620.)

586. Der Satan setzt einem Bergmann hart zu.

Gräße, Bd. I, Nr. 283; Moller, Freibergische Annales, 1653, S. 293.

Den 26. Februar des Jahres 1607 hat ein Bergmann, welcher sonst seines stillen und eingezogenen Wandels halber gutes Lob gehabt, in der Fastnachtszechen von andern angeheßt, allerhand Appigkeit getrieben und etliche leichtfertige Reden von Gott und göttlichen Sachen geführt; unter andern hat er vorgegeben, daß, ob er schon in die Hölle käme, doch gute Gefellen genug darin anzutreffen sein würden. Als dieser nun abends heimgehen wollte, ist ihm der Satan in schrecklicher Gestalt erschienen und hat ihm heftig zugesetzt und gedroht, mit Vermelden, daß, so er rechte Macht über ihn hätte, wollte er ihn an den Ort führen, dahin er zu guten Gefellen begehre, ist auch hernach eine Zeitlang neben ihm in und aus der Grube gefahren, daß er nirgends Ruhe haben konnte,

sondern überall hart angefochten und geplagt ward, bis er endlich Trost bei seinem Beichtvater suchte, das heilige Abendmahl nahm, ein gottesfürchtiges Leben versprach und böse Gesellschaft gemieden hat, worauf der Satan ausblieb und sich nicht ferner sehen ließ.

587. Der Teufel hört einen Bergmann beichten.

Gräbe, Bd. I, Nr. 281; Moller a. a. D., S. 293 ff., Manlius Collect. I; Hondorff, Promptuar. exempl. 2. Gebot; Kemigius, Daemonolatria, Bd. II, S. 73.

Im Jahre 1537 ist ein alter ehrlicher Bergmann zu Freiberg, namens Benedig Reifiger, der auf der Viehgasse vor dem Peters-tore wohnte, sehr krank gewesen. Zu diesem ist der Satan vor aller Augen mit einem langen Papier (und in Gestalt und Kleidung eines Geistlichen, wie Manlius sagt), fast einer Kuhhaut gleich, gekommen und hat ihm gesagt, er sei als ein Notarius abgefertigt, alle seine Sünden, die er begangen, aufzuzeichnen, hat sich auch bei seinem Bette niedergesetzt, Feder und Tinte zur Hand genommen und den Bergmann solche zu erzählen ernstlich vermahnt. Wiewohl nun dieser anfangs sehr erschrocken ist, hat er doch bald wieder Mut gefaßt, sich des Herrn Christi getröstet und geantwortet: „Ich bin ein armer Sünder; willst du meine Sünden ja aufschreiben und bist deswegen hergekommen, so schreibe obenan: ‚Des Weibes Samen Christus Jesus hat der Schlange den Kopf zertreten.‘“ Wie solches der Satan gehört, ist er alsbald mit Papier und Tinte verschwunden, daß nichts von ihm als ein übler und abscheulicher Gestank zurückgeblieben ist; der Bergmann aber ist in festem Glauben an das Verdienst Christi kurz darauf sanft und selig verstorben.

588. Das Berggebäude „Turmhof“ bei Freiberg.

Röhler a. a. D., Nr. 252; Stießler, Säch. Volksagen. Stolpen o. J., S. 282.

Hinter dem Gute Turmhof vor der Stadt Freiberg bemerkt man die Überbleibsel eines ehemaligen bedeutenden Bergbaues. Dort war vor mehr als drei Jahrhunderten das Berggebäude „Turmhof“

gangbar, welches zu den hervorragendsten der damaligen Zeit gehörte und in seinen Anfängen vielleicht bis in die Zeit der Gründung Freibergs zurückreichte. Wie aber alles in der Welt der Vergänglichkeit zum Opfer fällt, so waren auch die Tage dieser Grube gezählt, denn schon vor Jahrhunderten kam sie zum Erliegen, wie manche ihrer Genossinnen, und die Ausbeute der Gewerken verwandelte sich in Zuluße. Wodurch nun der Turmhof zum Erliegen gekommen, darüber gibt folgende Sage Aufschluß.

Eine wichtige Person bei der Grube war der Kunststeiger Heinrich; er verstand das Maschinenwesen wie keiner, das aber wußte er auch und ließ sich deshalb von niemand in sein Fach hineinreden, nicht einmal vom Obersteiger, der doch sein Vorgesetzter war. Deshalb gab es auch mancherlei Zwiespalt zwischen den beiden, und mit der Zeit hatte sich eine Feindschaft herausgebildet, die namentlich dem Obersteiger seine Stellung sehr verleidete. Der Kunststeiger war bekannt und gefürchtet wegen seines abstoßenden Charakters. Neid, Habsucht, Rachetrieb, Streitsucht, namentlich beim Kartenspiel, dem er absonderlich zugetan war, und sonstige üble Eigenschaften haften an ihm und brachten ihn fortwährend in Händel mit seiner Umgebung. Auch erzählte man sich von ihm, daß er einen Pakt mit dem Teufel geschlossen habe. Dieser Kunststeiger hatte nun einen Sohn mit Namen Weit, einen muntern, freundlichen und friedliebenden Jüngling mit bravem, rechtschaffenem Herzen, der ebenfalls dem Bergmannsstande angehörte und auf dem Turmhofe anfuhr. Sein Vater, obschon ein rauher und harter Mann, war ihm doch mit wahrhaft abgöttischer Liebe zugetan.

Auch der Obersteiger Gebhardt vom Turmhof hatte ein Kind und zwar ein vielumwordenes hübsches Töchterchen, welches Johanna hieß. Alle Bemühungen um ihre Hand wurden aber von Johanna zurückgewiesen, denn sie hatte sich bereits mit des Kunststeigers Sohn Weit heimlich verlobt, und wenn letzterer die ihm bereits verheißene Anstellung als Untersteiger erhalten haben würde, wollten sie Hochzeit machen, falls ihre Väter (die Mütter waren bereits gestorben) nichts dagegen hätten. Der Obersteiger erfuhr auch sehr bald aus dem Munde seiner Tochter, wie die Sache stand, und seine Bedenken wurden durch die Tränen und Bitten der Tochter und im Hinblick auf Weits bergmännische Tüchtigkeit und untadelhafte Aufführung endlich beseitigt.

Anders war es bei dem alten Kunststeiger. Derselbe grollte mit dem Obersteiger fort und trachtete darnach, ihm Schaden zuzufügen. Dazu sollte ihm das unlängst geschlossene Bündnis mit dem Teufel helfen. Für die Dienste, welche ihm letzterer zu gewähren versprochen hatte, sollte ihm der Kunststeiger Heinrich alljährlich die Seele eines Menschen liefern, und zwar sollte es jederzeit derjenige sein, welcher am letzten Tage des Jahres der letzte beim Ausfahren aus der Grube Turmhof wäre. — Wieder war der letzte Tag des Jahres erschienen, an welchem nach dem Vertrage der Plan des bösen Kunststeigers zur Ausführung kommen mußte. Die Schichtzeit war abgelaufen, die Zeit zum Ausfahren gekommen. Die sämtliche Mannschaft befand sich auf der Fahrt; der Obersteiger war vom Kunststeiger durch irgend einen Vorwand in der Grube zurückgehalten worden. Jetzt kamen sie zum Schachte; da bestieg der Kunststeiger schnell die Fahrt und gab vor, dem Obersteiger beim Hinausfahren das Öffnen des Schachtdeckels ersparen zu wollen. So gelangte der Obersteiger als der letzte zum Ausfahren.

Der Himmel aber fügte es, daß der Kunststeiger dennoch eine falsche Rechnung gemacht hatte. Sein eigener Sohn Weir war, unbemerkt von ihm, noch in der Grube zurückgeblieben. So wurde dieser nun derjenige, der zuletzt zum Ausfahren kam; — aber er hat das Tageslicht nicht mehr gesehen, und keines Menschen Auge erblickte den Unglücklichen jemals wieder. Der Teufel lauerte seinem Opfer auf und stürzte es rücklings in die grausige Tiefe. Als der Kunststeiger seinen Feind, den Obersteiger Gebhardt, rüstig und ohne Fährlichkeit Sprosse um Sprosse hinter sich nachfahren sah, mochte er sich wohl wundern, daß der Satan sich nicht des letzteren bemächtigte. Mit Unwillen und Staunen bemerkte er, daß sein Widersacher unbeschädigt nach ihm die Schachtkau betrat. Als er aber mit düster forschendem Blicke die Mannschaft überschaute und unter ihr seinen Sohn Weir vermischte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; der Teufel hatte ihn um das Liebste, für welches sein verknöchertes Herz noch Gefühl gehegt, betrogen. Bewußtlos sank er zusammen.

Die Abwesenheit Weirs war bald bemerkt worden; man wunderte sich über sein Außenbleiben. Da erhob sich der endlich zum Bewußtsein gekommene Kunststeiger mit irrem Blicke. Hastig schrie er: „Ich will sehen, wo mein Sohn geblieben ist!“ Dann

fuhr er zurück in die Grube. „Niemand folge mir, dem sein Leben lieb ist!“ herrschte er den Knappen zu, die sich erbötig zeigten, den bekümmerten Vater zu begleiten.

Die Berghäuer gehorchten und lauschten nur hinab in die Tiefe.

Da erscholl es drunten wie von mächtigen Uthieben, und man vernahm bald darauf ein entsetzliches Geprassel. Erschrocken flohen die Leute, denn sie befürchteten des Schachtes baldigen Einbruch und hatten sich nicht getäuscht. Der Kunststeiger zerbah mit furchtbaren Uthschlägen die Kunstgestänge und zerstörte die Gerinne, in welchen das starke Aufschlagwasser zum Umtriebe des Kunstrades über den Schacht geleitet war, so daß die ganze Wassermasse sich in die Tiefbaue ergoß und bald die ganze Grube ersoff. In den wild hereinstürzenden Gewässern hat der Kunststeiger seinen Tod gefunden. Der Teufel verpaßte seine Zeit nicht: er hatte ihn drunten geholt.

Des Obersteigers Tochter Johanna verfiel infolge jenes trüb-seligen Ereignisses in ein hitziges Fieber, an welchem sie lange in Lebensgefahr daniederlag. Die Jugend half ihr die Krankheit überwinden, aber sie war und blieb für immer tiefsinnig. So trat sie in das in der Sächsstadt zu Freiberg gelegene Jungfrauenkloster zur heiligen Maria Magdalena ein. Erst später verließ sie es wieder, als dasselbe bei der Reformation gänzlich aufgelöst wurde, und kehrte in die Welt zurück. Die Grube Turmhof kam nach jenem unglücklichen Ereignisse zum Erliegen, denn wo der Teufel gehaust hat, kann kein Segen aufkommen.

589. Der Teufel holt einen verliebten Kleriker zu Freiberg.

Gräbe, Bd. I, Nr. 271;

Camerarius, Horae subcisivae, Cent. I, Nr. 70; Moller, Bd. II, S. 19 ff.

Es hat sich zu Freiberg ein geistlicher Scholar auf der dasigen Klosterschule heftig in eine schöne Jungfrau verliebt und, weil er sie nicht zu seinem Willen verführen können, Rat und Hilfe bei einem Schwarzkünstler gesucht. Der hat ihn in einen Kreis gezogen und seine gewöhnlichen Beschwörungen angefangen, da denn der Teufel, der sich zu solchem Spotte nicht lange bitten läßt, geschwind

in Gestalt der Jungfrau erschienen ist und sich also gebärdet hat, daß der von brennender Liebe halb unsinnige Jüngling nicht anders vermeinet, als daß es seine Liebste sei. Darum sprang er auf und reichte ihr aus dem Kreise heraus die Hand, aber zu seinem großen Unglück und Verderben, denn alsbald riß ihn der Teufel zu sich hin und warf ihn dermaßen gegen die Wand, daß er auf der Stelle tot blieb. Dabei hatte er aber auch den Schwarzkünstler nicht geschont, sondern er nahm den zerschmetterten Körper und warf ihn mit solcher Gewalt wider denselben in den Kreis hinein, daß derselbe davon erstarrt die ganze Nacht winselnd liegen blieb und am Morgen noch halb tot gefunden und nachmals zur gebührenden Strafe gezogen ward. Solches geschah im Jahre des Herrn 1260.

590. Die vom Teufel besessene Frau zu Freiberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 284; Moller a. a. D., S. 425—440.

Im Jahre 1600 ist Anna Stephan Fiedlerin eines Kindes zu Freiberg genesen, und als ihr Mann bei ihr am Bette gesessen und der Gevatterschaft halber sich mit ihr unterredet, ist dieser plötzlich krank geworden, worüber sie sich dermaßen entsetzt, daß ihr Blut über sich gestiegen und ihr Schmerzen über Schmerzen zugezogen. Von da an hat sie immer abscheuliche Konvulsionen und Gesichte gehabt, ist ihr auch der Teufel mehrmals, das eine Mal in Gestalt der Hebamme erschienen und hat sein Spiel mit ihr getrieben. So hat er sie einmal aus dem Bette gerissen und oben auf die Dachrinne zwischen ihrem und ihres Nachbarn Hause gesetzt, ein anderes Mal hat man sie um drei Uhr morgens auf dem Ofen, ein anderes Mal vor dem Fenster auf einem Stein gefunden, endlich ist sie einmal in Gegenwart zweier sicherer Zeugen im Bette mit dem ganzen Leibe, Händen und Füßen aufgehoben worden, und ohne daß sie irgendwo angestoßen, hat sie so frei geschwebt, also daß man geglaubt, sie wolle zum Fenster hinaussehen usw. In der Kirche ist der Teufel wie eine Rake oder Hund ihr um die Beine gekrochen, dann hat sie aber zum öftern einen weißen hellen Glanz gesehen, der sie getröstet und in die Zukunft hat sehen lassen, worauf sie vielerlei wunderbare Sachen, unter andern die Drangsale Freibergs

im Dreißigjährigen Kriege, prophezeit hat. Endlich, nachdem weder Beschwörungen noch Zureden und Ermahnungen der Geistlichkeit, noch Arzneimittel geholfen, sondern ihr Zustand an die zwanzig Jahre angedauert, also daß sie zuletzt drei ganze Jahre verschlossenen Leibes gewesen ist, ist sie den 10. Oktober 1620 selig verstorben.

591. Der Teufel in der Talmühle bei Roßwein.

Mitgeteilt von H. Pommaßsch, Zwickau.

An der Freiburger Mulde, zwischen Alzella und Roßwein, lag vor vielen Jahren, als noch alles ringsum mit Wald bedeckt war, eine Mühle, genannt die Talmühle. Der Müller und seine Frau waren in harter aber erfolgreicher Arbeit alt und grau geworden und sehnten sich nach Ruhe. Da sie leider keinen männlichen Leibeserben besaßen, so sollte ihr Töchterchen Röschen einen Müller heiraten. Es wollte sich aber gar nicht leicht ein Freier finden, weil die Eltern zu große Anforderungen stellten.

Eines Tages kam ein junger, hübscher Müllergeselle des Weges daher und sprach in der Mühle um Arbeit an. Der Müller brauchte einen Knappen und nahm ihn in Dienst. Er erwies sich ehrlich und fleißig und führte zum Nutzen des Meisters manche Verbesserung ein. Allmählich entspann sich zwischen dem Knappen, der viel in der Welt herumgekommen war und sich gute Lebensformen angewöhnt hatte, auch ein liebevolles Wesen besaß, und dem Müllerstöchterlein ein Herzensverhältnis, das mit der Zeit immer inniger und fester wurde. Leider wollte der alte Müller durchaus nichts von einer Verbindung seines Röschens mit dem armen Gesellen wissen.

Nun ging dieser an einem schönen Abende bei hellem Mondschein am Muldenufer spazieren, um sich in der reinen Waldesluft von des Tages Arbeit zu erholen. Auf diesem Gange beschäftigte er sich mit seiner Zukunft und seinem Verhältnis zu Röschen. Dabei sprach er für sich: „Wenn jetzt gleich der Teufel käme und mir die Mittel verschaffte, daß ich mein Rösel heimführen könnte, würde ich mich ihm um jeden Preis verschreiben.“ Es dauerte auch gar nicht lange, so erschien der Teufel in höchst eigener Person. Der-

selbe wußte den Müllergesellen durch freundliches Zureden zu bewegen, daß er ihm all seine Gedanken offenbarte. Daraufhin versprach ihm der Böse, ihm zu großem Reichtum zu verhelfen und die Müllersleute zu bewegen, daß sie ihm ihr Kind nebst der Mühle übergäben; er müsse sich ihm aber unter gewissen Bedingungen mit Gut und Blut verschreiben. Nach 25 Jahren werde er wiederkommen und dann müsse der Müller den Vertrag erfüllen. Auch bedinge er sich aus, daß der Müllergeselle während der 25 Jahre alle Nächte um Mitternacht ein Maßchen Hirse auf den Boden der Mühle streue, sonst sei er ihm verfallen. Nach einigem Bedenken war der Geselle bereit, sich dem Teufel zu verpflichten.

Alles ging nun nach Wunsch; Mühle und Müllers Köschen wurden sein eigen. Die Mühle nahm einen nie geahnten Aufschwung, und ihr Besitzer gelangte zu großem Reichtum. Zwei allerliebste Kinderchen waren die größte Freude der jungen Müllersleute. Kurz und gut, es fehlte nichts an ihrem Glück. Der junge Müller war bisher seinen Verpflichtungen gegen den Teufel gewissenhaft nachgekommen, aber eines Abends war er vor Müdigkeit fest eingeschlafen und hatte dadurch das Hirsestreuen verpaßt. Seine Frau hatte sich auch zur Ruhe begeben. Mit einem Male ging in der Mühle ein Rumoren los, als ob alles zugrunde gehen sollte. Die Müllerin weckte voller Angst ihren Mann, der rannte aber ohne ein Wort zu sagen auf den Hausboden, streute den vergessenen Hirse, und alles war sofort still. Die Müllerin ging nun beruhigt wieder zu Bett, und im Getriebe des Tages ward der nächtliche Lärm allmählich vergessen.

Nach und nach verflossen die 25 Jahre, und der Teufel kam eines Tages, um den Müller an seinen Vertrag zu erinnern. Noch fehlten drei Tage bis zum Ablauf des vollen Zeitraums. Da schlug der Teufel dem Müller vor, dieser möge ihm an jedem der noch fehlenden Tage eine Aufgabe stellen. Könne er, der Teufel, sie nicht lösen, so solle der Müller gewinnen, sein Leben und alles Gut behalten. Löse er sie aber, so werde er den Müller unwiderruflich holen und die Mühle bis auf die kleinste Spur vertilgen.

Am Abend kehrte der Teufel zurück und verlangte die erste Aufgabe. Der Müller hatte unterdes sechs Sack Hirse und sechs

Sack Korn untereinander gemischt, die nun der Teufel rein und ohne Tadel auslesen sollte. Der Teufel machte den Getreidehaufen etwas auseinander, hielt das linke Nasenloch zu, blies mit dem rechten hinein, und Hirse und Korn schieden sich voneinander, daß sie nicht reiner auseinandergelesen werden konnten. Für den zweiten Abend hatte der Müller drei Sorten gemengt und zwar Korn, Hirse und Gerste. Der Teufel kam, blies erst mit dem rechten, dann mit dem linken Nasenloch hinein, und alle drei Sorten waren aufs beste geschieden. Der Teufel machte nun voller Schadenfreude den Müller darauf aufmerksam, daß ihm nur noch eine Aufgabe zu lösen bleibe.

Der Müller wußte sich keinen Rat mehr. Der dritte Abend kam, und es war ihm fürchterlich zumute; er bekam vor lauter Angst heftiges Leibweh, so daß er sich vor Schmerzen nicht zu lassen wußte. Der Teufel stellte sich pünktlich ein, sah den Müller sich in seinem Schmerze winden und freute sich weiblich über dessen Verlegenheit. Da mit einem Male ging dem Müller mit langgedehntem Tone ein Wind ab. Da rief er entschlossen dem Teufel zu: „Geschwind, mach einen Knoten 'nein!“ Wenn der Teufel sonst auch alles kann, das konnte er nicht. So war er denn überlistet und der Müller gerettet. Der Teufel aber schwang sich aufs Pferd und sprengte mit Flüchen und Verwünschungen gegen den Müller von dannen, die Straße nach Ehdorf zu, wobei er das Pferd in seiner Wut so drangsalirte, daß es auschlug und den Markstein mit solcher Wucht traf, daß ein Hufeisen darin stecken blieb. — Das Hufeisen im Markstein war noch in meiner Kinderzeit zu sehen.

592. Der Teufel plagt ein Mädchen zu Roßwein.

Gräße, Bd. I, Nr. 360; Knauth, Teil VII, S. 130 ff.

Im Jahre 1586 hat sich zu Roßwein eine sogenannte Schleiermagd, die schwangeren Leibes gewesen, bei ehrlichen Leuten eingemietet, die anfangs ihren Zustand nicht kannten. Als sie nun in die Wochen kam und das Gewissen aufwachte, da hat ihr der Teufel solche Sünde weiblich aufgemußt und hätte sie gern um Leib und Leben gebracht. Deswegen ist sie in große Traurigkeit verfallen, also daß allem Gesinde bange dabei worden und die Wittin

an ihr genug zu trösten gehabt. Aber etliche Tage stirbt das Kind, und nun hält der Teufel desto heftiger bei ihr an. Einstmals steht sie des Nachts auf und geht zur Thür hinaus: da nimmt sie der Teufel alsbald, wie es ihr gedäucht hat, bei einer weichen Hand und führt sie stracks zum Brunnen im Hofe. Die Wirtin, die solches gehört, steht auf und geht in die Stube, sieht in das Bett, findet aber die Wöchnerin nicht. Sie redet also das Gesinde hart darum an. Diese nehmen alsbald ein Licht zur Hand und gehen hinaus, um sie zu suchen, rufen und schreien, finden aber niemand. Sie gehen also in den Hof, finden das Vieh (d. h. Vaden) über dem Brunnen weit aufgetan, leuchten mit dem Lichte hinein, sehen aber nichts, machen also den Brunnen zu und suchen noch ferner im Hause herum. Wie sie aber das Mädchen nirgends finden und es gegen Morgen geht, setzen sie sich über ihre Arbeit, beten und seufzen zu Gott. Aber eine Stunde hören sie eine Stimme gleichsam mit undeutlichem Schreien zwei- oder dreimal: „Mutter, Mutter!“ rufen, sie laufen also mit dem Lichte zum Brunnen, worauf sie dieselbe zu ihrer größten Verwunderung über dem Wasser stehen sehen, als lehne sie sich an die Mauer, schreiend: „O helft mir um Gottes willen!“ Man läßt ihr den Eimer hinunter, in den tritt sie, aber wie man sie um die Hälfte emporbringt, fällt sie rücklings aus dem Eimer und schießt ins Wasser hinein, daß es über ihr zusammenschlägt und man nichts mehr von ihr sehen kann. Darauf gehen sie also von dannen; allein nicht lange hernach hören sie abermals schreien wie zuvor und finden sie wiederum an der Mauer lehnen und um Gottes willen bitten, man wolle ihr helfen. Da lassen sie den Eimer zum andern Male hinunter, nebst einer starken Leine, und befehlen ihr, sie solle sich damit an die Kette knüpfen, fest anhalten und Gott vertrauen; ziehen sie also heraus, ganz bleich und eiskalt, daß man sich ihres Lebens nicht eine Stunde versehen. Darauf hat man sie in die Stube geführt, mit warmen Tüchern umgeben, ihr aus Gottes Wort vorgefagt, und sie vor Sünden gewarnt. Sie hat dann fleißig zugehört und Gott ihr Gnade gegeben, daß sie in kurzem wieder zu ihrer Gesundheit gekommen, viele Jahre lang gelebt, auch einen Mann genommen und mit ihm Kinder gezeugt hat.

593. Die Teufelskanzel in der Schloßkirche zu Chemnitz.

Nach Gräbe, Bd. I, Nr. 553.

Das Schloß Chemnitz war einst Benediktinerkloster. Aus jener Zeit ist nur die Kirche mit ihrem spätgotischen Portal in Rochlitzer Porphyr erhalten. Das ehemalige Kloster war nun wegen der Sittenverderbnis seiner Mönche im ganzen Lande weit und breit verrufen. Mit der Erbauung des Schlosses (?) war aber der Teufel keineswegs zufrieden. Er beschloß daher ein ewiges Zeichen der Mißbilligung der Mit- und Nachwelt zu hinterlassen. Kaum war die Kirche des neuen Mönchsklosters vollendet, als er in einer Nacht die Treppen hinaufschritt und dem Altare und der Kanzel gegenüber noch eine Kanzel zu bauen begann. Rasch, mit höhnischem Lächeln vollendete er seine Arbeit. Um aber den Mißmut der Brüder zu vergrößern, vermauerte er die Kanzel, damit niemand sie betreten und berühren könnte. Der Tag begann zu dämmern, als er mit seiner Arbeit zustande gekommen war, und er ging, um seinen Heimweg anzutreten. Zuvor aber trachte er in das Schiff der Kirche, beschaute sich sein Werk und befand es für gut. Dann entfernte er sich eiligst. Am Morgen aber, als die Brüder zu beten kamen, erstaunten sie nicht wenig über die neue Kanzel und stiegen die Treppe aufwärts, um zur Kanzel zu gelangen. Siehe, sie war vermauert. Voll Entsetzen fanden sie aber auch die Spur eines eingedrückten Pferdehufes. Sogleich erkannten sie den Schöpfer dieses Werkes und zugleich seinen bösen Willen. — Noch jetzt sieht man die Kanzel unbeschädigt und kennt sie in der ganzen Gegend unter dem Namen der Teufelskanzel.*

* In derselben Kirche befindet sich auch eine Selzelung Christi, sehr schön aus einem Eichenstamm geschnitzt, der in der Kirche selbst gewachsen sein soll, und über demselben zeigt man in der Mauer eine bogenförmige Vertiefung, das sogenannte Fegefeuer, worin sich immer ein Säusen vernehmen läßt. Mitten in der Kirche zeigen verschiedene feuchte, nie wegzuwischende Flecke eine menschliche Figur an: dort fiel einst bei einer theatralisch-religiösen Aufführung ein Mönch von der Decke herab (s. Schumann, Leg. v. Sachsen, Bd. IV, S. 551).

L 594. Der Scheunenbau bei Mittweida.

Mitgeteilt von H. Lommahsch, Zwickau.

Anweit von Mittweida, hoch oben am Rande des Schopau-tales, hatte sich ein armer Bauer angesiedelt. Durch anhaltenden Fleiß und große Umsicht hatte er sein Gut nach und nach recht ertragsfähig gemacht. Wieder einmal gab es Aussicht auf eine gewinnbringende Ernte. Nur fehlte es noch immer an einer Scheune, um den Erntesegen unterzubringen; doch konnte der Bauer vorläufig noch nicht daran denken, eine solche zu bauen. Er hatte, während er allerhand Pläne in seinem Hirn umwälzte, nicht bemerkt, daß sich ihm jemand näherte. Er erschrak darum heftig, als ihn jemand anredete, was ihn bedrückte; besonders auch, weil die Stimme einen so sonderbaren Klang hatte. Es war aber niemand anders als der Gottseibeius. Der Teufel wußte unsern Bauern durch große Liebenswürdigkeit zu beruhigen und ihn zu einer Aussage über das, was ihn drückte, zu veranlassen. Da versprach ihm jener seine Hilfe und den Bau einer schönen Scheune, wenn er sein Freund werden wolle. Der Bauer zweifelte zwar an des Teufels großer Uneigennützigkeit, aber dieser wußte ihm all sein Mißtrauen auszureden. Der Bauer nahm seinen Vorschlag an, und der Teufel verpflichtete sich, bis zum andern Morgen, ehe der Hahn dreimal krächte, eine große Scheune zu bauen. Als der Abend herannahte, wurde es lebendig. Hunderte von Teufel nahmen den Scheunenbau in Angriff. Manche brachten gewaltige Steine herbei, andere Kalk, andere Sand, und wieder andere setzten und fügten die Steine zusammen; nach Mitternacht waren so die Mauern schon fertig. Bei dem höllischen Treiben und dem schnellen Fortschritt des Baues wurde es dem Bauer ganz unheimlich zumute, und er bereute von Herzen, daß er den Einflüsterungen des Bösen Gehör gegeben hatte. Er ging in sein Haus, fiel auf die Knie und betete inbrünstig zu Gott, er möge ihm seine schwere Sünde verzeihen und ihm vom Teufel helfen. Beim Gebete kam ihm der Gedanke, in den Stall zu gehen und dort den Haushahn zu wecken. Gedacht, getan; im Stalle klopfte er auf seinen Lederschurz, und wirklich erwachte der Hahn und krächte einmal. Der Bauer wiederholte das noch zweimal, so daß der Hahn wirklich dreimal gekrächet hatte, ehe der Scheunenbau beendet war. Darob geriet der Teufel

so in Wut, daß er den ziemlich fertigen Bau zerschlug und die Steinblöcke an der Leithe im Ischopautal verstreute, so daß von dem Scheunenbau auf der Höhe nichts mehr zu sehen war. Dann aber verdarb er dem Bauer die Ernte und fuhr mit seinen Gefellen ab, Stank und Schwefelgeruch hinter sich lassend.

Die mächtigen Steinblöcke liegen noch heutigen Tages in der Mittweidaer Schweiz, und der größte von ihnen heißt noch heute der Teufelsstein.

595. Die Teufelskirche bei Mittweida.

Größe, Bd. I, Nr. 328; poetisch behandelt von Segnitz, Bd. I, S. 356 ff.

In der Nähe der Rochlitzer Vorstadt von Mittweida befindet sich der sogenannte Kalk- oder Galgenberg, der mit einer großen Menge von Granitblöcken, von denen manche wohl an die 100 Zentner schwer sein mögen, bedeckt ist. Auf einem derselben erblickte man früher die Spuren einer Riesenhand, und diese sollte der Abdruck einer der Klauen des Teufels sein. Der hat nämlich einmal auf dem genannten Berge gefessen und die Wallfahrt der Pilger nach Seelig mit angesehen; da ist er gerührt worden und hat beschlossen, sich zu bessern und Buße zu tun und dem Herrn eine Kirche zu bauen. Als er jedoch die höllischen Heerscharen davon in Kenntnis gesetzt, haben diese erst nichts von Reue und Besserung wissen wollen, dann haben sie aber versprochen, ihm gehorsam zu sein, wenn er vom Aufgang bis Untergang der Sonne seine Kirche fertig haben werde. Der Teufel hat sich auch sofort an die Arbeit gemacht und auf dem Berge einen prachtvollen Dom aufgeführt, allein während er mit Stolz seinen Prachtbau betrachtete, hat er vergessen, daß er ihnen versprochen, die Kuppel mit einem hohen goldenen Kreuz zu zieren. Dabei ist die Sonne hinter die Berge gesunken, und die höllischen Bewohner haben ihn an sein Wort erinnert, worauf er voll Wut dergestalt auf die Erde stampfte, daß die Kirche zusammenstürzte; sodann hat er selbst die großen Steinblöcke übereinander-geworfen.

596. Der Teufel holt einen Weisniger Gerber.

Gräße, Bd. I, Nr. 345; Kamprad, S. 433.

Am 22. Januar des Jahres 1579 abends 10 Uhr geht Adam Steinhöfer, ein Weißgerber, mit seinem Weibe aus der Schenke zu Fischendorf nach Hause, wird aber durch einen Sturmwind von der Brücke hinweggeführt, und behält die Frau nur seinen Mantel in den Händen. Er soll sich vorher beim Biere mit einem Schuster aufgelegt und geschworen haben, er wolle sich an ihm noch den Abend rächen oder der Teufel solle ihn holen.

597. Die Eule in Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 404; Schäfer, Wahrz., Bd. I, S. 28; Ziehnert, Bd. III, S. 239 ff.

Im Hofe eines Hauses in der Petersstraße zu Leipzig ist in einer kleinen Nische eine steinerne Eule zu sehen, welche das Andenken an eine traurige, dort vorgefallene Begebenheit erhalten soll.

Einmal war in jenem Hause ein Pförtner oder Hausmann, der so verschlafen war, daß er fast niemals aufmachte, es mochte noch so stark an die Thür geklopfet werden, was zur Folge hatte, daß die Inwohner des Hauses, wenn sie zu spät nach Hause kamen, nicht herein konnten und also bei allem Unwetter außen stehen bleiben mußten. Darüber beschwerten sie sich so lange bei dem Hausbesitzer, bis dieser den Pförtner aus dem Dienste zu entlassen drohte. Darüber war nun dieser sehr betrübt und sann hin und her, wie er sich sein Brot erhalten wollte. Da trat auf einmal der Teufel in menschlicher Gestalt und nicht furchtbar, wie gewöhnlich, zu ihm und bot ihm an, wenn er mit ihm einen Vertrag über seine Seele machen wolle, daß er ihn nach zehn Jahren holen könne, wolle er in der Nacht unter der Gestalt einer Eule für ihn wachen und ihn wecken, so jemand herein wolle. Zwar wollte jener anfangs nicht darauf eingehen, allein die Liebe zu einem ruhigen und sorgenfreien Leben veranlaßte ihn endlich doch, den Vertrag mit seinem Blute zu unterzeichnen. So trat denn der Teufel als Eule seinen Dienst an, und seit dieser Zeit hatte sich niemand mehr über das Ver-

schlafensein des Hausmanns zu beschweren. Als aber die zehn Jahre um waren, fand man ihn früh tot in seinem Bette; der Teufel hatte ihm den Hals umgedreht.

598. Der Teufel entführt zu Leipzig eine Frau.

Gräße, Bd. I, Nr. 416; Heydenreich, Leipzigerische Cronike. Leipzig 1635. S. 419.

Am 18. Oktober des Jahres 1630 kam zu einer Kutschers Frau vor dem Peterstore, die von Schulden gedrückt und deshalb schwermütig geworden war, ein fremder Mann, der ihr versprach, ihr zu helfen und ihr einen Schatz zu zeigen; auf dem Wege dahin packte er sie aber und warf sie ins Wasser. Es gelang ihr zwar, wieder herauszukommen, als sie aber am Morgen darauf zur Kirche ging, lief auf einmal ein schwarzer Bock neben ihr her, und als sie denselben von sich scheuchen wollte, nahm er sie auf die Hörner und führte sie 5 Meilen weit davon weg ins Holz, wo sie 8 Tage ohne Speise und Trank ausharren mußte, bis sie ein Bauer fand und ihr den Weg nach Hause zeigte.

599. Der Teufel im Beichtstuhle zu Oschatz. M

Gräße, Bd. I, Nr. 297; Hoffmann, Hist. Beschreibung der Stadt Oschatz. Oschatz 1813. Bd. I, S. 105.

Einst saß in der Klosterkirche (Marienkirche) zu Oschatz ein Mönch in dem Beichtstuhle, der durch den Kreuzgang in ein Gemach ging, wo sich die Beichtenden versammelt hatten, und sollte Beichte halten. Da erschien der Teufel bei ihm und bekannte so viele grobe Sünden, die er begangen oder vollbringen geholfen habe, daß der Mönch es für unmöglich erklärte, wie ein Mensch dies alles getan haben könne. Nun entdeckte ihm der Teufel, wer er sei, und der Mönch fragte ihn, weshalb er denn überhaupt beichte, da er doch wissen müsse, daß er keine Gnade bei Gott finden könne? Der Satan aber antwortete, alle, die vor ihm zur Beichte gegangen wären, hätten ebenso schwarz und häßlich ausgesehen

als er, und sobald sie die Absolution erhalten, wären sie schön und weiß gewesen; deswegen sei er hierher gekommen, um dies auch zu werden. Der Mönch verweigerte ihm indes die Absolution, worauf der Teufel in die Höhe fuhr und die Decke des Beichtstuhls mit fortnahm. Zum Gedächtnis dieser Begebenheit hing man an dem Orte, wo dieser Vorfall sich ereignet haben soll, eine Tafel auf, auf der derselbe abgebildet war. Auf dieser standen die Worte: 1478 testibus historicis, renovirt den 22. Februar 1578.*

600. Der Teufelsgraben bei Koselitz.

Gräße, Bd. I, Nr. 225; Preusker in den Mittheilungen des R. S. Altert.-Vereins zu Dresden 1835, S. I. und Blick in die Vaterländische Vorzeit (Leipzig 1840—43), Bd. III, S. 20 ff.; Reiniger, Sächf. Prov.-Bl. Hayn 1827, Nr. 4 und 11; poetisch beh. von Ziehnert, S. 383 ff.; novellistisch von Gw. Dietrich, Erzstufen, 1830, Bd. II; anders erzählt von R. Winter in der Constit. Jtg. 1853, Nr. 292.

Der sogenannte Teufelsgraben, wahrscheinlich ein uralter Grenzwall, schwerlich eine Wasserleitung, wie man auch gemeint hat, ungewiß, ob von Deutschen oder Sorbenwenden gebaut, ist ein acht bis zwölf Ellen breiter und zwei bis vier Ellen tiefer von Westen nach Osten laufender, ungefähr zwei Stunden langer Graben ohne Grundfläche, der eine Viertelstunde von den sogenannten Ratschhäusern bei Fichtenberg anhebt, dann nach dem Vorwerke Gohrisch und nachher nach Tiefenau zu läuft und endlich in der Nähe des Dorfes Koselitz bei Großenhain aufzuhören scheint. Die Volksfage schreibt ihm aber folgenden Ursprung zu. Es soll nämlich der im Dorfe Koselitz (drei Stunden von Großenhain und Riesa) befindlichen Mühle sehr oft an Wasser gefehlt haben, und eines Tags hat der Müller schon lange nicht mehr mahlen können. Da ist ein fremder Mählnappe eingesprochen und hat Arbeit verlangt; allein der Müller, der für den seinigen nichts zu tun und kaum Brot hatte, gab ihm seinen Groschen und wies ihn ab. Der ist aber nicht gegangen, sondern hat dem Müller erklärt, er wisse ein Ge-

* Eine ähnliche Geschichte, die in einer Stadt in Sachsen am Weibnachtsabend des Jahres 1534 einem Pfarrer, namens Laurentius Doner, widerfahren sein soll, erzählt Hondorff, Promtuar. Ex. S. 94.

heimnis dem Wassermangel abzuhelpfen, allein er begehre als Lohn seine Tochter als Frau. Der Müller hat auch nicht einen Augenblick geschwankt, sondern ihm gleich die Hand des Mädchens zugesagt, dafern sich jener verpflichtete, noch im Laufe der Nacht einen Graben aufzuführen, der die Mühle für alle Zeiten mit Wasser versehen würde. Der fremde Knappe hat ungefümt den Pakt angenommen und sich entfernt, um sein Wort zu halten. Die Müllers- tochter aber und ihr heimlicher Geliebter, der mit ihr aufgezogene Müllerknecht ihres Waters, waren schon recht froh, daß der freche und heimtückische Fremde seines Weges ging, weil sie nicht wußten, was derselbe mit ihrem Vater abgemacht hatte. Als nun aber die Nacht hereinbrach, vernahm man aus der Ferne ein sonderbares Getöse, welches, je später es wurde, sich immer deutlicher vernehmen ließ. Dem alten Müller fing es aber bald an gar ängstlich ums Herz zu werden, denn er merkte, mit wem er sich eingelassen hatte, und es dauerte ihn, seine einzige Tochter dem Gottselbetuns verlobt zu haben. Als nun von der Seite von Tiefenau her das fürchtbare Rärmen des Teufels, der mit seinen Gefellen einen Graben von der Elbe her führte, immer näher kam, konnte er es nicht mehr bei sich behalten, sondern er schüttete sein angstfülltes Herz gegen seine Tochter und den ihm längst als treu bekannten Knappen aus. So fannen sie alle drei lange hin und her, wie dem drohenden Unglück zu entgehen sei, als endlich dem Mühlknappen ein längst bekanntes Mittel einfiel. Er eilte an die Hofthüre, und durch nachgeahmten Hahn- ruf (wie andere erzählen, durch Klopfen auf sein Schurzfell) gelang es ihm, den Haushahn zum Krähen zu bringen, und durch dieses Zeichen des beginnenden Tages war der Müller von seinem ge- gebenen Worte entbunden, denn der Teufel war mit seinem Werke noch nicht fertig geworden. Dieser aber, entrüstet über die ihm zu- teil gewordene Überlistung und das Entschlüpfen der jungen un- schuldigen Seele, zerstörte die Wasserleitung wieder, und der dank- bare Müller gab dem klugen Knappen als Lohn seine Tochter zum Weibe, und sonderbar, von diesem Augenblicke an hatte der bis- herige Mühlbach immer hinreichendes Wasser, und das Geschlecht des Müllers blühte noch lange Jahre und hatte nie Mangel an Mahlgästen, die, weil der Müller ehrlich war und blieb, gern dahin kamen. Noch heute heißt aber eine in der Nähe von Tiefenau liegende öde, sumpfige Waldstelle das Teufelsnest, weil sich der

Teufel aus Ärger darüber zurückgezogen und hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen haben soll; er hat aber der Müllerfamilie, die fromm und gut blieb, niemals was anhaben können.*

601. Von Bischof Kraffts schrecklichem Ende.

Gräße, Bd. I, Nr. 32; Faust, Geschichtsbüchlein der Stadt Meißen, S. 11.

Im Jahre 1066 ist den 18. Junius der eben erst erwählte Bischof Krafft, der gar sehr am Mammon hing und seine Zeit meist mit Geldzählen zubrachte, als er einstmahl bei seinem Schatze ein gräßlich Geschrei hören lassen, von seinen herzugelaufenen Dienern ganz allein mit gebrochenem Halse gefunden worden, und hat man solches dem bösen Feinde zugeschrieben.

602. Teufels Fußtapse in der Dresdner Kreuzkirche.

Gräße, Bd. I, Nr. 91; Schäfer, Bd. I, S. 102.

Die große Orgel unter dem Turme war zu Anfange des 17. Jahrhunderts so schadhast in den Ventilen geworden, daß sie 20 Jahre nicht gespielt werden konnte. Dies geschah insolgedessen, daß der Teufel einen Kreuzschüler, welcher während der Predigt auf dem Chore Karte gespielt hatte, neben derselben weggeholt hatte.

* Nach einer andern Gestaltung der Sage (bei Winter a. a. D.) wäre jedoch nicht sein Mühlknappe, sondern ein Jäger der heimliche Viehhaber des Mädchens gewesen, das, weil sie am Tage des heil. Laurentius geboren worden war, Laurentia hieß; er sei von ihrem Vater aber seiner Armut wegen abgewiesen worden. In jener Nacht sei sie voller Angst zur Kapelle des heil. Laurentius, die zwei Stunden entfernt war, geflüchtet und habe den Heiligen um Rettung gebeten, und diesem habe man das rettende, allzu frühe Krähen des Haushahns zugeschrieben. Dieses Wunders wegen sollen nun auch viele andere nach jener Kapelle gewallfahrt sein und das dankbare Liebespaar — das Mädchen bekam ihren Geliebten noch — demselben eine größere Kirche erbaut haben, da die frühere kleine Kapelle dem Zudrang der vielen Pilger nicht mehr genügte; um diese erhoben sich später mehrere Häuser, aus denen zuletzt ein Dorf und nach und nach das durch einen Jahrmarkt bekannte Lorenzkirchen ward.

Zur Beglaubigung der Sage zeigte man bis zum Jahre 1760 im steinernen Fußboden der Orgelempore noch den Tritt eines Pferdefußes, welchen der erzürnte Teufel dabei eingestampft haben sollte.

603. Die Teufelsmühle am Willischberge.

Gräße, Bd. I, Nr. 209; A. Winter in der Constit. Ztg. 17. Juni 1852, S. 545.

Auf dem Willischberge in der Nähe von Glashütte erblickt man noch heute einige wenige Trümmer von dem Schlosse des Raubritters Wittig, der eigentlich Dietrich von Bern geheissen haben soll. Aber unten am Fuße des Berges im Teufelsgrunde wohnte seine Mutter, eine schreckliche Zauberin, in einer Mühle, die der Teufel erbaut hatte; die hatte sie von demselben in Pacht, durfte aber nur auf zwei Gängen mahlen; den dritten hatte sich der Teufel als Auszug vorbehalten. Da konnte er mahlen, was er wollte. Niemand kam der Mühle zu nahe, und wenn sich jemand im Walde verirrt hatte und das Klappern der Teufelsmühle hörte, welches ganz anders wie bei einer gewöhnlichen Mühle klang, schlug er ein Kreuz und rannte, was er konnte, davon.

604. Der Teufel zu Weesenstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 196.

Einer der früheren Besitzer von Weesenstein bei Dohna, der im 18. Jahrhundert sein Vermögen im Kriege erworben haben soll und auch sonst ein sehr kluger Mann war, der die geheimen Wissenschaften eifrig trieb, hatte infolge davon einen Bund mit dem Teufel gemacht. Wie gewöhnlich lief aber die Zeit, in welcher ihm dieser dienstbar sein sollte, endlich ab, und siehe, eines Abends kam eine mit sechs Rappen bespannte Kutsche in das Schloßtor gefahren, aus der zwei schwarz gekleidete Herren stiegen; sie traten in das Schloß, ließen sich bei dem Besitzer melden und kamen dann bald mit ihm zurück. Derjelbe stieg, ohne seinen Leuten ein Wort

zu sagen, mit den Herren in den Wagen, die Pferde jagten auf und davon, und der Schloßherr ward nie wieder zu Weefenstein gesehen. Seine Familie sagte, er sei ins Ausland gereist, und bald nachher hieß es, er sei dort gestorben; das Volk aber meinte, der Teufel habe ihn in höchsteigener Person geholt.

605. Der Teufel holt eine Bürgersfrau zu Pirna.

Pirnaische Annalen bei Hasche, Magazin der sächsischen Geschichte, Bd. VIII, S. 397; Gräße, Bd. I, S. 159; Meiche, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, Nr. 11.

Am Fastnachtsdienstage des Jahres 1411 ist eine reiche Bürgersfrau zu Pirna auf allen Gassen mit einem Schlitten herumgefahren; weil nun die Pferde nicht anziehen wollen, hat sie weidlich geflucht, auch den bösen Feind gerufen, der sogleich dagewesen und ihr den Hals umgedreht. Zum steten Gedächtnis ist an diesem Tage eine Messe gehalten worden.

606. Brautentführung durch den Teufel.

D. Rebros, Sagenklänge aus der Sächsischen Schweiz, S. 120; nach Hilscher, Zungenlinden, S. 200.

In Sachsen hatte eine reiche Jungfrau einem schönen, aber armen Jüngling die Ehe verheißen. Dieser, weil er sah, was kommen würde, da sie reich und nach ihrer Art wankelmütig war, sprach zu ihr, sie werde ihm nicht Glauben halten. Sie fing an sich zu verschwören mit diesen Worten: „Wenn ich einen andern denn dich nehme, so hole mich der Teufel auf der Hochzeit!“ Was geschieht? Nach geringer Zeit wird sie andern Sinnes und verspricht sich einem andern mit Verachtung des ersten Bräutigams, welcher sie ein- oder etlichemal der Verheißung und des großen Schwurs erinnerte. Aber sie schlug alles in den Wind, verließ den ersten und hielt Hochzeit mit dem andern.

Am hochzeitlichen Tage, als die Verwandten, Freunde und Gäste fröhlich waren, ward die Braut, da ihr das Gewissen aufwachte, trauriger, als sie sonst zu sein pflegte. Endlich kommen zwei

Edelleute in das Brauthaus geritten, werden als fremde geladene Gäste empfangen und zu Tisch geführt. Nach Essenszeit wird dem einen von Ehren wegen, als einem Fremden, der Vorreigen mit der Braut gebracht, mit welcher er einen Reigen oder zwei tüt, und sie endlich vor ihren Eltern und Freunden mit großem Seufzen und Heulen zur Thür hinaus in die Luft führte.

Des andern Tags suchten die betrübten Eltern und Freunde die Braut, daß sie sie, wo sie etwa herabgefallen, begraben möchten. Siehe! da begegneten ihnen eben die Gesellen und brachten die Kleider und Kleinode wieder mit diesen Worten: „Aber diese Dinge haben wir von Gott keine Gewalt empfangen, sondern über die Braut.“

607. Der Teufelstritt am Behnschemel bei Langburkersdorf. O

Nach Meiche, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, S. 99.

An der Landstraße bei Langburkersdorf liegt ein großer Stein mit einer (wohl künstlichen) Aushöhlung, der einem Sitze gleich und „der Behnschemel“ genannt wird. Das Volk aber glaubt, daß jene Vertiefung im Stein von einem Fußtritte des Teufels herrühre, der einst von der Gößingerhöhe bei Neustadt bis hierher einen einzigen Schritt gemacht haben soll. Die Ursache zu dieser „Riesenleistung“ des Teufels ist leider unbekannt.

608. Der Teufelsstein und der Teufelsgrund im Weißbachgrunde.

Hofmann, Das Meißner Hochland. S. 437, 438; Gräbe, Bd. I, Nr. 199; Meiche, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, Nr. 13.

In dem Weißbachgrunde, der zum Teil böhmisches, zum Teil sächsisches Besitztum ist, erblickt man an dem sogenannten Neuweg eine hohe Felsenmasse, den sogenannten Teufelsstein, d. h. einen von der Natur abgerundeten großen Stein in Form eines Mühlsteins, auf welchem querüber noch ein mächtiger Hebebaum liegt, der, weil er seit undenklichen Zeiten sich hier befindet, für versteinert gehalten wird. Da nun beide Gegenstände hierher nicht von menschlichen

Händen gekommen sein können, so berichtet die Sage, ein Mühlbursche habe eines Tages diesen Stein seinem Meister entwendet und durch die Hilfe des Bösen ihn mittels dieses Hebebaumes auf jenen Felsen gewälzt, um seinen Meister zu ärgern; er habe dann nach vollbrachter Arbeit den Hebebaum oben auf gelegt, sei aber mit dem Teufel in Streit geraten, und dieser habe ihn vom Felsen herabgestürzt.

Weiter in dem Grunde erblickt man auf böhmischer Seite die von Bäumen versteckte Teufelswand, durch welche der verborgene, 50 Schritt lange und 15 bis 20 Ellen hohe, ganz schmale Zauberengang führt. Hier soll sich einst ein von einem Jäger verfolgter Wildschütze unsichtbar gemacht haben und durch jenen Gang entkommen sein.

609. Die Teufelschmiede bei Nieder-Friedersdorf an der Spree.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 95; nach Gräve, S. 61.

Geht man von Spremberg nach Friedersdorf, so zeigen sich linker Hand des Weges einige wild übereinander geworfene Felsstücke, welche unter dem Namen „Teufelschmiede“ bekannt sind. Folgendes meldet davon die Sage:

Vor langer, langer Zeit lebte in Spremberg ein geschickter Huf- und Waffenschmied, welcher Tag und Nacht arbeitete, bloß Sonntags ruhte und als ein frommer Christ ordentlich die Kirche besuchte. Eines Tages kam ein stattlicher Ritter aus Frankenland vor seine Schmiede geritten und bestellte bei ihm einen Harnisch, der bis zu einem bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde fertig sein sollte. Der Schmied schlug ein und versprach den Harnisch pünktlich zur bestimmten Zeit zu liefern.

Ungefäumt machte er sich ans Werk; allein sonderbar, dem erfahrenen Manne, der schon so manchen Ritter mit Schild, Helm, Arm- und Beinschienen versorgt hatte, verunglückte alles. Bald erloschen ihm die Kohlen oder flammten allzu glühend, so daß Eisen und Stahl untauglich wurden, bald zerfesselte ein Hammer, bald zerbrach ein Stemmeisen, — kurz, es verstrich ein Tag nach dem andern, ohne daß er was Rechtschaffenes zu fördern vermochte.

So verstrich die Frist, die ihm der Ritter gegeben, und ihm bangte vor seiner Ankunft. Was sollte er ihm sagen? Womit sich entschuldigen?

Es war am Tage vor dem Ablauf der Frist. Da klopfte es um Mitternacht ans Thor; der Schmied öffnete, aber nicht der Ritter trat herein, sondern ein wandernder Schmiedeknecht, der den Meister höflich um ein Nachtquartier bat. „Komm' nur herein“, sagte der Schmied, ordentlich froh, daß es ein Handwerksgenosse war, dem er sein Mißgeschick klagen konnte. Der Fremde war ein struppiger Kerl mit unheimlichen Augen und hinkend, wie mancher Schmied; aber er rühmte seine Geschicklichkeit und versprach dem Meister seine Hilfe. Den andern Morgen machte sich der Gesell an die Arbeit. Der Meister drückte den Blasebalg, die Funken stoben nur so, der Hammer flog mit einer wunderbaren Geschwindigkeit auf und ab, und ehe der Abend graute war die Rüstung fix und fertig. Des andern Tages kam der Ritter, lobte das Meisterstück und bezahlte es mit klingenden Goldstücken. Als nun auch der Fremde sich zum Abmarsch anschickte, fragte ihn der Meister nach seinem schuldigen Lohne. Aber der Gast wollte nichts nehmen und bat sich nur ein Blatt Papier mit seiner Namensunterschrift aus — zum Andenken, wie er grinsend hinzufügte.

Treuherzig entgegnete der Schmied, daß er leider keine Tinte im Hause habe. „Tut nichts“, war die Antwort, „ein Ritzlein in die Haut und ein Tröpflein Blut tut's auch.“

Da erschrak der Schmied. Der Gedanke an Hölle und Seligkeit durchbebte ihn. „Nehmt all das Gold“, rief er, „im Namen Jesu, ich unterzeichne nicht!“ Kaum hatte der Meister den heiligen Namen ausgesprochen, da verwandelte sich der Gesell in einen großen Raben und flog schauerhaft krächzend durch den Schornstein von dannen. Der fromme Meister aber fiel auf seine Knie und dankte Gott, daß er seine Seele gerettet.

Aber was geschieht? Binnen kurzer Zeit erhebt sich auf dem gegenüberliegenden Berge eine neue Schmiede, zum Gründonnerstag wird sie fertig, und schon Karfreitag schallen dröhnende Hammerschläge daraus hervor. Der neue Schmied aber war niemand anders als der wandernde Gesell. Sonntag und Werkeltag arbeitete nun also dort der Teufel und verstand seine Sache so gut, daß er dem frommen Schmied die sämtliche Kundschaft verdarb, so daß er

balb am Hungertuche nagte. Aber der fromme Mann widerstand allen Verlockungen. Da ward der Teufel wütend und unter furchtbarem Getöse zerstörte er eines Nachts die Teufelschmiede, daß sie in tausend Stücke zertrümmerte. Die umherliegenden Steine heißen noch bis auf den heutigen Tag die Teufelschmiede.

610. Der Teufel dreht fünf Fluchern den Hals um.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 107.

Es geschah im Jahre 1550 bei Zittau, nicht weit von der böhmischen Grenze, als fünf wüste Gefellen gar sehr miteinander geflucht hatten, kam der böse Geist und verdrehte ihnen die Hälse so jämmerlich, als wenn ihnen der Diebshenker dieselben mit einem Rade zerstoßen hätte. Andern zum Abscheu ließ man die häßlichen Leichname drei Tage lang liegen. (Vgl. Nr. 581.)

611. Der Teufel will eine Jungfrau verführen.

Gräße, Bd. II, Nr. 772; Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 108 ff.

Um das Jahr 1600 ist der Satan zu einer vornehmen Jungfrau von Adel im Budissiner Kreise in Gestalt eines Weibes gekommen, hat dieselbe im Namen eines großen Herrn geprüft und sie aufgefordert, denselben in einem Busche, nicht weit vom Schlosse, zu besuchen: „der große Herr werde sie reich machen und ihr geben, was ihr Herz wünschen und begehren würde.“ Als nun die Jungfrau sich verwunderte und zweifelte, ob es wahr sein möchte, da hing ihr das Weib im Namen des großen Herrn eine güldene Kette um den Hals. Wie aber das Mägdlein das Geschmeide betrachtet und dabei zufällig zur Erde gesehen, hat sie wahrgenommen, daß dem Weibe eine greuliche Klaue unter dem Rocke hervortragte, ist gewaltig erschrocken und hat in ihrer Herzensangst den Namen Jesus gerufen. Da verschwand das Teufelsweib, und die goldene Kette verwandelte sich in lauter schwarze Kohlen, die zur Erde niederfielen; die Jungfrau aber ward bis zum Tod krank. Nach

drei Monaten, als sie wieder genesen, ist das Teufelsweib wiedergekommen, mit Grüßen von dem großen Herrn und herrlichem Gescheide, und wiederum nach einem Jahre zum dritten Male. Als auch da die fromme Jungfrau sich weigerte, dem großen Herrn ein Stellbuchein zu gewähren, da läßt sich das Weib also vernehmen: „Törichte Jungfrau, was hast du denn zu verlieren an deiner Seele Heil? Du bist ja weder recht getauft noch auch zur Seligkeit vorherbestimmt; lies dieses Buch, da wirst du es selbst einsehen, daß du in Ewigkeit verloren bist. Ergib dich also dem großen Herrn, er wird dich hier auf Erden reich machen und dir geben, was dein Herz wünschen und begehren möge.“ Darauf ist das Weib vor ihr verschwunden und hat ein Buch zurückgelassen. Das Mädchen ist aber wiederum so todkrank geworden, daß ihre Eltern den hochwürdigen Pastor Frenzel zu Schönau auf dem Eigen gebeten haben, auf das Schloß zu kommen; jener Magister hat aber dem Rufe gefolgt, die Jungfrau, auch den Pfarrer des Ortes beruhigt und getröstet, das Buch aber als calvinisches konfisziert; der Teufel aber ist nicht wiedergekommen.

612. Der Kochjunge auf der Ortenburg.

Gräße, Bd. II, Nr. 768; Gräße, S. 194 ff.

Auf dem Schlosse Ortenburg zu Budissin war einmal ein gottloser Kochjunge, der sein Vergnügen darin suchte, in einem fort zu schimpfen, zu fluchen und zu lästern, gleichsam als sei kein Gott im Himmel, der das Gute belohne und das Böse bestrafe. Nun begab es sich, daß einst die Mächtigen in der Provinz auf dem Schlosse ein Prunkmahl feierten, bei welchem nach damaliger Sitte weiblich gegessen und getrunken ward. Dabei vergaßen sich nun aber auch die Diener nicht, und sie zechten womöglich noch derber als ihre Herren; der Kochjunge aber war einer der ärgsten und trieb es mit Fluchen und Schwören ärger als je zuvor, ja er forderte den Teufel vermessen heraus, ihn zu holen, schalt ihn feig, stampfte mit dem Fuße und sagte: „er solle nur kommen, er wolle schon mit ihm fertig werden.“ Da erschien plötzlich der Satan in seiner furchtbarsten Gestalt, ergriff den Buben beim Schopf, fuhr

mit ihm durch das auf den Schloßhof führende Küchenfenster und zerschellte ihm über demselben den Schädel, woran man die Blutspuren noch vor wenigen Jahrzehnten erblicken konnte.

613. Die Blutflecken an der großen Mühle in Bubißin.

Gräbe, Bd. II, Nr. 742; Ziehnert, S. 510 ff.
Anders bei Gräbe, S. 124.

Am Fuße des Proitschenberges, nahe am rechten Ufer der Spree, liegt die sogenannte große Mühle mit sechzehn Gängen. An ihrer Mauer oben, nicht weit unter dem Dachgestims, sieht man eine Menge Blutflecken, von denen die Sage folgendes erzählt:

Als die Mühle gebaut ward, traf der Bauherr mit dem Teufel eine Übereinkunft, nach welcher der Teufel sich verpflichtete, dem Müller beim Baue zu helfen, der Müller aber dem Teufel das Privilegium einräumte, auf dem sechzehnten Gange Pferdeäpfel zu mahlen und zwar, ohne daß ihn jemand dabei stören sollte. Als nun die Mühle mit Teufelshilfe fertig war, schüttete der Müller auf fünfzehn Gänge Getreide und der Teufel auf seinen sechzehnten Gang Pferdeäpfel. So hatten sie es lange Zeit in gutem Frieden getrieben, als der Müller einen neuen Knappen annahm, welcher ein vorwitziger und unfolgsamer Gefelle war. Denn obgleich es ihm der Meister streng verboten, schüttete er dennoch auf den sechzehnten Gang Getreide und schmälerte das Recht des Teufels. Dieser aber mochte dies nicht leiden und ward zornig, faßte den Mühlenknappen und warf ihn zur Strafe außen an die Mauer, so daß er alsbald tot blieb; die Blutflecken aber, welche sein zerschmetterter Körper hinterließ, lassen sich durch nichts wegbringen.

614. Der Schwarze und der Arme.

Lužica 1888, S. 78; übersezt von Dr. Wlk.

Einst war unterm Proitschenberge bei Baugen ein Häuschen, in welchem niemand wohnen wollte. Jedem, der sich in demselben niederließ, starben die Kinder. Deshalb blieb es schließlich un-

bewohnt. — Einmal kam ein Armer in das Häuschen und sagte: „Helfe Gott dem, welcher in diesem Hause weilt!“ — „Was willst du?“ antwortete ihm der Schwarze. „Ich bin arm und weiß nicht, wo ich zur Miete wohnen soll“, klagte der Arme dem Schwarzen. „Bleib hier“, sagte der Schwarze, „befiehl nur deiner Frau, daß sie jeden Sonnabend die Stube wohl reinigt und auf die Kinder achtgibt, daß sie nicht auf den Ofen kriechen.“ Darauf ließ sich der Arme im Häuschen nieder und lebte zufrieden mit seiner Familie darin. Die Frau tat getreulich, was ihr der Schwarze geboten hatte: sie reinigte jeden Sonnabend die Stube und achtete streng darauf, daß die Kinder nicht zum Ofen kamen. So ging alles gut, jedoch reicher wurde der Arme nicht, als er früher war. Unterdessen war der Winter genah; der Vater hatte keine Arbeit mehr, und die Not wurde täglich größer. Einst saßen alle beisammen beim Abendessen und aßen die letzten Kartoffeln — trocken mit Salz. Sie klagten einander ihre Not und Armut. Der Schwarze, dies vernehmend, kroch heimlich ohne alles Geräusch und allen unsichtbar aus dem Ofen, trat zum Vater und flüsterte ihm ins Ohr: „Sei Weihnachten nachts 12 Uhr am Schinder- (Scharfrichter-) teiche, rode die größte Eiche aus und grabe unter ihr ein Loch, drei Ellen tief. Dann wird deiner Armut abgeholfen sein. Jedoch schweige und verrate es niemandem!“ Weihnachten war gekommen. Der Arme eilte, niemandem etwas sagend, mit Beil, Hacke und Schaufel im tiefen Schnee nach dem Schinderteiche zu der größten Eiche. In Bauzen schlug es zwölf. Bald war die erste, zweite, dritte, letzte Wurzel ausgehackt. Die Eiche stürzte, darauf hackte und grub der Arme, daß die Erde nur so flog, und bald fand er einen kupfernen Kessel voller Goldstücke. Damit eilte er heim, und eher als die Morgenröte emporstieg, war der Kessel mit den Goldstücken hinter seinem Häuschen in einer Kluft verborgen. Nun war aller Not abgeholfen, denn das Gold nahm nicht ab. Der Kessel blieb beständig voll. Die Frau aber gab nicht mehr auf die Kinder Achtung. Wenn es kalt war, traten sie um den Ofen zusammen, damit sie sich wärmten. Dies war dem Schwarzen ärgerlich. Am Abend, als alle beim Abendessen saßen, kroch er aus dem Ofen, trat — allen unsichtbar — zum Vater und sagte: „Weißt du nicht, was ich dir geboten habe? Morgen müssen deine Kinder sterben.“ Am nächsten Morgen starben alle drei Kinder

auf einmal. Der Arme aber war noch nicht belehrt. Als die Leute täglich und mehr fragten, wie er so reich geworden sei, und die neugierige Frau ihn mit beständigen Fragen quälte, woher er immer die Goldstücke erhielt, plauderte er schließlich seine Heimlichkeit aus. Wieder saß der Arme mit seiner Frau beim Abendessen, und wieder trat der Schwarze zu ihm und sagte: „Entfliehe aus dem Hause, sonst bist du morgen tot!“ Erschrocken floh er aus dem Hause, und weil er in der Eile den Kessel mit den Goldstücken vergessen hatte, mußte er durchs Wendenland betteln gehen. Das Häuschen ist verschwunden, der Kessel mit den Goldstücken aber ist eingeschlossen in den Felsen des Proitschenberges. Geh und suche ihn.

615. Wie der Teufel in der Schlieferschenke gefessen hat.

Luzikan 1860, S. 24 ff.; überseht von Dr. Pflk.

An der Straße, die von Baugen nach Löbau führt, liegt nahe bei Kubschütz ein neues Gasthaus, welches „Schlieffarnje“ heißt. Früher, ehe dieses Gasthaus erbaut wurde, und als noch die alte Straße weiter unten ging, lag an der letzteren ein altes Gasthaus, dessen Ruinen erst beim Bau der Eisenbahn abgetragen wurden. Dieses Gasthaus hieß „Alte Schlieffarnja“ und stand ungefähr 100—200 Schritte niedermwärts von der jetzigen neuen Schlieferschenke. Vor vielen Jahren versammelten sich in diesem Gasthose Sonntag für Sonntag Spieler. Wenn sie Sonnabends aus der Stadt kamen, blieben schon viele solcher Brüder dort sitzen und tranken und spielten oft, bis es Sonntags morgens zur Kirche läutete. Ja, viele von ihnen blieben noch länger sitzen und spielten auch Sonntags vormittags, wenn in allen Kirchen Gottes Wort gesungen und gepredigt wurde. Ihre Bücher, aus welchen sie damals sangen, waren die Karten, und ihr Gesang war Fluchen und Lästern. Eines Sonntags vormittags saßen dort auch solche Brüder und waren wie veressen auf ihr Spiel. Auf einmal, um die neunte Stunde, trat ein fremder Herr in die Stube herein mit langem, grünem Mantel angetan, setzte sich an den Tisch und beobachtete lange Zeit, wie diese Spieler spielten. Nach einiger Zeit entfiel einem Spieler ein Kartenblatt; er hob es auf und bemerkte dabei,

daß der fremde Herr einen Pferdefuß hatte. Voller Schrecken konnte er den andern nichts sagen, sondern er winkte nur mit den Augen, daß sie sollten aufhören. Gerade trat auch die Gastwirtin in die Stube ein und bemerkte dabei auch, daß der Fremdling Pferdefüße hatte, und sie begann zu schreien. Plötzlich verschwand aber der Fremde, und es brauste dabei in der Stube, als ob alle Fenster zusammengeworfen wären. Auch entstand ein schauerhafter Gestank, wie nur der Teufel denselben verursachen kann, und alle, die in der Stube waren, fielen aufs Gesicht und lagen wie vom Blitze getroffen da. Als sie wieder zu sich kamen, war allen die Luft zum Spiel auf immer vergangen. Zitternd kehrten sie heim und blieben kränklich zeitlebens, und binnen kurzem starb einer nach dem andern. Ihre Namen habe ich in meiner Jugend gehört, aber wieder vergessen. Viele Jahre später starb auch der alte Gastwirt, welcher damals in der alten Schlieferschenke gewirthschaftet hatte, als sich dort gedachte Begebenheit zutrug. Er hörte bis zu seinem Tode wenig und erzählte, daß er damals, als es den Spielern in seinem Gasthause so übel erging, ums Gehör gekommen sei.

616. Der Teufel entführt einen Gotteslästerer durch die Luft.

Graße, Bd. II, Nr. 750; Annalen der Stadt Budissin a. a. D., unter dem Jahre 1596; G. Nicolai, Syll. Hist. L. II, S. 990; Ziegler, Labyrinth der Zeit, Bd. I, S. 812; Haupt, Bd. I, S. 108; Lužičan 1870, S. 60 ff.

Am 1. Januar des Jahres 1596 ist ein Bauer zu Kriska, namens Georg Schönich,* als er in der Trunkenheit sehr geflücht und Gott gelästert, des Nachts vom bösen Feinde gen Weißenberg in das nächste Städtlein geführt und durch eine Feuermauer in ein Brauhaus gezogen worden. Da saßen drei Kerle bei einer leeren Braupfanne und zechten. Die haben ihm allerlei Alfanzeri von Hoffart, auch Saufen und Fressen der Weltkinder gezeigt, nachmals ihn aber trefflich zerschlagen, also daß der arme Mensch Gott angerufen und gebetet; wie er aber einen Hahnschrei gehört, ist

* Haupt (a. a. D.) nennt ihn Schönrich, Große Oberlausitzer Schriftstellerlexikon, Bd. II, S. 812) Schöneich.

alles wieder verschwunden. Als nun am Morgen die Bürger von ihrem gebrauten Biere, welches in der Braupfanne gestanden, holen wollten, fanden sie den Verwundeten und ganz Zerschlagenen in der leeren Braupfanne liegen, der vollends erfroren wäre, wenn nicht die letztere vom Abbrauen noch etwas wärmlich gewesen. Solches hat der Pfarrherr des Ortes mit allen Umständen in Druck ausgehen lassen.

617. Der Teufelskeller in der Skala.

Gräße, Bd. II, Nr. 844; Gräve, S. 197.

Zwischen Grödiß und Weicha am Löbauer Wasser in der sogenannten Skala ist in einem Felsen ein Teufelskeller, welcher bis unter den Altar in Görlitz fortgehen soll. Da der Teufel von einem Geistlichen unter den Altar gebannt ward, so entschlüpfte er durch diesen Gang.

618. Der Teufel flickt seine Hosen und schiebt Regel.

Časopis M. S. 1896, S. 10 ff. und S. 11 Anm.; Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 90.

Einst wohnte der Teufel auf einem Berge bei Stein-Cullm (nördlich von Weißenberg) und hatte mit den benachbarten Einwohnern sein Treiben, kam auch manchmal in die Guttauer Mühle und spielte dem Müller verschiedene lose Streiche. Aber einmal verlockte ihn der Müller, auf das Mühlrad zu kriechen. Als der Teufel auf dem Rade saß, ließ der Müller das Wasser los, so daß der Teufel greulich zerschlagen wurde und sich auch seine neuen Hosen zerriß. Diese aber hat er sich dann auf einem Steine bei der Olse (Fluß) geflickt. Auf diesem Steine sieht man bis zum heutigen Tage Schere, Fingerhut, Nadel wie aus Stein gehauen, aber jetzt ist alles mit Moos überwachsen. Nach einer andern Überlieferung verrichtete der Teufel seine Schneiderarbeit auf dem Klein-Bauzner Berge, nicht weit von den Kreckwitzer Höhen. Dort, wo er gefessen hat, ist noch heute der Abdruck seines Hintern zu sehen. Auch die Schere und der Fingerhut, welche er dabei gebraucht hat, haben sich in dem Steine abgedrückt. Als sich der Teufel dort so die Hosen ausgeflickt hatte, wusch er sich die Hände

im Niederguriger Bache, welcher deshalb „Teufelsbach“ heißt. — Später ist der Teufel in die große Mühle zu Bauzen gegangen und hat dort mit dem Müller ausgemacht, daß er allein auf einem seitlichen Mahlgange mahlen dürfe. Längere Zeit blieb dies so; aber einmal kam in die Mühle ein neuer Mühlischer, dem gefiel das nicht; er schüttete auch auf dem Seitenmahlgang auf und mahlte dort. Darauf kam der Teufel sehr erzürnt herbei und zankte sich mit dem Mühlischer bis aufs Schlagen. Dieser aber war auch nicht faul, ergriff ihn und setzte ihn auf den Mühlstein und schliiff ihn auf demselben, so daß die Hosen wieder zerrissen und der Teufel blutig aus der Mühle entlief. (Vgl. jedoch Nr. 613). Da schwur er sich selber zu, daß er allem Volke alle mögliche Unbill antun und es schrecken wollte, wo und wie er nur könne. Er verfertigte sich eine große steinerne Kugel und große Regel; diese stellte er auf einem Weigersdorfer (an der sächsischen Grenze bei Baruth) Felde auf (dort zeigt man noch jetzt auf den herrschaftlichen Fluren die neun Vertiefungen, wo die Regel gestanden haben) und schob nach denselben vom benachbarten Olsaer Berge; und das krachte so greulich, daß niemand mehr in der Umgebung wohnen konnte. Doch versöhnte sich der Teufel wieder mit dem Weigersdorfer Müller, welcher ihn überredete, daß er nur einmal täglich kegeln möchte, und dies am Morgen, ehe der Hahn kräht. Einst aber hatte sich der Teufel verspätet und dann so mit Eile geschoben, daß die Kugel nach Weigersdorf lief und dort am Wege liegen blieb, weil der Hahn schon krähte. Seit jenem Tage schob der Teufel nicht mehr Regel.

619. Das Weib des Teufels.

Časopis M. S. 1895, S. 142; übersetzt von Dr. Wilk.

In Baruth hat einmal eine Frau den Teufel zum Manne gehabt. Vorher schon war sie verheiratet mit einem Manne, mit welchem sie jedoch nicht gut gewesen ist. Dann ist er gestorben, und sie hat viel geweint und ist traurig gewesen. Nach einiger Zeit aber ging sie wieder zu Bier und Tanz und sagte, daß sie heute einen kriegen müsse, und wenn es gleich der Teufel wäre. Dann hat mit ihr wirklich ein wohlgekleideter Mann getanzt und

ist mit ihr nach Hause gegangen — und das war der Teufel. Sie hat sich in den Finger stechen und mit ihrem Blute ihm verschreiben müssen. Dreimal ist sie von ihm schwanger gewesen, aber hat kein Kind geboren. Der Teufel aber hat sie sehr gequält, so daß sie sehr geweint und schließlich alles dem Pfarrer gesagt hat. Daher haben drei Geistliche ihr das heilige Abendmahl geben wollen, der Teufel aber hat ihr dabei immer den Kopf auf den Rücken gedreht. Einer von den Geistlichen war sehr rechtschaffen; über denselben äußerte sich der Teufel: wenn alle drei so wären wie der in der schwarzen Kappe, so müßte ich sie fliehen. Dann hat man diese Frau mit vier Pferden — so schwer war sie — in den Wald hinausgeführt. Auf einmal riß sie der Teufel aus dem Wagen, und es war ein Kreischen in der Luft zu hören, und Lappen flogen nieder — und so ist sie in des Teufels Krallen gestorben. Ihr Bett hat man hundert Jahre lang bereiten müssen.

620. Der Teufel sät Junker.

Preusker, Blüke, Bd. I, S. 180; Gräße, Bd. II, Nr. 844.

Einst war der Teufel auf dem Wege, um Kneschki, d. h. kleine Herren, Junker, auszufäden. Als er nun, von der Bauzner Gegend aus, über Wittichenau, Hokerswerda und Senftenberg kam, um in der Niederlausitz seine Saat fortzusetzen, verlor er bei dem Dorfe Skoda bei Senftenberg einen solchen Kneschk. Ärgerlich sagte er: „to je skoda“, „das ist schade!“ weil er den Junker hatte für die Niederlausitz aufsparen wollen, wo es noch an solchen mangelte, und davon hat dann jenes Dorf den Namen erhalten. (Vgl. Nr. 585.)

621. Der steinerne Frosch in Milstrich.

Časopis M. S. 1896, S. 8 ff.; übersetzt von Dr. Wilk.

Inmitten von Milstrich steht ein großer steinerner Frosch, über welchen man sich so erzählt: Es war dort ein Bauer, der auf der Jagd niemals etwas traf, weder einen Hasen noch ein Rebhuhn. Deshalb hatte er sich vorgenommen, daß er den Teufel um Beistand

anrufen wollte, was er auch tat. Dabei versprach er dem Teufel, daß er sich ihm in fünf Jahren ergeben wolle. Diese fünf Jahre war er glücklich; er schoß Hirsche und Hasen, soviel als er wollte. Als aber das fünfte Jahr ablief, begann er in Furcht die heilige Maria um Hilfe zu bitten. Sie erhörte ihn und sagte: „Wälze einen Stein vor die Türe, damit der Teufel nicht herein kann!“ Der Teufel kam, gefahren und als er den Stein erblickte, wußte er nicht, was er tun sollte, daß ihn die Leute nicht bemerkten. Der Bauer aber rief ihm aus dem Fenster zu: „Wenn du mich in einer Stunde nicht hast, kriegst du mich nicht.“ „Gut!“ antwortete der Teufel und wollte den Stein wegwälzen; weil er aber sehr groß war, konnte er seiner nicht Herr werden, wenn er nicht Teufelsmacht anwenden wollte. Nun fing er an zu schelten und zu fluchen. Die heilige Maria aber machte aus dem Steine einen Frosch und dieser sprang auf den Teufel los und krächzte, daß er vor ihm fliehen mußte. Der Bauer ward erlöst, weil die Stunde vorüber war. Mit Arger ließ der Teufel von ihm ab und schlug den Frosch tot. Der sitzt noch heutigen Tages dort. (Vgl. Nr. 740.)

622. Der Teufelsstein bei Ramenz.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, S. 89; Preusker, Blitze in die vaterländische Vorzeit, Bd. I, S. 179 ff.

Auf den Flurgrenzen von Biehla, Ischorna und Bernbruch, eine Stunde nördlich von Ramenz, liegt ein zehn Ellen hoher, seltsam, fast froschartig gestalteter Granitblock, welcher längs der unteren Seite eine kettenartige Vertiefung zeigt. Dicht daneben waren noch vor etwa hundert Jahren tiefe Gruben, Erdkessel, Teufelsgruben genannt.

Die Sage erzählt von diesem Steine folgendes:

Als die erste Kirche in Ramenz gebaut wurde, wollte der Teufel den Baumeister verführen, daß er diesen Fels zum Grundsteine nähme, und versprach, denselben an Ort und Stelle zu schaffen. Er legte auch eine Kette darum und hob ihn in die Höhe, wovon noch jetzt der Eindruck zu sehen ist; aber er konnte ihn vor Mitternacht nicht bis hin schaffen, und als es zwölf Uhr schlug, ließ er den Stein aus Verdruss wieder fallen, so daß er noch jetzt ganz

schief liegt, nach Biehla zu hoch, nach Ramenz zu geneigt. In den dabei befindlichen Teufelsgruben hat auch der Teufel zuweilen gekocht, und man hat es in der Tiefe brodeln hören, wie wenn ein Hirsebrei kocht.

Einst haben Hirtenknaben aus Biehla Steine hineingeworfen, aber da sind drei große, schwarze Raben auf sie geflogen gekommen und haben sie und ihr Vieh mit Flügeln und Schnäbeln übel zerhackt und geschlagen, also daß sie mit knapper Not sich haben ins Dorf retten können, und das Vieh hat lange Zeit statt Milch nur Blut gegeben. Da ist es lange verboten gewesen, das Vieh bei dem Steine zu hüten. Auch dem Bauer, der den Stein oben abgesprengt hat, ist es schlecht bekommen; denn er hat von Stund an keine Ruhe gehabt und keinen gesunden Tag mehr auf der Welt, und alle Bäder, die er besucht hat, haben ihn nicht heilen können.

Nach Gräve, S. 106, soll der Teufel allemal am Vorabend der Walpurgisnacht hier sein Nachtmahl halten, sich von höllischen Geistern bedienen lassen und, nachdem er sich für den Walpurgisabend mit Speise und Trank gestärkt und der Ruhe gepflegt hat, dann seine Reise fortsetzen.

623. Das Teufelskanapee bei Schwepnitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 488; Gräve, S. 145.

Von Schwepnitz aus nordwestlich in der Heide befindet sich eine kleine, kaum bemerkbare Anhöhe, der Teufelsberg oder das Teufelskanapee genannt. Dieses soll der Fleck sein, auf welchen der Teufel, als er vom Himmel gestürzt wurde, fiel, den er alljährlich an dem Tage, wo es geschah, besucht und daselbst seiner Ruhe pflegt, da man ihn denn ganz genau im damaligen Kostüm mit zerbrochener Krone und zersplittertem Zepter schauen kann.

II. Teufelsbündnisse.

a) Hexen; b) Hexenmeister und Teufelsjünger.

Siehe auch Zaubersagen.

a.

624. Die Zauber-Else zu Zwickau.

E

Gräße, Bd. II, Nr. 609; Schmidt a. a. D., Bd. II, S. 374; Zwickauer Wochenblatt 1844, Nr. 12.

Im Jahre 1557 den 22. Mai ist zu Zwickau die alte Zauber-Else gefänglich eingezogen worden. Sie hatte den Leuten Getränke gesotten, den Mägden Kinder abgetrieben, auch viele Menschen an ihren Gliedmaßen, Armen, Beinen, Fingern, Brüsten und an den Fersen geschädigt, und viele andere Zauberei mehr getrieben. Sie hatte ferner einem Maler zu Glauchau Gift beigebracht, daß er gestorben. So hatte sie auch leiblich mit dem bösen Feinde gebuhlt und eine lange Zeit mit ihm zugehalten, der ihr auch Geld gebracht, bisweilen 2 und 3, bisweilen auch 4 Taler, mehr aber nie. Da man sie gefragt, wie er aussehe, hat sie geantwortet, er wäre ein alter, grauer, häßlicher Teufel. Dieser böse Geist ist auf der Gasse oftmals mit ihr gegangen, „doch“, sprach sie, „es hat ihn niemand als ich sehen können.“ Als sie gefangen gefessen, ist er oftmals zu ihr vors Gefängnis und an das vergitterte Fenster gekommen und hat sie gefragt, was sie mache, ob sie heraus wolle, er wolle ihr helfen. Sie hat aber geantwortet, sie wolle gern heraus, aber sie habe noch ihre Seele zu bedenken. Auf diese Rede ist er davon geschieden, sie aber hat gefessen bis zum 18. Juni, da hat sie wegen vielfältiger Zauberei ihre Strafe empfangen und ist am Galgen verbrannt worden.

625. Eine Hege wird erkannt.

Röhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 264; Lehmann a. a. D., S. 908.

Zu Arnsfeld bei Wolkenstein wurde eines Mannes Vieh bezaubert, daß es Blut gab. Da die Magd melken wollte, merkte sie das lose Stück, nahm ein Sehtuch, stach's voller Nadeln und kochte es im Ofen. Darauf kam der Nachbarin Mann gelaufen und begehrte Zitronenschalen. Dieselben wurden ihm abgeschlagen, denn der Magd war es verboten worden, das geringste zu geben. Da kam der Mann wieder und bot etliche Hühnchen zum Verkaufe an; aber auch jetzt wurde er abgewiesen. Er kam zum dritten Male und verlangte nur eine Birne vom Baume im Garten; doch erlangte er nichts. Endlich kam er und bekannte, daß seine Frau brennende höllische Schmerzen habe, und bat, so sie etwas gebraucht, es wegzutun. Damit wurde es offenbar, und mußte der Mann mit Weib und Kind davonlaufen.

626. Das Fegeweib vom Ragenstein.

Gräbe, Bd. I, Nr. 492; poetisch behandelt von Freih. von Biedermann (D. Föhr), Eine Sängergugend, Dresden 1847, 8, S. 27 ff.

In der letzten Zeit des Mittelalters lebte ein wilder Raubritter auf einer Burg, die auf dem Ragenstein, am Schwarzwasser unweit Pobershau zwischen Zöblitz und Marienberg, gelegen ist, und machte die ganze Umgegend durch seine Untaten unsicher. Da beschloßen denn die in der nächsten Umgegend ansässigen Ritter, diesem Treiben ein Ende zu machen; sie rückten also vor die Burg, umschlossen sie aufs engste und fingen an, sie aus Karttaunen und Feldschlangen zu beschließen. Allein alle Kugeln fielen, sowie sie die Mauern trafen, kraftlos und unschädlich nieder, denn auf der Mauer stand die alte Amme des Ritters, welche mit dem Teufel im Bunde war, hatte einen Besen in der Hand und segte mit demselben die fliegenden Kugeln aus der Luft weg; sie selbst natürlich traf keine derselben, ebensowenig wie irgend jemanden im Schlosse. Schon wollten die Belagerer schier verzweifeln, da trat der Burgkaplan eines der Ritter auf und sprach, er wolle die Kugeln segnen, denn er wisse einen Spruch, dem nichts widerstehen könne. Wie gedacht,

so geschehen; die erste Kugel, die man abschöß, schmetterte die Hege zu Boden, die zweite machte ein großes Loch in die Mauer, und nicht lange dauerte es, so war die feste Burg so zerschossen, daß die Mannschaft auf Gnade und Ungnade sich ergeben mußte. Der böse Ritter ward hingerichtet und seine Burg der Erde gleichgemacht; noch heute aber soll man um Mitternacht bei Mondenschein die gespenstige Amme die Trümmerhaufen fegen sehen.

627. Die Hegen zu Schellenberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 552; v. Weber, Aus vier Jahrhunderten, Bd. I, S. 371 ff.

Im Jahre 1529 sind zu Schellenberg im alten Schloß, welches an der Stelle der vom Kurfürst August erbauten Augustsburg stand, die beiden Hegen, die alte und junge Rodin, weil sie mehrmals zu Schönherstadt auf dem Hegenabbat gewesen, Diebsdaumen verkauft, untreue Männer durch Zaubermittel zu ihren Frauen zurückführen gelehrt, Hegen gefotten und Abwesende zitiert, torquiert und dann wahrscheinlich hingerichtet worden.

628. Ein Hegenprozeß vor dem Leipziger Schöppenstuhl. I.

Nach der Montagsbeilage zum Dresdner Anzeiger, 1901, Nr. 38.

Im Dorfe Wehlich* erkrankte kurz vor der Erntezeit des Jahres 1658 ein kleines Mädchen. Da sich im Bett der Kranken öfters „böse spitzige Würmer, die wie große spitzige Fliegen gewesen, teils schwarz und teils fahl ausgehen, jeder sechs Beine und zwei Hörner gehabt“, zeigten, so glaubte die Mutter des Kindes an Behebung. Auf Anraten eines Nachbarn bereitete sie ein besonderes Wachslicht und dieses ward auf Geheiß des Superintendenten von Gommern in Gegenwart der Gerichtspersonen „probiert“. Es ergab sich nun, „daß solch Licht, so sie unterwärts gehalten, nicht ver-

* Obgleich Wehlich dreiviertel Stunde von der sächsischen Grenze entfernt im Regierungsbezirk Merseburg liegt, gehört dieser Hegenprozeß doch hierher, da er durch den Leipziger Schöppenstuhl geführt wurde.

löschet sei, sondern laut gepfffen" habe. Die Vermutung der Mutter des Mädchens, das inzwischen gestorben war, erwies sich also als richtig. Der Verdacht, das Kind bezeugt zu haben, lenkte sich auf Anne Eve, die Ehefrau eines Wehliger Einwohners. Diese sollte an dem kritischen Tage das Mädchen und seine Schwester „Teufelskröten“ genannt und ihnen den Teufel in Arme und Beine gewünscht haben, damit sie verunstaltet würden. Bei dieser Verwünschung habe Anne Eve dreimal auf die Hand des verstorbenen Kindes „gespuckt“. Außerdem war nach Aussage mehrerer Frauen bekannt, daß der „Drache unterschiedliche Male“ und zwar als „ein Klumpen Feuer“ auf Evens Haus zugeflogen sei.

Nach längeren Verhandlungen ward das unglückliche Weib am 8. Oktober 1660 in Haft genommen und wiederholt gefoltert. Um den Teufel zum Weichen zu bringen, gab man ihr unter andern einen Trank ein, bereitet aus „Ehrenpreis, braunem Laust, weißem Drand, einer Galle und Leber vom frischen Hecht, Schwarzkümmel, weitragendem Knoblauch und Johanniskraut“. Unter steter Beteuerung ihrer Unschuld verschied die Arme am 3. November unter der Folter. Bei ihrem Sterben haben der Scharfrichter und ein Landsknecht einen „schwarz- und rotbunten Vogel oder Mulkendieb um die Inquiritin und den Scharfrichter“ fliegen sehen. Dieser Vogel soll beim letzten Atemzuge der Angeklagten seinen Weg durchs Fenster genommen haben.

629. Wie einer Hegenbutter geprüßt hat.

Gräße, Bd. I, Nr. 438; Prätorius, Der abenteuerliche Glückstopf, S. 257.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts ist ein Leipziger Stadtsoldat auf den Markt gegangen und hat bei einer Bauerfrau etliche Klümpchen (Stückchen) Butter gekauft und dann dieselben auf gewöhnliche Art auf ein Messer gesteckt, welches drei Kreuze gehabt. Wie die Zauberfrau solches gesehen, hat sie es erst nicht zugeben wollen, sagend, man müsse die Butter nicht auf ein dergleichen dreikreuziges Messer spießen. Darauf hat ihr aber der Soldat zur Antwort gegeben: „Was hat Sie darnach zu fragen? ich habe es wohl schon eher getan.“ Darauf ist er ohne Argwohn fortgegangen,

bis er an die Hauptwache beim Esel gekommen, wo er vermerkt, daß seine Butter ein Kuhfladen gewesen. Er ist also geschwind wieder zu der Betrügerin zurückgeeil, allein diese ist über alle Berge gewesen.

630. Die Zauber-Martha zu Wurzen.

Gräfe, Bd. I, Nr. 394; Schöttgen, S. 689; v. Weber, Aus vier Jahrhunderten, Bd. I, S. 379.

Im Jahre 1615 ist zu Wurzen eine Zauberin gewesen, die lange Martha genannt, welche bekannt hat, daß sie etliche Kinder umgebracht, die Leute angehaucht und verderbt, auch mit dem Teufel sieben Jahre lang zu tun gehabt. Sie hat auch Christum verlacht, und ihrer Uebeltaten wegen verbrannt werden sollen. Allein eines Tages hat man sie in dem Gefängnis vor dem Eilenburgischen Tore tot gefunden und hat man vorgegeben, sie sei vom Teufel umgebracht worden. Ihre Gehilfin, Anna Zschauin, ward am 18. Juli 1615 torquiert und dann aus dem Lande jagt.

631. Die Meline zu Leisnig.

Reinhold in den Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde, Bd. II, Heft 9; Kamprad, S. 440; Hingst in den Mitteilungen des Leisniger Geschichts- und Altertumsvereins, Heft 7.

Auf einer Wiese am Minkwitzer Meßwege liegt ein Brunnen, der nach einer Zauberin namens Meline (eigentlich Magdalena Alber, genannt Mühlene) noch heute der Melinenborn heißt, weil jene Frau bei ihm mit dem bösen Geiste zu tun gehabt haben soll. Ehe man sie und ihre Helfershelfer, vornehmlich zwei ihrer Töchter, in die Fronsfeste setzte, fürchtete sich jedermann vor ihr, und weil es geheiß, jene behertten die Leute, die ihnen nicht eine Guttat erzeugten, so ward ihnen von allen Hochzeiten, Kindtaufen und sonst Speise in ihre Wohnung auf der Neusorge geschickt.

Unter der Folter gestanden die Frauen, daß sie mit dem Teufel ein Bündnis eingegangen seien. Derselbe sei zu ihnen meist in Gestalt eines kleinen schwarzen Männchens „wie ein Esel groß“

gekommen. Oft sei jener auch als ein Bauersmann erschienen, habe sich „Hans“ rufen lassen und „rauche Laßchen“ gehabt. Er hatte die Weiber auch oft berührt, wobei es ihnen nicht anders gewesen, als wenn er ein kalt Hörnichen dazu gebraucht. Mit der einen Tochter der Meline hatte der Teufel auch zwei Kinder gezeugt, „die wie der böse Volant gestalt gewesen. Es wäre aber kein Leben noch menschliche Gestalt an ihnen zu spüren gewesen, derowegen sie ins Wasser geworfen worden seien.“

Der Teufel hatte die Frauen das Wettermachen gelehrt und sie hatten mit Hilfe eines von jenem mitgebrachten Pulvers, das sie in seinem Namen austreuten, immerdürre Zeiten gemacht. (Nach Ramprads Chronik war 1614 eine schlechte Ernte, 1616 große Hitze.) Auch hatten sie verschiedenen Personen den „Hexenschuß“ beigebracht. Sie nahmen dazu entweder weißen Dornbusch und drei gelbe Stecknadeln, oder sie brauchten dazu Werg, Hadern und Haare, auch eine Gänsefeder und Stecknadel, das sie alles in ein „schwarz Lederlein“ banden und mit den Worten: „du hast mich geschossen, ich schieße dich wieder in dieses und jenes Namen“ vor die Haustüren der Leute warfen. Vieler anderer böser Zauberei nicht zu gedenken.

Am 17. November 1615 ward die Mühlene mit ihren Töchtern Anna und Christine auf der großen Viehweide vor Leisnig durch den Scharfrichter Stengler von Torgau bei lebendigem Leibe verbrannt. Bei der Exekution sollen schwarze Raben und anderes Getier aus dem Feuer hervorgekommen sein und den Richtplatz umkreist haben.

M 632. Eine Heze wird zu Großenhain verbrannt.

Gräße, Bd. I, Nr. 80; Chladenius, Materialien zur Großenhainer Stadtchronik (1788), Bd. II, S. 70.

Den 18. September 1506 ward eine alte Frau, die schwarze Matthesin, zu Großenhain als Heze verbrannt, weil sie den Leuten böse Beulen und Eiben gemacht haben sollte und unter der Tortur (vor Schmerzen) ausgefagt hatte, daß sie ein Bündnis mit dem Bösen gemacht und mit ihm gebuhlt habe: es sei aus dieser Verbindung ein Molch hervorgegangen.

633. Eine Hege wird zu Dresden hingerichtet.

Gräße, Bd. I, Nr. 145; v. Weber, Aus vier Jahrhunderten, Bd. I, S. 380.

Im Jahre 1640 ist zu Dresden Elisabeth Hanitzschin hingerichtet worden, weil sie eine gewisse Tischerin dadurch verborrt hatte, daß sie mit Hilfe des Teufels, der bei ihr den Namen Hauptmann Meden führte, der Tischerin Haar, eine Troddel von der Handquele, ein Stück von der Tischecke, einen Span von der Justiz (Galgen), für drei Pfennig Darant (Engian), für drei Pfennig Wiederton samt Rindsblut in Teufels Namen in einen Topf getan, aufs Feuer gesetzt und eingerührt und dazu in Teufels Namen gesagt „Hauptmann Meden soll die Tischerin revidieren und mitnehmen“, worauf diese und ihr Mann auch gebrechlich wurden.

634. Hegen werden zu Dresden „gerechtfertigt“.

Gräße, Bd. I, Nr. 101 und 139; Weck, S. 542; Hasche, Diplomatische Geschichte von Dresden, Bd. II, S. 369.

Am 20. Julius des Jahres 1585 ist vor dem Wilsdruffer Tore zu Dresden eine Zauberin namens Helene Wiedemannin aus Glas-
hütte verbrannt worden, welche vorher in der Tortur und auch sonst
gütlich gestanden, wie sie in ihrer Jugend von einem Mönch zu
Ramenz die Zauberkunst gelernet und dieselbe 27 Jahre lang ge-
trieben. Sie hatte unter anderem bekannt, es wäre durch sie ein
Weib zu Sebnitz, die Peter Hellin oder Strobischen genannt, ge-
ringer Ursachen und um Feindschaft wegen dermaßen bezaubert
worden, daß sie vier stumme Kinder durch Gottes Verhängnis nach
und nach zur Welt gebracht, wie sich es dann auch in der Er-
kundigung also befunden. (Vgl. Götzinger, Geschichte des Amtes
Hohnstein 1876, S. 363.)

Am verderblichsten wurde ihr die Beihilfe, die sie der Sophie
von Taubenheim auf Noschkowitz geleistet hatte. Letztere wurde
drei Tage nach der Wiedemann, am 23. Juli 1585, auf dem Dresdner
Altmarkte enthauptet, weil sie die eheliche Treue gebrochen und ihrem
Mann, der kurfürstlicher Hofrat war, mit Unterstützung der Glas-
hütter Hege durch Zauberei die verlorene Gunst des Kurfürsten
wiedergewinnen wollte.

635. Der Kurfürsten Georg III. und IV. Bezauberung durch die Frau von Neitschütz.

Gräße, Bd. I, Nr. 23; Klotzsch, Nachrichten zur Sächsischen Geschichte, Bd. X, S. 396 ff.; Bülow, Geheime Geschichten, Bd. III, S. 64 ff.; Vohse, Haus Sachsen, Bd. IV, S. 177 ff.; Hühig, Annalen für die Kriminalrechtspflege 1849, Bd. XLIX, S. 205 ff.

Die Frau von Neitschütz, eine geborene von Haugwitz, Mutter der bekannten Gräfin von Rochlitz, soll, wie aus den Untersuchungsakten, welche nach dem Tode ihrer Tochter über deren Verhältnis zum Kurfürst Georg IV. geführt wurden, hervorgeht, eine arge Zauberin gewesen sein. Es ward konstatiert, daß sie Fledermausherzen unter ihrem Stuhle genagelt hatte, um im Spiele zu gewinnen, sie trug ihr Spielgeld in einem Beutel von Fledermaushäuten und soll einen Diebsdaumen gehabt haben. Sie pflegte Umgang mit einer gewissen Zauberin namens Baumeisterin, der Heze Margarete aus dem Dorfe Zinnig im Spreewald, der Traum-Marie, dem Dresdner Scharfrichter Melchior Vogel und vier anderen Zauberinnen. Eine ihrer Vertrauten namens Krappin soll ausgesagt haben, die Gräfin, sie und die Margarete hätten durch Zauber den Kurfürsten Georg III. umgebracht, indem sie ihn (wahrscheinlich ein wächsernes Bild von ihm) im Feuer getötet, so daß sein Herz im Leibe gebrannt wie ein Licht: und allerdings fand sich auch bei der Sektion des Körpers sowohl das Herz als der ganze Leib blutleer. Sie hat auch ihre Tochter gelehrt, gewisse Zaubercharaktere, die ihr ihr Sprachlehrer Saladin mitgeteilt, sich mit einer Rabenfeder in die Hand zu schreiben, wenn sie den Kurfürsten anrührte, und am Karfreitag in der Bartholomäuskirche zu Dresden ein Schächtelchen versiegelt und an sich genommen, worin sich verschiedene Gegenstände ihrer Tochter und des Kurfürsten, die mit dessen Schweiß und dem Blute jener benezt und in zwei Säckchen gewickelt waren, um die Liebe beider unauflöslich zu machen, befanden; vorher war es aber heimlich auf dem Altar, als man die Passion sang, gesetzt worden, um den Segen darüber sprechen zu lassen. Bekanntlich starb nun die Rochlitz am 4. April 1694 an den Blattern, und der Kurfürst, von denselben angesteckt, folgte ihr am 27. April 1694, und kurz nach seinem Tode ward ein Hexenprozeß gegen die Frau von Neitschütz eingeleitet, worin sie angeklagt ward,

den Kurfürsten Johann Georg III., um den Kurfürsten Johann Georg IV. zur Regierung zu bringen, durch Zauberei ermordet und diesem durch Zauberei Liebe zu ihrer Tochter eingeflößt zu haben. Infolge davon ward der Leichnam der Lehtern aus der Hofgruft in der Sophienkirche ausgegraben, weil Verdacht vorhanden war, daß ihr von ihrer Mutter nicht bloß das Porträt des Kurfürsten mit einem gespaltenen Penseebande, sondern auch in Papier eingewickelte Haare und das Haarband des Kurfürsten, trotzdem daß dieses auf Urdaten des Leibmedikus der Leiche vorher abgenommen worden war, in den Sarg mitgegeben worden sei; und wirklich fanden sich außer verschiedenen Ringen, am Rinne der Leiche einige braune Haare in ein Papier gewickelt, am Beine ein gelber Schwamm und am linken Arm ein schwarzes mit Atlas überzogenes Haarband, das sehr fest umgestreift war, und hinter dessen Ellenbogen Sr. Kurf. Durchlaucht Porträt an den vier Enden mit größeren Diamanten besetzt, das mit einem penseefarbenen Bande stark verbunden, aber mit den weiten Ärmeln wohlverdeckt war. Daß mit allen diesen Dingen offenbar gewisse sympathetische Wirkungen erzielt werden sollten, versteht jeder, dem das sogenannte Bannen bekannt ist. Der Prozeß endigte auch mit der Verurteilung sämtlicher Inculpäten. Die Traum-Marie ward dreimal gefoltert und kam an den Pranger, die Heze Margarete und der Scharfrichter starben, nachdem sie dreimal torquiert worden waren, im Gefängnis (1695), die alte Meitshütz aber, welche ebenfalls den ersten Grad der Tortur ausgestanden, starb lange nachher (1713), eigentlich straflos, weil ihr Prozeß niedergeschlagen worden war, auf dem Gute Gaußig bei Baugen.

636. Eine Zauberin zu Pirna wird des Bandes verwiesen.

Über Berg und Tal, 26. Jahrg., Nr. 4.

Im Jahre 1560 ward eine Frau namens Fuchs, die als Wahrsagerin und Zauberin verschrieen war, gefänglich eingezogen, nach einiger Zeit aber, obwohl die Indizien gegen sie waren, durch die Gnade des Kurfürsten freigelassen. Doch mußte sie ihr Hab

und Gut verkaufen und wurde samt ihrem Mann aus den sächsischen Landen verwiesen.

Man hatte bei ihr Kristalle (die zum Hexen gebraucht wurden) und drei Zauberbücher gefunden.

O **637. Der Hexenglaube in der Lausitz.**

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 193 ff.

Alte Frauenzimmer, seltener junge, die mit dem Teufel einen Bund gemacht haben und Buhlschaft mit ihm treiben, nennt man auch in der Lausitz Hexen, und die Wenden wenigstens glauben an ihre Zauberkünste hier und da noch bis diese Stunde, und rote Augen bei alten Weibern bringen noch heute in den Verdacht der Hexerei. Sie behegen der Nachbarn Kühe, daß sie keine Milch geben, während es ihnen selber nie an Milch und Butter fehlt. Sie können ihrem Nächsten eine plötzliche Krankheit, besonders das sogenannte „böse Wesen“ an den Hals werfen. Sie haben die Macht, sich in einen Hasen, in eine Katze und dergleichen zu verwandeln. Ein Hase, der bei lichtem Tage durchs Dorf läuft, ist sicher eine Hexe. Zu Walpurgis reiten sie auf Besen zum Schornstein hinaus auf den Blocksberg (Bruchelsberg), sie versammeln sich auf den Gückelsbergen, deren es mehrere in der Lausitz gibt. Damit sie im Vorüberziehen keinen Schaden anrichten, bestreut man die Stalltüren und Düngerhaufen mit grünen Reifern, und sichert sie mit angemalten Kreuzen und den Buchstaben C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar). Auch zündet man Besen an und nennt das Hexenbrennen.

Die Kinder ihrer Buhlschaft mit dem Teufel sind die Elben.

638. Behegen des Milchviehs durch Melken am Stricke.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde. Sammlung Pflk.

Vor Jahren lebte in Neukirch a. Hohw. ein Handwerksmann. Er besaß etwas Feld und eine Kuh. Die letztere hatte er als rundes, wohlgenährtes Tier gekauft, in seinem Stalle jedoch verfiel dieselbe

sichtlich, magerte ab und gab fast gar keine Milch mehr. An Futter und Pflege ließ er es nicht mangeln; so mußte der Grund in etwas anderem liegen. Lange schon war es ihm und seiner Frau auffällig gewesen, und sie hatten es nicht ohne Neid bemerkt, daß ihre Nachbarin, eine alte Witwe, von der einzigen Kuh, welche dieselbe besaß, so außerordentlich viel Milch erhielt. Die beiden Leute verwunderten sich auch schon seit langem, daß im Stalle dieser Nachbarin stets um die Mitternachtszeit Licht zu erblicken war. Eines Nachts legte daher der Mann eine Leiter an, stieg hinauf bis zu der Luke, die ihm einen Einblick in den nachbarlichen Stall gestattete, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Es war noch nicht ganz zwölf Uhr nachts, als die Nachbarin mit einer Laterne in den Stall trat. Sie hing die Leuchte an die Wand und setzte sich auf einen Schemel mitten in den Raum, wo von der Decke ein Strick herabging. Als die Mitternachtsstunde ertönte, nahm die Frau eine seitlich stehende Gelte, klemmte sie zwischen die Schenkel und begann nun mit beiden Händen an dem Strickende zu ziehen, als ob sie die „Strichen“ einer Kuh melke. Wie erstaunte der am Stallfenster laufende Mann, als er ein Geräusch vernahm, wie es die beim Melken in das Gefäß träufelnde Milch erzeugt. Es dauerte nicht lange, so war der Milchbehälter voll Milch, ohne daß die Frau das Guter ihrer Kuh berührt hatte. Sie verließ den Stall. Der Lauscher eilte schnell in sein eigenes Gehöft, zündete Licht an und begab sich nach seinem Stalle. Dort überzeugte er sich, daß seine Kuh bereits ausgemolken war. Es unterlag kaum einem Zweifel; die Nachbarin hatte durch Hegenkunst mittels des Strickes seine Kuh aus der Ferne gemolken. Sie mochte dies schon lange getan haben; daher ihr Aberfluß drüben und der Mangel an Milch hüten. Der Mann, dem dies widerfahren, kannte eine Frau aus Wilthen, welche derartige Zaubereien sollte unschädlich machen können. Er ließ dieselbe zu sich bitten. Sie kam und sagte: „Wir wollen vorerst sehen, wer euch die Kuh behegt hat.“ Mittels Schlüsselndrehen wurde nun die Übeltäterin festgestellt. Dann erklärte die Frau: „Das werden wir ändern. Wenn die böse Nachbarin einmal kommt (und das wird gewiß geschehen), um bei euch irgend etwas — sei es auch nur die geringste Kleinigkeit — zu borgen, so gebt ihr unter allen Umständen nichts; gießet aber, während die Hege noch in eurem Hause verweilt, ein wenig Milch unter die Krippe eurer Kuh!“

Nach diesen Ratschlägen machte die Frau noch einige geheimnisvolle Zeichen unter dieselbe Krippe und verabschiedete sich. Ihre Hilfe bewährte sich. Die Kuh gab wieder Milch. Nach etlichen Wochen aber kam die Frau von Wilthen nochmals und erzählte: „Ich habe ein schlimmes Bein bekommen. Eurer vermaledeiten Nachbarin war ich nicht gewachsen. Sie ist weiter als ich in der Kunst und hat mir nun diese Krankheit angetan, an der ich eingehen muß.“ Wie sie gefürchtet, so geschah es der Frau. Sie starb bald darauf an dem Beinschaden.

639. Das beherte Mädchen in Zittau.

Gräße, Bd. II, Nr. 819; Döffler, De puella Zittavinensi incantata. Lips. 1702, 4. Unsch. Nachr. 1702 S. 936 ff., 958 ff., 1706 S. 48 ff. Nov. Litter. Hamb. 1706. Jan. und Febr. Laus. Magaz. 1783, S. 66; Zedler, Universallex. Bd. XII 1763 ff. S. Lausitz. III. Schr. 1796 I, S. 281. Ähnliches bei Hoffmann, Script. Lus. T. II. S. 250.

Einst lebte zu Zittau ein Mädchen, Helene Gottschalk genannt (geb. 1691), die stets von furchtbaren Krämpfen heimgesucht war, lange Zeit von einer Anzahl von Läusen geplagt ward, bis sie aus freien Stücken eine Hand voll vom Kopfe nahm und mit den Worten: „Da hast du deine Läuse wieder, du alte Hege!“ von sich warf, und so rätselhaft phantasierte, daß man glaubte, sie sei bezaubert. Der Verdacht fiel auf eine gewisse alte Frau namens Sabine, die 1700 auf der Pappelgasse mit Gottschalks Familie in einem Hause gewohnt hatte, und von dem unglücklichen Mädchen selbst als die, welche sie behert hätte, bezeichnet ward. Sie ward also als Hege eingeseht, und damit sie die Erde nicht berühre, im Stockhause in Ketten frei aufgehängt.* Doch fand man sie eines schönen Morgens tot (21. Juni 1702); ob sie sich selbst erwürgt oder ob der Teufel ihr den Hals umgedreht, weiß man nicht: sie ward beim Galgen beerdigt. Sonderbarerweise ward indes noch in demselben Monat das Mädchen völlig von ihren Aeln befreit.

* Ähnliches geschah 1678 zu Budissin, wo man einen Dieb und Mörder, der den Teufel hatte, in acht Ketten schwebend hinsetzte. S. Peseck, Bd. II, S. 746, Anm. 1.

640. Ein Baugener Weib im Bunde mit dem Bösen.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde. Sammlung Pflk.

Nach handschriftlichen Annalen im Baugener Ratsarchive wurde am 21. November 1602 Jakob Simons Weib in Budissin hingerichtet. Sie „hatte den Teufel in Rotkehlchens Gestalt ans Wasser gebannt, der sie zaubern gelernt, darauf sie viel Unrats gebraucht und angestiftet“.

641. Verunglückte Bierchankhegerei.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 195 nach Frenzel, hist. nat. III, 1616. msc.

Auf eine sonderbare Art suchte eine Bürgersfrau zu Budissin (eine Randbemerkung bei Frenzel nennt Ismer Hansens Ehefrau), auf der Reihengasse wohnend, sich einen guten Bierchank zuwege zu bringen. Anno 1677, den 6. Dezember, hatte sie ihr Bier offen, des Nachts um 12 Uhr mußte ihre Magd bei Peter Stephan auf dem Fleischermarkte, der auch Bier schenkte, mit einem Flederwisch sein Regelloch aussäubern, vor der Haustüre herum kehren und das Kehricht in der Schürze in ihr Haus bringen. Dies sollte dazu helfen, daß sie gut Glück im Bierchank habe und die Biergäste von dort weg sich möchten bei ihr einfinden. Auf den folgenden Tag ward diese Sache ausgebracht und die Magd in die Büttelei gesteckt. Man fand auch, da visitiert worden, unterm Schenkfaß ein genährtes Glücksfäßchen liegen.

642. Eine Heze entweihet Hostien.

Časopis M. S. 1897, Nr. 200; übersetzt von Dr. Pflk.

In Klein-Baugen hat einmal eine Frau vier Wochen lang nicht ersterben können. Diese war in katholische Dörfer zum heiligen Abendmahl gegangen und hatte die Hostien ihren Ziegen

gegeben. So hatte sie von denselben immer so viel Butter, daß sie diese von zwei Kühen nicht erhalten hätte. Endlich, als sie nicht ersterben konnte und fürchterlich schwer litt, hat sie den katholischen Geistlichen aus Rosental herbeigerufen. Diesem mußte sie beichten und sie gestand ihm auch, daß sie noch eine Hostie unter der Haustürschwelle in einem Tuche eingewickelt habe. Der Geistliche hat dann diese Hostie nach Rosental gebracht. Und den Hausgenossen hat er gesagt, daß sie die Kranke sollten hinaus auf den Mist tragen, wenn sie vor Sonnenaufgang nicht sterben würde. Darauf ist sie gestorben.

b.

v **643. Der alte Braubursche zu Brambach.**

Gräße, Bd. II, Nr. 705; metrisch behandelt von Fr. Rödiger.

Zu Brambach am Markte stand einst ein Brauhaus und davor ein großer Wasserbottich. Einst sprach daselbst ein Braubursche ein, um das Handwerk zu begrüßen und einen Trunk zu begehren, da ihn sehr dürstete. Der Meister aber, der eben die Maische rührte, rief hohnlachend: „Ein klopfender Stromer muß etwas vertragen können!“ — Das verdroß den Wanderer sehr, und er sann auf Rache. Scheinbar ruhig sagte er: „Kann schon eine Weile warten“, legte Bündel und Rock im Brauhaus nieder und ging in den Garten, um sich ein Kraut zu pflücken, mit dem er dem Braumeister das Bier verderben wollte. Dann kam er wieder ins Brauhaus und erbot sich gegen diesen, an seiner Statt die Maische zu rühren. Das war dem Meister eben recht, denn er hatte etwas im Dorfe zu besorgen, und übergab deshalb dem Burschen sofort den Rührpfahl. Ehe ihm die Frau Meisterin das Frühstück brachte, hatte er bereits seinen Hokuspokus gemacht und das Kraut unter die Maische getan, und als nun die Frau Meisterin kam, rief er ihr lachend entgegen: „Das Bier wird gewiß recht steigen, das ich euch braue; denkt an mich!“

Er verabschiedete sich, nachdem er sein Frühstück verzehrt, und der Meister ließ nach seiner Rückkehr das Bier unbedenklich aus den Rufen heraus und ging zu Bette. Als er aber am andern Morgen an die Rufen trat, war das Bier gänzlich verschwunden und mit Grausen gewahrte er, daß es über ihm, an Balken und Dach, in langen, braunen Eiszapfen herabhing, mitten in der Sonnenhitze also gefroren war. Das währte drei Monate lang, bis ein kluger Mann den bösen Zauber bannte und das Bier wieder herabträufelte.

644. Der kluge Kehr im Bohhaus bei Schilbach.

Mitgeteilt von Lehrer A. Zimmer in Raun.

Der alte Kehr, der im Bohhaus bei Schilbach hauste, konnte mehr als Brot essen. Einst fand auf dem Schilbacher Schloß (Rittergut) eine Jagdversammlung statt. „Werden wir heute wieder was sehen, Kehr?“ fragten manche. „Ja, wenn ihr was sähe wöllt“, erwiderte der alte Jäger — „guckt a mol zon Fenster naus!“ — Da schauten drei prächtige Hirsche neugierig zur Stube herein.

645. Pumphut in der Burkhardtsmühle.

Gräße, Bd. II, Nr. 672; auch bei Bechstein, S. 478; metrisch behandelt von E. Hager, II, S. 8 ff.

Es mag wohl schon lange her sein, als im Vogtlande ein alter Müllerbursche, mit Namen Pumphut, lebte, der dem Wasser nach von Mühle zu Mühle ging. Wo es ihm gefallen mochte, da blieb er, und für ein Glas Brantwein und ein Stück Brot machte er zur Ergözung der Müllersleute und ihrer Nachbarn viel lose Schwänke und spaßige Dinge. Wo man ihn gut aufnahm, da ging er mit zufriedener Miene fort; wo sie ihm aber schlechte Kost vorsetzten oder ihn gar hungrig gehen ließen, da spielte er oft den Leuten arg mit.

In der Burkhardsmühle waren alle Müller der Umgegend versammelt mit ihren Weibern und schönen Töchtern, und es ging lustig darinnen zu. Die Fiedel und der Dudelsack durften dabei nicht fehlen, und die Müllerin hatte schon manche geleerte Flasche herausgetragen. „Halt“, dachte der Pumphut, der zufällig vorbeischnitt, „da gibt es einen Schmaus, das ist so etwas für dich!“ Er trat ohne viele Worte zu machen in die volle Gaststube und setzte sich in einen Winkel. Der Knabe, der den Schenken machte, urteilte dem Aussehen nach, es sei ein feiernder Mühlburfsche, und trug ihm einen ordinären Schnaps und ein Stück trocknes Brot hin. „Da Alter, könnt Ihr Euch einmal etwas zugute tun“, sagte der Knabe. Aber das erzürnte den Pumphut im innersten Herzen, daß er sich so getäuscht hatte, und er schwur bei sich, dem Müller einen losen Streich zu spielen. „So wahr ich Pumphut heiße“, murmelte er vor sich hin. Und er tat's. Beim Weggehen fragte er den Jungen, was denn das Fest eigentlich bedeute. „Es soll das Rad gehoben werden“, gab dieser zur Antwort. Pumphut schlich sich mit schelmischem Blicke durch das Pförtchen, machte am Rade seinen Hokuspokus und trollte sich lustig von dannen.

Nachdem die Gäste in der Mühle sich tüchtig satt gegessen und getrunken hatten, schickten sie sich an zum Radhub. Sie hatten alles vorher richtig abgezirkelt und abgemessen und glaubten bald damit im reinen zu sein, aber o Wunder! die Welle war jetzt nicht weniger als eine halbe Elle zu kurz. Alles stand im ersten Augenblick stumm vor Schreck, bis der Müller in ein lautes Geschrei ausbrach und sich die Haare zerraupte. „Es paßte vorher wie angegossen“, rief einer, „Zum Teufel!“ ein anderer. Endlich ließ sich eine Stimme vernehmen: „Das ist gewiß ein Streich von Pumphut.“ Und nun fielen allen die Schuppen von den Augen, der Mühlburfsche im Winkel war kein anderer als der Schwarzkünstler selber. „Lauf ihm nach, lauf ihm nach!“ schrie alles, und es dauerte gar nicht lange, da fanden sie ihn am Bache sitzen. Er wußte wohl, was sie wollten, und folgte zunächst ihrer Einladung zum Schmause. Als er sich vor aller Augen tüchtig satt gegessen hatte, klagte man ihm den Unfall und ließ die Frage mit unterlaufen, ob dem nicht abzuhelfen sei. „Da müßte der Kuckuck drinsitzen; schenk' noch einen ein, Junge“, sprach Pumphut. Darauf ging er mit hinaus, sah mit schelmischem Gesichte die verkürzte Welle, klopfte hinten und vorne mit

dem Hütchen daran, und als man das Rad zum zweitenmal hob, da paßte die Welle so prächtig wie vorher. Die Müllersleute aber gaben dem Pumphut, so oft er später kam, Butter zum Brot und bessern Brantwein als beim Radhub. (Dieselbe Sage unter Nr. 652; vgl. ferner Nr. 646, 666, 678.)

646. Pumphut im Bauerhause zu Wallengrün.

Gräbe, Bd. II, Nr. 673; Beckstein a. a. D., S. 477; metrisch behandelt von Hagen, Heft II, 3 ff.

Einst saß in einem Bauerhause zu Wallengrün die Familie, groß und klein, beim Mittagmahle am Tische, umschwärmt von einer ungeheuren Schar von Fliegen, als sich die Türe aufthat, und Pumphut — so nannte man ihn wegen seines eigentümlich geformten Hütchens — oder Graumännchen (wegen seiner Kleidung) hereinsah. Er wurde freundlich willkommen geheißen und zur Teilnahme am Essen eingeladen, was er sich nicht zweimal sagen ließ, sondern rasch dabei war. Gleich als ihm die Bäuerin den schweren Kloß auf den Teller gelegt hatte, ereignete sich ein Spaß, denn wie Pumphut besagten Kloß zerteilen wollte, zeigte der Kloß sich von einer solchen Härte, daß er unter dem Messer Pumphuts hinwegschlüpfte, wie eine Kanonenkugel durch die Stubentüre schlug, durch die dieser gegenüber befindliche Stalltüre ebenso fuhr, und sich auf dem Horne eines alten Ochsen spießte. Alle sperrten vor Verwunderung Maul und Nasen auf, Pumphut aber nahm sich ruhig einen Kloß nach dem andern, und verzehrte ihn mit großem Wohlbehagen. Da ihn nun die Fliegen bei dieser angenehmen Arbeit aufs äußerste belästigten, so brummte er über diese große Menge gegen seine Wirte, und riet, daß man doch das Ungeziefer zur Türe hinausjagen solle. „Ja, wenn sie sich hinausjagen ließen und draußen blieben“, ward ihm erwidert, „was hilft denn aber das Hinausjagen?“ „Nun“, entgegnete Pumphut, „so solltet ihr sie doch nur so lange an einem besondern Platz bleiben lassen, bis das liebe Essen verzehrt ist, daß man Ruhe hätte vor den zudringlichen Bestien!“ Alles lachte, und

der Hausherr sagte: „Tue Er es doch, Pumphut, bringe Er doch die Fliegen auf einen Platz, Er ist ja ein Hexenmeister!“ Der Pumphut fletschte die Zähne, legte sein Hütlein auf eine besondere Stelle, gebot den Fliegen sich hinein zu begeben, und zum Erstaunen aller schwärmten alle Fliegen wie ein Bienenschwarm in den Hut, so daß er voll und übertoll wurde und sie über den Rand noch wimmelnd übereinander krochen. Pumphut aber wischte sich den etwas großen und breiten Mund und bedankte sich fein, nahm den Hut samt den Fliegen, trug sie zur Türe hinaus und schüttelte sie draußen in die Milchtöpfe, indem er laut lachend von dannen ging. (Vgl. Nr. 645, 652, 666, 678.)

647. Zacher Gocof.

Gräbe, Bd. II, Nr. 667; Röhler, Aberglauben usw., S. 546 ff.

In Unter-Heinsdorf bei Reichenbach existierte die Familie Gocof (Jacobi), in der, wie man erzählt, mehrere Jahrhunderte hindurch gewisse geheimnisvolle Kenntnisse forterbten. Es waren die Gocose Heilkünstler und Wunderdoktoren, und der letzte Gocof mit dem Zunamen Zacher (Zacharias), welcher vor ungefähr 40 Jahren starb, war nicht bloß durch ein Mittel gegen den sogenannten Nachtschatten, eine Augenkrankheit, berühmt, sondern er verstand auch ein gutes Weich- oder Schnellot herzustellen und war nebenbei ein geschickter Holzschneider. Bei seinem Tode war eine Kammer voll wunderlichen Kram, Fläschchen mit Tinkturen, Knochen, Bücher und Manuskripte vorhanden, allein seine Hinterbliebenen übergaben alles aus abergläubischer Furcht dem Feuer. Er selbst ging stets sehr einfach, fast abgerissen einher, obgleich er sehr wohlhabend war. Man erzählt nun von ihm folgende Teufelstücken:

Einstmals, als er eben zu Mittag aß und die Fliegen ihn sehr belästigten, nahm er einen Teller, pfiff eine eigne Melodie, und sämtliche Fliegen setzten sich auf den Teller, den er dann hinauszutragen befohl.

Ein anderes Mal wurde ihm Holz gestohlen, die Diebe trugen es fort und, wie sie meinten, in ihre Wohnung. Aber als sie an

Ort und Stelle gekommen zu sein dachten und sich von ungefähr umsahen, waren sie in Zachers Hofe, Zacher aber kam zur Türe heraus und sagte: „Nun legt's nur hin und geht heim!“ und die erschrockenen Diebe taten's auch.

Einem seiner Knechte war auf dem Felde die „Kraß“ gestohlen worden. Als er ohne dieselbe nach Hause kam, befahl ihm Zacher, vor die Haustüre zu treten. Da kommt ein Nachbar, welcher der Dieb war, und bringt die Kraße in den Hof.

Einmal hatte ihm eine Magd Rüben und Möhren entwendet und kochte sie zu Hause. Aber sie mußte den Topf samt den Rüben und Möhren zu Gocof tragen. „Siehst du“, sagte dieser, „hättest du gefragt! Nun gehe nur, und nimm dir noch Rüben, die bringst du mir aber nicht!“

648. Der zauberkundige Wilddieb.

E

Gräße, Bd. II, Nr. 689; nach Julius Schanz.

In Breitenbach (bei Meerane?) war ein Wilddieb, der konnte sich und was er sonst wollte in jede beliebige Figur verwandeln. Einmal schoß er einen Hirsch, als er von fern einen Jägerburschen kommen sah. Schnell verwandelte er sich in einen Holzblock und den Hirsch in einen Busch. Der Holzblock war oben glatt wie abgefägt und der Jäger setzte sich darauf und schnitt eine Rolle Tabak klein. Und gerade auf der Stelle, wo er am derbsten einschnitt, war der Kopf des verzauberten Wilddiebes, der sich doch nicht rühren durfte. So oft er später dieses Abenteuer erzählte, soll er allemal gesagt haben: „Da hab' ich aber die Zäh'n' müssen zambeiß!“ (zusammenbeißen).

649. Der Totengräber zu Geyer macht Pestpulver.

Gräße, Bd. I, Nr. 490 und 569; Köhler, Sagenbuch, Nr. 256;
Lehmann a. a. D., S. 987 ff.

Im Jahre 1680 ward zu Geyer der Totengräber wegen Zauberei auf dem Gottesacker gefangen und gefänglich eingezogen,

denn man hatte ihn auf den Markt gehen und aus einer Schachtel etwas austreuen sehen; so nun hernach allerhand Merkmale gesucht wurden, ihn seiner Bosheit zu überweisen, fand man unter andern, daß er sein eigenes Weib wieder ausgegraben, ihr Augen, Nase und Zunge ausgeschnitten und sie zu Pulver verbrannt hatte, welches er also auf die Gasse gestreut. Er wurde deswegen mit dem Staupenschlag bestraft und ewig des Landes verwiesen. Nach einer anderen Quelle (Gräße, Nr. 490) hatte er seine Frau ermordet, ihren Mund mit schwarzen Beeren angestrichen, als sei sie an der Pest gestorben, alsdann ihr den Kopf abgeschnitten, das Herz aus der Brust genommen, verbrannt, solches auf die Straße ausgestreut, und wer darübergegangen, ist gestorben. Seines Kindes Kopf hat er an die Feuermauer gehängt; so viele Tropfen Blutes von ihm gefallen, so viele Menschen sind gestorben. Dann hat er die sterbenden Leute aufs Gesicht gelegt und ihr Sterben hat kein Ende genommen. Drei Ruten hat dieser Mann ausgesteckt, eine nach Annaberg, die andere nach Schweinitz, die dritte nach Alterle (Elterlein?). Zuletzt hat er erzählt, wieviel Glück er mit seiner Kunst in großen Städten gemacht habe. Er meinte, wenn er nur die Erde oder einen Kreuzweg oder eine Dachtraufe erreichen könnte, so wollte er sich schon die Freiheit verschaffen.*

650. Andere Pestmacher im Erzgebirge.

Nach denselben Quellen.

Zu Wolkenstein hat im Jahre 1614 ein Totengräber einer Pestleiche den Kopf im Grabe abgestoßen, diesen in seiner Stube an einer Schnur in Teufelsnamen aufgehängt, darin er Hefen, Bier und Blut von Verstorbenen, ebenso Milch aus Brüsten von Pestleichen vermischt gegossen und dann warm eingeheizt, so viel nun Tropfen aus dem schwitzenden Hirnschädel gefallen, so viele Pestleichen hat er selbigen Tag gehabt. Dieser Pestzauberer hatte auch

* Um ihn unschädlich zu machen, hatte man ihn nämlich in einen Turm gesetzt, so daß er mit den Füßen die Erde nicht berühren konnte.

zweierlei Pulver, ein gutes wider die Pest, und ein ansteckendes, so er aus einer Pestdrüse gemacht. Um solcher schrecklichen Uebeltaten willen ist er verbrannt worden.

Im Jahre 1623 regierte die Pest zu Gottesgabe, davon der Ort halb ausstarb, und der Totengräber kam in Verdacht, er habe die Seuche mit bösen Mitteln verursacht. Hans Leonhard, ein verwegener Mühlknecht, der eben aus dem Kriege gekommen, wagte sich hinein in des Totengräbers Häuslein und findet einen Totenkopf über dem Ofen hängen, darüber er sich erboft und den Totengräber samt seinem Weibe krumm und lahm haut, holt Feuer und brennt das Spital gar weg, aus dem zwar die tödlich Gehauenen gekrochen, aber dennoch an ihren Wunden gestorben sind.

Im Jahre 1633 hatte eine gewisse Pittelin zu Abertham, einem früher durch seinen Käse berühmten Dorfe, die Pest durch Zaubermittel vermehren helfen, und wie sie in der Marter bekannt, eine Bürste neben einer Leiche ins Grab geworfen, welche dann auf ihren Rat wieder herausgenommen ward, wo nicht, sagte sie, müsse ganz Abertham aussterben, da schon 263 Personen gestorben waren. Es hat sich mit der Bürste auch also befunden, und wurde diese Pestzauberin am 18. November in Joachimsthal an einem Pfahl mit dem Strange erwürgt, die Tochter von dreizehn Jahren enthauptet, beide Körper verbrannt und der Sohn des Landes verwiesen. (Vgl. Nr. 659.)

651. Der böse Pfaffe von Mulda.

Gräße, Bd. I, Nr. 230; Röbler a. a. D., Nr. 275; Moller, Freiberg. Annales, Teil II, S. 201.

Am 10. April, Montags nach Palmarum, des Jahres 1536 hat ein katholischer Priester, der Pfarrer zu Mulda bei Frauenstein gewesen, in einem Weinhause des letztgenannten Ortes allerlei Appigkeit getrieben und ist über Nacht daselbst ganz toll und voll liegen geblieben, am Morgen des andern Tages aber mit umgedrehtem Halse gefunden worden. Man hat ihn aber früher insgemein für

einen Zauberer gehalten, inmaßen er, wie Martin Beck, gewesener Pfarrer zu Kleinhartmannsdorf, in seinen Frauensteinschen Annalen erzählt, oft in Wirtshäusern böhmische und andere Groschen nach Belieben aus den Wänden herausgraben konnte und anderes Gaukelspiel zur großen Verwunderung der gemeinen Leute aufführte. Er ließ z. B. auch den Wein zu Feuer werden und wußte es im Spiele zu machen, daß er allein alles gewann.

652. Pumphut in der Beiermühle.

Röhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 220.

In der Beiermühle bei Siebenlehn sprach einmal der seltsame Mühlknappe an, der seines eigentümlich geformten Hütchens wegen „Pumphut“ genannt wurde. Die Leute waren eben beschäftigt, ein neues Wasserrad einzusetzen, sahen den Fremden gar nicht an und fertigten ihn kurz ab. Kaum war Pumphut weitergegangen, so fand sich, daß die Zapfen am Rade zu kurz waren. Die Zeugarbeiter, die ihr Werk so sorgfältig wie immer ausgeführt hatten, zerbrachen sich den Kopf, bis einer auf den Gedanken kam, der Fremde möge wohl Pumphut gewesen sein und ihnen einen Schabernack angetan haben. Sofort eilten sie ihm nach, und bald sahen sie ihn gemächlich an der Mulde weiter wandeln, aber so sehr sie auch rannten, sie konnten ihn nicht einholen; auch hörte er lange nicht auf ihr Rufen. Endlich blieb er stehen, erwartete sie und kehrte nach vielen Bitten mit um nach der Mühle. Dort klopfte er mit seinem Hütchen rechts und links an das Rad, und nun paßte alles vortrefflich. Da ihm nun alle Ehre erwiesen ward, bannte er noch die Sperlinge, die dem Müller immer viel Schaden getan hatten. Seitdem soll sich kein Sperling mehr dort wohl befinden. (Vgl. dieselbe Sage unter Nr. 645; ferner vgl. Nr. 646, 666, 678.)

653. Dr. Faust reitet auf dem Faß aus Auerbachs Keller. I.

Nach dem deutschen Volksbuche.

Einmal reiste Dr. Johannes Faustus, der weitberühmte Schwarzkünstler, mit etlichen vornehmen polnischen Herren von Adel, die zu Wittenberg studierten, nach Leipzig zur Messe. Am Tage nach ihrer Ankunft besahen sie die Stadt, verwunderten sich über die Kostbarkeiten der Kaufmannschaft, verrichteten ihre Geschäfte, und als sie wieder nahe zu ihrem Wirtshause kamen, nahmen sie wahr, daß gegenüber in einem Weinkeller (in Auerbachs Hofe an der Grimmaischen Straße) die sogenannten Wein- und Bier Schröter allda ein Faß Wein, sieben oder acht Eimer haltend, aus dem Keller schrotten oder bringen wollten, vermochten aber doch solches nicht, wie sehr sie sich auch deswegen bemühten, bis etwa ihrer noch mehr dazukämen. Dr. Faustus und seine Gefellen standen da still und sahen zu; da sprach Faust (der auch hier seiner Kunst wegen wollte bekannt werden) fast höhniſch zu den Schröttern: „Wie stellet ihr euch doch so läppisch dazu, seid euer so viel und könnet ein solches Faß nicht zwingen; sollt es doch einer wohl allein verrichten können, wenn er sich recht dazu schicken wollte!“ Die Schröter waren über solche Rede recht unwillig und warfen, dieweil sie ihn nicht kannten, mit herben Worten um sich, unter andern: Wenn er denn besser als sie wüßte, solch Faß zu heben und aus dem Keller zu bringen, so sollte er's in aller Teufel Namen tun; was er sie viel zu vegieren hätte? Unter diesem Handel kommt der Herr des Weinkellers herzu, vernimmt die Sache, und sonderlich, daß der eine gesagt, es könnte das Faß einer wohl allein aus dem Keller bringen; deswegen spricht er halb zornig zu ihm: „Wohl an, weil ihr denn so starke Riesen seid; welcher unter euch das Faß allein wird herauf und aus dem Keller bringen, dessen soll es sein!“ Dr. Faustus aber war nicht faul, und weil eben etliche Studenten dazugekommen, ruft er diese an zu Zeugen dessen, das vom Weinherrn versprochen worden, ging also hinab in den Keller, setzte sich recht breit auf das Faß, gleich als auf einen Bock, und ritt, so zu reden, das Faß, nicht ohne jedermanns Verwunderung, herauf; darüber denn der Weinherr sehr erschrak; und ob er wohl vorwandte, daß dieses nicht natürlich zuginge, mußte er doch sein Versprechen halten, wollte er anders nicht den Schimpf zusamt dem Schaden haben.

Also ließ er das Faß mit Wein dem Dr. Faustus verabfolgen, der es dann seinen Gefellen, zugleich auch den Zeugen, den Studenten, zum besten gegeben, welche alsbald Anstalt machten, daß das Faß in das Wirtshaus geliefert wurde, wohin sie noch mehr andere gute Freunde baten und sich etliche Tage davon lustig machten, solange ein Tropfen Wein darin war.

Zu dem Faßtritt ist (nach Gräße, Bd. I, Nr. 442) noch zu bemerken, daß der frühere Eingang in den Keller nicht da lag, wo er sich jetzt befindet, sondern das Fenster des Zimmers, wo die gleich zu erwähnenden Bilder hingen, denselben bildete. Von dieser Heldentat geben noch zwei alte Bilder von der Hand eines unbekanntem Malers (5 E. 8 Z. lang, und in der Mitte des Bogens — sie sind nämlich in dem obern Teile nach dem Mauerbogen abgerundet, in dem sie aufgehangen sind — 1 E. 18 Z. hoch), die um das Jahr 1525 entstanden sein mögen, freilich durch die Zeit und schlechte Restaurierungen viel gelitten haben und sich noch jetzt in Auerbachs Keller befinden, Kunde. Auf dem einen Bilde ist Dr. Faust dargestellt, wie er unter Musik mit Studenten tafelt und zecht, auf dem zweiten ist sein Ritt auf dem Fasse geschildert, auf beiden aber ist sein dämonischer Begleiter, der schwarze Hund, nicht vergessen. Das erste Bild trägt ein lateinisches Distichon zur Aufschrift, welches also lautet:

Vive. Bibe. Obgraegare. Memor. Fausti. Hujus. Et Hujus.*

Poenae: Aderat Claudio. Haec. Ast erat. Ampla. Gradu 1525.

Über der Reiterzene steht dagegen folgender deutscher Vers:

1525. Doctor Faustus Zu Dieser Frist
Aus Auerbachs Keller Geritten ist
Auf Einem Faß Mit Wein Geschwint.
Welches Gesehn Viel Mutterkind.
Solches Durch Seine Subtilne Kunst Hat Gethan,
Und Des Teufels Lohn Empfangen Davon.

* Diese Verse sind, richtig interpungiert, leicht verständlich:
Vive, bibe, obgraegare (man lese obgraecare), memor Fausti hujus et hujus
Poenae: aderat claudio haec (— ast erat ampla —) gradu.

Lebe, trinke, genieße das Leben nach griechischer Weise, eingedenk des Faustus hier (auf dem Bilde) und seiner Strafe: diese erreichte ihn mit langsamem Fuße, aber schwer.

654. Der schwarze Bruno zu Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 417; Edm. v. Felsthal, des deutschen Volkes Sagen-
schatz, S. 280 ff.

In einem Kloster zu Meissen lebte ein Mönch, mit Namen Bruno, den man gewöhnlich den schwarzen Bruno hieß. Mit Hilfe der schwarzen Kunst, die er in Italien gelernt hatte, hinterging und betrog er die frommen geistlichen Klosterherren und trieb nächtelang in den Frauenklöstern unter den jungen Nonnen sein Wesen. Endlich verwies ihn der Erzbischof aus dem Kloster und aus der ganzen Gegend. Er ging hierauf nach Bauzen und wurde dann zu Leipzig in einem Kloster aufgenommen. Hier führte er indes ein noch ruchloseres und wollüstigeres Leben als zuvor und wurde endlich von einem großen Zauberer in eine Kristallflasche gebannt und diese 19 Fuß tief unter die Erde vergraben.

Nach vielen Jahren, als man in der Stadt an der Stelle, wo er eingegraben worden war, ein stattliches Haus zu bauen begann, fand ein Erdgräber die Flasche, in welcher der schwarze Klosterbruder alsbald erkannt ward. Alle Versuche, sich dieser Flasche wieder zu entäußern, blieben fruchtlos. So oft er sie an einen andern verschenkte oder an irgend einen entlegenen Ort verbarg, hat sie sich stets wieder in seiner Tasche eingefunden und ihn Tag und Nacht geängstigt, bis er sie endlich unter die Erde in den Keller seines Hauses vergrub und dieses verkaufte.

Einst schickte der neue Eigentümer desselben seine Tochter in den Keller, um Wein zu holen. Wie sie dahin kommt, funkelt ihr etwas Helles entgegen, sie hebt eine festverschlossene Flasche von der Erde auf, in welcher ein leuchtendes Golddingchen lustig auf und ab hüpfte, nimmt es mit und bittet ihren Vater, ihr das schöne Tierchen zu schenken, das sie in der Nacht zum Leuchten neben ihr Bett setzen wolle.

Voll Entsetzen erkennen die Eltern den bösen Klostergeist darin, entreißen dem Mädchen das Gefäß, knüpfen ein schweres Eisen daran und senken es in den tiefsten Grund der Pleiße.*

* Vogel, Leipz. Chronik, S. 123, erzählt, als man im Jahre 1546 die Kapelle zu St. Katharinen völlig abgebrochen, habe man im Grunde derselben ein schmales Glas gefunden und vermutet, ein Mönch habe da hinein den Teufel gebannt. Deshalb vermauerte man es wieder im Grunde der Halle'schen Bastei, die man von jenen Steinen überhaupt baute.

In Leipzig hat man nachher lange nichts von dem gebannten Bruno vernommen. Es heißt aber, er sei aus seiner Verbannung erlöst und wandle als schwarzer Hund an den Ufern der Elster und Pleiße, wo man oft sein nächtliches Heulen höre.

655. Der Grabstein des Ritters Harras in der Leipziger Thomaskirche.

Gräße, Bd. I, Nr. 449; Schäfer, Wahrzeichen, Bd. I, S. 49.

Als ein Wahrzeichen Leipzigs galt sonst in der Thomaskirche der Grabstein des Ritters Hermann von Harras, eines Kriegsobersten Kurfürst Friedrichs II., der im Bruderkriege aus Rache gegen die Witzhume an einem Tage 60 Dörfer in Thüringen mit Feuer verheert hatte und deshalb der Brandmeister hieß. Er stellt ihn ganz geharnischt auf einem gebeugten Löwen stehend dar und gibt seinen Todestag als Lichtmeß 1450 an. Man erzählt nun folgende Ursache des Löwenattributes. Harras war in fremde Lande in den Krieg gezogen, während dessen hatte sich seine Braut mit einem andern verlobt, und der Teufel soll ihn davon unterrichtet und versprochen haben, daß, wenn er sich ihm zu eigen geben wolle, er ihn noch vor Vollziehung der Ehe nach Leipzig schaffen werde. Harras willigte ein, unter der Bedingung, daß auch sein getreuer Löwe ihn begleiten dürfe; er legte sich darauf auf selbigem zum Schlafen nieder, und in Leipzig angelangt, weckte ihn der Löwe durch sein Gebrüll, so daß er die Heirat noch verhindern und seine Braut selbst heimführen konnte.

656. Die Wettermacher zu Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 408; Wisander, Deliciae Historicae, S. 75 ff.

Einst haben zwei vornehme Männer sich in Gegenwart M. J. Rüdigers über das, was sie in ihrer Jugend begangen, miteinander unterhalten und folgendes erzählt. Als sie zu Leipzig studiret, haben sie ihrem Famulus sein Schwarzkünstlerbuch genommen und beim Spazierengehen mitgenommen und darin eine mit gewissen Worten und Charakteren und sonderbaren Werken und

Verrichtungen beschriebene Kunst, Wetter und Donner zu machen, gefunden. Nun haben sie auf freiem Felde gesehen, daß kein einziges Wölkchen am Himmel gewesen, und so hat einer von der Gesellschaft angefangen, ob sie nicht ein Kunststück aus ihres Famili Buche versuchen wollten. Einige haben ja, andere nein gesagt, da aber die meisten Stimmen gellolten, und diese dafür gewesen, die Kunst zu probieren, hat jeder etwas dabei tun müssen. Der eine hat den Kreis machen, ein anderer ein Gräblein graben, der dritte Wasser holen und hinein gießen, der vierte die hineingemengte Materie umrühren, der fünfte die Charaktere malen, der letzte aber die im Buche vorgeschriebenen Worte im Kreise vorlesen müssen. Darauf hat es sich aber zugetragen, daß, so hell der Himmel zuvor gewesen war, so dunkel er jetzt ward, und je mehr sie fortführen, das vorgeschriebene Werk zu verrichten, desto schwerer hat sich das Gewitter gezeigt. Darauf sind sie auf die Knie gefallen und haben mit aufgehobenen Händen zu Gott gebeten, daß er ihnen solches, was sie aus Fürwitz getan, um des Teufels Macht zu probieren, um Christi willen vergeben möge, sie wollten auch Zeit ihres Lebens es nimmermehr wiedertun und alle davon abmahnen. Darauf ist allgemach das Gewitter wieder vergangen und der Himmel schön und hell geworden; sie haben aber das Buch in die nahe fließende Pleiße geworfen, so zwar, daß sie es vorher aufgeblättert und aufgesperrt und Steine an die Ecken gebunden, daß es desto eher im Wasser verderbt würde.

657. Der Teufelsbeschwörer im Leipziger Universitätskarzer.

Gräße, Bd. I, Nr. 452; Monatl. Unterred. a. d. Reihe der Geister, Bd. III (Leipzig 1731), S. 477 ff.

In Leipzig lebte zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein Advokat namens An., der sich verschiedene ungesegliche Dinge hat zuschulden kommen lassen und deshalb ins Paulinerkarzer kam; dort beschloß er den Teufel zu zitteren, der ihm so viele Schätze bringen sollte, als er nötig zu haben meinte, um aus dem Karzer zu kommen. Er ließ sich also einen vollständigen Zauberkreis mit andern dazu gehörigen Beschwörungsinstrumenten dorthin bringen, um seine Ab-

sicht auszuführen. Es ist ihm auch nach Aussage der Zeugen die Sache soweit gelungen, daß der Teufel nach seiner vorgenommenen Beschwörung tanzen und singen mußte; man hat auch von glaubwürdigen Zeugen gehört, daß man in seiner Kammer, in der er eingeschlossen war, bald einen Hahn krähen, bald eine Henne glucksen, bald einen Hund bellen, bald eine Katze miauen und dergleichen herrliche Musik mehr hörte; ob er aber im übrigen seinen Zweck erreicht hat, ist nicht bekannt worden.

658. Der Schatzgräber in der Angermühle zu Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 453; Monatl. Unterred. a. d. Reihe der Geister, Bd. III, S. 479.

Ein Mühlknappe in der Angermühle zu Leipzig ging am 2. Oktober 1707 während der Michaelismesse vor das Ranstädter Thor, um einen andern bekannten Mühlknappen zu besuchen; statt nun denselben anzutreffen, fand er einen andern unbekanntem Menschen, der ihn in die Petersstraße führte, um, wie sein Vorgeben war, mit ihm eine Kanne Bier zu trinken. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein Diskurs vom Schatzgraben. Der verkappte Mühlbursche erbot sich darauf, ihm für acht Taler ein Buch zu verschaffen, darin die zum Schatzgraben nötigen Beschwörungen enthalten wären. Sie wurden darüber bald einig, so daß ihm jener Mühlbursche versprach, zwei Taler zum voraus zu bezahlen und sechs Taler auf der Neujahrsmesse, wenn er nämlich einen Schatz gehoben haben würde. Darauf fängt der vermeintliche Mühlbursche sogleich an, das geheime magische Buch, Dr. Faustens Höllenzwang genannt, abzuschreiben. Dieses Werk verrichtete er auf einem Bauholze an Kaspar Bosens Garten. Er schickte indes den Jungen weg, ihm für einen Groschen Tabak zu holen; als dieser wiederkam, waren vier Bogen von diesem Buche schon fertig geschrieben; dieselben gab er ihm, nebst drei andern Zetteln, worin etliche nötige Nachrichten enthalten waren, wie er sich bei der Beschwörung verhalten müsse. Aberdies gab er ihm auch einen messingenen Draht, daran vorne ein Kopf wie ein Schlangenkopf gebildet war. Diesen sollte er statt der Wunschelrute gebrauchen, doch mit dem Beding, daß er sie ihm wieder zustellte. Hiermit ging nun der Junge um Mitter-

nacht in seines Müllers Keller, weil er öfters hatte sagen hören, daß seit dem Schwedenkriege allda ein großer Schatz verborgen sei, da denn seine Wunschelrute allezeit auf die Seite schlug. Diesem Seitwärtschlagen der Rute folgte der Junge, bis sie unterwärts schlug und endlich gar stillstand, welches das Zeichen war, daß der Schatz allda verborgen lag. Darauf fing er an, den 21. Oktober zwischen 11 und 12 Uhr sein erstes Kunststück in Teufels Namen zu probieren. Er wußte sich gar leicht in diese satanischen Unternehmungen zu finden, er machte Zauberkreise, zeichnete Charaktere, setzte Lichter hin und sprach Beschwörungsformeln, da ging endlich ein Rauch auf an dem Orte des Schazes. In demselben sah er einen Geist als ein kleines Männchen gestaltet, und wie mit einem grauen Flor überzogen, ingleichen fand er auch zwei Zweigroschenstücke auf derjenigen Lade liegend, auf welcher die drei Lichter vor ihm standen. Darauf befragte ihn der Geist: „ob er damit zufrieden sei?“ und als er mit „ja“ antworten mußte, verschwand derselbe. Der Mühljunge verrichtete nun zum Beschluß kniend sein vorgeschriebenes Gebet, nahm die vier Groschen, löschte das mittlere Wachslicht zuerst aus, nachgehends auch die anderen, löste die Zauberkreise wieder auf und ging also rückwärts zufolge seiner Instruktion bis zur ersten Stufe aus dem Keller wieder heraus, legte sich schlafen und war insoweit auf dies Mal mit seinem gefundenen Schätze zufrieden. Den 28. Oktober, als den folgenden Freitag, nahm er den andern Prozeß vor. Es geschah derselbe mit einer schärfern Beschwörung als das vorige Mal. Der Geist erschien auf seine halb gütige, halb troßige Einladung. Es tat sich sogar die Erde von dem Schätze weg, daß er den Goldklumpen deutlich sehen konnte. Er für seine Person aber fand diesmal auch nicht mehr als ein brandenburgisches Sechzehngroschenstück auf der Lade, welches im Jahre 1686 geprägt war. Dieser neue Teufelsprozeß endigte sich eben wie der vorige, wobei er jederzeit mit aufgerecktem Finger dem Satan einen Eid schwören und Gott und seiner eigenen Seligkeit ablagen mußte.

An dem darauf folgenden Freitage, den 4. November, wurde der dritte Prozeß auf vorige Weise vorgenommen, wo sich denn der Schatz völlig äußerte. Er sah einen großen Schwenkkessel voll Gold; es schien ihm, als wenn auch anderwärts im Keller gegen die Ecke zu ein viereckiges Kästchen aus der Erde hervorgetan

wurde, auf welchem etwas wie eine Karbatsche gestaltet lag. Diese Peitsche schien sich zu bewegen. Darauf sah er auf der Lade einen halben Bogen Papier mit schwarzen Strichen eingefast und inwendig rot beschreiben. Unbei fand er auch eine geschnittene Trut-
hahnfeder. Das graue Männlein aber, welches ihm erschienen, hatte ein langes Buch oder Register unter den Armen. Zu gleicher Zeit fiel ein Tropfen Wasser von dem Gewölbe auf seine Hand, davon ihm dieselbe erkaltete und ein großer Blutstropfen auf derselben sich zeigte. Als er nun diese Feder ergriffen und den Tropfen Blutes darin gefast hatte, und nunmehr seinen Namen auf das Papier schreiben wollte, hörte er jemand mit starken Schritten die Kellertreppe hinabgehen. Er erschrickt darüber nicht wenig und läßt bei Formierung des andern Buchstabens die Feder fallen, löscht das mittlere Licht aus, die zwei andern Lichter aber warf er in Eile in das im Keller gestandene Wasserfaß, löste geschwind die Zauberzirkel auf und ging hinter sich an der Mauer weg zum Keller hinaus, traf aber, wie er da vermutete, keinen Menschen an. Indes war aber der andere Prozeß auch zu Ende. Merkwürdig aber war es dabei, daß über dem Auslöschen des mittleren Lichtes ein solcher mächtiger Rauchdampf in dem Keller entstand, als wenn ein Wöttcher ein großes Faß zu pichen hätte. Zwei folgende Freitage wurde dieser Junge an ferneren Unternehmungen verhindert, einmal nämlich durch einen großen Schauer, welcher ihn auf der Kellertreppe plötzlich überfiel, das andere Mal aber durch den eingefallenen Bußtag, da ihn sein Meister mit sich in die Kirche genommen. Nach diesen Geschichten verfiel der Bösewicht in gottlose und abscheuliche Reden, verleugnete die christlichen Glaubensartikel und kam darüber in die Inquisition des Meisters, seines Waters und Beichtwaters, der gewiß viele Mühe mit ihm hatte. Bei solcher ihm unvermutet vorgefallenen Veränderung nahm er sein Beschwörungsbuch, zerriß es heimlich und verbrannte alle dahingehörigen Sachen. Endlich bekannte er in der größten Herzensangst und Bangigkeit alles, was er begangen, bekehrte sich von Herzen und ward schließlich durch den damaligen Superintendenten zum Nachtmahl zugelassen.*

* Diese Sage hat Beststein, deutsches Sagenbuch, Leipzig 1853, S. 507, modernisirt behandelt.

659. Die Totengräber zu Großzschocher.

Gräße, Bd. I, Nr. 436; Hist. Nachr. zu den Geschichten der Stadt Leipzig. Leipzig 1744, S. 86 ff.; vgl. Vogel, Annalen, S. 246.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts sind im Dorfe Großzschocher bei Leipzig zwei Totengräber gewesen, die haben ein Bündnis mit dem Teufel gemacht, und so sind sie mit dessen Hilfe in kurzem Meister in der Zauberei geworden; ihre Weiber und Kinder, Schwiegeröhne und Töchter waren erst ihre Lehrlinge, nachher aber in den satanischen Handgriffen so stark als die Meister selbst. Sie hatten ein besonderes Pulver zugerichtet von gedörrten und kleingestohlenen Kröten, Schlangen und Molchen, welches sie anfangs einigen Patienten im Dorfe eingaben, um ihr Mitleid zu bezeigen und den Schein zu haben, als wollten sie baldige Besserung zu befördern suchen. Als es ihnen geglückt und sie auf diese Art immer eins nach dem anderen unter die Erde gebracht, fingen die Weiber und Schwiegeröhne, damit die erstere Bosheit nicht gemerkt werden solle, an, mancherlei Wetter zu machen, die Luft zu vergiften, und wenn sich die Leute klagten, gaben sie ihnen entweder das gedachte Pulver ein oder sie beräucherten sie damit, worauf denn das arme Volk hinfiel wie die Fliegen. Hierzu kam, daß diese satanischen Bundesgenossen nicht warteten, bis eine kranke Person wirklich gestorben war, sondern wenn sie nur etwas krank zu werden schien, taten sie sie sogleich in einen Sarg und brachten sie halbtot zur Erde. Weil nämlich der Ort im Ruf war, daß hier eine ansteckende Pest grassire, so wollte sich niemand zu den kranken Leuten getrauen, mithin ward den Totengräbern alles überlassen, die mit ihnen hantierten, wie sie wollten. Da hat die göttliche Gerechtigkeit es gefügt, daß die Sache an den Tag kam. Es kommt nämlich eines Tags ein Handwerksbursche aus der Fremde und kehrt in einem Gasthof zu Großzschocher ein, und vor demselben tragen die Totengräber eine Leiche vorbei. Der Handwerksbursche ist neugierig und fragt, wer die gestorbene Person gewesen. Man gibt ihm zur Antwort, er kenne sie doch nicht, es grassire allhier ein Sterben, wo es die Leute nicht lange machten; so sei gestern noch ein junges munteres Frauenzimmer gewesen, das man jetzt hinaustrage, diese sei frisch und gesund im Dorfe herumgegangen und heute tot, und werde jetzt begraben. Der Bursche fragte weiter:

„Ei, sagt mir doch, wie heißt sie?“ Als man ihm nun meldet, die und die sei es, da erschrickt er und spricht: „Ei, das ist meine Braut, mit der ich mich, ehe ich vor zwei Jahren in die Fremde ging, ordentlich versprochen habe; ihrethalben komme ich so zeitig wieder hierher; es kann nicht sein, und wenn sie es ist, muß ich sie noch einmal im Sarge sehen, sie mag auch die Pest noch so arg gehabt haben.“ So geht er auf den Kirchhof, verlangt von den Totengräbern die Öffnung des Sarges, welches sie ihm aber ein für alle Male, weil es in der Pest nicht Mode sei, abschlagen. Er aber besteht auf seinem Verlangen, überwältigt die Totengräber, reißt nebst einigen Leuten, die sich zu seiner Hilfe für angebotenes Geld finden, den Sarg mit Gewalt auf, erkennt seine Verlobte ganz wohl, sieht aber mit Tränen und Erstaunen, wie ihre Hände und Füße gebunden, ein starker Anebel in den Mund gesteckt ist und sie noch lebt. Die Totengräber sehen, daß sie nunmehr ver-raten sind und ziehen sogleich ab, das Mädchen wird aus dem Sarge genommen, nach Hause geführt und wieder ins Leben gebracht und soll bald darauf auch ihren Bräutigam, der ihr das Leben erhalten, geheiratet haben. Am 28. Oktober des Jahres 1582 aber sind die Totengräber zu Großschöcher mit glühenden Zangen zerrissen, gerädert und aufs Rad geflochten, ihre zauberischen Weiber und Schwiegeröhne aber, so mancherlei und erschreckliche Wetter gemacht und mit dem Teufel gebuhlt, sind auf den Scheiterhaufen gesetzt und verbrannt worden.

Bald darauf ist auch der Totengräber in Leipzig justifiziert worden, weil er nebst seinem Knechte gleichergestalt drei Giftpulver von Kröten, Schlangen und Molchen zugerichtet, deren eines schwarz, das andere gelb, das dritte rot gewesen, damit er, der Meister, 22 Personen vergeben, der Knecht aber sechs getödet hat.*

660. Schlichtrieh, der Hegenmeister.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde; mitgeteilt von Gutsbesitzer
A. Werner, Mittweida.

Zu Mittweida lebte vor langen Jahren ein Mann, der mehr als Brot essen konnte; Schlichtrieh war sein Name. Sein Haus

* Ähnliche Geschichten von Totengräbern siehe bei Schöttgen, *Historie von Wurzen*, S. 667; M. Zeiller, *Itiner. German.*, S. 520. Vgl. auch hier Nr. 649, 650.

auf der Freiburgerstraße wird noch heute gezeigt. Von wem er die schwarze Kunst erlernt hatte, weiß man nicht, aber er übte sie zuweilen an seinen Mitbürgern aus. Eines Tages sahen die Wittweidaer einen Hahn, der einen schweren Zaunspfahl in seinem Schnabel herumschleppte. Da kam aber eine Magd vom Felde herein, die hatte einen Futterkorb voll grünen Klee auf dem Rücken. Darunter war, ohne daß sie es wußte, ein vierblättriges Kleeblatt; darum vermochte sie der Zauber nicht zu blinden, und sie sah, daß der Hahn keinen Pfahl, sondern nur einen Strohhalbm im Schnabel trug. Sie klärte das Volk über die Täuschung auf, Schlichtriel aber, dem sie einen Spaß verdorben hatte, sann auf Rache.

Als nun dieselbe Magd einstmals über die Bachbrücke an der Freiburgerstraße ging, schien es ihr, als ob das Wasser des Baches bis zur Brücke steige und diese schon überschwemmt werde. Sie raffte schnell ihre Kleider zusammen, damit sie nicht naß werden sollten; aber das Wasser stieg immer höher und die Magd mußte ihre Röcke immer höher heben. Die Leute am Rande des Baches aber sahen etwas anderes als Wasser und lachten die Magd gehörig aus. So hatte Schlichtriel sich gerächt. — Als der Hegenmeister gestorben war und man den Sarg nach dem Kirchhof brachte, da bemerkten die Leute plötzlich mit Schrecken, daß Schlichtriel leibhaftig aus einer Bodenluke seines Wohnhauses herausguckte und mit einem vergnügten Lachen auf dem Gesicht seinem eigenen Leichenbegängnis nachsah. (Diese Sage erzählen auch die Mitteilungen des Nordböhmisches Exkursionsklubs XVIII, S. 25 vom Krieschekarl im Polzenlande. Siehe ferner die Krabatfage S. 549. Zum Schlusse vgl. Nr. 194 und 570.)

661. Narr Hans zu Rochlitz.

Gräße, Bd. I, Nr. 380; Heine a. a. D., S. 379—382.

Im Monat Mai ist ein Landstreicher namens Johannes Bucher gen Rochlitz gekommen, hat sich für einen erfahrenen Arzt ausgegeben und gesagt, daß er aus dem vornehmen Geschlechte der Bucher zu Leipzig stamme. Er war eines häßlichen und erschrecklichen Angeichts, lispelte und stammelte und hatte kohlschwarz Haar auf dem Haupte, welches auf der linken Seite abgeschoren war, auf der rechten aber bis auf die Schultern herabhing. Nun wohnte neben einem Fleisch-

hauer, den er, weil er vom Schlage gelähmt war, behandelte, eine ehrfame fromme Witwe, so von schöner Gestalt war. Dieselbe hat ihm gar sehr in die Augen gestochen und hat er auf Mittel und Wege gesonnen, wie er sich ihrer bemächtigen könne. Er ist also einmal zu ihr gegangen, hat sich für einen Wahrsager ausgegeben, ihr in die Hände gesehen und ihr traurige, erschreckliche und erbärmliche Zufälle verkündigt. Dadurch ist die einfältige Frau in große Furcht und Angst geraten und hat ihn flehentlich gebeten, er wolle sie aus dieser Not erretten und ihr wieder zum Glücke verhelfen. Dies hat er ihr auch zugesagt, wofern sie ihm in allem unweigerlich und gehorsam Folge leisten wolle. Als sie nun solches aufs heiligste versprochen, hat der höllische Bube der bezauberten und verblendeten Frau befohlen, daß sie an einem heimlichen Orte ihre Kleider ablegen und sich von ihm stäupen lasse. Da sie nun diesem teuflischen Räte gefolgt, hat er sie recht henkerisch und unbarmherzig gegeißelt und ihr nachher noch Unehrbares zugemutet, worin das Weib auch eingewilligt. An solcher verübten Bosheit hat er sich noch nicht begnügen lassen, sondern sie dahin gezwungen, daß sie dem Herrn Christo absagte, also und dergestalt, daß sie hinfort nicht mehr an ihn glauben und ihm vertrauen wolle. Dies ist geschehen an eben dem Tage, an welchem das elende Weib sich zum heiligen Abendmahl verfüget und nach Christi Einsetzung dasselbe genossen hatte. Da hat der greuliche Bösewicht ihr ein Pulver oder etwas dergleichen zu trinken gegeben, damit sie die heilsame Seelenspeise wieder von sich gebe und erbreche. Von dem Tage und der Zeit an aber hat die arme, elende, hochbetrübte Witwe greuliche unsägliche Marter und Plage sowohl am Leibe als im Herzen und Gemüte gefühlt und schwere Anfechtung und vielfältigen Kampf ausgestanden, in welchem sie am dritten Tage mit Tode abgegangen und verblieben. Sie hat herzliche Reue und Leid über solche begangene Sünde gehabt und ritterlich wider des Satans feurige Pfeile und Anfechtungen mit dem lieben inbrünstigen Gebet und dem lebendig machenden Trost der Heiligen Schrift gekämpft und ist beständig bis ans Ende geblieben. Dieses hat ihr Bruder, sobald sie aus diesem Jammertale abgeschieden, dem Rochlitzer Superintendenten, ingleichen dem Räte entdeckt und offenbart. Der Missetäter ist auf des Richters Befehl gefänglich angenommen, ins Richthaus geführt und fleißig besucht worden. Da hat man bei

ihm gefunden einen Stein und etliche zauberische Charaktere, welche vom Teufel gemallet und geschrieben waren, und die er am Hals hängen hatte! Dieses alles nebst schriftlichem Berichte ist gen Wittenberg an die Herren Schöppen gelangt, von welchen das Urtheil und Sentenz gefällt worden, daß man den Missethäter von Rechts wegen möge auf die Marterbank bringen und ihn peinlich verhören. Da nun der Scharfrichter ihn kaum versucht hatte, so bekennt der Bube alles und jedes, insonderheit daß er die Verstorbene gezeißelt und einen Ehebruch mit ihr begangen habe, daß sie Gott abgesagt, ein Bündnis mit dem Satan gemacht und daselbe mit ihrem eigenen Blute bekräftigt, welcher doch daran sich nicht begnügen lassen, sondern zu mehrerer Versicherung eines beständigen Bundes ein Stück von ihrer Zunge abgeschnitten. Er habe auch mit dem Teufel, der sich in ein Weib verummmt, gebuhlt, welcher geheißsen habe Urfa Latman Lucifer. Aus demselben Buhlen habe er Bescheid und Antwort vom Teufel sich erholt und mit ihm Rede gepflogen, welchen er in einem Kristall in der Gestalt eines schwarzen Mohrenkönigs, so eine güldne Krone auf dem Haupte getragen, gesehen. Solches und anderes viel mehr, welches zu berichten allzu weitläufig sein würde, hat er in der Tortur bekannt. Dieses ist nun nochmals an den Schöppenstuhl gelangt, da er dann zum Feuer nach Urtheil und Recht verdammt worden. Als ihm nun das Urtheil vorgehalten und der Gerichtstag angesetzt worden, da hat er nichts von dem, was er zuvor bekannt, verleugnet. Da nun aber am folgenden Tage, den 14. Juli des Jahres 1608, die Rochlitzer Geistlichen zu ihm gingen, hat er sich unterstanden, alles wieder zurückzunehmen und gesagt, er habe die Obrigkeit durch ein falsches und aus Schmerz erzwungenes Bekenntnis betrogen. An solcher Bitte und Begehren, dies der Obrigkeit kundzutun und als Zeugen seiner Unschuld aufzutreten, haben diese sich aber wenig gekehrt, sondern ihm eine scharfe Gesezpredigt gehalten, darauf aber dem Herrn Richter und seinen Beisitzern, was sich begeben, treulich berichten lassen, welche dann durch Androhen, daß sie ihn wieder auf die Folterbank bringen wollten, ihn dahin bewogen haben, daß er bis zum vierten Male die begangenen und schon vorher gerichtlich ausgesagten Missetaten beständig bekannte. Er ist auch am anderen Tage, als ihn die Geistlichen abermals besuchten, dabei geblieben, war wegen seiner Abeltaten sehr betrübt und bekümmert,

entsagte dem Teufel und seinem Buhlen Satman Lucifer öffentlich und zeigte ein sehnlich Verlangen nach Christo, nahm auch am 18. Juli das heilige Abendmahl. Endlich ging er, nachdem er die übrige Zeit seines Lebens mit Gebet und christlichen Gesängen zugebracht, am 20. desselben Monats getroffen und freudig zur Gerichtsstatt und ward hier in Gegenwart vieler Zuschauer lebendig verbrannt im 36. Jahre seines Alters und 2. seiner unseligen Dienstbarkeit.

662. Die sechs Teufelskünstler in Leisnig.

Gräße, Bd. I, Nr. 341; Kamprad, S. 41 ff.

Als ein Wahrzeichen von Leisnig zeigte man an einem Scheuntore vor dem dortigen Obertore sechs Männer in Stein gehauen, welche mit ihren Leibern und Gesichtern in einem Kreise also auf der bloßen Erde liegen, daß sie mit den Füßen alle einander berühren, während in der Mitte ein Raum mit Charakteren bezeichnet ist. Dazu hat folgende Begebenheit Anlaß gegeben. Ein Bürger aus Leisnig, namens Johann Richter, ein Kupferschmied, gerät, als er im 17. Jahrhundert auf der Wanderschaft ist, zu Prag in Böhmen unter eine böse Gesellschaft, welche, um Teufelskünste zu lernen, sich auf einen Kreuzweg begeben und sich nach oben beschriebener Figur mit ihren Leibern und Gesichtern auf die Erde legen und das Verlangte erwarten. Dieser Johann Richter willigt aber nicht ein, sondern geht davon. Nach der Zeit erfährt er, daß diese Gesellen allerlei Künste an den Tag geben, und was andern nicht möglich gewesen, ist bei ihnen möglich geworden; er hat aber weiter auch in Erfahrung gebracht, daß einer nach dem andern schändlich ums Leben gekommen und nach anderthalb Jahren keiner von ihnen allen mehr am Leben war. Darum hat er Gott vielmals gedankt, daß er ihn von dieser Gesellschaft geholfen, und diese böse Geschichte zum Gedächtnis in Stein hauen lassen.

663. Ein Teufelsjünger wird zu Großenhain verbrannt. M
Gräße, Bd. I, Nr. 81; Chladenius, Großenhainer Stadtchronik, Bd. II,
S. 117.

Am 8. Juni 1682 ist die elfjährige Tochter des Tuchmachers Hermann, als sie mit einer Gespielin auf den Bobersberg spazieren gegangen, von zwei Reitern angefallen worden, auch am andern Tage an ihren Wunden gestorben. Desgleichen ist den 22. Juli desselben Jahres die 28jährige Tochter des Bürger M. Pollmars, als sie beim Hospital in den Gärten spazieren gegangen, von einem Tuchmachergefellen, namens August Paul, angefallen, und da sie ihre Ehre mit Schreien retten wollen, mit einem Messer in die Gurgel gestochen und ermordet worden. Als sich nun herausgestellt, daß dieser 19jährige Bösewicht auch die erstbenannten beiden Mädchen umgebracht, ist er den 4. Juni 1683 auf einer Kuhhaut an das Hochgericht geschleift, mit zwei glühenden Zangen geknippen und sodann mit Feuer verbrannt worden. Bei der Tortur hatte er ausgesagt, daß er mit dem Bösen ein Bündnis gehabt und durch seine Hilfe Reiter gemacht habe. Bei der Exekution hat sich ein grausamer Sturm und Heulen in der Luft erhoben, sobald jener aber verbrannt war, hat sich der Himmel wieder ganz rein aufgeklärt.

664. Die Sage vom goldenen Reiter zu Dresden.

Gräße, Bd. I, Nr. 148; novellistisch behandelt von Winter, in der
Constit. Ztg. 1854, Nr. 134—137.

Auf dem Marktplatz zu Neustadt-Dresden steht auf einem steinernen Fußgestell die kolossale Reiterstatue Augusts des Starken aus getriebener Kupferarbeit und reich vergoldet. Deshalb nennt man sie den goldenen Reiter. Sie ward in den Jahren 1733 bis 1735 von einem Kupferschmied aus Schwaben, namens Ludwig Wiedemann, gefertigt. Derselbe soll sich jedoch dabei der Hilfe des Teufels bedient haben, der ihn indes zuletzt im Stiche ließ, so daß er vergaß, dem Pferde eine Zunge in das Maul zu geben. Später auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht, war er vor Schreck gestorben.

665. Ein Dresdner macht einen Bund mit dem Teufel.

Gräße, Bd. I, Nr. 159; Monatl. Unterr. a. d. Reihe der Geister, Bd. I, S. 608.

In einem sächsischen Stifte für adelige Fräuleins, welches früher ein Kloster gewesen war, ward im Jahre 1695 ein junger Mensch, namens Martin Heinrich Arnold aus Dresden, vor Gericht gezogen, weil er sich seit der Zeit, wo er hier diente, öfters hatte verlauten lassen, daß er mit dem Teufel im Bunde stehe. Da er nun hierüber vor Gericht eidlich befragt ward, gab er ohne Bedenken zur Antwort, es sei wahr, daß er sich mit dem Teufel in ein genaues Bündnis eingelassen habe und solches wäre vor fünf Jahren zu Frankfurt a. d. O. geschehen, da er bei Andreas Gutschmann, einem reisenden Arzte, in Diensten gestanden. Er sei einstmals vom Theater ins Wirtshaus gekommen, wo ihm der Gedanke eingefallen, daß er in den Stall gehen solle. Nachdem er diesem innerlichen Triebe gefolgt, hätte er dafelbst den Satan in Gestalt eines Menschen in schwarzem Kleide angetroffen, welcher zu ihm gesagt, wenn er sich mit ihm verbinden und Gutes von ihm genießen wolle, so solle er ihm eine Handschrift, mit seinem eigenen Blute geschrieben, geben, mit beigefügtem Anhange, er könne mehr als Gott und sei auch mehr als derselbe. Den Satan hätte er zwar zuvor schon oftmals in der Gestalt eines schwarzen Bockes mit einem feurigen Kopfe gesehen, indem sein gewesener Herr denselben stets bei sich geführt, wie ihm denn dieser auch immerfort in den Ohren gelegen, daß er sich dem Satan verschreiben möchte. Nun habe er zwar die begehrte Handschrift damals nicht ausgestellt, doch hätte der Geist drei Haare von seinem Haupte verlangt, so er ihm auch gegeben, dagegen habe er von ihm einen roten Faden bekommen, welcher dreimal um den Leib gereicht und von ihm auf des Geistes Geheiß zum Zeichen des getroffenen Bundes um den Leib gebunden worden. Aberdem habe ihm jener einen Brief überreicht, welcher nicht versiegelt, doch aber dermaßen fest zusammengelegt gewesen, daß man denselben nicht mit Händen hat aufmachen können. Wenn er hiernächst eine Begierde nach Geld empfunden, so habe er obgemeldeten Brief in die linke Hand nehmen, den Teufel anbeten und in dessen Namen die rechte Hand schütteln müssen, worauf er so viel Geld, als er begehrt, erlangt, auch so oft er diese Probe versuchet, solche richtig befunden hätte. Endlich wäre er durch Neugierde angetrieben worden,

zu wissen, was in demselben Briefe geschrieben stehe, damit er dergleichen nachmachen könne. Er hätte ihn deswegen in des Teufels Namen mit einem hölzernen Messer, das er selbst dazu verfertigt, weil es mit einem andern nicht angehen wollen, voneinander geschnitten, da er den Teufel in eines Bockes Gestalt mit zwei Bärenklauen, einem Pferde- und Menschenfuße angetroffen. Aberdem wäre darin die Hölle abgebildet gewesen, welche viele Menschen in und um sich gehabt, wobei es geschienen, als wenn es von oben hereingeregnet hätte, auch hätten sich einige Feuerhaken und ein toter Menschenkopf darin gezeigt. Daß er aber dieses unternommen, solches hätte sein gewesener Herr Gutschmann veranlaßt, der ihm immer vom Teufel vorgeschwaht und ihm versichert hätte, der Teufel vermöge mehr als Gott auszurichten und ihn aus aller Gefahr zu retten, auch könne er ihm alles geben, was er nur verlange. Dieses wahr zu machen, habe ihm sein Herr gefragt, was er zu essen begehre? Da er nun Weintrauben und Obst, was gerade zu dieser Zeit nicht zu bekommen gewesen, verlangt, so sei solches auch angeschafft worden, und habe er wirklich geglaubt, den natürlichen Geschmack davon zu empfinden. Nachdem er nun solches Bündnis besagtermäßen eingegangen, sei er sowohl vom Satan, der ihm allezeit in dieser Gestalt erschienen sei, als auch von seinem Herrn angetrieben worden, andern Menschen auf alle Art und Weise Schaden zuzufügen. Zu dem Ende hätte er die Gestalt einer Katze angenommen und alsdann nebst seinem Herrn, welcher ein anderes Tier vorgestellt, den Leuten macherlei Abels und Unrecht angetan. Insonderheit erzählte er, daß sie auf einem Dorfe, dessen Namen er nicht zu nennen wußte, in angenommener Katzengestalt die frischen Würste im Wirtshaus aufgestressen. Zu einer andern Zeit hätten sie alle beide sich in Apfel verwandelt und durch ein offenes Fenster oder zerbrochene Scheibe in ein Haus, Stube oder Kammer, wo die Leute geschlafen, sich bis ins Bette gerollt. Wenn dann dieselben aufgewacht und den im Bette gefundenen Apfel bis auf den Kern verzehrt, das Kernhaus aber vom Bett auf die Erde geworfen, so hätte sich dasselbe in einen toten Menschenkörper verwandelt und einen greulichen Gestank von sich gegeben, worüber sich die Menschen entsetzt, krank worden, auch wohl gar gestorben. Mit der Verwandlung aber in eine Katze, Apfel oder Vogel wäre es so zugegangen. Sein gewesener Herr Gutschmann hätte drei Hände voll Mist ge-

nommen und selbige aufeinander auf einen Ort gelegt, er aber hätte dreimal darüber springen, um ein altes Spinnrad herumlaufen und die heilige Dreifaltigkeit verleugnen müssen. Wenn solches geschehen, wäre er dasjenige geworden, wozu ihn sein Herr hätte haben wollen. Wenn sie sich in einen Apfel verwandelt, wäre er eigentlich nur der Kern gewesen und sein Herr hätte ihn mit Apfelschale überzogen. Er bekannte noch mehr von solchen Veränderungen; unter andern hätte sein Herr unweit Frauenstein in einem Dorfe, dessen Namen er nicht wußte, die Gestalt eines Esels angenommen, er hingegen hätte sich in einen Vogel verwandelt, der in des Esels Ohr geseßen. Da sie nun an demselben Orte des Nachts vor des Verwalters Haus gegangen, hätte er sich aus dem Eselsohr in deselben Mannes Stube verfügt und unterschiedliche Sachen, nebst einer Summe Geldes entwendet, welches er alles zu dem Esel gebracht, der nur auf drei Beinen gegangen und das vierte nach sich geschleppt hätte. Außerdem hätte er gar oft in Gestalt eines Apfels ungetaufte Kinder seinem Herrn zugeführt, die er an gewissen Orten weggenommen, dagegen er andere Kinder von demselben empfing, die er von jener Stelle wieder an den vorigen Ort tragen mußten. Er hat noch viele andere seltsame Wirkungen entdeckt, welche alle anzuführen billig Bedenken getragen wird. Da er nun nach solcher Aussage ernstlich befragt wurde, ob er sonst noch ein Zeichen vom Satan empfangen, als er sich mit ihm verbunden, und woher er die Wunde über den Arm bekommen? so gab er darauf zur Antwort, er wäre gleich nach geschlossenem Bündnis auf dem Wolpersberge unweit Dresden gewesen, allwo die Hexen und Angehörigen des Teufels jährlich dreimal, als nämlich am Walpurgis-, Johannis- und Stephansabend, zusammenkämen, der Teufel wäre daselbst auf einem Stuhle in Menschengestalt sitzend gesehen worden und hätte allen und jeden Anwesenden ein Schwert in die Hand gegeben, womit sie sich widereinander schlagen müssen. Dazumal hätte er die Wunde über den rechten Ellbogen bekommen, wiewohl er denselben Abend nichts davon gefühlet, des folgenden Tags aber hätte der Satan diese Wunde mit einem Hauch geheilt. Als er ferner befragt wurde, wie er auf besagten Berg hinauf- und wieder zurückgekommen, ingleichen was sich darauf weiter zugetragen, gab er folgende Nachricht. Er wäre unter eine Feuermauer getreten und hätte sich ins Teufels Namen mit einer Salbe beschmiert, darauf

wäre er oben herausgefahren, woselbst ein schwarzer Bock gestanden, auf welchen er sich gesetzt und solcher Gestalt von demselben auf obgemeldeten Berg gebracht worden, und auf eben dieselbe Weise wäre er wieder zurückgekommen. Dieses alles hat besagter Mensch gerichtlich ausgesagt, wie es denn also auch in den Gerichtsakten aufgezeichnet gefunden wird. Vermutlich ist er aber für verrückt gehalten worden, denn bestraft scheint man ihn nicht zu haben.

666. Pumphut in der Hummelmühle.

Bergblumen 1889, S. 38.

Oberhalb Lockwitz bei Dresden, anmutig ins Tal gebettet, liegt am Kreischaer Wasser die alte Hummelmühle. Auf dem Dache des früheren Wohngebäudes befand sich eine aus Blech gefertigte Trommel von der Gestalt eines Mühlsteins. Von hier erzählt die Sage folgendes: Ein neu zugewandter Mülhknappe namens Pumphut sollte, wie alle in Arbeit tretenden Burschen, den Mühlstein schärfen. In der Stube war es ihm jedoch zu dunkel, und mit der eisernen Stange, deren man sich bei jener Beschäftigung bediente, fuhr er durch das Loch des Mühlsteins und trug ihn so auf den First des Daches, um hier seine Arbeit fortzusetzen. (Vgl. Nr. 645, 646, 652, 678.)

667. Schwarzkünstler zu Pirna.

Gräße, Bd. I, Nr. 173; Pirn. Ann. a. a. D., S. 498.

Im Jahre 1476, als der König von Böhmen gestorben, warf sich ein Schreiber zu Pirna auf, der sich in der Schule äußerte und vorgab, er solle König von Böhmen werden, welches doch von den wenigsten Leuten ist geglaubt worden. Er war aber ein Schwarzkünstler und machte, daß alle Abende viele Diener in herrlichen Kleidern gar höflich vor ihm standen und köstliche Speisen auftrugen. Derselbe zog mit köstlichen Pferden auf, hielt große Gepränge und zog darauf wirklich nach Böhmen. Die Bürgerschaft hoffte zwar täglich auf seine Wiederkehr, allein er blieb außen, und nach der Zeit hat man erfahren, daß er zu Cottwitz in der Lausitz Reitknecht geworden.

668. Der Hegenmeister zu Rosenthal.

Dr. Lincke in: Ober Berg und Tal, Bd. VI, S. 218.

Vor ca. 40 Jahren lebte in Rosenthal bei Königstein ein Revierförster, der mehr als Brot essen konnte. Wenn er z. B. aus dem Fenster herausgeschossen hatte, so bezeichnete er die Stelle, wo das getroffene Wild lag; man brauchte es bloß hereinzuholen. Er liegt im Friedhof von Rosenthal an der Mauer nach dem Gasthose zu begraben; eine Stelle seines Grabes soll immer offen bleiben. Als er gestorben war, kam, wie ein gewisser H. erzählte, der dabei war, eine vierspännige Kutsche gefahren; als die Leute aber nachsahen, war niemand darin.

0

669. Der Neukircher Buschmüller.

Wilk im „Sächsischen Erzähler“ (Bischofswerda), Belletristische Beilage vom 18. August 1894.

Ein früherer Besitzer der Buschmühle zu Oberneukirch verstand, so erzählt sich vielfach das Volk, die schwarze Kunst. Er verwahrte in seinem Tischkasten das sechste und siebente Buch Moses, aus welchen er sein unheimliches Wissen schöpfte. Vornehmlich besaß er die Gabe des sogenannten zweiten Gesichts. Mochte er sich im verborgensten, dunkelsten Winkel aufhalten, so sah er doch genau, was irgendwo an einem Punkte, selbst in weiter Ferne, sich ereignete. Einst lag der Hegenmeister an einem finstern Herbstabende in dem Raume hinterm Ofen, den man „die Hölle“ zu nennen pflegt. Da rief er plötzlich, ohne die Augen zu öffnen und ohne sich aufzurichten: „Lauft hinaus und jagt die Apfeldiebe fort!“ Die Mühlenknappen eilten sogleich nach dem Obstgarten und gewahrten wirklich zwei fliehende Gestalten, welche eben einen Baum hatten plündern wollen. Ein andermal war der Buschmüller Sonntags zur Kirche gegangen, wie er oft zu tun pflegte. Da geriet daheim sein Knecht über das Zauberbuch im Tischkasten, nahm es heraus und las neugierig darin. Auch dieses merkte der Meister sofort in der Kirche. Er erhob sich und sagte im Weggehen zu seinem Nachbar: „Ich muß nach Hause, sonst wird mein Knecht umgebracht.“ Und

er kam eilenden Schrittes noch zur rechten Zeit daheim an, um die Gefahr zu beseitigen, denn schon standen zwei Höllengeister mit langen Gabeln hinter dem unbefugten Leser, dem sie den Saraus machen wollten. Er bannte die Unholde und untersagte dem Knechte streng, das Buch jemals wieder zu berühren.

Des Schwarzkünstlers zweites Gesicht war als getreues Abbild seines Körpers von letzterem unabhängig, so daß dasselbe oft früher erschien als er selber. Manchen Dörfler beschlich ein Grausen, wenn der Buschmüller in seine Stube trat, sich niedersetzte, aber nicht redete, dann nach einiger Zeit, gewöhnlich fünf Minuten später, der rechte Buschmüller kam und genau auf dem Stuhle Platz nahm, wo sein vorauserschiedenes Trugbild bereits saß, das nun mit ihm verschmolz.

Einstmals wollte er seine Kunst einem vierzehnjährigen Knaben, den er gern hatte, lehren. Der Junge war begierig zu erfahren, welche Vorbedingungen dazu nötig wären. Da erklärte ihm der Buschmüller: „Du mußt mir, wenn du nächstens wirst zum ersten Male an den Tisch des Herrn treten, die dir gespendete Hostie mitbringen und darfst sie nicht genießen. Nimm sie unbemerkt aus dem Munde und stecke sie in die Tasche!“ Der Knabe erzählte dies seinem Vater. Dieser, ein gottesfürchtiger Mann, drohte dem Buben ernstlich: „Unterstehe dich solches Frevels nicht, sonst bist du meiner strengsten Strafe sicher!“ Da hat's der Knabe auch nicht getan. Als er nun wieder einmal in die Buschmühle kam, fragte der Müller: „Wo hast du die Hostie?“ Er schwieg betroffen. Da fuhr der Alte fort: „Hast du, sei es auch nur ein einziges Mal, vom Leibe des Gottessohnes genossen, so kann ich dir meine Kunst nimmer lehren!“

Vor seinem Tode hat der Buschmüller auch dreierlei geweisaget: „Es werden drei meiner Nachfolger in diesem Hause ihr Dasein in bedrängten Verhältnissen fristen müssen.“ „Wenn die eisernen Straßen werden durchs Land führen, dann entsteht ein großer Krieg!“ und „Wenn die Frauen gerade solche Hüte wie die Männer tragen werden, dann wird die schönste Zeit vorüber sein!“

670. Die stummen Glocken und Pfarrer Klunge.

Mitgeteilt von Dr. Pflk; darnach bei Meiche, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, Nr. 40.

Pfarrer Klunge in Neukirch, nach der Sage ein erfahrener Hegenmeister, dessen Macht über die Geisterwelt sehr groß war, hatte die Gewohnheit, oft bis tief in die Nacht hinein in der Sakristei der Kirche zu studieren, zum großen Leidwesen seiner dritten Gemahlin, welche den Gatten lieber bei sich im Pfarrhause gesehen hätte. Da sich Klunge durch vielfältige Bitten nicht bewegen ließ, von seiner Gepflogenheit abzugehen, entfannt die Pfarrerin einen Plan, um ihm durch List den nächtlichen Aufenthalt in der Sakristei zu verleiden. Sie beredete einen Knecht, sich als Gespenst zu verummten und so den Pfarrer abends zu schrecken. Der Bursche ging darauf ein. Er hing sich eine Ochsenhaut mit Kopf und Hörnern über und trat in vorgerückter Nachtstunde lautlos auf die Schwelle der „Drechkammer“. Der Pfarrer wendete sich, als die Thür aufging, um und erblickte die Schreckgestalt. Im Bewußtsein seiner Überlegenheit beachtete er dieselbe kaum und vertiefte sich weiter in den Inhalt seiner Bücher. Das Phantom näherte sich ihm, ohne zu sprechen. Da sagte Klunge: „Bist du ein Mensch, so rede!“ Als aber die Gestalt standhaft schwieg, und der Pfarrer zum dritten Male vergeblich befahl: „Bist du ein Mensch, so rede!“ da zerrissen unsichtbare Gewalten den armen Vermummten augenblicklich in lauter kleine Stücke.

Der Pfarrer ging nach Hause. Von ihm erfuhr sein Weib, was sich zugetragen hatte. Die Frau nahm sich, weil sie die Schuld an dem Tode des Knechtes trug, das vorgefallene Unglück derartig zu Herzen, daß sie sich selber entleibte. Pfarrer Klunge verheimlichte die Tatsache und ließ ihr ein Begräbniß mit allen kirchlichen Ehren zuteil werden. Als aber der Zug vom Trauerhause nach der Grabstätte sich hinbewegte, was mit Geläute begleitet zu werden pflegt, da gab die Glocke trotz alles Anschlagens der Klöppel keinen Ton. Klunge wußte, warum dies geschah. Er schritt dreimal um die Kirche herum, worauf sofort alle Glocken ertönten. Die Verstorbene schaute dann aus einer Fensteröffnung des Turmes ihrer eigenen Beerdigung zu. Das Volk blickte entsetzt hinauf.

Es war keine Täuschung: Dort stand die tote Pfarrerin. Als auch Klunge dieses bemerkte, zog er schnell ein weißes Taschentuch hervor und winkte damit hinauf, worauf die Gestalt verschwand.

671. Die steinernen Gäste.

Pilk, Neukirch a. S., S. 88; Meiche, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, Nr. 42.

In der südlichen Vorhalle der Kirche zu Neukirch befanden sich ehemals die Grabmalsplatten zweier Ritter angelehnt. Einst war am Kirmesfeste der Müller aus der Haarthmühle zur Kirche gegangen. Beim Verlassen des Gotteshauses fielen seine Blicke auf jene steinernen Bildnisse, und in aufquellender Spottlust kispelte er: „Ihr könnt mir zer Kermt kommen!“ — Der Tag verstrich unter froher Gefelligkeit, und die Nacht brach herein. Da ertönte ein Klopfen, und die gebetenen Gäste, die steinernen Ritter, traten festen Schrittes ins Zimmer des Müllers. Sie setzten sich zur Tafel, sprachen den aufgetragenen Speisen unmäßig zu und machten keine Miene, wieder aufzubrechen. In namenloser Angst schickte der Müller zum Pfarrer Klunge. Dieser erteilte dem Boten den Rat, man möchte den Rittern je ein Brot vorlegen, auf welchem das früher mehrfach gebräuchliche Zeichen eines Schlüssels eingebakken wäre. Zum Glück waren zwei solcher Brote noch vorhanden. Kaum hatte man dieselben auf den Tisch gebracht, als sich die Ritter auch schon erhoben und zum Weggehen anschickten. Der Müller aber mußte die Schatten geleiten bis an die Friedhofsmauer, über welche sie hinwegsprangen, um darauf zu verschwinden.

672. Die Zauberkünstler in tausend Angsten.*

Gräße, Bd. II, Nr. 760; nach mündlichen Aelterlieferungen von Eduard Kauffer; Cl. König im N. L. Mag. 1886, S. 74 ff.

Waren einst in Neukirch einige junge Leute durch Zufall über eins von jenen anrüchigen Büchern geraten, welche von geheimen

* Diese Sage wird von verschiedenen Schriftstellern der Volksüberlieferung zuwider mit der Person des P. Pech († 1808) verknüpft. Über die Unhaltbarkeit dieser Anschauung siehe Meiche, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz 1894, S. 130, Anm. 40.

Dingen handeln. Der Lob hatt' es in einem Winkel auf dem Boden seines alten Waterhauses aufgefunden und dem Lieb davon unter vier Augen erzählt; der Lieb aber, der nicht sehr verschwiegen war, hatte den Ehr'gott (Ehregott) ins Geheimnis gezogen, und der Ehr'gott konnt's nicht übers Herz bringen und hatte gegen seinen Vetter Toffl von dem Zauberbuche verlauten lassen. Weiter jedoch erhielt niemand Kenntnis von dem unschätzbaren Buche, das möglicherweise die jungen Leute sehr reich machen konnte, da es eine Menge Orte in der Umgegend angab, wo noch Geld vergraben lag, und die Mittel bezeichnete, wie man sich dieses Geldes bemächtigen könne. Außerdem handelte es von Beschwörungen, und weil zu einem solchen Experiment nichts anderes gehörte, als in der Stunde der Mitternacht die Zauberformel abzulesen, so beschloß man, vor der Hand mit einem solchen Versuche den Anfang zu machen, um zu erfahren, ob die in dem Buche mitgeteilte Anleitung sich tatsächlich bewähre.

„Heut' abend,“ sagte der Lob zu seinen Freunden, „kommt um elf zu mir, da wollen wir sehen, ob wir der Hexenscharteke trauen dürfen oder nicht.“

Lieb und Toffl stimmten bei, und auch der Ehr'gott ließ, ungeachtet seines Namens, es sich angelegen sein, noch vor der verabredeten Stunde bei seinem Freunde einzutreffen.

Es war eine unheimliche finstre Nacht, der Sturm schoß in mächtigen Stößen durchs Tal, der Regen klatschte mit Gewalt gegen die Fenster, der alte Birnbaum vor Lobs Häuschen stöhnte und schnaubte wie einer, der sich gegen wütende Angriffe verteidigt, und er verteidigte sich ja gegen die Elemente, welche rauschend und heulend in seinen morschen Ästen rasten. Die Burschen im wohlverschlossenen Hause kümmerten sich indes wenig darum; zum Überfluß verriegelte man noch die Fensterladen, dann holte Lob sein Buch herbei, das ganz schwarz aussah und die enge Stube mit Modergeruch erfüllte. Auf dem Tische brannte eine alte Ollampe von Blech, der Docht wurde neu mit Öl getränkt und dann nahmen alle an dem Tische Platz.

Keiner sprach mehr ein Wort, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Lob, der die alten Zeichen noch am geschicktesten zusammenbuchstabierte, war zum Vorleser bestimmt und hatte das geheimnisvolle Manuskript vor sich liegen. Mit dem ersten Schläge der Mitternacht sollte das Werk beginnen.

Die alte Schwarzwälder Uhr hob jetzt auf zwölf aus, und ihr Anarren kam diesmal den Burschen sehr eigentümlich vor; doch teilte keiner dem andern seine Gedanken mit. Wieder trat tiefe Stille in der Stube ein, draußen rüttelte der Sturm an den Fensterladen, der Birnbaum seufzte und wehklagte, und auf dem Boden ließ eine Raze ihr klägliches Geschrei ertönen, dem bald eine zweite noch kläglich antwortete.

Da schlug es zwölf, und noch während der Ruckuck an der alten Schwarzwälder in einem fort schrie und die Flügel dazu bewegte, buchstabierte Lob schon mit möglichstem Fleiß in den altmodischen Lettern, die häufig mit roten und blauen Zeichen verziert waren und ihm dadurch nicht wenig zu schaffen machten. Und immer tiefer las er sich beim Qualm der dampfenden Lampe in die schnörklichen Buchstaben hinein, und die andern horchten aufmerksam, als wäre es in der Kirche bei einer Trauung oder Leichenpredigt.

Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten; denn plötzlich entstand ein sonderbares Geräusch in der Ofenpfanne, der Deckel sprang auf, und mit gellendem Meckern sprang ein kohlschwarzes Böcklein daraus hervor, das sehr bald anfang auf seinen Hinterbeinen sich zu erheben und nach seinem Schatten an der Wand zu stoßen.

„Da haben wir's,“ sagte Lieb leise, „der Zauber wirkt. Klappe dein Buch zu, Lob; wir wissen, was wir wissen wollen, das ist für heute genug. Morgen geht's auf den Falkenberg, die Braupfanne mit Gold zu holen, die dort vergraben liegt.“

Aber Lob, einmal im Eifer, war durchaus nicht dieser Meinung, sondern las, nach einem vorwurfsvollen Seitenblick auf seinen Gefährten, herzlich weiter. Und siehe da! immer reicher entfaltete die Beschwörung ihre geheimnisvolle Kraft. Die kupferne Pfanne schien unerschöpflich, immer aufs neue tat sich der Deckel auf, um eine Menge zahmes und wildes Getier auszulassen, und bald war die Stube angefüllt mit schwerfälligen Eulen und plappernden Elstern, mit krächzenden Krähen und schwirrenden Fledermäusen. Zu dem schon vorhandenen Böcklein gesellte sich noch eine Menge anderer nebst vielen anderen langgeschwänzten und krummgehörnten unbekanntem Geschöpfen, welche im wirren Knäuel in der Stube herumdrängten.

„Eine schöne Befehung!“ seufzte Toffl mit kläglichem Blick auf seine Freunde, „hör' um des Himmels willen auf, Lob, mir stehen die Haare zu Berge!“

„Mir auch,“ beteuerte Ehr'gott, dem eben eine Fledermaus an die Nase geflogen war.

Der Lieb wollte auch etwas hinzufügen; doch blieb ihm das Wort im Munde stecken, als er plötzlich von hinten einen wohlgezielten Stoß von einem der schwarzen Böcklein erhielt. Es ist wahr, ein wohlausgetragenes Neukircher Kind läßt sich nicht so leicht verblüffen, und Lieb war ein solches Kind. In der Schenke hätte er den Stoß mit einem Faustschlage vergolten, der allenfalls einen Ochsen niedergestreckt haben würde; aber heute schien es ihm doch ratfam, dem Angriffe nur passiven Widerstand entgegenzusetzen.

Lob war jetzt am Ende seiner Beschwörung und hätte mit dem glänzenden Erfolge derselben sehr zufrieden sein dürfen, wenn nicht plötzlich der hinkende Bote nachgekommen wäre und eine früher übersehene Anmerkung in dem Buche ihn belehrt hätte, er müsse, um seine Gäste wieder in die Ofenpfanne zurückzubannen, die Zauberformel — rückwärts lesen.

Rückwärts lesen! Der arme Lob kratzte sich in höchster Verlegenheit hinter seinen ansehnlichen Ohren — er hatte zwar im Katechismus und Gesangbuch vorwärts lesen gelernt, aber rückwärts lesen hatte ihn sein alter Schulmeister nicht gelehrt.

Große Verlegenheit! Lob teilte seinen Freunden den kläglichen Uebelstand mit, die sich nun ebenfalls hinter den Ohren kratzten, — ein Ausdruck der Verlegenheit, durch den ermutigt das anwesende Getier anfang, strategisch ganz vorzügliche Angriffe auf die Beschwörer zu unternehmen. Der enge Raum wurde zum Schauplatz eines hartnäckigen Kampfes, und je eifriger die Angegriffenen bemüht waren, ihre Gegner von sich fern zu halten, desto häufiger und energischer arbeiteten die Hörner der Böcklein an ihren Rippen. Stoß auf Stoß erfolgte, und dabei meckerten die Bestien boshaft einander zu, als ob sie sich gegenseitig zu neuen Experimenten anfeuern wollten.

Ohne alle Frage war die Lage der armen Burschen trostlos genug, besonders die des am meisten beteiligten Lob.

„Da haben wir's,“ wehklagte Lieb, „ich fühle meinen Leichnam nicht mehr und muß schon ganz schwarz angelaufen sein, wie

ein alter Schwertgroschen. Lob, lies das Teufelsbuch zurück, oder ich vergreife mich an dir!"

„Ja, Lob, lies das Buch zurück, oder ich falle mit Lieb über dich her,“ stimmte auch Toffl bei. „Ich bin morsch an allen Gliedern und trage einen Knag auf zeitlebens davon. Deine verdammte Hengengeschichte!“

Schließlich beteuerte auch Ehr'gott, den Lob „windelweich dreschen“ zu wollen, wenn er nicht sofort das Viehzeug entferne, so daß der unglückliche Beschwörer in die äußerste Verlegenheit geriet. Aber da kam ihm plötzlich ein Gedanke; wie ein Lichtstrahl fiel es in die Nacht seiner Bedrängnis, und mit dem Ausrufe: „Bleibt nur hier, ich werde sogleich Hilfe herbeischaffen!“ stürmte er durch ein Fenster ins Freie und geraden Wegs der Pfarrerwohnung zu.

Der Prediger saß noch angekleidet in seinem Studierstübchen, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, als sein Beichtkind atemlos hereinstürzte und ihm in abgebrochenen Sätzen von seiner Bedrängnis ein lebhaftes Bild entwarf.

Der Pfarrer winkte ihm Stillschweigen zu, als er gar nicht fertig werden konnte.

„Schon gut, schon gut, ich weiß, was du mir sagen willst . . . ich habe schon seit einer Viertelstunde auf dich gewartet!“

„Um so besser, Herr Pastor, so sei Er nur so gut und komme Er, uns aus unserer Bedrängnis zu helfen; ich will auch in meinem Leben kein Zauberbuch mehr in die Hand nehmen. Komm' Er schnell und leß' Er das Buch zurück, sonst wird der Lieb noch zu Schanden gestoßen und der Toffl zu Brei gequetscht. Ich selber bin schon ganz kontrakt am ganzen Körper . . .“

„Gerechte Strafe für deinen Vorwitz!“ warf der Pfarrer trocken hin.

„Er will uns also nicht helfen?“ heulte Lob, der die Bemerkung des Pastors anders deutete.

„D doch,“ beruhigte der Seelsorger, indem er nach seinem Stock langte, „komm, Lob, wir wollen dem Spuk zeigen, daß wir Gewalt über ihn haben!“

Bald war man an Lobs Hause angelangt, das Fenster stand noch auf, und Pastor und Geisterbeschwörer nahmen durch dasselbe ihren Weg in das Innere, wo noch immer gekämpft wurde. „Gott

„sei Dank, ich komme nicht zu spät,“ sagte der Pfarrer, griff nach dem Buche und las es ohne Umstände rückwärts, worauf das Getier, durch den Zauberspruch genötigt, seinen Rückzug in die kupferne Ofenpfanne antrat. Elstern, Eulen, Krähen und Böcklein verschwanden allgemach, und mit dem Schlage Eins war nicht eine der Bestien mehr in der Stube. Nachdem die letzte verschwunden, legte der Pfarrer das Buch weg, mit den ernstesten Worten: „Wohl euch, daß ich noch fertig wurde! Wäre nach dem Schlage Eins noch ein einziges der höllischen Bilder hier verblieben, so hätte euch der Böse den Hals umgedreht!“

Das klang freilich sehr schauerlich; doch die Burschen waren ja von der Gefahr befreit und schöpften wieder Atem. Der Pfarrer aber kanzelte sie noch tüchtig ob ihres verwegenen Beginnens herunter und ließ sich von ihnen das Versprechen ablegen, daß sie nie wieder mit ähnlichen Dingen sich beschäftigen wollten. Die jungen Leute, die im Gefühle ihrer Rettung sonst etwas versprochen haben würden, legten das Gelübde freudig ab, und der Pfarrer verließ sie, nachdem er das Teufelsbuch an sich genommen, das seitdem für immer verschwunden ist. Die Braupfanne mit Gold ruht noch unverfehrt im Falkenberge; niemand mehr weiß den Zauberspruch, der sie aus der Tiefe hebt, und die einzige Kunde, wie dies geschehen könne, ist für alle Zeiten verloren.

Lob und Genossen haben ihr Versprechen redlich gehalten, und sich, in Erinnerung der grauenhaften Nacht, wo sie beinahe dem Teufel verfallen wären, nie mehr mit Dingen abgegeben, die dem besten Christen allenfalls den Hals und die Seligkeit kosten können. Aber alle vier sind jung gestorben, an einem Knacks, gerade nicht am Körper, aber im Herzen, und den haben sie nicht verwinden können ihr Leben lang. Vgl. die Nr. 683 und 692.

673. Pfarrer Klunges Verhängnis.

Wilk, Neukirch a. S., S. 84 ff.

Am sogenannten Ziegenrücken, der sich vom Pfarrhause östlich der Wesenitz entlang erstreckt, befand sich früher ein kleines Erlengebüsch, an welchem kein Neukircher des Abends gern vorüberging.

Jenes Wäldchen sollte nämlich Klunge einem unsauberen Geiste, den er ausgetrieben, zum Aufenthaltsorte angewiesen haben. Bei der Bannung eines andern Unholds, der in einem Hause zu Niederneukirch sein Wesen trieb, ereilte den geistlichen Hegenmeister das Verhängnis. Der Besitzer des genannten Hauses bat den Pfarrer, seine Heimstätte von dem Poltergeiste zu befreien. Klunge versprach, in der Nacht des Neumondes zwischen 12 und 1 Uhr zu kommen. Er hatte sich aber beim Studieren verspätet und die Turmuhr verkündigte schon das dritte Viertel nach zwölf, als er eilends dem berüchtigten Hause zuschritt. Er trat durch die offen gelassene Türe, erstieg die Treppe zu dem oberen Stockwerke und begann seine Beschwörung. Der zitierte Geist erschien. Klunge zog eine starke Nadel aus seinem Gewande, durchstach damit das schwache Kreuz des Fensters und zwang den Unhold, durch die entstandene Öffnung für immer zu verschwinden. Da schlug die Glocke eins. Der Geist fuhr unter gräßlichen Verwünschungen hinaus, ließ jedoch einen dichten, giftigen Qualm im Zimmer zurück. An den Folgen dieses Auftritts soll Klunge kurz darauf verstorben sein.

Als er bestattet wurde, will man seine Gestalt an einer Maueröffnung des Turmes bemerkt haben. Vor seinem Tode hatte er seinen Angehörigen befohlen, einige seiner Bücher, namentlich das sechste und siebente Buch Moses, in deren Besitz er war, nach seinem Abscheiden zu verbrennen. Als dies nicht geschah, ließ sich der Geist des Pfarrers mehrmals mahnend sehen; einmal soll er sogar durch die Esse, gleich einem Sturme, eingefahren sein, worüber eine Magd bis auf den Tod erschrak und starb. Die Bücher wurden endlich vernichtet, und der Spuk hörte auf. (Der Schluß auch bei Gräße, Bd. II, S. 151, wo die schwarze Kunst aber dem Pfarrer Wech zugeschrieben wird.)

674. Zaubereiprozeß in Hainewalde.

N. Lauf. Mag. 1833, S. 391 ff., nach einem alten Hainewalder Kirchenbuche.

Am 11. März 1683 fand im Gericht zu Oberhainewalde im Beisein vieler Edelleute, Pfarrer und Gerichtschöppen ein „Tag“ statt, wobei zwei dortige Einwohner wegen ihrer Streitigkeiten verhört wurden. Und zwar hatte der Tischler Hans Neumann dem

Maurer Georg Heergesell vorgeworfen, „er ginge mit Zauberet um und wäre ein Teufelsbanner.“ Es wurde von Zeugen bestätigt, daß der Maurer „einen Daumen von einem gehängten Diebe gebraucht, wie daß er ein Kettenglied von einer Galgenkette, item Haare und etwas Tuch oder Leinwand von einem gehangenen Diebe“ bei sich getragen habe. Endlich bezeugte der Tischler, daß jener eine Wurzel besäße, „wenn er dieselbe bei sich hätte, so wäre ihm jedermann günstig.“

Der Angeklagte gestand nun zwar, daß er einen „solchen Daumen und die anderen bösen Stücke, die er von einem flüchtigen Ruppersdorfer bekommen, der sie einem Gehängten zu Hanspach (Hainspach in Böhmen) abgeschnitten“, fünf Tage lang behalten habe; dann aber habe er sie dem Ruppersdorfer zurückgegeben. Der Schatzgräberei und des Teufelsbannens habe er sich nur in der Trunkenheit gerühmt; er wisse und könne nichts dergleichen. Der Maurer wurde anfangs zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt, kam aber schließlich mit vier Wochen Halseisen, einer gelinden Geldstrafe und öffentlicher Abbitte von der Kanzel davon.

675. Der Teufelsbeschwörer Pürsche in Zittau.

Gräße, Bd. II, Nr. 825; Weber, Aus vier Jahrhunderten, Bd. I, S. 386.

Im Jahre 1695 hat die Magd des Kaufmanns Junge zu Zittau im Bette des bei diesem wohnenden Schülers Gottfr. Heinrich Pürsche ein zugenähtes ledernes Beutelchen gefunden. Als man es öffnete, fand man darin ein Stückchen mit Blut getränktes Papier und ein mit Blut geschriebenes Zettelchen. Auf der einen Seite desselben stand:

„Seegen zum Festmachen

†† Satan Gott Juva permitttere necesse est oportet

Nagel (d. h. Teufel) der erste ist mein Schuß.“

Die andere Seite enthielt die Worte: „Gottfr. Heinrich Pürsche. O Satan, ich will dir dienen, ja ich will dich auch lieben bis in den Tod, gib nur, daß ich meine Feinde überwinden möge, hiermit hast du mich selbst, mache mich stark, fest und unüberwindlich.“ Pürsche gestand, er habe zwei solche Zettel, den einen mit Tinte,

den andern mit Blut geschrieben; der erste sei verloren gegangen, den andern habe er vors Fenster gelegt, daß ihn der Teufel holen solle. Dieser holte das Papier aber nicht, daher nähte es Pürsche in ein Säckchen und trug es am Halße mit sich herum, nahm es aber ab, als er am Gründonnerstag zum Abendmahl gehen mußte, und verbarg es im Bette, wo man es fand. Er ward zum Staupenschlag und Landesverweisung verurteilt, zuvor aber in Haft genommen, um sich zu bessern.

676. Der kluge Mönch von Ramenz.

Gräße, Bd. II, Nr. 872; N. Lauf. Mag. 1832, S. 448; Röhlert, Bilder aus der Oberlausitz, S. 128 ff., cf. S. 240; Gräve, S. 44; Zeit. f. d. eleg. Welt, 1817, S. 358.

Wie sich an vielen Orten Sachsens, z. B. auf dem Sonnenstein, in der Ruine der Mönchskirche zu Budissin, auf der Ortenburg daselbst, in der St. Johanniskirche zu Zittau usw. hin und wieder ein gespenstiger Mönch zeigen soll, der durch seine Erscheinung stets der Stadt ein Unglück andeute, so soll auch in Ramenz zuweilen ein Franziskanermönch zu sehen sein, der sogar einmal die Buchstaben C. M. P. an das Kloostertor angeschrieben habe, die man, da bald darauf 1680 die Pest erfolgte, als *Camitia Misero Peribit* (d. h. Ramenz wird elendiglich zugrunde gehen) deutete.*

Viele halten ihn für den Erfinder des Schießpulvers Berthold Schwarz, dessen angeblichen Grabstein in der St. Annenkirche zu Ramenz eine Kanone ziert, und dessen Standbild an der Hausecke der Budissiner Gasse Nr. 91 angeblich zu sehen gewesen sein soll. Dies ist aber unmöglich, denn jene Grabstätte ist die eines Büchsenmeisters, Mag. Gottmann, der im Jahr 1508 hier verstarb, und jenes Standbild bezeichnet, daß der Besitzer dieses Hauses einst ein gewisser Hans Wagner († 1503) gewesen sei. Daher muß jener Mönch wohl der unruhige Geist eines der letzten Mönche des aufgehobenen Franziskanerklosters zu Ramenz, Matthäus Rudolph sein, der, nachdem er zu Leipzig und Paris besonders Magie und Alchimie studiert, von seiner engen Zelle aus im Kloster St. Anna in Ramenz,

* Haupt, Bd. I, S. 144, erklärt die Buchstaben mit der Annahme eines (sächsischen) Schreibfehlers als C. M. B. = Caspar, Melchior, Balthasar.

wo er von weit und breit Besuche von Armen und Reichen empfing, durch Formeln und Wundersprüche, aber auch mit Wurzeln, Steinen, Kräutern und Pflastern heilte. Man suchte ihn jedoch nur in der Not auf, denn es ging von ihm das Gerücht, er habe sich dem Teufel verschrieben und dieser leiste ihm bei allen Heilungen getreuen Beistand. Am Sonnabend vor Lätare 1562 kehrte er aus Böhmen von einem Krankenbesuche zurück; da erhob sich auf einmal bei ganz heiterem Himmel ein furchtbares Gewitter, und in diesem kam der Mönch mitten auf der Straße um: angeblich hatte ihn der Teufel geholt. Den Tag nach seinem Tode kamen aus Kamenz seine drei noch übrigen Ordensbrüder und holten seine Leiche in aller Stille auf einem Düngerwagen ab. Erst nach seinem Tode wagte man ihm den Prozeß als Zauberer zu machen; seine Magd und ihr Sohn, die auf der Folter bekannt hatten, daß sie ihm beim Zaubern geholfen hätten, wurden 1564 hingerichtet.

677. Pfarrer Kaspar Dulichius zu Kamenz.

Gräße, Bd. II, Nr. 879; N. Laus. Mag. 1838, S. 397; Haupt, Lausitz. Sagenbuch, Bd. I, S. 192 ff.

Im Jahre 1642 war ein gewisser Kaspar Dulichius Pfarrer zu Kamenz. Er führte aber ein so wenig geistliches Leben, war so streitsüchtig und narrenhaft, daß man ihn schon nach einigen Jahren wieder absetzte. Nachdem er zehn Jahre in der Irre herumgezogen war, kam er nach seiner Rückkehr nach Kamenz aus irgend einem Grunde ins Gefängnis auf den sogenannten Pulsnitzer Turm. Da kam es aber heraus, daß er mit dem leibhaftigen Teufel im Bunde war, denn am 7. Oktober 1652 war er bei verschlossenen Türen vom Turme gestiegen und hatte mit mehreren Personen auf der Straße gesprochen und doch am andern Morgen sich wieder in seinem Gefängnisse befunden. Dazu kam das Gerücht, daß er in Wien zur katholischen Religion übergetreten sei, und sein eigenes Geständnis, daß er eine Auz besitze, vermöge welcher er sich unsichtbar machen könne, sowie daß ein von Haaren geflochtener Kranz ihm die Herrschaft über die Geister des Schattenreiches verleihe. Man schritt daher zur Inquisition und verschickte die Akten an den

Leipziger Schöpffenstuhl, welcher auf die Tortur erkannte, um ihm das Geständnis seines Bundes mit dem Teufel abzapressen. Aber schon bei dem Anblick der Marterinstrumente erklärte der Delinquent, er bekenne, daß er einen Bund mit dem Teufel gemacht habe, auch mit dessen Hilfe vom Turme herabgestiegen sei. Er widerrief zwar seine Aussage am 6. November 1654, es half ihm aber nichts; er ward am 8. Juli 1655 auf dem Markte in Ramenz öffentlich mit dem Schwerte hingerichtet.

678. Martin Pumphut in der Lausitz und der General Sybilski.

Gräve, S. 83 ff., cf. S. 88 ff.; Taschenb. f. d. Lausitz, Görlitz 1855, Bd. I, S. 105; Haupt, Bd. I, Nr. 218, 220.

Martin Pumphut, der im Vogtlande, im Erzgebirge und im Meißnischen bekannt ist, spielt auch in der Lausitz eine große Rolle. Man erzählt von ihm, daß er gleich nach seiner Geburt, die nach der Terminologie der Müllerburschen Anno Tobak in dem Dörfchen Spuhla bei Hoyerswerda stattfand, auf rätselhafte Art aus seiner Wiege verschwunden sei und an seiner Stelle eine riesige Ringel-natter darin gelegen habe; als nun aber seine verzweifelten Eltern nach ihm gesucht, sei er plötzlich von selbst frisch und gesund wiedergekommen. Wie er sechs Jahre alt war, zog eine Zigeunerhorde durch das Dorf seiner Geburt, und ein Mitglied derselben stellte ihm das Prognostikon, er werde weit in der Welt herumkommen, zwar im untern Stande bleiben, jedoch Reichtümer erwerben, viel Aufsehen erregen, endlich aber durch ein Frauenzimmer ums Leben kommen. Der Knabe wuchs nun heran, lernte außer seiner Muttersprache, dem Wendischen, auch Deutsch, und zeichnete sich vor anderen Knaben seines Alters höchstens durch größere Schlaueit und Neigung zu lustigen Streichen aus. Nachts, wenn er schlief, will man sonderbare Gestalten über seinem Haupte schweben gesehen haben, und wenn er bei Nachtzeit ausging, wollen viele ein Flämmchen in Regelgestalt vor und hinter ihm bemerkt haben. In gereiften Jahren erlernte er die Müllerprofession, trat seine Wanderzeit an, wo man ihm wegen seines hohen, spitzen, breitgerandeten Hutes jenen Spitznamen beilegte; allein von wem und wo er seine Teufelskünste gelernt, davon schweigt die Geschichte. Er war überall und

nirgends. Bald segelte er in einem papiernen Nachen über die Saale, Elbe und Mulde, bald ritt er auf einer großen Heuschrecke durch die Luft, hier zerschnitt er einen Mühlstein (z. B. in Budissin in der großen Mühle, wo man denselben noch sehen kann), dort setzte er (bei Dresden) auf einmal alle Windmühlen in Bewegung, indem er nur durch ein Nasenloch blies. Zu Volkersdorf bei Großenhain, wo man eine Mühlenwelle bereitete, bemerkte er im Vorbeigehen, daß sie zu kurz sei; man lachte ihn aus: da er zurückkehrte, überzeugte man sich von der Wahrheit und bat um seine Hilfe. Er dehnte sie wie Brezelteig aus und setzte so die fehlende Elle zu. (Vgl. Nr. 646 und 652.) Zu Heiligenbeil* schleuderte er seine Art an den Kirchturm, wo sie einhieb und noch heutigen Tages zu sehen ist. In Leipzig, im Gasthose zum goldenen Siebe, ließ er am hellen Tage eine Menge Hasen aus dem Racheltopfe heraus- und wieder hineinspazieren. Hier leitete er die Saale aus ihrem Bette und wies ihr einen andern Lauf an, damit die Mäler, die ihm kein Geschenk gereicht hatten, nicht mahlen konnten, indes anderen, die ihn freundlich aufgenommen, das Wasser zu keiner Zeit mangelte, wodurch sie zu Vermögen gelangten. Bald verwandelte er die Pferde eines betrügerischen, groben Roßhändlers, der ihm, dem Ermüdeten, einen Sitz auf dem Handpferde verweigert hatte, in Strohwiße, bald ließ er bei eingetretenem Mißwachs einem Bauer, der ihn bei einer Krankheit gepflegt, eine überreiche Ernte sammeln, bald machte er den Adjutanten des Generals Sybilski in Teufelskünstern.

Dieser königlich polnische und kurfürstlich sächsische General Johann Paul Sybilski von Wolfsberg (geb. 1677, gest. 1763) war ebenfalls ein arger Zauberer.** Den Tag vorher, als er bei Zehren und Lommaksch (13. Dezember 1745) die preußische Arrieregarde total schlug und dabei keinen Mann verlor, ließ er sein Regiment zu drei Mann über einen schwarzen Mantel marschieren und rief ihnen zu: „Burtschen, wenn ihr ins Gefecht kommt, vergeßt nur

* Nach der preußischen Volksfage war aber ein Wunder des Bischofs und Heidenbekehrers Anselmus die Ursache des Namens Heiligenbeil; s. Beschstein, Deutsches Sagenbuch, S. 204, und Gräke, Preuß. Sagenb., Bd. II, Nr. 584, S. 367.

** Auf ihn werden von manchen Sagen erzählern Züge aus der (wendischen) Krabatsfage übertragen.

meinen Namen nicht, es bleibt kein Mann, der Feind verliert einen Großen (den General von Röh!)“ Vor der Schlacht bei Kollin am 18. Juni 1757 soll er allemal beim neunten Mann jedes Gliedes einige unverständliche Worte gemurmelt und seinen Leuten den Sieg versprochen haben. Der glückliche Erfolg bewahrheitete es, denn sein Regiment erbeutete neun Fahnen. Da er noch als junger Offizier in Polen stand, fand einst in Dresden ein glänzender Maskenball statt, worüber einer seiner Kameraden äußerte, wie er von Herzen gern demselben beiwohnen möchte, allein es fehle ihm an Geld, auch sei, da der Ball übermorgen beginne, die Zeit zu kurz, selbst wenn man Dr. Fausts Mantel besäße, um zur rechten Zeit daselbst einzutreffen. Sybilski, der es gehört, nahte sich und raunte ihm ins Ohr: „Geld ist 's wenigste, vertraue mir, Kamerad. Übermorgen nachmittags um 3 Uhr stelle dich vor dem Tore bei der großen Fichte ein, wir brechen auf und sind noch vor dem Beginn der Redoute in Dresden!“ Verblüfft sah ihn der Balllustige an, wollte sprechen, allein Sybilski gebot ihm Stillschweigen und entfernte sich. Zur bestimmten Zeit erschien der Krieger an jenem Orte und fand bald Sybilski, der, in seinen roten Mantel gehüllt, angeschritten kam; er schlang selbigen um ihn, befahl ihm, weder rückwärts noch vorwärts zu blicken, und nun ging's fort durch die Luft, als flögen sie davon. Abends Schlag 5 Uhr befanden sie sich in Dresden, hatten noch Zeit genug sich zu sammeln und einen Maskenanzug zu wählen, worauf sie mit jugendlichem Frohsinn der Redoute beiwohnten, am andern Morgen um 9 Uhr Dresden verließen und auf dem Mantelfuhrwerk mittags 11 Uhr auf dem Paradeplatz in Warschau probemäßig gekleidet eintrafen.

Einst kam nun der verrufene Pumphut, welcher nachher sein treuer Begleiter war, zu ihm und pries ihm seine Künste an. Sybilski warf schwarze Haferkörner in den Kacheltopf, welche sich sofort in Fußvolk verwandelten, herauskletterten, sich auf dem Schloßhofe versammelten, mandorlierten, sich wieder in ihre kupferne Kaserne begaben und wieder als schwarze Haferkörner darinnen lagen. Pumphut langte nun aus einer am Fenster stehenden Mulde einige Erbsenkörner heraus und warf sie ebenfalls in den Kacheltopf, welchem flugs völlig equipierte Reiter entstiegen. Allein da er Sybilskis Worte nicht wußte, vermochte er sie nicht wiederum in den Kacheltopf zu bringen, vielmehr setzten sie ihre Klingen auf seinem Buckel

in unangenehme Bewegung und nur Sybilskis Machtworten gehorchten sie. Einst soll derselbe Sybilski dem Pächter auf dem Ostravorwerk bei Dresden die Schafe in Schweine verwandelt haben, wobei derselbe natürlich nichts verlor. Was Martin Pumputh anlangt, so soll derselbe auch früher noch zu Hildesheim sich als der Geist Hütchen gezeigt, auch dem Herzog von Friedland, Albrecht von Wallenstein, als graues Männchen wesentliche Dienste geleistet haben und endlich mit einem reizenden Frauenzimmer unter Hinterlassung jenes kuriosen Hutes aus einem Gasthose zu Paderborn zu Ende des Siebenjährigen Krieges verschwunden sein. Wenigstens hat man seit gedachter Zeit von seinem Tun und Treiben nichts mehr vernommen. (Vgl. auch Nr. 645, 646, 652, 666 und auch 679.)

679. Die Krabat-Sage.*

Dr. Pflk im „Sächsischen Erzähler“ (Bischofswerda), 1896, Belletrist. Beilage Nr. 14. Lužičan 1866, S. 168, 171; Lužica 1885, S. 90; Gebirgsfreund, XV. Jahrgang, Nr. 6; Haupt, Bd. I, Nr. 219.

Der Sagenkreis vom Hegenmeister Krabat, dem wendischen Faust, ist den slawischen Bewohnern beider Lausitzen so bekannt und geläufig wie keine andere derartige Tradition. Man erzählt:

Im Dorfe Eutrich bei Königswartha lebte vor Jahrhunderten ein armer wendischer Viehhirte. Bei den überaus dürftigen Umständen, welche in seiner Hütte obwalteten, mußte sein Stieffohn, der kleine Krabat, schon frühzeitig als Gänsehüter einigen Verdienst suchen, und als auch dann noch das Brot zu knapp war, zuweilen vor fremden Türen um Almosen ansprechen. Wochen-, ja monatelang trieb sich der übrigens gesunde und körperlich sehr schöne Junge bettelnd umher.

Auf einer solchen Wanderung kam er einstmals auch nach dem Dorfe Schwarz-Collm (bei Hoyerswerda). Dort hauste in der sog. Teufelsmühle ein Mann, der weit und breit als Schwarzkünstler verschrien und deshalb von allen Frommen ängstlich gemieden war.

* Eine Nebenform der Krabatfage (der Zauberer in der Luft) findet sich in Jubilejne spisy „Serbowki“ III. zešiwk (Budyšin 1899), S. 57—63.

Dem Müller gefiel der junge Krabat ausnehmend gut. Er fragte ihn: „Hättest du wohl Lust, bei mir zu bleiben? Du würdest es gut haben, und ich könnte dich sehr viel lehren!“ Der Knabe willigte ein und blieb in der Teufelsmühle. Sein Lehrherr war in der That ein Hegenmeister und Lehrer der schwarzen Kunst. Er hatte stets zwölf Mülhknappen bei sich, die in Wirklichkeit aber Studierende des bösen Handwerks waren. Es mußten immer zwölf sein, so hielt es der Müller. Wenn das Lehr- und Prüfungsjahr endete, dann ging jedesmal einer derselben verloren. Ein großes Rad bezeichnete durch Umdrehung den Unglücklichen, der dem Verderben geweiht wurde. So waren auch jetzt gerade nur elf Schüler vorhanden, und Krabat sollte die entstandene Lücke ausfüllen. Der geistig sehr befähigte Knabe eignete sich rasch das ganze unheimliche Wissen seines Meisters an. Er mußte auch damals schon den üblichen Pakt mit dem Satan schließen. Es war ihm nicht verborgen, in welcher Gefahr er schwebte, allein, einmal in des bösen Müllers Abhängigkeit, konnte er sich dessen Macht nicht offen entziehen. Unter schwerem Bängen — denn das Lehrjahr ging bald zu Ende — sann er auf eine List zu seiner Befreiung. Er erbat sich einige Tage Urlaub, um seinen Eltern einen Besuch abzustatten. Dies wurde ihm gewährt. Die Freude über das Wiedersehen nach langer Trennung wich bald der tiefsten Traurigkeit, als die Mutter vernahm, in wessen Händen sich ihr Sohn befinde und was er erlerne. Der Junge weinte bitterlich, denn er wollte das Los eines Verlorenen nicht teilen. „Mutter, nur Ihr könnt mich retten. Wenn Ihr es wollt, so kommt nach Schwarz-Collm und verlangt von dem Müller, daß er mich herausgebe. Er wird dies nur unter der Bedingung bewilligen, daß Ihr mich herausfindet unter den elf Gefährten. Ich sag es Euch jetzt, woran Ihr mich erkennen müßt. Wir werden alle in schwarze Raben verwandelt in einer Kammer sitzen und uns mit den Schnäbeln scharren und kragen nach Vogelart. Alle Kameraden werden den Hals nach der linken Seite gewendet haben, ich allein werde mich unter dem rechten Flügel zupfen. Da habt wohl acht, es ist das einzige mögliche Erkennungszeichen, das ich Euch zu geben vermag. Sagt dann fest: ‚Dieser ist mein Sohn!‘ so muß mich der Müller Euch überlassen, denn einer Mutter kann in solchem Falle kein Zauberer widerstehen.“ Welches Mutterherz hätte sich gegenüber so dringen-

der Bitte nicht erweichen lassen! Krabat konnte mit der Zusage baldiger Rettung zu seinem Dienstherrn zurückkehren. Nach einigen Tagen machte sich die Frau nach Schwarz-Collm auf. Es erging ihr dort genau so, wie der Sohn vorausgesagt hatte. Auf das Ersuchen, ihr den letzteren mit heimzugeben, wurde sie in ein ziemlich dunkles Zimmer geführt, in welchem zwölf Rohkraben auf einer Stange saßen. Der Müller bedeutete sie, nun ihren Sohn zu bezeichnen, was denn auch nach dem verabredeten Merkmale geschah. Sie hatte recht geraten. Zähneknirschend, in schlecht verhaltenem Ingrimm berührte der Hegenmeister den einen Raben, welcher sich unter dem rechten Flügel gekrätzt hatte, mit einem Stäbchen, worauf sich derselbe in den jungen Krabat verwandelte. Dieser eilte mit der Mutter rasch von dannen, nicht ohne jedoch ein Zauberbuch, das wichtigste seines Meisters, mitzunehmen. Wegen dieser Entwendung verfolgte ihn der Müller mit bitterer Feindschaft.

Zu Hause fand Krabat noch immer Mangel und Armut. Es war kein Geld vorhanden, und trockene Kartoffeln wollten dem seither verwöhnten Jungen als Speise durchaus nicht munden. Er trat alsbald vor seinen Stiefvater hin mit den Worten: „Vater, so kann's nicht fortgehen! Geld muß sein, und wenn Ihr keins habt, so werde ich es Euch verschaffen!“ „Nun, wie willst du das anfangen?“ fragte der Vater. — „Nächstens ist Viehmarkt in Wittichenau. Ich werde mich in einen fetten Ochsen verwandeln. Führt mich dann dorthin und verkauft mich, jedoch an keinen ehrlichen Biedermann, sondern an die geliebten Ramenzer Viehhändler! Verlangt nur einen recht hohen Preis; Ihr werdet ihn erhalten. Aber laßt aber, was man Euch auch bieten möge, auf keinen Fall dem Käufer auch den Kopfstrick! Ich würde sonst unglücklich sein, denn ich könnte die menschliche Gestalt nicht wieder erlangen und müßte unter den Beilhieben des Fleischers enden. Macht Euch auch mit dem Gelde schnell davon und nach Hause. Ich folge bald nach. Es wird bei uns dann nicht mehr solche Dürftigkeit herrschen.“ So sagte Krabat und ging, ohne auf die Einwendungen des Vaters zu achten, hinaus. Bald hörte der Alte vor seiner Hütte das Brummen eines Stieres, welcher bei näherer Besichtigung als eins der stattlichsten Tiere seiner Rasse erkannt wurde. Der Tag des stark frequentierten Viehmarktes von Wittichenau erschien. Der Vater trieb den Ochsen dorthin. Kaum hatten die

Händler das schmutze Tier erblickt, so stritten sie sich förmlich um seine Erwerbung. Es wurde für eine ansehnliche Summe losgeschlagen. Der Vater nahm den Kopfstück an sich, während die Viehhändler den Ochsen in der Richtung nach Romenz wegführten. Letztere machten unterwegs bei einer Schenke Halt. Der Stier wurde in den Stall gezogen, und seine Besitzer zechten und jubelten über den nach aller Meinung sehr vorteilhaften Einkauf. Einer derselben gab der Stallmagd den Auftrag, dem Ochsen etwas Futter zu reichen. Als dies geschah, sagte das Tier mit menschlicher Stimme: „Heu und Stroh mag ich nicht. Ein fetter Braten wäre mir lieber!“ Auf's äußerste erschrocken eilte die Magd in die Gaststube und erzählte, der Ochse könne reden; er verschmähe Heu und Stroh und verlange Braten. Die Händler schüttelten lachend den Kopf. Nur einer ging, um nachzusehen, mit in den Stall. Kaum öffnete er aber die Thür desselben, so schwirrte eine Schwalbe heraus, deren Gestalt Krabat angenommen hatte. Der Ochse war verschwunden, und der junge Hegenmeister kam noch früher als sein Vater in der elterlichen Behausung zu Gutrich an.

Eine Zeit verstrich. Das erlöste Geld ging zur Neige. Da wurde ein ähnlicher Streich vorbereitet. Krabat sagte zu seinem Stiefvater: „Diesmal mögt Ihr mich als Pferd zu Markte führen. Verkauft aber nimmermehr die Halfter und den Zaum mit. Beides nehmt wieder mit nach Hause, sonst bin ich unglücklich!“ Flugs verwandelt sich der Bursche in ein prächtiges junges Roß. Der Vater setzt sich darauf und reitet nach Wittichenau. Das schöne Pferd zieht die Aufmerksamkeit aller Kenner auf sich. Da tritt ein ältlicher Mann mit weißem Barte hinzu. Er stellt das höchste Angebot, und der Handel wird geschlossen. Nachdem er gezahlt, weigert er sich jedoch, Halfter und Zaum herauszugeben. Alle Bemühungen des Vaters darum sind umsonst. Der Weißbärtige schwingt sich auf das Roß und sprengt in rasendem Karriere von dannen. Es war der Lehrmeister Krabats, der Müller aus Schwarz-Collm. Derselbe hatte von der ersten That seines ehemaligen Schülers gehört und war nun zornig gekommen, um diesen für die Wegnahme des Zauberbuches zu züchtigen und womöglich ganz zu verderben. Zunächst ließ er Krabat seine Macht fühlen. Er sprengte, das arme Tier mit Sporen und Gerte zu tollstem Laufe zwingend, durch Wald und Feld, über Hecken und Dorn. Nach langer Hef-

jagd gelangt er zu einer Schmiede. Dort hält er an und ersucht den Schmied, auf die Hufe des jungen, noch nicht beschlagen gewesenen Pferdes vier glühende Eisen aufzulegen. Dem Schmied erscheint der Auftrag etwas sonderbar. Er ladet den Reiter ein, die Hufeisen selbst mit auszuwählen. Während beide den Flur betreten, macht sich der Bube des Schmieds mit dem angebundenen, schweißtriefenden Rosse zu schaffen. Da kispelt ihm daselbe ins Ohr: „Ziehe mir einmal den Zaum über das linke Ohr herunter!“ Der Junge ist dazu bereit. Kaum löstet sich der Halfter, so verschwindet das Pferd, und Krabat erhebt sich in Gestalt einer Lerche singend in die Lüfte. Es dauert nicht lange, da kommt der alte Zauberer als Stöber ihm nachgeflogen. Als die Lerche gegenüber dem schnelleren Fluge des Raubvogels kein Entkommen sieht, stürzt sie sich herabschießend in einen offenen Brunnen und ist zum Fisch geworden. Eine reine Jungfrau naht sich dem Born, um Wasser zu schöpfen, und, o Wunder, der Fisch, den sie erblickt, wird zum goldnen Fingerreif und steckt an ihrer Hand. Freudig bewegt will sie heimellen, da steht auch schon der weißbärtige Alte vor ihr und bittet sie, ihm den Ring zu verkaufen. Er gibt sich alle nur erdenkliche Mühe und setzt ihr einen fabelhaften Preis. Sie aber bleibt standhaft und behält das Kleinod. Aber die unbefleckte Maid hat der Böse keine Gewalt. Er bleibt jedoch in der Nähe ihres elterlichen Gehöfts. Das Mädchen kommt bald wieder heraus mit einer Schürze voll Gerste, welche es den Hühnern hinstreut. Dabei gleitet ihr der Ring vom Finger, verwandelt sich aber sofort auch in ein Gerstenkorn. Während die Hühner das Futter auspicken, stolziert ein fremder Hahn herbei und will mit von den Körnern fressen. Im Nu verwandelt sich jetzt Krabat aus dem Gerstenkorn in einen Fuchs, welcher den Hahn blickgeschwind ergreift und zerreißt. Das war das Ende seines Lehrmeisters, der hier bei Ausübung der schwarzen Kunst vom Tode ereilt wurde.

Nach seiner Heimat Gutrich zurückgekehrt, machte Krabat die erste Bekanntschaft des Landesherrn. Er hütete eben eine Herde Borstenvieh, als August der Starke im Wagen dort vorüberfuhr. Wie nach Kommando erhoben sich da auf einmal sämtliche Schweine auf die Hinterfüße und paradierten so, kerzengerade stehend, vor dem Könige. (Vgl. *Luzica* 1885 S. 90 ff.) Letzterer wurde aufmerksam auf den wendischen Gumatios und nahm ihn mit nach Dresden,

woselbst man ihn zunächst in der Hofküche beschäftigte. Der Hofkoch war dem alles neugierig beschnüffelnden Lämmel nicht sonderlich gewogen. Als er einmal gerade Nudeln schnitt und Krabat dem schon Ärgerlichen ungelegen in die Quere kam, regnete es Ohrfeigen. Dafür aber rächte sich der junge Wendensohn. Nachdem die Speisen aufgetragen worden waren, bemerkten die allerhöchsten Herrschaften mit Schaudern, daß sich die Nudeln in — lebende Regenwürmer verwandelt hatten und die gebratenen Hühnchen als muntere Frösche aus den Schüsseln heraushüpften. Der gebrandmarkte Koch fiel in höchste Ungnade. Er sollte entlassen werden. Weil er aber seine Unschuld hoch und heilig beteuerte, erriet der König alsbald den wahren Anstifter des Schabernacks. Zur Strafe dafür wurde Krabat aus der Hofküche entfernt.

Er suchte wiederum das Elternhaus auf und reiste dort zu einem hübschen jungen Mann heran. Da erschienen nach der Sitte damaliger Zeit unversehens bei Nacht die sächsischen Soldatenwerber. Sie umzingelten das Dörfchen und schleppten die tauglichen Burschen mit Gewalt hinweg zum Heeresdienste. Auch Krabat traf dieses Schicksal. Man reihete ihn in ein Dresdnisches Fußregiment ein. Mittlerweile war der Türkenkrieg ausgebrochen, und wir finden Krabat als Musketier mitten in jenem Feldzuge. Dort geschah es, daß der König von den Türken gefangen genommen und in einem Karree scharf bewacht wurde. Die Generale der Kaiserlichen und Sachsen standen tiefbewegt beieinander und beratschlagten, wie sie ihren Kriegsherrn befreien könnten. Da trat Krabat vor, meldete sich bei den Befehlshabern und sagte, ihre Verlegenheit wäre ihm bekannt. Niemand als er sei imstande, den Herrscher lebend zurückzubringen. Nach einem ungläubigen Achselzucken ließ man ihn gewähren. Er rief: „Gebt mir ein gefatteltes Pferd, aber schnell, denn es ist nur noch eine Stunde Zeit!“ Der Gaul wird gebracht. Krabat reitet erst eine Strecke geradeaus, dann schwingt er sich in die Lüfte, daß er schließlich nur noch als kleiner Punkt zu sehen ist. In dem ziemlich weit entfernten Lager der Türken angelangt, blieb er allen außer dem Könige unsichtbar. Letzterer erkannte in dem Infanteristen im langschößigen Frack und mit langer Muskete sofort seinen Soldaten und ehemaligen Schützling. „Wo kommst du her?“ fragte er. „Euch zu retten, Majestät! Schnell haltet Euch an meine Frackschöße und seid unbeforgt, was

auch vorgehen möge!“ Der König entsprach dieser Aufforderung, und fort ging es durch die Lüfte. Als die Türken den wertvollen Gefangenen verschwunden sahen, was nur mittels übernatürlicher Kraft hatte geschehen können, erinnerten sie sich, daß auch in ihrer Armee ein Schwarzkünstler diente. Dieser mußte sich ungefümt zur Verfolgung des Flüchtigen aufmachen. Nach einer Weile fragte Krabat, der sich nie umsah, den König, ob ihnen jemand nachelle. Die Antwort lautete: „Ja, es kommt ein großer, schwarzer Vogel uns nach, immer näher und näher.“ Da zauberte Krabat einen finstern Nebel hinter sich und fragte darauf wiederum, ohne zurückzublicken, nach dem Verfolger. Der Vogel strich noch immer hinter ihnen her. Jetzt ließ Krabat eine unbeschreiblich hohe Mauer sich aufstürmen. Aber auch diese bildete kein unüberwindliches Hindernis. Der Vogel setzte mit Leichtigkeit darüber hinweg. „Ist er wieder da?“ — „Ja, er ist jetzt dicht hinterdrein.“ Da bat Krabat den König: „Reiß schnell einen goldenen Knopf von Eurem Waffenrocke los und gebt ihn mir!“ Der Knopf wurde in das Gewehr geladen, und Krabat schoß mit über die Schulter gelegtem Rohre, ohne zu zielen und sich umzublicken, nach rückwärts. Da war der Vogel verschwunden. Bei des Sterbenden wiederholtem Aufschrei, der durch die Lüfte gellte, zuckte Krabat zusammen und fing an zu weinen. „Was betrübt dich?“ fragte der König. „Majestät mögen wissen, daß ich soeben meinen besten Freund erschossen habe. An seinem Todesrufe habe ich ihn erkannt. Wir waren einst zu gleicher Zeit bei einem Lehrmeister. O, daß gerade ich den alten Kameraden mußte zum ewig Verlorenen machen. Denn das ist er nun, da er bei Ausübung der Kunst geendet. Hätte ich's geahnt, so wußte ich mir auch noch anders zu helfen!“ Unter solchen Klagen wurde der gespenstige Ritt fortgesetzt.

In etwas veränderter Form (nach Lužičan 1865, S. 168—171) lautet dieser Fluchtbericht so:

Im Türkenkriege war der sächsische Fürst gefangen genommen worden und saß in Ketten auf einer türkischen Festung. Auch Krabat war unter den Gefangenen. Deshalb begab sich der Fürst in der Nacht heimlich zu Krabat und fragte ihn, ob er ihn befreien könne. „Dir will ich es zu willen tun,“ antwortete Krabat. Am andern Tage verwandelte er den Fürsten in ein Gerstenkorn, seinen Diener in ein Erbsenkörnchen und sich in eine Fliege, drückte dann beide

durch das Schlüsselloch und flog selber zuletzt hinaus. Sie fuhren nun über das Schwarze Meer nach Dresden. Auf dem Meere fahrend erblickte der Kutscher in der Höhe eine Schwalbe, auf welcher jemand ritt. Sogleich sagte er dies dem Herrn. Dieser riß schnell dem Fürsten einen Knopf ab und schoß damit auf den Schwalbenreiter. Als bald fiel dieser herunter und Arabat erkannte in ihm seinen besten Freund.

Glücklich zu seinem Heere zurückgekehrt, verhiess der König seinem Retter fürstliche Dankbarkeit. Nach beendigtem Feldzuge wollte er die Schuld nach Gebühr abtragen. Zunächst aber machte er noch einmal Gebrauch von den Künsten Arabats. Er wünschte im Interesse eines glücklichen Kriegserfolges die geheimen Pläne der türkischen Heeresleitung zu erkunden. Dazu verhalf ihm der Hegenmeister. In zwei Fliegen verwandelt beobachteten beide die Gespräche des Sultans in dessen Hauptquartier. Arabat hatte den König warnend gebeten, sich auf keinen silbernen Schlüssel zu setzen. Während nun Arabats Insektengestalt beständig am Rande der Schüssel des Sultans herumkief, versah es die königliche Fliege und berührte umherschwirrend einmal einen Schlüssel. Sofort fing ein unter dem Tische liegender großer Hund an zu knurren. Eiligst mußten die Kutscher, die in ihrer menschlichen Gestalt den Türken sichtbar wurden, entfliehen. Einem türkischen Soldaten, welcher den feindlich Uniformierten hindernd entgegentrat, warf Arabat einen eisernen Radreifen über den Kopf, der sich sogleich zu einer unlösbaren Halskrawatte zusammenzog. So entkamen sie.

Der Krieg war zu Ende. Heimgekehrt in seine Residenz, bot der dankbare König seinem Retter große Summen. Arabat aber schlug bescheidenlich alles aus. Erst als der Fürst in ihn drang, sich doch irgend eine Gnade auszubitten nach seinem Gefallen, äußerte er den Wunsch nach dem Besitz des Kammergutes Groß-Särchen bei Hoyerswerda. „Wenn du weiter nichts begehrst als die große Entenpfütze,“ sagte der König, „so mag dieselbe dein sein für immer!“

Zwischen dem nunmehr zum Gutsherrn gewordenen Arabat und dem Könige entspann sich ein freundschaftliches Verhältnis. Ihm angetragene Stellungen im Staatsdienste nahm der einstige Musketier nicht an; doch blieb er lebenslang privater Ratgeber und Beistand seines gnädigen Landesherrn. Als solcher besaß er

die Erlaubnis, jederzeit, selbst unangemeldet, an der königlichen Tafel speisen zu dürfen. Davon machte er auch oft Gebrauch. Um 11 Uhr vormittags fuhr er mit seinem Geschirr in Groß-Särchen ab, und Punkt 12 Uhr war er im königlichen Schlosse zu Dresden. Die tolle Fahrt ging über Ramenz und Königsbrück. Im Laufe der Zeit fand der Günstling, welcher für einflußreicher als der erste Minister galt, auch seine Neider. Unter denselben waren zwölf Würdenträger, die sich besonders zurückgesetzt fühlten. Ihr Groll richtete sich jedoch weniger gegen die harmlose Person des Bevorzugten, als gegen den König selber. Sie verschworen sich, den letzteren zu vergiften und zwar mittels einer Tasse Tee. Man wollte dann das Gerücht verbreiten, Majestät sei an einem Schlagflusse plötzlich verschieden. Krabat erkannte daheim in Groß-Särchen die hochverräterischen Anschläge, auch die Persönlichkeiten der Verschworenen und die verabredete Zeit des Verbrechens. Das alles verriet ihm sein Zauberspiegel aus Erz. Höchste Eile tat not, denn am nämlichen Abende sollte der Königsmord geschehen. Schnell ließ er anspannen. „Diesmal werde ich selber fahren,“ bedeutete er den Kutscher, „setze dich hinein in den Wagen. In einer halben Stunde muß ich beim Könige sein.“ Nun ging es pfeilgeschwind hinaus in die dunkle Herbstnacht. Vor dem Dorfe verstummte plötzlich das Rasseln der Räder. Lautlos erhoben sich Koffe und Wagen in die Lüfte. Untätig auf den ungewohnten weichen Polstern sitzend, schlief der Kutscher ein und erwachte erst, als die Fahrt mit einem gewaltigen Ruck unterbrochen wurde. Er rief: „Wir sind gewiß auf einen großen Rainstein aufgefahren!“ und wollte aussteigen, um das Geschirr wieder flott zu machen. Krabat aber gebot ihm, sitzen zu bleiben. Er befreite den Wagen, welcher an der Ramenzer Kirchturmspitze hängen geblieben war, selber von dem Hemmnis. (Die eiserne Wetterfahnenstange der Kirche zu Ramenz, nach anderer Erzählung die Kirchturmspitze selbst, soll seit jenem Vorfalle bis auf den heutigen Tag etwas verbogen sein. Etwas abweichend erzählt diese Begebenheit Gräße, Bd. II, Nr. 841 vom General Sybilski.) Noch vor dem entscheidenden Augenblicke trifft Krabat am Dresdener Hofe ein. Das Souper hat bereits begonnen. Schon hält der König die Tasse mit dem Gifttranke in der Hand. Da stürzt Krabat herein und bittet Majestät, nicht zu trinken; der Mundschenk möge zuvor von dem Tee genießen. Der König wider-

strebt diesem Vorschlage nicht. Seinem Befehle muß der Mundschenk gehorchen. Er stürzt alsbald entseelt zu Boden. Die Bösewichter werden entlarvt und sämtlich zum Tode verurteilt. Zur Hinrichtung berief Krabat den ihm bekannten alten Scharfrichter Bundermann aus Pissahora bei Neschwitz nach Dresden. Derselbe stand bei der elften Enthauptung bis über die Knöchel im Blute. Auf diese Weise wurde Krabat zum zweiten Male Lebensretter des Königs.

Noch viele wunderfame Taten erzählt sich das Wendenvolk von Krabat. Dieser kam oft auf die Pfarre in Wittichenau zum Mittagessen. Vor dem Mahle aber begann der alte Pfarrer: „Nun, Krabat, jetzt zeige uns etwas!“ Darauf verlangte Krabat ein Mässhchen Hafer und schüttete ihn, etwas aus dem siebenten Buche Moses lesend, in eine Pfütze, woselbst auf der Stelle so viel Soldaten herausprangen, als er Haferkörner dorthin geschüttet hatte. Sie sangen und lärmten, bis Krabat einen andern Vers aus demselben Buche las. Die Soldaten eilten jetzt wieder in die Pfütze, und sogleich waren hier so viele Enten wie vorher Soldaten. Das hatte sich Krabats Kutscher abgesehen und versuchte, nachdem er Krabaten das Buch entwendet hatte, dieselben Verse zu lesen und Hafer in den Racheltopf zu schütten. Sogleich kam eine sehr große Menge Soldaten aus dem Ofen. Sie verlangten nun etwas Arbeit, sonst wollten sie ihn totschlagen. Zuerst befahl er ihnen, daß sie Mist aus dem Hofe herausbrächten. Damit waren sie schnell fertig. „Was weiter?“ begannen sie zu fragen. „Tragt dort den Sand auf einen Haufen zusammen!“ Auch dieses taten sie, und noch ist nahe bei Särchen der Hügel, welchen sie aufgeworfen haben. Als sie dort Krabat, der gerade auf dem Felde war, erblickte (nach einer andern Version war er gerade in der Kirche), begann er sehr auf den Diener zu schelten und ging nach Hause. Wie er in die Stube kam, schlugen sie schon den Diener, weil er nicht wußte, was er ihnen als Arbeit gäbe. Krabat befreite ihn, doch schalt er den neugierigen Menschen derb aus und sagte ihm, daß es nicht mehr in seiner Macht gelegen hätte, der Soldaten Herr zu werden und sie wieder in den Racheltopf zurückzutreiben, wenn er um einen Augenblick später gekommen wäre.

Als einstmals der Wittichenauer Amtsrichter mit seiner Familie zu Besuch bei ihm weilte, zeigte Krabat folgendes Zauberstücklein:

Von seinem Diener ließ er sich zwei Tauben einfangen, eine weiße und eine schwarze. Mit einem Ruck seiner Finger drehte er den Tieren den Kopf ab. Von Mitleid ergriffen, suchte der Zauberer die armen Tierchen wieder zum Leben zu erwecken. Mit seinen Feenhänden gelang es, die Köpfe wieder auf die Rumpfe der Tauben zu bringen, aber in der Zerstretheit setzte er der weißen Taube den schwarzen, der schwarzen Taube den weißen Kopf auf. Nach diesem erhoben sie sich vom Tische und flogen wieder in der Stube umher. Zum Andenken konnte sich der Amtsrichter die Tauben mit nach Hause nehmen.

Einstmals hat der Herr von Groß-Särchen den dort vorbeifließenden Bach, um ihm eine andere Richtung zu geben, umgeackert. Da er aber den davorgespannten polnischen Ochsen nicht gehörig bändigen konnte, so hat der Bach einen ganz krummen Lauf bekommen, den er noch heute hat.

Ein andermal kehrte Krabat nachmittags mit mehreren Bekannten in Wittichenau in einem Gasthof am Markte ein und verlangte zu speisen. Der Wirt bedauerte lebhaft, nichts weiter als Butterbrot mit Bauerkäse oder Wurst vorsehen zu können. Krabat war damit nicht zufrieden und fragte den Wirt, ob er es ihm erlaubte, für sich und seine Gäste, einschließend die hier weilenden Wittichenauer Bürger, gegen Entschädigung selbst Speisen herbeizuschaffen. Der Wirt hatte dagegen nichts einzuwenden. Da begann sich plötzlich draußen ein mächtiger Sturm zu erheben, daß die Gäste glaubten, das Haus müßte einfallen. In der Stube dagegen herrschte eine Finsternis, daß keiner der Anwesenden die Hand vor den Augen sehen konnte. Die Bürger bekamen Angst und wünschten sich weit weg von hier. Bald legte sich jedoch der Sturm, und mit ihm verschwand auch die Finsternis in der Stube. Die Anwesenden sahen mit Staunen vor sich auf den Tischen allerlei köstlich duftende Speisen, die verschiedensten Arten von Braten, gesottene Fische, Zuspeisen, die sie nicht einmal dem Namen nach kannten, ferner vor jedem mehrere Flaschen fremdländischen Weines. Jeder Gast konnte davon nehmen, so viel ihm beliebte. Alle Teilnehmer taten sich gütlich und konnten nicht genug das vorzügliche Mahl, sowie den köstlichen Wein loben.

Zwei Wittichenauer Bürger, denen jedenfalls der Wein etwas in den Kopf gestiegen war, gerieten wegen einer Kleinigkeit in

Wortwechsel, der schließlich in Tätlichkeiten ausartete. Krabat, den dies verdroß, sagte: „Zur Strafe dürft ihr euch für die Störung unserer friedlichen Gesellschaft nicht von der Stelle rühren, sondern müßt stehen bleiben, bis wir auseinandergehen.“ Und wirklich blieben die beiden Männer wie bezaubert so lange in raufender Stellung, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Nach diesem deutete Krabat durchs Fenster und sprach zu den Festteilnehmern: „Schaut da mal hinaus, was unser Wirt für einen starken Hahn besitzt. Alles staunte, denn letzterer zog über den Marktplatz einen Balken. Zwei Mägde, welche in den Zauber nicht mit eingeschlossen waren, traten darauf in die Stube und sprachen ihre Verwunderung darüber aus, daß alles den Hahn, der nur einen Strohalm über den Platz zöge, anstaunte. Krabat spielte diesen für ihr Plaudern einen argen Schabernack, so daß beide beschämt hinausgingen. (Vgl. Nr. 660.)

Es sei nun nur noch Krabats Ende berichtet, das harmonisch ausdönt.

Krabat wurde ein Freund und Wohltäter seines Ortes und der ganzen Umgegend. Er wendete im Alter seine Kunst noch zur Hebung des Hauptnahrungszweiges seiner Untertanen an, besserte deren ertragsarmen Ackerboden, beseitigte über Nacht Fieber erzeugende Sümpfe, bewässerte verdorrnde Saaten und verwandelte selbst einen herabstürzenden Hagel, der die Nachbarschaft arg verheerte, über den Gemarkungen seines Dorfes zu unschädlich herniederfließenden Flaumfedern. Kostlos wirkte er so für seine unbemittelten Schutzbefohlenen, denen er schließlich, weil er ohne Nachkommen blieb, sein ganzes erbliches Besitztum, in vierzig Parzellen zerteilt, testamentarisch überwies. Nur die begüterten Bauern gingen dabei leer aus, und die Leiche des Gutes Groß-Särchen, welche sich der Fiskus vorbehalten hatte, fielen an letzteren zurück. Kurz vor seinem Tode ließ Krabat sein Zauberbuch in den großen Teich werfen. Der Diener führte den Auftrag anfänglich nicht aus. Er wollte die geheimnisvolle Schrift für sich behalten. Bei seiner Rückkunft fragte ihn Krabat: „Hast du das Buch hineingeworfen?“ Er antwortete: „Ja, Herr, es liegt drin.“ Krabat blickte ihn durchbohrend scharf an: „Was hat das Wasser gesagt?“ Da wußte der Diener keine Ausflucht. Er mußte nochmals hingehen. Diesmal versenkte er das Buch wirklich beim Ständer in die dunkle Flut,

welche dabei zischte, brodelte und unter Donnergetöse mannhoch emporstieg; die Sträucher ringsherum aber begannen zu brennen. (Später hat sich an jener Stelle des großen Teichs ein Ungetüm bemerken lassen, das selbst im Winter unter furchtbarem Rumor die Eisdecke hob.) Krabat schlug sein letztes Krankenlager im Gasthose von Groß-Särchen auf. Die freundlichen Wirtsleute waren auf das sorgsamste um seine Pflege bemüht. Er sagte zu den sein Bett umstehenden Getreuen, man solle wohl achthaben auf sein jenseitiges Schicksal. Wenn sich sein Geist der irdischen Hülle des Körpers entlöste und es würde dann ein schwarzer Rabe auf dem Schornsteine des Sterbehauses sitzen, so sei er verloren. Siehe sich dort oben aber ein weißer Schwan sehen, so habe er ein seliges Ende gefunden. Alle Untertanen waren in der Sterbestunde des geliebten Herrn vor dem Hause versammelt. In tiefem, ernstem Schweigen harrten sie der Todesnachricht. Er hatte ausgelitten. Eben stimmten die im Sterbezimmer Weilenden den wendischen Trauergesang an. Da richteten sich aller Blicke nach oben. Dort auf dem Dachfirst erglänzte das weiße Gefieder eines Schwanes.*

Historisches zur Krabatfage: Nach H. A. Schömmel (Gebirgsfreund, XV. Jahrg., Nr. 6) nannte der Volksmund den pensionierten, in Ugram gebürtigen Kroatenoberst Johann von Schadowitz einfach nur Krabat. Auf ihn, der die letzten Jahre seines Lebens in Groß-Särchen (auch Klein-Sorau genannt) verbrachte, sind, wie auf den Dr. Faust, jedenfalls eine Menge umlaufender Geschichten übertragen worden. (Vgl. über seine Person jedoch auch Pflk am oben angegebenen Orte.)

* Nach einer neueren echt volkstümlich naiven Ausgestaltung der Sage wurde das Bild jenes Vogels zum ewigen Angedenken in Stein ausgehauen und prangte als Wahrzeichen Groß-Särchens bis in unsere Tage hinein über der Tür des dortigen Gasthofs „zum weißen Schwan“.

III. Zauberfagen.

680. Sage vom Feuerfegen in Schönberg.

V

Gräße, Bd. II, Nr. 712.

In Schönberg (bei Brambach?) soll einst eine alte Zigeunerin im Sterben gelegen haben. Der Richter des Orts verweigerte ihr aber vor ihrem Sterbebette ein christliches Begräbnis in geweihter Erde, als der Herr des Dorfes dazukam und ihr es zusagte. Zum Dank dafür benachrichtigte sie ihn von einem ihm teuren Kinde, dem er einst das Leben gerettet hatte, und sprach über das Dorf den Feuerfegen, worauf sie verschied.

681. Sage von dem Goldmacher im Neuendorfer Schlosse.

Gräße, Bd. II, Nr. 697.

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges besaß das Schloß zu Neuendorf ein Herr, der in dunkler Kammer Säuren und Metalle mischte, um den Stein der Weisen zu finden und Gold zu machen. Da glaubte er eines Tages dem ersehnten Geheimnis auf der Spur zu sein. Schon wogte das Gold im Kessel, da erhob sich eine gewaltige Windsbraut, höher und immer höher flackerte das Feuer, von dem Unhold geschürt, bis es das Innere in Brand steckte. Vergebens suchte er es zu löschen, vergebens ihm zu entrinnen. Er selbst erstickte in der Glut, und mit ihm sank das halbe Schloß in Staub und Asche.

682. Sage von einem weißen Vogel.

Gräße, Bd. II, Nr. 690.

Es war einmal in einem Wald im Vogtland ein weißer Vogel, nach dem schon viele Jäger vergeblich geschossen hatten; keiner traf ihn. Die Bauern aber glaubten, der weiße Vogel bedeute Unglück, denn er hatte fast eine menschliche Stimme und lachte alle Jäger aus und verspottete alle Vorübergehenden. Einstmals ging auch ein Jäger in den Wald, und mit einem Eifer ohnegleichen verfolgte er den weißen Vogel, indem er wohl hundertmal nach ihm schoß. Der weiße Vogel aber flog von Baum zu Baum und rief spottend herunter, daß es weithin schallte:

Es hat noch lange keine Not,
Du hast vergebens mich bedroht,
Laufe dich nur nicht so gar sehr rot,
Geh heim, es wartet dein der Tod.

Unmutig kehrte der Jäger dem Walde den Rücken, ging ins Dorf zurück, legte sich aufs Bette und starb.

Nach einigen Jahren kam über die Gegend eine verheerende Krankheit, die raffte so viel Leute weg, daß niemand mehr daran dachte, in den Wald zu gehen und den weißen Vogel zu fangen. Traurig flog dieser hin und her, bis er sich einmal bei einem Gewitter in den Kirchhof verirrte. Der Regen hatte sich verlaufen und es ragte aus einem Grabe ein Schädel hervor, der war voll Wasser, da flog der weiße Vogel hin, um daraus zu trinken. Das Erdreich aber war sehr locker, der Schädel fiel herab und bedeckte den weißen Vogel. Diesem war es unter dem finsternen Dache gar unheimlich zumute und in wenigen Tagen starb er. Zuvor aber, ehe er starb, sang er folgende Worte, die der Totengräber hörte, ohne sich dieselben genügend deuten zu können:

Da du lebstest, lebt' auch ich,
Du wolltest mich haben, bekamst mich nicht,
Nun bist du tot, nun hast du mich,
Doch ich muß sterben, was nützt es dich? —

Die Worte bezogen sich aber auf den Schädel des Jägers, denn der lag hier begraben.

683. Die unheimlichen Gäste in Werda.

Gräße, Bd. II, Nr. 665; Röhler, Aberglauben usw., S. 537.

In dem Dorfe Werda bei Delsnitz lebte ein junger Mann, der saß an einem Sonntagsabende im Winter ganz allein zu Hause und hatte ein Buch aus einem alten Schranke zur Hand genommen, um darin zu lesen. In dem Buche aber waren verschiedene Zeichen und Figuren, die er sich nicht sogleich ausdeuten konnte. Deshalb zog er die Lampe näher an sich heran, um besser sehen zu können. Als er nun so eine Weile im Lesen und Ausdeuten vertieft war, blickte er zufällig in die Höhe, fuhr aber wieder erschrocken zurück, denn zu dem kleinen Schiebefenster herein sieht ein rabenschwarzer Mann mit grinsendem Gesichte. Der Bursche fragt nach seinem Begehr, erhält aber keine Antwort. Nachdem er sich vom Schreck ein wenig erholt hat, liest er ruhig weiter und ist bemüht, die Figuren ordentlich zu deuten. Er sieht sich wieder um und wird zu seinem Schrecken gewahr, daß zu jedem Fenster ein schwarzer unheimlicher Gast hereinsieht. Dabei ist er auf seinem Sitze wie festgebannt, und er kann fast kein Glied mehr regen. Jetzt will er das Buch zumachen, denn es flimmert und tanzt ihm alles vor den Augen. Aber wie von einer unsichtbaren Macht gefesselt, kann er seinen Blick nicht von dem Buche abwenden, und er fängt wieder an zu lesen. Jetzt aber entsteht im Hause ein großes Gepolter und Getöse; auf einmal fliegt die Türe auf und ein langer schwarzer Mann kommt zur Türe herein und bleibt in der Mitte der Stube stehen. Der Lesende fragt zum zweiten Male, was sein Begehr sei, erhält aber wieder keine Antwort. Dabei muß er in dem Buche immer weiter lesen, und es dauert gar nicht lange, so geht das Gepolter von neuem los und eine zweite schwarze Gestalt tritt in die Stube und stellt sich neben die erste hin. Ohne von seinem Buche aufzusehen, liest der Bursche immer fort. Jetzt aber tut es einen Schlag, daß das ganze Haus in seinen Grundfesten erschüttert wird, Fenster und Türen springen auf, ein blitzähnlicher Schein fährt durch die Stube, und eine dritte Gestalt, länger als die beiden ersten und noch wilder von Aussehen, tritt dabei in Begleitung von allerhand Tieren, als Raben, Eulen und Elstern, in die Stube und stellt sich nun zwischen die beiden ersten hinein. Jetzt aber wird's unserem Geisterbeschwörer himmelangst, und er ruft aus vollem Halse

um Hilfe. Es dauert aber lange, ehe die gewünschte Hilfe kommt. Endlich kommt der Bruder des Burschen mit noch einigen Nachbarsöhnen nach Hause, und diese sehen nun, was vorgefallen ist. Der Sohn des Wirts, der auch mit hinzugekommen war, läuft sogleich zum Pastor des Ortes, der auch erscheint, dessen Kraft aber zu schwach ist. Er gibt den guten Rat, es solle doch gleich einer nach Theuma zum Pater reiten, der könne Hilfe schaffen. Ohne sich lange zu besinnen, reitet der Sohn des Wirts nach Theuma und erzählt daselbst dem Pater, was vorgefallen ist. Derselbe läßt sich bewegen mitzukommen, und da er ankommt, ist bereits das halbe Dorf vor dem Hause versammelt und sogleich beginnt er seine Beschwörungen. Es dauert auch nicht lange, so entfernen sich die ungebeten Gäste; nur der letzte hielt noch stand und wollte nicht weichen. Als aber der Theumasche Pater ein großes Buch aus der Tasche zog, entfloß er unter fürchterlichem Gebrause durch den Schornstein und ließ einen Schwefelgeruch zurück. Das Buch aber, welches der Bursche gebraucht hatte, nahm der Pater mit und ermahnte noch den jungen Mann, solche Sachen fernerhin zu lassen und nichts zu unternehmen, was er nicht verstehe. (Vgl. Nr. 672 und 692.)

684. Von alten Goldstücken in Treuen.

Gräße, Bd. II, Nr. 683; Köhler, Aberglauben usw., S. 558.

In Treuen gab's in den katholischen Zeiten drei Kirchen. Eine davon hieß die Hilfskirche, diese lag mit ihrem Gottesacker ganz unten, wo man von Altmannsgrün her in die Stadt kommt. Ein alter Einwohner, Bär mit Namen, hatte auf demselben Grund und Boden sein Haus nebst umliegenden Grundstücken. Darunter war eine Wiese, welche einen Abhang mit etwas hervorragenden Steinen, wie von einer Mauer, hatte. Um diese Wiese zu ebnen, wurde der Abhang (in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts) abgegraben und man kam auf einige Grabgewölbe, und in denselben fand man mehrere Menschengeriippe und bei einem derselben drei Goldstücke. Auf einem waren drei, auf dem anderen zwei und auf dem dritten ein Menschenkopf abgebildet. Der alte Bär nahm die Goldstücke an sich und legte sie auf den Fensterstock der Oberstube. Seine Schwester

riet ihm, diese Goldstücke ja nicht vor Ablauf eines Jahres auszugeben; doch Bär folgte nicht, denn nach etwa drei Vierteljahren nahm er dieselben mit auf den Auerbacher Jahrmarkt und verkaufte sie an einen Goldschmied. Nach einem Vierteljahr war er tot.

685. Der unheilvolle Andreasabend.

Gräße, Bd. II, Nr. 682; Röhler, Aberglauben, S. 572.

In den siebzig Jahren des 18. Jahrhunderts trug sich in Schreiersgrün bei Treuen folgendes zu. Sechs erwachsene Mädchen wollten am Andreasabend die Wäschstange schütteln* und mußten, um zu derselben zu gelangen, über eine Hecke steigen. Als sie schüttelten, hörten sie auf einmal von einem geheimnisvollen Wesen die Worte: „Ein Scheffel Därmer.“ Sogleich rissen die sechs Mädchen aus und machten sich wieder über denselben Zaun aus dem Garten heraus. Aber das letzte Mädchen verfiel in dem Geäst, stürzte nieder und verwundete sich dergestalt, daß ihr das Gedärme aus dem Leibe herausging.

686. Orte, aus denen die Sperlinge verbannt sind. E

Röhler, Sagenbuch, Nr. 278.

In dem nur aus wenigen Häusern bestehenden Lauterholz bei Lauterhof und Stangengrün soll man keine Sperlinge finden. Man

* Im Vogtlande schütteln die Mädchen am Andreasabend einen Erbzaun, d. h. einen Zaun, der sich an einem geerbten Grundstücke befindet, und sprechen dazu:

„Erbzaun ich rüttle dich,
Feines Liebchen, ich bitte dich,
Du wolltest mir lassen ein Hündlein beim (bellen),
Wo mein Herzallerliebster wird sein.“

Dann horcht man auf Hundegebell, und in jene Gegend, woher dasselbe erschallt, dahin heiratet man (s. Röhler a. a. D. S. 382). Einen Andreaspruch aus der Sächsischen Schweiz in meinem „Dialekt der Kirchfahrt Sebnitz“, 1898, S. 97.

hat sie schon in Nestern dorthin verpflanzen wollen, aber sie sind nicht geblieben. Dasselbe erzählt man von Karlsfeld, wohin man Sperlinge aus Eibenstock brachte, ohne daß sie geblieben sind. Es wird erzählt, daß diese Vögel von Zigeunern weggebracht worden seien. Auch von Neudörfel bei Schneeberg wird erzählt, daß dortselbst keine Sperlinge nisten.

687. Der krumme Schuß in Zwickau.

Gräße, Bd. II, Nr. 613; Ziehnert, S. 525.

Als 1546 Ferdinand, König von Böhmen, und Herzog Moritz von Sachsen Zwickau belagerten, ist aus der Stadt mit einem Stück (d. h. Feldstück) durch beide Kirchthüren geschossen worden. Die Kirche liegt in der Stadt fast zwischen Morgen und Mittag, die Türen aber gehen gegen Mittag und Mitternacht. Bei der mittäglichen Türe liegt ein Berg vor, und die mitternächtliche geht ganz und gar nicht gegen die Stadt. Darum haben die Alten gemeint, daß diesen Schuß ein Zauberer getan habe, welcher gewußt, daß eben zu selbiger Zeit sich in der Kirche viele vornehme Herren aufgehalten, und sind darum auch keine neuen Türen gemacht worden, sondern nur Brettlein vor die Löcher genagelt worden.

688. Wie die große Glocke in der Zwickauer Marienkirche ihre Stimmung bekommen hat.

Gräße, Bd. II, Nr. 601; Schmidt, Chronica Cygnea, Bd. I, S. 78.

Als die große Glocke auf dem Turm der Marienkirche am 12. Juli 1512 sprang, weil man von acht Uhr abends bis den andern Morgen früh um vier eines schrecklichen Gewitters halber nach damaliger Gewohnheit geläutet hatte, so fragte der Glockengießer, der sie umzugießen hatte, als das Metall schon geschmolzen war, und er das Werk selbst beginnen sollte, die dabeistehenden Ratsherren, was für einen Ton er der Glocke geben solle? Da nun diese verlangten, er soll derselben das Chormas nach der

Orgel, also das bloße C geben, hat er ein Pulver von Kräutern zugerichtet und in das Metall geworfen, und davon hat die Glocke den gewünschten Ton bekommen.

689. Ein Herr von Arnim kann das Feuer versprechen.

Gräfe, Bd. II, Nr. 619.

Südwestlich von Zwickau liegt ein Dorf Planitz, bekannt durch seinen seit dem Jahre 1479, wo ein Jäger leichtsinnigerweise in einen Kohlenbau schoß, brennenden unterirdischen Kohlenstocht (s. Nr. 111). 1689 tauschten es die Arnims gegen Pretsch ein. Einer der Arnims im 18. Jahrhunderte konnte das Feuer segnen. Wenn irgendwo viele Meilen in der Runde eine Feuersbrunst war, holte man ihn oder er eilte selbst hin, ritt um das brennende Haus herum, sprach seinen Segen, und augenblicklich verlöschte die Brunst.

690. Der böse Graf von Wildenfels.

Röhler a. a. D., Nr. 99.

Ein böser Graf von Wildenfels ist einst in ein Pfund Hirse verbannt worden. Er muß so lange darin bleiben, bis der Haufen, von dem jedes Jahr nur ein einziges Körnchen abfällt, verschwunden ist. Dieser Graf ist nämlich bei seinen Lebzeiten sehr unbarmherzig und geizig gewesen. Während einer großen Teuerung war ihm das Getreide noch nicht teuer genug, daher verkaufte er seine Vorräte nicht. Da kam ihm aber der Wurm hinein, der das ganze Getreide durchwühlte. Auch jetzt gönnte es der Graf niemandem, sondern ließ es fuderweise in die Mulde schütten. Zur Strafe wurde er nach seinem Tode in den Hirse verbannt.

691. Der Wechseltaler.

Aberglaube im Erzgebirge vor fünfzig Jahren, Globenstein bei Rittersgrün 1891.

Wer einen Wechseltaler haben will, der braucht nur eine Raße in einen Sack zu stecken und damit um Mitternacht vors Kirchen-

tor zu gehen. Dort legt er den Sack schön sachte hin und sagt: „Teufel, ich bring dir hier eine Seele, du mußt mir aber einen Wechseltaler dafür geben.“ Der Teufel kommt auch und schmeißt ihm einen Taler vor die Füße. Nun heißt es aber, fix zugreifen und ausreißen; denn wenn der Böse in den Sack hineinguckt und sieht, daß er betrogen ist, so schmeißt er ihn voller Wut an die Kirchentür. Wer dann das Rahengeschrei noch hört, der wird davon stocktaub, und der Taler ist auch verschwunden.

Ist einer nun glücklich in den Besitz eines Wechselalers gelangt, so ist ihm für immer geholfen. Denn er kann damit bezahlen, so oft er will, immer ist der Taler wieder in seiner Tasche. Man kann den Taler jedoch aufhalten, wenn man ihn in ein Glas tut und ein Gesangbuch darauf legt. Dann kann er nicht wieder fort und tanzt im Glase so lange, bis der, der ihn ausgegeben hat, voller Angst gelaufen kommt und ihn um jeden Preis zurückkauft.

Wer ihn für immer los sein will, der muß sich rücklings ans Wasser stellen und den Taler über den Kopf hinter sich werfen; er darf aber dabei weder rückwärts, noch zur Seite, noch auf den Boden gucken. Dann kommt der Böse und holt seinen Taler wieder. (Vgl. Nr. 717.)

692. Das Zauberbuch und die gespenstlichen Krähen.

Röhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 258.

Eine alte Frau in Bernsbach, die selbst schon Großmutter war, erzählte, daß ihr Großvater einst einen alten Freund, der Gasthofsbesitzer in einem andern Orte war, besucht habe. Da gerade Heuernte gewesen, sei der Wirt mit allen seinen Leuten auf die Wiese gegangen, so daß nur sein alter Freund in dem Gasthose zurückblieb. Dieser erhielt den Auftrag, Bier zu verschenken, wenn Gäste kämen. Als er nun allein gewesen, hätte er ein Buch aus einem Schranke genommen und sich mit Lesen darin vertieft. Auf einmal wäre eine Krähe an das Fenster gekommen, und bald darauf wären noch mehrere gefolgt, welche sich sämtlich vor der Haustüre niedergelassen hätten. Auf einmal wäre aber der Wirt atemlos in das Haus gestürzt gekommen, hätte dem sonst sehr lieben Freunde eine Ohrfeige gegeben, das Buch weggenommen und die Worte ge-

sprochen: „Wäre ich nicht gekommen, so wärest du in einer Viertelstunde tot gewesen, denn die Krähen hätten dich umgebracht!“

Daran ist bloß das Lesen in dem geheimnisvollen Buche schuld gewesen. (Vgl. Nr. 672 und 683.)

693. Vom Festmachen der Speisen.

Lehmann, Histor. Schauplatz, S. 869 u. 870; Köhler a. a. D., Nr. 269.

Ein Bergmann in Seifen hatte ein Doktor Faustisches Kunststück, indem er zur Lust in Gesellschaft über dem Essen alle Speisen stahlfest machte, daß kein Mensch, ehe er wollte, einen Bissen abschneiden konnte. — Desgleichen war zum Elterlein ein Schlosser, Zacharias Vogel, der eine gute Zeit im Kriege gedient hatte und endlich Leutnant geworden war. Dieser konnte nicht nur sich selbst, sondern auch andere Menschen und alles Vieh, wie auch Käse, Butter, Brot und andere Speisen fest machen.

694. Die verbannten Grillen zu Elterlein.

Chr. Lehmann, Collectanea, S. 255.

Zu Elterlein bei einem Bäcker, der eine große Menge Grillen in den Stuben gehabt, die sich von Mehl und Teig mächtig genährt und im Teig stecken blieben, hat es sich begeben, daß er läßt durch einen Umläufer die Grillen aus den Stuben bannen, die er allezeit frühe und des Nachts, ehe er wirken wollte, von den Trögen auspochen und wegjagen mußte. Der böse Mensch nimmt Geld auf Vorteil und bannt die Grillen in den Stall unter das Vieh. Das schreit und ruft von ihrem Beißen, daß der Wirt aufs neue doppelt Geld dem Betrüger geben muß, daß er sie wieder aus dem Stalle bringet und wegschaffet.

695. Festgemachte werden von ihrem Wesen und ihrer geheimnisvollen Kraft befreit.

Röhler Nr. 271; Lehmann, Histor. Schauplatz, S. 878 u. 874.

Im Jahre 1652 lebte zu Sazung ein ehemaliger Soldat, Michael Vogel, welcher der Festigkeit wegen ein Amulett am Halse trug und nun beim Trunk immer Zank und Schlägeret anfang. Als er aus dem Kriege nach Hause kam, warf er das Amulett weg, aber es kam aus Feuer und Wasser wieder. Endlich wurde sein Beichtvater auf das Amulett aufmerksam und nahm es an sich. Michael Vogel sagte, er müsse es mit gewissen Zeremonien abnehmen, doch der Priester versicherte, der Teufel habe über ihn keine Gewalt, er wolle es schon wegschaffen. Damit ging er zu einem Schmied und warf es ins Feuer. Da fuhr's zur Esse hinaus mit Ungestüm und pläzte wie ein Doppelhaken. Darauf wurde der Kerl ganz anders, friedlich und sitzsam.

Ähnliches begab sich 1639 in Grünhain. Ein junger Fleischer hatte sich bei den damals auf Scharfenstein liegenden Schweden festmachen lassen; davon wurde er so blutdürstig und unbändig, daß er beim Trunk keines Menschen Freund war. Als er sich aber verheiratete und in die Zunft aufnehmen ließ, trachtete die Freundschaft darauf, wie er die Festigkeit loswerden möchte. Man brauchte allerlei Mittel, aber vergebens, bis endlich einer die Teufelei aus dem Leibe purgierte und eine Hummel von ihm kam.

696. Von dem an eine Stelle festgebantten Sohne zu Freiberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 278; Moller a. a. D., S. 220 ff.; Camerar., Horae subcis. Bd. III, S. 124; Cur. Sax. 1736, S. 3 ff. (Hilfcher), Das verwünschte Kind zu Freiberg, Freib. 1747, 8; poet. beh. b. Segniß, Bd. I, S. 20.*

Im Jahre 1545 hat ein Bürger zu Freiberg, namens Lorenz Richter, seines Handwerks ein Leineweber, welcher auf der Weingasse gewohnt, seinem vierzehnjährigen Sohne etwas zu tun be-

* Eine ähnliche Sage von einem Kornwucherer aus Pöthen bei Halberstadt erzählt Knauth, Chronik des Klosters Zelle, Teil VIII, S. 285.

fohlen. Als dieser nun nicht alsobald den Befehl vollzogen, sondern in der Stube eine Zeitlang stehen blieb, hat er ihn aus zornigem, ergrimmtem Gemüthe verwünscht und gesagt: „Ei so stehe, daß du nimmermehr fortgehen könntest!“ Auf diesen Fluch und Verwünschung des Vaters ist der Knabe auch stracks stehen geblieben, daß er nicht von der Stelle kommen konnte, hat auch drei Jahre ganz auf derselben Stelle gestanden, also daß er eine tiefe Grube in die Diele getreten und man ihm des Nachts, wenn er schlafen wollte, ein Pult untersetzen mußte, damit er den Kopf und die Arme darauf legen und ein wenig ruhen konnte. Weil aber die Stelle, da er gestanden, nicht weit von der Stubentür beim Ofen, und den Leuten, die in die Stube gegangen, gleich im Anlaufe gewesen, so haben die Geistlichen bei der Stadt auf ihr vorhergehendes, fleißiges Gebet ihn von dem Orte aufgehoben und gegenüber in den andern Winkel der Stube glücklich und ohne Schaden, wiewohl mit großer Mühe, gebracht, denn wenn man ihn sonst forttragen wollen, ist er alsbald mit unaussprechlichen Schmerzen befallen und ganz wie rasend worden. An diesem Orte, sobald man ihn wieder niedergesetzt, hat er ferner bis ins vierte Jahr gestanden und die Diele noch tiefer durchgetreten als zuvor, da man denn einen Vorhang um ihn geschlagen, daß ihn die Aus- und Eingehenden nicht so sehen können, welches auf seine Bitte geschehen, weil er am liebsten allein gewesen und wegen steter Traurigkeit nicht gern viel geredet. Endlich hat der gütige Gott ihm die Strafe in etwas gemildert, so daß er das letzte halbe Jahr sitzen, sich auch ins Bette, so neben ihn hingestellt worden, legen können. Wenn ihn jemand gefragt, was er mache, hat er gemeiniglich geantwortet, er werde von Gott dem Herrn seiner Sünden wegen gezüchtigt, setze alles in dessen Willen und halte sich an das Verdienst seines Herrn Jesu Christi, auf welches er hoffe selig zu werden. Hat sonst ganz elend ausgesehen, ist blaß und bleich von Angesicht und hager und schwächtigen Leibes, auch sehr mäßig in Essen und Trinken gewesen, daß man ihm oft die Speisen einnötigen müssen. Nach verfloffenen sieben Jahren ist er dieses seines betrübten Zustandes den 11. September 1552 entbunden worden und im wahren Bekenntnis und Glauben an den Herrn Christum eines natürlichen, vernünftigen Todes, nicht aber an der Pestheuche, wie einige geschrieben, gestorben. Die Fußstapfen hat man nach langer Zeit an beiden Orten im gedachten Hause in

der oberen Stube, da sich die Geschichte begeben, die ersten beim Ofen, die andern in der daneben befindlichen Kammer, indem die Stube hernach kleiner gemacht und unterschieden worden, sehen können. Den Vater, von dem man gemeldet hat, daß man ihn wegen der erfolgten Wirkung seiner Verwünschung den himmlischen Vater genannt habe (dies ist unrichtig, sondern er erhielt den Namen, weil er in dem zu Pfingsten 1516 zu Freiberg auf dem Markte gehaltenen geistlichen Spiele den Gott-Vater agiert hatte), hat besagte Fußstapfen in den Dielen alsbald nach des Sohnes Tode aussetzen lassen wollen, weil er sich wegen seines unbesonnenen Eifers und Fluchs geschämt; es hat ihm dies aber der Rat untersagt und geboten, daß er solche zum immerwährenden Gedächtnis stehen lassen mußte.

697. Das Schmaßen der Toten in den Gräbern.

Röhler, Nr. 267; Moller, *Theatrum Freiberg. Chron.*, Bd. II, S. 254;
Willisch, *Kirchen-Hist. v. Freyberg usw.*, Bd. II, S. 378.

Im Jahre 1552 hat in den Dörfern um Freiberg die Pest grassirt; sonderlich starb viel Volk zu Hermsdorf, Claußnitz und Dittersbach. Das Volk glaubte dabei, daß die toten Körper in den Gräbern anfangen zu essen und einer den andern nachholete. Etliche, die auf den Gräbern gestanden, erzählten, daß sie gehört, wie die Toten unter der Erde schmaßten. Deswegen hat man den Verstorbenen die Köpfe mit einem Grabscheite abgestoßen oder sie ganz verbrannt und dabei gemeint, so das Unheil und Sterben abzuwenden. Es hat aber nichts geholfen, denn die Pest hat als Strafe Gottes noch heftiger überhandgenommen, so daß einzelne Dörfer fast ausstarben. (Vgl. Nr. 708.)

698. Der Räuber Hartenkopf bei Zelle ist kugelfest.

Gräbe, Bd. I, Nr. 362; Knauth, Teil VII, S. 240 ff.

Im Zellwalde beim Kloster Zelle, und zwar besonders in dem alten Gemäuer, welches gemeine Leute für den Stadel eines alten Nonnenklosters ausgeben, hatte sich ein Fleischer, namens Hartenkopf aus Siebenlehn, festgesetzt und beschlossen, hinfüro von Raub

und Mord zu leben, weswegen die Leute den Fußweg, der von Siebenlehn nach Roßwein führt, nicht mehr sicher wandeln konnten noch wollten. Weil sich nun dieser Schnapphahn nicht nur am Leibe festgemacht, sondern auch mit Geschütz und Gewehr versehen, also daß allen denen, so ihm zu nahe kommen würden, der Tod drohte, konnten die aufgebotenen Landgerichte und Amtsuntertanen, weil jeder für seine Haut fürchtete, wenig schaffen, bis endlich eine von Roßwein aus kommandierte kurfürstlich sächsische Korporalschaft vom Leibregiment zu Roß dieses Raubnest ersprengte; weil aber die bleiernen Kugeln an dem Räuber nirgends haften wollten, haben sie endlich noch mit einem geladenen silbernen Knopfe den Zauber gelöst und den Leib zugleich mitgefällt.

699. Der Feuerreiter zu Rössen.

Röhler a. a. D., Nr. 280.

Vor hundert Jahren lebte in der Umgegend von Rössen ein Rittergutsbesitzer, der konnte das Feuer bannen. War irgendwo ein Brand ausgebrochen, so kam er eilends angeritten, jagte dreimal unter geheimnisvollem Murmeln um das Feuer herum, dann schnell wieder fort und über ein fließendes Wasser, worauf das Feuer erlosch. Wäre er nicht über ein Wasser geritten, so würde das Feuer ihn verbrannt haben.

Zur Zeit, als die Leute ihr Brot noch selbst einteigten, pflegte man in der Rössener Gegend bei ausgebrochenem Feuer den Backtrog vors Haus zu tragen und nach dem Feuer gerichtet an das Haus anzulehnen. Dann wendete sich der Wind vom Hause ab. Auch schaffte man beim Retten niemals zuerst die Betten aus dem Hause, sondern irgend etwas anderes, da sonst die Kräfte gelähmt wurden.

700. Die Wunderburg bei Roßwein.

Gräbe, Bd. I, Nr. 358; Knauth a. a. D., Teil III, S. 383.

In der Nähe der Stadt Roßwein liegt ein Hügel, auf dem schon vor grauen Zeiten eine Burg gestanden haben soll, worin ein

Raubritter mit seiner Geliebten wohnte. Von dieser sogenannten Wunderburg sieht man aber jetzt nichts mehr als einen aufgeworfenen Erdwall. Außer diesem findet sich aber hier ein seltsamer Rasenkreis, ganz nach Art eines Labyrinths angelegt, wo sich früher die Jugend mit Tänzen zu belustigen pflegte. Dieser Kreis soll einst von einem zauberischen Mönche ausgetanzt worden sein, wie der Tanzkreis der Böhmenkönigin Libussa auf dem Wischerad bei Prag, den man noch jetzt zeigt.

701. Dr. Fausts Höllenzwang.

Gräße, Bd. I, Nr. 615; Ziehnert, S. 528.

Dr. Fausts Höllenzwang nennt die Sage ein Buch, in dem die Kunst gelehrt wird, Geister zu zitteren, ja selbst den Teufel sich dienstbar zu machen, was der berühmte Dr. Faust auch mit Hilfe dieses Buches bewirkt haben soll. Dieses Buch haben schon viele Freunde der schwarzen Kunst vergeblich gesucht, indem sie den Dornstrauch nicht wissen, unter dem es hinter dem Chemnitzer Schlosse, am Wege nach dem Rüdowald, vergraben sein soll. (Vgl. Nr. 712.)

702. Das Zauberpferd bei Berthelsdorf.

Gräße, Bd. I, Nr. 396; Monatl. Unterr. a. d. Reihe d. Geister, Bd. III, S. 417 ff.

Am 6. Februar 1731 saß der Amtsaktuar zu Rochsburg mit einem Freunde abends zwischen 7 und 8 Uhr in einer Stube. Da erhob sich auf einmal ein furchtbarer Sturmwind und gleichzeitig hörten sie eine Mannsstimme laut und erbärmlich ohne Unterlaß rufen: „Um Gottes willen, helft mir, helft mir.“ Sie eilten schnell herunter in der Meinung, daß jemandem ein Unglück während des heftigen Schneesturmes zugestoßen sei, suchten in diesem Schnee nach Menschenspuren und wurden dabei von drei herrschaftlichen Jägern, die denselben Ruf gehört hatten, unterstützt. Diese suchten nun weiter die nächste Umgebung ab, wobei ihnen ihr Hund aber keine Gesellschaft leistete, sondern ängstlich zurücklief; der Aktuar hörte aber das Rufen noch lange, bis es endlich aufhörte. Halb erfroren

kehrten alle in die Stadt zurück und begaben sich in den Gasthof, wo sie noch elf andere Personen fanden, die dasselbe Rufen gehört hatten und in gleicher Absicht aus ihren Häusern herbeigeeilt waren. Gesprächsweise aber erfuhr der Aktuar, daß einzelne dasselbe Geräusch früher schon oft dort gehört hatten.

Am nächsten Tage ward jedoch auf dem Gerichtsamt angezeigt, daß an demselben Abend ein alter Mann aus Berthelsdorf sich in Rochsburg von einem Bäcker einen Sack voll Brezeln geholt hatte, um dieselben auf den nahe gelegenen Dörfern herumzutragen und zu verkaufen. Als derselbe an die Stelle kam, wo sonst der brennende Mönch zu erscheinen pflegt, erhob sich plötzlich ein furchtbarer Sturmwind, und jener erblickte vor sich eine Anzahl Pferde, auf deren eins er nebst seinem Sack durch eine unsichtbare Gewalt geschwungen ward. Darauf flog besagtes Pferd mit ihm in die Luft und drehte sich in einem Wirbel herum, so daß er vor Angst nicht wußte, was er mit seinem Brezelsack anfangen sollte. Er sah schon das gräßliche Schloß und die umliegenden Dorfschaften unter sich liegen; nachdem er aber ganz verzweifelt zu Gott gebeten, er möchte ihm doch in seiner Not zu Hilfe kommen, ward er, als gerade die Glocke elf schlug, durch eben diese geheimnisvolle Kraft wieder an diejenige Stelle, wo ihn das Pferd aufgenommen hatte, zurückversetzt, und nun gelang es ihm, seine Behausung zu erreichen; er verfiel aber sofort in eine schwere Krankheit.

703. Die behegten Brote zu Falkenhain.

L

Gräke, Bd. I, Nr. 369; Knauth, Teil VII, S. 261.

Im Dorfe Falkenhain bei Mittweida hat sich im Mai des Jahres 1697 folgendes Wunder zugetragen. Man hat auf dem Rittergute Brot gebacken, und da ist zu drei verschiedenen Malen von beglaubten Leuten ganz sicher beobachtet worden, daß die eingeschobenen Brote von selbst fortrückten oder nach den Winkeln zu wichen oder gar zum Ofen herausfuhren.

704. Ein Pfaffe bannet einen Flüchtling.

Gräße, Bd. I, Nr. 375; Heine, Beschreibung von Rochlitz, Leipzig 1719, S. 62 ff.

In den Türmen des Rochlitzer Schlosses, die man vorzeiten die Rochlitzer Zupen nannte und von denen man sagte, daß, wer sie an habe, nicht erfriere und auch nicht von den Wölfen gestressen werde, lag im Jahre 1530 ein böhmischer Edelmann gefangen. Der kam jedoch mit sonderbarer Behendigkeit an einem Strohseile heraus und ward frei. Da hat ein katholischer Pfaffe seine Zauberei gebraucht, daß er nicht fortkommen konnte, ob er schon eine halbe Meile weg gewesen. Der Pfaffe kehrte nämlich die Bilder in der Kirche um, daß sie den Rücken gegen das Volk zu wendeten. Nun sagte der wiedergefangene Edelmann aus, daß er oft einen weiten Weg gegangen und gemeint, er wäre weiter als eine Meile von der Stadt, allein je weiter er gegangen, desto näher wäre er wieder zum Schlosse gekommen. Doch ward ihm hernach das Leben geschenkt.

705. Festmachen hilft nichts.

Gräße, Bd. I, Nr. 427; Vogel, Annalen, S. 831.

Am 10. Mai des Jahres 1684 ist frühmorgens in der Pleiße bei der Nonnenmühle ein ertrunkener Mensch gefunden worden, der aus dem Paffe, den er in seiner Tasche trug, als ein Nadjlergeselle namens Peter Wahrmond erkannt ward und aus Merseburg gebürtig war. Man fand bei ihm einen Zettel, auf dem viele Charaktere und ein zauberischer Segen geschrieben war, und darunter standen die Worte: „Wer diesen Zettel bei sich trägt, der soll von keinem Feuer verbrannt, von keinem Feuer verletzt und verwundet werden, auch in keinem Wasser ersaufen können.“ Was nun dieser Aberglaube geholfen, das hat der Ertrunkene mit Verlust seines Lebens erfahren.*

* Aber das Festmachen finden sich aus Sachsen verschiedene Sagen. So hat im Jahre 1634 im Hornung zu Meißen ein gottloser Soldat beim Trunk geschworen, der Teufel solle ihn hinführen, wenn er sich nicht wider alle Wehr und Waffen fest und gefroren machen könne. Darauf hat er zum andern Male sein bloßes Schwert mit solcher Macht in seinen bloßen

706. Die Pestmüller in Leipzig.

Schriß. Lehmann, Histor. Schauplatz, S. 964.

Ehe Anno 1643 etliche Hundert meist Vornehme in Leipzig an hitzigen Fiebern und andern Krankheiten hingerissen wurden, haben die Mühlgänge in St. Thomas Mühle von sich selbst zu gehen angefangen. Der Müller läuft zu und findet zwei Jünglinge, die mahlen. Er verweist's ihnen, daß sie sich nicht angemeldet hätten, sie antworteten aber: „Gib dich zufrieden:

Wir mahlen den Reichen den Tod,
Den Armen aber das Brot.“

707. Die seltsamen Bienen zu Leisnig.

Gräße, Bd. I, Nr. 344; Kamprad, S. 493.

Im Jahre 1578 hat ein Bürgermeister zu Leisnig von dem Pfarrer zu Langenleuba einen Bienenschwarm um zwölf Groschen gekauft und in seinen Garten tragen und einfassen lassen, welche aber etliche Male aus unterschiedlichen Stöcken gezogen und sich doch allezeit wieder angelegt haben. Daraus hat dann der Bienemann gemerkt, daß eine Person, welche die Bienen nicht leiden können, im Garten vorhanden sein müsse, und als er sich darnach umsieht, so wird er des Ger. Jr. (der Name ist nicht näher bezeichnet)

Leib gestoßen, daß er sich krümmen müssen, und ist auch nicht das geringste an seinem Leibe verletzt worden. Als er aber solches zum dritten Male tun wollen, ist das Schwert jählings durch die Brust in den Leib und das Herz hineingefahren, daß der gottlose Mensch elendiglich gestorben und zugrunde gegangen (s. Gwerb, Von dem abergläubischen Besegnen, S. 129). Einen andern Fall erzählt Misander, Deliciae Historicae oder Histor. Ergötzlichkeiten. Dresden 1698. 8^o. S. 159, nach Luther (Werke, deutsch. Jen. N. Bd. VIII, S. 121a). Es ist nämlich einmal ein Jude zu Herzog Albrecht zu Sachsen gekommen und hat ihm einen Knopf mit seltsamen Charakteren und Zeichen angeboten, der sollte für kalt Eisen, Stechen und Schießen dienen. Da hat der Herzog gesagt: So will ich's mit dem Juden zuerst probieren. Er hat ihn vors Thor ins Feld hinausgeführt, ihm den Knopf an den Hals gehängt, sein Schwert gezogen und ihn durchstochen, also daß ihm sein Schemhamphoräsch Tetragrammaton nichts geholfen. — Vgl. auch die Sagen unter Nr. 270 bei Röhlcr, Sagenbuch des Erzgebirges.

gewahr; solchem befiehlt er, wegzugehen. Sobald der entfernt ist, faßt er die Bienen, darauf sie willig geblieben sind und sich drei Jahr wohl genährt und gemehrt haben.

M **708. Die schmazenden Toten zu Dschaz.**

Gräße, Bd. I, Nr. 299; Hoffmann, Bd. I, S. 182.

Als die Pest 1552 zu Dschaz wütete, wurden zu Ende des Augusts zwei Wächter angestellt, welche drei Nächte auf dem Gottesacker wachen und horchen sollten, ob es wahr sei, was man berichtet, daß die Toten geschmakt hätten. Es war nämlich die Sitte, wenn man solches vernommen und daraus geschlossen hatte, daß die schmazenden Toten noch mehrere ihrer Freunde nachholen würden, dieselben auszugraben, ihnen die Kleider, daran sie kaueten, aus dem Munde zu reißen und ihnen mit dem Grabseile den Kopf abzustechen. Noch heute entfernen an vielen Orten im Königreiche Sachsen darum die Leichenweiber sorgfältig alles vom Munde des Verstorbenen, ehe er eingefargt wird, damit er nichts von seinem Anzuge mit demselben erreichen kann. (Wgl. Nr. 697.)

709. Der versteinerte Mensch bei Diesbar.

Gräße, Bd. I, Nr. 56.

Wenn man von dem Dorfe Diesbar nach Seußlitz in der Nähe von Meißen geht, erblickt man einen hohen Felsen, dessen eckige Kante einem Menschengesichte gleicht. Das Volk erzählt sich, es hätten in einer nahegelegenen Schlucht zwei Brüder gewohnt, die das Räuberhandwerk getrieben, aber beide ein Mädchen geliebt hätten, über deren Besitz sie in Streit geraten wären. Das Mädchen habe aber endlich einem derselben den Vorzug gegeben, und dieser habe seine Geliebte über die Elbe auf der sogenannten Diebesfähre geführt, sein Nebenbuhler aber, als er das gesehen, habe sich aus Verzweiflung vom Berge herabstürzen wollen, sei jedoch von einem Zauberer in einen Felsen verwandelt worden.

710. Die unerlöste Jungfrau am Burgwartsberge bei Pesterwitz.

Mitgeteilt von Max Naumann, Dresden.

Vor vielen Jahren durchwanderte um die Mittagsstunde ein Jüngling den Wiesengrund am Burgwartsberge bei Pesterwitz, als er durch den leisen Ruf: „Komm, holder Jüngling, erlöse mich!“ in seinem Weiterstreiten gestört wurde. Sofort eilte er dem Berge zu und stand bald vor einer liebrenden Jungfrau. Er war wie geblendet von ihrer großen Schönheit. Das Staunen benahm ihm die Sprache und er vermochte nur die Worte zu stammeln: „Was soll ich tun, um dich zu besitzen?“ Da sprach die Jungfrau: „Du sollst morgen um die selbe Stunde wieder an diesen Ort kommen und mich dreimal küssen! Aber ich komme nicht in meiner jetzigen Gestalt, sondern bin verwandelt; du darfst dich deshalb nicht entsetzen, sondern mußt tun, wie ich dir geheizen. Du bist ein Glückskind, denn nur wenigen ist es beschieden, mich zu sehen, obgleich viele den Weg wandeln.“

Sie ergriff des Jünglings Hand und ein warmer Strom ging durch seine Adern. Da sprach sie wieder: „Es lohnt sich wohl, meinen Wunsch zu erfüllen, denn schau! Alles, was du hier siehst, ist dann dein.“ Bei den letzten Worten hatte sie sich an seine Seite gestellt; da sah der Jüngling ein Thor, das in den Berg hinführte und das sich geräuschlos geöffnet hatte. Ein seltener Anblick bot sich ihm dar. Das Innere des Berges war mit Gold wie beschüttet; die Wände schmückten edele Steine, die Geräte waren von Gold und Elfenbein, in der Mitte aber stand ein Thron von solch großer Schönheit, daß der Jüngling die Augen wie geblendet beschatten mußte. Er wollte nach dem Eingange, aber erschrocken riß ihn die zarte Jungfrau zurück und rief: „Du bist des Todes, wenn du einen Schritt über die heilige Schwelle meines Reiches tust!“ „Verzeih,“ sprach der Jüngling, „es war nicht Habsucht, was mich veranlaßte in dein Reich einzutreten; nur der Glanz und die Pracht hatten mich verwirrt.“ Lächelnd strich sie mit der Hand über des Jünglings Scheitel und sprach: „Ich glaube dir, aber alle Pracht wird dir erst morgen offenbart. Hinter dem Throne steht eine Braupfanne, angefüllt mit Gold, und diese ist das Verderben des Bösewichtes, der ohne bestandene Prüfung oder aus Habsucht,

die Pforte überschreitet. Dann stürzt alles zusammen, und der Übeltäter wird von dem Golde verschüttet, nach dem er die Hand auszustrecken wagte. Also komm morgen wieder. Dann bringen hundert weiße Pferde auf kostbaren Wagen den Schatz aus diesen Bergen nach dem Orte, wo du dich niederlassen willst, und in wenigen Augenblicken wirst du ein Schloß an der gewählten Stätte entstehen sehen, wie es dein Herz sich wünscht. Alles ist dein, und ich will dir dienen mein lebelang.“ „Du mir dienen? Nein, niemals! Mein kostbarster Schatz sollst du sein; nichts will ich besitzen von all deinem Reichtum, nur dich. Komm, folge mir wie du bist; ich führe dich in mein liebes Elternhaus und mit Freuden wirst du von meinen hochbetagten Eltern aufgenommen; komm, mein Lieb, und folge mir!“ Bei den letzten Worten hatte er den Arm um ihre Schulter gelegt. Da ertönte vom nahen Kirchturm der Glockenschlag eins. Auch aus dem Innern des Berges verkündete ein heller Ton die erste Stunde, dem ein dumpfer Schlag folgte. Der Jüngling wollte nochmals das Wort an seine Gefährtin richten, aber die Hand, die soeben noch den zarten Leib umschlungen gehalten hatte, hielt einen kleinen Vergiftmeinnichtstrauß. Das war alles, was ihn an den Zauber der letzten Stunde erinnerte. Von den Zweigen aber sangen die Vögel, im Grase zirpte die Grille und in den mächtigen Eichen und Buchen rauschte es: „Komm morgen wieder, komm morgen wieder!“

Langsam wandte er seine Schritte heimwärts. In Sinnen verloren verbrachte er die Stunden, die ihm in der Erwartung des Kommenden viel zu langsam verstrichen; die Nacht aber wälzte er sich auf seinem Lager, und schwere Träume ängstigten ihn.

Endlich nahte die gestern festgesetzte Stunde. Langsamem Schrittes machte er sich auf den Weg und hatte bald den westlichen Ausläufer des Berges und den Wiesengrund erreicht. Eine starke Erregung hatte sich seiner bemächtigt und tausend Gedanken schossen ihm blitzschnell durch den Kopf. Das Herz drohte vor Erregung stillzustehen. Sein Blick hing mit zweifelhaften Gefühlen an der Stelle, wo gestern der Ruf erschollen war, aber nichts deutete darauf hin, daß sich dort etwas Besonderes für sein Leben ereignen sollte; alles atmete Ruhe und Frieden. Da ertönten zwölf Glockenschläge und kündeten die Stunde der Bestellung an. Er lauschte nach den Tönen; da stand wie aus der Erde gezaubert die weiße

Gestalt wieder an der Stelle und rief: „Komm, holder Jüngling, erlöse mich!“ Er versuchte wieder wie am gestrigen Tage mit wenigen Schritten den Platz zu erreichen, aber die Füße waren wie an den Boden geheftet, und das Strauchwerk, das er vordem übersprungen hatte, setzte sich heute seinem Lauf als ein Hemmnis entgegen. Es hing an seinen Kleidern und er verfang sich darin mit seinen Füßen, so daß er oft strauchelte; aber immer wieder sah er durch die grünen Blätter das weiße Kleid, und unaufhaltsam drang er bis zu der Stelle vor. Aber was bot sich seinen Blicken? Wo eben noch die holde Schönheit gestanden hatte, saß eine große abschreckend häßliche Kröte, die ihre glühenden Augen auf ihn heftete und den Mund weit öffnete. Er taumelte zurück und lehnte sich an einen nahen Baum; Schweiß rann an seinen Gliedern nieder, die Arme hingen ihm schlaff am Körper herab; er schien wie gelähmt. Da klang es wieder durch die Zweige: „Komm, erlöse mich!“ Er ging wieder auf die unförmliche Gestalt zu und wollte mit schnellem Entschluß der Kröte die drei Küsse ausdrücken, aber wieder öffnete diese das breite Maul, und ein pestilischer Gestank drang ihm entgegen, der ihm die Sinne zu benehmen schien; wieder lehnte er sich an den Baum, aber wieder rief es: „Komm, erlöse mich!“ Nochmals nahm er alle Kraft zusammen und schritt wieder vor, aber das Tier schien gewachsen zu sein; es hatte sich emporgerichtet, um ihn zu empfangen. Er sah am Leibe die widerlichen gelben und braunen Flecke, zwischen den Rippen entströmte heißer und stinkender Brodem, und zum Überschuß stieß sie jetzt noch Zähne aus, die ihn erbeben machten.

Sein Mut war gebrochen. Er wandte seine Schritte bergabwärts; seinen Körper schüttelte der Frost. Er war wie gebrochen und mußte sich am Fuße des Berges auf einen Stein setzen. Da erklang wieder die Glocke, die die erste Stunde verkündete; wieder hörte er aus dem Berge das helle Glöckchen. Seine Augen streiften unwillkürlich die verhängnisvolle Stelle. Da stand noch einmal die schöne Jungfrau in ihrer ganzen Pracht. Er streckte die Arme sehnsüchtig aus, um zu ihr zu eilen, aber sie rief: „Du hast dein Glück verwirkt; nun muß ich wieder dreihundert Jahre schlafen!“

711. Die gefesselte Schlange im Willischberge.

Aber Berg und Thal, 15. Jahrgang (1892), Nr. 11, S. 307.

Auf dem Willischberge, unweit Kreischa, befindet sich eine alte Schachtöffnung, von der das Volk nachstehende Sage erzählt:

Aller hundert Jahre zeigt sich in der Nähe des Schachtloches ein Gespenst in weiblicher Gestalt. So geschah es auch gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, als ein junger Gutsbesitzer aus dem in der Nähe des Willisch gelegenen Dorfe Hermsdorf in später Nacht auf dem Kreischaer Kirchsteige über das Gebirge seiner Heimat zuwanderte. Das Gespenst trat an ihn heran und begleitete ihn bis in seine Wohnung. Hier bat ihn die Gestalt flehentlich, sie von dem Banne zu erlösen, der auf ihr ruhe. Sie sei in eine Schlange verwandelt worden, die mit einer goldenen Kette an einen Altar in ihrem Schlosse gefesselt sei, und sie könne nur dann von dem auf ihr ruhenden Banne erlöst werden, wenn eine Mannsperson, ehe die Mitternachtsstunde ausgeschlagen habe, die Schlange dreimal küsse. Gesähähe dies nicht in derselbigen Nacht, so müsse sie wiederum hundert Jahre warten, ehe sie auf Erlösung hoffen dürfe. Auf ihre wiederholten Bitten entschloß sich der junge Mann, sie auf seinem in den Wald am Fuße des Willisch führenden Feldwege zu begleiten. Unterwegs teilte sie ihm mit, daß die Pforte ihres Schlosses von zwei großen schwarzen Hunden bewacht werde. Er brauche sich aber nicht vor denselben zu fürchten, sie würden ihm nichts tun. Als er an der erleuchteten Pforte ankam, verschwand plötzlich das Gespenst, und der junge Mann erblickte im Hintergrunde der Pforte die gefesselte Schlange mit erhobenem Vorderteil ihres Leibes. Da hob die Turmuhr zu Reinharbdsgrimma an, die Mitternachtsstunde zu schlagen. Die Schlange neigte dabei ihr Haupt und bei jedem folgenden Schlage neigte sie sich tiefer und tiefer. Aber dem jungen Manne graute davor, die Schlange zu küssen. Als der letzte Schlag erklang, tat es einen Knall, das Licht erlosch, und der junge Mann sah sich vor der finstern Schachtöffnung stehen. So erzählten sich früher die Leute, die in der Nähe des Willisch wohnen.

712. Ein Maurer findet einen Höllenzwang.

Gräße, Bd. II, Nr. 615 Anm.

Ein Maurer in der Gegend von Pirna fand beim Einreißen eines Hauses unter dem Dache einen Höllenzwang. Er steckte ihn ein und konnte das Buch dann nie wieder los werden; selbst in der Kirche hatte er ihn statt des Gesangbuchs in der Hand. Endlich sagte ihm ein Schäfer, er solle ihn über ein Haus werfen. Dies tat er, und nun erst ward er ihn los. (Vgl. Nr. 701.)

713. Reise durch die Luft gelingt nicht.

Gräße, Bd. I, Nr. 178; Pirn. Ann., S. 458.

Ist ein Sattler zu Pirna gewesen, der ist allemal des Sonntags auf einem bloßen Sattel sitzend durch die Luft in die Kirche gefahren. Der hat einen Lehrling gehabt, eines Bürgermeisters Sohn von Sonnenwalde, der hat einmal um zwölf Uhr mittags des Jahres 1545, da der Meister heim zu Tische gegangen, sich auf diesen hölzernen Sattel gesetzt und auch hinauffahren wollen, ist aber vom Sattel zur Erde gefallen und sogleich tot geblieben.

714. Der Westhändler bei Pirna.

Gräße, Bd. I, Nr. 206; J. Prätorius, Der abenteuerliche Glückstopf, o. D. 1669, 8., S. 509 ff.

Zu Ausgang des Monats Mai im Jahre 1669 ist ein Mann mit drei Säcken zu einem Schiffer zwei Meilen von Dresden bei Pirna gekommen und hat von ihm über die Elbe gefetzt zu werden begehrt. Der Schiffer hat aber einen von den Säcken angefaßt, um ihn in den Kahn zu legen; allein er konnte ihn seiner Schwere wegen nicht bewältigen, und doch hat jener sie alle drei auf den Buckel genommen und ist damit fortgegangen, als wären sie nichts. Als er nun diese Schwäche des Schiffers ersieht, ladet er seine drei Säcke selber in den Kahn und verlangt nur übergefetzt zu werden. Darauf stößt der Schiffer vom Lande und gelangt mit genauer Not

in die Mitte des Flusses, wo aber der Kahn sinken will, und jener erklärt, ein Sack müsse herausgeworfen werden, denn sonst müßten sie umkommen und untergehen. Der fremde Mann aber will davon nichts wissen, sondern sagt, er solle ihm seine Säcke liegen lassen und nur fortfahren, denn es werde keine Not haben, ob es sich gleich so anlasse. Mit diesen Worten geht es fort und so kommen sie endlich ans entgegengesetzte Ufer. Hier begehrt nun aber der Sackmann, daß der Fährmann den Kahn immer noch längs dem Ufer hinschiebe; dies geschieht auch, allein immer ist es ihm noch nicht genug, bis endlich der Schiffer böse wird und spricht: „Wer weiß, was Ihr in Euren Säcken habt; ich fahre nicht weiter, ich habe mein versprochenes Geld einmal zur Genüge verdient, und hier müßt Ihr ausladen.“ Darauf spricht jener: „Du bist mir auch trotzig genug gewesen und hast dich mehr als zu viel gegen mich grob gezeigt, und damit du es weißt, hier hast du dein Fährgeld und ich meine Säcke; in dem einen habe ich das hitzige Fieber, in dem anderen das kalte, im dritten die Pest, und davon sollst du deinen Part am ersten bekommen, denn nach Johannis wird eine solche Hitze werden, daß die Leute auf dem Felde verschmachten und umfallen werden.“ Damit hat er seine Säcke wieder auf den Rücken genommen, ist ausgestiegen und fortgewandert und hat dem Schiffer das Nachsehen überlassen.

715. Die steinerne Jungfrau auf dem Pfaffenstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 188; Melissantes, *Curieuse Oroggraphie*, Frankfurt und Leipzig 1715, S. 514; Süsse, *Historie des Städtchens Königstein*, Dresden 1755, 4., S. 215; poetisch behandelt bei Segniß, Bd. II, S. 3 ff. und Ziehnert, S. 412.

Der Pfaffenstein, sonst auch der Jungfernstein genannt, ist ein hoher, mit Wald bewachsener Felsen, der sich ungefähr eine halbe Stunde weit der Festung Königstein gegenüber befindet. Auf der Südostseite desselben erblickt man die sogenannte steinerne Jungfrau (jetzt Barbarine genannt), d. h. einen Felsen von Form einer riesenhohen Jungfrau, ohne Arme und Füße, von dessen Ursprung man sich folgendes erzählt. Es soll einst eine Mutter aus dem benachbarten Dorfe (Pfaffendorf) ihre Tochter des Sonntags

haben in die Kirche gehen heißen, statt dessen ist aber dieselbe unter der Kirche auf den Pfaffenstein in die Heidelbeeren gegangen; als nun die Mutter ihr nachgegangen und sie hier angetroffen, hat sie im Zorn die Tochter verwünscht, daß sie auf der Stelle zu Stein werde, worauf solches augenblicklich auch geschehen ist und die in einen Stein verwandelte Jungfrau auf immer hier stehen bleiben soll, um durch ihr Steinbild alle ungehorsamen Kinder zu warnen. Daß der Name Barbarine, wie das Volk den Felsen gewöhnlich nennt, von dem Taufnamen jenes Mädchens herrührt, ist wahrscheinlich.

716. Goldammern und Ottern auf Hammergut Reidberg.

Dr. Lincke in: Aber Berg und Thal, Bd. II, S. 217.

In früheren Zeiten sollen nach dem Hammergute Reidberg im Bielatal niemals Goldammern gekommen sein, jetzt aber trifft man sie dort auch. Umgekehrt sollen dort früher zahllose, in ganzen Reihen, auch in den Betten, daliegende Ottern sich gelagert haben, welche ein Hammerschmied, der sich mit dem Besitzer von Reidberg veruneinigt hatte, dorthin verbannt haben soll. Jetzt sollen die Tiere völlig verschwunden sein, doch noch 1853 hat man sie gesehen. — Ein Beschwörer hat der Sage nach diese Tiere wieder vertrieben. Er hat einen Kreis gezogen und so lange gelesen, bis schließlich eine ganz große Otter gekommen ist, die dann die anderen alle den Pflasterberg hinan in den Wald geführt hat, wo die Ottern verschwunden sind. Der Beschwörer aber sagte noch, daß, wenn die große Otter (der Otterkönig) auf seine Beschwörung nicht erschienen wäre, es sein eigener Tod gewesen sein würde.

717. Vom Hecketaler.

Dr. Lincke a. a. D., Bd. VI, S. 216.

Ein Gutsbesitzer H. in Rosenthal hatte sich in Pirna im Trödelhandel ein Paar alte Lederhosen gekauft; in diesen steckte ein Taler. So oft er denselben nun ausgab, kehrte er wieder zu-

rück, bis H. diese Hofen wieder forttrug. Die Geschichte geschah um 1825, und viele haben davon erzählt.

Zu Anfang der siebziger Jahre hatte sich ein ebenfalls in Rosenthal wohnender Gutsbesitzer M. „über der Elbe“ eine Summe Geldes geholt. Als er dieselbe nun zu Hause nachzählte, war ein Taler zu viel, der auch immer wiederkam, so oft er ausgegeben wurde. Da bekam M. Angst und ging zum Pastor, der ihm empfahl, den Taler wieder dahin zu schaffen, wo er ihn geholt hatte. (Vgl. Nr. 691.)

718. Über die Freimaurer.

Dr. Lincke a. a. O., Bd. VI, S. 217; auch mündlich.

Nach dem Glauben der Bewohner der Sächsischen Schweiz müssen die Freimaurer alle Jahre etwas bauen, sonst brennt ihnen etwas ab. So verbrannte als Folge einer solchen Unterlassungssünde einmal einem Besitzer in Hermsdorf bei Königstein eine Scheuer mit zwei Pferden. Erst nach langjähriger Zugehörigkeit zum Orden sind sie von der Verpflichtung zu bauen befreit. Die Freimaurer wissen auch vorher, wann sie sterben sollen. Verarmen sie, so wird ihnen dreimal ausgeholfen, später aber nicht mehr. Jeder hat sein Bild in der Loge. Wenn dasselbe wackelt, so ist das ein Zeichen, daß das betreffende Mitglied den Bund verrät. Dann wird ein in der Loge hängendes Schwert genommen und in das Bild gestochen, und der Schuldige stirbt, wo er auch sein mag, sofort.

719. Die Braut auf dem Biliensteine.

Meiche, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, Nr. 18; poetisch behandelt von Bachmann im Dresdener Merkur 1826, Nr. 126 u. 128.

In Schandau lebte vor alter grauer Zeit ein junger Weber, namens Conrad Zeisig, bieder, fleißig und fromm. So regelmäßig wie er zur Beichte ging, so eifrig besuchte er nach dem Gottesdienste den Bilienstein. Als er einst dort in Andacht versunken kniete, trat ihm die liebliche Gestalt eines Fräuleins entgegen, schön von Antlitz, im Haar eine goldene Kette. Schlichtern bittet der junge Mann,

den Saum ihres Kleides und endlich ihre Lilienhand küssen zu dürfen. Vor Liebe errötend drückt sie ihm die Hand und läßt ihn gewähren, selbst einen Kuß weist sie nicht zurück. Auf seine Frage, ob er die Verirrte heimgeleiten dürfe, sagt sie mit Silberglockentone: „Die Schluchten kenne ich in der Kunde. Ich will ein Größeres: — noch größer ist dein Lohn. Du hast gebeichtet und willst das Heiligste empfangen: — Bewahre mir die Hostie. Es schwellt die Brust mir gläubiges Verlangen, o, bringe mir das Mahl, das all-verdöhnende.“ — Der erschrockene Meister soll im Abendrote zurückkommen, ein rotes Tuch unter einen Baum breiten, dort knien, und wenn sie kommt und anbetet, ihr das Brot spenden. „Doch zage nicht, wenn du Ungewohntes siehst, sonst sind wir beide verloren.“ — Alles will er ihr tun, nur nicht das Heiligste schänden. Doch zwei große Tränen bewegen ihn, daß er forteilt und ihr Verlangen erfüllt. Als er zurückkommt und kniet, erscheint plötzlich ein schreckliches Wesen, halb Tier, halb Mensch; ihre Arme sind Tigerklauen — sie ist wegen Muttermordes verdammt. Der bestürzte Meister zermalmt bewußtlos das heilige Brot und will fliehen, fällt aber mit einem Aufschrei zu Boden. Da öffnet sich plötzlich die Erde, Flammen dringen hervor, und das Unbild wird verschlungen.

Zwei Stunden lag der Meister bewußtlos; als er erwachte, umfing ihn Wahnsinn, und er starb später mit einem letzten Aufblick zum Liliensteine.

Die folgende Sage ist nur eine Variante.

720. Die Schloßjungfrau zu Schandau.*

O

G. Müller in „Bunte Bilder aus dem Sachsenlande“, 2. Aufl. 1892,
S. 114 ff.

Auf dem Schloßberge bei Schandau befindet sich neben anderen Resten einer ehemaligen Burg auch eine von Geröll schon zum Teil ausgefüllte Vertiefung, der Schloßbrunnen, von dem unter dem Volke eine gar wunderliche Sage geht. Man erzählt sich nämlich:

* Vgl. die vorhergehende Sage.
Meyer, Sagenbuch.

Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal in Schandau ein blutarmer aber frommer Schneidergeselle. Er war meist allein, denn das wilde Treiben seiner Mitgesellen behagte ihm nicht. Die Schankhäuser besuchte er nur selten. Wohl aber ging er jeden Sonntag zur Kirche, und nach dem Gottesdienste stieg er bei günstigem Wetter in die schönen Berge.

So kam er einst an einem herrlichen Märztag, es war just Sonntag Judica, aus der Nachmittagspredigt und ging auf den Schloßberg spazieren. Rings um ihn sproßte und jubelte der Venz. Unbemerkt war unser Schneider auf die Höhe des Kiefericht und in die Nähe des Schloßbrunnens gekommen. Er setzte sich dort gedankenvoll am Berghange nieder und blickte nach den fernen blauen Bergen und dem silberglänzenden Elbströme im Tale. Da trat plötzlich aus dem Gebüsch zu seiner Seite eine hochgewachsene Frauengestalt in altertümlicher Tracht hervor. Langsam schritt sie auf den bestürzten Schneidergesellen zu, der mit Verwunderung die seltsame Erscheinung anstarrte. Bei allem Schreck war er dennoch im Innern still beglückt; denn er glaubte, noch nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Tiefe Trauer prägte sich auf ihrem Antlitze aus, und doch leuchteten ihre Augen hoffnungsfreudig auf, als sie zu dem Gesellen sprach: „Fürchte dich nicht; ich bin das Schloßfräulein. Schon lange habe ich dich beobachtet, wenn du meinen Berg bestiegen hast. Ich weiß, wie fromm und gut du bist. Nur darum, und weil du ein Sonntagskind, kannst du mich sehen. Ehe ich aber weiter zu dir spreche, gelobe mir, keiner Menschenseele zu verraten, was du hier hören wirst.“

Der Schneider konnte vor Angst und Erstaunen nur stammeln, daß er gegen jedermann schweigen wolle. Darauf fuhr die Schloßjungfrau fort:

„Dich hat mir Gott gesendet, denn du kannst mich erlösen. Schon seit 500 Jahren muß ich hier verzaubert für die Sünden meiner Vorfahren büßen. Nur aller 500 Jahre kommt der Tag, an dem ich gerettet werden kann, und zwar durch einen frommen Jüngling. So du den Fluch von mir nehmen willst, komme über zwölf Tage, mittags 12 Uhr, wieder hierher. Beichte aber vorher deine Sünden. Ich werde dir dann wieder erscheinen, freilich in anderer Gestalt. So schrecklich ich dir dann auch vorkommen mag, laß dir nur nicht grauen, sondern küsse mich dreimal brünstig auf

den Mund. Dann ist der Zauber gelöst, und ich werde mit all meinen Schätzen, die in diesem Berge verborgen sind, dein werden können. Vergiß nicht, was ich dir sagte, Schweige und lebe wohl!"

Mit diesen Worten war sie verschwunden. Wie aus einer Betäubung erwacht, starrte der junge Mann ihr nach. Er glaubte geträumt zu haben, doch so lebhaft träumt man nicht. Mit schwerem Herzen stieg er nach Schandau hinab. Nein, diese liebliche Gestalt konnte kein böser Geist sein. Und war nicht über zwölf Tage, wo er sie erlösen sollte, der hochheilige Karfreitag? So entschloß er sich, das Werk zu versuchen. In der Zwischenzeit mied er ängstlich den Schloßberg. Am Gründonnerstage aber ging er zur Beichte und zum Abendmahle und stieg am folgenden Tage nach dem Gottesdienste klopfenden Herzens zum Schloßbrunnen hinan. Mit bangem Mute wartete er der Dinge, die da kommen sollten.

Plötzlich, im Tale läuteten die Mittagsglocken, wand sich zu seinem großen Entsetzen aus der Tiefe des Brunnens ein greuliches Ungeheuer hervor. Ein grünlich schillernder Schlangenleib mit häßlichem Krötenkopfe, aus dessen Munde eine tiefgespaltene Zunge sich hervorstreckte, schob sich langsam auf ihn zu. „Nun küsse mich,“ sprach das Ungeheuer, kam näher, erhob sich mit dem Vordertheile und brachte den Kopf in gleiche Höhe mit dem des Schneiders. Dieser hatte anfangs wie festgewurzelt dagestanden, jetzt aber wich er scheu zurück, bis er plötzlich mit dem Ausrufe: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ die Flucht ergriff.

„Törichter, was tust du?“ rief die Schloßjungfrau dem Fliehenden nach, und mit dem schmerzlichen Ausrufe: „Nun muß ich abermals 500 Jahre verzaubert bleiben!“ sank sie in die Tiefe des Schloßbrunnens zurück.

Erst nach langer Zeit wagte sich der Schneider wieder auf den Schloßberg, doch die Jungfrau erschien ihm nicht mehr. Er bereute tief, daß er nicht den Mut besessen, die Unglückliche zu erlösen. Sein steter Gang am Karfreitage war auf den Schloßberg, und an einem Karfreitag hat man ihn auch einmal, nachdem er zu hohen Jahren gekommen war, dort tot neben dem Brunnen gefunden.

721. Eine Beerenfucherin wird festgebannet.

Mündlich.

Um 1865 gingen mehrere junge Mädchen in die Himbeeren auf den Falkenstein bei Postelwitz und als die eine (die Tante meiner Erzählerin) ihren Korb gefüllt hatte, „gähnte“ der Stein auf wie eine Türe, und da trat eine weibliche Gestalt zu ihr, die hatte Pferdefüße. Damit trat sie dem Mädchen auf den Fuß, so daß dieses sich nicht rühren, noch ein Wort reden konnte. Die anderen Mädchen haben sie „gerufen“, aber sie konnte nicht antworten. Ihre Eltern zogen sie endlich mit einem Stricke auf den Felsen herauf. Sie erzählte später, daß die Gestalt einen silbernen Krug in der Hand gehabt habe.

722. Förster und Schäfer verhexen sich.

Meiße, Sagenb. d. Sächs. Schweiz, Nr. 37.

Das älteste Haus in Sebnitz soll ein Forsthaus gewesen sein. In jenen alten Zeiten wohnte außer dem Förster nur noch ein Schäfer in der hiesigen Gegend. Der begehrte des Försters Tochter zum Weibe; als ihm diese aber verweigert wurde, da rächte er sich mit der „schwarzen Kunst“ an dem Förster. Der konnte plötzlich keinen Bissen mehr essen und litt gräßlichen Hunger. Aber auch der Förster war ein „kluger Mann“ und merkte bald, wer es ihm angetan. Deshalb trug er seinem Weibe auf, nach Pillnitz zu gehen. Dort würde sie auf einer Elbinsel einen Topf hinter einem großen Tore finden. Den solle sie noch vor Sonnenuntergang heimbringen und ihm darin aus neuerlei Kräutern ein Essen kochen. Als die Frau wirklich zur rechten Zeit mit dem Topfe heimkehrte, ließ sich der Mann die erwähnte Suppe prächtig schmecken. Andern Tags aber ging er aus und fand den Schäfer am Boden liegen. Dieser schrie vor Durst, konnte aber keinen Tropfen trinken. Als der Schäfer nun des Försters ansichtig wurde, merkte er, daß jener der Stärkere sei, und bat ihn flehentlich um Verzeihung. Der Zauber wurde auch von ihm genommen, und beide versöhnten sich.

723. Ein Bursche „macht fest“ und wird dafür bestraft.

Dr. Dunger in „Aber Berg und Tal“, 2. Jahrg., S. 181.

In der Nähe von Stolpen saßen einst junge Burschen und Mädchen in der Dorffchenke beisammen. Darunter ist auch ein junger Mann, der die Gabe besitzt, „festzumachen“, d. h. in dieser Gegend „bannen“. Als ein Bauer mit seinem Wagen vorüberfährt, fordern die Mädchen diesen Burschen auf, seine Kunst zu zeigen. Er sträubt sich anfangs, läßt sich aber doch zureden und macht ein paar geheimnisvolle Zeichen; — und richtig, der Bauer sitzt fest mit seinem Wagen und kann weder vorwärts noch rückwärts zum Ergötzen der staunenden jungen Leute. Der Bauer bittet, ihn loszumachen, er stößt Drohungen aus, — umsonst; da nimmt er ein Beil und haut mit voller Wucht vorn auf die Deichsel; plötzlich ziehen die Pferde an, der Wagen ist wieder flott, — aber der Bursche wurde in dem Augenblick, wo jener auf die Deichsel hieb, krumm und hat sein Leben lang ein krummes Rückgrat behalten.

724. Die Schlangen im Schloß zu Groß-Harthau.

Mitgeteilt von Kantor B. Störzner, Arnsdorf.

Bis vor wenigen Jahren bildeten seit Menschengedenken unheimliche Schlangen im Schlosse zu Harthau eine große Plage. Sie ließen sich dort in sämtlichen Räumen sehen, vor allen in den Wirtschaftsgebäuden. Da belästigten sie das Gesinde beim Füttern des Viehes, beim Streuen und beim Stallreinigen. Die Schlangen nahmen ihren Aufenthalt in den Trögen, im Dünger, im Heu und Stroh.

Selbst in den Betten des Gesindes hielten sie sich auf. Furcht und Entsetzen ergriff die Knechte und Mägde. Sie wechselten darum häufig den Dienst, und jedes war von Herzen froh, wenn es wieder gehen konnte. Noch heute leben in Harthau und in den umliegenden Dörfern Personen, die einst im Rittergute zu Harthau gedient haben und unter der Schlangenplage viel zu leiden hatten. Sie können nicht genug erzählen von jenen unheimlichen Geschöpfen.

Auch in der Umgegend des Schlosses verbreiteten die Schlangen Furcht und Schrecken. Im Schloßparke waren sie eine allgewöhnliche Erscheinung. Selbst im Wallgraben, der das Herrenhaus noch heute umgibt, waren sie vorhanden.

Wie die Sage berichtet, wären diese Schlangen in das Schloß zu Harthau durch eine Zigeunerin verbannt worden. Diese habe einst einen früheren Gutsherrn um eine Gabe angesprochen. Der aber soll die bettelnde Zigeunerin mit der Reitpeitsche ins Gesicht geschlagen und sie sodann mit Hunden aus dem Gehöft gejagt haben. Draußen vor dem Tore wäre das mißhandelte Zigeunerweib halb ohnmächtig niedergefunken, habe dann sich plötzlich emporgerafft, die geballten Fäuste erhoben und eine schreckliche Verwünschung ausgerufen. Von Stund an stellten sich die lästigen Schlangen ein, die den sogenannten Haselottern sehr ähnlich waren.

Eine andere Ueberslieferung fügt noch hinzu, daß die Schlangen jenen Gutsbesitzer umgebracht haben würden, wenn er auch nur einen einzigen Tag verabsäumt hätte, sie mit Milch zu füttern.

725. Die Zitation des heiligen Petrus.

Pilk im „Sächs. Erzähler“ (Bischofswerda), Belletristische Beilage vom 18. Aug. 1894.

In Neukirch befindet sich oberhalb (d. h. östlich) der Brauerei ein Keller, zu dessen Innerem man durch eine Thür von den Landstraße aus gelangt. Er bestand weit früher als das über ihm erbaute Haus und gehörte ehemals zum Rittergute. Von diesem Raume erzählt eine Legende, daß darin einst drei Brüder auf merkwürdige Art gemeinsam den Tod gefunden hätten.

Die drei besaßen ein Zauberbuch, welches namentlich die Formeln der Nekromantik enthielt. Emsig machten sie von den letzteren Gebrauch. In dem dunkeln Gewölbe saßen sie oft des Nachts beisammen und beschworen die Geister längst Verstorbener herauf. Meistens waren es die Schatten zur Hölle gefahrener Bösewichter, welche vor ihnen erscheinen und ihnen Rede stehen mußten. Manchen aus der Geisterwelt hatten sie schon befragt; eine Antwort waren ihnen alle schuldig geblieben. Und die Frage danach interessierte sie doch gar zu sehr, denn sie betraf ihre eigene Zukunft. Einst

riet ihnen ein zitiertes Geiſt, den heiligen Petrus darob zu befragen, nur dieſer könnte ihnen rechte Auskunft erteilen. Geſagt, getan. Der eine der Brüder las mit feſter Stimme die Beſchwörungsformel, während die beiden anderen neben ihm ſtehend und mit ins Buch ſchauend die dort vorgezeichneten myſtiſchen Figuren mittels Totengebein in die Luſt malten. Nicht ſiebenmal, wie ſonſt, brauchten ſie die Zitation zu wiederholen. Schon beim dritten Spruche erglänzte der Kellerraum von übernatürlichem Lichte, und langſam ſtieg Sankt Peter auf, ein alter Mann mit kahlem Haupte und grauem Barte. Die drei Brüder merkten ſofort, daß ihnen Außergewöhnliches bevorſtand. Als ſie der Apoſtel mit finſterem, ſtrengem Blicke anſah, ohne die Frage nach ihrem künftigen Lebensſchickſale vorerſt zu beantworten, da erfüllte ſie ein heimliches Graußen, und ſie begannen ohne Zögern die Bannung. Leßtere wirkte aber nicht. Sie vermochten den Geiſt nicht wieder hinabzudrängen in das Reich des Unſichtbaren, aus dem er hervorgekommen. Der ſtärkſte Höllenzwang hatte, angewendet auf den Senior der heiligen zwölf Boten, keine Macht. Sankt Petrus aber ſagte zu den dreien: „Ihr Böſewichter! In die Reihen der Ewigverdammten dürftet ihr biſher greifen und die Inſaſſen der Hölle zwingen, euch Rede zu ſtehen. Daß ihr euch aber bis in die Hallen des ſeligen Volkes verſtieget, das wird euch Schaden bringen! Wohlan, ich will euch Antwort bereiten, und eurer Zukunft möget ihr wiſſend ſein: Ihr werdet nicht aus dieſem Raume lebendig mehr zum Taglicht wiederkehren!“

Und des Apoſtels Wort erfüllte ſich. Am nächſten Morgen fanden hinzukommende Leute alle drei Brüder auf dem Boden jenes Kellers liegen. Zwei waren bereits verſchieden. Der dritte lebte noch und konnte mit ſchwacher Stimme das Vorgefallene erzählen. Als man ſich jedoch dazu anſchickte, ihn über die Schwelle hinaus ins Freie zu tragen, war auch er eine Leiche.

726. Der Freſchuß.

Archiv d. Ver. f. Sächſ. Volkſk. Samml. Plk.

Wer ein Freſchuß werden will, muß beim heiligen Abendmahl die Hoſtie aus dem Munde nehmen und aufbewahren. Er

muß dann in der Nacht des Neumonds dieselbe mittels einer Nadel oder eines Nagels an einen Baum stecken und mit über die Schulter gelegtem Rohre rückwärts danach schießen. Würde er sich dabei umdrehen, so sähe er Christum am Kreuze hängend, wie des Erlösers Menschengestalt wirklich ausgesehen habe. Ist der Freischuß gefallen, so kann sich der Schütze jedes beliebige Ziel wünschen, er trifft es. Tiere oder Menschen, selbst in weitester Ferne, die er bezeichnet, streckt seine Kugel nieder. Diese Zaubermacht währt bis zum Tode des Freischützen.

Einst hatte ein Mann aus Oberneukirch alles zum Freischuß vorbereitet, die geweihte Hostie an den Baum gesteckt und das Gewehr geladen. Schon stand er abgekehrt von dem Gnadenmittel und hatte das Rohr zum Rückwärtschießen über die Schulter gelegt, da befahl ihn, den sonst Furchtlosen, ein unheimliches Grausen, zumal sich plötzlich ein gräßlicher Sturm erhob, der die Wipfel der Bäume des Waldes fast bis zur Erde niederbog. Er konnte sich nicht bemeistern, ein wenig über die linke Schulter zurückzublicken. Da sah er wirklich den Heiland mit der Dornenkrone am Kreuze, umflossen von einem hellen Strahlenschimmer. Schnell warf er die Büchse weg und eilte, so schnell ihn seine Füße trugen, von dannen. Er besserte seinen gottlosen Wandel und wurde von da ab der gläubigste Christ.

727. Ahlburgs Begräbnis.

Mitgeteilt von Dr. Pflk.

Ahlburg, ein Ritter auf dem roten Hofe in Sohland an der Spree, sollte begraben werden, aber die Träger brachten ihn nicht fort. Da mußten sechs Henkersknechte kommen und ihn fortschaffen. Die sprachen, indem sie ihn aufhoben:

„Wohlan und auf!

Sechs Schelmen heben den siebenten auf!“

und trugen ihn nach dem Kirchhofe. Aber schon wie er abgesungen wurde, sah er oben zum Fenster 'raus. Sein Geist wurde in den Hohberg verbannt. Eine Frau kam beim Suchen von Reifig in den Bannkreis und konnte nicht mehr heraus. Da mußte der Pfarrer

kommen und sie herausbeten. Noch heutzutage hört man manchmal Hundegebell im Hohberge. Da sagen die Leute: „Das sind Ahlsburgs Hunde!“ (Siehe Nr. 557.)

728. Der Wundervogel auf der Lausche.

Gräbe, Bd. II, Nr. 842; nach Gräbe a. a. D., S. 95 ff.

Auf der Lausche bei Zittau zeigt sich, wiewohl äußerst selten, ein Vogel von gar wunderlicher Gestalt: Ständer hat er gleich einem Storch, Kopf und Schnabel wie ein Lämmergeier, große Fittiche wie ein Fregattvogel und einen Schwanz wie der Sekretär, und ist von überaus buntfarbigem, wunderschönem Gefieder. Dieser seltene Vogel ist nichts mehr und nichts weniger als ein von einem bösen Zauberer in einen Vogel verwandelter Prinz. Dieser Prinz war aus dem Böhmerlande, ebenso schön von Gesicht als reizend von Gestalt, in allen Künsten und Wissenschaften seiner Zeit erfahren, menschenfreundlich und wohlthätig, kurz, das vollkommene Muster eines Fürsten, nur ein etwas zu eifriger Freund der Jagd. Eines Tages jagte er nach der Mittagsstunde in der Nähe der Lausche. Da begab es sich nun, daß ein gewaltiger Adler in der Luft kreiste; der Prinz sendete von seinem Bogen einen fern treffenden Pfeil nach ihm, und aus den Wolken herab stürzte der König der Vögel und fiel in den auf der Lausche damals befindlichen Garten eines Zauberers, welcher unglücklicherweise in einer Laube daselbst sein Mittagsschläfchen hielt. Wütend über das Getöse, welches der Adler in seinem Falle verursachte, und über den Schaden, den das herabstürzende schwere Tier in den Blumen und Gesträuchen des Gartens verursacht hatte, eilte der Zauberer aus demselben, und als er den Prinzen vor sich sah, berührte er ihn mit seinem Zauberstabe und rief: „Sei einer des Geschlechts, wovon du einen getödet, so lange, bis dich ein Jäger, der seiner Herrschaft nie etwas veruntreut hat, erlegt!“

729. Der Ameisenberg.

Gräbe, Bd. II, Nr. 835; Gräbe, Volksf. d. Sauf., S. 189 ff.;
Haupt, Bd. I, Nr. 93.

In dem nach dem Dybin führenden Tale zieht sich gegen Nordwest in beträchtlicher Länge ein Berg bis an den Dybin fort. Man nennt ihn den Ameisenberg und erzählt sich von ihm, wie er in uralten Zeiten von einer rohen und wilden Menschenrasse sei bewohnt worden, die Jagd, Fischerei und Raubhandwerk getrieben, nach vollendeten Geschäften aber in Saus und Braus gelebt, Tag und Nacht gespielt, gezecht und sich allen Lüsten und Begierden ergeben hätte. Ihnen gegenüber wäre eines frommen Klausners Wohnung gewesen, welcher diese Weltkinder oft von ihrem tollen Treiben abgemahnt und zu einer Lebensveränderung hätte führen wollen, allein nur von ihnen verhöhnt und verspottet worden sei. Vergebens habe er ihnen mit des Himmels Strafe gedroht, allein Hohngelächter und Frevelrede sei ihm zur Antwort geworden. Eines Abends, am ersten Pfingstfeiertage, hätten sie nun des Lärmens und Tollens so viel gemacht, daß der Geduldfaden des heiligen Mannes gerissen, er ergrimmt sei und sie in Ameisen — welche ein unruhiges, unstetes und mühevolltes Leben führen müssen und von Menschen und Tieren fortwährend verfolgt werden — verwünscht und ihnen diesen Berg zur immerwährenden Wohnung angewiesen habe.

730. Der Kristallsarg im Rottmarberge.

Gräbe, Bd. II, Nr. 894; Winter in der Constit. Ztg., 1853, Nr. 302;
nach Gräbe, S. 204 ff.

In dem Rottmarwalde bei Rottmarsdorf unweit Öbbau findet sich gegen Morgen zu im Felsen ein nischenartiger Einbug, der ehemals eine Türe gewesen sein soll, die in ein im Felsen befindliches Gewölbe geführt habe, und sich nach der Sage auch jetzt noch zuweilen öffne. Es soll nämlich einst (im 10. Jahrhundert) in dieser Gegend ein Graf ein Schloß besessen haben, dem der Herr nur ein einziges, aber wunderschönes Töchterlein geschenkt hatte. Leider waren aber ihre Eltern noch, wie die Böhmen überhaupt, dem blinden Heidentum ergeben; nur jene Jungfrau war einst von einem

durchziehenden Pilger im Christenglauben unterrichtet worden, und der milde Strahl des bessern Lichtes hatte ihr Herz so erwärmt, daß sie selbst ihren Eltern erklärte, sie werde sich niemals vermählen, sondern nach deren einstigem Absterben gen Rom pilgern, sich dort taufen lassen, und ihr Leben dem Himmel weihen. Ihren Eltern blieb nichts übrig, als sich dem Willen ihrer geliebten Tochter zu fügen. Sie wiesen daher alle, die um deren Hand anhielten, von sich; nur einer, ein vornehmer böhmischer Herr, der aber ein arger Zauberer war, sann auf Rache, wie er das Mägdelein in seine Hände bekommen möge. Nun hatte aber Wiarda — so war ihr Name — von jenem Pilgrim ein silbernes Kreuz bekommen, und war ihr von demselben gesagt worden, solange sie dieses bei sich trage, könne sie allen Anfechtungen böser Zauberer spotten. Da begab es sich eines Tages, daß die Jungfrau vor dem Schlosse lustwandelte und zufällig das Kreuz zu Hause abgelegt hatte; auf einmal rauschte ein von zwei Greifen gezogener Wagen aus der Luft herab, in welchem jener Zauberer saß. Er sprang heraus, ergriff die lang-ersehnte Beute und eilte mit ihr durch die Lüfte davon. Ihre armen Eltern weinten und jammerten manches Jahr um ihr verlorne Töchterlein und hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, sie jemals wieder zu sehen; da sprach einmal ein fremder Pilger in ihrem Schlosse ein und gab sich als den frommen Bruder zu erkennen, der ihre Tochter einst im Christenglauben unterwiesen habe. Er erzählte ihnen, ihre Tochter sei von jenem böhmischen Zauberer in sein Schloß entführt worden, derselbe habe sie aber durchaus nicht zu überreden vermocht, die Seinige zu werden, im Gegenteil habe sie sich laut zum Christentum bekannt und sei schon seit einem Jahre selig dahingeshieden. Wenn sie sie aber noch einmal sehen wollten, möchten sie nur am nächsten Vollmondabend auf den Rottmarberg gehen, wo sie sie wiederfinden würden. Als nun die betrübten Eltern zur bestimmten Zeit auf dem Berge erschienen, da sahen sie, wie sich im Felsen ein weites Tor öffnete, welches zu einem mit tausend Lampen erleuchteten Gewölbe führte; mitten in diesem stand ein kristallener Sarg, und in diesem lag ihre Tochter, rosig und holdselig, wie sie im Leben ausgesehen hatte. Sie knieten an ihrem Sarge nieder, und von nun an war es bis an ihren erst nach langen Jahren erfolgten Tod ihre einzige Freude, jeden Abend sich an jenem Felsentore einzufinden, welches sich auch

jedesmal vor ihnen öffnete, und an der letzten Behausung ihrer Wiarba zu beten. Nach ihrem Willen wurden sie in demselben Gewölbe beerdigt, das sich aber ihren Särgen zum letzten Male öffnete, und sich dann jedem menschlichen Auge für immer schloß; das einzige Zeichen aber, daß ihre Körper dort ruhen, sind noch jetzt drei Flämmchen, die am Abend an jener Stelle des Felsens herumhüpfen.*

731. Das weiße Pferd zu Löbau.

Gräße, Bd. II, Nr. 780; Haupt, Bd. II, S. 121; E. Borott, der Löbauer Berg, Löbau 1854, 18, S. 6.

Die Stadt Löbau soll ursprünglich auf dem heute noch sogenannten Löbauer oder Schafberge angelegt gewesen sein, was man aus den naheliegenden Steinen und einem großen Steinwalle, der sogenannten Stadtmauer, geschlossen hat; weil aber ein weißes Pferd des Nachts allemal die Baumaterialien vom Berge wieder herabtrug, hat man den Bau auf dem Berge aufgegeben. Noch heute soll sich aber das Roß in der Nähe des Goldkellers zeigen und wehmütigen Blickes nach seinen heidnischen Priestern suchen.

732. Warum zu Sohra bei Bauken keine Sperlinge sind.

Gräße, Bd. II, Nr. 810; Budäus, Sing. Hist. litt. Lusatica, Leipzig und Budissin 1740, Bd. II, S. 240 ff.; Sachsengrün 1861, S. 30, 228.

Unweit Budissin liegt das Dorf Sohra, welches nach Wilthen eingepfarrt ist. Von diesem erzählen die Inwohner und ihre Nachbarn, daß die Sperlinge, welche sonst der Dorfleute ungebetene Gäste zu sein pflegen, sobald das Getreide auf dem Felde zu reifen beginnt, oder wenn es bereits in die Scheuern gebracht, wenn es ausgedroschen und auf den Schüttdöden verwahrt wird, in besagtem Dorfe sich gar nicht blicken lassen, und man selbige allda so wenig

* Die Sage hat vieles von dem unter dem Namen „Schneewittchen“ bekannten Kindermärchen (bei Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Bd. I, Nr. 53) an sich.

findet, als man in England Wölfe antreffen soll. Ja, wenn sich einer ungefähr von ihnen verirre und dahin käme, so könne er doch nicht bleiben, sondern müsse fort; noch weniger unterständen sie sich, daselbst zu hecken. Die Ursache wollen sie einem übernatürlichen Ereignis zuschreiben und geben vor, eine Bande Zigeuner wäre einstmals in diesem Dorfe gewesen, da ihnen die Einwohner alle Liebe erzeigt; deswegen hätten jene die leichtfertigen und gefräßigen Vögel, die Sperlinge, statt eines Wiedergelts oder zur Dankbarkeit durch ihre beiwohnenden Künste aus dem ganzen Revier des Dorfes verwiesen und gleichsam in Bann getan.*

733. Das Besprechen des Froschquakens.

Serbake Nowiny 1860, S. 211 und Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung Pflk.

Als Seitenstück zu der Verbannung der Sperlinge aus dem Dorfe Sohra erzählt ein Sohraer: „Aberdies haben die Zigeuner damals auch den hiesigen Fröschen das Quaken besprochen, denn von allen Fröschen, welche wir bei uns haben, quakt auch nicht einer.“

Im Dörfchen Döhlen bei Pielitz am Czorneboh befindet sich ein Teich, in welchem einst sehr viele Frösche hausten. Einen fremden verwundeten Offizier, der im Jahre 1813 dort im Quartier lag, störte das Gequake derartig, daß er es besprach. Seitdem gibt dort kein Frosch mehr einen Laut von sich.

734. Scharfrichter Hermann in Bauzen.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung Pflk.

Zu dem alten Scharfrichter Hermann in Bauzen kam einst eine hochschwängere Frau. Als dieselbe die Türschwelle überschritt, bewegte sich plötzlich von selber das große Richtschwert, welches an

* In der Kreuzkirche zu Dresden predigte sogar einmal ein Pastor gegen die Sperlinge, weil sie durch ihren Lärm die Andächtigen störten (J. Mag. für sächsische Geschichte, Bd. I, S. 99).

der Türpfoste hing, und schlug klirrend an. Die Frau erschrak, zumal der Scharfrichter sehr ernst dreinblickte. Auf die Frage der Gekommenen, was dies zu bedeuten habe, antwortete Hermann einfüßig: „Nichts Gutes!“ und schwieg beharrlich. Endlich nach vielen Bitten erklärte er der Frau: „Das Klirren des Richtschwertes bedeutet, daß das Kind, mit dem Sie schwanger gehen, einst durch dasselbe sterben wird.“ Die bestürzte Frau fragte: „Läßt sich dagegen nichts tun?“ „O ja,“ erwiderte der Scharfrichter, „bringen Sie mir das Kind später einmal her!“ Dies geschah. Hermann legte den Kleinen auf einen Tisch, nahm dann das Richtschwert von der Wand herab und rißte mit der äußersten Spitze desselben das Kind kreuzweise in die Fußsohlen, bis je ein Tröpfchen Blut herausrann. Darauf sagte er zu der Mutter: „Nun ist es gut. Sie können getrost gehen. Der Zauber ist behoben.“ Und das Kindlein ist ein braver Mensch geworden und im hohen Alter eines natürlichen Todes gestorben.

735. Feuerfegen zu Budissin.

Gräße, Bd. II, Nr. 765; Hr. Scholze bei Klar a. a. D., S. 101 ff.

I. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts kam eine wandernde Zigeunerfamilie nach Budissin und suchte, da fast alle eine Krankheit befallen hatte, ein Obdach auf einige Tage. Die Mutter mit ihren zwei kranken Kindern ging von Haus zu Haus, um die Herzen der Einwohner zu bewegen, und der Vater lag auf einer Steinbank am Tore. Allein kaum gelang es den Armen, einige geringe Gaben zu erhalten; sie aufzunehmen bezeugte niemand Lust, und so mußten sie dem kranken Vater leider alle Hoffnung auf Obdach in der feuchten Herbstnacht rauben. Traurig, vor Kälte zitternd, saßen sie nun am Tore, da schritt ein Mann vorüber, der selbst arm und dürftig ausah. Dieser fragte sie, warum sie so klagten, und als sie ihm ihre Not gestanden, da führte er sie mit den Worten: „Nun kommt nur mit mir!“ in seine schlichte Wohnung in der Goshwitz unfern der äußern Ringmauer der Stadt. Er gab ihnen eine Kammer, reichte dem durchfrorenen Vater einen erwärmenden Trank, teilte mit den Unglücklichen sein Abendbrot und bereitete ihnen ein Lager aus frischem Stroh. So übte er

mehrere Tage lang sein Werk der Barmherzigkeit an ihnen, bis sie imstande waren, ihren Weg wieder in ihre Heimat, nach Ungarn, fortzusetzen. Ehe sie Abschied von dem menschenfreundlichen Manne nahmen, sprach der genesene Zigeuner zu ihm: „Wir wollen nicht undankbar von dieser Stätte gehen, sondern ein bleibendes Zeichen zurücklassen. Von dieser Stunde an wird dieses Gebäude kein Raub der Flammen werden, und wenn auch die ganze Stadt in Schutt und Asche verwandelt würde, so wird doch kein Feuer dieses Haus anfassen!“ Damit murmelte er den sogenannten Feuersegens und zog von dannen. Zwar glaubte anfangs der Besitzer des Hauses den Worten des Zigeuners nicht, allein bald ward er eines andern belehrt und erfuhr zu seinem nicht geringen Staunen, daß der Fremdling Wahrheit geredet hatte. Nach wenigen Jahren ward Budissin von Wallenstein erobert und mit kaiserlichen Truppen besetzt; der Friedländer zog bald darauf nach Böhmen und ließ den Obersten von Holz als Stadtkommandanten zurück. Dieser ließ, als die Sachsen vor die Stadt rückten, die Vorstädte der Stadt in Brand stecken, ein widriger Wind jagte das Feuer in die innere Stadt und bald stand diese in Flammen, nur ein unbedeutendes Haus in der Goshwitz blieb unversehrt und das war das, welches die Zigeuner beherbergt hatte: die Soldaten legten mehrmals Pechkränze an, konnten aber das Dach nicht in Brand bringen. Noch vor einigen Jahrzehnten war es bewohnt, allein 1840 ward es wegen Baufälligkeit niedergerissen, der Platz geebnet und als Garten benützt.

II. Ähnliches berichtet eine andere Quelle (Archiv des Vereins f. Sächf. Volksk., Samml. Pflk.). Eine Zigeunerfamilie, deren Mutter krank war, hatte nirgends in der Stadt Aufnahme gefunden; endlich erbarmten sich die mitleidigen Insassen eines Hauses in der Mönchskirche der armen Heimatlosen, nahmen sie auf und pflegten die Kranke bis zur Wiedergenesung. Beim Abschiede sagte die Zigeunerin: „Liebe Leute! Wir sind zu arm, können euch nichts geben für eure Liebe und Güte. Eins aber wollen wir euch zurücklassen: Ich will den Feuersegens über euer Haus sprechen, welcher 100 Jahre wirken soll.“ Darauf stieg die Zigeunerin auf das Dach des Hauses und sprach dort die Formel. Beim Weggehen sagte sie noch zu ihren freundlichen Wirtsleuten: „Sollte einmal ein Brand bei euch entstehen, so deckt nur schnell einen Ruchendeckel auf den Schornstein!“ Und der Feuersegens der Zigeunerin

bewährte sich 100 Jahre und länger. Trotzdem daß die Hütten innerhalb der Mönchskirche die feuergefährlichsten der ganzen Stadt waren, blieben dieselben doch immer vom Feuer verschont, so daß man in Bauzen sagte: „In der Mönchskirche brennt es nicht.“ Ein einziges Mal geriet ein Teil eines Schindeldaches dort in Brand, die Flammen wurden jedoch schnell vermittlems eines Kuchendeckels ausgelöscht und erstickt.

Endlich muß aber doch der Feuersegen der Zigeunerin unwirksam geworden sein, denn am 11. Februar 1894 wurden die armseligen Hütten innerhalb der Mönchskirche ein Raub der Flammen.

736. Der Zauberer auf dem Leichnitz Berge.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 177 ff.; nach Gräve, S. 52.

Zur Zeit, als das Christentum in der Lausitz eben erst Wurzel geschlagen hatte, lebte in der Gegend von Bauzen ein heidnischer Zauberer. Er hauste auf dem jetzt mit Birken und Kiefern bewachsenen Berge bei Leichnitz. Der plagte das umwohnende Christenvolk mit seinen Zaubereien auf die entsetzliche Weise. Er besaß eine Zauberpfeife, mit der er sich die bösen Geister dienstbar machte. Endlich wurde ihm doch das Handwerk gelegt und zwar durch seinen Zauberlehrling. Der wurde dem Meister feind, stahl ihm, während er schlief, die Pfeife und verriet ihn an die Budissiner Häfcher. Die verbrannten ihn auf jenem Berge, und der Lehrling warf auch die Pfeife in die Flamme, denn er hatte sich zum Christentume bekehrt und die heilige Taufe empfangen.

Am Vorabende des Sonntags Oculi erscheint bei Nacht der Zauberer und bläst mit entsetzlich grellem Pfiff auf seiner Zauberflöte.

737. Der alte und der junge Zauberer.

Luzica 1883, S. 22; Gräbe, Bd. II, Nr. 834; Haupt, Bd. I, Nr. 210; N. Laus. Mag. 1838, S. 135; Gräve, S. 77.

Wenn du dich von der Straße, welche aus Bauzen nach Königswartha herunterführt, unterhalb Luga, nach Neschwitz zu, zur

Sinken wendest, führt dich der Weg an drei Kreuzen vorbei zu Bohez Brücken nach Neschwitz. Von diesen drei Brücken bis zu Bohez Brücken aber zieht sich ein langer, felsiger Hügel hin, ähnlich einem großen Damme; bewachsen ist er mit Kiefern und mit Birken und wird „Aschémjena“ genannt. Aber seine Entstehung erzählt man sich folgendes: Es wohnten hier einst in alter Zeit zwei Zauberer, ein alter und ein junger. Der alte wohnte ungefähr dort, wo jetzt Klein-Holscha ist, und er hatte Macht, den Erdgeistern zu gebieten; der junge aber wohnte nahe bei Luga am Bache Schwarzwasser und hatte Macht, den Wassergeistern zu gebieten. Beide aber lebten in guter Freundschaft untereinander, so daß sie sich zu Gaste einluden. Bei welchem das Gastmahl war, dessen Geister mußten bedienen. Einst hatte der Alte den Jungen zu Gaste geladen: sie waren fröhlich beisammen beim Essen und Trinken, was die Erdgeister herzutrug, bis sie sich betrunken hatten; da begannen sie um die Wette ihre Macht zu loben, vom Loben kam es dazu, daß sie sich veruneinigten, bis zuletzt Schläge nicht ausblieben. Weil aber der Jüngere stärker als der Alte war und siegte, so fing der alte an mit Wildheit seine Erdgeister zu hezen, so daß sie den jungen Zauberer weidlich durchprügelten; doch konnte er ihnen noch entfliehen. Und als er über ihre Grenze war, daß sie keine Macht mehr über ihn hatten, drehte sich der Entronnene um und rief: „Ich werde mich rächen; wir werden sehen, wer der Stärkere ist!“ und lief zu seiner Wohnung. Zu Hause angekommen rief er alle seine Wassergeister zusammen, daß alles wimmelte, und erzählte ihnen, wie es ihm ergangen sei. Darauf hezte er seine Geister auf den alten Zauberer und befahl ihnen, sie sollten die Bäche, Quellen und Wolken Wasser ausströmen lassen, was sie nur könnten. Da öffneten sich die Bäche und Quellen und ergossen Wasser; die Wolken zogen sich zusammen und es floß Wasser aus ihnen herab und eine Überschwemmung entstand, ähnlich der großen Sintflut, und wälzte sich zu des alten Zauberers Wohnung hinunter. Der Alte stand gerade vor der Türe, und als er erblickte, daß von fern großes Wasser gezogen kam, erschrak er sehr und rief wieder seine Geister zusammen, daß sie das Wasser abdämmen sollten, damit es nicht auf ihn käme. Da trugen die Geister zusammen Sand und Steine und Lehm, und was sie nur konnten, und bauten große Dämme, und er half ihnen dazu noch

fluchend und verwünschend. Aber dies half nichts. Das Wasser durchbrach die Dämme, wo jetzt Bohez Brücken sind, und wälzte sich auf sein Häuschen und warf es um, und der alte Zauberer ertrank auch. Als der Zauberer tot war, hörte auch das Wasser auf zu laufen und es fiel, so daß bald alles wieder trocken wurde. Wo die Dämme zerrissen waren, hatte das Wasser viele Vertiefungen aufgerissen. Diese sind aber nicht mehr zu sehen, weil sie verschüttet und zugefahren sind bis auf eine, welche die größte war und die man jetzt „Pfarrers Kessel“ nennt; sie ist noch heute zu sehen, aber nicht mehr so groß und tief, wie sie einst war. In ihr haben die Wassergeister noch lange ihre Menschenopfer gefordert, daß ihrer dort viele ertrunken sind, noch in späterer Zeit. — Aus dem Hügel aber bricht man jetzt Steine und fährt sie auf die Straße, wodurch dort große Gruben entstanden sind.

738. Ein schweres Begräbnis.

Luzica 1884, S. 35; übersezt von Dr. Pflk.

Es war ein Graf in Meschwitz gestorben. Als man ihn am alten Schlosse vorüber zu Grabe fuhr, konnten ihn dort sechs Pferde nicht vorbeiziehen, und sie stemmten sich ein und schwitzten am ganzen Leibe. Als man aber nachschaute, was denn so Schweres in dem Sarge sei, lag ein glühendes Holzstiel darin.

739. Die Zigeuner und der Geizhals.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde. Sammlung Pflk.

Nach dem Kriege 1813 war eine Hungersnot. Da kamen Zigeuner in das Dorf Weißig bei Königswartha und baten gegen Bezahlung um Brot, aber niemand hatte solches. Nur der Bauer Popik als der einzige im Dorfe hatte soeben gebacken und verfügte auch noch über etwas altes Brot. Derselbe ließ aber den Zigeunern trotz Geld und guter Worte keins ab. Da gingen dieselben ohne Brot traurig aus dem Dorfe und sagten den Leuten, die ihnen gerne Brot gegeben hätten: Der unbarmherzige Popik würde genau

so viele Jahre, als er eben Brote hätte, ohne Verstand auf der Erde umherwandeln und betteln trotz seiner Wohlhabenheit. Dies traf ein. 14 Brote waren damals in seinem Besiz gewesen, und 14 Jahre lang lief er geistesgestört umher und jammerte: „Für mich hat der liebe Gott nicht gelitten, ich bin der einzige Mensch auf der Welt.“ Dann erst genas er und hat noch mehrere Jahre wie früher gelebt.

Was die aus dem Dorfe einst scheidenden Zigeuner den Leuten sagten: „Er wird auch an uns gedenken,“ traf ebenfalls ein. Die Zigeuner hatten es dem Geizhals angetan.

740. Der Frosch bei Milkwitz.

Gräbe, Bd. II, Nr. 885; Haupt, Bd. I, Nr. 213; Gräbe im N. Lauf. Mag. 1838, S. 137 und in f. Sagen S. 79.

Ungefähr 300 Schritte von Milkwitz, an der Straße, die über Nebelschütz nach Kamenz führt, erblickt man in einer mit Laubholz bewachsenen Vertiefung einen über acht Ellen hohen Granitsteinblock in Froschgestalt. Von diesem erzählt man, es habe einst kurz nach der Einführung des Christentums hier in dieser Gegend ein heidnischer Zauberer gehaust, der ein arger Feind der neuen Lehre gewesen. Einst ward in stürmischer Novembernacht an seine Hütte geklopft und mit den Worten: Gelobt sei Jesus Christ! um Nachherberge gebeten. Darüber erbohte sich der Heide dermaßen, daß er hinausstürzte und den vor der Türe stehenden Fremden mit Stockschlägen wegtrieb. Dieser aber antwortete: „Ich gehe mit Gott, du aber sollst als ein Zeichen der Unwirklichkeit immer hier bleiben.“ Damit berührte er ihn mit seinem Stabe und gab ihm diese steinerne Gestalt, die er noch heute trägt. (Vgl. Nr. 621.)

E. Wunderſagen.

၇၅၆

Wunderfagen.

741. Der weiße Rabe zur Pestzeit.

V

Gräße, Bd. II, Nr. 628.

Als nach dem Dreißigjährigen Kriege im Vogtlande eine furchtbare Pest herrschte, und die Menschen zu Hunderten starben, und manches Dorf fast ganz verödete, soll von Norden her über das Vogtland und das Erzgebirge ein weißer Rabe geflogen sein, welcher rief:

„Freßt nur recht Kapundika,
Sinsten kimmt ká Mensch deroa.“* (Vgl. Nr. 810.)

742. Sage vom heiligen Brunnen auf dem Kapellenberg.

Gräße, Bd. II, Nr. 700; metrisch behandelt von Fr. Ködiger.

Das frische, wohlschmeckende Wasser des Brunnens auf dem Kapellenberg wollten einst, zur Zeit Augusts des Starken, die Bewohner von Maria Kulm, die wegen der hohen Lage des Orts sehr häufig Wassermangel empfanden, in bleiernen Röhren vier Stunden weit auf Maria Kulm leiten, da das Wasser bekanntlich nach physikalischen Gesetzen ebenso hoch steigt als es fällt. Zu diesem Vorhaben mag die gepriesene, hilfreiche Eigenschaft des Wassers wohl nicht wenig beigetragen haben, doch scheiterte das ganze Unternehmen an den Kosten. Das Wasser war aber aus folgendem Grunde so heilsam:

Der heiligen Apollonia in Alexandria wurden zur Zeit der Christenverfolgungen, im 3. Jahrhundert n. Chr., die Zähne mit

* Sonst kommt kein Mensch davon.

glühenden Zangen ausgebrochen, ehe sie sich in den Scheiterhaufen stürzte. Ein frommer Bischof nun, der jenen Brunnen ihrem Gedächtnis weihte, bat die Heilige, zur Erinnerung an ihre Leiden, dem Wasser eine wunderthätige Heilkraft zu verleihen, damit es vor Zahnweh schütze, und siehe! die Heilige soll einst in der Nacht gekommen sein und einen Zahn von sich in den Brunnen versenkt haben, zu dem die Christen in der Umgegend dann in reichen Scharen wallfahrteten. Wer sich den Mund mit seinem Wasser fülle, soll, so sagt man, nie im Leben Zahnweh spüren.

743. Die beiden Pappeln in Plauen.

Gräke, Bd. I, Nr. 652; Unser Jahrhundert, Dresden 1847, Nr. 11.

Unterhalb der Pforte in dem damals sogenannten Grißnerischen Garten in Plauen stehen (?) zwei Pappeln, von denen man erzählt, daß an ihnen ehemals Schinken und Würste geräuchert wurden. Es soll nämlich ein Weinweber gewesen sein, der einst zwei Stäbe, an denen früher in der Esse Würste hingen, in seinen Webstuhl zwängte. Von der Schlichte trieben die Stäbe zur Verwunderung des Webers bald Knospen, worauf sie, in den naheliegenden Garten verpflanzt, zu den schönsten Pappeln heranwuchsen.

744. Sage vom Entstehen des Stelzenbaumes.

Gräke, Bd. II, Nr. 686.

In dem Dorfe Thossen war einmal ein guter ehrlicher Schäfer, der schon manchen Winter erlebt hatte, ohne daß sein Haar grau geworden wäre, und der manchen heißen Sommer hindurch die Schafe mit seinem Spiz treulich bewacht hatte. Noch niemals hatte er ein Schaf durch den räuberischen Wolf verloren, als er endlich doch von diesem heimgesucht ward. Der Alte hatte sich ein wenig niedergelegt, um zu schlafen, der Hund war einer Hasenspur gefolgt, und der Wolf, der im Busche gelauert hatte, raubte zwei Schöpfe, ohne daß es jemand bemerkte. Als der Hirt am Abend heimtrieb und der Herr unter der Türe des Schaffalles stand und die Herde

musterte, vermischte er die zwei Schöpfe und ließ den Alten hart an. Betrübt lief dieser davon, die Verlorenen zu suchen. Da kam ein Knecht des Herrn, der dem Schäfer feind war, und verkündete mit geheimnisvoller Miene, daß der Fleischer soeben zwei Schöpfe von der Herde nach der Stadt getrieben. Der Herr glaubte steif und fest, es seien die seinigen gewesen und lief stracks dem Schäfer nach. Als er seiner von ferne ansichtig wurde, schrie er wütend: „Du heuchlerischer Spitzbube, was suchst du noch, wenn du sie dem Fleischer verkauft hast?“ — Der Alte wußte nicht, wie ihm geschehen war, und beteuerte hoch und heilig seine Unschuld. Der Herr aber schrie und tobte und drohte ihm, noch heute all seine Habe zu nehmen, wenn er die gestohlenen Schöpfe nicht ersetze. Da hub der Alte feierlich an: „Gott im Himmel, erzeige Gerechtigkeit deinem unschuldigen Knechte.“ — Und er steckte seinen Stab in die Erde und schwur dreimal und sprach: „Dieser dürre Stab soll wurzeln, wachsen und gedeihen, wenn ich ohne Schuld bin. Ist aber der Diebstahl an mir, so zerfalle er jeztunder in Asche.“ — Als der Herr am anderen Tage wieder auf denselben Platz kam, stand der Stock und hatte bereits Knospen und schlug aus. Er wuchs empor zu einem großen seltenen Baum und stand bis vor wenigen Jahren, ringsum sichtbar, auf einer Hochebene, damit jedermann sehe, wie der Herr die Unschuld beschützt. (Vgl. Nr. 745.) Der Stelzenbaum stürzte in der Nacht vom 18. zum 19. März 1897 vom Sturme gebrochen.

745. Der wurzelschlagenbe Hirtenstab bei Stelzen.

Variante zu Nr. 744 nach Eifel, Sagenbuch des Vogtlandes, Nr. 680.

Als die Hussiten in Sachsen raubten, sengten und mordeten, kamen sie auch ins Dorf Stelzen, nach Beute zu spähen und junge Mannschaft zu allerhand Kriegseleistungen wegzuführen. Wie sie nun da einem jungen Mann nachsetzen, der auf seiner Flucht in den Wald ihnen glücklich entwichte, und sie eben im vollen Arger umkehren wollen, hören sie Schafe blöken und treffen auf einer Waldwiese inmitten seiner Herde einen alten Hirten. Sofort umringen sie ihn und verlangen zu wissen, wohin sich der junge Bursche verborgen habe, und obgleich er ihnen bei allem, was ihm

heilig, schwört, er wisse es nicht, schleppten jene ihn dennoch fort, denn sie meinten, daß er jener Jüngling selbst sei, der sich nur in einen alten Mann verzaubert habe. Sie schleppten ihn aber nach einer Höhe, ihn da aufzuknüpfen. Umsonst schwört der Arme, daß er nie Zauberei getrieben, sondern immer nur Gott den Allmächtigen vor Augen und mit dem Bösen nichts gemein gehabt habe — zum Zeichen auch, daß er wahr rede und unschuldig sei, stoße er hier seinen Stab in die Erde, der binnen dreien Tagen grünnende Zweige treiben werde — es war umsonst; die Unmenschen warfen ihm die Schlinge um den Hals, und bald hatte der Alte geendet.

Was aber niemand gedacht: sein dürrer Stab begann wirklich nach drei Tagen zu grünen, schlug bald auch Knospen und Äste aus und wuchs endlich heran zu einem stattlichen Baume, dessen Äste nur, da der Stab umgekehrt in die Erde gesteckt worden, nicht den Wolken entgegenwachsen, sondern, gleich wie zur Trauer, zur Erde sich senkten. Jetzt waffneten sich auch die Umwohner, den Tod ihres treuen Hirten an den Mördern zu rächen, und eiligst flohen jene aus der Gegend um Stelzen.

E 746. Die drei Binden bei Frankenhäusen.

I. Frost, Chronik von Grünberg und Umgebung, Crimmitschau 1900, S. 71.

II. Köhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 380 (der Hergang wird hier anders erzählt).

I. An dem Kommunikationswege, der von Frankenhäusen nach Heiersdorf führt, auf einem zum „Sahn“ gehörigen Felde des Ritterguts Frankenhäusen, sieht man nebeneinander drei Binden von hohem Alter stehen.* An sie knüpft sich folgende Sage:

Zu der Zeit, da noch dichter Wald die Gegend um Crimmitschau bedeckte, ging ein junger Fleischerburtsche, begleitet von seinem Hunde, mit einem alten Juden die Straße nach Crimmitschau zu. Da hören sie aus dem Walde heraus, durch den die Straße führt, ein klägliches Wimmern. Der Fleischer meint, es sei ein Mensch in Gefahr, und will sofort in den Wald eilen. Vergebens bittet der Jude: „Laßt mich doch nicht allein!“ Der brave Jüngling ver-

* Die mittlere soll 1889 durch ein heftiges Unwetter zerstört worden sein.

läßt mit seinem Hunde die Straße und eilt in den Wald hinein, um dem Bedrängten zu helfen. Doch vergeblich ist sein Suchen. Er findet keinen Menschen. Der Hilferuf ist verstummt. Schon will er den Rückweg antreten, da wird sein Hund plötzlich von einem großen Wolfshund angefallen und gebissen. Der Fleischer hilft seinem treuen Tiere und schlägt den Angreifer in die Flucht. Dann verbindet er die Wunde seines Hundes, und nach geraumer Zeit kommt er wieder auf die Straße. Er meint, der Jude sei längst in Crimmitschau und schlägt auch dorthin seinen Weg ein. Doch kaum ist er in der Stadt angekommen, so ergreift man ihn und wirft ihn in das Gefängnis. Man sagt ihm, der Jude sei erschlagen und beraubt auf der Straße gefunden worden; man weiß: „Du bist vorher mit dem Juden gegangen.“ Man sieht das Blut an seinen Händen und Kleidern, das von den Wunden seines Hundes stammte. Man sagt ihm in das Gesicht: „Du hast den Juden ermordet und beraubt!“ Man führt ihn vor die blutige Leiche. Entsetzt schaut er sie an. Vergebens beteuert er seine Unschuld. Man hält ihn des Mordes überführt und spricht ihm das Todesurteil. Auf dem Wege nach dem Schafott bricht er von einer grünen Linde drei Zweige ab und gräbt sie in die Erde. Darauf spricht er: „Wenn diese Zweige, die nun bald mein Blut besprühen wird, Wurzeln schlagen und zu Bäumen emporkwachsen, sollt ihr merken, daß ich unschuldig gestorben bin; verdorren sie aber, dann denkt, ich sei des Mordes schuldig gewesen!“ Er steigt auf das Schafott. Unter dem Schwerte fällt sein Haupt. Sein Blut benetzt die drei Lindenzweige. Diese aber verdorren nicht, sondern wachsen zu Bäumen empor. Etwa zehn Jahre später kommt ein Mann mit einer Art des Weges daher bis zu den drei Linden. Finster blickt er um sich und holt mit seiner Art aus, um die Linden umzuhauen. Das sieht ein Bauer. Der kommt rasch auf ihn zu und fragt ihn, was er tun wolle. Der finstere Fremde spricht: „Ich kann diese drei Linden nicht ersehen. Sie sind Zeugen meines Verbrechens!“ Bei diesen Worten holt er mit der Art aus und schlägt nach dem Bauer. Doch der Hieb geht fehl. Der kräftige Bauer springt auf den Fremden zu, überwältigt ihn und führt ihn — der nicht mehr widerstrebt — nach der Stadt. Man wirft ihn in dasselbe Gefängnis, welches einst den redlichen Fleischer barg. Vor den Richter geführt, gesteht der Fremde: Er habe vor

zehn Jahren jenes Verbrechen begangen. Den Fleischer habe er durch seine Hilferufe in den Wald gelockt und seinen dressierten Wolfshund auf den Hund des Fleischers geheßt; darauf habe er den alten Juden angefallen, ermordet und beraubt. Mit dem Gelde sei er in das Ausland gegangen, aber sein böses Gewissen habe ihm keine Ruhe gelassen, auch habe er große Sehnsucht nach seiner Heimat gehabt. So sei er zurückgekehrt und hier gefangen worden. Bald darauf wurde er an derselben Stelle hingerichtet, wo vor zehn Jahren der unschuldige Fleischer vom Leben zum Tode gebracht worden ist. Jenes Stück Feld, das zwischen den „drei Linden“ und dem „Sahnvorwerk“ liegt, heißt noch jetzt „das Gericht“.

II. In der Nähe des Sahnparks bei Crimmitschau stehen drei große schattenreiche Linden. Es wird erzählt, daß einst ein Schäfer des Rittergutes Frankenhäusen eines Diebstahls wegen zum Tode verurteilt wurde, trotzdem er bis zum letzten Augenblicke seine Unschuld beteuerte. Da bat er sich noch die Gnade aus, auf dem Richtplatze drei junge Linden verkehrt pflanzen zu dürfen. Würden die auf solche Weise gepflanzten Bäumchen fortkommen, so möge man dies als Zeichen seiner Unschuld ansehen, würden sie aber verdorren, so wäre er des Diebstahls schuldig. Der Schäfer wurde hingerichtet, aber die vor seinem Tode von ihm mit den Ästen in die Erde gepflanzten Bäume gediehen zum Zeugnisse, daß er unschuldig gewesen war.

747. Der Galgenbaum bei Blankenhain.

Gräße, Bd. II, Nr. 614; Ziehnert, S. 478 ff.

Auf dem Rittergute Blankenhain im Amte Zwickau diente einst ein ehrlicher und braver Hirtenjunge namens Liebhold, dem aber die Knechte und Mägde gehässig waren, weil er, sobald er von denselben etwas sah, was wider den Willen seiner lieben Herrin, der Edelfrau war, ihr solches immer sogleich anzeigte. Als daher einmal der gnädigen Frau ein goldenes Kettchen weggenommen war, ergriff das gottlose Gesinde die günstige Gelegenheit, den armen Jungen zu verderben, und der gewissenloseste unter den Knechten ging hin zur Herrin und zeigte Liebholden als den Dieb an, den

er über der That betroffen habe. Die Edelfrau übergab den Ungeklagten den Gerichten, welche ihn nach mehrfachem Verhöre, wie hoch er auch seine Unschuld beteuerte, auf den falschen Schwur seines Anklägers hin zum Strange verdammten.

Nach wenigen Tagen wurde das Urtheil vollzogen. Unter dem wimmernden Geläute der Sünderglocke führte man den armen Liebhold hinaus vor das Dorf, wo ein großer Balken mit einem Arme oben als Galgen aufgerichtet war. Noch einmal, ehe er in den Tod ging, betete er zu Gott, daß er seine Unschuld rechtfertigen möge, und dann zu den Umstehenden gewendet, rief er: „Der mich angeklagt hat, der hat einen falschen Eid geschworen. Denn so wahr ich unschuldig bin, so wahr wird dieser Balken, welcher mein Galgen sein soll, nach meinem Tode anfangen zu grünen und Zweige treiben, und Jahrhunderte hindurch als ein frischer Baum bewundert werden.“ Hierauf wendete er sich zum Henker und litt mit frommer Zuversicht auf jenseits den unverdienten schmachvollen Tod.

Und als das nächste Frühjahr kam, da gab Gott die Unschuld Liebholds an den Tag; denn der Balken des Galgens wurde grün und trieb Zweige, so wie es Liebhold gesagt hatte. Die Edelfrau ward darüber voll Unruhe und gebot, den meineidigen Knecht zu verhaften. Aber ehe die Häsher denselben erreichten, hatte er sich im Koberbache ertränkt. Noch in demselben Jahre ward der wahre Dieb entdeckt; es wurden mehrere nahe am Rittergut stehende hohe Erlen umgeschlagen, und auf einer derselben fand man ein Dohlenest und darin das gestohlene goldene Kettchen der Edelfrau. Der Galgenbaum, jetzt ein starker und hoher Baum, ist heute noch bei Blankenhain zu sehen.

748. Die Eselswiese bei Zwickau.

Gräße, Bd. II, Nr. 610; Ziehnert, S. 46 ff.

Südlich von Zwickau liegt eine Wiese, die man Eselswiese nennt, nach der nüchternen Erklärung unserer Zeit darum, weil sie den Mähleseln der Ratsmühle das Futter lieferte. Die Volkssage weiß aber einen andern Grund des Namens anzugeben, und zwar folgenden.

Jene Wiese soll einst von einem Zauberer bezaubert worden sein, der auf ihr einen gefährlichen Fall getan, so daß, so schönes Gras und Klee darauf wuchs, sie doch von ihrem Besitzer durchaus nicht benützt werden konnte, weil die Milch des Viehes, das von demselben fraß, so blau wie Indigo ward. Nun hatte aber nicht weit von derselben ein armer Holzmacher seine ärmliche Hütte gebaut, der, weil er drei Esel besaß, der Eselsgürge genannt ward und allgemein wegen seiner Gutherzigkeit beliebt und gern gesehen war. Der zog sich die Grasnutzung dieser Wiese zunutze, und seine Esel wurden dick und fett davon. Einst bei einem heftigen Gewitter pochte es des Nachts an seine Hütte, und als er die Tür öffnete, da trat eine wunderschöne Jungfrau, die trotz des Unwetters ganz trocken war, weiß verschleiert herein, rosenfarbene Sandalen an den Füßen und einen goldenen mit Diamanten gezierten Kranz auf dem Haupte. Sie setzte sich an seinen Tisch; als er ihr aber Essen und Trinken, sowie sein armseliges Binsenlager zum Schlafen anbot, wies sie beides zurück und sagte, sie bedürfe dieser irdischen Erholung niemals, und auf sein Befragen, wohin sie wolle, entgegnete sie: „Nach oben, wo ich herkomme.“ Der arme Gürge legte sich hierauf verwundert wieder nieder, als aber der Morgen anbrach, weckte sie ihn auf, um Abschied zu nehmen, und als er sie ein Stück Weges begleitete, fragte er sie, ob sie nicht zufällig die heilige Jungfrau selbst sei, sie gleiche gar zu sehr dem Bilde derselben, wie er es in den Kirchen so oft gesehen. Darauf antwortete sie: „Ja, ich bin es; du aber, guter Gürge, sollst den Lohn für deine Gastfreundschaft heute abend erhalten, wenn deine Esel von der Weide zurückkehren.“ Damit verschwand sie. Als nun die Sonne im Untergehen war, da ging der Gürge voll Neugier seinen Eseln entgegen, allein er konnte nichts an ihnen wahrnehmen, als daß ihre Mäuler blutig waren. Da es nun auf der Wiese weder Dornen noch scharfe Gräser gab, die Esel auch bekanntlich wegen ihrer Hartmauligkeit solche nicht verwunden können, begab er sich an Ort und Stelle und trat plötzlich auf etwas Spitzes. Er griff darnach und zog einen Goldbarran aus der Erde, ja er fand ohne viele Mühe eine Menge davon. Er holte also seine Esel, die sich daran blutig gestressen, und trieb sie schwerbeladen in sein Hüttchen zurück. Am andern Morgen aber, wie er seinen Reichtum beschaute, beschloß er davon eine Kirche zu bauen. Dies soll die Marienkirche

sein; das Volk aber hält noch heute die hölzerne Statue des Obristwachtmeisters von Heldreich (gest. 1674), welche sich über der Thür zur sogenannten Götzenkammer in der erwähnten Kirche befindet, für das Bild des armen Eselgürge, den man auch zum Stammvater der Herren von Römer gemacht hat.

749. Gottespeiße bei Zwickau.

Gräße, Bd. II, Nr. 606; Ziehnert, S. 477; poetisch behandelt von Segnitz, Bd. II, S. 219 ff.

Bei Zwickau auf einem Dorfe schickten einst Eltern ihren Sohn, einen muntern Knaben, in den Wald, die Ochsen, welche da auf der Weide waren, hereinzutreiben. Aber die Nacht überraschte den Knaben, und es erhob sich ein solch mörderisches Schneewetter, daß er nicht aus dem Walde zu kommen wußte. Als nun der Knabe am andern Tage immer noch nicht nach Hause kam, gerieten seine Eltern in große Angst, und konnten doch vor dem großen Schnee nicht in den Wald. Am dritten Tage erst, nachdem der Schnee zum Teil abgeflossen, gingen sie hinaus den Knaben zu suchen, und fanden ihn endlich an einem sonnigen Hügel sitzen, wo gar kein Schnee lag. Freundlich lachte er seine Eltern an, und als sie ihn fragten, warum er nicht heimgekommen, sagte er, daß er habe warten wollen, bis es Abend würde. Er wußte nicht, daß schon ein Tag vergangen war, und als man ihn ferner fragte, ob er etwas gegessen hätte, erwiderte er, es sei ein Mann zu ihm gekommen, der ihm Käse und Brot gegeben habe. Also ist dieser Knabe sonder Zweifel durch einen Engel Gottes gespeist und erhalten worden. Der Ort im Walde, wo solches geschehen, heißt bis heute noch Gottespeiße. (Vgl. Nr. 450.)

750. Die Sage von dem Stücke vom Kreuze Christi in der Marienkirche zu Zwickau.

Gräße, Bd. II, Nr. 602; Schmidt, Chronica Cygnea, Zwickau 1656, Bd. I, S. 63 ff.

Früher ward in der gewölbten Sakristei der Marienkirche ein in arabisch Gold gefaßtes Stücklein vom Kreuze Christi ver-

wahrt, welches der Hauptmann Martin Römer im Jahre 1479 der Kapelle geschenkt hatte. Nun war aber in die Einfassung mit cyrillischen Buchstaben und in serbischer Sprache eine Inschrift gegraben, welche also lautete: „Dieses ehrwürdige Kreuzifix ist auf der Königin . . . (der Name war nicht mehr zu lesen) Befehl gemacht und in die Kirche der heiligen Dreifaltigkeit bei der Grube (zu Konstantinopel) gesetzt worden; es sind in demselben fünf ganze Stücklein vom heiligen Kreuz und vier Edelsteine; die hölzernen Stücklein sind für 2000 Gulden gekauft, das Gold aber und die Edelsteine kosten 1000. Wer ein Stücklein von diesem Holze des Kreuzes mit Gewalt aus der Kirche der heiligen Dreifaltigkeit nehmen wird, der sei verflucht und das heilige Kreuz bringe ihn um; wer es etwa an einem andern Orte antrifft, der schaffe es wieder in die Kirche der heiligen Dreifaltigkeit, wer es nicht tut, den bringe Gott und das heilige Kreuz um.“ Trotz dieses Fluches hat aber, als die Türken Konstantinopel eingenommen, ein Grieche dieses Heiligtum, damit es nicht in unheilige Hände komme, errettet und hernach M. Römern in Zwickau verkauft, der auch von dem darauf geschriebenen Fluch nichts zu befürchten gehabt, weil er es nicht mutwillig entwendet, sondern nur vor denen, die es ohnedem zer schlagen und beschimpft hätten, bewahrt hat. Nun hat aber der Herzog von Friedland, insgemein der Wallenstein genannt, am 1. September 1632 dieses Kleinod durch seine Vettern Graf Maximilian von Wallenstein und Graf Paul von Lichtenstein abholen und hernach auf der Post durch genannten Grafen von Wallenstein dem Kaiser anbieten lassen, als verehere die Stadt Zwickau und die geistliche Behörde solches demselben freiwillig, allein es war hierbei wenig Willigkeit, sondern nur Gewalt zu finden, und es hieß vielmehr: willst du nicht, so mußt du. Nun ist aber der besagte Fluch an allen diesen Personen ausgegangen. Nachdem dies nämlich hier am 14. September geschehen, hat der Wallenstein den 6. November die große Schlacht bei Lützen verloren und seit dieser Zeit kein Glück mehr gehabt, also daß er bald darauf zu Eger ein blutiges Ende nahm; die beiden Grafen aber sind noch in demselben Jahre umgekommen, und ist keiner von ihnen eines natürlichen Todes gestorben.

751. Ein Zeichen für die rechte Feier des heiligen Abendmahls.

Röhler, Nr. 406; Meißner, Histor. Schneeberg., S. 1064.

In Neustädtel trug sich's bei angehender Reformation zu, daß eines Morgens unterschiedliche Berg- und andere Leute zusammenkamen und auch von der Reformation redeten. Wie sie nun theils ungereimte Sachen vorbrachten und unter anderem auch auf die Lehre vom Abendmahl fielen, geschah es, daß der eine Theil das Abendmahl in beiderlei, der andere aber in einer Gestalt verteidigte. Indem nun ein Bergschmied, welcher an dem Fenster saß, dergestalt für eine Gestalt stritt und dabei sagte, daß, wenn dieses der rechte Glaube sei, daß ein Laie das Sakrament in beiderlei Gestalt empfangen sollte, er in seiner Hand vor dem Fenster einen Vogel fangen wollte: siehe, so trug es sich, indem er im Reden mit der Hand zum Fenster hinausgriff, in einem Nu zu, daß sich zwei Sperlinge miteinander bissen und vor das Fenster fielen, solche aber von ihm beide ergriffen und in die Stube gebracht wurden, weswegen sich darauf alle Anwesende, als vor einem Zeichen, entsetzten.

752. Die Wunderblume bei Blauenthal.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 346.

Bei dem Orte Unterblauenthal findet sich eine jetzt durch Gesträuch fast völlig verwachsene Fessenschlucht, und in dieser soll man einst ein eisernes Tor, welches eine Höhle verschloß, gesehen haben. Vor langer Zeit mähte in der Nähe dieser Höhle ein Einwohner des genannten Ortes Gras, und als er sich in der Mittagstunde unter einen schattigen Baum setzte, um seine Sense zu dengeln, stand auf einmal ein schwarzer Ritter vor ihm, und zu seinen Füßen sah er aus dem kahlen Erdboden eine gelbe Blume hervorsproßeln. Der Ritter aber sprach zu ihm, er solle diese Blume abpflücken, sie sei der Schlüssel zu der eisernen Pforte; damit solle er dieselbe öffnen und sich aus der Höhle so viel von den Schätzen mitnehmen, als ihm behage; „jedoch,“ so setzte er hinzu, „laß mir die Blume nicht liegen, sonst bist du verloren.“ Der Mann tat, wie

Meißner, Sagenbuch.

39

ihm der Ritter geheißten hatte. Die Höhle, in die er gelangte, war an den Wänden mit funkelnden Edelsteinen besetzt, und auf dem Boden standen viel Kisten, aus denen ihm viel Gold und Silber entgegenglänzte. Plötzlich erweiterte sich der Raum zu einem großen Saale, und an einer mit kostbaren Speisen und Getränken besetzten Tafel sah er den Ritter mit Gefolge wieder; die Speisenden wurden von Zwergen bedient. Da winkte der Ritter dem Manne, derselbe solle sich mit an die mit einem Trauerflor behangene Tafel setzen. Angstlich setzte sich der Arbeiter nieder, aber bald bekam er wieder Mut. Nachdem er gegessen und getrunken hatte, steckte er sich auf Geheiß des schwarzen Ritters so viel von dem Golde und den Edelsteinen ein, als er fortbringen konnte. Da er wieder vor der Pforte stand, schloß sich dieselbe mit einem großen Knalle, der Felsen wankte und der Eingang war nicht mehr zu sehen. Erschrocken wollte der Mann nach seiner Blume greifen; doch er besaß sie nicht mehr, denn er hatte sie in der Höhle zurückgelassen, als er die Schätze zusammenraffte. Nach wenigen Tagen starb er; man fand ihn, das Gesicht nach dem Nacken umgedreht, und das Gold war auch verschwunden. Der Fels aber, in dem sich der Eingang zu der Höhle befunden haben soll, heißt heute der Teufelsfels.

753. Mönch und Kriegsknechte des Teufelssteins bei Lauter.

Köhler a. a. O., Nr. 414.

Ein Kriegsheer wollte einst Schwarzenberg belagern und hatte sich deshalb bei dem jetzigen Teufelssteine in der Nähe von Lauter zusammengezogen. Hier in dem Lager lebte nun alles in Saus und Braus. Da kam eines Tages ein Mönch aus dem Grünhainer Kloster daher, der einen Leuchter zur Reparatur nach Schwarzenberg tragen sollte. Als ihn sein Weg durch das Lager führte, wurde er von den Kriegsknechten angehalten und verleitet, mit ihnen zu tanzen und zu spielen. Sein weniges Geld war bald verspielt, und nun vergaß er sich so weit, daß er den Leuchter in Geld umsetzte. In diesem Augenblicke kam der Abt des Klosters, welcher zufällig denselben Weg ging, und als er das Treiben und Tun seines Ordensbruders sah, suchte er denselben mit herzlichen

Worten von seinem gottlosen Treiben abzuraten. Dafür wurde er jedoch von dem Mönche und den Kriegersleuten verhöhnt und verspottet. Da übermannte ihn der Zorn und er rief: „So möge euch, ihr Genossen des Teufels, der allmächtige und strafende Gott, den ihr jetzt noch eben verhöhnt habt, zu Steinen werden lassen!“ Kaum waren diese Worte gesprochen, so erfüllte ein donnerähnlicher Schlag die Luft, und was der Abt in seinem Fluch erbeten, das geschah. Der Mönch und die Kriegsknechte wurden zu Felsblöcken, welche noch heute auf dem Teufelssteine zur Warnung für Gotteslästerer emporragen.

754. Die Wunderblume des Teufelssteins bei Lauter.

Röhler a. a. O., Nr. 349; „Glückauf“, Organ des Erzgebirgsvereins, 1882, Nr. 3.

Gegenüber dem Geringsberge zwischen Lauter und Neuwelt erhebt sich am rechten Ufer des Schwarzwassers der im ganzen kahle Teufelsstein, den man von der Haltestelle Lauter bequem in fünf Minuten erreichen kann. Nach der Meinung einiger ist der Name Teufelsstein verfälscht und lautet eigentlich „Tausenstein“, weil sich hier in alter Zeit ein Taufstein oder Taufbecken befunden haben soll. Eine andere Sage aber bezeichnet den Teufelsstein als ein verwünschtes Schloß, welches kostbare Schätze in seinem Innern birgt und von Jahr zu Jahr des Tages seiner Erlösung aus der Hand des „Bösen“ und der Hebung seines reichen Gutes harret, — doch bis jetzt vergebens. Noch immer liegt es verzaubert unter mächtigen Felsblöcken. Zwar ist ein Schlüssel, durch dessen wunderbare Macht die verborgenen Zugänge unwiderstehlich sich öffnen, vorhanden, doch noch niemandem ist es gelungen, hineinzudringen. Der Schlüssel ist eine gelbe Blume, welche alljährlich im Frühjahr aufs neue emporsprießt und ihren Wunderkelch entfaltet. Ein Schäfer aus Beiersfeld, welcher dort vor vielen Jahren seine Herde weidete, fand sie eines Tages und pflückte sie. Als bald merkte er, wie sich in seiner Nähe geheimnisvoll eine Fessenspalte öffnete, und verwundert schaute er in eine Höhle, aus deren Hintergrunde ihm zauberischer Goldesdämmer entgegenblinkte. Da er jedoch die Mahnung des am Eingange sitzenden bärtigen Wächters mit grauem

Gute, still zu bleiben, nicht beachtete, sondern einen lauten Ausruf des Erstaunens ausstieß, so schloß sich ebenso geheimnisvoll und schnell die Öffnung wieder und hat sich bis heute noch nicht wieder aufgetan.

755. Der gute ober St. Annenbrunnen bei Niederzwdnitz.

Gräße, Bd. I, Nr. 570; Ziehnert, S. 469 ff.; novell. beh. b. Dietrich a. a. D., Bd. II, S. 236 ff.; vgl. auch Köhler, Sagenbuch, Nr. 370.

Westlich vom Dorfe Niederzwdnitz, auf einer mit Wald bewachsenen Wiese, quellen mehrere Brunnen, deren einige mineralische Heilkraft besitzen sollen. Der vorzüglichste unter ihnen heißt der St. Annenbrunnen. Wie er zu dem letzteren Namen gekommen, erzählt folgende Sage.

Annchen, die dreizehnjährige Tochter des Jägers zu Niederzwdnitz, war seit dem fünften Jahre durch die Blattern erblindet. Ihr Vater, der sie als sein einziges Kind über die Maßen zärtlich liebte, fragte allenthalben um Rat und scheute keine Kosten, um seinem Kinde von dem großen Uebel zu helfen; aber umsonst, niemand konnte ihr das Augenlicht wiedergeben. Dennoch haberte das fromme Mägdlein nicht mit Gott, sondern betete alltäglich zu ihm und der heiligen Anna mit freudiger Zuversicht, daß ihrem Unglück ein Ende kommen werde. Da in der Nacht des St. Annentages (26. Juli) erschien ihr im Traume die heilige Anna in himmlischer Herrlichkeit, ergriff sie bei der Hand und führte sie hinaus in den Streitwald, wo auf moorigem Wiesengrund ein Brunnlein quoll, deutete auf das Wasser und auf Annchens Augen, segnete sie und verschwand.

Als am Morgen das blinde Mägdlein ihrem Vater erzählte, was ihr geträumt hatte, da ward derselbe voller Freuden, denn er erkannte in dem Traume die Verheißung naher Hilfe. Sonder Säumen führte er sie hinaus in den Streitwald zu dem Brunnen auf der moorigen Wiese, den er gar wohl kannte, in dem er aber nie solche Heilkraft geahnt hatte. Annchen wusch sich die Augen mit dem Wasser des Quelles und ward wieder sehend. Ihr Vater dankte Gott auf den Knien und gelobte, an jenem Brunnen der heiligen Anna eine Kapelle zu bauen. Noch in demselben Jahre erfüllte

er das Gelübde. Dieses begab sich im Jahre 1498. Die Kapelle scheint bald wieder verfallen zu sein, aber den St. Annenbrunnen, aus dem das Volk später „Tannenbrunnen“ oder „Brunnen zu den drei Tannen“ machte, weil drei Tannen in seiner Nähe standen, rühmt man noch heute als Heilquelle.

Nach einer anderen Quelle (Melzer, Hist. Schneobergensis, S. 871—875) ist der Brunnen im 17. Jahrhundert erst wieder entdeckt worden.

Im Jahre 1608 nämlich soll eine Bäuerin aus Kühnheide dieses Brunnens heilsame Kraft durch einen Traum offenbart bekommen haben, nachdem sie 14 Jahre lang einen bösen Schaden an einem Schenkel gehabt und viel daran ausstehen müssen. Sie hat, als sie nach ihres Traumes Anweisung den Brunnen nicht sogleich finden konnte, viel alte Leute gefragt, ob nicht bevor in dieser Gegend ein gewisser Heilbrunnen vorhanden gewesen oder noch anzutreffen sei. Da habe sie endlich einen hundertjährigen Mann angetroffen und sich bei demselben weiter erkundigt. Derselbe habe die Bäuerin getröstet und ihr angezeigt, daß er den Brunnen wüßte; das Wasser desselben habe schon viele gesund gemacht und es sei deshalb früher an demselben eine Kapelle zu Ehren der heiligen Anna aufgebaut gewesen. Darauf habe er das Weib an den Ort geführt, worauf es auch nach des Brunnens Gebrauch von ihrer Krankheit befreit worden sei.

Im Jahre 1646 ist dieser Gesundbrunnen aufs neue in Aufnahme gekommen; jedoch soll derselbe jetzt zwölf Lachter höher hinauf seinen Ausfluß gehabt haben.* Einem Mägdelein zu Gablenz, so einen Kern im Auge gehabt, träumte, es solle sich zu dem Drei Tannenbrunnen führen und daselbst sich waschen lassen, so würde es sehend werden. Und da es dem Vater solchen Traum erzählet und inständig angehalten, er möge es dahin führen, habe es den alten Brunnen, dahin sie gelangt, nicht für den rechten Brunnen erkannt, sondern gesagt, es wäre gar ein kleines, frisches Brünnelein. Und da hierauf der Vater seitwärts abgegangen und den neuen Quell in einem morastigen Sumpfe gefunden, hätte er dem Kinde die Augen dreimal mit dem

* Die Sage, daß im Jahre 1646 der gute Brunnen aufs neue in Aufnahme gekommen sei, scheint sich auf eine zweite Quelle, welche man nach der Angabe Engelhardts (Erdbeschreibung von Kur Sachsen, Bd. II, S. 219) in dem genannten Jahre fand und Kräzbrunnen nannte, zu beziehen.

Wasser gewaschen und etwas davon mitgenommen, und da er mit dem Waschen aus diesem Wasser fortgefahren, in der Lat erfreulich empfunden, daß das Mädchen auf dem Auge wieder sehend wurde. Darauf ist denn ein großer Zulauf der Leute von nahen und fernen Orten entstanden, so daß an manchem Tage wohl vier-, fünf- und mehr hundert Personen auf dem Platze sich befunden hätten, welche das Wasser theils kalt getrunken, theils gewärmet oder Suppen daraus gemacht, theils sich damit gewaschen oder zum Bad gebraucht hätten. Es hat auch seine Kraft und Wirkung an vielen kranken Personen gezeigt.

756. Die Wünschelrute.

Röbler a. a. O., Nr. 347; Engelschall, Beschreibung der Exulanten- und Bergstadt Johanngeorgenstadt, Leipzig 1723, S. 172—174.

Die Wünschelrute, durch welche Klüfte und Gänge ausgegangen werden, wird abgeschnitten von allerlei Holz, auch zu allen Zeiten, doch so, daß sie zwei Zacken oder Zwiebel hat, und man selbige in beiden Händen zwischen den Daumen und geschlossenen Fingern halten kann. Ja, man mag auch eine andere Materie dazu gebrauchen, als Messing, Eisen u. dgl. Es ist aber der Nutzen der Rute dieser, daß sie die in der Erde liegenden Klüfte und Gänge andeutet, indem, wenn der Rutengeher an dergleichen Stätte kommt und die Rute aufwärts hält, sie sich gewaltig niederbeuget und sich zuweilen, wenn sie stark gehalten wird, fast entzwewindet, während die Rute da, wo man dem Gange nicht folgt, sondern ihn überschreitet, wieder gerade über sich unbeweglich steht.

Die Rute schlägt aber außer auf Gänge und Klüfte auch auf andere Dinge. Es entwendete eine Magd ihrer Herrschaft Unterschiedliches, worauf man endlich einen Rutengänger holte, um im Hause die Rute zu schlagen; dieselbe führte ihn zu der Lade der Magd, in welcher sich auch die gestohlenen Sachen vorfanden. Ferner wurde einem Hammerwerksbesitzer allerhand entwendet. Derselbe schrieb an seine Freundin, den Rutengänger holen zu lassen, damit dieser mit der Rute forsche, ob nicht die Mägde des Bestohlenen, und welche unter ihnen, den Diebstahl begangen hätten. Er schickte zu dem Ende deren Namen mit. Die Freundin legte

beide Zettel mit den Namen auf den Tisch, aber die Rute wollte sich nicht bewegen. Da fiel es der Freundin ein, ob nicht der Junge des Hammerherrn, dem es dieser zwar gar nicht zutraute, den Diebstahl begangen habe. Sie schrieb also dessen Namen mit auf ein Papier, wickelte es zusammen und legte es heimlich mit auf den Tisch. Da fing die Rute an sich zu winden, und als die Zettel gesondert worden waren, schlug sie allezeit auf denjenigen, welcher mit des Jungen Namen beschrieben war. Der Hammerherr nahm darauf den Jungen vor, und die entwendeten Sachen wurden von ihm wieder erlangt. — In einem Zechenhaus bei Johannegeorgenstadt wurden unterschiedliche Zentner Kobalt entwendet, und weil einem frommen und christlichen Hammerwerksbesitzer, dem die Rute schlug, ein anderer Gewerke zuredete, zu versuchen, ob nicht die Rute den Dieb und dessen genommenen Weg anzeige, wollte dieser erst nicht darein willigen, in der Meinung, sie ziele nur auf Klüfte und Gänge. Er ließ sich aber doch bereden, nahm eine kleine Stufe Kobalt von dem Haufen weg, wovon ein Teil entwendet worden war, ging um das Zechenhaus, und als er an den erbrochenen Laden kam, schlug die Rute, führte ihn über die Wiese einen Berg hinauf und in einen Busch. Hier erblickte man frische Erde, und als diese hinweggeschafft worden war, fand sich eine Partie versteckter Kobalt. Darauf führte die Rute in einen zweiten und dritten Busch, so daß man wohl die Hälfte des gestohlenen Kobalts wieder bekam. Ja, als sich einige Männer in der folgenden Nacht versteckten und die Diebe den Rest nachholen wollten, wurde einer davon ergriffen und nach Joachimsthal abgeliefert. — Die Rute schlägt auch auf Rainsteine. Einem Ruten-gänger wurde sofort der Rainstein im Boden angezeigt, ungeachtet schon Bäumchen darüber gewachsen waren. — Vielen Leuten schlägt die Rute gar nicht. Sie hat aber auch anderen von Kindheit an vortrefflich geschlagen; aber dieselben sind krank geworden oder gar ausgewachsen, und ob sie gleich wieder genesen, so hat ihnen doch die Rute keinen Zug mehr getan.

757. Der Bernsbacher Heilbrunn verliert seine Kraft.

Lehmann, Histor. Schauplatz, S. 243.

Das Geschrei vom Bernsbacher Heilbrunn entstand im Jahre 1684. Denn als die Kirchleute am 7. Sonntage nach Trinitatis aus der Kirche nach Hause gehen, sehen sie ein Wasser, das mitten im Wege ungewöhnlicher Weise aufquillt. Das ungebändigte Volk lief zu und brauchte solchen Brunnen mehr zum Schaden als zu seinem Frommen. Denn bei manchen unreinen Leibern blieb er sitzen und machte große Ungelegenheit, etliche purgierte er heftig, etliche gar nicht. Einigen machte er die blöden Augen klar, anderen aber trübe. Es verschwand aber die heilsame Kraft samt dem Brunnen, nachdem dabei viel Unfug getrieben worden war.

758. Die Perlenknoten zu Wiesenthal.

Gräße, Bd. I, Nr. 501; Lehmann, S. 481; Flader a. a. D., S. 294 ff.; poetisch behandelt bei Segnis, Bd. I, S. 173 ff.

Im Jahre 1626 kurz nach dem großen Sterben wohnte in der Neustadt in Wiesenthal ein gewisser Michael Rothdörfer, ein Exulant von Lutitz in Böhmen, welcher mit Weib und sieben Kindern den Religionsfeinden glücklich entronnen war. Sein Töchterlein von sieben Jahren hatte vom Schutthaufen eines ausgegrabenen alten Kellers etliche Kapsamenstrünklein aufgelesen und in ihres Vaters Garten gesteckt. Da nun solcher wohl fortgekommen und gereift, nimmt sie die Schötchen ab und klopft sie aus, findet aber mit Verwunderung weiße Körnchen, die sie, unwissend, was es sei, dem Vater weist und spricht: „Je, Vater, sehet, was sind dies für Blätterlein?“ Der Vater erkennt, daß es rechte Perlen sind, sucht und findet sie in den Schötchen selbst, also daß nach je zwei Samenkörnlein eine wahrhafte Perle lag, und so sammelten sie dieses Samens und der Perlen ein Näpfchen voll. Eine durchreisende Gräfin von Haustein hat dieselben mit Verwunderung angesehen und gefunden, daß es wahrhafte Perlen seien. Daher hat sie dem Vater versprochen, wenn er einwilligen wolle, so wolle sie dieses glückselige Kind zu sich nehmen und ihm alle Güte widerfahren

lassen. Als sie aber hierbei etliche dergleichen Schötchen selbst aufgemacht, sind die darin verborgen liegenden Perlen ihr unter den Fingern geschmolzen, welches auch andern Leuten begegnet ist, daher sie geurteilt und gesagt: „Ei, so ist es eine sonderbare Gnade von Gott, deren wir nicht würdig sind.“

759. Die Totenhand zu Buchholz.

Gräße, Bd. I, Nr. 521; Ziehnert, S. 353 ff.

Als im Jahre 1730 der Totengräber auf dem Kirchhofe zu Buchholz ein Grab graben wollte, fand er im Sande eine noch ganz unverwesete Totenhand, der aber der Gold- und kleine Finger wie weggehackt waren. Er zeigte dieselbe dem Pastor Melzer daselbst, und dieser schlug nun im Kirchenbuche nach, wem dieselbe gehört haben möge, da er sich erinnerte, daß schon am 14. Juni des Jahres 1704 ihm von dem damaligen Totengräber dieselbe Meldung gemacht worden sei, er aber demselben den Bescheid gegeben, die Hand wieder einzuscharren, weil sie wahrscheinlich an einer Wasserkluft gelegen und deshalb nicht habe verwesen können. Jetzt fand sich's, daß die Hand dem im Jahre 1669 begrabenen Sohne des Stadtrichters von Buchholz, Andreas Müller, gehörte, der, weil er seine alte Mutter, die er bestohlen und, als sie ihm den Diebstahl vorgeworfen, gemißhandelt und mit Ermordung bedroht hatte, von dieser verflucht worden war. Dadurch war denn jene alte Sage bewiesen, daß dem, der sich an seinen Eltern vergeht, die Hand aus dem Grabe wächst.*

760. Vögel sind Unglücksverkündiger.

Chr. Lehmann, Histor. Schauplatz, S. 894; danach bei Röbber a. a. D., Nr. 398.

Als im Jahre 1639 ein großes Sterben war, hatten die Raben bei Tage ein greulich Geschrei, bissen sich auch des Nachts

* Beispiele s. bei Garman, De miraculis mortuorum, p. 91; Jecander, Sächsische Kernchronik, LVI. Rouvert, S. 477; Kornmann, De mirac. mort., P. III, c. 47—50.

bei Mondenschein heftig auf den Kirchen und Häusern herum, und es war furchtjam anzuhören, wenn die Eulen in den Gärten so jauchzten. Man merkte auch um selbige Zeit, daß ein Haufen Elstern mit Schreien und Schnattern alle Gassen vollgemacht und gleichsam die Post gebracht hatten, wenn räuberische Parteien kamen. Ehe einem Hausvater sein Weib und Kind in den Wochen starb, zogen die unter dem Dache nistenden Schwalben samt ihren Jungen weg. Desgleichen ist in Schneeberg geschehen, daß die Störche, welche lange Zeit auf eines Bürgers Hause genistet, im Jahre 1688, ehe der Bürger gestorben, davongezogen und ausgeblieben sind. Im Jahre 1664 kamen des Nachts, ehe in Annaberg vierhundert Häuser in Asche gelegt wurden, etliche Eulen, setzten sich auf des Bürgermeisters Haus am Markte und schrien gräßlich.

761. Die alte Linde auf dem Gottesacker zu Annaberg.

Röhler a. a. D., Nr. 377; Richter, Chronica der freyen Bergstadt St. Annaberg, 1746, S. 248.

Auf dem Gottesacker zu Annaberg stehet eine große, schöne und mit Ästen stattlich ausgebreitete Linde, unter welcher der Rat und die Vornehmsten aus der Stadt auf Stühlen zu sitzen pflegen, wenn die Trinitatispredigt unter freiem Himmel jährlich zu Mittage gehalten wird.

Man hat die Tradition, daß diese Linde bei folgender Gelegenheit umgekehrt hierher gesetzt worden sei. Ein Marstaller allhier auf St. Annaberg habe einen ruchlosen Sohn gehabt, welcher sonderlich an keine Auferstehung habe glauben wollen, daher ein Priester sich alle Mühe gegeben, diesen bösen Menschen auf bessere Gedanken zu bringen. Derselbe sei mit dem ruchlosen jungen Burschen auf den Gottesacker gegangen und habe ihm daselbst vorgestellt, daß dieses das Feld des Herrn sei; wie der ausgestreute Same auf dem Felde aufginge und herfürwache, so würden auch diese Begrabenen sozusagen als ein Samen wieder aus der Erde am jüngsten Tage herfürkommen. Darauf habe dieser junge Mensch eine noch kleine Linde auf dem Kirchhof erblicket, solche angesehen und zu dem Priester gesagt, so wenig als diese Linde, wenn man

sie ausreißen und umgekehrt mit den Ästen in die Erde setzen wollte, aus schlagen würde, so wenig würden diejenigen, welche einmal tot wären, wiederum lebendig werden und auferstehn. Hierauf habe der Priester, in göttlichem Eifer entbrannt, geantwortet, er wüßte gewiß, Gott würde so gnädig sein, und um solche Ruchlosigkeit zu strafen, ein Zeichen seiner Allmacht sehen lassen; er wolle diese Linde umgekehrt lassen in die Erde setzen, und würde sie aus schlagen, so sollte er hiervon seinen bösen Unglauben kennen lernen, welches auch hernach also geschehen.

Nach einer anderen Überlieferung (bei Gräße, Bd. I, Nr. 505) ist der Zweifler jedoch der berühmte Rechenmeister Adam Ries gewesen, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf seiner Besitzung in der Nähe der Stadt Annaberg lebte.

Er brachte alle seine freie Zeit mit Nachdenken über religiöse Gegenstände zu, und besonders machte ihm die Lehre von der Auferstehung viele Skrupel. Er liebte es daher, auf den Gottesacker zu gehen und hier über diesen Gegenstand weiter zu meditieren. Dies tat er auch am 16. Oktober 1519, und zwar in Gesellschaft seines Beichtvaters. Derselbe bemühte sich, ihm aus der Heiligen Schrift die Wahrheit dieses Dogmas zu erweisen, allein vergebens; endlich zog derselbe ein in der Nähe stehendes junges Lindenzäumchen aus der Erde und steckte es mit den Worten: „So wahr es ist, lieber Ries, daß ich dieses junge Bäumchen verkehrt in die Erde stecke und es zu einem großen Baume heranwachsen wird, ebenso gewiß gibt es einst eine Auferstehung!“ Zwar machten diese Worte auf den Ungläubigen keinen Eindruck; als er aber kurze Zeit nachher wieder auf den Kirchhof kam, sah er, daß das Bäumchen vollständig in die Erde eingewachsen war. Seit dieser Zeit ward er aber gläubig und blieb es bis an seinen Tod, der im Jahre 1559 erfolgte.

762. Der Fallsüchtige in der Kirche zu Annaberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 511; poetisch beh. v. Ziehnert, S. 421 ff.;
f. a. Textor, histor. Silberaal, Bd. IV, S. 141 ff.

Am 26. Juli des Jahres 1519 ward die St. Annenkirche in der Stadt Annaberg durch den Bischof von Meißen, Johann VI., geweiht, und bei dieser Gelegenheit ereignete sich folgende wunder-

bare Begebenheit, welche durch ein, wahrscheinlich von L. Cranach gemaltes Bild, das sich am Grabmonumente L. Pflocks, eines reichen Bergherrn, der bei diesem Vorgange zugegen war, befindet, noch heute im Andenken erhalten wird. Als nämlich die Prozession, bei der sich auch der Herzog Georg von Sachsen befand, an der Pforte der Kirche angelangt war und der Bischof sich anschickte, dieselbe zu weihen, sah er plötzlich einen zerlumpten Bettler, der sich in epileptischen Zuckungen auf der Erde herumwälzte, vor sich. Da erhob sich in der Seele des geistlichen Herrn der Verdacht, die Krankheit dieses Elenden sei nur eine verstellte und derselbe benutze sie bloß, um bei dem heutigen hohen Feste das Mitleid der Anwesenden zu erregen. Er hob also die Rechte zur Benediktion, schlug ein Kreuz über den Bettler und sprach mit lauter, erhobener Stimme: „Bist du wirklich krank, so helfe dir der Herr; verstellst du dich aber, so strafe er dich!“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so geschah es, daß die von dem Bettler vorgegebene Krankheit zur Wirklichkeit ward; ein fürchterliches Geschrei verkündete ihr Dasein, und mehrere starke Männer waren jetzt kaum imstande, den Anseligen in seinen Zuckungen zu bändigen und auf die Seite zu bringen.

Dieselbe Sage wird (wohl mißverständlich) auch von einem Bischof, namens Wolfgang, erzählt und nach Freiberg übertragen. (Gräße, Bd. I, Nr. 290.) Vgl. auch Nr. 781.

763. Das steinerne Herz im Schwarzwasser.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 768; „Glückauf“, 1. Jahrg., S. 60.

Im Schwarzwassertale lag einst eine Zeche, „Trau auf Gott“ genannt. Als der Besitzer derselben seinen Knappen versprach, daß derjenige von ihnen, welcher zuerst eine reiche Silberader finden und dieselbe anhauen werde, die Hälfte der Ausbeute erhalten solle, da regten sich mit verdoppeltem Eifer die Hände der fleißigen Knappen. Aber manche Schicht wurde verfahren und es zeigte sich doch immer nur taubes Gestein, so daß endlich Unmut an der Stelle der Hoffnung in den Herzen Platz griff. Ein Knappe war es endlich nur noch, welcher in der Grube fortarbeitete; er gönnte sich

kaum die nötige Ruhe, so daß er auch in den Nachstunden seine Schicht verfuhr. Da geschah es einmal um Mitternacht, als er bekümmerten Herzens ein Gebet zum Himmel sendete, daß ihm der Berggeist im hellen Lichte erschien und einen reichen Gang zeigte, aus dem bald das reichste Erz brach. Froh eilte mit Tagesanbruch der Knappe zu seinem Herrn und verkündigte ihm das große Glück. Beide stiegen in den Schacht hinab, wo ihnen das Silbererz entgegenleuchtete. Als aber der Knappe den Herrn an sein Versprechen erinnerte und dabei auf die Not der Seinen hinwies, die jetzt gehoben sei, stand der Signer schweigend und überdachte, wieviel Reichtum er verschenken müsse, wenn er sein Versprechen halten wollte. Die Habsucht verhärtete sein Herz und er beschloß, den unbequemen Mahner heimlich aus dem Wege zu schaffen. Aus der Grube tönte jähes Angstgeschrei hinauf, dann war es still. Der Knappe fuhr nicht mehr hinauf zum Tageslichte, und sein Weib und seine Kinder mußten, da ihnen der Ernährer so plötzlich genommen war, betteln gehen. Die Grube „Trau auf Gott“ aber blieb von Stund an verlassen, denn der Berggeist nahm wieder, was er so reichlich geboten hatte. Der Grubenherr fand die verdiente Strafe, denn er verfiel den höllischen Mächten. Sein von Reue gequältes Herz jedoch wuchs zum riesengroßen Steine, der heute noch als „steinernes Herz“ in den Fluten des Schwarzwassers liegt.

„Eidbruch und die Sucht nach Erz
Räumt dem Bösen Wohnung ein,
Macht das Menschenherz zu Stein.“

764. Entdeckung eines Heilbrunnens zu Grumbach.

Röhler a. a. D., Nr. 371; Lehmann, Histor. Schauplatz, S. 242.

In Grumbach wohnte ein feiner, ehrlicher Mann, Daniel Nestler, welcher große Beschwerung im Leibe hatte; diesem träumte im Jahre 1646 von einem Gesundquell. Er ging darauf durch Wiesen auf einem gebahnten Wege an die Stelle, welche nahe am Walde und nicht weit von dem sogenannten Thumshirn-Brunnen lag. Als er von dem neuen Quell getrunken hatte, grimmete es ihm erstlich sehr im Leibe, doch wurde er darauf seine Beschwerung

los. Weil dann aus Meißen und Böhmen ein großer Zulauf wurde und man das Wasser im warmen Bad gebrauchte, hielt man dabei Betstunden und vermahnte zugleich, das Wasser behutsam zu gebrauchen.

Der obengenannte Thumshirn-Brunnen hat seinen Namen von einem General, welcher 1548 mit einigen Regimentern auf Befehl des Kurfürsten Joh. Friedrich nach Böhmen zog und an dem Brunnen sich lagerte.

765. Der Schlettenberg bei Marienberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 583; nach Spieß, S. 40.

Der Schladen- oder Schlettenberg bei Marienberg ist auch ein gefeilter Berg. Abends lassen sich auf ihm immer ein Paar Lichtchen sehen. Nun wächst aber an einem gewissen Tage, wohl am Johannis-tage, auf ihm eine schöne bunte Blume. Wer die findet, abpflückt und mit sich fortnimmt, vor dem tut sich der Berg auf. Er kommt in einen großen Saal; darin steht eine goldene Braupfanne, und in dieser liegt ein goldenes Jüngelchen. Beide werden von einem großen Hund bewacht. Dem muß man die Blume hinzeigen, und da kann man dann die Pfanne mit dem Kindelein nehmen. Nun muß man aber schnell damit ausreißen; ist man einmal über den Hammergraben, da kann einem der Hund nichts mehr anhaben, ist man aber noch nicht hinüber, ehe der Hund einen eingeholt hat, da muß man Pfanne und Jungen wieder hergeben, und der Hund trägt beides wieder in den Berg hinein, der sich wieder schließt.

766. Der blutende Fuhrmanns-Böser.*

„Glückauf“, 1898, S. 24; nach Cur. Saxon.

„Anno 1587 hat zu Sayda bei dem Seiler Franz Kellern ein Fuhrmanns-Böser von einem Hirsch-Horn, in der Stube an der Wand hangend, zu bluten angefangen, welches über 100 Personen

* Böser = Schnapphaken einer Fuhrmannstasche.

gesehen; den Löser hat die Obrigkeit in einem Kästlein verwahrt zu sich genommen.“ Hierin erblickte man eine Prophezeiung von Unglücksfällen und Drangsalen für die Stadt, die denn auch nicht ausblieben.

767. Der Traum auf Augustusburg.

Röhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 387; Ziehnert, Sachsens Volkssagen, S. 450 ff.

Kurfürst August I., der Erbauer der Augustusburg, hatte auf derselben ein Schlafgemach, darin zwei Betten standen, das eine für ihn selbst, das andere für seinen Kanzler, einen Edlen von Pflug. Neben dem Bette des Kurfürsten aber stand ein Tisch, auf welchem stets eine aufgeschlagene Bibel lag, weil der fromme Kurfürst jedesmal vor dem Schlafengehen ein Kapitel aus derselben zu lesen gewohnt war.

Einmal schlief er ruhig in seinem Bette, da hatte er folgenden Traum: Ein Mönch und eine Nonne traten in das Gemach und schritten zu dem Tische, auf dem die Bibel lag und das brennende Nachtlicht stand. Der Mönch nahm die Bibel auf und las darin, legte sie aber bald wieder verdrießlich weg und wollte das Licht ausblasen. Als ihm aber das trotz aller Anstrengung nicht gelingen wollte, ward er darüber voll Ärger und eilte der Türe zu. Hierauf versuchte auch die Nonne das Licht auszublaseu und blies es auch aus, jedoch nicht ganz. Denn kaum daß sie mit dem Mönche zur Türe hinausgeeilt war, da entzündete sich die Kerze, an deren Dochte noch einige Fünkchen glommen, plötzlich wieder und brannte mit schöner, heller Flamme.

Dieser Traum schien auf den Kurfürsten einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, denn als er früh in der fünften Stunde erwachte, war das erste Wort, das er nach dem Morgengruße an den Kanzler richtete: „Ich habe einen seltsamen Traum gehabt in dieser Nacht!“ Da nun der Kanzler antwortete, daß auch er, obgleich er bis nach Mitternacht wach geblieben, gar seltsame Dinge gesehen habe, so tat der Kurfürst den Vorschlag, daß sie beide ihr Gesicht alsbald aufzeichnen wollten; dies geschah denn auch, und als sie fertig, teilten sie das Geschriebene einander mit. Wunderbar genug hatte der Kanzler ganz dasselbe mit wachen Augen gesehen, was dem

Kurfürsten im Traume vorgekommen war, und noch wunderbarer war es, daß das von ihnen Aufgezeichnete in jedem Wort und Buchstaben vollkommen übereinstimmte. Der Kanzler wußte nicht, was er davon denken sollte; der Kurfürst aber sprach: „Es wird demaleinst nach meinem Tode auch ein Augustus in diesem Lande regieren, der wird die evangelische Lehre unterdrücken wollen, aber nicht können, denn Gottes Wort und Luthers Lehr' vergehen nun und nimmermehr!“

Nach anderen Nachrichten soll der Kurfürst eine harte Verwünschung desjenigen unter seinen Nachkommen, der die Lutherlehre anfeinden würde, in der Bibel aufgezeichnet haben.

Ob der Mönch und die Nonne jemals wieder in Augustusburg erschienen sind, davon hat niemand etwas erfahren. Die obige Geschichte aber erzählen viele Chroniken.

768. Kreuze fallen vom Himmel.

Gräße, Bd. I, Nr. 285; Moller, Freibergische Annales, Teil II, S. 148.

Im Jahre 1504 sind Kreuze von verschiedenen Farben den Leuten vom Himmel herab auf die Kleider gefallen, und wenn dieselben auch verschlossen gewesen, hat man doch dergleichen Zeichen auf ihnen gefunden.

769. Die Mordgrube zu Freiberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 275; Moller a. a. D., Bd. II, S. 60; poetisch behandelt bei Ziehnert, S. 59 ff.

Als um die Mitte des 14. Jahrhunderts das Bergwerk zu Freiberg im höchsten Flor war, trug es sich zu, daß, indem es gewöhnlich war, daß an Feiertagen gewisse Zusammenkünfte und gemeine Tänze bei Zechenhäusern gehalten wurden, auch in einer sehr berühmten Bergzeche zwischen Berthelsdorf und Erbsdorf ein solcher öffentlicher Reigentanz gehalten ward (1360). Da ist gerade ein katholischer Priester mit einer Monstranz vorübergegangen, um einen Kranken zu beichten, und der Glöckner hat nun zwar das

gewöhnliche Zeichen mit dem Glöcklein gegeben, allein keiner der Tanzenden oder Zuschauer hat darauf geachtet, mit Ausnahme des Fiedlers, der zum Tanze aufspielte, welcher sich auf die Knie niederließ, um dem heiligen Sakrament die Ehre zu erweisen. Da hat sich alsbald die Erde aufgetan und die ganze anwesende Gesellschaft lebendig verschlungen, mit Ausnahme des Fiedlers, der sich auf einem kleinen Hügel so lange erhielt, bis man ihm zu Hilfe kam; dann ist aber der Hügel auch eingesunken, also daß man weder Tänzer noch Tänzerinnen wieder gesehen hat. Seit dieser Zeit hat sich aber an diesem Orte nie wieder irgend ein nützlicher Bau vornehmen lassen; man hat auch weder die Verfallenen, noch den Schmuck und das Geschmeide, so sie an und bei sich gehabt, wieder erlangen und retten können, denn ob man wohl oft geräumt und sonst viele Mühe deswegen angewendet, ist doch alles, was man des Tages über bewältigt, des Nachts wieder eingegangen, und hat daher diese Zeche noch bis heute den Namen Mordgrube behalten. Vorzeiten ist die ganze Geschichte zu Erbisdorf in der dasigen Kirche abgemalt gewesen, und im Jahre 1490 hat man an der Stelle jenes Ereignisses noch ein gewaltig rundes Loch, so groß wie der halbe Markt zu Freiberg, sehen können.

770. Das Wundermehl bei Freiberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 291; Köhler a. a. D., Nr. 434; Moller, Theatrum
Freib. Chr. II, S. 364; Ziehnert, Sachsens Volksagen, S. 448 ff.

Am 20. Juli 1590 fand ein armes Hirtenmädchen, welches bei der herrschenden großen Dürre viel Hunger leiden mußte, zwei Meilen von Freiberg einen weißen Gang einer guten Spanne dick. Derselbe sah wie Mehl aus, und sie nahm etwas davon mit nach Hause und buk Brot daraus. Darauf geschah von anderen armen Leuten ein großer Zulauf; das weiße Mehl wurde ausgegraben und ebenfalls verbucken. Ein solches Brot wurde auch nach Freiberg gebracht und aufs Rathaus geliefert; es schmeckte gar süßlich und roch ein wenig nach Brot. Nach einer andern Volkslage hackte im Jahre 1590, da große Teuerung war, ein frommer Mann aus Freiberg ohnweit der Stadt in einer Lehmgrube. Er hatte daheim eine zahlreiche Familie hungrig verlassen und gedachte mit Tränen,

Meiße, Sagenbuch.

40

wie unzureichend das Brot sein würde, welches er für die wenigen Pfennige Tagelohn am Abend würde kaufen können. „Ach Gott!“ rief er, die nassen Augen zum Himmel gewendet, „du kannst Großes tun, o gib mir und den Meinen, daß wir nicht verhungern dürfen!“ Da fielen plötzlich große Stücke einer schönen weißen Masse unter den Schlägen seiner Hacke aus der Lehmwand hervor. Wie erstaunte der gute Mann, als er sie genauer betrachtete und sah, daß sie beim Angreifen zu Mehl wurden, welches gutem Brotmehl an Ansehen, Gewicht und Geschmack ganz gleich war. Nicht länger zweifelte er, daß Gott durch diese seltene Masse ihm wunderbar helfen wolle, lud ohne Säumen seinen Schiebkarren voll solcher Mehlklumpen und fuhr damit nach Hause. Ehe der Abend kam, hatte er eine ziemliche Anzahl Brote daraus gebacken, welche sehr schmackhaft waren und wie Weichenwurzel dufteten. Bald wurde die Mär von dem wunderbaren Mehle bekannt, und noch viele arme Leute in Freiberg und der Umgebung suchten in den Lehmgruben nach der belobten weißen Masse, welche sie auch fanden und zu Brot backen und genießen konnten, nämlich, wenn sie fromm und gut waren. Denn nur wenn arme rechtschaffene und gottesfürchtige Leute das Mehl als eine Gabe Gottes ausgruben und mit Danksagung verbrauchten, blieb es gutes und brauchbares Mehl; wenn es aber Spötter und Gottlose in die Hände nahmen, ward es zu Sand und zu Stein.*

771. Die Wallfahrt zur schönen Marie in Freiberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 272; Moller a. a. D., Bd. II, S. 20 ff.; Peccenstein, Teil III, S. 15.

Im Jahr 1261 sind die Geißler in großer Zahl in das Land Meißen gekommen und auch in die Stadt Freiberg gezogen, wo

* Im Schönburgischen heißt ein Berg an der Mulde, dem wüsten Schlosse Eisenburg gegenüber, wo sich der von Mosel und der von Schönfels, die Genossen Kunzens von Kauffungen, in einer Höhle verborgen hielten, noch jetzt Mehltheuer, weil einmal bei einer Teuerung dort Mehl aus der Erde hervorgequollen sein soll. (S. Wächter, Glossar. German. minus, S. 224. Ähnliches bei Kamprad, S. 496, 498; Hormayr, Taschenb., 1838, S. 257 ff.)

damals stark zur sogenannten schönen Marie gewallfahret ward.* Sie sind halb nackend zwei und zwei barfuß in roten offenen Mänteln, so spanisch Armilausen heißen, einhergeschritten, allein ob sie wohl sich gezeißelt und große Buße und Heiligkeit vorgegeben, hat sie Bischof Albrecht zu Meißen doch nicht leiden wollen, weil sie eine neue Sekte seien, und haben sie bald wieder aus der Stadt weichen müssen. Von jener Wallfahrt meldet aber ein Celsischer Mönch, so sich Conrad von Freiberg nennt, es sei diese zu einem Marienbilde, das von Wachs in menschlicher Größe schön und zierlich geformt gewesen und in einer besondern Kapelle (wahrscheinlich im Johannishospitale oder der Frauenkirche) gestanden habe, gegangen. Dorthin wären Leute von allen Orten, gerade wie wenn sie bezaubert gewesen, in Haufen zusammengeströmt, und was ein jeder, Mann oder Frau, von seiner Arbeit gerade in der Hand gehabt, wie ihn diese Tollheit ergriffen, das habe er mit sich genommen und allda gelassen, wie auch viele krumme, lahme und andere bresthafte Menschen, die sich zu diesem Bilde gewendet und Gelübde verrichtet, gesund worden und ohne Mangel wieder davongegangen sein sollen. Diese Wallfahrt hat lange Zeit gewährt, bis man erfahren, daß unter dem Scheine der Heiligkeit ein böses sodomitisches Leben und viel Schande und Laster getrieben werde, worauf durch ein fürstlich Edikt dem Pilgern dahin und den unordentlichen Zusammenkünften gesteuert und solche mit Ernst abgeschafft worden sind.

772. Die Vögelgesellschaft zu Dittersbach.

Gräße, Bd. I, Nr. 588; Liberius Veridicus, Unmaßgebliche Gedanken von den Dittersbacher Vögeln, Frankbg. 1707. 4.

Im Monat Oktober des Jahres 1706 entstand des Nachts eine große Feuersbrunst in dem bei Frankenberg gelegenen Dorfe Dittersbach. Bei derselben versammelten sich wilde Enten, wilde

* Eine ähnliche Wallfahrt war früher zu Regensburg unter diesem Namen sehr berühmt. Aber die Entstehung derselben existiert ein seltenes Reimgedicht: Wie die neue Capell zu der schonen Maria in Regensburg erstlich aufkommen ist, nach Christi geburt. M. CCCC. und XIX. Jaar. o. D. u. J., 2 Bogen, 4. S. dar. Hormayr, Taschen, 1843, S. 176 ff.

Gänse, Tauben, Fischreiher, Schnepfen, Zippen, Drosseln, Finken, Quäcker, Kiebitze, Sperber, Eulen, Lerchen, Rotkehlchen usw., und gegen Morgen kamen Raben und Krähen dazu und machten ein gräßliches Geschrei. Die Vögel flogen um das Feuer herum, viele verbrannten, viele aber wurden gefangen. Weil man sich aber den Grund dieser Vögelzusammenkunft nicht denken konnte, ist vom Gerichtsamte am 6. November eine Registratur hierüber aufgenommen und an die sächsische Regierung eingeschickt worden.

773. Der Gottesleugner zu Nossen.

Gräße, Bd. I, Nr. 366; Knauth, Teil VII, S. 149.

Zu Nossen lebte im Jahre 1592 ein alter Zimmermann und Steindreher, namens Walter Koch, der zeitlebens ein großer Verächter des Gottesdienstes gewesen, auch binnen 32 Jahren niemals zur Beichte und Abendmahl des Herrn gekommen war. Dieser ward am 21. Juni des genannten Jahres gleich in der Mittagsstunde von einer alten Kirchmauer im Kloster Zelle, an der er hatte einbrechen helfen, erschlagen. Als man nun seinen Körper in einen Backtrog legte, ist selbiger alsbald zersprungen; darauf ist ein grausamer Wirbelwind entstanden, und als man ihm zu Grabe lauten wollte, ist der Klöppel in der großen Glocke ebenfalls zersprungen, weil er eines christlichen Begräbnisses nicht würdig gewesen.

L 774. Die Sage vom Johannishospital zu Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 408; Nachtr. zur Geschichte Leipzigs, Leipzig 1836, S. 12 ff.; K. Große, Geschichte der Stadt Leipzig, Leipzig 1839, Bd. I, S. 152 ff.

Seit dem Jahre 1278 bestand zu Leipzig in der Nähe der jetzigen Johanniskirche ein sogenanntes Leprosenhospital (für Aussägige), welches gegen Ende des 15. Jahrhunderts in ein allgemeines Hospital für schwache und betagte Leute verwandelt ward, welche Bestimmung es noch jetzt hat. Die Sage hat jedoch hierüber anders zu berichten und zwar folgendes:

Im Jahre 1441 klopfte kurz nach dem Neubau des Hospitals zu St. Georg eines Nachts eine junge Pilgerin an die Pforte desselben und bat um Aufnahme. Sie war wunderbar schön, verklärt in Unschuld und Liebe, kam aus dem gelobten Lande und führte den Namen der hochgelobten und benedicteten Jungfrau Maria. Als nun am andern Morgen das Glöcklein auf St. Johannes die unglücklichen Leprosen zur Andacht versammelte, erhob sich Maria rasch, um am St. Laurentiusaltare daselbst zu beten. Sie wiederholte dann täglich ihr Gebet und entflammte durch ihre stumme Andacht die Herzen der Gläubigen mehr als durch laute Worte. Da kam endlich der Tag Johannis des Täufers, und das Glöcklein rief wieder so brünstig und silberhell zum Gebete. Maria wendete sich zu allen Kranken und Siechen in St. Georgen und sprach in heiliger Begeisterung: „Im Namen Gottes sage ich euch, wer heute mir folgt, der wird gesunden.“ Und die Kräfte der Kranken stählten sich im Vertrauen zu der wunderbaren Pilgerin und sie gingen mit ihr zum Altare des heiligen Laurentius, und ihre Herzen flogen voll Andacht im Gebete der schönen Jungfrau auf zum Himmel. Da sie gebetet hatte, erhob sie ihr Antlitz von den Stufen des Altars, wandte sich zu den Ausfähigen und sprach zu ihnen: „Im Namen Gottes sage ich euch, wer heute mir folgt, der wird gesunden.“ Da zog ihr viel Volk nach, Gesunde und Kranke, und sie ging die Straße gen Morgen bis auf die Höhe, von da man die Stadt überschaut, und kniete nieder und betete lange. Und da sie aufstand vom Gebete, siehe da sprudelte ein reiner Quell aus dem Boden, den ihr gebeugtes Knie berührt hatte, und alles Volk erstaunte, denn es war noch nie ein Quell daselbst zu finden gewesen. Und Maria segnete den Quell und sprach: „Solange der Quell hier fließt, die Gnade sich ergeußt.“ Und alles Volk fiel nieder und betete.

Da zog Maria aus ihrem Pilgerkleide einen Kelch, den ihr ein sächsischer Priester in der Kapelle des heiligen Johannes zu Jerusalem gegeben hatte, um ihn dem Leprosenhause seiner Vaterstadt Leipzig zu übergeben. Und sie füllte den Kelch mit dem Wasser des Quells, hob ihre Hand zum Himmel und sprach: „Im Namen Gottes mag gesunden, wer heut den Weg hierher gefunden.“ Damit reichete sie den Kelch denen, die von einer Krankheit überwältigt waren. Und alles Volk trank daraus und fühlte der Gesundheit neue Lebenskraft mächtig durch die Adern rinnen. Und da alle

getrunken hatten, nahm Maria den Kelch und gab ihn den Ausführenden von St. Johannes, auf daß sie ihn bewahren möchten für ewige Zeiten nach dem Willen des Gebers. Maria aber kehrte nicht zurück nach der Stadt. Im Garten des Propstes zu St. Thomas war aber ein weißes Reh, das war zahm wie ein Lamm, lief oft ungestört durch die Straßen der Stadt, und alle Leute hatten das zarte Tierlein lieb. Da Maria jetzt geendet hatte, drängte sich das Reh von St. Thomas durch die Menge hindurch, stellte sich vor ihr hin und fiel nieder auf seine Knie. Und die Jungfrau schwang sich wie ein verklärter Engel auf des Tierleins Rücken und lustig sprang daselbe nach dem Walde gen Connewitz. Die Jungfrau ward niemals wieder gesehen, und einige Wanderer wollten sie mit dem schneeweißen Reh auf dem Wege nach dem Kloster Paulinzell erblickt haben. Nach drei Tagen kam aber das Reh wieder freudig und wohlgemut in das Thor von St. Thomas und sein Rücken war mit einem Kranze von Efeu umwunden. Jener Becher ist aber heute (?) noch vorhanden; er war früher in der Hütte des Eremiten im Tale St. Johannes bei Leipzig an dessen kleinem Beteltare aufgestellt.

775. Bieschens Wünsche bei Schönefeld.

Gräfe, Bd. I, Nr. 433; novell. beh. von Bachhaus, Die Sagen der Stadt Leipzig, 1844, S. 130 ff.

Vom 18. bis 20. Mai des Jahres 1593 wütete in Leipzig ein Pöbeltumult gegen die Calvinisten; es wurde infolge desselben eine Anzahl Häuser begüterter, diesem Glauben zugetaner Kaufleute geplündert und zerstört und dem Aufruhr nur mit Mühe ein Ende gemacht. Einer jener unschuldig Verfolgten, namens Eberhard Pölk, war vom Räte ins Gefängnis gesetzt worden und seine Tochter Elisabeth nach Schönefeld geflüchtet, nachdem sie vorher alles, was ihr Eigentum gewesen war, der Vernichtung hatte anheimfallen sehen. Da kommt die Nachricht ins Dorf, am 1. Juni solle in der Stadt eine Hinrichtung stattfinden. Dies war auch der Fall, es wurden vier jener Tumultuanten geköpft. Das verlassene Mädchen glaubt aber, diese Exekution gehe ihren Vater an; sie eilt also, obgleich sie krank und schwach ist, nach der Stadt, um denselben noch

einmal zu sehen; allein als sie bis an die sogenannte Parthenwiese hinter dem Rittergute gelangt ist, versagen ihr die Füße den Dienst, und sie gibt dort nach wenig Augenblicken ihren Geist auf. Der Stock aber, auf den sie sich gestützt hatte, war in dem lockern Boden stecken geblieben, und siehe, nach wenigen Tagen schlug er aus und grünte; bald breiteten sich seine Zweige immer mehr aus, und die davon herrührenden Gebüsch nennen die umliegenden Dorfbewohner Jungfer Wieschens Büsche.

776. Das Brautwehr bei Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 432; novell. beh. von Bachhaus a. a. O., S. 74 ff.

Wenn man auf der Elster von Lindenau nach der Stadt Leipzig zu fährt, befindet sich ein Stückchen über die Heilige Brücke hinaus ein steinernes Wehr und ganz in der Nähe desselben die sogenannte Preußerwiese, zu der ein kleiner Steg führt; jenes Wehr nennt man das Brautwehr. Hier soll einst kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege ein junges Ehepaar, das in Lindenau seine Hochzeit gefeiert hatte und zu Wasser auf diesem Wege nach Leipzig zurückkehrte, samt dem Schiffer, der sie führte, verunglückt sein. Man kann beide Unglückliche noch heute in Stein ausgehauen an der Johanniskirche sehen; das Volk aber erzählt sich, daß seit jenem Tage alljährlich an dem Unglücksabend auf dem Wasser zwei wunderschöne Wasserrosen emporblühen und vom Morgen bis zum Abend ihren lieblichen Duft verbreiten, um für alle Zeiten an jene Stelle zu erinnern, wo jenes unselige Ereignis stattfand.

777. Das Marienbild zu Eicha bei Naunhof.

Gräße, Bd. I, Nr. 398; Pfeiffer, Orig. Lips., S. 387; poetisch behandelt bei Ziehnert, S. 198 ff.

Am linken Ufer der Parthe, drei Stunden nordwestlich von der Stadt Grimma und zwei Meilen von Leipzig, liegt in der Nähe von Naunhof das Vorwerk Eicha. Dieses soll seinen Namen von einem hohlen Eichbaum haben, der zur Zeit der Sorbenwenden

hier stand und unter welchem diese ihre Abgötterei trieben. Nachher ward der Ort angebaut und hier Messe gelesen. Denn im Jahre 1454 hat ein Fuhrmann, der bei bösem und grundlosem Wege mit seinem beladenen Wagen* unweit dieses Orts halten blieb, in seiner größten Angst und unmöglichen Hilfe an dieser Eiche eine Tafel mit einem Marienbilde erblickt, ist vor dasselbe niedergekniet und hat gesehen, daß die Pferde den Wagen indessen fortzogen. Er hat dann die Sache in Leipzig erzählt, man hat dann oft dahin gewallfahrt und von den gebrachten Opfern eine schöne Kirche der Jungfrau Maria zu Ehren gebaut.

778. Die Wunderblume auf dem Tempel bei Grimma.

Gräße, Bd. I, Nr. 318.

Auf dem sogenannten Burgberge bei Grimma, an dessen Fuße eine sehr besuchte Wirtschaft, früher Riemers genannt, liegt, befindet sich eine reizende Anlage von Tannen und ähnlichen Bäumen und in ihrer Nähe auf einer künstlichen Erhöhung ein offener luftiger Tempel aus Holz gezimmert und von einem Herrn Doth im Jahre 1795 angelegt. Auf dem Vorderplateau nach der Stadt zu ist aber ein schöner Garten, der ebenso wie der ganze Berg zum Rittergut Hohnstädt gehört, jedoch dem Publikum nicht zugänglich ist. In diesem befand sich sonst rechts von dem davor befindlichen Lusthause eine tiefe Grube, lediglich aus Sand und Kies bestehend, in welcher die Kinder ihr Spiel mit dem Aiz zu spielen pflegten. Einst war ein vertrauenswürdiger Mann hier als Kind von drei bis vier Jahren mit seiner Mutter ganz allein im Garten; diese strickte am Gartenhause, er aber lief nach der Grube zu und

* Nach einer anderen Sage hätte der Fuhrmann unterwegs einen Fremden mit einem schweren Packt aufgenommen, und als er dorthin kam, konnte er auf einmal nicht weiter. Er betete also zu dem dort an einer Eiche befestigten Bilde der Jungfrau Maria um Hilfe, da aber gleichwohl die Pferde nicht anzogen, so argwöhnte er, auf seinem Wagen befinde sich ein geraubtes Kirchengut. Er öffnete also sogleich das Packt des Fremden und fand darin eine aus einer Kirche von diesem gestohlene silberne Monstranz. Zur Erinnerung an dieses Wunder soll man dann zu diesem Bilde hier gewallfahrt haben.

sah mitten aus dem Sande eine tulpenartige Blume von wundervoller Farbenpracht und lieblichem Geruche hervorsprossen. Eingedenk des mütterlichen Befehls, in fremden Gärten nichts abzupflücken, eilte er zu seiner Mutter zurück, um ihr den Fund zu melden. Dieselbe, wohl wissend, daß aus dem unfruchtbaren Sande kein Gräschen, geschweige eine schöne Blume herauswachsen könne, ging gleichwohl mit ihm hin, allein die Blume war verschwunden. Später aber, als der Knabe heranwuchs, hörte er von Bewohnern der Umgegend, daß er die Glücksblume gesehen, und wenn er sie gepfückt, Herr über alle Schätze und Besitzer ewiger Jugend und Schönheit geworden wäre. Er hat die Blume nie vergessen, und treu hatte sie sich ihm ins Gedächtnis geprägt, daß er sie hätte malen können. Amtmann Röderitz aus Grimma erzählte (um 1860), er sei einst aus der Stadt auf dem Wege nach Hohnstädt am Tempelberge vorübergegangen und habe eine ähnliche Blume von unten aus auf der Mitte des Berges stehen sehen; er sei sofort heraufgestiegen, um sie zu pflücken, habe sie aber nicht wieder finden können.

779. Das blutende Brot zu Rochlitz.

Thietmar von Merseburg, VII, S. 51.

Weil aber jegliches Seltene zu verwundern und wie Wunderzeichen anzustaunen ist, so berichte ich einen Vorfall, der sich in unseren Zeiten ereignete (Anfang des 11. Jahrhunderts). Damals nämlich, als der durchlachtigste König Heinrich schon herrschte, zur Zeit meines Amtsvorfahren Wigbert, fiel auf einer Besitzung namens Rochlitz (Rottlitz), welche einst von der ehrwürdigen Frau Ida, der Schnur Ottos I, unserer Kirche übertragen und ein Lehen des Propstes Gezo war, folgendes vor, wie mir Gezo selbst in Wahrheit versicherte. Als einstmals während einer mühevollen Ernte die ermüdeten Schnitter sich erholen wollten, sahen sie, wie ein eben angeschnittenes Brot Blut vergoß. Verwundert zeigten sie das ihrem Herrn und ihren Nachbarn. Dies Wunderzeichen aber deutete, wie ich vermute, den Ausgang eines künftigen Krieges an, und daß in demselben viel Menschenblut werde vergossen werden.

780. Totenhand verweist nicht.

Gräße, Bd. I, Nr. 377; Heine, Rochlitzer Chronik, S. 369; nach
M. Pabst, Arzney-, Kunst- u. Wunderbuch, S. 405.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ward zu Rochlitz einem böhmischen Edelmann Wenzel von Schwan eine Hand abgehauen, welche man auf dem Gottesacker beim Weinhaufe begrub. Als man nun nach etlichen Jahren die Kirche zum Heiligen Geist beim Hospital daselbst baute und deswegen das alte Gemäuer beim Weinhaufe einbrach, fand man obgedachte Hand ganz unversehrt in der Erde liegen, daran die Nägel wohl einen Finger lang gewachsen waren.

781. Erheuchelte Krankheit wird von Gott bestraft.

Gräße, Bd. I, Nr. 378; Heine a. a. D., S. 369; nach Pabst, S. 28.

In der Stadt Rochlitz lebte zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein Leinweber, der einst auf einem Dorfe Hopfen gekauft hatte. Damit nun desto mehr von demselben in den Scheffel gehen und er den Bauer betrügen möchte, fiel er plötzlich in den Hopfen, warf sich in demselben eine gute Weile hin und her und stellte sich, als ob er die schwere Krankheit (Epilepsie) habe. Den hat Gott hernach gestraft, daß er vor seinem Ende die Krankheit wirklich bekam und daran sterben mußte. (Vgl. Nr. 762.)

782. Der Gesundbrunnen bei Döhlen.

Gräße, Bd. I, Nr. 354; Ramprad, S. 464; Heine a. a. D., S. 393 ff.

Im Dorfe Döhlen bei Rochlitz gab es 1640 einen lahmen Kuhhirten, der hörte, daß zu Hornhausen im Stifte Halberstadt ein Gesundbrunnen sei, der auch Lahme kurierte und viele tausend Gebrechliche und Kranke gesund gemacht habe. Er wünschte sich also auch dahin; da es ihm aber unmöglich war, so denkt er, Gott, der jenem Wasser die Kraft zu heilen gegeben, könne dasselbe auch anderem mittellen. In solchem Glauben kommt er in einen Fahrweg, da denn das aus dem Felsen fließende Wasser in den Wagen-

geleisen hinunterläuft. Hier betet er andächtig, Gott wolle sich doch seiner erbarmen und diesem Wasser eben die Kraft wie jenem zu Hornhausen geben und ihn gesund machen. Solches Gebet hat Gott erhört, und sein lahmer Fuß wird gerade und gesund. Darauf wird nun ein großes Gelaufe nach diesem Wasser, es hat aber keinem mehr geholfen. Da hieß es aber: des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.

783. Sadung vor Gottes Gericht.

Gräße, Bd. I, Nr. 325; Kreßschmar a. a. O., S. 160 ff.

Den 3. Januar 1636 wurde zu Mittweida Johann Heydemann, der Rechte Doktor und Praktikus in Neusorge bei Mittweida, und den 31. Mai 1637 Megidius Hanickel, Wildmeister und Oberförster, Bürger in der Stadt, begraben. Beide hatten sich in der Neusorgischen Kapelle beim Gottesdienste darüber um den Vorrang gestritten, wer obenan stehen solle. Nun hat der Oberförster dem Doktor, als er nach dem Gottesdienste durch das Webertor wieder nach Hause gehen wollen, durch einen dazu bestellten Mann eine tüchtige Ohrfeige geben lassen. Der hat nun den Oberförster verklagt, aber nichts gegen ihn ausrichten können, ist aber nachmals erkrankt und hat jenen zur Versöhnung ans Krankenbett rufen lassen; da dieser jedoch nicht gekommen ist, so hat ihn der Doktor mit furchtbaren und schrecklichen Worten vor das Gericht Gottes geladen, worauf er gestorben ist. Von Stund an aber ist der Oberförster krank geworden und geblieben und endlich am Pfingstmontag den 29. Mai 1637 gestorben.

784. Der Teuerborn zu Leisnig.

Gräße, Bd. I, Nr. 337; Kamprad, S. 30, 504.

In der Nähe der Stadt Leisnig bei den Stadtgärten nach Gorschmitz zu befindet sich in einem breiten, einer Backstube ähnlichen Gewölbe der sogenannte Teuerborn, von dem man früher glaubte, er quelle nur, wenn teure Zeit sei. Nachdem er nun lange

Zeit verfliecht schien, gab er im Jahre 1738 plötzlich wieder viel Wasser, welches viele sehend und hörend machte, auch sonst von Gebrechen, als Schwellst, Flüssen und Gliedertreißn, befreit haben soll. (Vgl. Nr. 788 und 835.)

785. Die bösen Söhne zu Leisnig.

Gräße, Bd. I, Nr. 342; Kamprad, S. 42; poetisch behandelt von Segnitz, Bd. I, S. 290.

Als ein Wahrzeichen der Stadt Leisnig betrachtet man den Stein an der Stadtkirche, auf welchem ein Mann ausgehauen steht, der beide Arme in seine Seiten stemmt. Auf beiden Seiten ist je ein Knabe abgebildet zu sehen, zur Erinnerung an seine zwei ungeratenen Söhne, welche ihren Vater stets sollen angespien haben, und die Gott also gestraft hat, daß ihnen eine Kröte aus dem Munde gewachsen ist.

786. Die beiden wunderbaren Schlangen bei Leisnig.

Gräße, Bd. I, Nr. 335; Kamprad, S. 490 ff.

Am 30. August des Jahres 1711 geht Andreas Kurth, Untermüller zu Meinitz, nach Leisnig zur Frühpredigt; da begegnet ihm auf dem Wege an Joh. Fischers Berge eine blaue Schlange, die eine andere rote bis auf eine Hand lang verschlungen hatte. Als er nun die blaue Schlange mit einem Haselstecken auf den Kopf schlägt, speit sie mit drei Absätzen die rote Schlange wieder aus. Alsdann schlägt er die rote Schlange auch; denn keine Schlange kann fortlaufen, so man sie mit einem Haselstecken schlägt. Endlich sticht er beide durch den Kopf und steckt solche auf einen Zaun. Die blaue war Sonntag zu Mittag tot, die rote aber erst Montags.

787. Vögel brennen Häuser an.

Gräße, Bd. I, Nr. 303; Fiedler, Mägelsche Gedächtnisäule. Leipzig 1709. 4^o. S. 69.

Im Jahre 1191 hat man bei Mägeln schwarze Raben und andere Vögel in der Luft fliegen sehen, welche glühende Kohlen in ihren Schnäbeln geführt, die haben sie fallen lassen und damit

Häuser, Scheunen und Ställe angezündet. Das sind ohne Zweifel die schwarzen höllischen Geister gewesen, denen Gott um der Sünden der Menschen willen aus gerechtem Gerichte solches zu tun verhänget hat.

788. Der heilige See bei Lommasch.

M

Thietmar von Merseburg I, 3.

Glomugi ist eine Quelle, nicht über zwei Meilen weit von der Elbe entfernt; diese bildet einen stehenden See (der Volkscher See bei Lommasch), der, wie die Eingeborenen behaupten und viele Augenzeugen bestätigen, häufig wunderbare Erscheinungen zeigt. Solange holder Friede die Bewohner des Landes beglückt und der Boden die Frucht nicht versagt, erfüllt er, bedeckt mit Weizen, Hafer und Eichel, die Gemüther der zahlreich an seinen Ufern zusammenströmenden Nachbarn mit froher Lust. Sobald aber wilde Kriegsläufe drohen, gibt er durch Blut und Asche gewisse Kunde der Zukunft. Diesen Quell verehrt und achtet daher jeder Eingeborene mehr als die Kirchen, wenn auch seine Vorzeichen trügerisch sind.

Nach Gräfe, Bd. I, Nr. 86 und dessen Quellen faßten an den Ufern des Sees die heidnischen Daleminzier ihre politischen Bezirke und verehrten hier auch ihre Götter. Von dem Teiche soll die Stadt Lommasch ihren Namen haben.*

789. Allerhand Blutzzeichen.

Gräfe, Bd. I, Nr. 31 und 304; Theatrum Europ. Teil III, S. 719. Andere Beispiele bei Lehmann, Erzgebirgischer Schauplatz, S. 851; Fiedler, Mägelsche Gedächtnisssäule, Fortsetzung S. 45, vgl. S. 16; Ramprad, S. 468, 472; Heine, S. 366; Hekel, Beschreibung von Bischoffsw., S. 295.

Im Jahre 1016 zeigte ein Landmann zu Meißen an, daß, so oft er und seine Familie Brot abschnitten, Blut herausfließe. Dies bedeutete den im nächsten Jahre geschehenen Einfall der Böhmen unter Herzog Boleslaus ins Meißner Land.

* Ähnlich war der heilige See zu Mockritz bei Dresden, der jetzige Mühlteich, den die slawischen Priester ebenfalls zu Drakeln benutzten. Ein ähnliches Wunder erzählt übrigens schon Aristoteles (Mirab. Auscult. S. 541) von dem Bacchustempel im Lande der Bisalten. Vgl. auch Nr. 784 und 835.

Im Jahre 1636 schnitt hier ein Schuhmacher Holz, und es strömte warmes rotes Blut heraus; dieses wurde von vielen Leuten gesehen und gesammelt und auf das Rathaus getragen und also gedeutet, daß das Meißner Land noch viel Blut werde schwitzen müssen. Also geschah es, denn 1637 folgte der Meißner Brand und die Plünderung der Stadt, welche grausig von M. Daniel Schneider, einem Meißner Stadtkinde, in seiner 1650 zu Dresden gehaltenen Friedenspredigt beschrieben worden ist.

Im Jahre 1672 hat zu Schrebitz, eine Stunde von Mügeln, unter dem Schulamt Meissen, eines Schneiders, namens Hans Kurtens, Kind, $\frac{5}{4}$ Jahr alt, ganzer sieben Tage lang natürlich Blut geweint und sind ihm die blutigen Zähren auf den Backen geronnen und angedorret, wenn solche nicht alsobald abgewischt worden. Das Kind ist die ganze Zeit über nicht unpäßig gewesen, sobald es aber wiederum Wasser geweint, ist es krank worden. Eben an dem heiligen Pfingsttage dieses Jahres schwitzten unweit Dresden in eines Leinewebers Hause Tische, Bänke und Stühle häufiges Blut, so zwar, daß es in die Stube geflossen. Dergleichen hat sich auch zu Plauen im Vogtlande zugetragen, und bei gerichtlicher Besichtigung sind auf den Stubendielen ganze Pfützen Blut gefunden worden. Dergleichen ist den 9. März desselben Jahres dem kurfürstlichen Wildmeister zu Dahlen ein Hirschgeweihe überreicht worden, davon die eine Zacke oder Ende am Horn so stark als eines Menschen Nase geblutet und über ein Nösel Blut von sich gelassen. So ist auch im Jahre 1652 zu Wurzen ein Leich in Blut verwandelt worden, dergleichen sich auch in Pirna zugetragen, wie nicht weniger zu Leipzig den 30. Julius bei einem Kramer und bei einem Bäcker das Fleisch zu Blut worden. Dergleichen Blutzeichen haben sich zu Halle in Sachsen und in dem Stadtgraben ereignet, welches vormals schwere Durchzüge fremder Völker und blutige Treffen bedeutet. In Meissen und in der Lausitz ließen sich nicht allein Blutzeichen und Gewächse, sondern auch an etlichen Orten Gespenster in türkischer Gestalt sehen, welche hin und wieder auf gewissen Plätzen spazieren gegangen sind, oftmals auch gar miteinander scharmuzieret haben. In zehn Jahren darauf hat man das Prognostikon aus dem Türkenkriege gehabt.

790. Der Hahn in der Jakobskapelle zu Großenhain.

Gräße, Bd. I, Nr. 82; Chladenius, Bd. I, S. 2; poetisch behandelt von Ziehnert, S. 98 ff.

Vor dem Wildenhainer Tore an dem großen sogenannten Spittelteiche liegt die St. Jakobskapelle, zu dem gleichnamigen Jakobshospitale gehörig, in welcher auf einem Altargemälde ein großer Hahn abgebildet ist, der zugleich als Wahrzeichen von Großenhain, welches allerdings bereits in einer Urkunde von 1312 (bei Gercken, Diplom. Vet. March. Brandenb. Bd. III, S. 577) ausdrücklich „Stadt Hahn“ genannt wird, dienen soll. Die Sage berichtet hierüber, es sei ein junger Bauer wegen eines ihm schuldgegebenen in einem Wirtshause der Stadt begangenen Diebstahls an den Galgen gehängt worden: seine Mutter, welche über sein Außenbleiben unruhig geworden, habe ihn in der Stadt auffuchen wollen und sei bei dem Galgen vorbeigegangen, wo sie ihn noch lebendig angetroffen und von ihm selbst sein Schicksal erfahren habe. Darauf ist sie geschwind in die Stadt zum Bürgermeister geeilt, welcher eben mit einem Kollegen einen gebratenen Hahn verzehren wollte, und hat ihm die wunderbare Begebenheit erzählt. Der hat sich schwer darüber entsetzt und ausgerufen: „So wahr wie dieser gebratene Hahn nicht wieder lebendig werden und Federn bekommen kann, ebensowenig kann euer vor drei Tagen gehenkter Sohn noch leben.“ Da, o Wunder! soll der Hahn Federn bekommen, gekräht haben und in der Stube herumgeflattert sein, sich aber auch wieder entfedert und gebraten selbst in die Schüssel gelegt haben. Alles ist von Schrecken ergriffen hinaus zum Hochgericht geströmt, um sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen; man hat den Gehenkten, dessen Unschuld Gott so wunderbar an den Tag gebracht, vom Galgen herabgenommen und, weil dieser auf Befragen gesagt, daß ihm der heilige Jakob erschienen sei und ihn am Leben erhalten habe, ist demselben zu Ehren diese Kapelle erbaut und die Stadt Großenhain genannt worden.

791. Der Vogelberg bei Gräfenhain.

Gräße, Bd. II, S. 278; Haupt, Bd. I, S. 259, Bd. II, S. 111.

Früher stand das bei Königsbrück in der Lausitz gelegene Dorf Gräfenhain auf dem nahen Vogelberge. Dasselbst waren auch zwei Klöster, eines am westlichen, das andere am südlichen Abhänge des Berges, welche beide durch einen unterirdischen Gang, der mitten durch den kleinen Keulenberg hindurchführte, miteinander in Verbindung standen. Auf dem großen Keulenberg, der jetzt Augustusberg heißt, war früher eine Opferstätte des Radegeist, wovon (nach volksetymologischer Deutung) noch die Namen der Städte Radeburg und Radeberg herrühren. Als nun im 18. Jahrhundert einmal Gräfenhainer Bauern in der Heuernte beschäftigt waren, kam plötzlich eine finstere Wolke dahergebraust; aus ihr regnete es Steine so groß wie eine Mannesfaust, an den benachbarten Bergen aber leuchtete es wie blaue Flammen und dröhnte es wie ferner Donner. Der Sturm schnitt das Gras von der Erde weg, als hätte es ein Schermesser abgeschoren, die Heuschaber wurden aufgehoben und verschwanden in der Luft. Da sagte eine Tagelöhnerin zu ihrem Manne: „Komm, wir wollen nach Hause gehn! hole das Zeug, der jüngste Tag kommt!“ Unerfroren antwortete ihr dieser: „Du Närrin, wenn der jüngste Tag kommt, brauchen wir das Zeug nicht!“


792. Ein hölzernes Bild des Erzengels Michael singt.

Gräße, Bd. I, S. 36; (L. Faust,) Geschichte und Zeitbüchlein der Stadt Meißen. Dresden 1588, S. 63.

Im Jahre 1485 hat zu Meißen ein großes Sterben gewüthet und sind allein im Kloster Mülberg daselbst 27 Nonnen gestorben. Da nun der Chornonnen zu wenig und ihr Gesang zu schwach war, hat das große hölzerne Bild des Erzengels an der Wand ihnen mehrmals mit heller Stimme singen helfen.

793. Die Meißner Hungerrosen.

Faust a. a. D., S. 86; Cur. Sax. 1759, S. 195 ff.; anderes s. b. Kamprad, Leisnig. Chr., S. 596; Dresd. Mag., Bd. I, S. 300.

Bei der Stadt Meißen hat man etliche Male auf Weidenbäumen ein sonderbares Gewächs gefunden, eine Art Blumen an einem langen Stiele, holzfarbig und,  hart wie ein Hobelspan. Weil nun jedesmal, wenn man solches gefunden, ein schweres, teures Jahr folgte, hat man jenes die Hungerrosen genannt. (Vgl. Nr. 802.)

794. Die Sagen vom Bischof Benno von Meißen.

Gräße, Bd. I, Nr. 30, Das heilig leben vnd legend des seligen Watters Bennonis weyland Bischoffen zu Meyssen: gemacht vñ in das tewtsch gebracht: durch Jeronymum Emser. Leyppß durch Melchior Lotther. M.D.xvii. 4. Gewiße Vnd Approbrirte Historia Von S. Bennonis, etwo Bischoffen zu Meissen Leben vnd Wunderzeichen, so er vor und nach seinem seligen Absterben, an mancherley orthten, durch die Gnad Gottes gewürket, auch sein Canonization vnd Fest betreffent. München 1604. Andere Schriften s. bei Klemm, Der Sammler, Bd. I, S. 17 ff.; ein altes Volkslied, Bennos Heiligspredhung betr., b. Soltau, Deutsche Volkslieder, Bd. I, S. 285 ff.

Der berühmteste aller Bischöfe von Meißen ist der heilige Benno, ein Graf von Wolderburg oder Bultenburg aus Sachsen. Er war mit seinem 18. Jahre zu Hildesheim, wo er im Jahre 1010 geboren war, ins Kloster getreten, ward im 30. zum Priester geweiht, hierauf Abt daselbst, dann zu Goslar zum Propst gewählt und, nachdem er 17 Jahre hier verlebte, durch den Bischof Anno von Cöln 1066 zum Bischof von Meißen vorgeschlagen und ist als solcher am 16. Juni 1107 gestorben, auch wegen der von ihm getanen vielen Wunder im Jahre 1523 vom Papst Hadrian VI. kanonisiert worden.

a) Als der Bischof Benno im Jahre 1076 zum Konzilium nach Rom zog, um sich zu Gregor VII. zu begeben, für den er gegen Kaiser Heinrich IV. Partei genommen hatte und deshalb auch von diesem 1075 einige Zeit ins Gefängnis gesetzt worden war, übergab er zwei Chorherren die Kirchenschlüssel und befahl ihnen,

Meiße, Sagenbuch.

wenn der Kaiser in den Bann getan werden sollte, die Kirche zu sperren und jene in die Elbe zu werfen. Dies geschah auch. Als nun aber Benno von der heiligen Stadt zurückkam, kehrte er wie ein gewöhnlicher Pilgrim, um unerkannt zu bleiben, in einer öffentlichen Herberge ein. Hier ließ ihm der Wirt einen Fisch zum Essen vorrichten; als er aber dessen Leib aufschnitt, fanden sich darin die Kirchenschlüssel, und alsbald strömte alles in die Kirche, um das Wunder zu sehen und ihren Kirchenhirten zu empfangen. (Emser a. a. D., c. 21.) — Nach anderer Quelle (Gräße, Bd. II, Nr. 720) soll er die Kirchenschlüssel vor Verdruß über den Abfall der von ihm bekehrten Lausitzer Wenden in die Elbe geworfen haben.

b) Die Hauptaufgabe des heiligen Mannes war aber, die heidnischen Slawen und Wenden zum christlichen Glauben zu bekehren, und dazu hatte ihm der Papst besondere Vollmacht erteilt. Er forderte also alle, die da kommen wollten, zu sich in die Stadt Meißen; und als bald ein solcher Zulauf entstand, daß in der Stadt nicht mehr genug Raum und Herberge für sie war, versammelte er das Volk in einem schönen, sonnigen Grunde, ohngefähr 1000 Schritte von der Stadt gelegen. Als er nun eines Tages hier predigte und die Sonne sehr heiß schien und die Leute vor Durst fast erstickten, da ließ Gott auf sein Bitten einen Quell aus der Erde entspringen, durch dessen kühles Wasser alle gestärkt und erquickt wurden. Davon heißt der Grund noch jetzt das heilige Tal und die Quelle St. Bennos Brunnen.* (Emser a. a. D., c. 22.)

c) Eines Abends wollte der heilige Benno spät von dem heiligen Tale aus nach Meißen zurückkehren. Da fürchtete er, man möge, wenn er weit umginge, die Tore schließen. Er machte also das Kreuz vor sich und ging trockenen Fußes über die Elbe. Ein Müller, der hinter ihm herfuhr, sah das und sagte bei sich: in dem Namen dessen, durch den Bischof Benno hinübergekommen, will ich auch hinüber, und so folgte er ihm mit Pferden und Wagen; als er aber hinüber war, da hat ihn der heilige Mann mit ernstern Worten angedet und verboten, dies niemals wieder zu tun, so-

* Der Bennobrunnen befindet sich in der Stadt Meißen, der Pastoratswohnung von St. Afra gegenüber, an der Mauer des früher sogenannten Stübelschen Hauses, wo man in einer Vertiefung auf den Frauenweg kommt. Ein Bennohaus, wo er angeblich gewohnt haben soll, steht in der Niederlöbnitz am Fuße der alten Wettinshöhe.

lange er lebe. (Emsfer a. a. D., c. 23.) Der zerbrochene Weinpfahl, dessen er sich bei jenem wunderbaren Übergange über den Strom als Stab bedient haben soll, wurde noch im Anfang des 19. Jahrhunderts in der Domkirche zu Meißen als einzige Reliquie des Heiligen gezeigt. — Die neuere Sage hat aus dem Müller einen Bauer gemacht, der sich auf des Bischofs Wagen, der durch die Bischofsfurt trocken hindurchkam, hintenaufsetzte. Der heilige Benno aber tadelte ihn mit den Worten: „Bäuerlein, Bäuerlein, das laß andermal sein!“ (Nach mündlichen Mitteilungen aufgezeichnet von Lehrer Jentsch, Dresden.)

d) Eines Tages kam der heilige Benno während der Erntezeit aufs Feld und fand, wie die Schnitter vor großer Hitze und Arbeit matt und erschöpft waren; er machte also stillschweigend ihnen ihr mitgebrachtes Wasser zu Wein und ging davon; sein Begleiter aber, der das gesehen, nahm ein hölzernes Gefäß mit Wasser und sagte zu den Schnittern: „Gebt acht, ich will euch, wie mein Herr, das Wasser zu Wein machen,“ schlug das Kreuz darüber, wie er es von diesem gesehen hatte, und von Stund an war das Wasser zu Wein geworden und die erstaunten Schnitter labten sich damit. (Emsfer, c.23.)

e) Eines Tages ging er aufs Feld hinaus, und als er andächtig an einem Teiche hin und her gehend die Weisheit Gottes in der Kreatur überdachte, störten ihn die Frösche mit ihrem Geschrei in seinem Gebete. Er gebot ihnen also, stillzuschweigen, und sie verstummten. Da fiel ihm der Spruch ein: es loben und benedeyen Gott alle Tiere und Bestien und alles, das im Wasser bewegt wird. Er dachte also, vielleicht möchte ihr Gesang Gott lieber als sein schwaches Gebet sein; er gebot ihnen also, wiederum zu singen und zu schreien, soviel als sie vorher getan hätten. (Emsfer, c. 23.) Daß aber noch jetzt im heiligen Grunde wohl Frösche wohnen, dieselben aber nie einen Ton von sich geben, soll daher kommen, daß Luther ihnen wieder ihr Geschrei verboten hat.

f) Hoch über dem heiligen Grunde liegt auf rötlichem Granitfelsen das uralte Pfarrdorf Zscheila bei Meißen. Hier gründete der heilige Benno eine Kirche zu Ehren des heiligen Georg und bestimmte bei der Taufe der hierher vertriehenen Glocke den Umkreis, welchen dieselbe gegen das Einschlagen des Blitzes schützen sollte, und wirklich soll derselbe diese Gegend bis auf diesen Tag verschont haben. (Gräße, Bd. I, Nr. 63.)

g) Da es die Gewohnheit des heiligen Mannes war, um nicht durch den ungeheuern Zulauf der Leute und ihre Verehrung in Hoffart zu verfallen, sich zuweilen in die Einsamkeit zu begeben, so zog er einst auch mit einem Kaplan in das Dorf Naumburg, zwischen Grimma und Mügeln gelegen, und erbaute daselbst in der Kirche eine Zelle, worin er mit seinem Diener in tiefer Beschaulichkeit lange Zeit lebte. Des Nachts ging er vor das Dorf hinaus spazieren und betete auf einem Acker; und bis auf den heutigen Tag soll da, wo er seinen Fuß hinsetzte, das Korn eher reif werden und fetter und voller wachsen, als irgendwo anders. Wenn er aber wollte, konnte er, so erzählen sich die Einwohner daselbst, in Meissen zum Gottesdienst und zum Morgenessen doch wieder in ihrem Dorfe sein. In der Kirche stand er aber noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts zum ewigen Andenken mit Stab und Inful und der Unterschrift Sanctus Benno abgebildet. — Auch das Dorf Göda bei Bauzen war ein Lieblingsaufenthalt des Bischofs. Auch hier geht die Legende im Volke um, daß längs der Feldraine, auf denen der heilige Mann nach beendetem Gottesdienste in frommen Betrachtungen wandelte, das Getreide fruchtbarer emporsprosse und früher zur Reife gelange als irgendwo ringsumher (Emsler, c. 29.)

h) Markgraf Heinrich zu Meissen, ein Anhänger Kaiser Heinrichs IV., der 1097 wieder in den Besitz seiner Länder, die er durch die Ahtserklärung (1087) verloren hatte, gelangt war, suchte nicht bloß die früher der Kirche geraubten Güter zu behalten, sondern auch noch mehrere an sich zu ziehen und drückte die Armen, Witwen und Waisen aufs äußerste. Da stellte ihn Benno einst ernstlich darüber zur Rede, aber der Markgraf geriet in großen Zorn und gab dem frommen Greis einen Backenstreich. Der Bischof aber tat darauf weiter nichts, als daß er antwortete: „Diese Tat wird über ein Jahr an demselben Tage gerochen werden!“ Dies kümmerte den Markgrafen wenig, vielmehr spottete er darüber; und als der gedrohte Tag herangekommen war, da ließ er sich hochmütig vernehmen, der Tag sei ja ohne allen Nachteil für ihn angebrochen. Allein derselbe war noch nicht zu Ende, denn plötzlich erschten der heilige Benno, der unterdessen gestorben war, dem Markgrafen mit zornigen Gebärden; dieser aber erschrak sehr und rief die Seinen zu Hilfe, allein vergebens, er stürzte zu Boden und starb. (Emsler,

c. 24; Historia des heiligen Bennonis, S. 9. — Ziehnert, S. 54 ff., erzählt die Sage anders.)

i) Der zu Grimma verstorbene (den 10. Febr. 1407) Markgraf Wilhelm der Eindugige drückte das Hochstift Meissen mit Steuern und anderen Auflagen über die Maßen, und umsonst bat ihn der Dompropst Brutenus um Abhilfe. Der letztere betete also zum heiligen Benno um Unterstützung, und dieser erschien auch dem Markgrafen im Traume und ermahnte ihn, von seinen Unbilden abzustehen; da aber dessen Räte ihm einredeten, es sei nur ein Traum und nichts darauf zu geben, und er also in seiner Bedrückung fortfuhr, erschien ihm der Heilige zum zweiten Male und brannte ihm mit einer Fackel ein Auge aus; der Markgraf aber, der nun wohl merkte, wie jene Erscheinung kein Traum gewesen, tat Buße, ersetzte den Beraubten alle Schäden und gab ihnen mehr, als sie vorher besessen hatten. (Historia des heiligen Bennonis, S. 10; s. Hasche, Diplom. Gesch. v. Dresden, Bd. I, S. 357; Mencken, Scriptorum, Teil II, S. 1874.)

k) Seine Domherren und Geistlichen schützte Benno oft vor Unglück; wenn sie sich aber schlecht betrogen, strafte er sie heftig und sichtbarlich; sonst erinnerte er aber noch einen jeden einige Tage vor seinem Ende, daß seine Stunde gekommen sei und er Buße tun müsse. (Histor. a. a. D., S. 11.)

Im Jahre 1270 ließ Bischof Wittigo die Gebeine des heiligen Benno aus dem Winkel im Chor, wohin er sich hatte begraben lassen, wegnehmen, mit Wein waschen und säubern und mitten in die Kirche begraben und sein Grab mit einem Gitter umgeben, mit dem Weine aber viele krankhafte Menschen wie mit köstlichen Salben bestreichen, und sollen diese davon heil und gesund worden sein. Als er nun im Jahre 1523 heilig gesprochen wurde, sind seine Gebeine von Bischof Johann VII. und Adolph Bischof von Merseburg in Gegenwart des Herzogs Georg des Bärtigen, seiner zwei Söhne und Herzogs Heinrich usw. abermals herausgenommen und in ein marmornes Grab gelegt worden, allein 1539 hat Herzog Heinrich die Verehrung derselben aufgehoben; seine Gebeine wurden erst nach Stolpen und dann nach Wurzgen geflüchtet und gelangten endlich 1576 nach München, wo sie noch sind. Sein Bett, welches früher in einer neben dem Wappensaale der Albrechtsburg befindlichen Kammer gezeigt wurde, von dem sich viele Gläubige Späne

abschnitten, die gegen verschiedene Leiden helfen sollten, und in dem angeblich niemand liegen, geschweige denn schlafen konnte, ist von den Schweden 1645 verbrannt worden.

795. Die Entstehung der Kreuzkapelle zu Dresden.

Gräße, Bd. I, Nr. 90; Mencken, Scr. T. II, S. 1478; Hasche, Diplom. Gesch., Bd. I, S. 149, 233, 406 und Beschreibung von Dresden, Bd. I, S. 622; Peccenstein, Theatr. Sax. III, S. 8; Uns. Nachr. 1714, S. 375.

Im Jahre 1236, als Markgraf Heinrich von Meißen die Herzogin Constanze von Oesterreich heiratete, brachte diese ein Stück des heiligen Kreuzes mit gen Dresden, wodurch Dresdens Volksmenge bedeutend wuchs und dasselbe, da auch bei der Marienkirche ein wächsernes wundertätiges Marienbild viel Zulauf verursachte, ganz in den Geruch der Heiligkeit kam. Endlich ist 1299 ein hölzernes Kreuz auf der Elbe geschwommen gekommen und, als es hier gelandet, in jubelreicher Prozession in die Kreuzkirche getragen worden. Später hat die Jungfrau Maria hier unzählige Wunder getan, und deshalb ist derselben vom Papst Bonifacius IX. ein hunderttägiger Ablass (1400) gewährt worden.

796. Ein Priester zu Dresden hat ein Gesicht.

Gräße, Bd. I, Nr. 89; Hasche, Diplom. S., Bd. I, S. 295, nach Eptome Suffridi L. II ad a. 1305.

Ein gewisser Presbyter zu Dresden, wahrscheinlich Albert, Pleban der früher auf der Elbbrücke befindlichen Alexiuskapelle, sah in der Christnacht am Himmel den Mond wunderbar schön glänzen, und wie er ihn nun so bewunderte, da ward derselbe zu einem Fische, fiel vom Himmel herunter und verschwand. Darauf kam von Abend her ein neuer weit größerer Mond, der stand über Böhmen und Meißen und schien so herrlich und glänzend, daß die Bauern aufs Feld zum Aekern und Pflügen hinaus fuhren. Das bedeutete, daß das folgende Jahr Friede zwischen Wenzel III. von Böhmen und Kaiser Albrecht werden sollte (1305).

797. Der Queckbrunnen zu Dresden.

Gräße, Bd. I, Nr. 99; Weck, S. 280; Hasche, Diplom. Gesch. v. Dresd., Bd. I, S. 254, Bd. II, S. 145; Urkunde Nr. 211d, Bd. Va, S. 406; Mag. Bd. I, S. 68, Bd. VI, S. 716 ff. und Beschreibung von Dresden. Leipzig 1781, Bd. I, S. 463 ff.; Curiosa Sax. 1733, S. 54, 1768, S. 30; Unsck. Nachr. 1713, S. 702 m. Abbild. b. Schäfer, Bd. I, S. 120 usw.

Zwischen der Gerbergasse und dem Eingang zur Grünen Gasse vor dem katholischen Waisenhaus befindet sich noch heute ein Brunnenhäuschen, dessen Spitze ein Klapperstorch ziert, und welches der Queckborn heißt, und von dem ein Sprichwort sagt, daß der Storch aus ihm die Kinder hole. Nach diesem ist schon um 1514 häufig gewallfahrt worden, weil die Sage ging, daß, so eine unfruchtbare Frau von seinem Wasser tränke, diese durch die Gnade der heiligen Jungfrau mit Kindern gesegnet würde. Darum hat der Bischof Johann von Meißen im Jahre 1512 die Erlaubnis zum Bau einer Wallfahrtskapelle zu Unserer lieben Frauen Queckborn erteilt, welche jedoch später wieder einging, insofern der Zudrang der Gläubigen dahin so stark war, daß die übrigen Kirchen, besonders die Kreuzkirche, weil ihre Einkünfte dadurch geschmälert wurden, zu Rom um Aufhebung derselben einkommen mußten.

798. Der heilige Brunnen bei Neuostra.

Bergblumen 1891, S. 55.

Dieser uralte Brunnen liegt ca. 1200 Schritte hinter Neuostra bei Dresden, in einem rechts vom Fuchs-, links vom Pfaffenberge begrenzten Tale mitten auf einem Feldgrundstücke. Sein Wasser besitzt nach der Sage eine große Heilkraft, so daß in alter Zeit zahlreiche Wallfahrten nach hier stattgefunden haben. Deswegen, und weil hier einst durch die Erscheinung der Jungfrau Maria und des St. Johannes eine an der Quelle Rast haltende Nomadenhorde zum Christentum bekehrt und in der Quelle getauft worden ist, hieß diese dann der „heilige“ Brunnen. Die Zisterzienser-Monnen sollen hier ein Klosterhaus gehabt und den Brunnen als Bad benutzt haben. Doch soll er nie eine Bedeckung gelitten, sondern allemal,

so oft man ihn verdeckte, strudelartig aufgeschäumt sein und die Bedachung zerstört haben. Seit dem Dreißigjährigen Kriege wird von einer Quellnixe erzählt, die jeden, der das Wasser verunreinigte, der Gewalt böser Geister übergab, frommen Leuten aber das in der St. Johannesnacht 12 Uhr geschöpfte Wasser in Wein verwandelte und dem in der Karfreitagsnacht geholten Wasser die Kraft verlieh, daß der, welcher sich damit wusch, von der Pest verschont blieb. Einige rohe Krieger, die den Leuten die Entnahme des Wassers verwehrten, wurden von bösen Krankheiten befallen und ein Zauberer, der das Wasser zu seinem Hokuspokus benutzen wollte, erhielt von unsichtbarer Hand Rutenhiebe, bis er das Gefäß mit Wasser fallen ließ. In der Neujahrsnacht soll um den Brunnen ein heller Schein erstrahlen und ein leises harmonisches Glockengeläute hörbar sein.

799. Das Kruzifix zu Döhlen.

Gräße, Bd. I, Nr. 212; Ziehnert, Sachsens Volksagen, S. 500.

Die Kirche des zwei Stunden südwestlich von Dresden gelegenen Dorfes Döhlen war im Mittelalter ein Wallfahrtsort, weil auf dem Altar derselben ein wundertätiges Kruzifix stand. Sein Ursprung war ziemlich ebenso, wie bei dem der Kreuzkirche zu Dresden. Einst brachten die angeschwollenen Fluten der Weißeritz daselbe nebst den Trümmern einer zerstörten Kirche mit sich und trugen es bis an die ziemlich hoch gelegenen Stufen des Döhlener Kirchhofes. Man hob es auf und stellte es feierlich auf den Altar, wo es in der Folge viele Wunder, besonders an Krankenheilungen, verursachte.

800. Das Panier des Ritters St. Georg zu Tharand.

Gräße, Bd. I, Nr. 263; Ursinus bei Mencken, Script. Hist. Sax., T. III, S. 1272.

Als der Landgraf Ludwig von Thüringen mit Kaiser Friedrich nach Palästina zog, schickte ihm Gott vom Himmel herab das Panier des Ritters St. Georg seiner Mildtätigkeit und guten Werke halber, und unter diesem stritt er gegen die Ungläubigen und siegte.

Dann ward das Panier gen Wartburg gebracht, darnach aber gen Meißten auf ein Schloß, welches der Tharant heißt. Da kam Feuer in dem Schlosse aus (1190), und viele Leute sahen das Panier des Ritters im Feuer zum Fenster hinausfliegen, aber niemand hat erfahren, wo es seitdem geblieben ist. Dieses Wunders wegen ward hernach die St. Georgenkirche zu Eisenach gebaut.

801. Das wundertätige Marienbild zu Fürstenau.

Gräße, Bd. I, Nr. 237; Brandner, Lauenstein, S. 299 ff.

Die Kirche des eine Stunde von Lauenstein entfernten Dorfes Fürstenau, eines der höchstgelegenen Punkte des Meißner Hochlandes, ist die älteste der ganzen Umgegend und besitzt ein am Altar befindliches Marienbild mit reicher Vergoldung und leidlicher Bildhauerarbeit. Dasselbe stellt den Besuch der Maria bei ihrer Schwester Elisabeth vor, und in katholischer Zeit zog es wegen seiner angeblichen an Kranken verübten Wunderheilungen viele Wallfahrer dorthin. Eines Tages wurde dieses Bild (um 1419—36) von frechen Dieben entwendet, allein kaum waren sie in dem naheliegenden Walde angelangt, so hatten sie den Weg verloren und sahen sich genötigt, das Bild einstweilen unter einem Strauche zu verstecken und den verlorenen Pfad wieder aufzusuchen. Kaum hatten sie aber das Bild niedergelegt, als sie sich auch wieder zurechtfinden, allein dasselbe war entschwunden, fand sich aber tags darauf an seinem früheren Plage in der Kirche wieder. Einer der Diebe entdeckte diese wunderbare Geschichte seinem Beichtvater auf dem Sterbebette. Später versuchten andere Diebe dieselbe Unternehmung noch einmal, als sie aber schon eine Strecke weit entfernt waren, wurden sie plötzlich in der Umgegend von Teplitz von unbekanntem Männern angefallen, das Bild ihnen wieder von denselben entrisßen und an den Prior des Klosters Mariaschein abgeliefert. Letzterer wollte jedoch dasselbe seiner Schönheit und reichen Vergoldung halber für sich behalten und es der Fürstenauer Kirche nicht zurückgeben, und siehe, eines schönen Tages war es wieder verschwunden und an seinen alten Platz zurückgekehrt. Als nun auf Befehl des Priors diese Begebenheit in allen Kirchen der Umgegend bekannt-

gemacht worden war, hat seitdem niemand mehr einen Entwendungsversuch gemacht. Ubrigens findet noch jetzt jedes Jahr am Sonntag nach Mariä Heimsuchung eine Wallfahrt der Katholiken aus dem benachbarten Böhmen nach diesem Marienbilde statt.

802. Die Weidenrosen bei Hellen Dorf.

Cur. Saxon. 1759, S. 195.

Bei Hellen Dorf, unweit Königstein, sind auf einer Weide im Mai 1759, welches mit Verwunderung von vielen Personen in Augenschein genommen worden, nicht nur unterschiedene schöne Rosen hier und da auf deren Zweigen, sondern auch unfern dieses Ortes eine ganz außerordentliche große Blume, deren Art zur Zeit auch die erfahrensten Gärtner nicht ergründen können, hervorgewachsen. Diese Weiden-Rosen sollen als ein symbolum pacis in vorigen Zeiten gehalten worden sein, daher auch das Sprichwort entstanden: Ja, es wird Friede werden, wenn die Weiden werden Rosen tragen. — Auch zu Borthen bei Dresden sollen solche Rosen auf einer Linde gewachsen sein. (Vgl. Nr. 793.)

803. Wunderbare Wegführung dreier Kinder.

Buchhauer, D. Chur.-Sächs. West. Königstein 1710, S. 12; Ex: Mon. Pirn. Onomasticon mundi 1529.

Im Jahre 1527, am Tage Visitat. Mariae (Marias Heimsuchung), wurden im Dorfe Rosenthal bei Königstein drei Kinder wunderbar über Berg und Thal hinweggeführt. Erst am neunten Tage, nach langem Suchen, fand man zwei davon weit vom Dorfe tot, das dritte aber lebendig wieder.

804. Der Gottestaler.

J. David Röbler, *Histor. Münz-Belustigung 1729*, Bd. I, S. 270; *Meiße, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz*, Nr. 94.

Als im Jahre 1683 das unter der meißnischen Bergfestung Königstein gelegene Städtchen gleichen Namens durch eine große Feuersbrunst gänzlich in Asche gelegt worden, so hat auch das grimmige Feuer einer armen Witwe mit drei Kindern ihr Hüttlein nebst aller wenigen Fahrnis verzehrt. Als sie nun in dieser äußersten Armut den anderen Tag darauf sich und ihre armen lechzenden Kinder mit einem frischen Trunk Wasser erquicken, und solches aus einem aus dem nahegelegenen Felsen hervorquellenden Brunnen holen wollte, so hat sie beim Einlassen in die Wasserkanne verspürt, als ob etwas wie Geld mit hineinfiele. Als sie nun darnach gesehen, und allerdings befunden, daß ein Taler mit der Umschrift: „GOT GIBT, GOT NIMBT!“ sich darinnen befunden, hat sie aus dieser wunderlichen Schickung eine große Aufmunterung ihres durch den Brandschaden sehr niedergeschlagenen Gemüths empfunden, hat sich darauf mit diesem wenigen, durch den Segen Gottes wunderbar zugekommenen Gelde nach Dresden gewendet und daselbst ihr gutes Auskommen mit ihren Kindern gefunden.

805. Sage vom Honigstein.

Nach Dr. Dunger in „*Aber Berg und Tal*“, 2. Jahrg., S. 130; J. I. in *V. Lafleurs romant. Reise in das sächs. Sandsteingebirge 1798*, S. 109.

In der Nähe von Rathen, zwischen dem Feldstein und der kleinen Gans, liegt der Honigstein. Dieser ist noch heute auf der mittäglichen, ganz unzugänglichen Seite mit ausgeflossenem Honig dick überzogen, weil sich vor alter Zeit in den Höhlungen und Ritzen zahlreiche Bienenschwärme aufgehalten haben. Oft gingen damals die Umwohner nach dem Felsen und holten sich süße Nahrung. Jedoch der Ritter der nahen Burg Rathen, ein grausamer Wüterich, verbot ihnen den Besuch des Honigsteins, und als trotzdem eines Tags zwei ehrsame alte Leute dort beim Sammeln betroffen wurden, ließ er sie mit seinen Hunden wegheken. Da flogen die Bienen in dichten Schwärmen aus dem Geklüfte des Steines hervor

und stürzten sich in voller Wut auf den hartherzigen Mann. In seiner Angst und Verzweiflung sprang dieser zum Fenster hinaus und verlor infolge des Sturzes sein Leben. Seit jener Zeit aber bleibt auf der Stelle, wo der Ritter seinen Tod gefunden, kein Schnee mehr liegen.

806. Der Rosenstock in der Kirche zu Pirna.

Gräße, Bd. I, Nr. 181; Berkenmeyer, Curieuse Antiquarius, S. 645; poetisch beh. bei Segniß, Bd. I, S. 166 ff.; weitläufig erzählt von Beschstein, deutsches Sagenbuch, S. 538.

Im Jahre 1634 soll zu Pirna ein dürre Rosenzweig, der schon 70 Jahre lang daselbst in der Kirche in der Wand gesteckt hatte, während des Gottesdienstes zu grünen und schöne weiße Rosen zu tragen angefangen haben.

807. Der Erlepeter zu Pirna.

Gräße, Bd. I, Nr. 172; Ziehnert, S. 504.

Erle Peter nennt man einen über der Stadt Pirna diesseits der Elbe gelegenen schönen Quell, dessen Wasser durch eine Flasche läuft, welche eine steinerne männliche Figur unter dem Arme hält, über welcher folgender Vers stand:

Der Erle Peter bin ich genannt,
Den armen Leuten wohlbekannt,
Wer nicht Geld hat in seiner Tasche,
Der trinkt umsonst* aus meiner Flasche.

Im Jahre 1549 ist der Quell fast ganz vertrocknet und versunken, und hat es viele Mühe gekostet, daß man ihn nur ein wenig wieder gefunden, denn weil man aus ihm hat Geld lösen

* Ziehnert a. a. D. gibt den Vers anders, nämlich statt: „Erle Peter“ „der ehrliche Peter“, und statt „umsonst aus meiner“ „mit mir aus meiner“; allein obiger Text ist der ursprüngliche, und Ziehnerts Vermutung, der Name Erlepeter sei aus „ehrllichem Peter“ verstümmelt, eine höchst unglückliche, weil an dem Brunnen früher eine Erle stand, nach der er genannt ward. — Schon 1468 wird der „frenge hof czu Pirne hinder dem Erllinpetir an der stadtmawer gelegen“ urkundlich genannt (Cod. dipl. Sax. reg. II, 5, s. 444).

wollen, ist das Wasser außen geblieben, dafür ist er 1687 mit einem Behältnis verschlossen und mit einem steinernen Gewölbe versehen worden. Um 1670 entstand die Gewohnheit, alljährlich an der Mittwoch nach Pfingsten nach diesem Brunnen zu ziehen und sich hier mit Musizieren, Tanzen, Singen, Schießen usw. zu belustigen. Unter den Wallfahrenden befanden sich sogar viele Dresdner, und man nannte dies Fest Pirnaische Wallfahrten. Ehedem stand über dem Brunnen auch eine steinerne Tafel eingemauert mit der Aufschrift: „Deut. VIII. Hüte : Dich : und : Vergiß : Deines : Gottes : Nicht, der Dir Wasser aus dem harten Felsen gibt. George Dinckel ad DMJ. 1541.“ Die Sage erzählt noch, daß einst ein Viehhirte, der mit dem Auschlage behaftet war, daraus getrunken und sich mit seinem Wasser gewaschen habe, wovon er die reinste und schönste Haut bekam.

808. Der Muttergottesbrunnen bei Heidenau.

Gräße, Bd. I, Nr. 168; Sachsengrün 1861, S. 204.

Im Tale zwischen Heidenau und Pirna, am Abhange der dort nach dem Strome zu ziemlich schroff abfallenden Hügelkette, sprudelt eine Quelle, welche ein hölzernes Häuschen vor Verunreinigung schützt, obwohl darin Frösche und Kröten ihr lustiges Spiel treiben. Einst bediente sich ein Hirt, der vom Ausatz befallen war, des Wassers zur Reinigung seiner Gliedmaßen und genas von Stund an. Weil es aber auch die Fruchtbarkeit der Frauen befördert, heißt es der Muttergottesbrunnen.

809. Die Erbauung der Kirche zu Großröhrsdorf.

Mitgeteilt von Dr. Pflk.

Aber Winke der Gottheit, auf welchen Platz sie ein Kirchengebäude erbaut sehen mochte, gibt es verschiedene Volksagen. Auch bezüglich des Standortes der Großröhrsdorfer Kirche läuft eine derartige Sage um. Die Gemeinde war nicht einig, wohin das Gotteshaus zu stehen kommen sollte. Da fiel eines Nachts ein Schnee,

aber auf der Anhöhe des jetzigen Kirchberges blieb eine Stelle in Form eines Rechtecks gänzlich aper. Da waren alle sofort einig und erblickten darin einen Fingerzeig Gottes. Die Kirche wurde genau auf jenen viereckigen Platz gebaut, wo sie noch heute steht.

O **810. Der kräuterkundige Vogel.**

Meiße, Sagenbuch d. Sächf. Schweiz, 1894, Nr. 54.

Als vor mehreren hundert Jahren eine Pest in hiesiger Gegend ausbrach, die viele Menschen wegraffte, sang ein Vogel, der aus dem plötzlich sich öffnenden Himmel herniederflog:

„Bibernelle
Hilft dir schnelle.“

Der aus dieser Pflanze bereitete Tee half auch wirklich gegen das große Sterben.

811. Der „Waldborn“ und die „schöne Maria“ zu Sebnitz.

Meiße a. a. D., Nr. 60.

Vor alten Zeiten, als in Sebnitz nur erst einige Häuser standen, reichte der Wald noch bis an die heutige Brückenmühle. In diesem Walde rieselte ein klares Wässerchen, der heutige Waldborn. An seiner Quelle breitete eine mächtige Föhre (Kiefer) ihre Äste, und dort hing ein wundertätiges Muttergottesbild. Einst zog ein armer Leinwebergeselle aus Schlesien, namens Trißschel, durch das Sebnitztal. Er war von einem heftigen Wechselfieber geplagt, und um seinen glühenden Durst zu stillen, trank er aus dem Waldborn. Da fühlte er sich plötzlich wunderbar genesen und blieb zum Danke in der Stadt. Seine Nachkommen aber lebten noch vor kurzem in Sebnitz.

Als der Wald später gelichtet wurde, da versetzte man die „schöne Maria“ in die Kirche; die Säule, an der sie befestigt ist, ist aus jenem Waldbaume geschnitzt. Die Gottesmutter soll früher geweint haben. (Die spätere protestantische Sage meint: weil die Pfaffen den hohlen Kopf mit Wasser angefüllt und Bachfische

hineingeseht hätten, die sich dort tummelten und das Wasser zu den Augenhöhlen herausspritzten.) Die Katholiken in dem benachbarten Böhmen haben das Holzschnitzwerk gegen den großen Thomaswald eintauschen wollen. Auch sollen sie es mit Gold aufgewogen haben und die Straße nach Einsiedel von der Grenze bis zur Hammermühle mit Silbertalern haben pflastern wollen. Man hat die Maria aber nicht hergegeben.

812. Die acht Binden auf der Göhingerhöhe bei Neustadt.

Meiße, Nr. 62; auch bei Dertel, Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Königreichs Sachsen, S. 227.

Auf derselben Stelle, wo heute der zu Ehren des ersten Historikers der Sächsischen Schweiz, Mag. Göhinger, erbaute und ihm zu Ehren benannte Turm sich erhebt, stand vor alters der Galgen hiesiger Gegend, und im Kreise herum grüntem acht üppige Binden. — Einst sollte hier der Henker an einem Manne den Spruch des Gesetzes vollziehen, der aber im Glauben an eine höhere rettende Gewalt seine Unschuld immer noch beteuerte. Zahlreiche Neugierige hatten sich zu dem traurigen Schauspiele eingefunden. Sie alle beschwor der Todeskandidat noch in letzter Minute, nach dem wahren Täter zu suchen. „Zum Zeugnis meiner Unschuld,“ sprach er, „soll diese achte Binde nie mehr grünen, sondern verdorren!“ Schon nach kurzer Zeit blieb in der einen Binde, die nach Südwesten zu stand, der Saft aus; und es ward so die Unschuld des Hingerichteten offenbar. — Viel später bekannte sich ein Mann aus einem Nachbardorfe auf dem Sterbebette als den wahren Täter. An Stelle der achten Binde findet man aber noch heute nur niedriges Strauchwerk.

813. Der Kinderengel beim Klunkerförfster.

Cl. König im N. S. Mag. 1886, S. 68.

Vor vielen Jahren lebte auf dem Klunker ein Förfster, der mit dem Bösen verkehrte. Sein frommes Weib wollte ihn aus diesen Banden befreien, aber all ihr Bitten und Mühen war vergebens. Der Förfster haßte sein Weib und ebenso das kleine

Töchterchen, welches fleißig betete. Er freute sich daher, als das Kind schwer erkrankte. Um so größer war deshalb die Liebe, welche die Mutter aufbot, ihr ein und alles zu erhalten. Als am Abend die Mutter aus dem Stalle zu dem Kinde kam, sprach es: „Liebe Mutter, sieh die prächtige Rose. Ein Engel hat sie mir gebracht; ich sah, wie er durch die Decke herniederkam, zum Fenster hinausging und vom Falkenberge aus gen Himmel fuhr.“ — Die Mutter sah die herrlichen Rosenknospen und betete. Das Kind drückte der Mutter die Hand und schlief ein. Am andern Morgen waren alle Knospen aufgeblüht, aber das Kind war tot. (Vgl. Nr. 816.)

814. Die Wunderpflanzen des Waltensberges.

(Pilk.) Der Waltenberg und seine Sagen. Bischofswerda (1894).

Alljährlich am Himmelfahrtstage, wenn die Bevölkerung Neukirchs und der benachbarten Orte ihre uralte hergebrachte Wallfahrt nach dem Gipfel des Waltensberges antritt, kommen Wenden, Männer und Frauen, mitunter weit aus ihrer nördlichen Heimat hergewandert, um auf genanntem Berge die Sprosse des Herzenkrautes zu pflücken. Diese sollen Menschen und Vieh sicher machen vor den Schäden bösen Zaubers.

Ebenso erscheinen am Johannistage Wenden auf dem Waltensberge, um die Wurzel einer Pflanze zu graben, welche sie „swjateje Maryne koruschki“ (der heiligen Maria Wurzel), die Deutschen hiesiger Gegend aber „Marienbiß“ oder „Waltwurzel“ nennen. Unter diesem Namen ist die Weißwurz (*Poligonatum multiflorum*) zu verstehen. Aus der Wurzel genannter Pflanze schnitzen die Wenden Amuletts, welche Wohlstand und Glück verleihen sollen. Einer solchen „Glückswurzel“, die als Geheimnis sorgfältig gehütet werden muß, gibt man ungefähr die Form eines sehr kleinen Efeublattes ohne Stiel, auf dessen Oberfläche eine ebensolche viel kleinere Figur sich plastisch abhebt. Einer der beiden Dreizacke wird als die Hand des guten Geistes gedeutet. Eigentümlicherweise zeigt derselbe gegenüber der anderen, rasch verdorrenden und als Krallen des Czert (Teufel) bezeichneten Figur eine auffällige Frische. Begeben sich die wendischen Frauen zur Stadt, um ihre ländlichen Erzeugnisse feil-

zubieten, so werfen sie auf den Boden ihres Korbes den glückbringenden Talisman. Zauberkünftig ist letzterer aber nur, wenn er aus einer Pflanze des Waltensberges geschnitzt ist. (Vgl. Nr. 391.)

Am Johannistage mittags zwischen zwölf und ein Uhr schlüpft wohl zuweilen eine ältere Neukircherin an den Abhängen des Waltensberges, namentlich am sogenannten „Katwiger“ und Lichtwald dahin, um geheimnisvoll schweigend das „Wolfskraut“ zu erspähen. „Fette Henne“ (*Sedum Telophium*) ist der schriftgemäße Name der gesuchten Pflanze. Weise bückt sich die Frau und schneidet Stengel um Stengel davon ab, bei jedem Schnitte kaum vernehmbar einen Namen flüsternd. Es sind die Namen ihrer Lieben, für die sie je einen Schöfbling heimträgt. Sorgfältig merkt sie sich die nunmehr benannten Stengel und bindet dieselben, daheim angekommen, mittels dünner Fäden an die Stubendecke, so daß die Spitze nach unten, das Schnittende aber nach oben gerichtet ist. Dem Familiengliede nun, dessen Stengel noch lange fortgrünt, ist ein langes Leben beschieden, demjenigen aber, dessen Wolfskraut bald verwelkt, ist sein Ende nicht mehr fern.

815. Farnsamen macht unsichtbar.

Dr. Pflk im „Sächs. Erzähler“ 1893, Nr. 49, Beiblatt.

In der Johannisnacht wächst auf dem Waltensberge (und auch auf benachbarten Höhen) ein Farnkraut, das im Gegensatz zu den Pflanzen seiner Art auch sichtbar blüht. Es sprießt aus der Erde hervor, trägt Blüten und Früchte, alles in ein und derselben Nacht. Der Samenstaub dieses Farns hat die wunderbare Eigenschaft, den Menschen, welcher ihn bei sich führt, unsichtbar zu machen. Einst ging ein Bewohner von Neukirch in der Johannisnacht über den Waltensberg. Er streifte im Vorüberschreiten einen solchen Farnwedel, dessen Samen herabstäubend ihm in die Schuhe fiel. Bald darauf gelangte er aus dem Walde heraus in das mondbeglänzte Tal, das hell fast wie am Tage dalag. Quer über seinen Weg wandelte ein wohlbekannter Freund, der ebenfalls von einem weiten Gange erst heimkehrte. Er reichte ihm die Hand mit den Worten: „Guten Abend, Friedell!“ „Heiliger Gott!“ schrie der Angeredete, „was war das?“ und eilte geschwind davon. Näher

beim Dorfe überholte er seine Base, die vom Besuche bei einer Kranken aus den Hübelhäusern zurückkehrte. „Bist' auch noch nicht schlafen, Paulinchen?“ fragte er dieselbe. „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!“ kreischte die Frau und ergriff die Flucht. Der Wanderer schüttelte das Haupt über das sonderbare Benehmen seiner Bekannten und schritt fürbaß seinem Gehöfte zu. Dort begrüßte er sein Weib und seine Tochter, welche noch wach geblieben waren, um den Vater zu erwarten. Diese erschrakten, als sie seine Stimme im Zimmer hörten, doch ihn selber nicht sahen. Verstört blickten sie umher, denn sie hielten den Gekommenen für einen Geist. Erst als er die Schuhe auszog, erkannten sie die Gestalt des Vaters. Der Farnstaub in seiner Fußbekleidung hatte ihn den menschlichen Augen entrückt.

816. Der Kinderengel zu Steinigt-Wolmsdorf.

Gräbe, Bd. II, Nr. 749; Heckel, Bischofswerda usw., S. 138.

Im Jahre 1632 grassierte zu Steinigt-Wolmsdorf die Pest äußerst heftig, und auch das einzige Töchterlein des Pfarrers Johann Kettner, Anna Regina, ist von diesem Ubel heimgesucht worden. Damit nun aber das Pfarrhaus nicht infiziert werde, ward das Kind im freien Felde unter einen grünen Baum gelegt. Da hat man neben seinem Bettlein ein Kind mit einem schneeweißen Kleide angetan gesehen, das aber, als jenes gestorben, verschwunden ist. (Vgl. Nr. 813.)

817. Das grüne Kreuz zu Weifsa.

Wilk im „Sächsischen Erzähler“ (Bischofswerda), Belletristische Beilage vom 18. Aug. 1894.

Im Dorfe Weifsa befindet sich vor einem Wohnhause ein kleiner Teich. Mitten in demselben sah man unter dem Wasserspiegel zuweilen ein grünes Mooskreuz erglänzen, ähnlich, aber größer als ein solches, welches man als Grab schmuck zu verwenden pflegt. Plastisch erhoben sich der Stamm und die Arme des Gebildes über den Grund des klaren Wasserbeckens. Wunderbar an

dieser Erscheinung war auch deren Kommen und Vergehen. Das Kreuz tauchte plötzlich auf, blieb dann einige Tage allen Dorfbewohnern sichtbar und verschwand spurlos wieder über Nacht. Einmal wollte man den hellgrünen Widerschein seines Glanzes selbst am Himmel über dem Weiher beobachtet haben. Alte Weisäer Leute erzählten von diesem Kreuze folgendes:

Ein Handwerksbursche, der die Welt durchwandert hatte, kehrte nach Weisä, seiner Heimat, zurück. Es war eine wunderschöne, warme Sommernacht, als er vor dem elterlichen Hause anlangte. Alles schlief bereits darin, nur das Ticken der Wanduhr ließ sich vernehmen. Sollte er die Lieben aus der Nachtruhe aufscheuchen, deren die arbeitsamen Leute nach angestrengtem Tagewerk gar sehr bedürftig waren? Nein. Er klopfte also nicht an die Thür, sondern schlich sich leise wieder hinweg. Wenn der erste Hahnenschrei ertönen würde beim Scheine des Frührots, dann wollte er ihnen mit fröhlichem Liede, unter den Fenstern gesungen, den Schlaf von den Lidern scheuchen und den Gruß des Wiedersehens empfangen. Zur andern Seite des Teiches lag duftiges Heu aufgehäuft in Schöbern. Dort am Rande des Gewässers bettete er sich zur Nachtruhe, empfahl sich dem Schutze des Meisters da droben über den funkelnden Sternen und schlummerte ein. Er sollte nicht mehr erwachen. Am andern Morgen fanden ihn die Seinen ertrunken im Weiher. Am Ufer sah man noch das ausgebreitete Heu, das ihm zum Pfähle gedient hatte, sein Felleisen und seinen Stock mit dem darübergehängten Hute. Die Eltern waren über den Tod des braven Sohnes, dessen Züge sie sofort wiedererkannten, tief betrübt. Mütterchen weinte sich schier die Augen rot, daß ihr Liebling so in nächster Nähe hatte ein jähes Ende finden müssen. Der Vater versuchte vergebens, ihr gramerfülltes Herz zu trösten. Als ein Jahr nach der Unglücksnacht verstrichen war, da saßen beide auf der Bank vorm Hause und blickten stumm auf den Weiher, dessen türkische Flut den blühenden Jüngling verschlungen. Und wie sie sinnend nach der Stelle schauten, wo man damals den Leichnam fand, da glitzerte und leuchtete es dort mit grünem Schimmer wie Smaragden im Lichtscheine. Ein Kreuz tauchte auf. „Dort ging er heim!“ seufzte Mütterchen. „Die Vorsehung errichtet ihm selber ein Gedenkzeichen,“ lispelte der Vater. Und sie weinten beide bitterlich.

Seitdem ist das grüne Kreuz alljährlich in der Todesnacht des Jünglings dort im Weiher aufgetaucht und am Abend des Beisehungstages wieder verschwunden.

818. Der Hungerbrunnen bei Dybin.

Nach Luthers Tischreden, Abteilung „Vom Gesetz und Evangelio“, von Moschkau in „Aus der Heimat, Lausitzer Geschichts- und Unterhaltungsblätter“, 1899, Nr. 49.

Am 13. des Brachmonden Anno (15)39 ward D. Martino angezeigt, was sich nicht weit von der Sitte (Zittau) in Teuerungzeiten hätte zugetragen. Nämlich wie eine fromme gottesfürchtige Matrone mit zweien Kindern große Not gelitten. Da sie nun nicht mehr hatte, wovon sie konnten leben, schmückte sie sich mit ihren Kinderlein und wollte zu einem Brunnen gehen und beten, Gott wollte sie in solcher teuren Zeit erhalten und erquicken. Auf dem Wege begegnete ihr ein Mann, fragt sie und disputiert mit ihr: „Ob sie vom Wasser des Borns auch essen wollte?“ Sie aber sprach: „Ja, warum nicht? Denn Gott ist alles möglich und leicht zu tun; der das große Volk Israel vierzig Jahre in der Wüste mit Manna gespeiset hat, der kann mich auch mit Wassertrinken erhalten.“ Und da sie es so beständig behahte, fest darauf verharrte und blieb, sprach der Mann (vielleicht ein Engel): „Siehe, weil du so beständig glaubest, so gehe heim, da wirst du drei Scheffel Mehls finden, damit du und deine kleinen Kinder in der Teuerungzeit sollen versorget werden.“ Und sie soll's also nach seinen Worten gefunden haben.*

Oberhalb des dicht an der alten Leipäer Straße liegenden Brunnens steht ein kleines Denkmal; daran sieht man ausgehauen das von einem Rosen- und Blätterkranze umrahmte Brot und darunter in einem Oval die Umrisse eines betenden Kindes. Leider

* Haupt, Sagenbuch der Lausitz, macht aus dem Vorgang zwei Sagen (Bd. I, Nr. 313 u. 314) und verlegt den Luther bekannten Fall nach Oberwitz an den Engelsbrunnen und ein Jahr früher. Jedenfalls sind aber beide Sagen identisch.

haben mehr als drei Jahrhunderte die eingemeißelte Inschrift fast völlig verlösch. Der Gebirgsverein Dybin pflanzte an dem Denkmale 1883 eine „Luthereiche“.

819. Die Wunderblume auf dem Schalksteine.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 246; Gräße, Bd. II, Nr. 792 Anm.

Bei Neu-Johnsdorf bei Zittau steht mitten im Walde zwischen Heidekräutern und niedrigen Bäumen ein schöner Felsenkegel. Dort blüht in der Johannisnacht mitten auf dem kahlen Felsen ein Wunderblümchen auf, um beim Anbruch der Morgenröte wieder zu welken. Der Glückliche, der des Blümchens Blütenstunde belauscht und es bricht, wird dadurch eines großen Schatzes Herr, der dort vergraben liegt; doch schuldlos muß er sein und reinen Herzens.

820. Die gerettete Abtissin im Kloster Marienthal.*

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. II, Nr. 298 a.

Am 11. Mai 1427 überfielen die Hussiten das Kloster Marienthal bei Ostrik, plünderten es und brannten es nieder. Die meisten Nonnen waren schon nach Görlitz geflohen, wo sie in der Gasse untergebracht wurden, die noch heute die Nonnengasse heißt; die Abtissin aber, Anna von Gersdorf, hatte, von Anhänglichkeit an das Kloster und frommem Gottvertrauen beseelt, das Kloster nicht verlassen wollen. Bei dem Überfalle flüchtete sie sich daher, um der Schande und dem Tode zu entgehen, über die Meißer in den nahen Wald, bemerkte aber bald, daß sie einem sie verfolgenden Soldaten nicht entkommen kann. Plötzlich wendet sie sich um und kehrt zurück. Ihre hohe wundervolle Gestalt, ihre majestätische Haltung und das lebendige Gottvertrauen, das aus ihren Augen und ihrem

* Ein schönes Freskogemälde im Bibliotheksalle des Klosters, welches die Abtissin Theresia II. Senftleben im Jahre 1788 anfertigen ließ, verherrlicht diese wunderbare Begebenheit.

ganzen Wesen spricht, hemmt die Schritte ihres Verfolgers. Von der sie plötzlich umstrahlenden überirdischen Glorie im Innersten ergriffen, fällt er vor ihr nieder und erblindet. Die Abtissin aber kam unangefochten nach Görlitz.

821. Die Säule bei Marienthal.

Gräße, Bd. II, Nr. 830; Morawek, Denksteine, S. 40 ff.

Dem Portal des Klosterhofes Marienthal gegenüber an der Fahrstraße nach Altstadt zu befindet sich eine hohe runde Säule von Sandstein, welche an ihrem viereckigen Piedestal ganz unleserliche Schriftzüge enthält. Aber die Entstehung derselben geht folgende Sage im Munde des Volkes. Es habe einst ein sehr zorniges Gewitter drei Tage über dem Kloster gestanden, ohne sich zu zerteilen; da hätten die Nonnen geglaubt, es müsse eine unter ihnen sein, welcher der Himmel zürne. Nach gegenseitigem Befragen unter ihnen habe es sich ergeben, daß eine junge, unlängst erst eingekleidete, zum Klosterleben gezwungene Nonne vor ihrer Entführung ins Kloster gesagt habe: „Ehe sie ins Kloster ginge, solle sie doch das Donnerwetter erschlagen!“ Sie wurde sogleich aus dem Kloster geführt und soll an dieser Stelle niedergekniet haben, um zu beten, aber sogleich von einem Blitzstrahl getötet worden sein.

822. Von einem blutenden Totenknochen.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 255.

Eine Kuhhirtin zu Schönau bei Bernstadt hatte ein Oberbein, und als ihr geraten wurde, dasselbe mit einem Totenbeine zu drücken, holet sie ein solches (einen Unterarmschenkel) aus dem Beinhaufe. Ihr Dienstherr aber nimmt ihr den Knochen weg, bevor sie mit demselben, wie er meinte, Zauberei treiben könnte und versteckt denselben in einer Kammer. Einige Tage darauf findet ihn dort die Magd, aber wie erschrak sie, als sie gewahrte, daß der Knochen

am Ellenbogenende blutete, also daß das rote Blut zur Erde träufelte und nicht eher zu stillen war, als bis er wieder bei seinen natürlichen Nachbarn im Weinhaufe lag. Diese Geschichte wird aus dem Jahre 1683 gemeldet.

823. Vom blutigen Brei zu Schönau a. d. E.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 257.

Anno 1616 hat man an vielen Orten in der Oberlausitz auf Äckern und Kornhalmen Blut gefunden, das zweifelsohne vom Himmel gefallen. Bei einem Bauer zu Schönau auf dem Eigen, namens Elias Richter, wurde ein Mehlbrei, den derselbe gekocht in einen Schrank gestellt hatte, plötzlich über und über mit Blut bedeckt gefunden, welches die Gestalt eines Kreuzes mit einer daselbe umwindenden Schlange, gleich der in der Wüste erhöhten, abbildete. Der Pfarrer des Orts, Christian Friedrich Scultetus, besah denselben, ließ einen anderen kochen, an dem er dieselbe Wirkung wahrnahm, und hielt darauf, Freitag, den 3. August, eine feierliche Blut- und Bußpredigt.

Als ebendasselbst unter Pastor Frenzel im Jahre 1687 dasselbe Wunderzeichen sich wiederholte, hat auch dieser geistliche Herr, nach seinem eigenen Geständnisse, am Kirmesonntage, den 10. November, eine Blut- und Bußpredigt über Joel II, 30 gehalten.

824. Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge.

Gräße, Bd. II, Nr. 791; Gräve, S. 41 ff.

Auf demjenigen Teile des bekannten Löbauer Berges, der wegen der darauf wachsenden Kräuter der Kräutergarten genannt wird, blühet in der Nacht des Tages Johannis Enthauptung mit dem Glockenschlage 11 Uhr eine Blume, welche kein Naturforscher je gesehen oder bestimmt zu haben sich rühmen kann. Ihre Farbe ist purpur mit goldener Einfassung, grün mit Silberrändchen ihre dem Lotos ähnlichen Blätter, veilchenblau ihr Stengel und glänzend himmelblau der Stempel. Sie hat, wiewohl großartiger, der Lilie Gestalt, und weit und breit duften — wenn sie ihren Kelch erschließt

— ihre Wohlgerüche, denen die lieblichsten Blumenäfte weder in der Alten noch Neuen Welt gleichen. Keines Sterblichen Auge hat je ihre Wurzel erblickt. Im Jahre 1590, als der Lößbauer Ratsförster Rajetan Schreier auf gedachtem Berge einen Rehbock blattete, empfanden seine Geruchswerkzeuge jenes wunderliebliche Duften, dessen Ursache er sich nicht zu erklären vermochte, und da der Duft, den der Wind ihm zuwehte, immer stärker wurde, ging er, den Rehbock vergessend, einige Schritte vorwärts. Allein sonderbar, der jeden Schritt und jedes Strauchwerk daselbst kennende Weidmann ging irre und drehte sich in einem Kreise, bis endlich sein Ohr eine sanfte, Nolscharfen- oder Harmonikatönen ähnliche Musik vernahm und er die Wunderblume von magischem Lichte erleuchtet erblickte. Er wußte nicht, was ihm geschah, blieb unentschlossen, ob er hören, sehen, riechen oder die Blume brechen sollte, seine Sinne schwanden, um in kurzer Zeit wieder zu himmlischem Genuß zu erwachen. So stand er zweifelhaft — da verkündete der Seigerschlag in Lößbau die zwölfte Mitternachtsstunde — es blitzte, ein Krach erscholl, und die Blume war verschwunden. Nun wußte der Jäger, was er hätte tun sollen, um sich in den Besitz dieses Kleinods zu setzen. Nun erst, aber zu spät, eilte er an den Ort, wo die Blume gestanden, gewahrte aber keine Spur mehr davon, wohl aber wehte der kühle Morgenwind einen Zettel von schwarzem Pergament, der folgende mit goldener Mönchschrift geschriebene Worte: *Mortalis immaculati cordis, qui tempore floris mei fortuito huc venit casu, carpere me potest et uti bonis, quae praebeo, sin minus, fugiat longe** enthielt, dem Betäubten zu.

Eine alte, unleserliche Handschrift, die noch anfangs des 18. Jahrhunderts mit dem Pergamentzettel in Urschrift, nebst einer gerichtlich aufgenommenen Registratur über die Aussage des Försters, auf der Lößbauer Ratsbibliothek vorgezeigt wurde, enthielt folgendes:

„Blühet in dem Gärtlein uf dem Lößbauer Berge, allein nur aller hundert Johr, gar in der Mitternachts Stund von St. Joannis Enthäubung gar ein wunderseftsam Blühmlein, von anmuthiger

* Der Lößbauer Rektor M. Martin Borek, 1571, hat dieses Latein folgendermaßen übertragen: Der Sterbliche von reiner Seele, der zu meiner Blüthenzeit von ohngefähr hierherkommt, kann mich brechen und das Glück, das ich ihm gewähre, genießen (der Schluß fehlt: wo nicht, so fliehe er so weit er kann).

Gestalt vndt lieblichem Gedüft, welches der, so reinen Herzens ist, leicht aus der Erd reissen kan vndt dadurch zu hoher Ehr vndt vielen Geld gelangt, sintemalen die starke, große Wurz, sowie das Blüthlein selbst vom purem Gold, Silver vndt köstlichem Gestein ist. Wer sich aber nit wohl vndt sicher weiß, der berühr es ja nit; sonst verleuert er sein Leben. Wofür Gott behüt.“

825. Noch eine Sage von der Wunderblume auf dem Löbauer Berge.

Gräße, Bd. II, Nr. 792.

Auf dem Löbauer Berge blüht in der Johannisnacht eine Blume, herrlich und schön, und wer sie pflückt, wird zum glücklichen Menschen. Der Stengel ist von grünem Smaragd, an dem Blätter von Rubin wachsen, die weithin durch den dunkeln Tannenwald leuchten. Alles aber übertrifft an Pracht ihr Kelch, der aus einem großen Diamant besteht, dessen Glanz den Mond und die Sterne verdunkelt und aus dem liebliche Gesänge emporsteigen, die zauberisch die stille Nacht durchklingen.

Von dieser Wunderblume erzählt man sich folgende Sage: Die Johannisnacht war auch in Löbau mit mancherlei Schwank und Scherz gefeiert worden; die Lichter erloschen allmählich in den Häusern, da trat ein Mädchen aus einer niedrigen Hütte, die einsam am Fuße des Löbauer Berges stand. Mit verweinten Augen blickte sie hinauf zu dem Sternenzelt und seufzte: „Wann wird mein armes Herz Ruhe finden?“ Vater und Mutter und Geliebter waren ihr kurz nacheinander gestorben, und sie hatte heute abend nach alter Sitte ihre Gräber geschmückt und an ihnen gebetet. Da ging sie durch das tauige Gras den Berg hinauf, und vor ihr schwebte ein Irrlicht, dem sie unbewußt folgte. Der Wald wurde immer dichter, die Tannen rauschten traulich in der Einsamkeit. Plötzlich steht das Mädchen durch die Bäume hellen Glanz schimmern, sie eilt auf die Stelle zu und steht vor der Wunderblume.

So hatte sie ihr einst ihr Vater geschildert, als sie allabendlich, das Köpfschen auf die Hände gestützt, seinen Erzählungen lauschte. Es war ihr, als tönte es aus dem Kelche: Pflück mich ab, pflück

mich ab. Und als sie die Blume abgepflückt hatte, erlosch der Glanz derselben und der Wald war wieder dunkel wie zuvor.

Am anderen Morgen fanden Kinder, welche Beeren suchten, das Mädchen tot mit gefalteten Händen liegen. Die Blume hatte es zum höchsten Glück erhoben.*

826. Der falsche Schwur.

Gräße, Bd. II, Nr. 838; Lysér a. a. D., Bd. IX, S. 18 ff.

In der Oberlausitz lebte vor über 100 Jahren ein Mann, den man im Verdacht verschiedener feiner Betrügereien hatte. Besonders, so sagte man von ihm, sollten seine Betrügereien im falschen Messen der Garten- und Feldfrüchte bestehen, mit denen er Handel trieb. Auch seine anfänglich ehrliche Frau verleitete er zum Betrüge, und sie ward nach und nach immer geübter in dergleichen Künsten. Einst wurde es entdeckt, daß sie das Gespinnst, mit dem sie handelte, zu kurz weifte. Personen, die welches von ihr gekauft hatten, wollten es ihr wieder zurückgeben; sie leugnete, daß dieses kurz geweihte Gespinnst von ihr sei, und endlich kam es zu einem Streit, den die Gerichte enden sollten. Der Frau ward der körperliche Eid zuerkannt, und sie schwur mit den Worten: „Gott strafe mich und meine Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied, wenn ich falsch geweiht habe und das kurze Gespinnst mein ist.“ Sie ward freigesprochen. Nach Jahresfrist klagte sie über heftige Schmerzen in der rechten Hand, welche endlich von der Gicht ganz krumm gezogen wurde. Sie gebar einen Sohn und eine Tochter, beiden fehlte an jedem Finger ihrer Hände das letzte Glied. Jetzt gedachte man in der ganzen Gegend des Eides, und die Frau ward allgemein verachtet. Ihre Kinder verheirateten sich, bekamen Kinder, und wieder fehlte diesen an jedem Finger ihrer Hände das

* Wesscheck, Gesch. v. Jonsdorf bei Zittau, Zittau 1835, 8, S. 14, berichtet, daß in einem der zwei Löcher des Schalksstein bei Jonsdorf ein Schatz liegen soll, der nur dem beschieden ist, der in der Johannisnacht eine wundervolle Blume auf der Spitze dieses Felsens blühen sieht. Siehe hier Nr. 819. Eine wohl neuere Sage erzählt Lysér, Abendl. 1001 N., Bd. X, S. 51 ff., vom Schalksteine.

letzte Glied. Die Großmutter starb in Reue und Leid, ihre Kinder erlebten noch Enkel, welchen ebenfalls an jedem Finger das letzte Glied fehlte. Dem Urenkel dieser betrügerischen Frau, der über seine übelgestalteten und zu wenigem fähigen Hände sehr niedergeschlagen war, ward endlich ein Sohn mit ganz wohlgebildeten Händen geboren.

827. Der Keuler zu Kreckwitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 836; Gräve a. a. D., S. 190 ff.; darnach Winter in der Consttt. Ztg. 1854, Nr. 60.

Einem Herrn von Nostitz auf Kreckwitz träumte einst, daß er von einem großen Eber, welcher zu jener Zeit die Umgegend in Furcht und Schrecken setzte und den Nachstellungen rüstiger Weidmänner Hohn sprach, getödtet wurde. So ein eifriger Priester Dianas er auch war, er nahm sich diesen Traum so zu Herzen, daß er weder auf das Zureden seiner Vertrauten, welche ihm seine Angst ausreden wollten, hörte, noch es wagte, einen Fuß über die Schwelle seines Zimmers, geschweige denn in den Forst zu setzen. Einige Tage nachher erschallten plötzlich im jauchzenden Jubeltone die Hifthörner, den Sieg über ein gefälltes Wild verkündend. Der Jagdzug langte im Schloßhofe an, und wer schildert seine Freude, als er seinen ihm angekündigten Mörder erlegt vor sich liegend erblickte. Er befahl Küche und Keller zu öffnen und die wackern Weidmänner mit Speise und Trank zu erfreuen, eilte in den Schloßhof und trat hohnlachend vor den erlegten Feind und rief, indem er seine Hand auf dessen Gepräge legte: „Nun wirfst du mir nichts mehr tun!“ Unversehens schlugte er sich am Gewehr des Wildes, welches ihm eine Entzündung verursachte, die vernachlässigt in Brand überging und seinen Tod herbeiführte. Von dieser Zeit an läßt sich nun der Keuler feuerhauchend am Abend des St. Hubertustages sehen, und wehe dem, der ihm begegnet, indem er gewiß sein Gewehr schmerzlich empfinden würde.

828. Blutende Leiche verrät einen Mörder.

Gräße, Bd. II, Nr. 744; Annalen der Stadt Budissin von 958—1664.
Hdschr. a. d. Königl. Bibl. zu Dresden.

Im Jahre 1500 hat sich in der Stadt Bauzen eine greuliche Mordtat begeben. Es ist daselbst damals an der Schule ein Kantor namens Jakob Tham gewesen, der hat auf der Reichen-gasse von der Ecke des Marktes herein gelebt. Bei dem hat seine Schwiegermutter, die sogenannte alte Krohin gewohnt, ein böses Weib, die fast täglich mit ihm gezankt und verlangt hat, er solle ihr das Haus, wo er wohnte und was ihr gehörte, bezahlen. Da hat ihn einmal der böse Feind verführt. Er hat am Tage visitationis Mariae eine Art genommen und ihr das Genick eingeschlagen, dann aber hat er sie in den Würtzrog geworfen, als wenn sie sich selbst ersäuft, und ist in die Schule gegangen. Hierhin ist denn sehr bald seine Frau gekommen und hat ihm gesagt: „Lieber Mann, wie geht das zu, meine Mutter hat sich im Würtztroge ersäuft, komme doch schnell nach Hause!“ Hierauf kommen die Nachbarn und die Gerichte, um die Tote zu besichtigen; da es aber schon gegen Abend war, so graute es jedermann und man hat sie nicht genau angeschaut, sondern dem Nachrichten befohlen, sie als eine Selbstmörderin des morgenden Tages, an einem Sonntag, auf den Schindanger zu fahren und nach gerichtlicher Anordnung zu begraben. Wie nun der Scharfrichter den Körper angreift, hebt die Leiche an heftig zu bluten, darüber der Scharfrichter sagt: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu; wer sich schuldig an diesem Blute weiß, der hat Zeit sich davonzumachen.“ Darauf haben viele Leute dem Kantor geraten, zu flüchten oder sich in ein Kloster zu verbergen, allein er hat nicht gewollt. Endlich hat man ihn eingezogen und mit der scharfen Frage belegt, doch hat er nichts gestanden; am folgenden Tage aber hat er den Ratsherrn Hieronymus Ruprecht zu sich kommen lassen, und ihm alles bekannt, wie es zugegangen. Darauf ist er schon nächsten Mittwoch hinausgeschleift und aufs Rad gelegt worden. Ob nun wohl dieses Mörders Eheweib in solche Tat gewilligt, auch zu ihrer leiblichen Mutter Ermordung Rat und Tat gegeben, hat man sie doch damals verschont und nicht angreifen

dürfen, weil sie täglich ihrer Geburt entgegensehen; sie ist aber dann länger als ein ganzes Jahr so dick gegangen und hat nicht gebären können, sondern mußte zuletzt darüber zerbersten.

829. Das Brunnlein in der Duborka.

Luzičan 1862, S. 166 ff.; übersezt von Dr. Pflk.

Einst war in Schmoctiß und ringsumher ein großes Sterben. Kein Hausmittel, keine ärztliche Verordnung half. Gott der Herr aber hatte lange auf diese Zeit ein Brunnlein in der Duborka mit heilsamer Kraft gesegnet.

Bei dem Reitwege, welcher von Schmoctiß nach Bauzen führt, ungefähr 500 Schritte vom Dorfe und 50 Schritte vom Wege zur Rechten, in den Sträuchern, welche Duborka heißen, quillt der Brunnen mit hellem, gutem Wasser.

Das ganze Dorf lag krank, und Sterben war in allen Häusern. Wer aber noch imstande war, zu diesem Brunnlein auf allen vieren zu kriechen und aus demselben zu trinken, der genas.

Die Genesenen mußten eilen, ihre Verstorbenen in der Nähe zu begraben. Beim Welkaer Wege zeigt man noch heute den mächtigen Begräbnisplatz auf Petasches Felde unter einer großen Birke.

Der Brunnen in der Duborka war seit dieser Zeit berühmt im ganzen Niederlande. Aus allen Gegenden kamen Kranke herbei und tranken sich gesund. Und zu Schwerkranken wurde dieses Wasser nicht ungerne hingetragen. Auch Gesunde sicherten sich mit ihm die Gesundheit. Die in die Stadt gegangen waren, hatten sich auf dem Heimwege Krüge, Flaschen und Kannen für zu Hause eingeschöpft.

Es war aber auf Schmoctiß ein garstiger und mißgünstiger Herr. Der erbaute über dieses Brunnlein ein Häuschen und schloß es ab. Nur ins Schloß mußte das Wasser in Röhren fließen.

Aber Gottes Strafe blieb nicht aus. Was er anderen nicht gegönnt hatte, kam ihm selber zum Fehlen. Das Wasser versiegte.

Eine kleine trockene Vertiefung bezeichnet noch heute die Stelle, wo einst das Wasser der Genesung sprudelnd gequollen ist.

Dieses Wasser schlummert tief in der Erde; der garstige Herr aber ist nicht zur Ruhe gekommen.

830. Der schwingende Kronleuchter in der Kirche zu Neschwitz.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Samml. VIIk.

Einst starb ein reicher wendischer Bauer in Neschwitz. Obgleich derselbe einen zweifelhaften Ruf besaß, genoß er doch bei dem Geistlichen, in dessen Gunst er sich einzuschmeicheln verstanden hatte, solches Wohlwollen, daß der Pfarrer in der Leichenrede überschwenglich das Lob des Verstorbenen predigte. Als dies zu einer wahren Seligpreisung des Bauers ausartete und schon mancher der Anwesenden im stillen dagegen protestierte, fing plötzlich der Kronleuchter der Kirche an, von allein in unheimlicher Weise hin und her zu schwingen. Da wurde dem Geistlichen angst und bange, und er schloß schnell die Leichenpredigt.

831. Die heilige Maria von Rosenthal.

Gräße, Bd. II, S. 882; Haupt, Bd. II, S. 180 ff.

Als Karl der Große mit seinem Heere die Lausitz durchzog, um die heidnischen Wenden zu bekehren, kam er auch in die Gegend an den Quellen der Elster. Da, wo jetzt Rosenthal liegt, schlug er ein festes Lager, dessen Mauer Spuren man noch jetzt sieht, auf, um einige Zeit daselbst zu verweilen. Er hatte aber sein Heer unter den unmittelbaren Schutz der Jungfrau Maria gestellt, und die heilige Jungfrau verließ das Heer nicht, sondern umwandelte das Lager täglich, angetan mit einem weißen Gewande; die Krieger aber fielen vor ihr nieder und beteten sie an. Sie hatten aber auch ein Heiligenbild der heiligen Jungfrau bei sich, und als sie aus der Gegend fortzogen, da ließen sie das Bild zurück und verbargen es in dem Walde, den die heilige Jungfrau durch ihre

Gegenwart geheiligt hatte. Seitdem sah man aber noch oft eine weiße Jungfrau den Lagerplatz umwandeln. Nach vielen Jahren kam aber ein frommer Ritter, namens Lucianus von Sernan, in diese Gegend; der sah auf der Jagd einmal die weiße Frau von ferne und ward von ihrem Liebreiz ganz bezaubert. Er spornte sein Roß, um sie zu erreichen, aber sobald er sie erreicht zu haben vermeinte, war die Erscheinung wieder in weite Ferne entrückt, bis sie endlich an einer Linde plötzlich verschwand. Aber aus einer Höhlung des Baumes, umrahmt von grünen Blättern und duftenden Blüten, leuchtete dem Ritter das Bild der Gottesmutter entgegen: dasselbe hatte aber eine dunkelbraune Gesichtsfarbe und ein Gewand mit eingewebten Lilien. Dies Bild tat nun unzählige Wunder an den zahlreichen Wallfahrern, die nach ihm zogen, und ihm zu Ehren erbaute man daneben die Kirche von Rosenthal, die noch jetzt zum Kloster Marienstern gehört.

832. Die Sühnungskapelle bei Rosenthal.

Chronik des Cisterzienserinnenklosters Marienstern (Warnsdorf
b. Ambr. Dptz, 1894), S. 244.

1833 wurde bei Rosenthal auf Kosten der Kirche daselbst auf dem Wege nach Biskowiz, und zwar an der Stelle, wo man nach einem in Rosenthal verübten Kirchendiebstahl die aus dem Ciborium ausgeschütteten heiligen Hostien fand, eine Sühnungskapelle gebaut. Es sollen nämlich die Pferde eines vorüberfahrenden Gespannes daselbst auf die Knie gesunken sein, worauf man nach dem Grunde forschte und die vermischten heiligen Hostien entdeckte.

833. Die Gebeine des heiligen Bernhard.

Gräße, Bd. II, Nr. 881; Haupt, Bd. II, S. 180.

Bernhard von Ramenz ward bekanntlich in dem von ihm gestifteten Kloster Marienstern begraben und ein schönes Denkmal über seinen Gebeinen errichtet. Als dasselbe indes hinfällig geworden war, fand man im Jahre 1608 für gut, dasselbe zu er-

neuern. Kaum war aber der Stein, der ihn deckte, gewichen und seine Gebeine bloßgelegt, da drang aus dem Grabe ein wonniglicher Duft heraus und erfüllte drei Tage lang das ganze Kloster, und alle liefen herzu und staunten das Wunder an und schwelgten in der Süßigkeit des Duftes. Aber die Schwester Maria (Mildnerin) war krank und lag im Bette, doch als der Geruch bis in ihre einsame Zelle drang, da bat sie die Klosterfrauen, sie möchten sie doch zu dem Grabe des heiligen Bernhard tragen; und diese hoben die Kranke auf und trugen sie bis ans offene Grab. Maria kniete an den duftenden Gebeinen nieder, betete inbrünstig und ging geheilt von dannen.

834. Der Gottdorfer Heilbrunnen.

Gräße, Bd. II, Nr. 867; Haberkorn, Chronik von Kamenz, S. 432; Haupt, Bd. I, S. 250 und N. Lausitz. Mag., Bd. XLIV, S. 4.

Bei Gottdorf und Neukirch, eine halbe Meile von Königsbrück, war in früheren Zeiten ein heidnischer Gözentempel mit einem heiligen Brunnen. Dieser Tempel wurde später in eine christliche Kirche verwandelt, aber nach wie vor kamen die Leute an gewissen Tagen, um in dem Brunnen zu baden und von seiner Wunderkraft immerwährendes Heil und Kraft zu erlangen, so daß die christlichen Priester Geld dafür nahmen und große Schätze sammelten. Erst als eine der Königsbrücker Herrschaften ihn überdecken ließ, hat er seine Kraft verloren, aber doch nicht gänzlich seine Heiligkeit eingebüßt. Noch zu Ende des vorvorigen Jahrhunderts kamen an einem bestimmten Tage des Jahres die Neukircher Burschen, um den Brunnen feierlich zu reinigen.

Eine halbe Meile von Königsbrück ist eine andere Quelle, welche die Eigenschaft haben soll, daß Steine, die man hineinwirft und einige Zeit darin liegen läßt, weich werden. Im Jahre 1646 ließ der Freiherr von Schellendorf, damaliger Besitzer von Königsbrück, die Quelle untersuchen und fassen, und es fand sich bald ein Zulauf von Leuten aus allen Ständen, die ihr Wasser als Heilmittel brauchten. Ein Bauersmann kam auch dahin und gebrauchte den Brunnen. Da er aber nicht sogleich eine heilsame Wirkung

verspürte, verachtete er die Gottesgabe und sprach spöttisch: „Wasser ist Wasser, ich lobe mir eine Kanne Bier dafür,“ worauf ihn der Schlag auf der Stelle rührte, daß er stumm geworden und hierauf in einigen Tagen gestorben ist. In derselben Gegend sind auch sonst zwei Salzquellen gewesen, deren Wasser die Landleute zum Salzen der Butter gebraucht haben, welche davon sehr schmackhaft ward; allein in der Hussitenzeit sind sie mit Schlamm verstopft und mit Gehölz überwachsen.

835. Der Hungerbrunnen zu Uhyšt am Taucher.

Pannach in der Lausitzer Monatschrift 1797, Bd. II, S. 412; darnach Haupt, Bd. I, S. 252 ff., und Pflk im „Sächsischen Erzähler“, Beilage vom 17. März 1894.

Das Dorf Uhyšt am Taucher besitzt diese weisagende Quelle. Sie ist an dessen Ostseite in der sogenannten Michausgasse, einem etwas tief ausgefahrenen Feldwege, welcher zum Taucherwalde führt, anzutreffen und gehört zur Klasse der sogenannten Hungerbrunnen, d. h. seine Trockenheit ist ein Hiobsbote von der Teuerung, welche das nächstfolgende Jahr oder, bestimmter zu reden, nach nächstfolgender Ernte eintreten soll. Er treibt dann sehr wenig, und die Gasse wird fast ganz trocken. Das ist der Fall im 1794. Jahre gewesen. Im 1795. Jahre, als ich ihn besuchte, quoll er sehr stark, und die Einwohner des Dorfes, natürlich die armen, erwarteten es steif und fest, daß die Getreidepreise nach der Ernte fallen würden. S. 410 ff. bemerkt Pannach: „Diese Quellen richten ihr Prophetenamt auf doppelte Art aus, teils bedeutet ihr Versiegen, teils ihr reichliches Quellen ihren Nachbarn Unfruchtbarkeit Krieg, Pest oder anderes Unheil.“ (Vgl. Nr. 784 und 788.)

836. Der Gesundbrunnen in Geißmannsdorf.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung Pflk.

In Geißmannsdorf bei Bischofswerda gibt es einen Gesundbrunnen, aus welchem der Herr Jesus getrunken hat. Darum ver-
Meiße, Sagenbuch.

siegt dieser Brunnen nie, während in trocknen Sommern dort mancher andere Quell ohne Wasser ist. Er kann auch nicht ausgeschöpft werden. Im Jahre 1813 haben dies die Franzosen tun wollen, damit die Leute verdursten; sie haben's aber nicht vermocht. Der Geismannsdorfer Gesundbrunnen gefriert auch niemals im Winter zu, er raucht vielmehr an kalten Morgen. Sein Wasser gilt als heilsam. Kranke in der Umgegend lassen sich davon zuweilen holen.

F. Schachlagen.

227

I. Glockensagen.

837. Sauglocken im sächsischen Vogtlande.

V

Nach Köhler, Volksbrauch im Vogtlande, S. 605.

Die große Glocke zu Marieney und die Kirchglocke zu Treuen sind einst von wilden Schweinen aus der Erde gewühlt worden. Die letztere brummt noch immer:

„En wille Sau ausgegrob'n,
En Bettelmann gefunne.“

838. Die Glocke zu Niebra.*

Eifel, Sagenbuch des Vogtlandes, Nr. 768.

Vielerlei Schicksale erlebte die Glocke zu Niebra. Ihr Klang war ein so heller, daß, wenn gelauten wurde, der Bischof in Naumburg es gehört und seine Freude daran gehabt hat. Als aber Napoleons Soldaten ins Land fielen, schleppten sie die Glocke weg und verscharrten sie, daß lange Zeit niemand gewußt hat, wo sie hingekommen war. Endlich wurde sie zwischen Niebra und Otticha von einem Ochsen wieder aufgefunden und von einer Sau vollends wieder ausgewühlt; weil sie aber einen Riß bekommen, klang sie jetzt nur noch zur Hälfte hell, die andere Hälfte aber klang dumpf und schauerlich und wenn es läutete, glaubten die Leute, es klänge wie: „Sau—wühl, Sau—wühl.“ Man goß sie nun um und erhielt dafür die gegenwärtigen beiden kleineren Glocken.

* Nach anderen hing die Glocke früher in Diebschwitz, und als dort eine Wasserflut die ganze Kirche fortriß, blieb die Glocke lange verschwunden, bis sie endlich, durch wühlende Sauen wieder aufgefunden, nach Niebra kam.

E 839. Die versunkene Glocke auf der Oberlungwitzer Kirche.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 681. Beschreibung über die Kirche zu Oberlungwitz, S. Martin genannt, was man merkwürdiges von alters her, von mehr denn 200 bis 300 Jahren a) wegen der Kirchen, b) wegen des Thurms und c) wegen derer Glocken gefunden, und von mir dem dasigen Schulmeister besage derer Kirchen Bücher allhier aufgezeichnet worden. 1766.

Manuskript.

Etliche sagen, es hätte bei Hohenstein von der Hüttenmühle am Grunde an dem Bächel hinauf ein Dorf gestanden, etliche wieder sagen, es wäre ein Städtchen mit Namen Kirchberg gewesen, und die Einwohner dieses Ortes hätten ein böses Geschrei gehabt und des sündigen Wesens so hoch getrieben, daß Gottes Strafe über sie ergangen und der Ort versunken wäre. Nach dieser Zeit sollen zwei Viehhirten ohnweit des ehemaligen Ortes Kirchberg ihr Vieh gehütet haben, und solche hätten wahrgenommen, daß eine wilde Sau zwei Glocken ausgewählt hätte, davon der eine gesagt: „Diese Glocke will ich der Lungwitzer Kirche verehrt haben.“ Der andere habe gesprochen: „Das laß ich wohl bleiben; ich will mit meiner Glocke mir etwas zugute tun und wohlleben.“ Darauf wäre solche Glocke wieder in die Erde gegangen und versunken. Und die allerältesten Männer haben erzählt und auch noch bekräftiget, daß sie es von ihren Vätern und Großvätern gehöret, wie die von dem einen Viehhirten gefundene Glocke hernach nach Lungwitz gebracht worden wäre. Sogar geben sie nach ihrer Einfalt vor, wenn diese Glocke geläutet würde, sie gleichsam taktweise ihren Klang hätte:

„Baum maum Kirchberg,
Kirchberg ist mein Vaterland,
Da mich die wilde Sau umwandt.“

840. Die Glocke von Jahnsgrün.

Röhler a. a. D., Nr. 682.

Da, wo jetzt von Wald umgeben der kleine Weiler Jahnsgrün bei Bärenwalde liegt, soll ein größeres Dorf mit demselben Namen gelegen haben. Dasselbe ist einst, man weiß nicht mehr auf welche Weise, untergegangen, und es ist von ihm nichts weiter aufgefunden worden, als eine Glocke, welche eine wilde Sau aus

dem moorigen Boden wühlte. Diese Glocke soll noch jetzt auf dem Kirchturme zu Bärenwalde hängen. Man hat über die Begebenheit folgendes Volkslied:

„Gahnsgrī is uner goange,
Gahnsgrī is verschwunden,
A wilde Sau hot ä Glock' ausgegrob'n,
A Bettelma hot f' gefunden.“

841. Die große Glocke in Geyer.

Gräbe, Bd. I, Nr. 487; Ziehnert, S. 463; Melzer a. a. D.,
S. 1188 ff.

Von der großen Glocke in dem Bergstädtchen Geyer, welche früher in einem alten viereckigen Turme an der Kirche hing, erzählt die Sage, sie sei auf dem Geyersberge, an dessen Fuße die Stadt liegt, durch eine Sau mehrere Ellen tief aus der Erde herausgewühlt und von den Bürgern, welche sich dieses Fundes freueten, aufgehängt worden, habe aber nicht eher einen reinen und vollen Klang gegeben, als bis ein Priester sie zu ihrer heiligen Bestimmung geweiht. Im Jahre 1455 zerprang sie, als wegen des von Kunz von Kauffungen verübten Prinzenraubes im ganzen Lande gestürmt ward, allein 1456 ließ Kurfürst Friedrich II. sie umgießen und auf der einen Seite die beiden Prinzen, auf der andern den Kunz, wie er auf der Erde lag und das Pferd beim Zügel hielt, dabei den Herzog Albrecht und den Röhler, der ihn errettet, abbilden.

842. Ein Eber wühlt im Zellwalde bei Nossen zwei Glocken aus.

Röhler a. a. D., Nr. 680; Mfr. Moschkau, Geschichte des Benediktinerklosters St. Walpurgis im Zellwalde, 1874, S. 7.

Die große Glocke zu Marbach bei Nossen und die der Frauenkirche zu Dresden sollen von einem angeschossenen Eber in seinem verzweifelten Todeskampfe bei der „alten Zelle“ im Zellwalde ausgewühlt worden sein.

M 843. Die Herkunft einer Förbergersdorfer Glocke.

Röhler a. a. O., Nr. 645; Ludw. Lamer, Wandervorschläge, Bd. II; Sachsens Kirchengalerie, Bd. II, S. 174.

In dem Walde zwischen Grillenburg und Tharand liegt eine große Waldwiese, die jetzt mit ganz junger Kultur bestanden ist und die Warnsdorfer Wiese genannt wird. Hier soll einst ein in dem Dreißigjährigen Kriege zerstörtes Dorf gestanden haben. Auf der Wiese befindet sich noch als Überrest des Dorfes ein ausgemauerter, durch einen breiten Stein bedachter Brunnen, welchen man den Warnsdorfer Brunnen nennt, ebenso wie der ihm entrieselnde Bach der Warnsdorfer Bach heißt. Eine der Förbergersdorfer Kirchenglocken soll sich von hier herschreiben; die Sage erzählt, daß sie auf genannter Wiese vergraben gewesen und von wilden Schweinen ausgewühlt worden sei.

844. Die alte Glocke von Reinhardswalde.

Mitgeteilt von Kantor B. Störzner, Urnsdorf; auch bei Prazer, Chronik von Großröhrsdorf usw., 1889, S. 200.

Vor vielen, vielen Jahren, als noch Wildschweine im großen Karswalde bei Urnsdorf hausten, wurde im sogenannten wüsten Dorfe (Wüstung Reinhardswalde) eine Glocke aufgefunden. Dieselbe war von einem Wildschweine aus der Erde hervorgewühlt worden. Eine Henne scharre dann die mit Erde noch bedeckte Glocke ganz frei, und eine Frau mit Namen Hanne soll diese Glocke darauf im Walde gefunden haben. Seit jener Zeit hängt die aufgefundene Glocke auf dem Kirchturme des benachbarten Wilsdorf und ist von den dortigen drei Glocken die kleinste und älteste. Sie ist noch gut erhalten; nur der unterste Rand ist etwas beschädigt, doch ist trotzdem ihr Klang rein und silberhell. Eine Jahreszahl enthält die Glocke nicht; ebenso fehlt jede andere Inschrift. Aus dem Klange dieser althehrwürdigen Glocke hat man früher die Worte hören wollen: „Saue wühle, Henne scharre, Hanne fand se.“

845. Versunkene Glocken im Totenteich bei Rugiswalde. O

Mündlich.

An der Stelle, wo jetzt der kleine Totenteich (zwischen Rugiswalde und Böhmisches-Obereinsiedel) liegt, stand in alten Zeiten das Kirchlein des Ortes Frohnau. Einst aber ward ein schauerlicher Fluch über Frohnau gesprochen, und alles versank in die Tiefe.

Nur das nahe Frohnwasser erinnert noch an den unglücklichen Ort. Zuweilen aber hört man noch vom Grunde des Teiches das Klingen der Glocken. Eine derselben ist einmal von einer schwarzen Sau aufgewühlt worden und hängt jetzt in der Kirche zu Schönau in Böhmen. Auch die anderen Glocken sollen einmal von einem solchen Tiere ans Licht gebracht werden.

II. Eigentliche Schachfagen.

Siehe auch Seelenfagen.

V 846. Der Schach unter der Traumkiefer zu Stelzen.

Gräße, Bd. II, Nr. 687; Eifel, Sagenb. d. Vogtl., Nr. 471; Curiosa Sax. 1787, S. 331; vgl. Misander, Delic. Bibl. T. V. P. XVI, S. 471.

Stelzen heißt ein Dorf, welches in das Voigtsberger Amt gehört. Da ist einst (um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges) einem Bauer namens Christoph, der unter dem Stelzenbaum allerhand seltsame Dinge gesehen, gehört oder geträumt haben wollte, ein alter Hirt im Traume erschienen. Der winkte mit seinem Stabe, zeigte ins nahe Bayernland und sprach: „Auf der Regensburger Brück', findest du das wahre Glück.“ Nachdem sich der Traum: er solle nach Regensburg reisen, auf der dortigen Brücke werde er reich werden,* dreimal wiederholt hatte, nimmt der Mann seinen Ranzen mit etwas Viktualien von Brot und Butter, aber sehr wenigem Geld, weil er arm war, und geht fort nach Regensburg, spaziert etliche Tage auf der Brücke hin und her, es meldet sich aber kein Reichthum. Er sucht immer auf der Erde einen Beutel mit Dukaten, aber vergebens, sieht deswegen jeden mit betrübten Augen an und beschließt, wieder nach Hause zurückzukehren. Ehe er jedoch seine Reise antritt, begegnet ihm kurz vorher ein Mann auf der

* An Christophs Stelle tritt variierend ein Schäfer Johannes, an die Stelle von Regensburg auch Mainz, Augsburg usw. und an die Stelle des Wirts ein Soldat, dem der Traum zwar den Stelzenbaum genannt hatte, nicht aber das Land, wo er zu treffen war. Besonders der Reichtiger war auch gegen die Reise gewesen. Der Kessel aber, in dem das Geld sich befunden, soll sich noch in Langenbach befinden, wohin er durch Erbschaft kam.

Brücke, der ihn fragt, was er für Grillen habe? Der Bauer erzählt ihm seinen Traum und seine große Armut und wie er kaum noch einen Kreuzer zur Heimreise habe. Jener versetzte, wie er wunderbarlich gehandelt, daß er sich auf einen bloßen Traum so weit zu reisen unterfangen; er erzählte ihm, wie ihm auch geträumt, er solle nach Stelzen ins Vogtland reisen, da werde er vor dem Tore eine große Kiefer stehen sehen, unter der solle er nachgraben und vieles Geld finden. Er setzte hinzu, wenn er dorthin gereist, würde es ihm wohl ebenso gegangen sein, gibt ihm aber aus Erbarmen einen Gulden als Zehrpfennig auf seinen Rückweg mit. Der Bauer war froh, daß er Zehrung bekommen, weil aber diese Kiefer auf seinem eigenen Grund und Boden stand, machte er sich wunderliche Gedanken über dieses Mannes Rede. Ob er nun schon mit leeren Händen wieder nach Hause gelangte, auch von seinem Weibe scheele Augen erhielt, so achtete er doch solches nicht, sondern nahm, ohne jemandem etwas zu sagen, Haue und Schaufel und wanderte damit zu dem Baume und war auch so glücklich, daß er in kurzer Zeit einen schönen kupfernen Kessel mit dem schönsten alten Gelde fand. Er steckte ein, was er in Hosens und Wamms bringen konnte, machte das Loch zu und lief zu seiner Frau, ging dann mit selbiger wieder heraus und holte den Ueberrest des Geldes. Die Kiefer (Alhorn) stand noch bis auf die neueste Zeit und ward so hoch und schön, daß man sie fünf Meilen weit sehen konnte.*

847. Die Geldstülke an dem Gemeindeberge bei Delsnitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 661.

Eine Frau ging mit ihrer Magd ins Krautblatten auf ein Feld unterhalb des Gemeindeberges. Am hinteren Ende befand sich ein Steinhäufen mit einem wilden Rosenstrauche, und auf dem Steinhäufen sah die Frau, als sie demselben nahe gekommen war,

* Einen ähnlichen Traum von einem Manne zu Dortrecht siehe bei Zeiler, Schatzkammer, S. 805 ff., und von einem Bürger zu Magdeburg bei Wisander, Del. Bibl. T. V. P. X., S. 1029 (beide bei J. Chr. Männling, Auserlesener Kuriositäten merkwürdiger Traumtempel, Frankfurt und Leipzig 1714, 8, S. 214 ff.).

ein graues Männchen, welches gelbe Stiefeln an hatte, in der einen Hand ein Säckchen trug und mit der anderen winkte. Die Frau ging aber nicht hinzu. Am folgenden Tage kam sie wieder auf ihr Feld, um vielleicht etwas Außerordentliches zu sehen. Als sie auf dem Feldrande hingehet, kommt sie an jene Stelle, wo aber das Rosenstöckchen regelrecht herausgestochen war, und auf der entblößten Stelle lagen in der obersten Reihe drei Zwanzigkreuzer, gleich darunter zwei Vierpfennigstücke und zu unterst ein Dreier. Nach einigem Bedenken nimmt sie das Geld und geht nach Hause. Durch ihren Hund gelockt, geht sie am folgenden Tage wieder hinüber und findet genau an derselben Stelle dasselbe Geld und in derselben Ordnung. So geht es elf Tage fort, da entdeckt sie endlich ihr Glück ihrem Ehemann und aus war's. Als sie am zwölften Tage hinüberkam, war die Stelle mit Rasen wohl verschlossen und kein Geld mehr zu sehen.

848. Der Schatz in der Strecke bei Delsnitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 662; Köhler, Aberglauben usw., S. 559.

In Delsnitz lebte im 18. Jahrhundert ein Mann namens Fölk. Zu dessen Bett kam in der Nacht ein graues Männchen und sagte: „Gehe mit mir.“ Aber Fölk ging nicht, auch nicht, als es zum zweiten Male kam. Doch erzählte er den Fall einem anderen, der ihm den Rat gab: „Wenn's wieder kommt, so gehe mit!“ Das Männchen kam wirklich zum dritten Male; Fölk kleidet sich an, bindet auch seine Schürze um und geht mit. Das Männchen führte ihn nun in einen Garten dicht außerhalb der Delsnitzer Stadtmauer, in großer Nähe des jetzigen Gerichtshauses, und zwar auf die ebene „Strecke“ des Gartens, wo ein Seiler seine Waren drehte. An einem Orte der „Strecke“ lag eine Steinplatte und zugleich ein großer schwarzer Hund, der aber ruhig blieb. Als sich die Steinplatte in die Höhe tat, war ein eingelassener, mit Gold gefüllter Kessel zu sehen, und das graue Männchen gab dem Fölk zu verstehen, er möge nun von dem Inhalte des Kessels in seine Schürze fassen, soviel er fortbringen könne. Derselbe tat es auch. Als er genug hatte und seinen Rückweg antrat, mußte er wieder, wie dies auf dem Heimwege bereits geschehen war, über einen Zaun

steigen, was ihm auch glücklich gelang. Da hörte er sich bei seinem Laufnamen: „Gottlob“ ein-, zweimal rufen, ohne zu antworten. Als es aber zum dritten Male rief, entfuhr ihm ein „Was denn?“ und plötzlich wurde ihm seine Schürze ganz leicht, der Schatz war ihm soweit entschwunden, daß er bei der Ankunft in seiner Wohnung nur noch zwei oder drei Zwanzigkreuzer in der Schürze hatte.

849. Der Schatz im Steinbühel zu Oberhermsgrün.

Gräße, Bd. II, Nr. 678; metrisch beh. von Hager a. a. O., Heft I, S. 25 ff.

In dem Steinbühel zu Oberhermsgrün liegt ein Schatz verborgen, der noch zu heben ist. Einst kam in der Mitternachtsstunde zu einem jungen Bauerburschen im Dorfe ein graues Männchen und forderte ihn auf, mit ihm zu gehen und den Schatz zu heben. Hans hatte aber keinen Mut, sondern verkroch sich tief in das Bette. Als das Männchen in der nächsten Nacht wiederkehrte, wagte er das Unternehmen ebensowenig und begab sich sogar die dritte Nacht in die Kammer seiner Braut, weil er bei dieser sicher zu sein wähnte. Allein kaum hatte die Glocke zwölf geschlagen, so war auch das Männchen wieder da und rief dem furchtsamen Hans zu, heute komme es zum letzten Male, um ihm Glück zu bringen, wenn er jetzt nicht folge, werde es niemals wiederkehren. Allein der dumme Hans wollte auch diesmal nicht mitgehen, so sehr ihn auch seine Braut, die gerne reich werden wollte, antrieb. Am andern Morgen ging er endlich an den bewußten Ort; aber wie ward ihm, als er ein tiefes Loch und am Rande einen Topf stehen fand, in dem, wie um ihn zu höhnen, noch ein Silberdreier lag.

850. Der Schatz unter der Stundensäule am Hohen Steine.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 287; H. Arnold im Chemnitzer Tageblatt 1882, Nr. 11, 2. Beilage.

Gar nicht weit vom Hohen Steine, unweit des Dorfes Landwüst, steht eine Säule, welche die Stundensäule genannt wird. Unter dieser befindet sich, wie alte Leute erzählen, ein riesig großer,

eiserner Kasten, welcher mit Goldstücken angefüllt ist, die aber von einem Geiste bewacht werden. Derselbe sitzt auf der Truhe und wird nur dann weichen, wenn das rechte Zauberwort gesprochen wird. Wenn man den Schatz heben will, so muß man dieses Zauberwort kennen, darf aber weder auf dem Wege bis zur Säule, noch während des Grabens und auf dem Rückwege ein Wort außer dem Zauberworte sprechen. Ebenso darf man sich nicht umsehen; denn wer dies tut, dem wird das Genick gebrochen.

Mit dem Schätze aber hat es eine eigentümliche Bewandnis.

Vor alter Zeit, als noch die Heerstraße von Udorf über Kemtengrün, Schönlinde und Landwüst nach Eger hinführte, kam einmal in der Nacht ein Reiter in das Dorf Landwüst gesprengt und begehrte einen Bauer als Führer. Sein Mantel pauschte ganz gewaltig, denn er hatte einen großen Sack mit lauter blanken Goldstücken, welche er durch Raub und Plünderung während des damals herrschenden Schwedenkrieges an sich gebracht hatte, darunter verborgen.

Es fand sich ein Bauer, der ihm den Weg zeigen wollte, und beide verließen das Dorf bei dichter Finsternis. Als sie an den Ort gekommen waren, wo die Säule stand, verbarg der Reiter sein Gold in einem Kasten und befahl dem Bauer, denselben in die Erde zu vergraben. Er sagte aber, daß Pulver und Blei darin verschlossen wären. Der Mann grub aus Leibeskräften, versenkte die Truhe und deckte sie wieder sorgfältig mit Schutt zu. Für seine Mühe erhielt er zehn Dukaten. Kaum war aber der Bauer einige Schritte von der Säule entfernt, so kam der Reiter ihm nach und erstach ihn, damit das Geheimnis mit dem Kasten niemandem bekannt würde. Der Offizier — denn ein solcher war der Reitersmann — wurde im nahen Walde von seinen Kameraden, mit welchen er das Geld teilen sollte, erwartet. Weil er aber mit leerem Beutel kam, hängten ihn diese an den ersten besten Baum und ritten davon.

Am nächsten Tage fand eine Schar schwedischer Reiter, welche den Wald und andere zu Verstecken geeignete Plätze nach Spionen und Vagabunden durchsuchte, nicht allein den gehenkten Schwedenoffizier, sondern auch den ermordeten Bauer. Weil dieser aber zehn Dukaten in der Tasche hatte, die er vordem nicht besessen haben konnte, so sagten die Leute, er sei ein Schatzgräber gewesen, habe

auch einen Griff in den Goldbehälter getan, sei aber, da er jedenfalls während der Arbeit gesprochen oder sich umgesehen habe, von einem Geiste getötet worden.

851. Schatzstelle zwischen Urnsgrün und Bärenloh.

H. Arnold in den Bunten Bildern aus dem Sachsenlande, Bd. I, S. 266 ff.

Am dem Wege von Urnsgrün nach Bärenloh ist ein kreisrunder Graben zu bemerken, der ehemals ausgemauert gewesen sein mag. Die Geschichte erzählt, daß dort das alte Schloß Schönfeld, das im Vogtländischen Kriege 1354—1357 zerstört worden ist, gestanden hat; die Sage aber will wissen, daß unter jenem Walle sich noch weite Räume befinden, in denen viel des edlen Goldes aufgehäuft liegt. Die Ritter, die vormals das Schloß bewohnten, bewachen den Schatz, auf daß nicht ein Unberufener ihn raube. Nicht ewig aber soll er für die Menschen verschlossen sein, sondern einst durch einen Mann, der den passenden Schlüssel dazu besitzt und die vorgeschriebenen Formeln und Wörter kennt, gehoben werden.

Einem Bewohner von Udorf, namens Hums, der um Mitternacht von Rußbach kam und in der Nähe des alten Schlosses vorüberging, war schon einmal Gelegenheit gegeben, sich in den Besitz der Kostbarkeiten zu setzen, denn ein Ritter, der in einen altertümlichen Mantel gehüllt war und ein Schwert an der Seite trug, bot ihm einen goldenen Schlüssel an, mittels dessen er die verzauberten Schätze hätte erschließen können. Der furchtsame Mann verscherzte jedoch sein Glück; denn er lief, so schnell er konnte, nach Hause, um dem gespenstigen Ritter zu entkommen. Drei Tage später starb er.

852. Die verruchten Schatzgräber zu Schöneck.

Nach Mitteilungen von Lehrer A. Zimmer, Raun b. Brambach.

Ein Viertelsländchen von Schöneck im Vogtlande liegt das Bauerngut Hohenreuth, das höchstgelegene Bauerngut in Sachsen. Von Haselbüschen, Birken und Buchen besetzt, dehnen sich in dieser an Schönheiten so reichen Gegend allerlei hügelige Bergrücken hin.

Einer davon fällt besonders steil in das dahinter liegende grüne Tal ab; ein herrlicher Ausguck von dem kleinen Felsen: es ist der Hohe Stein.

Wie oft haben wir uns als Kinder hier umhergetollt und in den schwanken Ästen riesiger Buchen geschaukelt. — Doch sobald die Nacht ihre ersten Schatten warf, war alles vorbei, denn „hier ist's nicht richtig“. Graue Männchen und der grüne Jäger sollten hier hausen

Ungefähr hundert Jahre ist es nun her. In einer Höhlung des Hohen Steins sollte ein Schatz verborgen liegen, ein großer, großer Schatz, noch von der Schwedenzeit. Gar mancher hätte ihn gern gehoben, aber wie anfangen? Dreie wußten es. Woher sie's wußten, vermag niemand zu sagen. Ein alter Mann, an dessen Krankenbett ich oft gesessen und der mir neuglerigem Vuben gar manchen Märchentraum lebendig werden ließ, der wußte es von seinem Vater her. Die Schatzgräber hatten ihr Mittel vom Gottseibeiuns! Der biedere Alte kannte die drei sogar mit Namen.

Es war in einer Neumondnacht. Da huschten durch die engen, schläfrigen Gassen des alten Schöneck drei vermummte Gestalten — an der Pfarre vorbei — risch rasch über die kleine Mauer des Gottesackers hinweg, von Grab zu Grab. Und ein aufmerksamer Lauscher hätte etwas hören können wie von Schaufeln und von Spaten, und er wäre wohl geflohen vor Grauen und Ekel. —

Eine Stunde mochte wohl vergangen sein, da kamen die drei wieder denselben Weg zurück, über die Kirchhofsmauer, der Pfarre zu. Jeder etwas unterm Arm: der erste eine große blecherne Pfanne, der zweite eine mächtige, unangezündete Fackel, der dritte etwas, das man nicht sehen konnte, denn sorgfältig verbarg er es unter seinem Mantel. Doch wie er jetzt an der Pfarre vorbeikam, fielen drei große Blutropfen auf die steinerne Platte vor der Pfarrtreppe — sie waren nie ganz wegzuwaschen. Aber am Sonntag darauf wußte es jeder im Orte: der Pfarrer hatte nach der Predigt einen Fluch getan, einen heiligen Fluch über die Grabschänder, die seinem totgeborenen, ungetauften Töchterlein nicht einmal die Ruhe im Grabe gönnten. „Kennen wir auch jetzt die Sünder nicht,“ sprach er, „aber der Herr wird sie stempeln, und bei dem heiligen, gerechten Gott, dem ich diene, sie werden alle, damit ihre Schande

ruchbar werde, denselben Tod an einem Tage in diesem Jahr noch sterben; irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“

Und wunderbar! es geschah, wie der fromme Mann gesagt hatte. Ob jene Ruchlosen mit dem Fett eines Fäßchens von einem ungetauften Kinde den Schatz gehoben, ist mir nicht bekannt. Segen hat es ihnen jedenfalls nicht gebracht. Denn an einem Tage, zur selbigen Stunde, trug man drei Särge hinaus, hinaus auf denselben Totenacker, den jene im Leben geschändet. Und davon sind jene bekannt geworden. — Etwas abweichend berichtet den Hergang Röhler, Aberglauben im Vogtl., S. 572. (Vgl. Sage Nr. 16.)

Manche Leute wollen lange, lange noch stets auf einem bekannten Felsvorsprung des Hohen Steins ein wenig Asche liegen gesehen haben, die, als letzter Überrest und Zeuge jenes schauerlichen Schatzgrabens, von keinem Wind und Wetter wegzubringen wäre. Die drei Blutflecken vor der Pfarre aber waren auch nicht wegzubringen und man konnte sie sehen bis zum 9. Mai des Jahres 1856, dem Tage, an dem das alte Schöneck gänzlich abbrannte, wobei die Steinplatte vor der alten Pfarre mit zerstört wurde.

853. Das Geldgewölbe bei Treuen.

Gräße, Bd. II, Nr. 630.

In der Nähe von Treuen im Vogtlande steht auf einem ziemlich steilen Felsen ein Schloß, das schon ziemlich alt ist. Hier sollen die Hussiten vorübergezogen sein und eine ungeheure Masse von Geld, erbeuteten Schmucksachen und Metallen in einem verborgenen Gewölbe des Felsens vergraben haben. Wollte aber jemand den Schatz heben, und er fände zufällig den Eingang zum Gewölbe, und träte nun in dasselbe mit einem brennenden Lichte ein, so würde ein eiserner Wächter das Licht auslöschen. Die einzige Rettung wäre eilige Flucht, denn sonst müßte der Abenteurer in dem dunkeln Raume elend verschmachten.

E 854. Die Räuberhöhle am Schaftteich zu Glauchau.

Gräße, Bd. I, Nr. 580; poetisch behandelt von Ziehnert, S. 318 ff.

In der Nähe von Glauchau befindet sich der sogenannte Schaftteich, der fast eine halbe Stunde im Umfang hat und beinahe den ganzen ebenen Raum zwischen dem Scheerberge, der Mulde und der Lungwitz einnimmt. Nahe bei diesem Teiche befindet sich eine Art Stollen, der weit hinein in die Erde reicht, und den man gewöhnlich die Räuberhöhle nennt. In derselben soll es aber nicht geheuer sein. So erzählt man, daß einst ein armer Hirtenknabe an jener Höhle fast täglich gespielt und oft von brennender Neugierde gequält worden sei, einmal hineinzukriechen, um zu wissen, was denn eigentlich darin sei. Nun getraute er sich aber, so beherzt er sonst auch immer war, doch nicht so recht hinein, weil er den Rückweg zu verfehlen dachte. Da sah er einmal eine schwarze, goldgesprenkelte Henne in den Eingang kriechen und gackern, gerade als wenn sie legen wolle. In der Hoffnung, ihr Nest zu finden, folgte er ihr einige Schritte, allein bald ward es ihm zu unheimlich und zu finster, und so kehrte er wieder um. Da er nun aber die Henne auch die nächsten Tage immer wieder an demselben Orte fand, so dachte er darüber nach, wie ihm wohl die Henne den Weg in das Innere der Höhle zeigen könne. Er nahm also einen starken Anäuel Garn und band der Henne einen Faden desselben an das Bein, und diese zog ihn nun ganz langsam, gerade als ob sie seine Absicht merke, hinter sich in die Höhle. Schon war aber das Garn fast ganz abgeweift, da sah er auf einmal vor sich ein brennendes Licht. Allein wie ward ihm, als er bemerkte, daß dasselbe aus den Augen eines schwarzen zottigen großen Hundes mit furchtbarem Rachen und scharfen Klauen ausströme! Neben demselben stand aber ein Männchen in einem grauen Mäntelchen, das hatte einen großen Sack Geld in der Hand, und rief ihm zu, er möge nur näher kommen. Allein der Knabe wagte es nicht, und nur erst, als das Männchen ihm nochmals zurief, er könne es ohne Gefahr tun, wagte er es.

Hierauf reichte ihm der Graumantel eine Hand voll Taler und sagte, er könne hierher so oft kommen, als er wolle, er solle jedesmal eine gleiche Summe bekommen, nur dürfe er niemandem sagen, wo er das Geld her habe, sonst sei er verloren. Der Knabe

fand nun den Rückweg sehr leicht, allein da er niemandem, auch seinen Eltern nicht, sein Glück mitteilen konnte, so blieb ihm nichts übrig, als das Geld zu vernaschen. Dies tat er auch nach und nach, und als dasselbe vertan war, begab er sich wieder in die Höhle und holte sich eine zweite Auflage des vorigen Geschenkes. Weil nun aber der Knabe gar zu oft bei dem Kaufmann Mäschereien kaufte und stets in blanken Talern bezahlte, schöpfte derselbe Verdacht, das Geld sei gestohlen, und teilte seine Wahrnehmung dem Vater des Knaben mit. Da dieser nun recht gut wußte, daß sein Sohn nicht Pfennige, geschweige denn Taler haben könne, so suchte er erst durch Drohungen herauszubringen, wo das Geld her sei, und als der Knabe es nicht gestehen wollte, prügelte er ihn so lange aufs unbarmherzigste, bis derselbe alles gestand, aber auch hinzusetzte, daß ihm gewiß sein Brot gebacken sei, weil er das graue Männchen verraten habe. Und so geschah es auch, denn als der Hirt am andern Morgen seinen Sohn, der ihm zu lange zu schlafen schien, aufwecken wollte, war er tot; der Böse hatte ihm den Hals umgedreht.

855. Die Braupfanne auf dem roten Berge bei Werdau.

Röhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 337, und Mitteilungen von Lehrer R. Frißsche, Werdau.

Es war einmal ein Krieg ausgebrochen. Da vergrub einer aus der berühmten und reichen Familie derer von Römer in dem roten Berge, welcher sich nahe bei der Stadt Werdau erhebt, eine Braupfanne voll Geld, um dasselbe vor den Feinden zu verbergen. Und zwar geschah dies unweit der Steinpleißer Grenze, wo sich eine Vertiefung quer durch den Berg zieht, die im Volksmunde noch immer „die Braupfanne“ heißt. Als dann jener Römer starb, hinterließ er den Schatz demjenigen seiner Nachkommen, welcher nur mit einem Auge auf die Welt kommen würde. Von da an sah man lange Zeit hindurch alle Nächte von 11 bis 12 Uhr auf dem genannten Berge ein Licht, und es wurde gesagt, daß sich dasselbe gerade über der Stelle befinde, an welcher in der Tiefe der Schatz verborgen worden war. Ebenso zeigte man eine kleine Höhle als Anfang des Ganges, in welchem man zu der mit Gold und Silber gefüllten Braupfanne gelangen könne.

Da nun kein einaugiger Römer geboren wurde, so beschlossen vor etwa hundert Jahren zwölf Männer, unter denen sich auch der Pfarrer von Verdau befand, den Schatz zu heben. Ehe sie aber ans Werk gingen, segnete der Pfarrer sich selbst und die Teilnehmer in der Kirche ein, und sie nahmen darauf ein aus Wachs geformtes einaugiges Kind mit, welches bei Kerzenlicht feierlich auf den Namen „von Römer“ getauft worden war. Mit brennenden Kerzen zogen darauf alle in der Mitternachtsstunde nach dem Orte, an welchem der Schatz verborgen war. Unter Furcht und Zittern waren sie vor der Höhle angelangt und unter Gebet bereiteten sie sich zum Eintritte vor. Da auf einmal tat sich mit einem furchtbaren Getöse der rote Berg weit auf, und ein feuriger Hund kam wie ein Löwe brüllend auf sie zu und rief: „Welchen nehmen wir zuerst?“ Eine Stimme aus der Tiefe aber antwortete: „Den mit dem roten Tuche!“ Wie die Männer diese schreckhaften Worte hörten, flohen sie entsetzt und freuten sich, als sie aus dem Bereiche des Ungetüms gekommen waren, ihres glücklich geretteten Lebens. Sie erzählten zwar, daß sie noch im Innern des Berges die große, mit Geld gefüllte Braupfanne gesehen hätten, doch da sie bald darauf, einer nach dem andern, starben, so ist niemandem mehr die Lust angekommen, den Schatz zu heben.

856. Der Schatz im Kiefrig bei Haslau.

Abhler a. a. D., Nr. 341.

Eine halbe Stunde von Haslau entfernt liegt ein Wald, den man nach dem Kiefernbestande das Kiefrig nennt. Hier befindet sich ein Felsen, auf welchem einst ein Raubschloß gestanden haben soll, und danach nennt man den Felsen jetzt auch gewöhnlich kurz das Raubschloß. Unter dem Felsen aber soll ein großer Schatz liegen. In dem genannten Dorfe glauben manche Leute, daß verborgene Schätze am Weihnachts-Heiligenabend gehoben werden können. Daher ging auch vor wenigen Jahren ein Oberhaslauer Bergarbeiter zu dieser Zeit hinaus zum Raubschlosse, um daselbst den Schatz zu heben. Als er die üblichen Zeichen gemacht hatte und nun im Begriffe war nachzugraben, erblickte er auf einmal

eine Gestalt, welche so zart wie Spinnwebe war. Diese gespenstliche Gestalt sprang plötzlich auf seinen Rücken und klammerte sich an seinem Halse fest. Wie er dieselbe wieder los geworden, wird nicht erzählt, wohl aber, daß sich der Mann, als er glücklich nach Hause gekommen war, krank niederlegte und nicht wieder aufstand, sondern nach einem Jahre starb.

857. Der Schatz in der Boh bei Schönau.

Röhler a. a. D., Nr. 293.

In der sogenannten „Boh“, einem stellenweise sumpfigen, nach dem nahen Dorfe Schönau bei Wildenfels zu gelegenen Distrikte, soll in früher Zeit ein Raubschloß gestanden haben. Man sah an diesem Orte auch häufig des Nachts um die zwölfte Stunde ein kleines Licht, und als man daselbst nachgrub, fand man einen großen Schatz, welcher in einer kupfernen Pfanne lag.

858. Die goldene Kette vom weißen Fels im Hartensteiner Walde.

Röhler a. a. D., Nr. 336.

An dem auf der Höhe des rechten Muldenufers mitten im Walde zwischen Schloß Stein und Niederschlema sich erhebenden weißen Fels soll eine goldene Kette liegen, welche in gewissen Nächten aus der Tiefe steigt und sichtbar wird. Einst träumte einem Manne in Bößnitz, daß er an dem weißen Fels sein Glück machen werde, er solle nur in einer gewissen Nacht um die Mitternachtsstunde dorthin gehen. Der Mann tat es, und da sah er an dem genannten Felsen eine goldene Kette liegen, so groß wie eine Hemmkette. Beherzt ergriff er dieselbe, da sie aber zu schwer war, so faßte er sie am ersten Gliede und schleppte sie hinter sich fort. Auf dem Nachhausewege aber sah er neben sich allerlei Spuk, und er hörte auch dicht hinter sich einen greulichen Lärm. Doch ließ er sich dadurch nicht stören, sah sich auch nicht um, sondern zog die Kette mit sich fort bis vor seine Wohnung. Da er aber die Haus-

türe öffnen wollte, wurde der Lärm noch größer, und es klang, als ob alle bösen höllischen Geister dicht an seinen Fersen wären. Jetzt konnte er es nicht mehr verwinden, ohne einen Blick rückwärts in sein Haus zu treten, da er sich nun für geborgen hielt. Er sah sich um; plötzlich aber wurde alles still, und die goldene Kette war verschwunden. Nur das erste Glied hielt er in seiner Hand. Es war jedoch genug, ihn zum vermögenden Manne zu machen.

859. Ein Berggeist betrügt einen Schatzgräber.

Gräbe, Bd. I, Nr. 485; Melzer, Schneeberger Chronik, S. 1146.

Im Jahre 1679 hat sich in dem sonst sogenannten Knappschafthause zu Schneeberg, welches ein gewisser Nikolaus Hacker, Bergmeister zu Schneeberg, besaß, ein Gespenst in Gestalt eines alten graubärtigen kleinen Mannes einem Schüler, der in gedachtem Hause zur selbigen Zeit seine Wohnung hatte, sehen lassen, und hat es durch sein öfteres Erscheinen und Sprechen mit ihm endlich dahin gebracht, daß der Schüler zuletzt nicht mehr furchtsam war, sondern einen von dem Gespenste ihm angegebenen Schatz zu graben sich erkühnte. Wiewohl er nun diesen Schatz, nachdem er tags zuvor immer danach gegraben, endlich in vielen goldenen Ketten und Silbergeschirr, darauf sonst die alten Schneeberger viel gehalten, erblickt haben wollte, so hat er dennoch das betrogene Spiel in den Händen gehabt. Denn als es zum Treffen und Heben gekommen, wie dazu das alte Männlein die Zeit gesetzt, hat der Schüler in dem Gewölbe, wo er allein gewesen, zwar gesehen, wie zwei anwesende Männer den Schatz aus der Erde gehoben haben und lauter Pretiosen auf den daselbst vorhandenen Tisch ausschütteten, wonach ihn auch das alte Männlein greifen heißen, aber da er daneben von einem andern, der auf einem Sessel an der Seite gesessen, die Worte gehört, wie er als ein armer Mensch sich erkühnen könne, einen solchen kostbaren Schatz zu heben, darüber er als der Herr der Welt doch die Macht habe? ist er voll Schrecken wieder umgekehrt und, wie leicht zu erachten, in selbiger Stunde in höchster Angst gewesen, bis der Seiger nachmittags 4 Uhr geschlagen. Denn eben bis auf diese Stunde hatte das alte Männlein die Gelegenheit

zum Schatzgraben gesetzt, und gerade um diese Zeit hat ein ziemlicher Sturmwind gewüthet und einen Baum im Garten umgebrochen, dahin zugleich, wie das Gespenst bei seiner letzten Erscheinung gesagt, der Schatz aus dem Hause fortgerückt sein sollte.

860. Die unterbrochene Schatzgräberei zu Schneeberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 598; Vorläufige kurze doch zuverlässige Nachricht von denen in Citirung der Geister begriffen gewesenen Schatzgräbern, so am Sonntag Vätare, als den 22. März 1716 in der Churfürstlichen Ober-Erzhgebirgischen Bergstadt Schneeberg auf Obrigg. Befehl überfallen und theils in gefängliche Verhaft gebracht worden. Gedruckt nach dem Leipziger Exemplar 1716 in 4. S. a. Histor. Nachr. von unterird. Schätzen von Variamando. Frankfurt und Leipzig 1738, S. 348 ff.

Es befand sich zu Schneeberg ein Mann, namens Bauer-Schnurr, welcher mit etlichen Schatzgräbern ein Komplott gemacht, auf seinem Malzhäusboden durch ordentliche Zitterung der Geister zu vernehmen, wo und wie man in dieser Gegend Schätze graben und finden könnte. Als nun die Obrigkeit hiervon Kenntniss erhalten, hat sie durch Gerichtsdiener diese Böfewichter überfallen, und hatte man drei dieser Schatzgräber, einen Schmiedeknecht, einen Ingenieur aus Eisenach und einen Müller aus Wildensfels inhaftiert, einer aber, ein gewisser Hans Tieße aus Sangerhausen, ist entsprungen, dem der sogenannte Bauer-Schnurr auch gefolgt ist. Man hat nun aber folgendes gefunden. Unten auf dem Malzhäusboden war ein großer Kreis, 34 Ellen in der Runde, geschlossen, mit Kreide dreifach hintereinander abgezeichnet. In dem einen waren viele Kreuze gemalt, in dem andern viele geistliche Sprüche eingeschrieben und in dem dritten wieder unterschiedliche Kreuze, auch andere Namen und Charaktere mit Kreide abgezeichnet zu sehen, und in der Mitte des Kreises stand ein mit einem weißen Tuche bedeckter Tisch, der hin und wieder mit Blut besprengt war; über diesem Zirkel und Tisch an der Decke waren angemalt allerhand Himmelszeichen und Sterne und auf die Papiere allerhand Sprüche geschrieben, so hingen. In der Mitte an der Decke war aber auf Papier abgemalt das Leiden Christi und allerhand Sprüche, in gleichen wiederum hebräische Buchstaben; unter dem Tische ein großes

Kreuz, darauf der Tisch stand, dann auch eine Räucherpfanne mit Kohlen, und die Schatzgräber hatten an diesem Tische, worauf die Bibel, der Psalter und ein Evangeliumbuch, sowie ein hölzernes Kreuzigt lagen, gefessen. Am Eingange des Kreises oder Zirkels war eine Öffnung von neun Ellen gelassen, auf selbiger aber fand man die Evangelisten und Apostel abgezeichnet, wobei wieder eine Bibel lag.

Nach einem andern Berichte waren in dem ersten Zirkel der zwölf Apostel Namen geschrieben und jedesmal zwischen ihren Namen ein Kreuz, in dem andern Zirkel die sieben Planeten und nach allen vier Ecken dieses Zirkels ein Kreuzigt; am Eingange des Zirkels war ein großer Bogen Papier, welcher im Eingehen überschlagen wird, darauf das Evangelium Johannis stand. In dem mittlern Zirkel zwischen den Planeten standen allerhand Sprüche, als: „Gott bewahre mich, Gott behüte mich usw.“ und hebräische Buchstaben, und außer dem Zirkel war ein Stuhl gesetzt.

Ob nun die Schatzgräber wirklich etwas tentiert und gefunden haben, desgleichen was mit ihnen geworden, darüber verlautete nichts.

861. Der goldene Hirsch auf dem Ruhberge.

Röhler a. a. D., Nr. 365.

Man erzählt sich, daß auf dem Ruhberge bei Stügengrün, links von dem Fahrwege, welcher von genanntem Orte auf den Berg führt, in einer mit Heidekraut überwachsenen, grubenartigen Vertiefung ein goldener Hirsch vergraben liege. Wenn der Hirsch aufgefunden wird, was bestimmt geschehen soll, wird der Ruhberg zur Stadt werden. Einen Brunnen auf dem Ruhberge heißt man Goldbrunnen.

862. Schätze in der Steinwand bei Blauenthal.

Röhler a. a. D., Nr. 281.

An der Pläuerleite zwischen Blauenthal und Zimmerfacher liegt ein zerklüfteter Granitfelsen, welchen man wegen seiner Form die Steinwand nennt. Weiter oben nach dem Zimmerfacher zu

aber quillt der „Goldbrunnen“, aus welchem man einst Gold gewaschen hat. In der Steinwand jedoch öffnete sich einst an einem Karfreitage, als in Eibenstock die „lateinische Litanei“ gesungen wurde, eine Höhle, und wenn jemand durch das Tor derselben hineingegangen wäre, hätte er daselbst große Schätze gefunden.

863. Rutter verwandeln sich in Geld.

Röhler a. a. D., Nr. 321.

Einst ging eine Frau aus Bermsgrün in den Wald und fand daselbst mehrere wohl geordnete Häufchen von rundlichen, abgesprungenen Fichtenrindenstücken, die man „Rutter“ nennt. Da sagte sie für sich: „Wer mag nur da gespielt haben?“ und nahm solche Rutter von den Häufchen mit nach Hause, damit ihre Kinder auch damit spielen sollten. Als sie aber zu Hause ankam und den Korb aufdeckte, um die dahinein geworfenen Rutter ihren Kindern zu geben, fand sie statt derselben Geldstücke. Schnell ging sie darauf zurück, um auch die liegen gelassenen Rutter zu holen, allein sie konnte keine mehr finden.

864. Der Schatz in der Klosterkirche zu Grünhain.

Gräße, Bd. I, Nr. 589; v. Weber, Aus vier Jahrb., Bd. II, S. 409.

Im März des Jahres 1657 hat der Schäfer zu Grünhain, Eucharicus Bömely, nach dem daselbst angeblich in der Klosterkirche befindlichen Schätze sechs Tage, Tag und Nacht, graben lassen und begründete Hoffnung gehabt, ihn zu heben; aber als er in der letzten Nacht nach 12 Uhr gehoben werden sollte und, des Bergmanns Bedenken nach, nun nicht eine Querhand tief Erde mehr darauf war, so bewegte der eine Bergmann mit der Keilhau eine Wand oder einen Stein, ließ sie aber der Schwere wegen wieder niedergehen; darauf sinkt solcher wohl eine Viertelelle tiefer, als er vorher gestanden, darunter der Schatz gelegen. Als nun ein gewisser Tippmann mit der Rute rekognoszirt, ist solcher davon über zwei Gräben auf 18 Ellen weit in den ausgeführten Schutt gerückt, welchen sie sonach, wie bräuchlich, mit Ruten und Kreuzen hin-

wieder bis an den äußersten geworfenen Graben getrieben. Zuvor haben diejenigen, so ein Feuer angezündet, ein Rufen, als zwei Jungen, auch Hans Humann zu Behrfeldt, so mit dergleichen Bescheid wissen wollen, im Fortrücken ein großes Geräusch durch die Steine gehört. Es ist ein großer, reicher Schatz gewesen, so einst der Abt zu Ebersbach in Franken Siegmund Siegelin anvertraut, aber wohl sehr flüchtig und schwer zu erlangen, und darum ist es auch mißlungen.

865. Der Schatz im Vorwerk zu Elterlein.

Gräße, Bd. I, Nr. 590; v. Weber a. a. D., S. 415 ff.

Bei Chph. Müller, Besitzer eines Vorwerks zu Elterlein, diente im Jahre 1702 eine gewisse Magdalena Gräßler, 18 Jahre alt. Dieser erschien vierzehn Tage vor Johannis ein kleines Männlein mit einem grauen Kopfe und Bart, in ein altes graues Röckchen gekleidet, und eröffnete ihr, daß bei dem Backofen ein Kästchen mit Geld, welches eine alte Frau in Kriegszeiten vergraben, sich befinde und 500 Taler Geld enthalte. Der Geist forderte sie auf, ihn zu begleiten, um den Schatz zu heben, mit der Bemerkung, sie solle von dem Gelde 50 Taler der Kirche zu Elterlein, 50 Taler ihrem Dienstherrn geben, die übrigen 400 Taler aber für sich behalten, aber nicht an Hoffart wenden, sondern ihren alten Vater damit erhalten. Das Mädchen verkroch sich vor Angst in ihr Bett, der Geist ließ sich aber nicht abschrecken, sondern kam in den folgenden Nächten immer wieder; auch forderte er sie dringend auf, den Schatz zu heben, bis sie am Abend vor Johannis ihm versprach, sie wolle am nächsten Tage zu Mittag, aber nicht in der Gespensterstunde, nach dem Schatze graben. Sie entdeckte sich nun ihrer Dienstherrin, und am Mittag begannen beide zu graben. Jene überließ jedoch bald die beschwerliche Arbeit der Gräßler, indem sie sich neben derselben hinlegte. Nach längerem Graben kam diese mit dem Spaten auf einen breiten Stein, der bei dem Berühren des Eisens wie Kettengeklirr tönte. Das Mädchen erhob den Stein, erblickte darunter ein Kästchen von Eisen, etwa $\frac{1}{2}$ Elle lang und $1\frac{1}{2}$ Elle breit, erhielt aber gleichzeitig von ihrer Dienstherrin einen Schlag aufs Kreuz, so daß sie sich umsaß. In diesem Augenblicke entstand ein heftiges Gepolter, das Kästchen aber war verschwunden.

In der folgenden Nacht erschien der Geist dem Mädchen wiederum und sagte: „Du bist heute gestört worden, allein du kriegst es noch. In sieben Jahren komme ich wieder, es ist niemand als dir beschied, bete fleißig!“ Mit diesen Worten nahm das Männchen Abschied. Das Mädchen vermietete sich auf ein anderes Vorwerk, aber Ende Juli 1705 hörte es die Stimme des Geistes, welcher sprach: „Ich bin vor drei Jahren bei dir gewesen, und weil dein gewesener Herr das Geld herausgegraben und gefunden hat, so melde ich es dir.“ Die Gräzler verlangte es auch von ihm und zwar auf gütlichem Wege, allein Müller leugnete alles und gab nichts heraus.

866. Der Schatzkeller am Bärenstein (Erzgebirge).

Röbher a. a. D., Nr. 282; Richter, Umständliche Chronica der freyen Bergstadt St. Annaberg. Annaberg 1746, S. 8.

Es ist die alte Richterin zu Königswalde nebst zweien ihrer Nachbarn am Bärenstein im Mai Gras und Kräuter zu holen gegangen, und als sie an den Berg gekommen sind, so hat sich's am Berge aufgetan wie ein großes Scheunentor, daß sie hineingesehen hat wie in eitel Silber und Gold, und als sie die anderen zwei gerufen, daß sie es auch sehen sollten, so ist es wieder verschwunden.

867. Der Schatzkeller im Scheibengebirge.

Chr. Lehmann, Histor. Schauplatz usw., S. 187.

Im Jahre 1605 bekam M. Laurentius Schwabe, Pfarrer in Scheibenberg, etliche Gäste von Annaberg. Dessen Ehefrau führet etliche Matronen, ihre Gäste und Freundinnen, über und um den Scheibenberg, ihnen dessen Gegend zu zeigen. Sie treffen dabei aber ein Loch an, darein drei Stufen gingen, und lag darinnen ein glänzender Klumpen wie glühendes Gold. Darüber erschrakn sie, gingen eilends herein nach der Stadt und führten den Pfarrer samt den anderen Gästen nach dem Berge. Allein sie konnten das Loch nicht wieder finden.

Im Jahre 1648 starb Hans Haß, ein alter ehrlicher Bürger zu Scheibenberg, welcher mit (Lehmann) auf dem Siechbette von

seiner Armut im Anfange seines Ehestandes und zugleich auch dieses erzählte: Als Wolf Köhler seine Tochter Elisabeth weggab, wären wir junge Eheleute gerne mit zu Ehren gezogen, aber wir hatten keine Geschenke. Wir gingen am Berge grasen und wurden eines Lochs gewahr, das gleichsam mit einer eichenen Thür verschlossen, und gingen etliche Stufen hinein. Da wir Wunders halben hineinsehen, liegt ein Fuchs auf einer Stufen. Wir erschrakten darüber; gleichwohl weil sich der Fuchs nicht rührte, gaben wir ihm einen Stoß und befunden, daß er tot war. Ich verkaufte den abgestreiften Balg, wir gingen auf die Hochzeit und waren lustig. Aber nach selbiger Zeit habe ich das Loch nicht wieder finden können, wie fleißig ich auch gesucht habe.

868. Der Geldkeller auf dem Greifensteine.

Chr. Lehmann, Histor. Schauplatz usw., S. 183; Köhler a. a. D., Nr. 284 und 817; Gräbe, Bd. II, S. 448; Stiebler, Sächs. Volksagen, Stolpen (o. J.), S. 104.

Unter einem großen Felsen des Greifensteins, allwo der Vermutung nach das alte Schloß gestanden, ist ein offenes Loch zu sehen, darein eine Mannsperson gemächlich kriechen kann. Von diesem Loch aber sollen alte Leute erzählt haben, daß einst eine Magd, die sonst, wenn sie des Ortes gegraset, öfters mit Namen gerufen worden, im Beisein einer anderen Magd auf abermaliges Rufen hineingegangen wäre, mit dem Verlaß, wenn sie schreien würde, daß ihr die andere zu Hilfe kommen sollte. Es hätte aber die hineingehende Magd einen großen Kasten mit Gold und Geld und einen Hund dabei liegend angetroffen, und auf Befehl einer Stimme das Grastuch damit angefüllt. Als aber inzwischen der Eingang ganz enge geworden wäre, daß sie auf die andere Magd um Hilfe geschrien, wäre der Hund auf sie losgesprungen und hätte alles Eingefasste wieder aus dem Grastuche gescharrt, darauf sie voller Schrecken von der anderen herausgezogen worden, und des dritten Tages darauf wäre sie gestorben.

Besser erging es einst einem alten Manne aus Geyer, einem gewissen Christoph Hackebell, der von seinem Heimatsorte nach der am Fuße des Greifensteins liegenden Gifthütte ging, durch sonder-

baren Zufall auf den Greifenstein geriet, dort in dem obengedachten Boche entschlief und die ganze Nacht und den halben folgenden Tag daselbst zubringen mußte. Es ließ ihn schlechterdings nicht fort, und für die Angst und Versäumnis seiner Zeit hat derselbe nicht einmal einen klingenden Lohn von den Berggeistern erhalten.

Zwei Frauen waren einst aus einem benachbarten Orte hinauf auf den Freiwald gegangen, Heidelbeeren zu suchen, und kamen unvermerkt an die Felsen des Greifensteins. Emsig suchten sie umher und hörten nicht auf einen Laut, der aus dem Felsen herabkam. Doch als das Rufen vernehmlicher ward und eine Frau sogar ihren Namen rufen hörte, eilte sie fort dem Schalle entgegen. Hoch und weit geöffnet sah sie plötzlich am Fuße des Felsens eine Höhle. Haufen von Gold türmten sich in ihrem weiten Raume auf und ein rabenschwarzer Hund bewachte den Eingang. Eine freundliche Stimme aus dem Innern der Höhle, die sie erinnerte, ihre Schürze zu füllen, belebte ihren bereits gesunkenen Mut, und furchtlos bepackte sie sich und eilte davon. Doch mehr und mehr verengte sich mit jedem Schritte die Kluft und ängstlich rufend entfloß sie mit schnellen Schritten der Geisterhöhle. Als sie aber am Ausgange war, ergriff der Hund ihre Bürde mit gierigen Klauen. Das geängstigte Weib starb am folgenden Tage.

869. Der Schatz auf dem Greifensteine sommert sich.

Röhler a. a. O., Nr. 285; I. Mündlich; II. Moritz Spieß, Aberglaube, Sitten und Gebräuche des sächs. Obererzgebirges, Programmarbeit, 1862, S. 40.

I. Eines Tages gingen zwei Mädchen durch den Wald, in welchem der Greifenstein liegt; sie hatten Streu gesammelt und trugen dieselbe in ihren Tragkörben nach Hause. Als sie nun auf einem schmalen Wege die Höhe abwärts stiegen, sahen sie an den Zweigen der Fichten zu beiden Seiten Strohhalme hängen. Darüber wunderten sie sich, denn sie meinten, daß hier doch kein Weg für Wagen sei; es sah nämlich aus, als ob von einem mit Stroh beladenen Wagen durch die zum Teil über den Weg hängenden Zweige einzelne Halme losgerissen worden seien, wie man solches ja häufig an den mit Bäumen besetzten Landstraßen sieht. Wie

die Mädchen aber nach Hause gekommen waren und ihre Streu ausschütteten, fanden sie darunter eitel goldene Ketten. Der Schatz des Greifensteins hatte sich in der Gestalt von Strohhalmen an diesem Tage gefommert, und so waren einzelne Halme in die Körbe gefallen, wo sie sich in die goldenen Ketten verwandelt hatten.

II. Als der früher in Ehrenfriedersdorf angestellte Förster Töpel eines Tages bei dem Greifensteine vorbeitrifft, hingen so viel Gras- und Strohhalme von den nahen Bäumen herab, daß er kaum hindurchreiten konnte. Dabei blieben einige Halme auf seinem Hute liegen. Als er daheim seinen Hut abnimmt, hat er um denselben eine goldene Kette. Es soll noch ein Stück von dieser Kette vorhanden sein.

870. Die Geyerschen Stadtpfeifer erblasen sich einen Schatz vom Greifensteine.

Lungwitz, Geyer und das Obererzgebirge in Sage und Geschichte, S. 12.

Einmal hatten die Geyerschen Stadtpfeifer den Tanzenden im Thumer Ratssaale bis tief in die Nacht hinein aufgespielt und traten, nachdem der Reigen geendet, den Heimweg über den Greifenstein an. Als sie in die Nähe der alten Felsen kamen, schien es ihnen, als ob dieselben in einem besonderen Lichte erglänzten. Ein Spielmann machte den Vorschlag, zu Ehren des Greifensteins eine muntere Weise zu blasen. Wie gesagt, so getan. Beim Abstieg nach Geyer sahen die Stadtpfeifer im Scheine des Mondes große Zinnstufen am Wege liegen; sie meinten der letzte heftige Gewitterregen habe sie ausgewaschen. Ohne Säumen hoben sie die Stufen auf und steckten sie in ihren Rucksack. Als die Frauen und Kinder am anderen Morgen die Rucksäcke nach einem Wurstzipfel oder sonst einer Gabe durchsuchten, wurden sie die Stufen gewahr und brachten sie zum Schmelzmeister. Der erkannte sie als reines Silber und lohnte die Frauen reichlich. Nutzen freilich hat die reiche Spende des Greifensteines den Stadtpfeifern nicht gebracht; es ist alles wieder durch die Musikantenkehle geflossen.

871. Die Schätze von Oberlauterstein bei Zöblitz.

Röhler a. a. D., Nr. 301; „Glückauf“, 2. Jahrg., Nr. 5.

Ein Holzhauer aus Zöblitz arbeitete vor vielleicht 300 Jahren in der Nähe des Oberlautersteins. Es war Abend geworden, und eben wollte er nach Hause gehen. Da trat aus einer verfallenen Burgmauer ein Mann in alter Rittergestalt hervor. Hinter ihm öffnete sich eine große Höhle, in dieser brannte ein helles Feuer, und deutlich sah der bestürzte Waldarbeiter eine Braupfanne voll rotglühendem Gold. Der alte Ritter winkte ihm freundlich und reichte dem Holzhauer einen ordinären Ziegelstein hin. Schüchtern griff der Mann darnach. Sogleich geschah ein Donnerschlag; die ganze Erscheinung war im Nu verschwunden, und der Arbeiter stand im Finstern, den Ziegelstein in der Hand haltend. Er ging nach Hause; aber da ihm der Ziegelstein zu schwer wurde und er sich nicht mit dem unnützen Gute herumtragen und zu Hause auslachen lassen wollte, so warf er ihn ins Gebüsch. „Nun, Mann, wie siehst du nur aus?“ fragte ihn mürrisch und spottend die Frau; „du glänzt ja, als wenn du vergoldet wärst am Armel.“ Der Mann sah nach und erblickte den reinsten Goldstaub an den Händen und seinen Kleidern. Nun erzählte er seine Geschichte am Schloßfelsen. Am anderen Morgen suchte er bei guter Zeit nach dem weggeworfenen Steine mit Weib und Kindern. Allein umsonst; den edlen Stein hat niemand wiedergesehen.

Am Silvestertage nachts 12 Uhr, wenn die Glocken zu Zöblitz das neue Jahr verkünden, erhebt sich mit dem ersten Glockenschlage der hohe Fels des Oberlautersteins, und ein Zuschauer kann vom Tale aus die Braupfanne voll Gold betrachten und mittels eines wackeren Geisterbanners heben. Mit dem letzten Glockenschlage verschließt sich die Höhle wieder, und die Braupfanne sinkt in die Tiefe.

872. Die Schätze der Burg Niederlauterstein bei Zöblitz.

Röhler a. a. D., Nr. 300; nach „Glück auf!“, 2. Jahrg., Nr. 5.

In den unterirdischen Gewölben der Ruine des Schloßes Niederlauterstein sollen drei Kessel stehen, jeder eine Elle hoch und breit, mit lauter gemünztem Golde gefüllt. In einem andern Kessel

liegen Edelsteine, Kleinodien von unendlichem Wert und eine goldene Krone aus den Zeiten der böhmischen Lehnherrschaft. Vor alten Zeiten ist ein Mönchlein aus Prag gekommen in schwarzen Kleidern, klein von Person und hinkend. Dieser hat den Schatz heben wollen. Als er aber im Gewölbe war und die Schätze bereits vor sich sah, schrie er vor Erstaunen. Die Gewölbe schlossen sich, und von ihren Kleinodien, sowie von dem mönchischen Geisterbanner hat niemand wieder etwas bemerkt.

Einst ging eine arme Frau, welche Beeren gesucht hatte, des abends nach Zöblitz zu. Als sie die Ruine Lauterstein erblickte, sah sie auf der Höhe eine kleine Kapelle, deren Thür offen stand. Neugierig stieg sie hinauf, setzte ihr Kind, welches sie bei sich hatte, auf die Erde, ging in die Kapelle und erblickte hier in einem Kasten vor dem Altare gemünztes Gold. Sie raffte so viel davon in die Schürze, als sie tragen konnte; freudenvoll eilte sie damit nach Hause, ihr Kind und die Beeren vergessend. Nachdem sie das Gold aufgehoben, gedachte sie ihres armen Kindes. Als sie atemlos wieder auf der Ruine ankam, war die Kapelle verschwunden, aber auch ihr Kind. Jammernd und wehklagend ging nun das arme Weib täglich zur Ruine; sie verwünschte das Gold und wollte es gar nicht wieder ansehen; das Liebste fehlte ihr ja — ihr unschuldiges Kind. So trieb sie es jahrelang. Als sie nach drei Jahren an demselben Tage abermals mit verweinten Augen die Mauern der Ruine anstarrte, siehe, da zeigte sich die Kapelle wieder. Freudig eilte sie hinein und traf vor dem Altare ihr Kind schlafend an. Mit Entzücken preßte sie es an ihr mütterliches Herz und eilte mit ihm, ohne an den Schatz zu denken, nach Hause. Als sie den Berg hinunterging und sich umschaute, war die Kapelle verschwunden. Sie zog nun nach Böhmen, kaufte hier eine Grafenschaft, gründete ein Kloster und tat von ihren Schätzen den Armen viel Gutes.

878. Die Schätze des ehemaligen Schlosses Voigtsdorf bei Sayda.

Röhler a. a. D., Nr. 327.

Da, wo sich jetzt die Schäferei von Voigtsdorf bei Sayda befindet, soll einst ein Schloß gestanden haben, das in einem Kriege,

vielleicht im Hussitenkriege, eingeäschert wurde. Bei dieser Zerstörung wurde ein Schloßfräulein mit ihren Schätzen verschüttet. Ein Mann hat vor vielen Jahren wiederholt an dem Platze gegraben, um des Schatzes theilhaftig zu werden, jedoch nichts finden können.

874. Der Schatz in der Ruine Rechenberg.

Röhler a. a. D., Nr. 305.

Im Orte Rechenberg südlich von Frauenstein sieht man nahe der Kirche auf einem Felsen die Ruinen eines Schlosses, welches vielleicht zur Bewachung der alten Zollstraße nach Böhmen erbaut wurde und das nach der Sage durch einen unterirdischen Gang mit dem Schlosse Frauenstein in Verbindung stand. In der Nähe des Schlosses zeigt man noch die Überreste von Wällen, und als man am Fuße desselben die Schule baute, traf man auf alte Gänge, welche anzusehen viele Leute weither kamen; doch konnte man nicht tief in die Gänge eindringen. In manchen Nächten will man oben in der Ruine ein Licht gesehen haben. Erzählt wird, daß in den Gewölben große Schätze in einer Braupfanne liegen; wer dieselben haben will, muß seine eigene Tochter zum Opfer bringen. Dieselbe muß aber weißhaarig sein. Doch hat auch einmal ohne solches Opfer ein Mann einen kleinen Teil des Schatzes gehoben. Als nämlich einst ein Bierknecht des früheren Rittergutes vom Berge herabfuhr, sah er von ferne auf der Ruine ein Licht. Er ging hinauf und sah darauf an dem Lichte dreihundert Taler liegen, welche er einsteckte und mitnahm. Nach vier Wochen war er jedoch tot.

875. Der Schatz auf dem Burgberge bei Mulda.

Röhler a. a. D., Nr. 326.

Zwischen den Dörfern Lichtenberg, Burkersdorf bei Frauenstein und dem als Sommerfrische in Aufnahme gekommenen Mulda erhebt sich der Burgberg, auf dessen Gipfel man noch die Überreste eines Doppel-Steinwalles und einen Brunnen, „Jungfernbrunnen“

genannt, sieht. Nach der Volksfage stand ehemals auf diesem Berge ein Schloß, und in einer weiten Felsenhöhle soll daselbst noch ein großer Schatz in einer Braupfanne liegen. Zuweilen hat man des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr von Lichtenberg aus auf dem Berge ein Licht gesehen, und wenn man dann, wenn sich das Licht zeigt, den Gipfel erklimmt und einen weißhaarigen Jungen mitbringt, dann ist man fähig, den Schatz zu heben. Jedoch sind schon viele Personen, welche dies versuchten, von dem Lichte oder einem Hahne, welcher auf dem Platze des alten Schlosses erscheint, irreführt worden. Der Hahn soll ein verzauberter Burgherr sein; derselbe ist erlöst, wenn es jemandem gelingt, den Schatz zu heben. Der Eintritt in den Geldkeller, und ebenso der Austritt, muß stillschweigend geschehen. Einer kam einst hinein, und da sah er viel Gold und Edelsteine, von denen er sich eine große Menge mitnahm. Als er aber durch das Tor getreten war und in seiner Freude einen Laut ausstieß, schloß sich plötzlich dicht hinter ihm die Pforte und die Schätze, welche er soeben noch getragen hatte, waren wie ein Traum verschwunden.

Es lebte einmal in dem Dorfe Lichtenberg ein Junge, der sehr verwegen war und den man deshalb den „Waldteufel“ nannte. Derselbe kam einst mit zwei andern Jungen auf den Berg und kletterte an den Felsen, welcher nördlich von den Wällen steil abfällt. Hier sahen sie eine tiefe Felsenklüft und über derselben waren zwei Felszinken. Da hielt sich der „Waldteufel“ an diesen Zinken fest, und die beiden andern Jungen halfen ihm, so daß er sich etwas in der Spalte hinablassen konnte. Da sah er in der Tiefe einen großen Haufen Knochen, so daß er sich doch fürchtete, obschon er sonst beherzt war, und schnell wieder hinaufflieg. Von Geld hat er aber nichts gesehen.

Ubrigens sind auf dem Berge und in seiner Nähe schon viele Leute, auch bei Tage, so betört worden, daß sie lange Zeit in der Irre gegangen sind.

Der obengenannte Brunnen soll immer Wasser gehabt haben, und wenn man versucht hat, daselbe auszuschöpfen, so gelang es nicht.

876. Der Schatz auf dem Rodigberge bei Nossen.

Röhler a. a. D., Nr. 332; Alfred Moschkau, Führer durch Nossen und Altzella (o. J.), S. 11.

Auf dem Rodigberge bei Nossen befindet sich ein großer Rundwall, in welchem angeblich die erste Burg Nossen stand, der aber jedenfalls ein heidnischer Wall sein dürfte. In diesem Walle gibt es Stellen, die beim Darauftreten hohl klingen und auf alte verschüttete Gewölbe jener Burg hindeuten sollen. Der Sage nach liegt darin ein bedeutender Schatz, der in der Mitternachtsstunde des Christabends gehoben werden kann. Schon viele Leute haben an den erwähnten Stellen blaue Flämmchen herumhüpfen sehen.

877. Der Schatz im Klosterbrunnen bei Marbach.

Röhler a. a. D., Nr. 333; Alfred Moschkau, Geschichte des Benediktinerklosters St. Walpurgis im Zellwalde, 1874, S. 7; Saxonia, Bd. I, S. 172.

Eine Stunde von Nossen entfernt und nahe dem Dorfe Marbach liegt die Stelle, auf welcher in den Jahren 1141—1146 Thammo von Strehla ein Klosterlein gründete, welches aber endlich einging und dessen Gebäude abgetragen wurden. Nahe der jetzigen Bahnmeisterwohnung sieht man eine Vertiefung; diese war einst der Klosterbrunnen. In denselben hatten die letzten Mönche eine Glocke und vieles Gold- und Silbergeräte geworfen und den Brunnen dann mit 95 Klastern Stöcke zugeschüttet. Diese Schätze harren noch der Ausgrabung. Nach einer Tradition bewacht sie ein Fudel mit feurigen Augen, der bereits oft nächtliche Wanderer des Zellwaldes, „die nicht mit Eisen oder Stahl versehen waren“, belästigte.

878. Der Schatz im Zeisigwalde bei Chemnitz.

Röhler a. a. D., Nr. 328; Richter, Chronika der Stadt Chemnitz, Bd. I, 1767, S. 54.

Der ehemalige Schullektor in Chemnitz, Paulus Mavis, welcher sich gegen das Jahr 1494 von da nach Leipzig gewendet, er-

zählt, daß bei dem Bürgerwald, das ist der jetzige Zeisigwald, ein kleiner Hügel bei des Bürgermeisters Arnold Felde wäre, da habe unten an dem Fuße des Hügels eine große ausgebreitete Fichte gestanden, und daselbst wäre eine Höhle, von außen mit Dornen und Brombeersträuchern verwachsen; von dieser wurde erzählt, daß in ihr ein großer Schatz von Golde verborgen liege, dieweil die Leute in dem Hussitenkriege ihr Vermögen darin verstecket. Solcher Schatz aber wäre befeffen; es hätten einige Schatzgräber denselbigen heben wollen, aber nichts ausgerichtet.

879. Der Schatz im Schlosse Rabenstein.

Ziehnert, Sachsens Volksagen, S. 527.

Ein ehemaliger Besitzer des Schlosse Rabenstein bei Chemnitz, ein Herr von Carlowitz, der sehr mißgestaltet gewesen, soll in dem Schlosse an einem unbekanntem Orte eine Pfanne voll Geld vergraben haben mit dem Bannspruche, daß ein Besitzer des Schlosse aus seiner Familie, der ebenso bucklig sei wie er, den Schatz finden und heben sollte.

880. Der Schatz im Taurasteine.

Abhler a. a. D., Nr. 329; Chemnitzer Tageblatt 1882, Nr. 89, und nach einer poetischen Bearbeitung mitgeteilt vom Lehrer Drescher in Burgstädt.

In dem Taurasteine bei Burgstädt soll ein Schatz liegen. Auch erzählt die Sage von einem unterirdischen Verbindungswege zwischen dem Taurasteine und dem Rathause in Burgstädt. Einst soll auch auf dem Taurasteine ein Altar der heidnischen Wenden gestanden haben, welche sich, von ihren Priestern gerufen, im Hahnbusche versammelten, wenn sie zum Opfer hinaufzogen. Die Wenden und ihre Priester wurden vertrieben, aber noch lassen sich auf dem Platze gespenstische Männchen sehen, welche den verborgenen Schatz hüten. Es geschah einmal, daß ein Bewohner Burgstädt durch den Wald auf den Stein ging. Von der Hitze ermattet, legte er sich im Waldesgrün, wo ihn wohlthätige Kühlung umfing, nieder und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Plötzlich rief ihm eine

Stimme zu: „Stehe auf, denn ich führ dich zu deinem Glücke!“ Als er die Augen aufschlug, war es Nacht, und vor ihm stand ein graues Männchen. Mit unsichtbarer Macht zog es ihn, dem Männchen zu folgen, wohin ihn daselbe führte. Bald standen sie vor einer geöffneten Pforte, und im Innern der Höhle lagen Haufen von helleuchtendem Golde. Da sagte das Männchen: „Jetzt sind wir am rechten Orte. Alles, was du hier siehst, soll dein sein, und du bist alle deine Sorgen los. Nur eine Kleinigkeit wünsche ich dafür von dir: dein Weib gebär dir einen Knaben, den sollst du mir für all dies Gold schenken, daß er mir mit Leib und Seele gehört.“ Da nahm der fromme Burgstädter schnell ein Kreuz, der Christen heiliges Zeichen, das er bei sich trug, hervor und hielt es dem Verführer entgegen. Plötzlich stürzten die Felswände krachend ein, und das Gold sank wieder in die Tiefe hinab. Der Arme aber fiel mit bleichem Gesicht wie leblos zwischen dem Gesteine nieder, und als er am Morgen erwachte, wurde gar freundlich in der nahen Stadt das Pfingstfest eingeläutet. Zu Hause angekommen, fand er sein Weib, welches ihm in der Nacht ein Söhnchen geboren hatte, und als sich die Kunde von dem Geschehenen in der Stadt verbreitete, da eilte jung und alt nach dem Laurasteine, ob man noch etwas von dem Golde sehen möchte; doch jede Spur von der reichen Schatzkammer war verschwunden.

881. Die Jungferngrube auf dem Eichberge bei Waldheim. I

Poetisch behandelt von F. G. Buchheim in „Aus Waldheims Vergangenheit“, 1890, S. 15 ff.

Es lebte einmal — kurz vorher, ehe die Schweden ins Land kamen — zu Waldheim ein alter Geizhals. Als der sein Ende herannahen fühlte, füllte er all sein Gold in einen großen Topf und vergrub es heimlich auf dem Eichberge. Bald darauf starb er, und seine Erben kehrten umsonst das ganze Haus um. In dem Eichbusche aber sah man seit jener Zeit in stiller Mitternacht einen Lichtschein an der Stelle, wo der Schatz vergraben lag, und daneben saß, den meisten allerdings unsichtbar, der Geist des einstigen Besitzers und zählte allnächtlich sein Geld.

Nun war aber viel später zu Waldheim ein junges Paar, das sich herzlich liebte. Er war ein armer Handwerksgefelle und sie ein fleißiges, sparsames und tugendhaftes Mädchen. Sie beschlossen, trotz ihrer Armut, voll Gottvertrauen in den heiligen Ehestand zu treten. Das Mädchen aber war ein Sonntagskind. Darum erschien ihr eines Tages der nach Erlösung schmachtende Geldgeist und forderte sie auf, ihm zu helfen. Die mutige Magd folgte ihm ohne langes Besinnen. Im Hofe hieß er sie einen schweren Spaten ergreifen und mit ihm zum Eichberge gehen. Nach einer längeren Wanderung gelangten sie an die Stelle, wo ein kleines Licht den Schatz anzeigte. Der Geist befahl ihr nun: „Grab', grab'! aber sprich kein Wort dabei und greife herzhaft an, was du findest.“ Das Mädchen hielt sich wacker. Voller Freude hob sie endlich einen Topf, vom Golde schwer, aus der Grube und trug ihn schweigend nach Hause. Das Grubenflämmchen leuchtete noch schwach, bis die glückliche Schatzgräberin ihre Thür hinter sich zugeworfen hatte. Dann verlöschte es; der Geist hatte Ruhe gefunden. Das Mädchen aber ward die treue Hausfrau des Gefellen.

Das Loch auf dem Eichberge hieß fortan die Jungferngrube, und die Sage davon ist in Waldheim auf Kind und Kindeskinde vererbt worden.

882. Der Schlüssel zu Gnanstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 321.

In einem schönen Tale, drei Stunden von der Stadt Borna, an der von Leipzig nach Chemnitz führenden Straße, schaut weit über die Umgegend das alte Schloß Gnanstein, welches auf einem achtzig Fuß hohen Porphyrfelsen erbaut ist. Diese Burg ist schon seit dem 13. Jahrhundert in dem Besiz der Familie von Einsiedel gewesen, und kann man noch heute in dem großen Familiensaal die Bildnisse der meisten Mitglieder derselben seit dem 15. Jahrhundert sehen. In der dasigen Kirche hat Dr. Martin Luther selbst mehrmals gepredigt und einst dem Heinrich Hildebrand von Einsiedel, dem er sehr gewogen war und an den er mehrere im Schloßarchiv noch vorhandene Briefe geschrieben hat, auf sein Befragen, ob die Bauern auch nach der Reformation noch zu fronen hätten,

zur Antwort gegeben, man müsse ihnen zwar Erleichterung gewähren, aber nicht alles erlassen, denn „wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß“. Nicht allzulange nach seinem Tode ist ein gewisser Haubold von Einsiedel, dessen Figur noch heute in der Schloßkirche in Stein gehauen zu sehen ist, nach der Sitte der Zeit nach Italien gereist und hat einst bei einem Ungewitter an der Pforte eines tief in den Apenninen gelegenen Klosters um Aufnahme gebeten. Diese ward ihm auch gewährt; man ließ ihn ein, und der Prior fragte ihn natürlich nach seinem Namen und dem Zweck seiner Reise. Kaum hatte er sich genannt, als derselbe sich forschend nach verschiedenen, seine Familie betreffenden Einzelheiten erkundigte; und als jener diese Fragen so beantwortete, daß kein Zweifel an seiner Identität bleiben konnte, legte ihm der Prior einen in der Klosterbibliothek befindlichen genauen Riß des Schlosses Gnanstein und alte Schriften vor, aus denen er erlah, daß an einem gewissen, nicht näher bezeichneten Orte desselben ein großer Schatz in einer mächtigen eisernen Kiste vergraben sei; es werde einmal etwas dasselbst gebaut werden und man werde dann zufällig ein eisernes Kistchen finden, in dem sich neun Pfeile und ein großer Schlüssel befänden; dieses solle man sorgfältig öffnen, und nach der Seite zu, wo der Bart des Schlüssels hinweise, da solle man in die Mauer einschlagen und man werde auf die große Truhe, welche den Schatz enthalte, stoßen und dieselbe mit Hilfe des großen Schlüssels leicht öffnen können.

Jener Conrad von Einsiedel nahm nun eine genaue Abschrift obiger Mitteilung und hatte nach seiner Zurückkunft nichts Eiligeres zu tun, als an verschiedenen Stellen der Burg Nachgrabungen anzustellen, ob man nicht vielleicht auch so auf den Ort, wo der Schatz liege, kommen könne, allein alles war vergebens. Auch soll er, wie mehrere seiner Nachkommen, die ähnliches im Sinne gehabt, durch einen Traum gewarnt worden sein, von weiteren Nachgrabungen abzustehen, der Schatz werde zu seiner Zeit schon von selbst an den Tag kommen.

Da ist in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Besitzer von Gnanstein aus dem Einsiedelschen Geschlechte auf den Gedanken gekommen, aus einem großen, im ersten Stocke des Schlosses gelegenen und in den obenerwähnten Turm gehenden Zimmer zwei kleinere zu machen. Er läßt also die nötigen Maurer

kommen und, uneingedenk jener alten Prophezeiung, bleibt er nicht dabei, als dieselben in die dicke Mauer einzuhamern beginnen. Dieselben schlagen nach ihrer Gewohnheit mit ihren Spitzhacken über Kopfhöhe ein. Auf einmal stürzt unter den Steinen ein eisernes Kistchen herab, der Deckel desselben springt im Herunterfallen von selbst auf, die erwähnten Pfeile, ein vergilbtes Pergament und ein großer Schlüssel in der Form der alten Kirchenschlüssel fallen heraus, und als man dem herbeigerufenen Schloßherrn das Gefundene überliefert, kann natürlich niemand angeben, nach welcher Seite hin der Schlüssel ursprünglich in dem Kistchen gelegen hat. Zwar machte man nun abermals Versuche mit Nachgraben, allein man fand nichts.

Nun hoffte man aus jenem Pergamente etwas Näheres zu erfahren, allein siehe, es war in Schriftzügen geschrieben, die zu keinem bekannten Alphabet zu gehören schienen. Da hört jener Herr von Einsiedel zufällig, daß ein Leipziger Professor, namens Kopp (sollte dies nicht eine Namensverwechslung mit dem berühmten Heidelberger Paläographen Fr. U. Kopp sein?), sehr geschickt in Entzifferung alter Urkunden sei; man schickt ihm dieselbe also, ohne daran zu denken, vorher eine getreue Kopie nehmen zu lassen; und siehe, wie als ob ein neidisches Schicksal der Familie auch diesen letzten Anhaltspunkt rauben wollte, es kommt bei diesem Mann Feuer aus und das Dokument verbrennt. So liegt denn jener Schatz, von dem die erste Nachricht wahrscheinlich in jenes Kloster durch den dorthin geflüchteten letzten katholischen Burgkaplan nach eingeführter Reformation gelangt war, noch heute ungehoben; die Pfeile hat (zu Gräbes Zeiten) der dermalige Besitzer des Schlosses, Hauptmann von Einsiedel, noch als Knabe gesehen, dann scheinen sie verloren gegangen zu sein, allein das eiserne Kistchen und den großen Erbschlüssel zeigt man noch heute (?) als die freilich bis jetzt nutzlosen Wahrzeichen des Schlosses. Sonderbar genug hat aber im vorigen Jahrhundert eine Somnambule zu Brüssel, zu der, weil man von ihrem wunderbaren Hellsehen dort großes Aufhebens machte, ein in jener Stadt lebender Verwandter gegangen war und ihr über das Schloß Gnanstein verschiedene Fragen vorgelegt hatte, im magnetischen Schlafe sowohl die Lage, als die Bauart, das Detail der Aufahrt ins Schloß und überhaupt die ganzen Räumlichkeiten daselbst so genau beschrieben, wie dies kaum ein dort Geborener oder Erzogener zu tun vermöchte, ja zu verstehen gegeben, daß, wenn man

in einem alten Schuppen, der sich auf dem Schloßhofs befindet und mit seiner Rückseite an jenen alten Turm stößt, an einer gewissen, ziemlich genau bezeichneten Stelle nachgraben wolle, man seinen Zweck wohl erreichen werde. Indes haben die späteren Besitzer von allen weiteren Nachgrabungen abgesehen.

883. Leipziger Schatzgeschichten.

Gräße, Bd. I, Nr. 424; Prätorius, Gazoph. Gaud., Leipzig 1667. 8.
S. 179, 183 ff.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts ließ jemand in seinem Keller in Leipzig nach einem Schatz graben, und als ihn die Gräber schon so weit gebracht hatten, daß er gehoben werden konnte, da ließ die besorgte Mutter ihren herzugerufenen einzigen Sohn nicht hinuntergehen. So bekamen sie nur 50 Taler, das übrige aber versank wieder bis zu der Zeit, wo er wieder reif wird.

Ein anderes Mal hat ein Geist die Magd etliche Male des Tags und Nachts gerufen, sie solle mit in den Keller hinabkommen, um einen Schatz zu heben. Das hat sie niemals tun wollen, der Geist aber hat nicht nachgelassen, sondern kommt nochmals bei Tage und ruft sie in den untersten Keller. Sie will nicht gehorchen; da bittet er sie, sie solle doch kommen; und wie sie abermals nicht will, trägt der Geist den Schatz aus dem Keller heraus und ziemlich auf die Treppe hinauf und tritt zu der Magd, die oben auf der Treppe steht und hinuntergehen will, und bietet ihr den Schatz an. Diese schreit greulich, daß alle Leute im Hause rege werden. Darüber ist der Geist so unmutig geworden, daß er eine gräßliche Gestalt annahm und die Magd heftig drückte, daß sie es lange Zeit nachher fühlte. Im übrigen ist das Geld auf der Treppe stehen geblieben und der Herr im Hause hat es zu sich genommen, das Gespenst aber hat die Magd hart gescholten, daß sie sich in ihr Glück nicht zu schicken gewußt, ihr und keinem andern sei das Geld beschieden gewesen.*

* Eine ganze Reihe von Schatzgeschichten aus Leipzig und der Umgegend sind gesammelt in den Leipziger Nachrichten von 1865 und auch in einem Separatabzuge besonders herausgekommen.

884. Ein Schatz rückt fort.

Gräße, Bd. I, Nr. 439; Prätorius, Der abenteuerliche Glückstopf, S. 335.

Während des Dreißigjährigen Krieges hat ein glaubwürdiger und vornehmer Leipziger Bürger viel Geld am Gewandgäßchen vergraben und den Ort sich sehr genau angemerkt und es dennoch nach Verlauf eines Vierteljahres nur mit großer Mühe wiederfinden können, weil es eine halbe Elle tiefer gelegen, als er es verscharrt hatte. Hätte man nun mit dem Nachsuchen eine längere Zeit angestanden, so würde der Schatz im Verhältnis des Fortrückens zuletzt in eine ganz andere Gasse geraten sein.

885. Gespenster stören Schatzgräber.

Gräße, Bd. I, Nr. 440; Prätorius, Der abenteuerliche Glückstopf, S. 477 ff.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts hat man zu Leipzig einen Schatz graben wollen und ist schon so weit gekommen, daß man unter den Kästen einen Hebebaum brachte und eine Erbkette darunter wegziehen wollte. Darüber haben sich nun verschiedene Gespenster gezeigt; bald ist das eine, bald das andere vorbeipassiert, bis sich endlich ein Kuckuck auf einem Baum präsentierte, der seinen gewöhnlichen Gesang anstimmte, also daß ein Anwesender zu sagen anfing: „Siehe, bist du auch da?“ Indem ist alles verschwunden und weggekommen.

Ein anderes Mal hat einem geträumt, wie er bei dem Kohlgarten an der Kapelle einen Schatz finden werde, er solle sich nur gewiß dahin aufmachen. Was geschieht? Er begibt sich hinaus und versucht in der folgenden Nacht sein Heil und findet just an dem Orte, von dem ihm geträumt, einen ziemlichen Topf voll. Davon steckt er etwas Erkleckliches zu sich, wie er sich aber nach einem Geräusche umsieht, wird er einer alten weißen Frau gewahr, so in der Tür stand und sich herausbeugte und sprach: „Was macht Ihr da?“ Wie er ihr aus Bestürzung geantwortet, ist auch alles außer dem, was er schon zu sich gesteckt, verschwunden gewesen.

886. Der Gewinneberg bei Taucha.

Gräße, Bd. I, Nr. 460; poetisch behandelt von Ziehnert, S. 109 ff.

In der Nähe des Städtchens Taucha bei Leipzig bei dem Dorfe Dewitz befindet sich ein ziemlich niedriger, mit Birken bepflanzt Berg, den man den Gewinneberg nennt und der wahrscheinlich seinen Namen von dem früher auf ihm stehenden, aber von den Hussiten (1430) zerstörten Schlosse Wyn führen mag. Allerdings erzählt man, derselbe sei von einem Ritter von Plözigk so genannt worden, der mit seinem Bruder in Feindschaft gelebt und denselben auf diesem Berge besiegt habe; allein dies ist ebensowenig wahrscheinlich, als daß derselbe seinen Namen seit dem bekannten Kriege der beiden sächsischen Fürstenbrüder Friedrich und Wilhelm führe, wo jene Begebenheit, daß ein geübter Büchsenhüt den letztern habe treffen wollen, von Friedrich aber abgehalten worden sei mit den Worten: „Schieß, wen du willst, nur meinen Bruder nicht,“ sich hier zugetragen habe. Wie dem auch sein mag, das Volk erzählt sich, daß auf diesem Berge ein großer Schatz verborgen liege, der nur alle hundert Jahre zu heben sei und an dem bestimmten Tage sich durch ein helloderndes Feuer, welches von dem Platze, wo er ruhe, weithin wahrgenommen werden könne, kundtue; bei demselben wache aber ein Geist, der auf folgende Art an ihn gebannt sei. Es hat einmal zu Taucha ein armer Tagelöhner gelebt, der zwar nur wenig verdienen konnte, allein mit dem, was ihm Gott beschieden, zufrieden war. Zu diesem ist eines Nachts ein Gespenst ans Lager getreten und hat ihn aufgefordert, ihm zu folgen, er wolle ihm zu großem Reichtum verhelfen. Er ist also aufgestanden und hinter dem Geiste durch die menschenleeren Gassen der Stadt hergewandelt, bis sie auf dem Gipfel des Gewinneberges ankamen. Dort hat ihm der Geist ein helles Feuer gezeigt, welches aus einer Grube aufschlug, und gesagt, er solle nur keck darauf losgehen, das Feuer werde ihm nichts anhaben, und solle den Kessel mit dem Schätze aus der Erde herausheben und getrost nach Hause tragen, sich aber hüten etwas daraus zu verschütten, weil sonst der Kessel zerpringen und sein ganzer Inhalt verloren sein werde. Außerdem gab er ihm auch noch eine kleine Schelle, die er ihn aufforderte um den Hals zu hängen, und sagte ihm, dieselbe werde jedesmal läuten, wenn er irgend etwas Gutes tun oder einen bösen Gedanken

aufgeben solle. Er selbst habe freilich denselben Schatz nicht gut angewendet, den er vor nun hundert Jahren gehoben, und habe nun bis diesen Augenblick dafür ruhelos umherwandeln müssen; er solle also ja auf den Warnungston hören, damit er nicht zur gleichen Strafe verdammt werde. Bei diesen Worten verschwand er, und der arme Tagelöhner schleppte seinen schweren Kessel mit vieler Mühe, aber glücklich nach Hause. Als er nun das viele Geld sah, wußte er vor Freude nicht wo aus noch ein, faßte die besten Vorsätze und nahm sich vor, so zu leben, daß es ihm nicht gehe, wie seinem unglücklichen Vorgänger. Vor allem beschloß er von seinem Reichthum eine Kirche zu bauen, und machte sich flugs ans Werk, und weil er gut zahlte, arbeitete alles mit Lust, und wo er sich nur sehen ließ, oder wo man sein Kommen am Ton jener Schelle hörte, kamen ihm alle Armen und Bedrängten entgegen, denn sie waren sicher, daß er ihnen Unterstützung brachte. Als aber mit der nahenden Vollendung des Baues auch der Schatz abnahm, da fing an der Geiz in das Gemüt des so schnell Reichgewordenen einzuziehen; er überlegte sich, daß er mit den Summen, die er auf das Gotteshaus und die Armen wendete, sich gute Tage machen könne, und so ward er bald ein Verschwender, und so freigebig er bisher gewesen, so geizig und hartherzig wurde er nun. Deshalb quälte er auch die Bauleute bis aufs Blut, und wenn sie die Schelle hörten, da wußten sie auch, daß ihr Peiniger nahe. Siehe, da geschah es, daß einst, als er mitten unter seinen Genossen bei reichbesetzter Tafel saß, ein furchtbares Gewitter heranzog, und während er am wenigsten daran dachte, da schlug ein furchtbarer Blitz herab, tötete ihn und zerstörte zugleich auch den noch nicht beendeten Bau; was ihm aber noch von jenem Schatz geblieben, das trugen die Geister wieder dahin zurück, wo er es gefunden hatte, und sein ruheloser Geist, der nun die Stelle des früheren Wächters eingenommen hat, geht klagend und seine Gegenwart durch Schellen verkündigend, jede Mitternacht auf dem Gewinneberg auf und ab und hofft auf Erlösung durch einen andern Unglücklichen, dem jener Schatz beschieden ist.

887. Die bestrafteu Schatzgräber zu Dörschnitz. **M**

Gräße, Bd. I, Nr. 224; Curiosa Saxon., 1744, S. 204 ff.; vgl. Hasche, Mag., Bd. III, S. 216 ff.

Unter dem Hügel an der kleinen Holzecke bei dem Dorfe Dörschnitz in der Nähe von Lommaßsch soll ein Schatz verborgen liegen; man hat zwar oft nachgegraben, aber nie etwas gefunden. So sind eines Tags ein Bauer aus dem genannten Dorfe P. H. und ein anderer aus Altommaßsch M. K. zu einer Hochzeit in Sieglitz gewesen, und da sie nun des Nachts heim und dort vorbeigegangen, hat einer dem andern Mut gemacht, sie wollten hier mit den Armen hineinwühlen und nach dem dort liegenden Schätze greifen, was auch geschehen ist. Des folgenden Tags aber, da sie ihren Rausch ausgeschlafen, haben beide gefunden, daß ihnen der Arm, mit dem sie in dem Berge gewühlt, aufgeschwollen und voller Blasen, auch Hals und Kopf aufgedunsen und dick gewesen, also daß sie sich am selbigen Tage fast nicht dürfen sehen lassen.

888. Vergrabene Schätze in und bei Dresden.

Gräße, Bd. I, Nr. 136.

Ehe der Marschall Gouvion St. Cyr, der bekanntlich von Napoleon vor der Schlacht bei Leipzig in Dresden zurückgelassen worden war, sich den vereinigten Russen und Osterreichern ergeben mußte (11. November 1813), ließ er angeblich die ganze französische Kriegskasse an vier Stellen sechs Ellen tief vergraben und es sollen auch alle diejenigen Personen, welche er dazu verwendet hätte, auf die Seite geschafft worden sein. Es sollen diese vier Schätze liegen in Dresden im Garten des ehemals Kämmererschen Hauses auf der Bauzner Straße (Nr. 26), hinter dem Waldschlößchen, wo ein Teil des französischen Lagers war, zwischen der frühern Simmigschen Schneidemühle und dem Kavallerieschießplatz, angeblich auf dem Gräßeschen Waldgrundstück an der alten und neuen Radeberger Straße, in der Nähe des Dorfes Cotta beim Schusterhause, und mitten auf der Chaussee ein Stück über das Chausseehaus hinaus auf der Straße

nach Königsbrück. Zurückgekommene Franzosen haben in den zwanziger und vierziger Jahren die Stelle hinter dem Waldschlößchen sehr eifrig wieder gesucht, aber nicht finden können.

889. Der Schatz im Burgwartsberge.

Gräße, Bd. I, Nr. 259; Pechholdt, Der Plauensche Grund.
Dresden 1842, S. 29.

Auf dem Burg- oder Burgwartsberge bei Pesterwitz hat ursprünglich eine Burg gestanden, von der jedoch nichts mehr übrig ist. In diesem befindet sich eine verzauberte Braupfanne von Gold. Als Zeichen eines hier verborgen liegenden Schatzes sieht man zuweilen ein Licht auf dem Berge. (Vgl. dazu die Sage Nr. 710.)

890. Der Schatz in der großen Mühle bei Rabenau.

Röhler a. a. D., Nr. 296.

In der großen Mühle, welche früher zum Rabenauer Schlosse gehörte und durch einen unterirdischen Gang mit demselben verbunden gewesen sein soll, war von Raubrittern ein großer Schatz verbannt, der nur von einem ganz unbescholtenen Mädchen von zwanzig Jahren gehoben werden konnte. Dieser Schatz wurde von zwei kleinen Schattenmännchen bewacht, welche von vielen Leuten gesehen worden sind. Diese Männchen besuchten das Mühlengebiet öfter, und sobald sie dasselbe betraten, blieben alle Werke stehen und waren nicht eher wieder in Gang zu bringen, bis die Schattenmännchen wieder fort waren. Sie nahmen ihren Rückweg jedesmal durch die zum Wasserbett führende Thür, gingen über letzteres weg und verschwanden bei dem daneben befindlichen Keller. Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden dieselben gesehen, und genau nach hundert Jahren sollen sie wieder erscheinen, wenn der Schatz inzwischen nicht gehoben wird.

Ein Mädchen, welches sich vorgenommen hatte, den Schatz zu heben, wurde von ihren Angehörigen gewaltsam daran verhindert,

die Mühle zu betreten, um sie vor Unheil zu bewahren; sie gebärdete sich wie wahnsinnig, so daß man sie anbinden und anschließen mußte; darauf verfiel sie in eine hitzige Krankheit und starb bald.

Ende des 18. Jahrhunderts soll ein Besitzer der Mühle, dessen Name vormals auch genannt wurde, mit Hilfe eines Geisterbeschwörers den vergrabenen Schatz auch zum Teile gehoben haben; dafür wurde er aber von den Geistern so geplagt und verfolgt, daß er die Mühle verkaufte und sich bei Dresden von dem Schätze ein großes, schönes Grundstück erwarb.

Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts ließen sich Geister in der Mühle sehen, welche den damaligen Besitzer überall so arg verfolgten und in Furcht setzten, daß er zuletzt in Wahnsinn verfiel.

891. Der Schatz im Schlosse zu Rabenau.

Röhler a. a. D., Nr. 297.

Vor mehr als zwei Menschenaltern standen von dem Rabenauer Schlosse noch mehrere Mauern und Gewölbe und auch ein Altan. Da erzählten alte Leute, frühere Raubritter hätten in dem Schlosse einen Schatz vergraben, welcher von einer großen, schwarzen Henne mit feurigen Augen versetzt oder verbannt sein sollte; diesen Schatz konnte nur derjenige finden, welcher eine gleiche Henne mit zur Stelle brachte. Die versetzte Henne ließ sich von Zeit zu Zeit sehen und scharrte und kratzte gerade auf der Stelle des Schloßhofes, wo der verbannte Schatz lag, verschwand aber jedesmal, wenn sich ihr ein Mensch näherte. Schon in früherer Zeit hat man fleißig Schatzgräberei im Schlosse unternommen und sogar bis Ende der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts allen Ernstes Schätze gesucht, aber stets ohne Erfolg.

892. Der Franzosenschatz im Glasergrunde (Sächf. Schweiz).

Dr. Linke in „Aber Berg und Tal“, Bd. VI, S. 217.

Dicht bei der Ottomühle im Glasergrunde (oberhalb der Schweizermühle) ist unter einem Felsen ein Schatz vergraben ge-

wesen. Das Loch ist jetzt noch zu sehen. Die Franzosen haben im Jahre 1813 den Schatz auf einem Wagen mit vier Rappen hingebraucht und vergraben und gebannt. Ein Mann aus dem Nachbardorfe hat einmal am hellen Tage, als er Wieden machen wollte, den Schatz plötzlich offen daliegen sehen. Derselbe bestand aus Silbermünzen in Gestalt eines Bienenkorbes. Der Mann wollte näher zu dem Schatze treten, wurde aber nicht hingelassen, sondern von einer unbekanntenen Gewalt zurückgehalten. Da wollte er das Bell hinwerfen; das ging aber nicht. Ebenso gelang es ihm nicht, barfuß hinzugehen, selbst nicht, als er Rasen auf den Kopf nahm. Er mußte fort und wurde sogar krank. Später ist er mit einem Freunde nochmals hingegangen, sie haben aber nur das leere Loch gefunden, und der Pastor hatte es dem Manne schon vorausgesagt, daß er das Geld nicht heben könne. Die Geschichte aber ereignete sich vor ungefähr 35 Jahren.

893. Schatzsagen vom Lilienstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 193; Melissantes, Curieuse Drogaphie, S. 565;
„Über Berg und Thal“, 2. Jahrg., S. 131.

Der Lilienstein, ein dem Königstein gegenüberliegender hoher Fels, der, von ferne gesehen, ganz von der Elbe umflossen zu sein scheint, ist früher bewohnt gewesen, wie man noch heute aus alten Steinmauern auf seiner Höhe sehen kann. Man erzählt sich, daß einige Personen, die aus Neugierde denselben betreten hätten, plötzlich einen Keller mit einer eingemauerten Türe vor sich gesehen, aus Furcht aber nicht hineingegangen wären, sich jedoch den Ort so genau angemerkt, daß sie ihn, wenn sie wieder zurückkehrten, eigentlich ohne Mühe hätten finden müssen. Gleichwohl haben sie später weder ihr gemachtes Merkmal, noch Ort, noch Keller wieder erkennen können. Es soll sich aber in demselben ein großer Schatz, eine ganze Braupfanne voll Dukaten befinden, der aber nur gehoben werden kann, wenn man eine reine Jungfrau opfert.

I. Einstmals hatten sich mehrere Schatzgräber zusammengefunden, um diesen Schatz zu heben; auch eine Magd aus Waltersdorf, die sich nicht gerade durch Klugheit auszeichnete, war durch Geld gewonnen worden, sich an der Schatzhebung zu beteiligen. Die Vor-

bereitungen waren getroffen, allen Beteiligten war zur Pflicht gemacht worden, kein Wort zu sprechen, was auch kommen möge, sonst wäre der Zauber vereitelt. Nachdem die Beschwörung ihren Anfang genommen hat, erscheint ein Tier mit feurigem Rachen, auf dessen Zunge der Schlüssel zum Schätze liegt. Das Mädchen soll den Schlüssel herausnehmen. Da ruft sie, jene Mahnung vergehend, plötzlich aus: „Ach Herrjeses!“ Und im Nu verschwindet die Gespenstererscheinung, und die Schatzgräber werden nach allen Richtungen hin auseinandergeschleudert; der eine flog nach Ebenheit, der andere nach Königstein, der dritte nach Waltersdorf usw., wo man sie am anderen Morgen, zwar unbeschädigt, liegen fand. Die Magd kam mit dem Schrecken davon; sie hat noch lange Zeit in Waltersdorf gelebt und mit Grausen von jener Nacht erzählt.

II. Ein andermal ist eine arme Frau aus Waltersdorf mit ihrem Kinde auf den Lilienstein in die Beeren gegangen. Da bemerkt sie plötzlich am Berge eine offene Türe und sieht in dem Gewölbe, welches diese verschließt, eine Menge Goldhaufen liegen; sie setzt also das Kind auf einen dabeistehenden goldenen Tisch, rafft emsig so viel von den Haufen, als sie in ihrer Schürze fortbringen kann, auf und eilt damit, ihr Kind zurücklassend, nach dem draußen stehenden Korbe. Als sie aber umkehrt, findet sie die Türe nicht mehr und muß also auch ihr Kind als verloren ansehen. Nach Verlauf eines Jahres geht sie aber an demselben Tage und zu derselben Stunde wieder an den nämlichen Ort, findet auch die Türe wieder und erhält auch ihr Kind unverfehrt, welches auf dem Tische mit goldenen Äpfeln und Birnen spielt, gleichsam als wäre seitdem nur ein Augenblick verfloßen, zurück.

894. Der Schatz in der Kirche zu Eschdorf.

Gräbe, Bd. I, Nr. 158; J. R. Seidemann, Eschdorf und Dittersbach, Dresden 1840, 8, S. 15.

In der Kirche zu Eschdorf, einem drei Stunden von Dresden und $1\frac{1}{2}$ Stunde von Pillnitz gelegenen Dorfe, befindet sich in der Vorderhalle quer vor der Türe im Schiffe eine Gruft, von der erzählt wird, es ruhe hier ein früherer Besitzer aus der Riesewetter-

schen Familie, der einen Schatz mit ins Grab genommen habe; man dürfe aber die Gruft nicht eher öffnen oder den Schatz heben, als bis durch Alter der Kirche oder durch irgend einen sie treffenden Unglücksfall ein Neubau derselben notwendig werde, der dann von diesem Schatze bestritten werden solle.

895. Der Schatz in den Leichwiesen bei Arnsdorf.

Mitgeteilt von Kantor Störzner, Arnsdorf.

Wie eine Sage berichtet, soll in der Nähe der Leichwiesen, da, wo die Landstraße, die von Arnsdorf über Wallrode nach Radeberg führt, die Bahnlinie Arnsdorf—Ramenz kreuzt, in den frühesten Zeiten ein Kloster gestanden haben. Freilich, geschichtliche Nachweise sind nirgends zu finden. Doch die Sage weiß ferner von einem großen Schatze zu erzählen, der hier in der Erde vergraben liegen soll. Derselbe wäre der alte Klosterschatz. Er bestehe aus einer großen Braupfanne, gefüllt mit allerlei Gold- und Silberstücken. Ein graues Männchen, das dahin verbannt sei, hülte denselben und werde dem, der es erlöse, den ungeheuren Schatz aus Dankbarkeit zur Belohnung geben. Freilich, hierzu ist nur aller 100 Jahre ein einziges Mal Gelegenheit gegeben, und wer zur selbigen Stunde dort vorüberkommt, kann den Klosterschatz heben. Das graue Männchen wird ihn dann führen. Wenn der Glückliche es fertig bringt, nicht zu sprechen, was auch vorgehen mag, dann schlägt für das graue Männlein die Erlösungstunde. Und wer daselbe erlöst hat, der wird reichlich belohnt. Die Gelegenheit hierzu ist noch jetzt geboten, denn das graue Männchen soll auch heute noch auf seinen Retter sehnsuchtsvoll warten.

Einem früheren Besitzer des Arnsdorfer Erbgerichts ist in der Nähe der Leichwiesen folgendes begegnet:

Der Landrichter, so nannte man in früheren Zeiten den Erbgerichtsbesitzer, war in Amtsgeschäften nach Radeberg geritten. Im hellen Mondenscheine trat er den Rückweg an. Als er in die Nähe der Leichwiesen kam, scheute sein Pferd und wollte nicht mehr vorwärts. Alles Zureden half nichts. Darüber verwunderte sich der Landrichter sehr und suchte die Ursache zu ergründen. Da bemerkte er, wie neben dem Pferde ein tischhohes Männchen, gehüllt in ein

graues Mönchsgewand, stand. Das wunderfame Mönchlein schmiegte sich förmlich an das Pferd und streckte bittend seine Hände zu dem Landrichter empor und sprach: „Erlöse mich! Du kannst es, wenn du willst. Folge mir mutig, nur sprich kein Wort, was dir auch widerfahren mag. Mich wirst du dadurch erlösen. Meines Dankes bist du gewiß. Ich werde dich unermesslich reich machen!“ — Der Landrichter, sonst ein beherzter Mann, verspürte aber keine Lust, dem dringenden Wunsche des grauen Mönchleins nachzukommen. Er gab vielmehr dem Pferde die Sporen, so daß sich dieses hoch aufbäumte und im rasenden Galopp auf der Landstraße dahinstürmte. Dem Landrichter entging es nicht, wie es mitten auf der Straße funkelte und glitzerte. Dieselbe war mit Gold- und Silberstücken förmlich überstreut. Nach kurzer Zeit erreichte der Landrichter das Dorf und begab sich zur Ruhe. Freilich konnte er lange keinen Schlaf finden, denn er sah noch im Geiste das bittende Männchen vor sich. Als der Landrichter am Morgen erwachte, dachte er sofort wieder an sein Erlebnis am Abend vorher. Die Neugier trieb ihn mit Tagesgrauen hinaus zu den Leichwiesen. Er wollte sehen, ob das Gold noch auf der Landstraße liege. Dieses war allerdings verschwunden, aber da, wo das Pferd mit den Hufen das Gold berührt hatte, lag es noch auf der Straße. Der überraschte Landrichter hob es auf. Es waren echte Gold- und Silberstücke. Als er heimkam und in den Pferdestall trat, sah er auch hier noch einige Goldstücke liegen, die er ebenfalls zu sich nahm. Diese aufgehobenen Gold- und Silbermünzen sind lange im Besitze der Urnsdorfer Landrichter gewesen. Sie haben ihnen viel Glück und Segen gebracht, dazu unermesslichen Reichtum. Die Landrichter Urnsdorfs waren die reichsten Leute in weitester Umgegend.

896. Die vergrabene Kriegskasse im Karswalde. 0

Mitgeteilt von Kantor B. Störzner, Urnsdorf.

Als die Franzosen im Sommer des Jahres 1813 ein befestigtes Lager bei Filschbach hatten, führten sie auch eine Kriegskasse bei sich und viele Silber- und Goldgeräte eines Fürsten. Diese Kriegskasse wurde nebst anderen Schätzen von den französischen

Offizieren auf einer einsamen Waldwiese im nahen Karswalde, der den Lagerplatz der Franzosen im Nordwesten begrenzte, zur größeren Sicherheit vergraben. Nun mußte aber ganz plötzlich das französische Lager wegen Annäherung eines ungleich größeren russischen Heeres abgebrochen werden. In der Eile vergaß man, die vergrabene Kriegskasse nebst den anderen Schätzen mitzunehmen. Das Vergessene später nachzuholen war nicht mehr möglich, weil die Franzosen vor der Übermacht der Verbündeten immer weiter zurückweichen mußten. Darum haben denn schon vor vielen Jahren Leute, die den Ort ganz genau zu wissen meinten, es versucht, auf jener einsamen Wiese nach der Kriegskasse zu graben. Doch ihr Vorhaben wurde stets vereitelt, denn ein großer, schwarzer Hund mit unheimlich funkelnden Augen bewachte den Ort und hätte den, der sich in seine Nähe gewagt, sicherlich zerfleischt, so daß er nimmer davongekommen wäre. Einem alten Waldarbeiter gelang es einst aber doch, daselbst zu graben, denn der Hund mochte seinen Posten eine Zeitlang verlassen haben. Nur wenige Minuten hatte der Glückliche in der Erde herumgewühlt, da quoll es plötzlich hervor wie Gold- und Silberschaum. Der gesuchte Schatz war gefunden. Schon wollte der glückliche Schatzgräber die Hand danach ausstrecken, da hörte er von drüben her ein furchtbares Bellen. Zähnefletschend kam der Wächter der Kriegskasse, jener unheimliche Hund, herbeigefprungen. Da gab es für den Schatzgräber kein langes Bestimmen mehr. Nur durch eilige Flucht konnte er sein bedrohtes Leben retten. Doch ohne jeglichen Lohn sollte seine Bemühung nicht geblieben sein. An der Hacke war von jenem Gold- und Silberschaume immerhin so viel hängen geblieben, daß der Mann auf viele Jahre hinaus ein sorgenloses Leben führen konnte. Alte Waldarbeiter glauben mit großer Bestimmtheit an das Vorhandensein der vergrabenen französischen Kriegskasse. Bis heute aber hat sie noch niemand wieder aufgefunden.

897. Der Schatz im Kapellenberge bei Schmiedefeld.

Mitgeteilt von Kantor B. Störzner, Urnsdorf.

Im Innern des Kapellenberges ruht ein unermesslicher Schatz, bestehend aus Gold und Edelsteinen. Derselbe wird von einem

graubärtigen Männlein, einem Mönche, wie die Leute sich erzählen, bewacht. Der Schatz ist in einem hohen Gewölbe aufbewahrt, zu dem ein langer und weiter Gang führt. In manchen Nächten, wenn der Vollmond sein Licht über die Fluren ausgießt, ist der Eingang zu diesem unterirdischen Gewölbe am Berge deutlich sichtbar. Wer ihn sieht, dem ist der Weg zum Glücke geöffnet. Von den aufgehäuften Schätzen kann er dann nehmen, soviel er nur will, nur darf der Glückliche kein Wort sprechen, sonst schwindet der Schatz vor seinen Augen. — Vor Jahren, als noch die Postwagen zwischen Dresden und Bauzen verkehrten und die hellen Klänge des Posthorns in Schmiedefeld gehört wurden, wo die Reisenden kurze Rast zu machen pflegten, geschah es in einer mondhellen Frühlingsnacht, daß einem Postknechte, der eben am Kapellenberge vorüberfuhr, vom Berge her ein graubärtiges Männchen winkte. Der Postknecht hält die Pferde an, und da gerade niemand im Postwagen sitzt, steigt er vom Bocke herunter und geht beherzt auf die ihm winkende Gestalt zu. Ein kleiner Mann in brauner Mönchskutte fordert ihn auf, ihm zu folgen, aber auf dem Wege hin und zurück kein Wort zu sprechen. Es werde sein Glück sein. Das Männlein geht voran, furchtlos folgt ihm der Postknecht. Da öffnet sich plötzlich der Berg. Ein weiter und hellerleuchteter Gang liegt vor ihnen. Beide treten ein. Von den Wänden und der Decke des Ganges flimmert und glitzert es in wundervollem Glanze. Der Gang endet in einem hohen und weiten Gewölbe. Hier sind Goldstücke und Edelsteine in riesengroßen Braupfannen aufbewahrt. Der staunende Postknecht erhält nun die Weisung, nur zuzugreifen. Das tut er auch und füllt seine Taschen mit Goldstücken und Edelsteinen. Dann aber springt er vor freudiger Erregung auf das graubärtige Männlein zu, erfaßt dessen eiskalte Hand und ruft überglücklich aus: „Ich danke euch!“ Doch, o weh! Da geschieht plötzlich ein donnerähnlicher Krach. Der Mönch verschwindet und stößt Alagerufe aus. Das ganze Gewölbe erbebt und die Erde erzittert. Der Postknecht aber wird von unsichtbaren Händen erfaßt und fortgeschleudert, so daß er besinnungslos am Boden liegen bleibt. Als der Unvorsichtige aus seiner Ohnmacht erwachte, lag er draußen am Berge auf einem Feldrande. Jenseit des Grabens standen ruhig die Pferde mit dem Postwagen. Seine Glieder schmerzten furchtbar und mit vieler Mühe erkletterte er seinen Rutsch-

bock. Dann fuhr er in das Dorf hinein, wo man ihn längst erwartet hatte. Aber das Erlebte schwieg er. Am andern Morgen fand er in seinen Taschen anstatt der Edelsteine und Goldstücken Lehmklumpen und kleine Feldsteine. So hatte der arme Postknecht durch seinen wohlgemeinten Dank das ihm so nahe Glück verscherzt. Er ist seit jener Nacht noch oftmals am Kapellenberge vorübergefahren, aber den Gang zu dem im Berge verborgenen Schatz hat er nicht wieder gesehen.

898. Ein Schatz glüht im Lämmerbüschel bei Berthelsdorf.

Meiße, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, Nr. 49.

Ein junger Mann aus Berthelsdorf ging einst in mondhellere Nacht auf den Anstand und postierte sich in dem Lämmerbüschel zwischen Rückersdorf und Berthelsdorf. Als er so wartete, erglühete mit einem Male der ganze Busch, und zwar mit solcher Gewalt, daß der Mann glaubte, der ganze Busch brenne. Da er jedoch bald merkte, daß dies nicht der Fall war, ergriff ihn ein panischer Schrecken, und zitternd eilte er ins Dorf zurück. Man weiß aber, daß in diesem Lämmerbüschel ein Schatz vergraben liegt, dessen Hüter in früherer Zeit den Menschen, die in sein Revier kamen, aufhockte und sich von ihnen fortschleppen ließ.

899. Die Schatzgräber am Gohsdorfer Raubschloß.

Meiße, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, Nr. 47.

In dem schönen Ochelgrunde, wo die Schwarzbach in die Sebnitz fällt, liegen auf einer ziemlich steilen Anhöhe die spärlichen Trümmer einer kleinen Burg, des sogenannten Gohsdorfer Raubschlosses, des alten Schwarzberges.

Von ihren Rittern erzählt uns die Sage, daß es ein wildes, raublustiges Geschlecht gewesen sei, das deshalb weit und breit verhaßt war. Diese adeligen Strauchdiebe waren sogar genötigt, ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufzuschlagen zu lassen, um den Feinden den Zugang zu ihrem Raubneste zu verbergen.

Endlich gelang es aber doch, ihnen das schmähliche Handwerk zu legen und die Burg von Grund aus zu zerstören. Nur den großen Schatz gestohlenen Goldes vermochte niemand aufzufinden.

Deshalb machten sich einst zwei Ulbersdorfer Bauern, Friedemann und Maazens Töffel, zur Mitternacht auf nach dem Raubschlosse. Das Zauberwort kannten sie und gruben wacker drauflos. Da auf einmal blendet sie ein helles Licht. Voller Freuden rufen sie: „Der Schatz, der Schatz!“ Doch zu ihrem Schrecken gewahren sie gleich darauf einen hohen Galgen über ihren Häuptern, auf dem ein Hahn laut zu krähen beginnt, neben ihnen aber meckert ein schwarzer Ziegenbock. Da graust es ihnen, und sie fliehen zum Dorfe, immer verfolgt von dem wütenden Bocke. Ganz braun und blau gestoßen langen sie zu Hause an. — Die Tiere aber sollen die Geister eines Juden und seiner Tochter sein, die von dem letzten Ritter erschlagen wurden und in solcher Gestalt den ihnen geraubten Schatz bewachen.

900. Der Schatz in der ehemaligen Bochfärbe zu Sebnitz.

Meiche, Sagenbuch, Nr. 48.

Wo jetzt das neue Postgebäude in Sebnitz errichtet worden ist, da stand vor alters ein weitläufiges Holzhaus, die sogenannte Bochfärbe, das bei dem großen Feuer 1854 in Flammen aufging.

In jenem Hause nun hatten zwei alte Eheleute, die gewöhnlich auf dem oberen Hausgange ihre Wolle trieben, schon oft ein kleines Männlein in brauner Kutte vom Boden über die Treppen herabsteigen sehen. Dasselbe verschwand regelmäßig in der Nähe eines uralten Herdes, den niemand mehr benützte. Auch sah man dort gar oft glühende Kohlen liegen, ein sicheres Zeichen, daß an dem Orte ein Schatz verborgen. Der Hauswirt Schöne ging deshalb zu einer klugen Frau, die ihm riet, mit Hilfe seiner beiden Brüder und einer reinen Jungfrau, namens Anneliese, den Schatz zu heben. Doch sollten sie tiefes Schweigen bewahren. Wirklich waren sie auch so glücklich, einen großen Kessel mit Gold aufzugraben; aber eben als sie ihn herausheben wollten, rief die Anneliese:

„Was kommt denn da für ein braunes Männel?“ Im Nu war der Kessel verschwunden, und die Schatzgräber standen vor dem leeren Loch. Den braunkuttigen Geist hat man seitdem nie mehr gesehen.

901. Die siebente Buche auf dem Gipfel des Waltenberges.

(Wilk.) Der Waltenberg und seine Sagen.

Auf der Höhe des Waltenberges umrauschen eine Anzahl hochstämmiger Buchen den grauen Steinturm. Welche ist wohl der Zahl nach die siebente Buche da droben? Weißt du auch, warum ich so frage? Wenn nicht, so höre! Den vielbegehrten und oft genannten Schatz des Waltenberges birgt eine Höhle, welche durch eine Tür verschlossen ist. Aber der letzteren lagern Erdboden und Steine. Träfe auch jemand durch Zufall auf jenen Eingang, so gelangte er deshalb doch noch nicht in das unterirdische Gemach, wenn er nicht den goldenen Schlüssel dazu besitzt. Dieser aber hängt an der siebenten Buche droben auf des Waltenberges Gipfel, ist aber nur am Johannistage daselbst zu finden. Ein Sucher wollte ihn einst bemerkt haben. Er vermaß sich hoch und teuer: „So wahr die Sonne dort oben steht, ich habe ihn gesehen!“ Gelüftet's dich nach dem verborgenen Schätze, so nimm den Schlüssel von der Buche herab, aber hüte dich vor dem Bösen, denn er hat wohl acht auf das vergrabene Gold, und die siebente Buche ist überhaupt sein Eigentum. Hast du Mut, so erschließe dann die geheimnisvolle Pforte. Wenn dich der Satan, der auf blitzgeschwindem Rosse zur Stelle sein wird, ungehindert hineingehen läßt, so bist du reich, denn ungeheure Summen Geldes, die dort aufgespeichert ihrer Hebung harren, sind dein. Bist du aber nicht rein von Schuld und Frevel und hat so der Böse bereits Teil an dir, so laß den goldnen Schlüssel unangetastet droben hängen in der Buche Geäst. Dein Beginnen brächte dir sonst den Tod.

902. Der Schatz in der Waltenburg.

El. König im N. Lauf. Mag., 1886, S. 66; Meiche a. a. D., Nr. 51.

Auf dem Waltenberge stand einst die Waltenburg. Eine Mauer umzog die Feste. Durch das schmale Thor und den kleinen Hof kam man in ein großes Gemach, wo Nacht und Finsternis herrschten. Aber in der Tiefe stand ein Tisch mit vielen strahlenden Kerzen. Wände und Decken glitzerten und spiegelten, weil jedes Plätzchen mit Kristall und edlem Gestein behangen war. Unter dem Tisch lag ein großer Haufen Gold. Das Merkwürdigste war ein schwarzgrüner Block, auf dem ein Vogelfuß mit großen Krallen deutlich hervortrat. Dieser geheimnisvolle Zauber liegt noch umgeworfen in einer Ecke; aber dereinst, wenn Dresden und Bautzen werden untergehen, wird sich der Stein von selbst aufrichten, und dann wird die versunkene Burg wieder in altem Glanze hier auf dem Berge thronen. Ein Stein mit einem großen Entenfuße bezeichnet die Stätte, wo zuzeiten der Berg sich öffnen und Thor, Hof und Gemach sich zeigen sollen. Der alte Rothsch in Neustadt hat dies alles gesehen, sich aber aus Furcht vor dem Zauber nicht hineingewagt. (Vgl. Nr. 32.)

903. Die Goldgrotte auf dem Waltenberge.

(Pilk.) Der Waltenberg und seine Sagen.

Es war Karfreitag. Vom Chor der Kirche erklang die heilige Passion, als eine arme Frau, die ihr zweijähriges Knäblein auf dem Rücken trug, über den Waltenberg wanderte. Sie kam aus dem böhmischen Orte Hielgersdorf, wo sie Handelsgeschäfte erledigt hatte, und ging nach Neukirch, ihrer Heimat, zurück. Unweit des Berggipfels gewahrte sie plötzlich eine Öffnung in einem Felsen neben dem Wege. Neugierig lugte sie hinein. Der Spalt bildete den Eingang zu einer Höhle. Kein lebendes Wesen ließ sich drin bemerken. Nur die Wände glitzerten und funkelten wie buntes Feuer. Unten seitlich stand ein mächtig großes Gefäß, eine kupferne Braupfanne, gefüllt mit Goldstücken bis zum Rande. „Welch Glück!“ jubelte die Frau. Sie hatte die Goldgrotte gefunden, von der ihr in stiller Dämmerstunde einst erzählt worden war. Nun

lag die Zukunft rosig vor ihren Augen. Mit einem Schläge schien sich jetzt ihre bisherige Armut in Reichtum verwandeln zu wollen. Zitternd vor Freude trat sie ein, setzte ihr Anblein auf den Boden der Grotte nieder und raffte hastig so viel der blanken Goldstücke zusammen, als ihre Schürze nur zu fassen vermochte. Dann eilte sie hinaus und schüttete das Gold vor dem Fels aus. Noch zwei andere Male betrat sie die Höhle, jedesmal eine gleiche kostbare Last hervorschleppend. Als sie aber zum dritten Male die Grotte verließ, hörte sie hinter sich einen Donner Schlag. Sich umblickend gewahrte sie, daß sich der Fels geschlossen hatte. Vergebens suchte sie nach rechts und links, bergauf- und bergabwärts nach einem Zugange. „Mein Kind, mein Kind will ich nur noch holen,“ jammerte die Mutter, „o öffne dich nur noch ein einziges Mal, starrer Felsen, und gib mir meinen Liebling heraus! Kein Stück von deinem Golde will ich dann mit mir hinwegnehmen!“ Doch ihr antwortete nur kaltes Schweigen. Drüben von Steinigtwolmsdorf her erklangen leise die neun Schläge der Betglocke. Schmerz bewegt sank die Frau in die Knie. Da erinnerte sie sich, daß Großmütterlein bei der Erzählung von der Goldgrotte des Waltenberges stets auch gesagt hatte:

„Bist du nicht reinen Herzens,
So bringt es dich in Not;
Wohl Schätze wirst du finden,
Doch aber auch den Tod!“

So war die Strafe für ihre Habsucht nun hereingebrochen. Der Mutter war das Söhnlein, ihr bestes Kleinod auf dieser Welt, entrisen. Wehklagend dachte die Armste endlich an den Heimweg. In ihrer Schürze nahm sie einen Teil des Goldes mit, das übrige verbarg sie unter Waldstreu, Gießt und Steinen. Erst gegen Abend erreichte sie ihre Wohnung. Unter lautem Schluchzen berichtete sie ihrem Manne, was sie verloren und was sie gefunden habe. Der Gatte war geblendet von dem Glanze des nie besessenen Goldes. Der Gedanke an das sorgenlose, prächtige Leben, das ihm nun bevorstand, machte ihn den Verlust des Kindes vergessen. Anders die Mutter. Von ihren Augen wich der Schlaf. Frühzeitig weckte sie am andern Tage den Mann. Nachdem der mitgebrachte Schatz sorgfältig im Keller versteckt worden war, brach man auf, um auch das andere Gold einzuheimsen. Es lag noch am nämlichen Orte.

Der Mann lud es in einen mitgebrachten Karren. Währenddessen suchte die Frau mit blutendem Herzen nach dem Eingange. Er war nicht zu finden. Der Felsen blieb geschlossen. Schweigend schritt die Bekümmerte auf dem Heimwege neben dem Gatten einher. Des lehtern liebevolle Worte von den Sorgen, welche oft selbst die besten Kinder den Eltern bereiten, und von den Unnehmlichkeiten, die der Besitz des Geldes doch allenthalben schaffe, spendeten ihr keinen Trost. Je näher die beiden dem Dorfe kamen, desto leichter schien der Karren zu werden. Daheim angelangt, ersahen sie mit Schrecken, daß sich nichts als welches Laub auf dem Wäglein befand. Auch die Goldstücke im Keller waren verwandelt. Dort lag nur ein Haufen wertloser Scherben. Wer beschreibt die Enttäuschung und den Arger des Mannes, wer die Wehmut der Frau? Letztere erkannte ihre Schuld und suchte dieselbe durch allerlei fromme Bückungen zu sühnen. An jedem Festtage pilgerte sie hinauf nach dem Waltensberge, um vielleicht doch ihr verlorenes Glück wiederzuerlangen. Und ihr Sehnen sollte gestillt werden. Am nächsten Karfreitage, als wiederum vom Chor der Kirche die heilige Passion gesungen wurde, fand die Hoffende auch die Pforte zur Goldgrotte wieder geöffnet. Wonnetrunken eilte sie hinein. Alles war noch wie vorm Jahre. Die goldgefüllte Braupfanne stand noch am selben Orte, und am Boden, wo sie es verlassen, saß auch ihr holdes Knäblein, unverfehrt und spielend mit einer lichten Engelsgestalt, welche der Eintretenden mit einem Lilienstengel schelmisch drohte und dann verschwand. Die Mutter drückte den wiedergewonnenen Liebling an ihre Brust und stürmte mit ihm hinaus. Nicht dachte sie mehr an Gold und Wohlleben — ihr Mutterherz erfüllte die höchste Seligkeit; sie schwelgte nur in dem einen Gedanken: „Das Kind, das teure Kind ist wieder mein!“ Aus dem Knaben wurde ein stattlicher und frommer Jüngling, der sich durch Fleiß und Arbeit sein Glück zu erringen suchte. Lebenslang aber erfüllte ihn eine unüberwindliche Abneigung gegen den Waltensberg. Nie begab er sich mit seinen Gefährten dorthin, und wenn ihm jemand von den Schätzen erzählte, die in dem Berge liegen sollten und die man auf geheimnisvolle Weise durch Zauberspruch heben könnte, da schüttelte er ernst den Kopf und mochte nichts davon wissen.

904. Ein Geizhals schläft sieben Jahre im Baltenberge.

Cl. König im N. Lauf. Mag., 1886, S. 70; Meiche, Sagenbuch, Nr. 63.

Es war einmal ein geiziger Filz, der schleppte am Silvester Klöcher mit seinem Pferde auf dem Baltenberge. Plötzlich hörte er ein Ragen und Sägen, und als er nach der Höhe sah, woher der Lärm kam, erblickte er eine weitgeöffnete Pforte. Schnell band er das Pferd an den nächsten Baum, und dann lief er in den hell erleuchteten Goldkeller, um sich etwas von den Reichthümern zu holen. Wie staunte er, als er eintrat. So schön und prächtig hatte er es sich doch nicht gedacht. „Greif zu! Niemand sieht es!“ so ermunterte ihn das eigene Gewissen, und er wollte zugreifen. Da gewahrte er, daß in dem anstoßenden Saale noch köstlichere Schätze glitzerten. Er trat hinzu und konnte sich nicht satt sehen. Endlich erraffte er sich; er füllte seine Taschen, und dann ging er zurück, um den Ausgang zu suchen. An seiner Statt kam aber immer eine neue Grotte. Endlich schimmerte in der Ferne der Tag; aber in demselben Augenblicke erschreckte ihn ein lauter Krach; er fiel zu Boden, und die Lichter verlöschten. Er tappte herum, er rief, er weinte, er gelobte, ein guter Mensch zu werden; er legte die eingesteckten Kostbarkeiten behutsam neben sich; aber der Berg hatte kein Erbarmen. Er beiehlt den Gefangenen und schenkte ihm endlich Ruhe und Schlaf. Als der Bauer erwachte, da war's ihm, als höre er fernes Geläute. Andächtig lauschte sein Ohr; sein Herz erhob sich in inbrünstigem Gebete, und seine Augen — konnte er es glauben — sahen den hellen Tag. Er lief hinzu, er stand wieder im bekannten Walde, aber Pferde und Stämme waren verschwunden. Als er in das Dorf kam, gingen die Leute aus der Kirche heim; es war Ostern. Er hatte gerade sieben Jahre drei Monate geschlafen. So manches hatte sich während dieser Zeit verändert; sein Weib war gestorben, und sein Sohn führte die Wirtshaft. Er lebte noch viele Jahre und hat seine Leidensgeschichte viele Male erzählt, dieselbe aber immer mit der Mahnung geschlossen: „Wir müssen Gott mehr fürchten, lieben und vertrauen, als dem Gelde.“

905. Der Schatz am Niederhofe zu Neukirch.

Pilk, Neukirch a. Hohwalde, S. 85.

Bei der halbverfallenen, von schwarzem Holunder umwucherten Mauer des Niederhofes soll ein Schatz vergraben liegen, dessen Gold zu gewisser Zeit mit trügerisch glänzendem Scheine funkelt (oder „spielt“, wie der Volksmund sagt). Als das alte von Friedrich von Burckersrode erbaute Herrenhaus, das von den späteren Guts-herrschaften nicht mehr bewohnt wurde, noch stand, mußte eine Magd in einer Kammer desselben ihre Schlafstätte nehmen. Dort sind ihr in drei aufeinanderfolgenden Nächten drei grüne Männer erschienen und haben sie unendlich gebeten, mit ihnen zu gehen und den Schatz zu heben. Wenn sie dies nicht tun wollte, wären sie gezwungen, denselben weitere hundert Jahre zu bewachen und dürften erst nach Verlauf dieser Zeit wiederum eine unschuldige Menschenseele um Erlösung wie diesmal anflehen. Am dritten Tage befragte die Magd den Geistlichen um Rat. Dieser befahl ihr, bei wiederholtem Besuch der Schattengebilde die bekannten Worte zu sprechen: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!“ Als in derselben Nacht die Gestalten zum dritten Male sich bittend nahen, redete sie das Mädchen mit jenem Spruche an. Doch in ruhiger Gelassenheit antworteten alle drei sich verneigend: „Wir auch!“ — Die weibliche Furchtsamkeit vermochte sich jedoch nicht zu überwinden, und so sind die Männer mit traurigem Antlitz geschieden; der Schatz aber liegt heute noch an jener unheimlichen Stelle. Viele wollen seines Goldes Glitzern schon gesehen haben, wenn es in dunkler Nacht, einem umgekehrten Roßschweife gleich, emporsprüht und dann wieder versinkt.

906. Der Schatz im Kirschauer Raubschlosse.

Gräbe, Bd. II, Nr. 861; Scholz bei Klar a. a. D., S. 89 ff.;
Gräbe, S. 145 ff.

Südlich von Budissin, ungefähr 2 $\frac{1}{2}$ Stunde, liegt in reizender Gegend unfern des Dorfes Kirschau auf einer Anhöhe die Ruine

der alten Raubburg Rirschau. Am meisten tritt von den noch vorhandenen Mauerüberresten das Haupttor nach der Burg hervor, dessen Höhe jetzt freilich kaum noch vier Ellen beträgt, da die Schwelle wohl ebenso tief mit Schutt bedeckt ist. In diesen Ruinen ist es zu Anfange des Frühjahres und Herbstes angeblich nicht ganz geheuer, denn man will zu dieser Zeit dumpfes Gemimmer, starkes Waffengeklirr, heftiges Kettengerassel, aber auch gellendes Gelächter, wilden Sang und lauten Becherklang hier gehört haben. Seltener ist aber etwas zu sehen gewesen, doch haben sich auch furchtbare verummte Gestalten erblicken lassen, welche im Schlosse die Runde machten und dann plötzlich wieder verschwanden. Mehr als dies alles hat schon seit Jahrhunderten die Aufmerksamkeit manches Bewohners der Umgegend ein eiserner Kessel auf sich gezogen, welcher tief unter den Trümmern des alten Raubschlosses ruht und einen unermeßlichen Reichtum an Gold und Edelsteinen birgt. Obgleich gedachter Schatzkessel von mächtigen Geistern bewacht wird, nämlich von einem schwarzen furchtbaren Ritter mit einem blutroten Helmbusch auf dem Haupte und einem mächtigen, von Menschenblut rotgefärbten Schwerte in der Hand, und von einem nimmer-schlummernden Falken mit eisernem Schnabel und panzerfestem Gefieder angetan, so ist es doch nicht im Bereiche der Unmöglichkeit, ihn zu heben und dann zu seinem Nutzen anzuwenden. Derjenige, welcher den Schatz heben will, muß in der Nacht vom 22. zum 23. Februar — Petri Stuhlfeier — geboren sein, am Tage Petri Kettenfeier oder den 1. August in drei aufeinanderfolgenden Jahren das heilige Abendmahl genossen haben, und sich genau die Zauberformel merken, welche ihm in der heiligen Christnacht träumen wird. Dies ist aber noch nicht alles. Der vom Schicksal zur Erhebung des Schatzes Bestimmte hat nun in der Nacht von Petri Kettenfeier sich auf die oben angegebene Landstraße von Budissin hinter dem Dorfe Postwitz zu begeben, einen schwarzen Kater, eine schwarze Schlange und einen schwarzen Hahn allda zu schlachten, das Blut mit Bilsenkrautafche zu vermischen, sich damit Gesicht und Hände zu waschen und dann dreimal die Zauberformel nach der Burgruine zu aussprechen. Hierauf wird ein Wunder geschehen, und alles, was ihm befohlen wird, muß er verrichten, wenn er nicht den Schatz wieder verschwinden oder gar sich gemißhandelt oder verstümmelt sehen will.

Noch ist der Schatz nicht gehoben, trotzdem daß zweimal Versuche dazu gemacht worden sind, die aber beide schlecht abliefen.

Im Jahre 1602 wagte es ein Bauer, mit Hilfe seines Sohnes diesen Schatz zu heben, und begann auch die Beschwörung, welche nach Aussage seines Sohnes insoweit glückte, daß sich der Berg öffnete und der Kessel sichtbar wurde; allein da der gute Landmann von der Zauberformel etwas vergessen hatte oder dieselbe nicht gehörig aussprach, erschien ein schwarzer furchtbarer Ritter mit blutrotem Helmbusch, Feuer flackerte aus der Erde, und eine schauerhafte Stimme rief: „Wehe, wehe dir und deinen Taten!“ Ein Donnerschlag erfolgte, der Schatz verschwand, der Sohn ergriff die Flucht, und den Vater fand man am anderen Morgen mit umgedrehtem Halse und schwarzem Gesicht in dem sogenannten Schloßgarten entseelt liegen.

Im Jahre 1607 ward ein zweiter Versuch gemacht durch einen gewissen Karl Lende aus Budissin, einen jungen Mann, der auf leichte Weise zu Reichtum und Ansehen gelangen wollte. Allerdings war er erst 18 Jahre alt, allein da seine Geburt wirklich in der Nacht vom 22. zum 23. Februar erfolgt war, er auch in der lehtvergangenen Christnacht die fragliche Zauberformel geträumt und sich wohl eingepägt hatte, so ging er mutig ans Werk. Einen schwarzen Kater, eine schwarze Schlange und einen schwarzen Hahn hatte er sich verschafft und sich dazu blecherne Büchsen machen lassen, welche so eingerichtet waren, daß man die Tiere ohne Gefahr schnell töten konnte. Vom Kirchhofe hatte er selbst sich Bilfenkraut mitgebracht und dieses gut getrocknet, so daß es an Ort und Stelle schnell in einer Blendlaterne zu Pulver gebrannt werden konnte. Mit der Nacht in den Ruinen angelangt, schlachtete er die Tiere, verbrannte in seiner Blendlaterne das getrocknete Bilfenkraut, mischte das Blut und die Asche wohl durcheinander und bestrich zitternd Gesicht und Hände. Glücklicherweise verlieh ihm dieses seltsame Waschen eine wunderbare Kraft und Freudigkeit, und alle Furcht zerrann, denn sonst wäre es ihm wohl kaum möglich gewesen, die Zauberformel fehlerfrei auszusprechen. Sobald das letzte Wort ausgesprochen war, sah er sich vor einer offenen Pforte. Er schritt hinein und war in einer von hellem Kerzenschein erleuchteten Höhle, in deren Mitte ein steinerner Tisch stand. Auf ihm lag ein blankes Schwert und neben diesem stand ein Helm mit schwarzen

Federn verziert und stark vergoldetem Visier. Vor ihm aber stand plötzlich eine schöne Jungfrau mit glühenden Wangen und purpurnen Lippen. Ihr wallendes Haar von blonder Farbe zierte ein mit Edelsteinen reich ausgeschmücktes Diadem, um ihren zarten schneeweißen Hals perlte eine goldene Kette, und den schlanken Körper verhüllte ein langes weißseidenes Gewand. Schweigend trat sie zum Tische, nahm den Helm, überreichte ihn dem Jünglinge, und als er ihn aufs Haupt gesetzt, reichte sie ihm auch das blanke Schwert und rief ihm freundlich zu: „Folge mir nach.“

Dieselbe schritt nun durch einen sehr langen Gang, der endlich in einen von hohen Mauern umgebenen Schloßhof führte. Hier stand gegen das Schloß zu eine sehr lange steinerne Spitzsäule. „Kette mich,“ rief bittend die Jungfrau, „schlage dreimal mit dem Schwerte an diese Säule, bekämpfe den darunter verbannten Ritter, und gib dem auf dem eisernen Goldkessel sitzenden Falken das Blut der Person zu trinken, auf deren Arm er sich setzen wird.“ Ohne zu zögern schlug Karl dreimal an die steinerne Spitzsäule, daß laut das Schwert erklang und helle Funken sprühten. Die Säule stürzte in Stücke zusammen, ein großer eiserner Kessel mit eitel Gold und Edelsteinen gefüllt ward sichtbar, vor ihm aber stand mit gezücktem Schwerte ein schwarzer furchtbarer Ritter, einen blutroten Helm mit fliegenden Federn auf dem Haupte, um seine Schulter hing eine goldene Ritterkette, und auf dem strahlenden Schilde, der auf dem Kessel lag, saß der Falke und wegte seinen eisernen Schnabel an dem ehernen Gefieder. Karl schaute nach der Jungfrau, und indem er sein Schwert gegen den Ritter schwang, wähnte er seinen Gegner mit einem Schlage niederzustrecken, allein dieser ließ ebenfalls sein Schwert durch die Lüste streichen, der Falke schoß pfeilschnell nach der Jungfrau hin und setzte sich auf ihren Arm. Als dies Karl sah, entfloß seinem Munde ein Angstschrei, das Schwert entsank seiner Hand, und ein zweiter Schwertstreich des schwarzen Ritters lähmte seinen Arm. Besinnungslos stürzte er nieder, als er aber wieder zum Bewußtsein kam, hörte er noch aus der Ferne den klagenden Gesang der Jungfrau, deren Blut er nicht hatte vergießen wollen; von dem Ritter, dem Schatze und dem Falken war jedoch keine Spur zu entdecken. Als aber die ersten Strahlen der Sonne die Gipfel der Berge erleuchteten, da verstummten auch die letzten Töne des Gesanges, er selbst aber ward nur durch seinen

für immer gelähmten Arm daran erinnert, daß er nicht geträumt habe. Da er jedoch die Zauberformel gänzlich vergessen hatte, konnte er sein Wagestück nicht noch einmal unternehmen.

907. Die Schätze des Taubenberges.

Müller, Heimatkunde des Dorfes Sohland a. d. Spree (1901), S. 46 ff.

Das Innere des östlich von Sohland gelegenen Taubenberges soll der Sage nach reiche Schätze bergen. Er spielt in den Wundergeschichten der böhmischen Schatzgräber eine hervorragende Rolle. In diesen Berg vergruben in Kriegszeiten viele Leute ihr Geld und sonstiges bewegliches Gut, weil sie es hier, wo es ihrer Meinung nach vom Höllenfürsten selbst bewacht wurde, am sichersten glaubten. Auch ein reicher Mann aus Böhmen vergrub in einer dunklen Nacht sein ganzes Vermögen im Taubenberge. Dabei sprach er die Worte: „Ich werd's nicht mehr holen, aber wenn einmal ein Junge zur Welt kommt, der schneeweißes Haar trägt, der soll den Schatz heben.“

Der Krieg war zu Ende; allein das Geld blieb liegen, denn der Eigentümer war, wie er beim Vergraben seines Besitzes geahnt hatte, mittlerweile gestorben. Seine sonderbare Prophezeiung war in der Gegend bekannt geworden und wurde aufs neue zum Tagesgespräch, als bald darauf in dem Dorfe Taubenheim wirklich ein Knabe mit schneeweißem Haar zur Welt kam. Das Kind wuchs zum Jüngling heran. Kaum hatte er das zwanzigste Lebensjahr erreicht, so gewahrte er von Stund an ein graues Männchen neben sich. Es machte ihm eines Tags die Mitteilung, daß er dazu bestimmt sei, die Schätze des Taubenberges zu heben. Er solle sich nur hinauf begeben, bei der Steinkluft würde er den Schatz finden. Der Bursche erwiderte seinem geisterhaften Begleiter, daß er sich allein fürchte. Da erlaubte ihm das Männlein, seinen Nachbar zu der Schatzhebung mitzunehmen. Außerdem erteilte es ihm den Rat, mit geweihter Kreide um den Platz einen Kreis zu ziehen und das Christophorusgebet zu sprechen; dann werde der Schatz sichtbar werden. Beide sollten aber ja nicht ein Wort über ihre Lippen bringen, möge geschehen, was da wolle.

In der folgenden Nacht gingen die zwei den Berg hinan und handelten nach des Männleins Befehl. Da kam ein Reiter dahergesprengt, der sie fragte, ob sie nicht einen Herrn in einer Kutsche hätten vorüberfahren sehen. Die beiden antworteten nicht. Bald darauf kam ein Herr in einer Kutsche vorbei, der sie fragte, ob sie nicht einem Reiter begegnet wären. Die Schatzgräber verhielten sich, der Worte des Männchens eingedenk, auch diesmal ruhig. Jetzt prasselte ein Steinregen nieder, aber kein Stein traf sie. Darnach erhob sich ein gewaltiger Sturm, der bog die Bäume, daß sie knarrten und ächzten. Eine mächtige Lanne neigte sich über beide Männer und drohte auf sie zu stürzen. Da konnte sich der Nachbar in seiner Angst nicht länger halten. Er brach in die Worte aus: „Jesus, Maria, jetzt erschlägt's uns!“ In diesem Augenblicke verschoben sich die Felsen, die Erde öffnete sich und die Männer erblickten eine große Kiste, worauf ein Jägersmann saß. Ehe die zitternd dastehenden Schatzsucher näher kamen, war alles wieder verschwunden. Um sie her lag die stille, friederfüllte Nacht wie vorher; keinen Laut vernahm ihr Ohr mehr. Schweigend stiegen die beiden Jünglinge in ihr schlafumfangesenes Dörfchen hinab. Von jener Nacht an zeigte sich der Bursche wie umgewandelt. Scheu und schweigsam verrichtete er sein Tagewerk, denn immer vernahm er neben sich ein Gewinsel, das ihn selbst im Traum nicht verließ. Nach zwei Jahren starb er. Der Schatz liegt heute noch in der Tiefe des Berges, denn niemand hat es gewagt, seine Hebung nochmals zu versuchen.

908. Die Braupfanne im Wacheberge bei Taubenheim.

Mitgeteilt von Dr. Pflk.

Es war an einem Karfreitage, als Leute, welche am Wacheberge bei Taubenheim vorübergingen, bemerkten, daß der Berg geöffnet sei. Sie traten näher und erblickten eine Braupfanne voll Gold in seinem Innern. Ein Bauer, welcher davon gehört hatte, spannte sofort seine vier Pferde an, um den Schatz zu holen. Schon hatte er die Pfanne auf den Wagen geladen, als er den Pferden zurief: „Hül!“ Sofort waren Pfanne und Geld verschwunden.

909. Der unterirdische Gang in Spremberg.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 238.

Nahe bei Spremberg, jenseit der Spree, befindet sich ein Hügel, auf dem ehemals eine sehr reich dotierte Kapelle stand, die dem heiligen Georg gewidmet war. Zu dieser Kapelle, behauptet die Sage, führt von Spremberg aus ein unterirdischer Gang. Die Spremberger wollten einmal den Gang untersuchen und schenkten einem zum Tode verurteilten Verbrecher das Leben, daß er den Gang untersuche und zur Georgenkapelle wieder herauskäme. Der arme Sünder war damit sehr zufrieden und machte sich auf den Weg, kam aber niemals wieder zum Vorschein. Jedermann glaubte, er sei in dem Gange verunglückt oder von bösen Geistern zerrissen worden, daher auch weiter keine Untersuchung angestellt wurde.

Einige Jahre später kommen einmal ein Paar Spremberger nach Zittau. Wem begegnen sie dort? dem zum Tode verurteilten armen Sünder. Sie erkennen ihn auf der Stelle, obgleich er ein wohlhabender und angesehenen Bürgersmann geworden war. Unter der Hand hat er nun den Sprembergern vertraut, wie es ihm ergangen. Wie er eine Weile in dem Gange fortgeschritten, hat er Hundegebell über sich gehört, woraus er geschlossen, daß er sich unter der Scharfrichterei befinde. Gleich darauf erschien ihm ein Geist mit einem brennenden Lichte und fragte ihn, wohin er wolle. Der arme Sünder antwortet: „Ich bin zum Tode verurteilt, wenn ich nicht auf diesem Wege zur Georgenkapelle komme.“ „Geh nur fort,“ antwortet jener, „dein Glück ist gemacht.“ Hierauf kam er bald in ein Gewölbe, in welchem zwölf Apostel aus purem Golde standen, jeder etwa einen Arm lang. Hier verweilte er, bis nach seiner Berechnung der Abend angebrochen war, kehrte dann um und nahm einen der Apostel mit.

Ins Freie gelangt, ging er der Grenze Böhmens zu. Dort zerstückte er seinen goldenen Schatz, verwandelte ihn stückweise in klingende Münze und ließ sich schließlich als ehrfamer Bürger in Zittau nieder.

Die Öffnung ist wegen eines daraus hervordringenden mörderlichen Gestankes seit vielen Jahren vermauert. Die andern elf Apostel warten noch immer auf ihre Erlösung.

910. Der Schatz auf dem Dybin.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 237.

Unter den Trümmern der Burgruine auf dem Dybin liegt ein Schatz vergraben, den böse Geister bewachen. Viele haben ihn heben wollen, aber es ist ihnen nicht gelungen, ja sie sind mit plötzlicher Verarmung oder lebenslänglicher Krankheit bestraft worden. (Vgl. Nr. 22.)

911. Der Schatz im langen Berge zu Grobhenndorf.

D. Rebros, Sagenklänge aus dem Sachsenlande: „Die sächsische Oberlausitz“, Bd. I, S. 124 ff.

In der Tiefe des langen Berges sollen der Sage nach unermessliche Schätze verborgen sein. Die Hebung dieser Schätze ist aber nur demjenigen vergönnt, der in der heiligen Weihnachtsnacht auf einem kohlrabenschwarzen Ziegenbocke reitend die Spitze des Berges erklimmt. Man findet zu dieser Zeit den Berg geöffnet, und kein Wesen der Ober- und Unterwelt stellt sich dem Glücklichen bei Hebung des Schatzes störend entgegen. Da der Berg bis 1 Uhr nur geöffnet bleibt, muß der Betreffende mit samt seinen Schätzen bis zu dieser Zeit dem Berge wieder entstiegen sein, wenn er nicht ein Jahr im Berge gefangen gehalten sein will.

Einst hat nun ein Grobhenndorfer geldgieriger Bauer sich in der heiligen Weihnachtsnacht mit einem Ziegenbock zur Aneignung der unermesslichen Schätze auf den Berg begeben. Glücklich oben angelangt, findet er auch in der Tat den sonst geschlossenen Berg geöffnet und bemüht sich, in die Öffnung hinabzuklettern. Doch plötzlich wird er von unsichtbaren Fäusten gepackt und jämmerlich durchgeprügelt. Bei dieser Prügelzene hört er mit drohenden Worten rufen: „Ein weißer Fleck!“ Nachdem er sich im Besitze dieser schönen Weihnachtsgabe wieder auf dem Rückwege nach seiner Behausung befand, überlegte er sich nochmals den Zusammenhang dieses Erlebnisses und kam schließlich zu der Überzeugung, daß sich die geisterhaften Bewohner des langen Berges durch einen Groß-

hennersdorfer Bauern nicht in die Irre führen lassen. Er hatte seinem Ziegenbocke ein kleines weißes Fleckchen an der Stirn mit Tinte überzogen und erntete so den Lohn dieser schwarzen Tat.

912. Der Schatz im Dittersbacher Berge auf dem Eigen.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 235.

Im Dittersbacher Berge, wo die Zwerge hausen, liegt auch ein Schatz vergraben. Vor längerer Zeit wollten einige beherzte Leute den Schatz heben. Als sie eine Weile gegraben hatten, sahen sie ihn. Da rief einer wider die allbekannte Regel in der Hast: „Hebt!“ und sofort war der Schatz verschwunden. Den Unvorsichtigen aber haben seine Kameraden gehörig durchgewalkt.

Spätere Schatzgräber mußten ihr Vorhaben wieder aufgeben, weil sich plötzlich ein ungeheurer Sturm erhob, und ein anderer — es ist nun ungefähr siebenzig Jahre her —, der sich durch den Sturm nicht abhalten ließ, wurde durch einen Geist so erschreckt, daß er wochenlang krank darniederlag.

913. Der Schatz im Venusberge bei Ostřiz.

H. Moschkau in „Aus der Heimat“, 1899, Nr. 50.

Der Venusberg bei Ostřiz birgt einen großen Schatz, und wohl ein Duzend Greise mit weißen, langen Bärten bewachen denselben. Nur einmal des Jahres kann man zu diesem Schatz Zutritt erlangen, nämlich in der Christnacht. Wenn während der Christnacht in der Kirche zu Ostřiz die Wandlung vor sich geht, öffnet sich der Berg, und ein jeder darf eintreten und sich die leeren Taschen füllen. „Greif einen Griff und streich einen Strich und packe dich“ — unter diesem Zurufe der wachhaltenden Greise kann man siegen und zum reichen Manne werden.

914. Der Geldkeller auf dem Böbauer Berge.

Gräße, Bd. II, Nr. 784 (siehe auch Nr. 35 im vorliegenden Buche).

1. Auf dem Böbauer Berge und zwar in der Gegend des sogenannten Geldkellers, einem Felsen am Prinzensteige, spielten einst zwei Knaben. Dem einen von ihnen entnahm der Wind sein leichtes Strohhütchen und führte es in die Tiefe einer Felsenkluft. Der Knabe weinte und schrie, doch dadurch gelangte er immer noch nicht wieder zu seinem Eigentum. Aus Furcht vor Strafe, die er mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten hatte, wenn er ohne sein Hütchen nach Hause kehren wollte, gab er sich nun alle mögliche Mühe, es wieder aufzufinden, kletterte und kroch von einem Steine auf den andern und gelangte endlich in die Tiefe der Kluff, ohne aber sein liebes Hütchen ausfindig zu machen. Jetzt entdeckte er eine in den Fels hineingehende Höhle. Da glaubte er das Gesuchte finden zu müssen und geriet so, ohne daß er es dachte, von Tiefe zu Tiefe, bis sich endlich ein ungeheurer und weiter Felsenkeller seinen staunenden Blicken eröffnete. Hier sah er zwar immer wieder noch nichts von seinem Hütchen, wohl aber erblickte er eine ganze Gesellschaft Herren, die um einen großen Tisch herum saßen und zu spielen schienen, jedoch kein lautes Wort von sich hören ließen. Im Hintergrunde des Kellers aber standen ganz unermessliche Brauspannen voll von blanken Talern und Goldstücken. Die stummen Herren winkten dem Knaben freundlich, sich von den aufgehäuften Schätzen zu nehmen und einzustecken; doch ein gräßlich feuerschnaubender Hund vertrat ihm furchtbar den Weg, daß er fast allen Mut verlor; von neuem aber winkten die Herren, und der furchtbare Hund zog sich etwas zurück. Auf dringendes und wiederholtes freundliches Zureden wagte es endlich der Knabe, sich heranzuschleichen, ging dann hart bei dem Hunde vorbei, so daß er fast über ihn hinwegsteigen mußte und steckte sich von den blanken Talern und Goldstücken so viel ein, als nur in seinen kleinen Taschen Platz hatte. Nun schon dreister gemacht, da alles ohne Gefahr für ihn abgelaufen war, machte er sich auf den Rückweg, der ihm auch weder von dem feuerschnaubenden Hunde noch von den stummen Herren an dem großen runden Tische streitig gemacht wurde. Froh über sein unerhofftes Glück, das ihn statt seines strohernen Hütchens einen so großen Schatz finden ließ, stieg

er nun wieder in der Felsenkluft empor, war ohne viele Mühe und ehe er es dachte, wieder oben auf dem Berge und eilte darauf mit seiner Barschaft vergnügt nach Hause. Der andere Anabe, der mit diesem auf dem Berge war, hatte mit Ungebuld auf die Rückkunft seines Gefellen aus der Felsenkluft geharrt und beinahe schon gefürchtet, daß er wohl unglücklich gewesen sein könne. Doch als er ihn, nicht nur gesund und wohlbehalten, sondern sogar mit reichen Schätzen beladen wiederkehren sah, und es obendrein diesen erzählen hörte, wie leicht und ohne Gefahr er dazu gelangt sei, so stieg auch in ihm der Gedanke auf, sein Glück bei jenen unterirdischen Schatzmeistern zu versuchen. Um auf ähnliche Art sich einen Weg dahin zu bahnen oder wohl gar seine Ankunft in jenem Unterreiche zu verkünden, warf er absichtlich sein Hütchen in die Felsenkluft hinab. Endlich nach langem beschwerlichen und gefährlichen Klettern gelang es auch ihm, den Eingang in den beschriebenen unterirdischen Felsenkeller wirklich zu entdecken. Doch nicht so günstig war sein Empfang, wie er nur kurz zuvor seinem Genossen zuteil geworden war. Denn mit bösen und zürnenden Mienen sahen ihn die stummen Herren an dem großen runden Tische an und bedrohten ihn aufs strengste, wenn er es wagen wollte hineinzukommen; auch der feuerschnaubende Hund bewies ihm schon von weitem seinen ganzen Grimm. Eiligst und so geschwind als er nur konnte, machte der Anabe daher sich wieder auf die Beine und war nur froh, mit heiler Haut und lebendig davongekommen zu sein. Nur mit Mühe konnte er aber den Weg rückwärts finden und die steile Höhe wieder erklimmen, von wo er nun noch obendrein ohne Hut nach Hause kehren mußte.

Überhaupt hat die Erfahrung gelehrt, daß diejenigen, die diesen Berg mit Willen aufsuchten und ihre Habsucht mit den darin befindlichen Schätzen recht geflissentlich zu befriedigen hofften, nie so glücklich waren, die sich angeeigneten Schätze mit sich nach Hause zu nehmen. Ja, ein Löbauer Bürger mußte sogar einst sieben Jahre lang in dem Berge bleiben und in Geduld harren, bis sich ihm der Berg von selbst aufthat, denn aus übergroßer Begierde, sich von den erblickten Schätzen so viel als nur möglich zu eigen zu machen, hatte er ganz vergessen, daß der Berg nur eine Stunde lang offen sei und dann Jahre lang sich ihm zuschließen würde. Gern ließ er dann alle und auch die sich schon zu-

geeigneten Schätze im Stich und war zufrieden, nur seine Freiheit wiedererlangt zu haben.

2. Es begab sich einst, daß eine arme Frau auf dem Böbauer Berge die Türe des Goldkellers gewahrte, wie sie offen stand. Die Zeit aber, wo solches geschah, war an einem Karfreitag morgens früh, als man eben vom Chore die Passion absang. Neugierig und hoffend, einen Schatz und somit ihr Glück darin zu finden, so wie schon mancher anderer vor ihr, ging sie hinein, obschon sie einen größern Schatz, nämlich ihr einziges Kind, auf den Armen trug. Überall glänzten ihr, gleich hellen Karfunkeln, die Gold-, Silber- und Schaustücke entgegen, die in großen, mächtigen Brauspfannen links und rechts aufgehäuft dastanden. Niemand aber und nirgendwo ein Wächter dieser Schätze war zu sehen, ein runder Tisch nur stand unfern vom Eingange, und einige Äpfel, so frisch, wie sie nur zur Herbstzeit auf den fruchttragenden Bäumen prangen mögen, lagen darauf. Auf diesen Tisch nun setzte sie das Kindlein nieder, damit es spielen möge mit den herrlichen Früchten, sie aber scharrte und sammelte so viel des blanken Geldes und Goldes in ihre Schürze, als sie nur ertragen konnte und trug es fürbaß aus dem Keller hinaus. Als bald nun kehrte sie wieder um, daß sie auch ihr Kindlein sich nachholen möge, was sie versäumt hatte über dem unterirdischen Mammon. Aber o Jammer! nimmer und nirgends konnte sie jetzt die Türe des Kellers wieder gewahren, zu der sie doch nur eben hinausgetreten war, und weder Weinen noch Greinen, noch Klagen und Zagen mochten ihr helfen, denn schier nicht eine einzige Spur konnte sie noch wahrnehmen. Gar gern hätte sie nun all ihre blanken Schätze, die sie gewonnen, dahingegeben für den einzigen Schatz, den sie verloren. Und ob sie auch ihr gehabtes Unglück denen anzeigte, die zu Räte sitzen, so konnten sie ihr doch nicht raten und helfen, ja alles Nachforschen und Suchen und Graben war sonder Nutzen, soviel dessen auch auf gemeiner Stadt Kosten veranstaltet und vorgenommen werden mochte. Was aber jene schmerzlich betrübte Mutter durch all ihre Sorgfalt und Mühe nicht zu erlangen vermochte, das konnte Geduld und Zeit ihr gewähren, denn als nun endlich wieder die Zeit der Ostern herbeigekommen war und die Stunde, wo man vom Chore herab die Passion absang, ging das Weib abermals hinaus, die Stelle zu suchen, wo sie vorm Jahr so glücklich und doch so unglücklich ge-

wesen, und siehe, da öffnete sich mit einem Male wieder jene unterirdische Pforte mit ihren Karfunkeln gleich blühenden Schätzen. Sie aber, tränend und sehrend, sieht nichts denn ihr Kindlein, das immer noch auf jenem runden Tische sitzend, wohin sie es einst gesetzt, munter spielte mit den frischen Äpfeln und freundlich die Arme ihr entgegenstreckte. Gar gern wählte sie diesmal für all die toten Schätze den lebenden, doch als sie mit ihm das Sonnenlicht erblickte, erblich das Kind ihr in den Armen.* Nach einem anderen Berichte hätte jedoch das Kind nur eine dreitägige Ohnmacht befallen, und da ein jeder an dem Schicksale der unglücklichen Mutter teilnahm, so habe auch ein wundertätiger Mann der Gegend davon gehört. Es sei ihm gelungen, dem Kinde wiederum Leben und Gesundheit zu schenken und zwar mittels heilsamer Kräuter, die nicht weit von jenem Goldkeller wuchsen, weshalb auch ein daziger Ort bekanntlich der Kräutergarten heißt. Der darauf munter gewordene Knabe war nie mehr auf den Berg zu bringen, mochten seine Gespielen auch noch so fröhlich dahin eilen, und als er zum Jüngling herangewachsen und seine Mutter verstorben war, ging er in die weite Welt und hat da durch Fleiß und Rechtschaffenheit sein Glück gemacht, mochte aber nie von dem Glück etwas wissen, welches nur durch Schätze in Geisterbergen und auf ähnliche Art leicht zu erwerben sei.

3. Nach einer andern Volksfage soll sich der Goldkeller allemal am Johannistage mittags um 12 Uhr öffnen und sich des Nachts wiederum um dieselbe Stunde schließen. Wer nun zur angeführten Zeit in selbigen eintritt und desselben labyrinthische Gänge durchwandelt, wird an deren Ende Haufen von Gold- und Silbermünzen finden, von denen er sich nach Belieben, soviel er davon will, einstecken kann. Am Johannistage 1516 hatte ein Bauer das Glück, den Eingang geöffnet zu finden; er ging hinein und erblickte mit offenen nüchternen Augen den unermesslichen Schatz. Zuerst unschlüssig, was er tun oder lassen sollte, entschloß er sich endlich, seine Taschen und Mütze zu füllen und belastet mit der köstlichen Beute den Rückweg anzutreten. Allein vorher schon durch das viele Hin- und Hergehen zweifelhaft gemacht und nunmehr ob seines Glückes trunken, verirrt er sich in den Kreuzgängen, und die verhängnis-

* Vgl. die ähnlichen Sagen vom Waltenberge, Rottmar usw.

volle Stunde, mit welcher sich der Eingang schloß, ertönte. Von Grabesnacht umdüstert sah sich nun der Arme; Klagen, Rufen und Weinen half nichts, da ihn niemand hörte. Endlich versank er in einen tiefen Schlaf, aus welchem er erst das kommende Jahr, am Johannistage, wieder erwachte; allein Taschen und Mütze fand er leer. Durch Erfahrung klug geworden, wollte er die unterirdische Wanderung nicht wieder von neuem beginnen, sondern verließ die Höhle ebenso arm wie er sie vor Jahresfrist betreten hatte.

915. Der vergrabene Schatz bei Öbbau.

Gräße, Bd. II, Nr. 796.

Unweit des ehemaligen Galgens auf dem Öbbauer Berge sollen die Franzosen nach der Schlacht bei Baugen eine Kriegskasse voll Napoleondors begraben haben. Im Wolke ist sogar die Entfernung vom Galgen bekannt, leider aber nicht die Himmelsgegend. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sind Holzhacker von einem Fremden nach der Lage des Galgens ausgefragt worden, woraus man sogleich schloß, daß dies ein mit Hebung des Schatzes betrauter Franzose sei.

916. Das Teufelsfenster am Czorneboh.

Gräße, Bd. II, Nr. 771; Köhler, Der Czorneboh, S. 18.

An einer freien Stelle des westlichen Abhanges des Berges erblickt man zur Rechten am Saume der Nadelwaldung den Anfang einer Felspartie, die durch eine runde Öffnung an dem obern Teile des Felsens als das sogenannte Teufelsloch oder Teufelsfenster bezeichnet wird. Aus dieser Öffnung sollen nach der Sage noch heute kleine Koboldchen schlüpfen und einen Keller mit unendlichen Schätzen bewachen, weshalb man die Stelle auch zuweilen die Koboldskammer genannt hat. Eine Frau, die mit ihrem Kinde auf den Berg gegangen war, um Waldbeeren zu suchen, hatte Gelegenheit, in den Keller zu gelangen. Sie setzte ihr Kind auf den Boden der Höhle und raffte die Schätze begierig zusammen. Schreck-

liches Donnern erschütterte die Erde und trieb die Frau angsterfüllt ins Freie. Aber als sie sich umsah, war die Höhle geschlossen und kein Eingang wieder zu finden. Die arme Mutter lag bei ihren Schätzen, unbekümmert um deren Wert, denn sie hatte ihr Kind verloren. Doch nach einem Jahre an demselben Tage stand sie wieder am Teufelsfenster. Der Keller tat sich auf, und auf dem Boden saß ihr Kind und spielte. Die Schätze mochten funkeln und glänzen, die Mutter sah sie nicht; sie erblickte nur ihr Kind und entriß es mit Blitzesschnelle den unterirdischen Mächten.

917. Der Schatz in der Blösaer Schanze.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 231.

Aus dem Keller eines Bauernguts in Blösa führt ein unterirdischer Gang nach der benachbarten alten Heidenschanze. Dasselbst liegt ein Schatz. Eine Platte mit wunderbar geschnörkelter Schrift verschließt ihn, aber sie ist verschüttet. Zu einem Bauernmädchen im Dorfe ist einst ein graues Männchen gekommen und hat sie gebeten, den Schatz zu heben. Sie würde dadurch reich und glücklich, er aber erlöst werden. Sie brauche nur mit ihm in die Höhle zu gehen und die Hand auf die Platte zu legen. Sie hat sich's aber nicht getraut.

918. Die Goldquelle zu Budissin.

Gräße, Bd. II, Nr. 767; Gräve, S. 86 ff.

Am Vorabend des Pfingstfestes im Jahre 1702 hat ein Bürger zu Budissin, nachdem in seiner Wohnung alles zum Fest des andern Tages vorgerichtet worden war, seine Werkstätte geschlossen und hat sich vorgenommen seinen Geburtstag zu feiern, weshalb er auf ein nahegelegenes Dorf sich begab und daselbst mit einer lustigen Gesellschaft den Tag herrlich und in Freuden verlebte. Nachts um 10 Uhr brach das frohe Häuflein auf und trennte sich in der Stadt, wo sich dann jeder in seine Wohnung begab. Allein plötzlich fand sich das obgedachte Geburtstagkind in den Ruinen der St. Nikolaikirche, in deren Innern sich ein Friedhof befindet,

wieder: er sank an der Stelle, wo ehemals der Altar gestanden hatte, durch Wein und Gehen ermüdet, mitten unter den Toten in tiefen Schlummer. Nachdem er (wie lange er geschlafen, wußte er bei seinem Erwachen nicht) aufgewacht war, war es zwar dunkel, allein mit hellem Glanze umleuchtete ihn ein Licht, und in den bemooften Trümmern erblickten seine vom Schlafe gestärkten Augen ein durch mannigfaltige bunte Lampen geschmackvoll erleuchtetes Altargemälde, gefertigt von Meisterhand, welches die Himmelfahrt Christi vorstellte. Am Fuße desselben quollen Gold- und Silbermünzen aus der Erde. Verdußt sah er sich schüchtern um; niemanden vermochte er zu erschauen, stille und öde war alles, wie in des Todes Hallen. Lange ging er hin und her, bald das Gemälde, bald das aus der Erde Schoß hervorquellende Gold betrachtend. Zufällig stieß er beim Herumwandeln an einen Krug. Dies hielt er für einen ihm von einem guten Genius gegebenen Wink, faßte sich ein Herz und füllte das Gefäß mit den Münzsorten, und gebrauchte, wo es nicht langte, noch seine Halskrause und ein Taschentuch, sowie seine Taschen dazu. Da verkündete die Glocke vom Rathhausturme 1 Uhr, die Hähne kräheten in den benachbarten Gehöften, und der Glückliche eilte mit seiner Beute nüchternern Sinnes, als er den Ort betreten hatte, froh und zufrieden nach Hause. Die Goldstücke waren größtentheils aus dem Zeitalter der Könige Maximilian und Matthias und einiger ihrer Nachfolger; ob er aber einen guten Gebrauch von seinem Funde machte, davon schweigt die Geschichte.

919. Der Schatz in der Mönchskirche zu Budissin.

Gräße, Bd. II, Nr. 740; Gräve a. a. D., S. 112.

In der am 1. August 1401 durch Flammen zerstörten Mönchs- (Franziskaner-) Kirche soll man zu gewissen Zeiten einen Schatz, welcher nicht unbedeutend ist, erblicken. Abends in der Mitternachtsstunde des St. Michaelstages soll, jedoch nicht alle Jahre, auf den Fensterbrüstungen dieser Kirche, welche auf die große Brüdergasse die Aussicht haben, jener Schatz sichtbar werden. Es besteht selbiger in zwei goldenen Kelchen, einer goldenen Patene,

sechs silbernen Leuchtern und einem zwei Ellen hohen, silbernen, stark vergoldeten Kreuzfige. Nur derjenige, welcher sich in seinem Leben keiner Sünde theilhaftig gemacht, soll ihn zu heben vermögen, dem Tollbreisten aber, welcher sich, wie jener Pharisäer, rein von Fehlern wähnt und seine frevelnde Hand darnach ausstreckt, soll dieses Wagnis den Untergang bereiten. Man will diese Kostbarkeitenausstellung nur dreimal bemerkt haben; zum ersten Male bei der Geburt Augusts I., Königs von Polen und Kurfürsts zu Sachsen, das andere Mal am Tage seines Todes und zum letzten Male vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges; allein niemanden soll, weil die Bedingung zu schwer ist, darnach geküßt haben.

Nach den „Budissiner Nachrichten“ (5. Juli 1861 S. 1149) hat sich jedoch vor langer Zeit ein Mann vermessen, den Schatz zu heben. Die Nacht, in welcher man wieder die goldenen Gefäße gesehen hatte, war sehr stürmisch. Der Wind tobte schrecklich in dem alten Gemäuer. Dies reizte den Mann zum Zorn, und er rief aus: „Daß der Teufel den Wind hole!“ Darauf entstand ein entsetzliches Gepolter, und der Schatz verschwand. Den Mann aber fand man am andern Morgen tot, das Gesicht nach hinten gedreht und mit offener Brust außerhalb des Gemäuers liegend.

920. Die Schätze des Stromberges bei Weissenberg.

Gräfe, Bd. II, Nr. 839.

Zwischen Löbau und Weissenberg in einer sehr anmutigen Gegend liegt eine kegelförmig sich erhebende Anhöhe, die ganz mit Kirschbäumen bepflanzt ist und der Stromberg genannt wird. In diesem soll ein großer Schatz verborgen liegen, so von bösen Geistern gehütet wird. Derselbe rührt vermutlich von den einstigen Bewohnern einer Burg her, die auf seinem Gipfel lag und von der nur noch wenige Trümmer von Mauerwerk und eine zerstörte Treppe Zeugnis geben.

1. Einst kam ein reisender Kavalier aus Flandern auf seiner Reise nach Polen in die Gegend des Stromberges. Seine Liebe zu Abenteuern kam seinem Mute vollkommen gleich, und darum entschloß er sich, sogleich zur Nachtzeit das Schloß des Berges mit

dem Schwerte in der Hand zu besuchen, als er die Kunde vernommen hatte, daß da übermenschliche Geister ihr Wesen trieben. Der Vollmond mit seinen milchweißen Strahlen übergieß zauberisch die alten Schloßruinen, und der Kavaliere trat zu den Mauern der Burg. Alles war still, und offen stand ein kleines Pfortchen. Der Held schritt da hinein und kam in eine weite Halle, in deren Mitte eine mit Gold und Edelsteinen gefüllte Braupfanne und ein langer eiserner Kasten stand. Ein Augenblick genügte, und die Halle hatte sich mit einer Schar grauer Männchen gefüllt. Der Kavaliere stand staunend an einem Pfeiler und wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. Da trat eins der grauen Männchen zu dem Kasten heran und öffnete durch einen Tritt darauf denselbigen. Welch Wunder! Ein langes, schneeweißes Menschengesicht richtete sich empor und wandte die hohlen Augenhöhlen nach allen Seiten umher. Die grauen Männchen winkten freundlich dem staunenden Kavaliere, näher zu dem unermesslich reichen Schatz zu treten. Er tat es; doch im Nu sank unter fürchterlichem Getöse die gefüllte Braupfanne in ein unterirdisches Gewölbe hinab, und der Boden verschloß sich wieder. Ein gellendes Gelächter erschallte aus dem Munde der Berggeister, das bleiche Gesicht aber verfolgte den aus der Halle entfliehenden Kavaliere mit einem blinkenden Messer in der knöchernen Faust. Sobald der Kavaliere aus dem Bereiche des Schlosses war, sah er sich wieder allein. Kein Lüftchen regte sich, und schweigend blickte der volle Mond auf den bleichen Ritter und auf die hohen Schloßruinen herab; doch nicht mehr gelüftete es ihn, nochmals in das Gemäuer zurückzukehren.

2. Ein armer Knabe hütete einst auf dem Stromberge Rühre; als er nun aber müßig da und dort herumshlenderte, siehe! da lag plötzlich zu seinen Füßen ein Goldstück. Er bückte sich, um es aufzuheben, aber indem er dies tat, blitzte ihm schon wieder ein anderes in die Augen; schnell langte er auch nach diesem, doch schon wieder ein neues glänzte daneben aus dem Grase hervor. So ging es immer fort, und schon hatte der Knabe zehn der schönsten Goldstücke in seine Mütze zusammengelesen, als ihm auch noch ein elftes vor den Augen spielte. Auch dieses wollte er sich zueignen, doch dies war schon zu viel verlangt. Eben als er sich danach bückte, erhielt er von unsichtbarer Hand einen derben Backenstreich. Aber mit diesem waren auch seine ersten bereits gesammelten Goldstücke im

Nu wieder verschwunden, und er blieb alles Suchens ungeachtet so arm, als er vorher gewesen war.

3. Eine Frau, die am Fuße des Stromberges, wo einige Häuser stehen, wohnte, gewahrte einstmals, und zwar des Sonntags unter dem Gottesdienste, daß an einem Orte jenes Berges Funken aus der Erde hervorprüheten und blaue Flämmchen emporloderten. Als bald erinnerte sie sich an die alte Regel, daß man, wenn man so glücklich sei, dies Zeichen wahrzunehmen, augenblicklich irgend etwas von Metall in jene Flämmchen werfen müsse, um den darunter befindlichen Schatz, dessen Anzeichen sie wären, festzubannen und so vor dem Weiterrücken zu bewahren. Unverzüglich warf sie daher, da sie eben nichts anderes bei sich hatte, ihr Taschenmesser auf jene vorbedeutungsvolle Stelle, lief sodann eiligst in ihre Wohnung zurück, um sich die nötigen Werkzeuge zum Graben herbeizuholen, und schritt nun, mit diesen versehen, rüstig ans Werk. Der ganze Platz, wo sie die bunten Flämmchen hatte spielen sehen, ward nun emsig durchwühlt und durchgraben, und siehe da! ihre Hoffnung hatte sie wirklich nicht getäuscht, denn sie fand, wenn auch nicht gerade pure Kremnitzer, doch wenigstens eine bedeutende Anzahl uralter Groschen. Sie war damit zufrieden und behielt daher ihren Schatz.

4. Eine andere, ebenfalls in jener Gegend wohnende Frau, der die vorige, aus lauter Freude über ihr gehabtes Glück, den ganzen Vorfall von Anfang bis zu Ende und mit allen Neben Umständen erzählt hatte, nahm nun auch die Gelegenheit wahr, als einst während des Mittagsgottesdienstes wieder bunte Flämmchen aus der Erde hervorspielten, beobachtete dabei alle erforderlichen Umstände und war so glücklich, bei angestelltem Nachgraben eine große Menge alter harter Taler zu finden. Gierig, die ihr jetzt so günstige Gelegenheit recht zu ihrem Vortheile zu benutzen, rafft sie so viel als möglich von jenem Gelde in ihre Schürze und eilt damit nach ihrer Behausung. Mit Emsigkeit zählt sie hier ihren Schatz auf vielen Tischen und Bänken auf, nur begierig, zu erfahren, wieviel ihr das sonst so neidische Glück, dem sie nun einmal die gute Stunde abgelauscht hatte, beschert haben würde. Da aber, als sie im besten Zählen ist, deucht es ihr plötzlich, als ob sie Feuerlärm höre; das ganze Dörfchen scheint in Flammen aufzugehen, daß die Lohr ihr glühendrot ans Fenster schlägt; in der größten Bestürzung

eilt sie plötzlich hinaus, die Gefahr zu untersuchen, aber o Wunder! Alles ist draußen still und in der größten Ruhe, als sie zum Hause hinaustritt, und nicht die geringste Spur einer Feuersbrunst kann sie bemerken. Staunend kehrt sie jetzt wieder um, ihren Schatz vollends durchzuzählen, noch mehr aber staunt sie nun, als auch dieser jetzt zu nichts hingeschwunden und auch nicht eine Spur davon mehr in der ganzen Stube zu bemerken ist.

5. Der Schatz auf dem Stromberge blieb aber nicht immer daselbst. Die ihn bewachenden Geister hielten es einst, vielleicht weil man demselben allmählich zu sehr auf die Spur gekommen war, für nötig, ihn auf den felsigen Rothstein bei Sohland zu bringen. Man erzählt sich davon folgende Geschichte. Ein paar Bauern aus dortiger Gegend ackerten einst am Fuße des Stromberges; plötzlich kam ein kleines graues Männchen, sie wußten selbst nicht recht woher, auf sie zu und verlangte, daß sie ihm sogleich ein Gespann von sechs roten Ochsen verschaffen sollten, weil die Braupfanne mit dem großen Schätze des Stromberges von diesem auf den benachbarten Rothstein gebracht werden solle. In nicht geringer Angst vor dem Berggeiste gaben sie ihm unverzüglich jeder die an seinen Pflug gespannten Ochsen, die zum Glück lauter rote waren, und holten eiligst aus dem nahen Dorfe noch ein anderes Paar roter Ochsen hinzu, um den Wunsch des Geistes zu erfüllen. Dieser fragte sie hierauf, ob sie die Wegführung des großen Schatzes sehen oder hören wollten, und gab ihnen nicht undeutlich zu verstehen, daß sie eins von den beiden sich erwählen mußten. Die beiden Bauern, die sich nicht eben viel Gutes hiervon versprachen, dieses Anerbieten aber gänzlich auszuschlagen sich nicht getrauten, wählten das, wobei sie am wenigsten Gefahr laufen zu können glaubten, und wollten sich gern mit dem bloßen Hören begnügen. Aber Zittern und Beben ergriff sie, als sie nun die Erde unter sich dröhnen und den großmächtigen Schatz wie einen gewaltigen Donner dahindrausen hörten.

921. Der Hrodziško bei Klein-Saubernitz.

Archiv d. Ver. f. Säch. Volksk., Samml. VIIk.

Der Fußsteig von Klein-Saubernitz nach Wartha führt durch ein Wäldchen, in dem sich ein Erdringwall befindet. Gräben umfriedigen ein Plateau, das jetzt einen Fuchsbau in sich birgt. Das Volk nennt jene Stelle Hrodziško, d. h. Burgwall, Schloßchen. Es habe, so erzählt man, daselbst einst ein kleines Schloß gestanden. Dort soll noch eine Pfanne mit Geld vergraben liegen. Das Geld spielt an jener Stelle zu gewissen Zeiten. Kinder gehen bei Dunkelheit nur sehr ungern daselbst vorüber.

922. Der Zwergenschatz in Krahls Berge bei Prischwitz.

Luzica 1888, S. 31, übersetzt von Dr. Pflk.

In Krahls Berge bei Prischwitz war in alten Zeiten eine Braupfanne voller Goldstücke, von kleinen Zwergen bewacht. Nach derselben gruben einst alle Prischwitzer. Als sie schon den großen Henkel ergraben hatten, gewahrten sie plötzlich, daß ihr ganzes Dorf in Flammen stehe. Schnell liefen sie zu Hilfe. Als sie aber ins Dorf kamen, brannte nichts, sondern alles war in gutem Frieden. Sie kehrten wieder zurück auf den Berg, aber dort fanden sie keine Pfanne mehr. Hätten sie sich nicht abschrecken lassen, als sie schon den Henkel der Pfanne in den Händen hatten, so hätten sie so ungeheuer viel Geld gehabt, daß sie zehn solcher Prischwitzke hätten erbauen können.

923. Der Schatz am Bornitz-Radibor-Merkaer Kreuzwege.

Mitgeteilt von Dr. Pflk.

In Luttowitz lebte einst ein Bauer namens Kitten. Derselbe besaß ein größeres Gut mit vier Pferden, welches in jetziger Zeit mit dem dasigen Rittergut vereinigt ist. Kitten hatte das sonderbare Leiden, daß er von einem Geiste fortwährend beunruhigt wurde, einen Schatz zu heben, von dem er nichts wissen wollte. Der Geist klagte ihm immer, daß er dann abermals hundert Jahre

auf seine Erlösung warten müsse. Er bezeichnete dem Bauer genau die Stelle, wo der Schatz lag; nämlich am Kreuzwege, wo es nach Bornitz, Radibor und Merka geht. Rittan weigerte sich beharrlich, er fürchtete wohl auch, dabei ein Unglück zu erleiden. Einmal kam der Geist sogar in seine Schlafkammer vor sein Bett und bat wiederum, den Schatz zu heben. „Da mußt du den Schatz hier in meine Kammer bringen,“ war die Antwort. „Und wenn dies wäre, was würdest du mit dem Gelde anfangen?“ fragte der Geist. „Damit werde ich eine Kirche bauen und für arme Leute sorgen.“ „Dazu ist der Schatz nicht da; für Staat und Luxus mußt du ihn verwenden, schöne Pferde kaufen und dergleichen.“ „Mache, daß du fortkommst, ich will dein Geld nicht haben!“

Einige Tage später fuhr der Bauer ein vierspänniges Fuder Dünger auf seinen Acker. Als er beim Kreuzwege ankam, rissen auf einmal alle acht Stränge seiner Pferde entzwei, als ob es schwache Zwirnsfäden wären. Und kurz danach ließ sich die Stimme des Geistes vernehmen: „Seidene Stränge und goldene Kinnketten könntest du haben, wenn du den Schatz gehoben hättest!“

Als im Jahre 1827 die Bauzener Lauenvorstadt abbrannte, ging Rittan mit seinem Knechte auch dorthin. Auf dem Nachhausewege kam er an die Schatzstelle. Dort ergriff ihn eine furchtbare Angst und er mußte sich krampfhaft an seinen Knecht anklammern. Der Schatz warf sprühende Funken in die Höhe, gleich einem feurigen Springbrunnen. Der Knecht aber sah von alledem nichts.

924. Der Zwergenschatz am Lugaer Kieselfeld.

Luzica 1887, S. 70, übersetzt von Dr. Filk.

Einst begab sich ein Schusterjunge frühzeitig aus Puschertitz auf den Weg, damit er neue Stiefel nach Quoos trage. Als er die Lugaer Kschemjenja (Kieselfeld) betrat, erblickte er am Wege einen dunklen Mann. Dieser sagte zu dem Jungen: „Woher kommst du und wohin willst du?“ Der Junge sagte es ihm furchtsam. Dann ging der dunkle Mann einige Schritte mit ihm, wobei er ihn fragte: „Wie alt bist du?“ Der Junge wußte erschrocken nicht, was er rede, und sagte ihm irgend welche falsche Jahre. Das aber

waren gerade die Jahre, welche derjenige haben mußte, welchem der große Schatz zugesprochen war, falls er damals frühzeitig an der Achemjenja vorbeiging. Da fragte der dunkle Mann noch einmal, wie alt der Junge sei, und der Junge belog ihn wieder. Darauf trat der Mann mit dem Jungen zu einem hohen Felsen; dieser öffnete sich: drinnen stand ein schönes kleines Kästchen und auf dem Kästchen saß ein Zwerg. Dieser fragte den Jungen: „Wie alt bist du?“ Der Junge antwortete, wie er vorher gesagt hatte. Der Zwerg fragte von neuem: „Ist das wirklich wahr, daß du gerade so alt bist?“ Der Junge erwiderte: „Ja.“ In dem Augenblicke prasselte der Felsen zu, und der Lügner erhielt eine solche Ohrfeige, daß er wer weiß wie weit hinslog. Der Zwergenschatz aber wartet dort auf denjenigen, welchem er zugesprochen ist.

925. Die drei goldenen Kronen zu Neschwitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 858; Gräve, S. 98.

Als das Rittergut Neschwitz noch dem Fürsten von Teschen gehörte, ließ derselbe einst einen Goldschmied von Dresden kommen, der ihm zu einem Weihnachtsgeschenk für seine drei Söhne drei goldene Kronen anfertigen sollte. Er machte ihm die strengste Verschwiegenheit zur Pflicht, und erlaubte ihm nur nach Tische das Zimmer im alten Schlosse, wo er arbeitete, auf einige Zeit zu verlassen. Gleichwohl entdeckten die Kinder, nachdem sie lange vergeblich sich bemüht hatten, hinter das Geheimnis zu kommen, dasselbe doch noch, und sagten ihrem Vater unverhohlen, daß sie wüßten, was er für sie zu Weihnachten bestimmt habe. Dies verdroß denselben aber dermaßen, daß er mit eigener Hand die fertigen Kronen zum Fenster hinaus in den vorbeifließenden Graben warf, wo sie noch jetzt liegen sollen. (Vgl. jedoch auch Nr. 289.)

926. Der Schatz auf dem Commerauer Berge bei Königswartha.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. I, S. 234.

Um Commerauer Berge bei Königswartha befindet sich ein großes Loch, welches noch heutzutage zu sehen ist. Die Sage berichtet folgendes darüber: Es liegt ein großer Schatz in dem Berge in einer großen Braubütte, und mehrere beherzte Burfchen von Königswartha wußten darum und wollten ihn heben. Vermöge ihrer richtig angebrachten Opfer und Beschwörungsformeln fanden sie auch die richtige Stelle und gelangten grabend bis zur Braubütte. Aber einer war darunter, der konnte das Maul nicht halten und rief freudig erschrocken mit lautem Munde: „Ach seht, da ist fürchtbar viel Geld.“ Kaum war das Wort gesprochen, so entstand ein entsetzlicher Sturm, und als sie sich umsahen, kam ein roter feuriger Däse auf sie zu, brüllte entsetzlich und warf mit seinen Füßen den herausgegrabenen Boden wieder in die Grube hinein. Die Schatzgräber aber ergriffen das Hasenpanier, und der Schatz soll heute noch gehoben werden.

927. Der Schatz auf dem Sibyllen- oder Hochsteine.

Mitgeteilt von B. Störzner, zum Teil nach Preusker, Blitze in die vaterl. Vorzeit, Bd. II, S. 217.

Unter dem Felsenaltare auf dem Gipfel des Sibyllensteines bei Ramenz liegen große Schätze vergraben. Zu ihnen führt in der Nähe der Sibyllenhöhle eine geheimnisvolle Tür, die zu manchen Zeiten offen steht. Wer zu jener Stunde auf dem Berge weilt, kann diese Tür sehen und in das Innere des Berges eintreten. Dieses Glück hatte einst ein Mann. Als er in die Höhle eingetreten war, sah er in dem hell erleuchteten Gewölbe eine alte Frau, welche sich die Haare kämmte. Darüber erschrak der Mann gar sehr und eilte wieder hinaus. Gleich darauf schlug die Tür krachend zu und war nicht mehr zu sehen.

928. Der Schatz auf dem Reinharbtsberg bei Ramenz.

Gräße, Bd. II, Nr. 878; N. Lauf. Mag. 1898, S. 182; Gräve, S. 46; Haupt, Bd. I, S. 231 ff.

Auf dem südöstlich von der Stadt Ramenz befindlichen Reinharbtsberge soll eine mit Gold und Silber angefüllte Braupfanne vergraben sein, die von einem graugekleideten kleinen Kobold gehütet wird, der diejenigen, welche ihm in den Weg kommen, verhöhnt und verspottet. Geht man jedoch mit dem Auschlage der elften Mitternachtsstunde in der Johannisnacht dorthin, so erblickt man zuerst ein blaues Flämmchen, welches sich aus der Erde erhebt und nach und nach die Gestalt eines Männchens annimmt, das einen großen Schlüssel in der rechten Hand hält. Diesem hat man sich zu nähern und ihm durch Zeichen anzudeuten, daß man den Schlüssel zu haben wünscht; dann wird das Männchen auf einmal verschwinden, und man wird den Schlüssel in der Hand haben. Nun wird sich auf einmal die östliche Seite des Berges öffnen, und man wird eine Türe erblicken; hat man diese mit dem Schlüssel geöffnet, so gewahrt man die Braupfanne; allein man darf sich nichts von den darin befindlichen Kostbarkeiten aneignen, sondern nachdem man etwas, gleichviel was, hineingeworfen, geht man rückwärts, den Schlüssel in der Hand, den Berg hinab, ohne sich von den erscheinenden Spukgeistern schrecken zu lassen. Zwar wird nun die Tür wieder verschwinden, allein wenn man drei Tage nachher an dem Flecke, wo sie gewesen, abermals nachgräbt, öffnet sie sich wieder mit dem bewußten Schlüssel, und nun kann man sich ihren Inhalt aneignen.

929. Die Schatzkammer am Keulenberge.

Bergblumen 1891, S. 90, nach Dr. Schmalz, Jubelfest auf dem Augustusberge, Königsbrück 1819, S. 10.

Ein Bauer, am Abhange des Berges nach Holze fahrend, entdeckte plötzlich einen Eingang in den Berg. Erstaunt, hier eine Tür zu finden, setzt er seinen Schiebkarren nieder und guckt hindurch. Als er viel Gold und Silber darin blitzen sieht, geht er keck hinein und packt in seine Schürze, was er glaubt fortbringen

zu können. Da er aber immer mehr aufrafft und die Last ihm endlich zu schwer wird, besinnt er sich auf seinen Karren, den er holen will, um es sich bequemer zu machen. Er schüttet also seine Schätze wieder hin und geht hinaus. Als er nun aber mit dem Karren zurückkommt an die Stelle, findet er die Tür nicht wieder; all sein Suchen ist vergeblich.

Eine uralte Sage erzählt auch von einem Schätze, der unter einem der drei Felsenblöcke auf dem Gipfel verborgen liegt, aber von einem Bergriesen bewacht wird. Wer den richtigen Ort trifft und denselben um Mitternacht neunmal umkreist, der kann den Schatz heben. (Haupt, Sagenbuch, Bd. I, S. 236.)

Zweiter Teil.
Geschichtliche Fragen.

QXQ

A. Landesgeschichte.

325

I. Aus der Urzeit unseres Volkes.

(Vgl. auch Nr. 788.)

930. Schwanhildis.

Nach Tob. Schmidt, *Chronica Cygnea*, Zwickau 1656, S. 20 u. 24 bei Röhler, *Sagenbuch*, Nr. 471.

Der letzte Zweig aus dem Stamme der Cygnus, Schwanhildis, hat zur Zeit Karls des Großen im Schwanzfeld, der Gegend um Zwickau, regiert. Dieselbe hat Karl dem Großen (nach einer anderen Version seinem Nachfolger) getreulich Beistand geleistet, als er in diesem Lande wider die Sorbenwenden und Böhmen gestritten, und ist ihm nicht allein mit ihren Untertanen zu Hilfe gekommen, sondern hat ihm auch mit Speise und Trank großen Vorschub getan.

931. Der Riese Einheer zu Zwickau.

Gräße, Bd. II, Nr. 603; Aventinus, L. IV, fol. 571; Camerar. Horae subces. I. 82, fol. 414; Schmidt, Bd. II, S. 6.

In demselben Kriege, welchen Karl der Große gegen die Wenden führte und wo die Schwanhildis mit ihren Schwanzfeldern demselben treulich diente, lebte zu Zwickau ein Riese namens Einheer (eigentlich hieß er Menotherus), ein Schwabe, gebürtig aus dem Thurgau in der Schweiz. Der watete durch alle Gewässer und brauchte über keine Brücke zu gehen, so groß war er. Sein Pferd zog er am Schwanz nach und sprach allezeit: „Nun, Gesell, du mußt auch nach!“ Der machte auch den Krieg Karls gegen die Wenden mit und mähete die Leute wie Gras nieder, hing sie an seinen Speiß und trug sie so über der Achsel wie Hasen und Füchse.

Da er nun wieder heimkam und sein guter Gefelle und Nachbar ihn fragte, was er ausgemacht hätte und wie es ihm im Kriege ergangen sei? sagte er aus Unmut und Zorn: „Was soll ich von diesen Fröscheins sagen? Ich trug ihrer sieben oder acht am Spieße über der Achsel und weiß gar nicht, was sie quaken; es ist der Mühe nicht wert, daß der Kaiser so viel Volk wider diese Kröten und Würmer zusammengebracht hat.“ Es flohen ihn aber alle Feinde und Wenden und meinten, er sei der lebendige Teufel.

932. Woher das Sprichwort stammt: Es bekommt ihm, wie das Hundeführen bis Bauzen.*

Gräbe, Bd. II, Nr. 753; Eiselein, Die Sprichwörter der Deutschen, S. 332; Lausitzer Mon.-Schr., 1799, S. 590; vgl. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, S. 717.

Kaiser Heinrich I. sandte zur Verhöhnung dem Ungarfürsten nach Bauzen zwei räudige Hunde samt Fehdebrief; dieser ließ dagegen den Boten des Kaisers sowohl Nasen als Ohren wegschneiden und schickte sie auf solche Art verstümmelt ihm wieder zurück. Dies hat zu dem Sprichwort geführt: „Es bekommt ihm, wie das Hundeführen bis Bauzen.“

933. Untergang der Wenden am Wallberge bei Bischoheim.

Nach Praßer, Chronik von Großröhrsdorf, 1869, S. 35.

Unweit des Dorfes Bischoheim liegt ein Berg, den die älteren Bewohner noch manchmal mit dem Namen „Walenberg“ bezeichnen. An diesen Berg verlegt die Sage eine große Entscheidungsschlacht, die vor beinahe tausend Jahren zwischen Deutschen und Wenden gekämpft wurde. König Heinrich der Finkler hatte die Elbe überschritten und drang immer tiefer in das Gebiet der Sorben ein. Um nun seinen Einmarsch in den Gau Milska zu verhindern, rafften

* Den wahren Ursprung des Wortes untersucht Knothe im N. Laus. Mag., 1891, S. 234 ff.: „Die Hunde in den Rechtsaltertümern der Oberlausitz.“

die Wenden alle ihre Streitkräfte zusammen und stellten sich dem deutschen Heere am Wallberge und bei der Blutmühle bei Letschwitz entgegen. Es kam zu einem mörderischen Kampfe, bei dem das Blut in Strömen floß. Die Wenden aber erlitten eine furchtbare Niederlage. Am Wallberge blieben alle, die für ihr Volk und ihre Freiheit stritten; fast nicht ein Mann kam davon. Des Nachts aber sollen sie aus den Gräbern hervorgehen und den Kampf von neuem anheben. (Vgl. Nr. 23.)

934. Markgraf Gero tötet dreißig Wendenfürsten.

Haupt, Sagenbuch, Bd. II, S. 14.

Als Kaiser Otto den Markgrafen Gero zum Oberbefehlshaber seiner Heere gegen die Wenden gemacht hatte, beratschlagten verschiedene slawische Stämme, wie sie ihn umbringen möchten, da er allen Heiden wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit sowohl als wegen seines Kriegsglücks furchtbar war. Es hatte aber Kaiser Otto einen leiblichen Bruder namens Heinrich, der hielt es mit seinen Widersachern, tat sich zu den Sorben und bestärkte sie in ihrem Vorzuge. Dreißig Fürsten beschloßen hierauf, ihn mit vereinten Kräften und einer großen Anzahl von Kriegern anzugreifen und niederzuhauen. Aber Gero hatte von ihrer Ankunft Kunde erhalten, stellte sich, als wäre ihm ihr Anschlag unbekannt und ließ sie zu sich zur Tafel laden. Diese aber aus angeborener Frechheit und übermütiger Sicherheit folgten der Einladung wirklich. Da ließ sie Markgraf Gero durch einen Hinterhalt bei Tafel überfallen und töten. Die Sage verlegt diesen Vorgang auf die Burg zu Meißen. Aber diese Niederlage aber haben sich folgende Volksreime erhalten:

Zu Laupnitz erster Fürst war ich,
Dreißig wendischer Herren tötet' ich,
Stiftet Gernroda von eigener Hab,
Dasselbst steht man noch heut mein Grab.*

* Über den Vorgang selbst vgl. von Heinemann, Markgraf Gero, S. 32 ff.

935. Der Thronberg bei Ebendörfel.

Gräße, Bd. II, Nr. 770; Gräve, S. 71 ff.; A. C. Köhler, Der Ezorneboh, Bauhen (1859), 18, S. 81; Haupt, Bd. II, S. 14; poetisch behandelt von Segnitz, Bd. I, S. 365 ff.

Der Thronberg, bei dem eine Stunde von Bauhen entfernt gelegenen Dorf Ebendörfel, welcher sonst auch Traum- oder Frageberg genannt wird, heißt auch der Kronenberg, weil er in seinem Innern sieben Kronenbergen soll. Es saßen nämlich einst sieben wendische Könige auf seinen Steinen und schauten hinab auf ihr Land und seufzten über den harten Druck der Deutschen. Da beschloßen sie, freie Männer zu werden, das aufgebürdete Joch abzuschütteln und einander beizustehen gegen die Feinde ihrer Nation. Eine blutige Schlacht entspann sich auf dem Berge, die sieben Könige fielen im Gefechte und wurden mit ihren goldenen Kronen unter sieben Steinen dort oben begraben. Die Grabsteine sind eingefunken, aber noch zu sehen, und die Gebeine der Fürsten längst zerfallen; aber ihre goldenen Kronen, auf welchen sie die Ihrigen, als sie das Schlachtfeld behauptet hatten, begruben, liegen noch unverfehrt da, von mächtigen Geistern bewacht.*

936. Die heutigen Wendenkönige.

Gräße, Bd. II, Nr. 721; J. Tollm Epist. itinerar. ep. II; Haupt, Bd. II, S. 15; R. Gosche in: Unser Vaterland, Bd. II, S. 17 ff.

Es ist eine alte Sage, daß die Wenden in der Niederlausitz noch heutzutage ihren König unter sich haben, den sie gemeinschaftlich aus ihrer Mitte wählen, ihm Krone und Zepter zustellen und jährlich zu seinem Unterhalte eine Kopfsteuer entrichten. Sie erweisen ihm alle königliche Ehren und gehorchen seinem Befehle in allen, das ganze Volk betreffenden allgemeinen Angelegenheiten. Jedoch halten sie die Sache so geheim, daß alle Bemühungen, den rechten Grund zu erfahren und den König selbst unter den Bauers-

* Diese Sage könnte wohl auch im Hauptteil I unter A 3 stehen (Bergentrückungen); die Kronen sind jedenfalls das Symbol für die Könige, die wir vielleicht in den geisterhaften Wächtern erblicken dürfen.

leuten ausfindig zu machen, bisher ohne Erfolg gewesen sind. So viel nur weiß man, daß die Königswürde in einer gewissen Familie erblich ist. Diese Familie soll jedoch vor mehreren Jahrzehnten mit dem letzten Sproß des wendischen Königsstammes, einer alten siebenzigjährigen Frau, ausgestorben sein. Diese alte Frau hat es noch vor ihrem Tode sehr beklagt, daß sie niemandem offenbaren könne, was sie von der Sache wisse. Im Spreewalde knüpft sich die Sage vom letzten wendischen Fürsten an den Burgberg im Dorfe Burg, wo er residiert haben soll und wo man allerdings unter anderen Altertümern goldene Diademe gefunden hat.

Dagegen ist das königliche Blut in der Oberlausitz noch nicht erloschen. In der Gegend von Baußen rühmen sich noch mehrere Wendengeschlechter ihrer königlichen Abkunft. (Preusker, Bd. II, S. 187 ff.)

937. Sebnitz und Lichtenhain, alte heilige Orte der Slaven.

Meiße, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, Nr. 66.

Viele Leute sagen, die Orte Sebnitz und Lichtenhain seien von Deutschen gegründet worden. Das ist aber nicht richtig. Denn in Lator liegt eine uralte Chronik, in böhmischer Sprache geschrieben, darin steht es zu lesen, wie in alten Zeiten das Volk der Böhmen oder Tschechen bis nach Pirna gewohnt hat, und daß sie in dem Talkessel, wo heute noch der Ort mit dem slawischen Namen Sebnitz blüht, ihre Volksversammlungen abgehalten haben. In Lichtenhain aber befand sich ein heiliger Hain, wo sie den alten Göttern opferten, und der Ort hieß damals Leittelshain oder so ähnlich.

938. Die Zaubereiche bei Großbuch.

Gräße, Bd. I, Nr. 368; Jecander, Sächsische Kernchronik, XIII. Paquet, CXLV. Couv., S. 13.

Bei Großbuch in der Nähe des Städtchens Lausitz stand früher eine uralte Eiche, die einen Umfang von 27 Ellen hatte. Ursprünglich bestand dieselbe aus zwei Zweigen; von diesen war einer längst nicht mehr vorhanden, der andere aber ist zu Anfange

des 18. Jahrhunderts durch den Vorwitz eines Hirten, der darunter Feuer anmachte, umgestürzt und aus ihm sind 42 Klaftern Holz gemacht, sowie ein Kahn für 8 Personen geschnitzt worden. Diese Eiche hat man die Zaubereiche genannt, weil man bei ihr zur Zeit des Heidentums Gottesdienst gehalten hat.

939. Der Taufstein bei Oberkrinitz.

„Glückauf“, 1881, Nr. 7; Röhler, Sagenbuch des Erzgebirges, Nr. 10.
Dort aus anderer Quelle auch eine novellistisch bearbeitete Sage vom Taufsteine.

Auf einer unbedeutenden Anhöhe beim Dorfe Oberkrinitz, die früher einen schönen Buchenbestand trug, liegt ein unregelmäßig gestalteter Granitblock, welcher auf der Oberfläche eine große und fünf kleinere künstliche Vertiefungen zeigt. Von den letzteren gruppieren sich vier um die große in der Mitte befindliche Vertiefung, welche die Form eines Beckens hat, während die fünfte sich an der Rückseite des Steines befindet. Nach dem Becken öffnen sich drei kleinere sitzähnliche Aushöhlungen, und in eine von diesen mündet wieder ein noch kleinerer Sitz. Die Sitze sind so groß, daß Kinder bis zu zehn Jahren bequem darin Platz nehmen können, während der auf der Rückseite des Steines befindliche Sitz einen etwas größern Umfang hat. Man nennt diesen großen Granitblock in der Gegend allgemein den „Taufstein“ und erzählt sich von ihm folgendes: Als vor langer, langer Zeit das Christentum sich auch in unserer Gegend Anhänger zu erwerben begann, konnte die Verehrung des wahren Gottes nur im geheimen geschehen, da sonst die heidnischen Priester den Christen ein sicheres Verderben bereitet hätten; besonders aber mußte die Taufe geheimgehalten werden. Deshalb suchten die wenigen Christen einsame, tief im Walde versteckte Orte auf, wo sie ungesehen und unbemerkt die heilige Taufe vollziehen konnten. Zu diesem Behufe wählten sich nun die Glaubensgenossen große, auf bewaldeten Anhöhen liegende Steine aus und arbeiteten in dieselben ein Becken zur Aufnahme des Wassers, drei Sitze für die drei Taufpaten und einen für den Täufling hinein. Der Taufstein bei Oberkrinitz soll nun von unsichtbaren Mächten

beschützt werden, und niemand hat das Becken vollständig ohne Wasser gesehen. Ein alter Mann erzählte, er habe einmal eines Abends als junger Bursche mit seinen Freunden das Wasser gänzlich ausgeschöpft, doch als sie am nächsten Morgen nachgesehen, sei eine größere Menge Wassers in dem Becken zu finden gewesen als vorher, obgleich es die ganze Nacht nicht geregnet hatte. Schon oft hätten die Steinmehnen sich an den Stein gemacht, um ihn zu zerschlagen und zu verarbeiten, aber der „Uhämel“ (Unheimel?), mit dem in der Gegend auch die Mütter ihren Kindern drohen, um sie zur Ruhe zu bringen, habe sie stets auf den Arm geschlagen, so daß sie von der Arbeit hätten abstehen müssen. Der Taufstein wurde deshalb jetzt von ihnen in Ruhe gelassen. Noch wird erzählt, daß in dem Wasserbecken Geld liege.*

940. Der Heidenbekehrer Arno von Würzburg wird bei Klaffenbach erschlagen.**

Thietmar von Merseburg, I, 3.

Nicht weit von besagtem Flusse (Caminizi) aber erlitt Arno, Bischof der heiligen Kirche zu Würzburg, den Tod eines Blutzegen. Als er nämlich, heimkehrend von einem Zuge gegen die Böhmen, an der Landstraße gegen Mitternacht in seinem Zelte, das er auf

* Röhler spricht (a. a. D.) die wohl berechtigte Vermutung aus, daß der „Taufstein“ ein ehemaliger Opferstein der slawischen Urbewohner gewesen sei. Die vorstehende Sage soll übrigens in der Gegend von Oberkrinitz und Lauterhofen erst im vorigen Jahrhundert aufgekommen sein (Bär im „Glücksauf“, XI, S. 25).

** Die Stelle, wo der Bischof seinen Tod gefunden hat, soll bei dem Orte Klaffenbach auf dem linken Chemnitzufer sein. In diesem Dorfe hat sich die Erzählung Thietmars ein wenig verändert bis in unsere Zeit erhalten, und ein dort stehendes Steinkreuz mit eingegrabenem Schwert soll den Platz genauer bezeichnen. Vgl. Mitteilungen des Agl. Sächs. Altertumsvereins, Heft XIV, S. 39 ff. Nach dem dort gegebenen Berichte steht das Kreuz auf einer sumpfigen Wiese, wodurch sich die „Dichter“ erklären. — Dagegen sucht E. Trauer (Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung 1887 Nr. 54) als Ort, wo der Bischof erschlagen wurde, den Schloßberg zu Chemnitz zu erweisen und erklärt den Klaffenbacher Kreuzstein einfach als ein Sprengelgrenzmal.

einem Hügel hatte aufschlagen lassen, Messe sang, ward er plötzlich von einer feindlichen Schar ringsum eingeschlossen. Nachdem er darauf alle seine Gefährten in den Märtyrertod vorausgesandt hatte, brachte er sich zuletzt selbst dem Herrn dar, samt den zum Preisopfer geweihten Hostien, an der Stelle, wo noch heutzutage (Anfang des 11. Jahrhunderts) oft brennende Lichter erblickt werden; daß aber diese die heiligen Blutzengen des Herrn sind, daran zweifeln selbst die Slawen nicht. Dies geschah im Jahre 892 der Fleischwerdung des Herrn, zu den Zeiten Kaiser Arnulfs.

II. Aus religiösen Bewegungen.

Siehe auch die vorhergehenden Nummern.

941. Die Pfaffenklunst bei Lichtenhain.

Gräße, Bd. I, Nr. 201; Grünberg, Historie der Stadt Schandau, 1739, S. 17.

Der Berg, der den berühmten Kuhstall in der Sächs. Schweiz trägt, heißt der Hausberg. Ihm gegenüber ist die sog. Pfaffenklunst, zu der man durch einen engen Weg fast nur mit Lebensgefahr gelangt. Der Ort soll seinen Namen daher haben, daß ein ehemaliger katholischer Pfarrer zu Lichtenhain sich hierher vor seinen hussitisch gewordenen Pfarrkindern geflüchtet und in das sog. Pfaffenloch versteckt hatte, aber von ihnen entdeckt und in den Abgrund herabgestürzt worden sein soll. Seit jener Zeit muntern sich die Leute in der Umgegend zu einem gewagten Unternehmen mit den Worten auf:

„Wollen wir, so wollen wir,
wie die Lichtenhainer Bauern.“

942. Der Ablaßkäse zu Wickershain.

Gräße, Bd. I, Nr. 323; Hasche, Mag., Bd. III, S. 521 ff.

Im Dorfe Wickershain, das eine kleine halbe Stunde von Geithain gelegen ist und unter das Amt Rochlitz gehört, wird am Feste Heimsuchung Mariä ein sonderbares Fest gefeiert. Nach 12 Uhr Mittag begibt sich der ganze Rat, die Geistlichkeit, Schule, Kantorei und der Stadtpfeifer, Organisten und 16 Musikanten aus der Stadt Geithain in besagtes Dorf, wo sie beim Schulmeister ab-

treten und hier mit Bier und einer Meise Tabak bewirtet werden. Dann kommt ein Bauer aus dem Dorfe, einen zinnernen Teller in der Hand, und gibt jeder der genannten Personen (die Schüler ausgenommen) einen Groschen, so der Ablassgroschen heißt, dem Oberpfarrer aber einen Taler. Hierauf wird in die Kirche gelautet, und alles zieht in Prozession in dieselbe, wo gesungen und Gottesdienst gehalten wird, dann wandert alles aus dem Gotteshause zum Ratspachter in dessen große Scheuntenne, wo zwei Tische ohne Tischtuch und rundherum Stühle stehen. An diese setzen sich die Obengenannten nach der Ordnung und was von Fremden etwa anwesend ist; vor der Scheune und im Hofe bleibt aber das zum Zusehen zusammengekommene Volk stehen. Wenn alle Stühle besetzt sind, bringt der Pächter schönes weißes Brot, Butter, Käse, und besonders auf einem runden Kuchendeckel einen runden Ziegenkäse von der Größe eines Schleifsteines, dann aber auch Bier in Krügen, und jeder kann nach Belieben zulangen. Hierauf nimmt der Stadtrichter von Geithain den großen Ziegenkäse vor sich und schneidet davon Scheiben ab, die er auf einen hölzernen Teller legt, und dann denselben zuerst dem Oberpfarrer überreicht, der ihn wieder seinem Nachbar gibt, und so macht der Teller die Runde an beiden Tischen, bis jeder seine Portion erhalten hat. Dieser Käse wird jedoch von den wenigsten gegessen, sondern nebst einem Stücke Weißbrot in Papier gewickelt, mit nach Hause genommen und von da aus weit und breit verschickt, weil ihm dieselbe Kraft zugeschrieben wird, die man im Merseburgischen den sogenannten Grünen Donnerstagsbrotten in oder aus dem Kreuzgange erteilt. Nach Zerteilung des Käses kann übrigens jedermann nach Hause gehen. Dieser Gottesdienst und die Mahlzeit nachher geschieht aber zum Gedächtnis, daß der bekannte Tezel hier seine Ablasskrämerei getrieben und in der dortigen Gegend während der Fastenzeit hat Butter und Käse genießen lassen. Da er sich nun Butter und Käse stückweise bezahlen ließ, so sind die dortigen Einwohner auf den Gedanken gekommen, Käse von solcher Größe zu machen, um dadurch etwas von dem Ablasspfennige zu sparen.

943. Das Paradies zu Zwickau.

Gräße, Bd. II, Nr. 607; poetisch behandelt von Ziehnert, S. 350 ff.

Jenseits der Mulde, an der Straße, die von Zwickau nach Chemnitz führt, befindet sich ein Gasthof, zum Paradies genannt, der ehemals aber das Ochsenhaus oder der Ratsweinkeller hieß und seinen Namen von seiner schönen Lage und den schönen Bünden, die in seiner Nähe stehen, erhalten haben soll. Nach einer unverbürgten Sage rührt aber derselbe davon her, daß, als Luther einst zu Zwickau war und seine Predigten solchen Eindruck auf das Volk machten, daß dasselbe endlich das Kloster oder den Grünhainer Hof stürmte, die Mönche eines Abends Luthern zu einem angeblichen Kranken in eine entlegene Straße lockten, um ihn zu ermorden. Es gelang jedoch dem großen Reformator, sich ihren Händen zu entziehen und in ein offenstehendes Haus zu flüchten, zu dessen Besitzer er sagte, dies Haus sei für ihn ein wahres Paradies geworden, und davon habe dasselbe den Namen behalten.

944. Dr. M. Luther vergilt einem Bergmanne zu Altenberg Böses mit Gutem.

Gräße, Bd. I, Nr. 232; Matthaeus, XVII, Predigt über das Leben Lutheri, Nürnberg 1583, S. 196; Meißner, Umständliche Nachrichten von Altenberg, Dresden 1747.

Im Jahre 1522 haben eine Menge Leute zu Altenberg ein hölzernes Bild, das wie Luther angezogen war, gemacht, dasselbe vor ein aus fingierten Richtern und Schöppen gebildetes Gericht geführt, es wegen Ketzerei verklagt und verurteilt und dann mit großem Geschrei und Lärm auf den Geisingberg geführt und am Sonntag Vätare an einem aus 25 Fudern Holz bestehenden Feuer verbrannt, nachdem vorher ein gewisser Bergmann darüber den Stab gebrochen und das Urteil gesprochen hatte. Zwanzig Jahre nachher kamen zwei Bürger aus Altenberg zu Dr. M. Luther gen Wittenberg und bringen ihm einen schönen Handstein (so nennt man die reichhaltigsten Zinnstufen) von rotgüldenem Erze, worauf sie derselbe zu Tische bittet. Da sagt der eine, sein Kamerad habe sich

einst schwer an ihm veründigt, indem er sein Bild wie Johann Huz zum Feuer verdammt; später habe er aber die Wahrheit seiner Lehre erkannt und bitte nun, da ihm solches von Herzen leid sei, demüthig um Gnade und Verzeihung seines törichtten Unverständes. Dem Luther gefällt die Rede und er sagt, weil solches Feuer ihm und seiner Lehre nichts geschadet, solle es ihm im Namen des Herrn vergeben und vergessen sein. Wie nun dieser Handel ein gut und ehrliches Gelächter gab, spricht der Absolvierte: „O Herr Doktor, ich danke Ew. Ehrwürden, aber ich hab' noch eine große Schuld auf mir, bitte, Ihr wollet mich auch davon absolvieren, denn ich armer Bergmann habe mich bei der Zechen verpufft und bin an die fünfhundert Gilden schuldig.“ Da sagt der Luther: „Ihr Bergleute, wenn Ihr am ärmsten seid, blüht Euer Glück, denn da haltet Ihr an und sehet selber zu Euern Zechen, und Not lehret Euch beten, zur Kirchen gehen und nüchtern und mäßig sein; darum wisset Ihr selber nicht, wie reich Ihr seid. Ziehet heim und arbeitet treulich und handelt redlich und glaubt und hofft an den Allmächtigen, den rechten Erschaffer im Namen seines Sohnes, der Silber und Gold ins Fisches Mund sprach (Matth. 17) und läßt immer Erz wachsen und gibt's zu rechter Zeit denen, die in ihren Zechen anhalten und bei ihm im Gebet aushalten. Der reiche Gott wird mit Euch sein, auf seinen reichen Segen und milde Hand absolviere ich Euch von aller Eurer Schuld.“ Ehe dieser Bergmann wieder zu Hause kommt, erhält er Botschaft unterwegs, man habe in seiner Zechen auf dem seligen Usar gut Erz angetroffen; da löst er Geld und gibt Ausbeute und zahlt alles ab und behält noch Ueberlauf.

945. Die Lutherlinde in Ringethal.

Ziehnert, Sachsens Volksfagen, 1886, S. 529.

Auf dem Kirchhofe in Ringethal, einem Dorfe bei Mittweida, stehen vier ungeheure Linden, die eine wahre Naturfelntheit sind. Die größte davon mißt elf Ellen im Umfange und heißt die Lutherlinde, weil nach einer allgemein verbreiteten Sage Luther unter, einige sagen sogar auf derselben gepredigt haben soll, weil ihm entweder der dasige Priester die Kirche nicht öffnete oder weil diese

die Menge Zuhörer nicht fassen konnte. Wegen dieser Begebenheit, obgleich einige an ihrer Wahrheit zweifeln, wird jährlich zu Fastnacht eine Gedächtnispredigt gehalten.

946. Der Pfaffenstein bei Rauenhain.

Funk-Sauer, Zur Geschichte der Stadt Mittweida und ihrer Umgebung, Mittweida 1898, S. 38.

Unterhalb der Rauenhainer Mühle bei Mittweida steigt eine Felswand schroff aus der Schopau empor. Es ist der sogenannte Pfaffenstein. Die Volkssage berichtet, durch Luthers Predigt bei Ringethal sei das Volk so erregt worden, daß es dem einheimischen, katholischen Dorfpriester ans Leben wollte. Auf seiner Flucht sei derselbe aber auf den isolierten Felskegel geraten, von dem er sich vor seinen Verfolgern in den Fluß gestürzt habe, weshalb man dem Felsen den Namen „Pfaffenstein“ beigelegt habe.

947. Das Mönchskalb zu Freiberg.

Gräbe, Bd. I, Nr. 279; Moller, Bd. II, S. 179; vgl. Bd. I, S. 213.

Den 29. Juni 1523 ist zu Freiberg im öffentlichen Ruttelhofe in einer geschlachteten Kuh, so einem Bauer zu Klein-Waltersdorf zugehörte, das sogenannte Mönchskalb gefunden worden. Dieses Kalb hat einen runden, ungestalteten Kopf gehabt und oben darauf eine Platte wie ein Pfaffe, samt zwei großen Warzen wie kleine Hörner: mit dem Untermaule ist es einem Menschen, mit dem obern und der Nase einem Kalbe gleich, sonst aber ganz glatt am Leibe gewesen; es hat die Zunge lang aus dem Munde herausgestreckt; die Haut am Halse und Rücken herunter hat wie eine gewundene Mönchskutte ausgesehen, an den Seiten aber vorn und an den Beinen ist es voller Ritze und Schnitte gewesen, als wenn die Kutte zerhauen oder zerschnitten wäre. Solches Ungeheuer ist von Dr. M. Luther in seinen Schriften (Bd. IX d. Witt. U. f. 187), wo

es auch abgebildet wird, neben der Beschreibung des Papstfels^{*}, den man 1496 zu Rom gefangen, gedeutet worden; Melancthon aber (Epist. ad Camerarium p. 22) meinte, daß durch dieses Kalb die Verderbnis der lutherischen Lehre in fleischliche und verderbliche Meinungen, wie sie zu selbiger Zeit im Schwunge gewesen, angezeigt worden, inmaßen auch bald hierauf ein Schwein zu Halle in den Osterfeiertagen ein Ferklein geworfen, welches einem Pfaffen in Gestalt des damaligen Habits ganz ähnlich gesehen. Es hat aber gedachtes Mönchskalb die Autorität der Geistlichen, so dem Papste zugetan gewesen, sehr verringert, also daß auch die Bergleute ein besonderes schimpfliches Lied davon gedichtet und dasselbe den Mönchen und Pfaffen zu Spott und Hohn lange Zeit allhier gefungen mit Bezug darauf, daß der Fleischer mit Vorbedacht und Willen das Fleisch von der Kuh, in welcher man das besagte Mönchskalb gefunden, niemandem als den Canonicis, Mönchen und anderen Geistlichen gelassen und solche dasselbe unbewußt verzehrt haben.

948. Klosterfage aus Gottleuba.

Sachsens Kirchengalerie, 5. Abt., Inspektion Pirna, S. 30.

Die sehr alte Kirche in Gottleuba soll vor der Reformation zu einem hier befindlichen Kloster gehört haben, von welchem aber keine Spur mehr vorhanden ist. Es geht nun die Sage, daß dieselbe einst viele kostbare Kirchengерäte und andere Schätze besessen

* S. Deutung der zwei grevlichen Figuren Papstfels zu Rom und Mönchskalbs zu Freyberg in Meyssen, funden (durch Dr. M. Lutherum). Wittenberg 1523. 4. Der Papstfels, ein Monstrum mit einem Efelkopfe, mit einem weiblichen, mit Schuppen bedeckten Leibe, mit Ochsenfuß und Vogelklauen, statt der rechten Hand einen Efel Fuß, mit der Unterschrift: Monstrum Romae inventum mortuum in Tiberi Anno 1496, bildet auch Bl. 1 des Cranach'schen Holzschnittwerkes: das Papsttum von 1545 (beschr. im Allg. Lit. Anz., Bd. IV, S. 94 ff.; Serapeum 1841, S. 33 ff.; Chr. Schuchardt, L. Cranach und seine Werke, Leipzig 1851, Bd. II, S. 248 ff.). Der Papstfels, das Mönchskalb und der Säupfaffe sind abgebildet bei Lycosthenes, Wunderwerk, S. CCCCLX u. CCCCLXXIII. S. a. Seidemann, Beitr. z. Reform.-Gesch., Bd. I, S. 200 ff.

habe, welche bei dem Wegzuge der Mönche theils verschüttet und vergraben, theils weggeführt worden sein sollen und wovon die Urkunden und Verzeichnisse, wie es heißt, noch in einem Kloster in Böhmen aufbewahrt werden.*

949. Die Gegenreformation von Radibor.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde. Sammlung VIIk.

Es war einst zu Recht bestehend, daß, wenn ein neuer Richter im Dorfe Camina eingesetzt wurde, der Pfarrer von Radibor bei solcher Gelegenheit einen Ochsen geliefert erhalten mußte. Der Fall war eingetreten, und der Pfarrer machte seine dahinlautenden Ansprüche geltend. Da entspann sich ein Rechtsstreit, welcher damit endete, daß die Verfügung erging, ganz Radibor**, das lutherisch war, müsse wieder katholisch werden. (?)

950. Dem calvinistischen Prediger Steinbach steht der Teufel bei.

Gräße, Bd. I, Nr. 152; J. Franci Hist. Relation. Continuatio, o. D., 1598. 4^o. S. 42 ff.; Beschreibung der Stadt Stolpen, S. 279; Schöttgen, Besch. von Wurzen, S. 391 ff.; Annalen oder Leben der Hofprediger zu Dresden, S. 459 ff.

Als David Steinbach, zuletzt kurfürstlicher Hofprediger zu Dresden, wegen Versuchs der Einführung des Calvinismus in Sachsen zu Stolpen gefangen gesetzt ward, hat derselbe sich den 19. Juni 1592, nachdem er durch drei verschlossene Türen, die ganz unverfehrt blieben, gekommen war, an einem Seile aus seinem Gefängnis herablassen wollen, ist aber herabgefallen und hat das Bein gebrochen. Bei der Befragung, wie er ein Entweichen an-

* Die Sage findet sich in vielen Orten an der böhmischen Grenze, wo sich aber meist nachweisen läßt, daß sie jedes tatsächlichen Hintergrundes entbehrt.

** Historisch ist an der Sage, daß der Pfarrer von Radibor zugleich Gerichtsherr von Camina war.

gestellt, hat derselbe unaufgefordert dem Schösser Thomas Treutter, dem Bürgermeister und anderen Ratsherren ins Gesicht gesagt, der Teufel habe ihm geholfen; derselbe sei oft zu ihm des Nachts in sein Gefängnis gekommen, habe sich in seinem Handbecken gebadet, das Bänklein fortgerückt und seine Bücher umgeblättert und herumgeworfen. Man hat auch am Abend desselben Tages einen Bauern in einem roten Leder mit einem Fuhrmannshut mit Federn durch das Gloch der Thüre des Gefängnisses des Hospredigers Salmuth, der mit ihm, jedoch an einem ganz entfernten Teile der Festung, gefangen saß, an seinem Kerker vorübergehen sehen. Auch ist ein solches Wetter, ein solches Werfen und Blättern auf dem Schloßhofe von den Dächern geschehen, daß die Nachbarn nicht sicher auf dem Hofe haben sein können. Da nun der Teufel Steinbach seinen selbst getanen Bekenntnisse nach nicht hat wegbringen können, so hat er von Stolpen bis Bischofswerda einen solchen Schaden im Getreide getan, daß in dem Strich, wo das Wetter ging, nicht der dritte Halm stehen blieb und zu Bischofswerda die Schloßen so groß wie die welschen Müsse waren und den Bürgern die Fenster einschlugen, also, daß jedermann dachte, der Jüngste Tag sei gekommen. Nachher ist jedoch Steinbach in sich gegangen, hat das heilige Abendmahl genommen und reuig alle seine Irrtümer widerrufen.

III. Aus Kriegsnöthen.

Siehe auch Nr. 24, 80, 81, 91, 97, 209, 350, 365, 745, 820; 888, 892, 896 und ähnliche; 1159; ferner Sprungfagen und Steinkreuzfagen.

951. Die tapferen Weiber von Meißen.

Gräße, Bd. I, Nr. 44; Albinus, Meißnische Landchronica.
Dresden 1589, Fol., S. 121.

Am 13. September des Jahres 1015 hat Mefico, des Herzogs Boleslai in Polen Sohn, die Stadt Meißen belagert, da gleich niemand unter den Markgrafen daheim gewesen. Damals haben die Feinde der Stadt am heftigsten bei der Wasserburg zugefetzt und da selbst allbereit zween Thürme angezündet gehabt, welche die Weiber in Eil und in Mangel des Wassers mit Met gelöschtet. Da nun Mefico von einem nahen Berge gesehen, daß sich die Bürger so tapfer gewehret, auch daß viele von den Seinen umgekommen, hat er sie vom Belagern und Stürmen wieder abgerufen; darauf ist die Elbe des Nachts so sehr gewachsen, daß sich die Polen besorget, sie möchten das Ihre oberm Wasser verlieren, sich derowegen davongemacht. Wegen dieser Geschichte und wunderlichen Errettung der Stadt Meißen hat man hernach jährlich den Tag Mariä Geburt feierlich begangen, bis zu Mannes Gedenken, daß nämlich die Mannspersonen alle aufs Rathhaus, die Weiber aber ins Bürgermeisters Haus zusammenkommen, von dannen sie miteinander in die Kirche gegangen sind und Gott und nach derselben Zeit Gebrauch unsere liebe Frau für solche gnädige Abwendung der Feinde Gewalt gedanket und um ferneren Schutz gebeten haben. Mit den ersten Jahren der Reformation hat jedoch diese Prozeßion wieder aufgehört.

952. Ein Freiburger Bürger rettet Markgraf Friedrich dem Freidigen das Leben.*

Nach den Jahrbüchern von Altenzelle.

Als König Adolf 1296 in der Stadt Altenburg war, sandte er einen Brief, der freies Geleit versprach, an den Markgrafen Friedrich, daß er zu ihm käme. Im Vertrauen auf dieses Geleit kam er mit nur wenigen nach Altenburg. Aber sobald man erfahren hatte, daß der Markgraf Friedrich in seiner Herberge sei, griffen die Schwaben sogleich zu den Waffen, eilten in die Herberge und beabsichtigten ihn zu töten, als er am Tische saß.

Das sah ein Freiburger Bürger (Johannis Lohze), der mit dem Markgrafen angekommen war. Rasch entschlossen warf er sich zwischen den Markgrafen und das gezückte Schwert seines Mörders und gab sich so für seinen Herrn Markgrafen in den Tod. Der Markgraf aber entkam durch die treue Hilfe der Seinen in die oberen Gemächer des Hauses, suchte sein Heil in der Flucht und entging so unter dem Schutze der Nacht den Händen seiner Mörder.

953. Friedrich der Freidige als Landflüchtiger und der Hirt.

Nach Sturmhüffel, Geschichte der Sächsischen Lande, 1898, S. 350.

Als Adolf von Nassau nach hartwieriger Belagerung endlich die den Wettinern treue Stadt Freiberg im Frühjahr 1297 durch Verrat eingenommen und an den tapferen Bürgern unedle Vergeltung geübt hatte, mußte Markgraf Friedrich von Meißen sein Erbe räumen, und zog, anfangs von einem einzigen Diener begleitet, später allein und oft seinen Unterhalt erbettelnd flüchtig im Lande umher.

* Moller, Theatrum, Freiberg. Chron. II, S. 47, verlegt diesen Vorfall in das Jahr 1305 unter Kaiser Albrecht, während Dressler in P. V. der Isagoge s. Besch. Altenburgs und Pfefferkorn, Auserl. Gesch. der Landgraffsch. Thüringen, S. 440, sagen, es sei dies nicht ein Freiburger Bürger, sondern einer aus Altenburg gewesen, und weil ihm seine Hand, als er den Stich auffing, abgehauen worden, werde sie zum Andenken solcher Treue bis dato nebst der Rose als das Altenburgische Grafschaft-Wappen geführt.

Einſt, ſo erzählt nun die ſpättere Sage, trieb er ſelbſt bitteren Spott mit ſeiner Hilfsbedürftigkeit. Er traf auf einen Hirten, der auf einſamem Felde ſeine Herde weidete, und ſprach zu ihm: „Ich bitte dich, ſtrecke deine Hand aus und fange mich.“ Der Hirte tat, um was ihn der Unbekannte gebeten, ergriff einen Zipfel ſeines Kleides und hielt ihn, wie man einen Gefangenen zu halten pflegt. Da ſagte der Markgraf: „Jetzt erzähle allen, daß du den Markgrafen von Meißen als Gefangenen gehalten haſt.“ Darob erſchrak der Hirte und ließ ihn unter Entſchuldigungen wieder frei, erzählte dann aber allen, was ihm begegnet war.

954. Der treue Haberberger von Freiberg.

Röbher, Sagenbuch, Nr. 745; nach Moller, Theatrum, Freiberg. Chron. II, S. 43.

Als Friedrich der Freidige, vom Kaiſer Adolf beſiegt, elend im Lande umherzog, kam er von einem einzigen Diener begleitet und unerkannt in eine Schmelzhütte, in welcher ein Freiburger Bürger, namens Haberberger, einen ſtarken Blick Silber abtrieb. Als er nun gefragt, wem ſo viel Silber zuſtände, und darüber berichtet worden war, hat er den Haberberger allein vor die Hütte geführt, ſich zu erkennen gegeben und ihn um das Silber angeſprochen. Haberberger hat ihm dies nicht allein willig zuſtellt, ſondern ihm auch verſprochen, daß er ihm nach wenig Tagen, wenn er es geſchmolzen, noch mehreres geben wolle. Markgraf Friedrich nahm es mit Dank an, und da ihm in der Folge noch mehrere reiche Bürger heimlich von ihren Ausbeuten zuſchickten, warb er neues Kriegsvolk an, mit dem es ihm gelang, in ſeinem Lande wieder feſten Fuß zu faſſen. Er konnte ſich um ſo mehr darin behaupten, als bald darauf der Kaiſer abgeſetzt wurde und in einer Schlacht mit ſeinem Gegenkaiſer ſein Leben einbüßte. Haberberger aber wurde reichlich beſchenkt und erhielt mancherlei Freiheiten.

955. Die Sage von der Schlacht bei Lucka.

Albinus, Meißnische Land- und Bergchronica, 1590, S. 256 ff.; Rivander, Thür. Chronik f. 30 (f. 380); darnach bei Gräße, Bd. I, Nr. 399.

Als die deutschen Könige Adolf und Albrecht den Wettinern ihre Lande zu entreißen strebten, verübte ihr Kriegsvolk, namentlich die Schwaben, furchtbare Greuel, und an jene Zeit erinnerte noch nach Jahrhunderten das Sprichwort: „Schwaben und Schaben verderben Land und Gewand.“ Wie nun aber endlich im Jahre 1307 die Fürsten Friedrich und Diezmann die plündernden Scharen bei Lucka (nördlich von Altenburg), vornehmlich mit Hilfe der Bürger und Bauern, aufs Haupt schlugen, da kam im Lande das Wort auf: „Es wird dir gehen wie den Schwaben vor Lucka“, oder wie es später lautete: „Es wird dir gelucken, wie den Schwaben bei Lucken.“ Vor der Schlacht aber soll Friedrich der Freidige auf dem Marktplatz zu Leipzig eine ermutigende Ansprache an die Bürger gehalten und dann zu seinem Leibdiener, der ihm den Harnisch anschnallte, gesagt haben: „Binde heut drei Land auf oder gar keins!“ Ein alter Vers davon lautet also:

„Heute binde ich auf Meißen,
Thüringen und Pleißen,
Und alles was meiner Eltern je gewart.
Gott helfe mir auf dieser Farth:
Alß wir für Gott recht haben,
Also reit ich wieder die Schwaben
Und will sie übern Hauffen schlagen
Und aus dem Lande Meißen jagn.“

956. Markgraf Diezmann, sein getreuer Knappe und das Hufeisen an der Nikolaikirche zu Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 410; E. v. Felsthal (Steinau), Des deutschen Volkes Sagenschatz, Schwäb.-Hall, o. J., 8°, S. 275 ff.; im allg.: Schäfer, Wahrzeichen, Bd. I, S. 18 ff.

Diezmann, Markgraf zu Thüringen und Sachsen, und Friedrich der Gebissene, sein älterer Bruder, wurden von Philipp von Nassau, Feldherrn des kaiserlichen Heeres in Thüringen, insgeheim verfolgt, da dieser durch der Brüder ruhmreiche Waffentaten seine Hoffnung schwinden sah, einst in den Besitz ihrer vom Kaiser Albrecht ihm

versprochenen Länder zu gelangen. Dem edlen Diezmann, der ihn mehrfach schimpflich aus dem Felde geschlagen, strebte er zunächst nach; indes stand diesem ein entschlossener, krieggeübter Schildknappe, namens Stephan, der dem geliebten Herrn schon in mehreren Schlachten das Leben gerettet, stets wachend zur Seite. Markgraf Diezmann hatte die Lande Lausitz an den Markgrafen von Brandenburg abgetreten und sich im Dezember des Jahres 1307 nach Leipzig auf die Pleißenburg begeben, um hier in frommer Betrachtung die Weihnachtszeit zu vollbringen. Die Feiertage naheten, da wurde ihm zur Büßung eines Fehltritts von seinem Beichtvater der Besuch dreier Messen auferlegt. Vergeblich war das Bedenken seiner Umgebung gegen diese Buße, wie die Warnung der markgräflichen Freunde in den mahnenden Worten des alten Spruches: „Eine zweite Messe gut zur Not, doch eine dritte bringt den Tod.“

Der edle Fürst, furchtlos und keine Gefahr ahnend, verfügte sich ohne alle Begleitung nach dem Gotteshause, der auferlegten Pflicht Genüge zu tun. Er hatte die Haintorkapelle, sowie die Paulinerkirche bereits verlassen und den Weg nach der Thomaskirche eingeschlagen, als er im Morgenrauen einen verummumten Ritter hinter sich wahrte. Ihm zu entgehen, spornet er sein Roß mächtiger, so daß ein Hufeisen desselben weit bis zur Nikolaikirche fliegt, und gelangt so in die menschenfüllte Kirche, wo er auf den Stufen des Altars niedersinkt. Der ihm zu Fuße nacheilende getreue Schildknappe konnte leider nicht mehr in seine Nähe kommen. Raum hat nun der Lobgesang: Benedictus, qui venit in nomine Domini! begonnen und die Kerzen sind ausgetan, als ein raschgeführter Dolchstich seines nächtlichen Verfolgers ihn zu Boden streckt. Diezmann starb einige Tage darauf, standhaft und fromm in seinem 37. Jahre und wurde in der Paulinerkirche fürstlich beigesetzt.

Von dem auf die Folter gelegten Mörder war indes weder zu erfahren, wer er sei, noch wer ihn gedungen. Man hielt ihn für den der kaiserlichen Partei ergebenen Abt von Pegau, dessen Kloster die Diezmannschen Truppen eingäschert hatten. Er wurde mit glühenden Zangen zerrissen und gerädert.

Philipp den Nassauer, einen Sohn Adolfs von Nassau, traf die wütende Hand Markgraf Friedrichs, der ihn erschlug, im Ge-

fecht zu Borna, bei der schmachlichen Niederlage der Bayern und Schwaben. Des heldenmütigen Knappen, der nach dem Falle seines Herrn den Tod suchte, denkt die Sage nur in wenigen Zügen, doch meldet sie, daß, nachdem er siegend im Treffen bei Großenhain gefallen, Friedrich der Gebissene ihm selbst einen Stein gelegt und zwei Eichen auf sein Grab gepflanzt habe. Diezmanns Grabmal, öfters zerstört, zuletzt durch die Franzosen im Jahre 1813, wurde in späterer Zeit wieder würdig hergestellt; das Hufeisen aber, welches des Markgrafen Pferd in der Ritterstraße nach der Nikolaikirche schleuderte, hängt noch jetzt dort an der Mauer befestigt. (Vgl. Nr. 973 und 1174.)

Man gibt auch vor, zur Strafe für die fahrlässige Bewachung ihres wohlthätigen Fürsten wären den Leipzigern die Wächterhörner abgenommen und ihnen dafür häßlich schrillende Schnurren, deren sich die Nachtwächter bis zum ersten Drittel des 19. Jahrhunderts bedienten, eingehändigt worden.

957. Das Mönchsbild in der Paulinerkirche.

Gräße, Bd. I, Nr. 450; Schäfer, Wahrzeichen, Bd. I, S. 50.

Der rechte Flügel oder Nisch des dem heiligen Paulus geweihten Altars in der Paulinerkirche zeigt den Märtyrertod des am 25. März 1253 kanonisierten Dominikaners Peter von Verona; das Volk aber glaubt, es stelle den Mönch dar, der der Sage nach anstatt des Markgrafen Diezmann im Rosentale ermordet ward und noch sterbend das Glaubensbekenntnis mit seinem Finger, den er in sein eigenes Blut getaucht hatte, auf die Erde geschrieben haben soll.

958. Das Blutbad auf dem alten Schlosse zu Plauen.

Gräße, Bd. II, Nr. 651; Köhler, Aberglauben und Sagen im Vogtlande, S. 637.

Als die Hussiten sich der Stadt Plauen näherten, flohen alle Bürger auf das alte feste Schloß, weil sie sich dort oben sicher fühlten. Und in der That gelang es auch den anstürmenden Feinden nicht, das-

selbe einzunehmen. Da bestach der Anführer — es soll Procop gewesen sein — den Türhüter des Schlosses und versprach ihm einen Hut voll Dukaten, wenn er die Pforte öffnen würde. Der Hüter ging auch darauf ein; als aber die Hussiten eindringen, wurde ihm statt des Hutes voll Dukaten von den Feinden der Kopf abgeschlagen. Die Hussiten richteten nun in der Burg ein schreckliches Blutbad an; keiner sollte ihren Schwertern entrinnen, und das Blut floss in Strömen beim unteren Turme herab. Nur zwei Bürger, welche sich in dem Brunnen versteckt hatten, kamen mit dem Leben davon; der eine hieß Loth, der andere Pfund. Als nun die Feinde abgezogen waren, kamen sie hervor und einer redete den andern an: „Nun, Lötzele, bist du denn auch noch da?“ „Ja, Pfünzdele,“ sagte der andere. Darauf sind diese Namen, Lötzele und Pfünzdele, den Familien geblieben, und noch im 19. Jahrhundert haben Leute, welche diesen Namen führten, in Plauen gelebt.*

959. Das Kreuz und der Kelch bei Wolkenstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 536; Köhler, Sagenbuch, Nr. 657; Lehmann, Obererzgebirg. Schauplatz, S. 54 ff.; Ziehnert, Sachsens Volksagen, S. 447; Fr. W. Köhler, Hist. Nachrichten von der Bergstadt Wolkenstein, 1781, S. 237.

In der Mitte einer 100 Ellen hohen steilen Felsenwand, die sich an der Zschopau erhebt und das Schloß Wolkenstein trägt, waren früher ein Kreuz und Kelch in den Stein eingehauen. Diese beiden Zeichen sollten daran erinnern, daß im Jahre 1428 die Hussiten einen papistischen Priester in Wolkenstein, obwohl sie ihm mit dem Tode drohten, nicht von seinem Glauben abwendig machen konnten. Da schleppten die wilden Gefellen den frommen, festgläubigen Mann erbarmungslos an den Rand der steilen Felsenwand und stießen ihn hinab. An den vorragenden Felsenzacken zerschmettert, versank sein Leichnam in den Fluten der Zschopau.

* Die Einnahme des Schlosses zu Plauen durch Verrätherei soll zu Anfang des Jahres 1436 stattgefunden haben. Nach einer anderen Uebersetzung hätten sich aber drei Bürger gerettet, nämlich zwei Pfünzdele und ein Gering (s. Fickenwirth, Chronik von Lengefeld, S. 176).

960. Ein Ritter von Schönberg wird von den Hussiten gejagt.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 748; Staberoh, Chronik der Stadt Deberan, 1847, S. 88.

Als im Sommer 1427 ein starker Haufe Hussiten über Oibernhau und Sanda durch das Gebirge herunter nach Deberan zog, galt es besonders dem Ottomar von Schönberg, welcher den Hussiten aus der Gefangenschaft entwichen war und nun in seinem Schlosse Reinsberg wohnte. Täglich wurde jetzt dieses Schloß drei Wochen lang von den Hussiten gestürmt. Da rettete den geängstigten Schönberg sein Knappe durch einen unterirdischen Gang, der sich in einem Busche vor dem Schlosse öffnete. Diese Stelle soll noch heute mit einem Denksteine, auf dem ein Kreuz eingehauen ist, bezeichnet sein. Ein bereit gehaltenes Roß trug den Ritter in der dunkeln Nacht durch den Forst auf die nahe Straße nach Freiberg. Hier setzten ihm die wachsamten Hussiten nach, und hart vor Freiberg hatten sie den fast zum Tode Geheßten beinahe eingeholt. Der Turmwächter auf dem Meißner Tore gewahrte in der Morgendämmerung diese Menschenjagd. Er öffnete dem nahenden Ritter, welcher ihm sein weißes Tuch entgegenschwang, einen Torflügel, den er vor den mit heransprengenden Hussiten schnell wieder zuschlug. Innerhalb des Tores aber verließen den Ritter die Kräfte; auf der Meißener Gasse stürzte er mit dem Pferde und wurde tot in das nächste Haus getragen. Auch diese Stelle ward mit einem Steine, den man später an die Stadtmauer gelehnt hat, zum traurigen Andenken bezeichnet.

961. Die vierzehn Nothelfer bei Gottleuba.

Gräße, Bd. I, Nr. 242; poetisch behandelt von Ziehnert, S. 21 ff.

Als die Hussiten im Jahre 1429 durch das Land Meißen zogen und alles mit Mord und Brand verwüsteten, kamen sie auch in das sächsische Hochland und zwar in die Nähe des in einem der tiefsten und schönsten Täler Sachsens liegenden Städtchens Gottleuba, welches zum Amte Pirna gehört. Schon brachten Flüchtlinge aus Liebstadt die Nachricht, daß das feindliche Heer im Anzuge sei. In die benachbarten Berge zu flüchten, schien die Zeit zu

kurz, wenn es nicht möglich ward, die Feinde eine Zeitlang zu beschäftigen. Da rief der Bürgermeister rasch die ratlosen Bürger auf dem Markte zusammen und forderte sie auf, freiwillig zurückzubleiben und sich den Hussiten entgegenzuwerfen, auf daß Greise, Weiber und Kinder indes Zeit zum Entrinnen gewinnen könnten. Obwohl sich aber fast alle Männer bereit erklärten, so wählte der tapfere Mann doch nur dreizehn Unverheiratete aus und zog mit ihnen, nachdem sie von den Ihrigen auf Nimmerwiedersehen Abschied genommen, den Feinden entgegen. Sie besetzten eine steile Bergspitze, bei welcher dieselben vorüber mußten, wenn sie zur Stadt wollten; und als ihnen die Hussiten einen Gesandten entsandten, der sie zur Abergabe auffordern sollte, wiesen sie ihn mutig zurück. Nun rückten jene mit ihren ganzen Massen heran, um sie von ihrem Posten zu vertreiben, allein sie widerstanden männiglich, und erst nach Verlauf von drei Stunden, als keiner der vierzehn mehr am Leben war, ward der Paß frei und ihre Feinde drangen über die Leichen der tapfern Bürger ins Thal herab; allein sie fanden niemanden mehr im Städtchen, denn jener Aufenthalt hatte alle gerettet. Die waldige Höhe aber, wo jene so wacker gestritten, heißt noch jetzt die vierzehn Nothelfer, obwohl manche diesen Namen von einer einst dort gestandenen Kapelle der vierzehn sogenannten Nothelfer der katholischen Kirche herleiten wollen, die übrigens recht gut zum Andenken an jene Begebenheit erst erbaut sein könnte, um so mehr, als jene vierzehn hier begraben sein sollen. Eine andere, südlich von der Stadt gelegene Anhöhe, welche jenen Bürgern als Ausguck gedient haben soll, heißt von derselben Begebenheit noch jetzt die Schnelle Gucke.

962. Die Hussiten in Neukirch.

Pilk, Neukirch a. S. (Meißen 1889), S. 7, nach einem alten Manuskript im dortigen Pfarrarchiv.

Als die Hussiten Neukirch brandschazten, war die Kirche das festeste Bollwerk gegen die Grausamkeiten jener Horden. Dorthin flüchteten sich die Bewohner und verammelten die gewaltige Thür. Da die Versuche, durch Drohungen den Einlaß zu erzwingen, mißlangen, hieben die Krieger ein Loch in die Thür, und einer der Ihrigen

steckte, um den Riegel aufzuschieben, den Kopf hindurch. Sogleich aber sank sein Körper blutüberströmt zurück. Mit Entsetzen bemerkten die Angreifer, daß dem zuckenden Rumpfe das Haupt fehle. Dieses war dem freolen Eindringling von innen abgetrennt worden. Da erfüllte ein Wutgeheul die Luft, und die Hussiten schritten zum äußersten Mittel: sie steckten die Kirche in Brand.

963. Das steinerne Kreuz auf dem Markte zu Großhennersdorf.

Nach D. Rebros, Sagenklänge aus dem Sachsenlande. Die sächsische Oberlausitz, Bd. I, S. 123.

Vor ungefähr 50 Jahren noch stand mitten auf dem Markte ein steinernes Kreuz, welches man in den 40er Jahren, da es auf dem Markte anfang im Wege zu sein, an die Seite setzte. An dieses Kreuz knüpft sich folgende Sage:

Im Jahre 1430, am ersten Weihnachtsfeiertag, als die Hussiten unter Wenzeslaus Liback Demberczom Ostřitz bedrohten, kam ein roher Haufe Hussiten nach Großhennersdorf, um zu rauben und zu plündern. Der Ort war aber durch die bedeutenden Truppenzüge usw. derart mitgenommen, daß sich die Großhennersdorfer in der Angst keinen Rat wußten, diese Plünderer zu befriedigen. Da nun dieser verwilderte Haufe die Absicht durchblicken ließ, daß, im Falle man nicht reichlich gewährte, der Ort an verschiedenen Stellen in Brand gesetzt werden solle, ermannten sich die Einwohner, und ermutigt durch den Gedanken, Familie, Haus und Hof zu schützen, gingen sie aus der Defensiv in die Offensiv über. Die Schar der Hussiten, zirka 30 an der Zahl, mußten den Gedanken, dem Dorfe zu schaden, mit dem Leben büßen.

Zur Erinnerung an die Rettung des Dorfes setzte man dieses Kreuz.

964. Die St. Michaeliskirche zu Budissin.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. II, S. 49.

Im Jahre 1430, als Hans Schwerdtfeger Bürgermeister zu Budissin war, kamen die Hussiten und verwüsteten alles ringsherum.

in dem Stadtgebiete. Es rief der Landvogt, Hans von Polenz, den Herzog von Meißten um Hilfe an, und dieser schickte 1200 geharnischte Männer; die lagerten sich auf der Wiese vor Budissin, dem Gerichte gegenüber und weiter hinaus, bis auf eine halbe Meile weit. Neben der Wiese schlugen die von Budissin mit denen vom Lande ihre Lager und ihre Wagenburg auf. Der Landvogt aber lag mit seinem Troß den Meißnern gegenüber. So lagen sie alle fünf Tage lang stille und die Hussiten wagten keinen Angriff auf die Stadt. Aber die von Budissin wollten sich nicht an die Hussiten wagen, und das Meißnische Kriegsvolk, welches sich auch trefflich fürchtete, erhob sich in aller Stille bei nächtllicher Weile und zog ab. Die Hussiten aber zogen heran und berannten die unbesetzte Stadt, die dadurch in große Not geriet. Doch wen die Menschen verlassen, den beschützt Gott. So geschah es auch hier. Denn man sah da leibhaftig den heiligen Erzengel Michael mit seinem Schwerte auf den Mauern und unter dem Kriegsvolke. Hier flößte seine Erscheinung Mut und dort Schrecken ein, und als ein Pfeil den Hauptmann der Hussiten tödlich getroffen hatte, machten sie sich wieder auf, gingen zurück über das Gebirge und ließen die geängstete Stadt frei. Zur dankbaren Erinnerung an diese himmlische Hilfe erbauten die Einwohner alsbald zu Ehren des Erzengels Michael eine Kirche, und es wurde verordnet, für diese Errettung aus den Händen der grausamen Hussiten alljährlich eine feierliche Prozession zu veranstalten, ein Hochamt zu halten und das Ledeum zu singen.

965. Das Forstfest zu Kamenz.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. II, S. 109.

Im Hussitenkriege kam einmal ein Haufen Hussiten vor Kamenz gerückt, schlug vor der Stadt ein Lager auf und drohte die Stadt zu plündern, wenn man ihm nicht eine große Lösesumme zahlen würde. Der Preis war zu unverschämt. Die armen Kamenzger konnten auch nicht einmal einen kleinen Teil desselben aufbringen. Da ging der Schulmeister mit den Kindern in einer feierlichen Prozession hinaus vor den grimmigen Hussitenhauptmann, der samt seinen wilden Scharen gar nicht wußte, was dieser friedliche Besuch

bedeuten sollte. Die Schüler aber fingen an das Lied zu singen: „Du Friedensfürst, Herr Jesu Christ usw.“ Dieser Gesang rührte den wilden Hauptmann so sehr, daß er die Stadt verschonte und von dannen zog. Zum Andenken daran hat ein reicher Bürger von Kamenz der Schule ein großes Stück Wald geschenkt und verordnet, daselbst alljährlich zu Bartholomäi ein Schülerfest zu feiern mit Gesang jenes Liedes, Prozession, Freudenfeuern und Lustgelagen. Das ist der Ursprung des noch heute gebräuchlichen Forstfestes zu Kamenz.

Eine andere Sage verlegt die Entstehung des Festes ein Jahrhundert später. Im Jahre 1520 herrschte in der Oberlausitz und sonderlich bei Kamenz eine große Dürre. Da ging die Geistlichkeit mit den Schulkindern in langer Prozession von einer heiligen Kapelle zur andern und beteten um Regen, und siehe, den andern Tag kam der erbetene Regen. Zum Andenken daran feiern die Kamenzger Schüler bis auf den heutigen Tag das Forstfest.

Vgl. das Kirschfest zu Naumburg und hier „das Vesperlied zu Pegau“ Nr. 972.

966. Der treue Rat von Freiberg.

W. Ziehnert, Sachsens Volksagen, S. 439 ff.

Die Söhne Friedrichs des Streitbaren, Kurfürst Friedrich und Herzog Wilhelm, hatten über ihre Länder einen Teilungsvertrag geschlossen, nach welchem die Stadt Freiberg beiden zugleich angehörte. Als nun zwischen den beiden Brüdern der Krieg ausbrach, welcher gegen sechs Jahre währte, da war die arme Stadt oft in großer Kummernis, denn zwei Herren, die einander befehden, durch Treuschwur zugleich untertan sein, das ist gar ein schlimmes Ding.

Im Jahre 1446 kam Kurfürst Friedrich, vielleicht nur, um die Treue der Bürger zu erproben, mit starker Heeresmacht nach Freiberg, hielt auf dem Markte Lager mit seiner Ritterschaft und ließ durch einen Herold ausrufen, „daß der Rat und die Bürgerschaft bei Verlust Gutes und Lebens ihm allein huldigen, seinen Bruder verschwören und wider denselben ihm zu Hilfe tun sollten.“ — Da gingen die Herren des Rates zusammen und hielten voller Angsten einen Rat, was zu beginnen sei, und konnten nichts Erfreuliches er-

finnen, denn entweder sie mußten den Treuschwur am Herzog Wilhelm brechen, oder die Stadt war der Zerstörung durch den Zorn des Kurfürsten Friedrich gewärtig. Also waren sie in großen Nöten, wählten aber dennoch das beste Teil. — Als der Herold zum dritten Male rief, gingen sie barhäuptig, je zwei und zwei, vom Rathhause auf den Markt, jeder seinen Sterbekittel am Arme tragend, und traten vor den Kurfürsten, um den seine Ritter einen Kreis geschlossen hatten. Nikol Weller von Molsdorf, der Bürgermeister, aber nahm das Wort und sprach: „Wir und die ganze Stadt sind so bereitwillig als schuldig, Euch, unserm gnädigsten Herrn, untertänigst zu gehoramen, und ist uns gegenwärtige Trennung unserer beiden Fürsten ein herzliches Leidwesen; aber weil wir dem Herzog Wilhelm, Eurem Bruder, mit gleichen Pflichten verhaftet und solcher von ihm noch nicht entlassen sind, also auch mit gutem Gewissen keinem Teil Schaden zufügen können, so bitten wir um Gottes willen, Ihr wolleet uns doch dabei lassen und zu keinem Widrigen zwingen. Wenn es nicht gegen den Bruder ginge, so wollen wir gern Leib, Ehre und Gut für Euch zusehen; aber dafern Ihr, was Gott verhüte, in uns dringen wollt, so gedenken wir lieber zu sterben, als uns in solche Seelengefahr zu stürzen, und ich will gern der Erste sein und mir meinen alten, grauen Kopf abhauen lassen!“ Durch diese Rede erweicht, warf der Kurfürst sein Roß herum, ritt zu Wellern, klopfte ihm auf die Achsel und sagte freundlich: „Nicht Kopf weg, Alter! nicht Kopf weg! wir bedürfen solcher ehrlicher Leute noch länger, die ihr Eid und Pflicht also in acht nehmen!“ — Hiernach lobte er die Treue der Stadt und ermahnte die Rathsherren und Bürger, darinnen zu verharren und furchtlos zu sein, denn er stehe gern ab von seinem harten Begehren.

967. Hertha von der Planitz rettet die Kirche zu Deberan.

Röbler, Sagenbuch, Nr. 749; Staberoh, Chronik der Stadt Deberan, 1847, S. 36.

Im Bruderkrriege wurde die Kirche zu Deberan von Herzog Wilhelms wilden, meist böhmischen Kriegerern völlig ausgeraubt. Vom völligen Feuerruin wurde sie nur dadurch gerettet, daß, als die Räuber mit den Pechkränzen schon nach dem Gotteshause liefen,

ein adeliges Fräulein, Hertha von der Planitz, in die Kirche eilte, das Marienbild vom Altare nahm und dieses dem Feldhauptmann Cuno von Witzleben, der zu Pferde vor der Kirchthüre hielt, mit den Worten zeigte: „Halt ein, du Gottloser! Diese Heilige wohnt in dieser Kirche, und wird dich bei ihrem Sohn verklagen. Ich trage sie zurück in ihr Heiligtum und werde mich selbst mit ihr verbrennen lassen!“ Der Feldhauptmann ließ zwar die Pechkränze wieder wegtragen, doch nun die Thüre der Kirche erbrechen und diese austauben; jedoch befahl er, jenes heldenmütige Edelfräulein mit ihrem Marienbilde zu verschonen. Dies geschah 1447.

968. Der Totenweinsbach.

Gräße, Bd. II, Nr. 653; Jahn, Chronik von Delsnitz, S. 373.

Ein Bach, der zum obern Bezirke der Vogtländischen Perlenfischerei gehört, ist der Freiburger, auch der Totenweinsbach genannt. Er heißt so nach dem Dorfe Freiberg, das seitwärts von Adorf nach Roszbach gelegen ist, theils nach einer Sage, welche erzählt, daß damals, als König Ferdinand im Schmalkaldischen Kriege über Adorf herein in die Länder des geächteten Kurfürsten Johann Friedrich einfiel, an diesem Bache ein mörderisches Gefecht vorfiel, in welchem das Blut stromweise geflossen sein soll. Zum Andenken an dieses schreckliche Ereignis heißt daher heute noch dieser Bach der Totenweinsbach.

969. Die Sage vom Kuhstalle bei Bichtenhain.

Gräße, Bd. I, Nr. 201; Hofmann, S. 364 ff.; Curiosa Sax. 1743, S. 194 ff.

In der Nähe des Marktfleckens Bichtenhain, der eine Stunde von Schandau entfernt ist, befindet sich ein hoher Felsen, früher der Hausberg genannt, welcher eine große, von der Natur gebildete Halle enthält, in welche man durch das zehn Ellen hohe und zwölf Ellen breite Thor, das völlig gerundet und gewölbt ist, tritt. Weil dereinst in den wilden Zeiten des Dreißigjährigen Krieges die Bauern der Umgegend ihr Vieh hineingeflüchtet haben sollen, so hat man diese Höhle den Kuhstall genannt. Ubrigens sind auch noch mehrere

Nebenhöhlen vorhanden, die wohl zum Aufenthalte für die dorthin geflüchteten Landleute gedient haben mögen. Ehe man von Lichtenhain hierher kommt, findet man im Walde eine Art Gesundbrunnen, den man den hellen Fluß nennt, und bei dem in der Zeit des Papsttums verschiedene Wunder sich ereignet haben sollen, nicht weit davon aber einen Felsen, der oben eine ungleiche Vertiefung hat und der Taufstein genannt wird, weil da in Kriegszeiten die neugeborenen Kinder der hierher Geflüchteten getauft worden sein sollen.

970. Die sechs Brüder bei Geyer.

Gräße, Bd. I, Nr. 488; Ziehnert, S. 464.

Im Jahre 1632, als kaiserliche Truppen von der Burg Scharfenstein die ganze Umgegend durchstreiften und plünderten, war es einem Trupp herzhafter Burschen aus Elterlein und Zwönitz gelungen, in der Nähe von Scharfenstein sechs Oesterreicher, die im dichten Walde schliefen, zu überfallen und gefangen zu nehmen. Was nun mit den Gefangenen zu beginnen sei, darüber entstand bei den Siegern heftiger Streit. Die von Elterlein meinten, daß es das beste sei, sie sämtlich totzuschlagen; die von Zwönitz wollten nichts davon wissen und brachten es dahin, daß man zuletzt beschloß, sie zur Armee zu bringen. So zogen sie fort. Als sie in die Nähe von Geyer kamen, erhob sich der Streit von neuem, und weil die Elterleiner mit Gewalt drohten, so wurden die Zwönitzer voll Arger und schieden von ihnen, die Gefangenen ihrem Schicksal überlassend. Dieses war ein trauriges. Denn kaum waren die Zwönitzer im Walde verschwunden, so fielen die mordlustigen Elterleiner über die wehrlosen Opfer ihrer Wut her und ermordeten fünf Oesterreicher auf die grausamste Weise; den sechsten aber warfen sie in ein tiefes Loch, in welchem ihn die Vorübergehenden noch am andern Tage jammern hörten.

Zum Gedächtnis dieser Greuelthat heißt jene Stelle der Wiesen bei Geyer noch jetzt „sechs Brüder,“ ohne daß man bestimmen kann, ob wirklich die sechs unglücklichen Oesterreicher Brüder gewesen sind.

971. Ein Traum verkündet Freibergs Befreiung von den Schweden.

Gräße, Bd. I, Nr. 295; Lehmann, Histor. Schauplatz, S. 793.

Im Jahre 1642 lebte in Elterlein eine feine andächtige Jungfer von 24 Jahren, Margarethe, Christoph Landrocks Tochter, welche sich vor den schwedischen Einfällen sehr fürchtete und daher herzlich für sich und die belagerte Stadt Freiberg betete. Am Neujahr 1643 stand sie vom Schlaf auf, war gar freudig und sprach: „O, nun bekommen die Schweden die Stadt Freiberg nicht, heute sahe ich im Traume, daß zwar der Torstenson die Stadt an einer Kette hatte, aber es kam ein vornehmer Reiter mit einem bloßen Schwerte geritten, der hieb die Kette mit einem Streich entzwei, daß der Torstenson mit der halben Kette zurückfiel, darüber seine Soldaten erschrakten und ausrissen.“ Nach sieben Wochen ging der Traum aus, und der Feind mußte abziehen.

972. Das Vesperlied zu Pegau.

Gräße, Bd. I, Nr. 459; poetisch behandelt von Ziehnert, S. 115 ff.

Im Jahre 1644 berannte der schwedische Feldherr Torstenson die Stadt Pegau mit aller Macht, um dieselbe dafür zu bestrafen, daß zwei berühmte Pegauer Räuber oder Freischarenführer, Flachsveit und Fiedelhans genannt, die Abgeordneten dieser Stadt, welche die derselben aufgelegte Kontributionssumme an den schwedischen General nach Leipzig zu bringen hatten, überfallen, letztere geraubt, die schwedische Bedeckung zerstreut und verwundet und eine in dem Geleite befindliche junge schwedische Gräfin ermordet hatten. Trozdem, daß sich Pegau wacker verteidigte, hätte es sich doch nicht halten können, denn es brannte schon an allen Ecken; da zog der damalige Superintendent Lange in Amtstracht mit zwölf Knaben in Totenhenden unter Abstimmung des bekannten Liedes: „Wenn wir in höchsten Nöten sein und wissen nicht wo aus noch ein“ usw. in das schwedische Lager, und Torstenson, der in Lange seinen früheren Lehrer erkannte, gewährte ihm Gnade für seine Stadt.

Bei dem Wiederaufbau derselben ward auf die neue Superintendentur nach Morgen hin eine mit dem Namenszuge Langes und der Jahreszahl 1647 bezeichnete Fahne gebracht, nach Abend hin aber, wo das Schwedenlager gewesen, ein Kreuz aufgestellt und eingerichtet, daß jeder Nachmittagsgottesdienst in Pegau mit dem obengenannten Liede zu beginnen habe. (Vgl. Nr. 965.)

973. Der Trompeter in Crimmitschau.

Frost, Chronik von Grünberg, S. 77.

Am Hause Herrengasse Nr. 1 (Witwe Degenkolbe) zu Crimmitschau, und zwar an einem Fenster des zweiten Stockwerkes, hängt ein schwedisches Hufeisen, wie man dergleichen in hiesiger Gegend oft gefunden hat. Man erzählt davon: Als nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges die Friedensbotschaft durch Deutschlands Gaue drang und auch Crimmitschau dadurch erfreut wurde, sprengte ein schwedischer Trompeter in solchem Galopp durch die Straßen der Stadt, daß sein Pferd ein Hufeisen verlor, welches in die Höhe geschleudert wurde bis in das zweite Stockwerk eines Hauses und dort am Fenster liegen blieb. An derselben Stelle hat man das Hufeisen jetzt befestigt. (Vgl. Nr. 956 und 1174.)

974. Der irreführte Soldat.*

Luzica 1882, S. 77, übersetzt von Dr. Pflk.

In ein Haus in Holscha kam einmal abends im Finstern (es soll im Siebenjährigen Kriege gewesen sein) ein härtiger Soldat, welcher mit großem Lärmen verlangte, daß ihn der Besitzer nach Dubrau führe. Die Stege von Holscha nach Dubrau führen bei Sümpfen vorbei, wo in der Nacht manchmal „Lichter“ wandeln; in früheren Zeiten war dort eine unheimliche Tiefe. Der Besitzer

* Vgl. das Gedicht der „Skiläufer“ von Päßler und hier Nr. 91 bez. 350.

dachte: „Warte, Teufel, ich werde dich führen!“ Er zündete die Laterne an und schritt eilig vor dem Soldaten her, bis sie zu der Tiefe kamen. Dort löschte er die Laterne aus und rief dem Soldaten zu: „Immer gerade vorwärts!“ Ob der Soldat nach Dubrau gekommen ist, das weiß man nicht; nach Holscha ist er nicht zurückgekehrt. — Eine etwas andere Fassung der Sage bietet der Lužičan 1863, S. 121 ff. Der Soldat fand hiernach mit seinem Pferde in der darnach benannten „Husarengrube“ bei Holscha seinen Tod.

IV. Aus Fehdetagen.

975. Das Ostrißer Rathhaus und die tapferen Nonnen.

Gräße a. a. D., Bd. II, Nr. 848; 1. Haupt, Bd. II, S. 138.

Im Jahre 1368 kamen die Einwohner von Ostriß, das damals noch sehr klein war, auf den Gedanken, sie wollten eine große Stadt werden, wie die benachbarten Sechsstädte Görlitz und Zittau. Sie fingen damit an, eigenes Bier zu brauen und in der Gegend zu verkaufen, wodurch sie der Stadt Zittau, zu deren Weichbilde Ostriß gehörte, großen Schaden machten. Aber sie wurden immer übermütiger und beschloßen, steinerne Mauern und Tore zu bauen, und taten es auch. Als sie aber auch ein steinernes Rathhaus auf ihrem Marktplatze errichteten, da riß den Sechsstädten die Geduld und die Bürger derselben zogen wohl an die hundert Wagen voll geharnischter Leute und Zimmerleute und Maurer aus und drangen in die Stadt, um die Mauern einzureißen, weil sie vorgaben, es könnten sich hier ritterliche Wegelagerer festsetzen. Als sie aber vor das neuerbaute Rathhaus kamen, da stand vor der Türe die Abtissin des Klosters Marienthal, an welches der Graf von Dohna Ostriß verkauft hatte, und alle ihre Klosterjungfrauen, und hielten das Haus besetzt, um es zu verteidigen. Allein die Sechsstädter hatten keinen Respekt vor ihnen; sie jagten sie hinaus, und machten das Rathhaus der Erde gleich. Die Nonnen beschwerten sich nun beim Kaiser (Karl IV.), allein sie konnten weiter nichts erlangen, als daß die Sechsstädter ihnen ihre Fleischbänke, welche im Rathhause bereits eingerichtet gewesen waren, wieder aufbauen mußten.

976. Wunderzeichen und Traumgesichte vor dem Prinzenraube.

D. W. Triller, Der sächsische Prinzenraub oder der wohlverdiente Röhler in einem Gedichte vürgestellt, Frankfurt a. M. 1743, S. 34; J(ohann) V(ulpus), Plagium Kauffungense, Weißenfels 1704, XVII; W. Schäfer, Der Montag vor Alliani vor 400 Jahren, Dresden 1855; nach F. Maurer, Amphitheatrum magiae universae, Nürnberg 1714, S. 360, teilweise bei Gräße, Bd. I, Nr. 4.

Viel Zeichen schienen den Prinzenraub anzudeuten:
Des Nachts hörte man von selbst die Glocken läuten;
Ein fürchterlich Geheul erschallte hier und dar;
Das Schloßthor ging selbst auf, das doch verschlossen war.
Man hört im Schlosse was mit schwerer Rüstung gehen,
Dies blieb nun insgemein am Prinzenzimmer stehen.
Auch um das Schloß herum ward öfters bei der Nacht
Von Waffen, Roß und Mann ein leer Geräusch gemacht.
Zwei Pferde, welche sonst die Prinzen tragen müssen,
Die hatten sich von selbst im Stalle losgerissen
Und liefen atemlos, mit Schnauben hin und her,
Als ob sie etwas trieb, das ihnen schreckbar wär.
Besonders war der Fall beachtenswert zu schätzen:
Die Fürstin (Kurfürstin Margarethe) hielt sich zwei Vögel zum Er-
gehen.
Sie hüpfen frei umher und jeder war so zahm,
Daß er aus ihrer Hand das Futter willig nahm.
Einst kommt in schnellem Flug ein Habicht hergefahren,
Dringt durch die Fenster ein, die eben offen waren
Und stößet ungescheut auf beide Vögel los;
Die aber suchen Schutz in ihrer Fürstin Schoß.
Allein sie können sich daselbst nicht sicher schauen,
Der Räuber reißet sie doch mit den scharfen Klauen
Von dieser Freistatt weg und führt sie durch die Luft,
Wie sehr man auf ihn stürmt, wie stark man schreit und ruft.
Man jagt ihm endlich nach und schießet ihn darnieder,
Bekommt die Vögel auch, zwar schwach, doch lebend wieder.
Die Fürstin ist zum Theil bestürzt, theils erfreut,
Der Vögel Wiederkunft vermindert zwar ihr Leid;
Allein die freche That des Habichts macht ihr Sorgen,
Doch bleibet ihr davon die Deutung noch verborgen.
Sie zweifelt, hofft und zagt; denkt aber doch dabei,
Daß ihr nicht ungefähr dies widerfahren sei.

Auch durch böse Träume wurde die Fürstin geängstigt. In der Nacht (vor dem Prinzenraube), ehe Se. kurfürstliche Durchlaucht

(nach Leipzig) weggereist, hat der höchstlöblichen Kurfürstin Margarethen gar eben geträumt, es wäre ein grausames wildes Schwein kommen, welches in einen angenehmen Garten eingebrochen und sich unterstanden, neben den Reben und Gewächsen fürnehmlich die junge schöne aufwachsende Raute zu verderben, welchem niemand Widerstand getan, bis endlich noch ein Bär herzugelaufen, welcher desselben wilden Schweines Wüthen mit seiner Tazge gesteuert habe. Weswegen auch höchstgedachte Kurfürstin ihrem durchlauchtigsten Gemahl sehr hat angelegen, er möchte doch seine nach Leipzig vorgenommene Reise noch in etwas aufzuschieben sich gefallen lassen. Der hat aber den Traum nicht geachtet, sondern geantwortet: „Träume wären Gäume! Wer auf Träume achte, greife nach dem Schatten.“

Die im Traume erwähnte Raute schmeckt sehr nach Erfindung (Schäfer a. a. D., S. 19, Anm.). Eine weit glaubhaftere Variante ist, daß der Eber in dem unterhalb des Schlosses gelegenen Wäldchen, die Leiste genannt, da, wo die Kurfürstin häufig lustwandelte, zwei junge Eichen, die sie liebgewonnen, auszuwählen drohte. Die Bäume führen seit jener Zeit den Namen Prinzeichen (a. a. D., S. 100).

977. Die Eichen bei Callenberg.

Gräbe, Bb. I, Nr. 475; Ziehnert, S. 527 ff.

In Callenberg bei Richtenstein, wo Kunz von Kaufungen die Garleitern (leberne Leitern mit Holzsprossen) für den Prinzenraub fertigte — der Ort gehörte seinem Vetter Dietrich —, stehen noch heute ohngefähr 200 Schritte vom Rittergute an der Straße von Waldenburg nach Richtenstein zwei sehr alte, jedoch nicht schön gewachsene Eichen, von denen man sagt, daß sie zum Andenken an den Prinzenraub gepflanzt worden sind. Die Scheune, in welcher jene Leitern angefertigt wurden, ist längst zerstört, der Platz aber mit einer Denktafel bezeichnet, deren Schrift mit der Zeit unleserlich geworden. Diesem Mangel half ein vogtländischer Schulmeister, der hier seine Verwandten besuchte, ab und dichtete folgende Inschrift:

Hier knüpfte Leitern der Teufelskerl
Kunz Kaufung, zu rauben des Landes Perl.
Hans Schwalbe dazu ihm war bereit,
Gelobt sei Gott in Ewigkeit.

978. Die Prinzenkleider in der Kirche zu Ebersdorf.

Gräße, Bd. II, Nr. 753; Berkenmeyer, Cur. Antiquarius, S. 652;
W. Schäfer, Der Prinzenraub, Leipzig 1855, S. 50 ff.

Nachdem die beiden sächsischen Prinzen Ernst und Albert ihrem Räuber, dem Ritter Kunz von Kauffungen, durch Gottes Hilfe glücklich entronnen waren, machte der ganze Hof eine Wallfahrt nach der Ebersdorfer Kirche (bei Chemnitz), und der Kurfürst ließ daselbst die Kleider der beiden jungen Herrlein, so sie bei ihrer Entführung angehabt, wie auch des Köhlers (Schmidt), der sie errettet hatte, Kittel und Kappe aufhängen.* Bei den Kleidern wurden folgende Verse angeschrieben:

Kunz Kauffung der viel wilde Mann,
Im Meißnerland ist kommen an,
Wohl auf das Schloß zu Altenborg,
Sehr frech und kühn ohn alle Sorg,
Dem Fürsten allda seine Kind,
Entführt hat listig und geschwind,
Der Kleider noch hie hängen seht,
Ein jeder der fürüber geht,
Die dazumahl bald nach der That,
Der Vater hergehänget hat.

979. Der Kretscham und Fürstenbrunnen bei Neudorf an der Sehma.

Köhler a. a. D., Nr. 752; Herm. Grimm, das Sächsische Erzgebirge,
Dresden 1847, S. 205.

Neudorfs oberes Ende stößt an den Kretscham, welchen Namen der tiefere Teil des angrenzenden Ortes Rothensehma führt. Im engsten Sinne ist der Kretscham ein Gasthof mit Freigut, einer Mühle und vielen Vorrechten, auch zum Teil sehr altertümlicher Bauart. Nach einer Volks Sage soll hier (und nicht am Fürstenberge bei Grünhain) des Prinzen Albert Errettung aus den Händen Kunzens von Kauffungen 1455 geschehen sein. Noch zeigt man im

* Die jetzt in der Pfarre von Ebersdorf aufbewahrten Kleider der Prinzen sind nur getreue Nachbildungen der alten.

Westen, diesseits eines alten Marmorbruchs, den Fürstenbrunnen, und im Süden die Stätte des Kohlkrams, wo der mutige Köhler Schmidt, der Triller genannt, sich aufhielt, welcher später die Erlaubnis bekam, hier an der böhmischen Straße den Kretscham (Gasthof) anzulegen.

980. Die treue Frau zu Kriebstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 370, Fabric. Orig. Misn., S. 689; Moller, Freiberg. Annalen, Teil II, S. 72; poetisch behandelt von Ziehnert, S. 26 ff.

Es hatte das in einer reizenden Gegend des Zschopautals gelegene Schloß Kriebstein ein reicher Edelmann Dietrich Bärwald oder von Bernwalde (von 1382—1407) erbaut und sich darin befestigt, allein nachmals hat ihn ein anderer Edelmann aus dem Geschlechte der Staupitze (von Reichenstein) am Fastnachtstage des Jahres 1415 überfallen und den Platz widerrechtlich behalten. Darnach hat Markgraf Friedrich der Streitbare die Freibergischen Bürger aufgeboden und das Schloß umlagert und mit Gewalt zur Übergabe gezwungen. Da hat des genannten Staupitzens Ehefrau, weil ihr der Fürst vergönnt hatte abzuziehen und mitzunehmen, was ihr am liebsten sei und sie tragen könne, alle ihr Geschmeide und Schmuck im Stiche gelassen und nichts als ihren Egeherrn aus dem Schlosse getragen, dadurch sie auch den Markgrafen bewegte, daß er demselben ungeachtet des Urteils, so schon über ihn ergangen, Gnade erwies und das Leben schenkte.*

981. Der böse Gekko von Lauenstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 299; Köhler, Nr. 744; Brandner, Lauenstein, 1845, S. 24 und 25.

Die Burg Lauenstein hatte in früherer Zeit markgräfliche Hauptleute. Diese mißbrauchten aber sehr oft ihre Macht und plünderten und raubten nach Herzenslust. Einer dieser Hauptleute,

* Ähnliche Sagen sind in Deutschland weitverbreitet.

mit Namen Gecko, war wegen seiner räuberischen Streifzüge, die er zuweilen bis an die Elbe ausdehnte, besonders gefürchtet. Bei einer solchen Gelegenheit hatte er die Gemahlin des Burggrafen Otto von Dohna und deren Tochter Edda in seine Gewalt bekommen, und er ließ beide, da Otto das schwere Lösegeld nicht aufbringen konnte, in schmählicher Gefangenschaft schmachten. Erst nachdem Otto die Burg Lauenstein hart bedrängte, erhielten sie ihre Freiheit wieder. Aber Ottos Gemahlin genoß die Freude des Wiedersehens nur auf Augenblicke, denn als ihr Gemahl herbeieilte, um sie zu empfangen, erlag sie, durch lange, harte Gefangenschaft, durch Harm und Kummer geschwächt, der Wonne herzlicher Bewillkommnung. Sie starb in den Armen ihres Gemahls.

Der Hauptmann Gecko aber fand später ein elendes Ende, das man, wie die alte Nachricht hinzusetzt, für ein hartes Strafgericht Gottes halten mußte.

Geckos kleiner Sohn spielte einst an dem Rande des Zwinggrabens und stürzte, als er dabei nach einer Blume langte, hinab. Gecko, dies gewahrend, eilte behende herbei, um zu helfen, glitt indes aus, stürzte ebenfalls hinab, blieb aber an einem Pfahle hängen und spießte sich denselben in der Hüfte zwischen Wamms und Brustschild durch den Leib, woran er elendiglich seinen Tod fand. Der Knabe aber ist unverfehrt wieder herausgekommen.

982. Der Adelstanz auf dem Dresdener Rathause und der Untergang der Dohnas.

Nach „Aber Berg und Tal“, Bd. V, S. 180; vgl. auch Gräße, Bd. I, Nr. 195.

Bei einem Adelstanze, den der Markgraf von Meißen am Martinstage 1400 im Saale des Dresdener Rathauses veranstaltete, war auch der junge Burggraf Jeschke von Dohna erschienen. Dort erregte die anmutige Gemahlin des Ritters Rühchel von Rörbitz auf Meusegast seine Aufmerksamkeit. Im Taumel einer unbezwinglich hervorbrechenden Leidenschaft koste er, alles um sich vergessend, wie vertraut mit dieser seiner schönen Tänzerin. Da erglühete deren Ehegatte im Zorn der Eifersucht und stellte dem Burggrafen beim Tanze

ein Bein, so daß derselbe zum Fallen kam. Auffspringend versetzte Dohna dem Beleidiger eine Ohrfeige. Große Aufregung bemächtigte sich aller Anwesenden. Der augenblickliche Friede wurde zwar durch die Dazwischenkunft des fürstlichen Festgebers wiederhergestellt, doch entstand zwischen Körbitz und dem dohnaischen Burggrafen eine blutige Fehde. Mehrere der Dohnas verloren dabei das Leben. Ihr Stammschloß aber wurde von dem Markgrafen, der gegen die Landesfriedensbrecher einschritt, erobert und geschleift.*

* Den historischen Kern der Sage hat Dr. Vilk am oben angegebenen Orte enthüllt, den ganzen Verlauf der Fehde aktenmäßig dargestellt Archivrat Dr. Ermisch im N. Archiv für Sächs. Geschichte, XXII, S. 225 ff.

V. Aus den Tagen der Pest.

Siehe auch Nr. 210, 219, 303, 416, 417, 649, 650, 697, 706, 708, 714, 741, 810, 816, 1038, 1156—1158 u. a. m.

983. Wodurch in Freiberg die Pest einzieht.

Röhler a. a. D., Nr. 419; Moller, Theatrum Freib. Chron., Bd. II, S. 311.

Im Juni 1572, bald nach gehaltenem Fürstenschießen, wurde Freiberg von einer gewaltigen Pest heimgesucht. Ein Töpfer beim Hospital hatte eine Longrube aufgerissen, in welche beim Sterben 1564 etwas von alten Lumpen und Stroh aus den angesteckten Häusern geworfen worden war. Da stieg ihm alsobald ein widriger giftiger Dampf entgegen, so daß er sich legen mußte und nicht allein die Seinigen, sondern auch viele in der Nachbarschaft ansteckte. Die Seuche verbreitete sich darauf weiter und nahm dermaßen überhand, daß von da an bis Weihnachten 1577 Personen starben.

984. Die Turmpflegerstochter zu Pirna.

Gräße, Bd. I, Nr. 177; poetisch beh. bei Ziehnert, S. 186 ff.

Im Jahre 1532 ist zu Pirna von Margarete bis Weihnachten ein großes Pestilenzsterben gewesen, darin an 1400 Personen gestorben. An diesem Unglück ist aber die Turmpflegerstochter schuld gewesen, und ist die Sache so zugegangen. Es hat der Türmer zu Pirna ein schönes Töchterlein gehabt, die aber sehr hoffärtig und stolz auf ihr niedlich Gesicht gewesen; da ist ein Ungar in die Stadt gekommen, der ist reich, schön und von adeliger Geburt gewesen und hat mit dem Mägdlein einen Liebeshandel angefangen. Der strenge Vater ist zwar endlich dahintergekommen, allein er hat der Tochter nicht glauben machen können, daß der Ungar sie nicht

wahrhaft liebe und ehelichen wolle; und als er endlich vor Kummer über seine ungeratene Tochter gestorben, da ist, weil die Mutter die reichen Geschenke des Ungarn gar gerne gesehen, das Mägdlein ganz umgarnt worden, hat sich dem Verführer hingegeben und wie sein ehelich Weib mit ihm gelebt. Als sie aber jener satt bekommen, da ist er plötzlich bei Nacht und Nebel verschwunden, und das Mädchen hat aus Not bald allen ihren Fliederstaat verkaufen müssen; weil sie aber an Nichtstun und Wohlleben gewöhnt gewesen, auch einmal von allen ihren Bekannten verachtet worden, hat sie sich wieder nach anderen umgesehen und aus ihrer schönen Gestalt möglichst viel Nutzen zu ziehen gesucht. Weil sie aber innerlich sich doch gehärmt, ist ihre Schönheit vergangen, und darum sind auch der Liebhaber immer weniger geworden, also daß sie oft in Not gekommen. Da ist eines Abends ihr alter Ireier zurückgekehrt, der hat getan, als wenn nichts vorgefallen, und ihr selbst ihre Untreue vergeben, ist auch des Nachts bei ihr geblieben, des Morgens aber in der Frühe ohne Abschied seines Weges gezogen, weil er eine große Reise vorgehabt, hat aber zuvor der Mutter des Mädchens einen großen Beutel voll Gold gegeben und ein verschlossenes Kästlein, das solle sie ihr geben zu seinem Ungedenken. Das Mädchen hat alsobald das Kästlein geöffnet und darin ein kostbares rotes türkisches Tuch gefunden, so fein, wie sie nie dergleichen zuvor gesehen, hat auch sogleich ihren besten Puz angelegt und sich mit dem Tuche geschmückt und ist auf die Gasse gegangen, um den Leuten zu zeigen, wie sie wieder in besseren Umständen und zu Geld und Schmuck gekommen. Aber sie hat sich der schönen Sachen nicht lange freuen können, denn plötzlich ist ihr übel geworden und sie umgefallen, und nach wenigen Stunden ist die Pest, welche ihr der Ungar in dem Tüchlein aus Rache über ihre Treulosigkeit zugetragen, ausgebrochen und sie selbst zuerst daran gestorben. Weil aber die Sache ausgekommen und man gemeinet, daß sie die ganze Stadt noch nachholen werde, hat man sie alsbald wieder ausgegraben und ihr das Haupt mit dem Grabschert abstoßen lassen.*

* Nach dem Pirnaer Stadtbuch A. fol. 20 ist die Pest am 28. Juli 1582 ausgebrochen, hat mit der Christoph Wernerin angefangen und gegen 1300 Menschen weggerafft.

985. Die Pest kommt nach Wehlen.

Meiße, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, Nr. 80.

Vor langen Zeiten sah ein Mann in Wehlen ein kleines „blaues Wölkchen“ über den Häusern schweben und endlich in einer niedrigen Hütte verschwinden. Das war aber die Pest, die am andern Tage hier ausbrach, sich über ganz Wehlen ausbreitete und fürchtbar wütete.

986. Die Pest in der oberen Sächsischen Schweiz.

Meiße a. a. D., Nr. 81.

Vor alten Zeiten hat einmal die Pest in den Orten der oberen Sächsischen Schweiz fürchtbar gehaust, daß nicht Hände genug waren, die Toten alle zu begraben. Stolzenhain (am Fuchsbache bei Kunnersdorf) ging damals ganz zugrunde, und auch Reinhardsdorf, das ursprünglich Fichtendorf geheißen haben soll (jetzt noch der Gasthof zu den drei Fichten), ist durch die Pest rein ausgestorben, woher auch der Name stammt. Als endlich viele Orte ganz entvölkert waren und das Wüten der Pest aufgehört hatte, hat man ein Lob- und Dankfest abgehalten und alle Jahre diesen Tag festlich begangen.

987. Breitenau wird durch die Pest entvölkert.

Röhler a. a. D., Nr. 627; Brandner, Lauenstein 1845, S. 339.

Der Ort Breitenau im östlichen Gebirge ist nicht nur von den hussitischen Horden arg heimgesucht und verwüstet worden, sondern nach einer alten Sage soll auch die Pest den Ort so von Menschen entblößt haben, daß von der ganzen Bevölkerung nur zwei alte Jungfern am Leben blieben, welche sich im Heu verborgen hatten.

988. Die Pest in den Dörfern um Zwickau.

Nach Röhler a. a. D., Nr. 565.

Als einst in der Zwickauer Pflege eine fürchtbare Pest wütete, wurden viele Orte entvölkert. In drei Dörfern aber blieb nur je

ein Mann am Leben. Sie hießen Ortmann, Niklas und Jakob. Nach ihnen wurden später jene Dörfer, die zuvor andere Namen gehabt hatten, Ortmannsdorf, Mülsen St. Niklas und St. Jakob genannt.

989. Wen die Pest in Ringenhain übrigließ.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung VIIk.

Bei der großen Pest starb das ganze Dorf Ringenhain aus. Nur zwei Wesen überlebten die furchtbare Seuche. Das waren die Müllerin in der Brettmühle und ein Rikerikihahn.

990. Von der Wallfahrt zum Marienbilde in Culowitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 745; Annalen d. St. Baugen a. a. D. u. d. J. 1523.

Um das Jahr 1523 ist das Dörflein Culowitz ganz und gar ausgestorben bis auf einen gewissen Paul Krahle und seine Schwester, welche sich in solcher Not zu einem hölzernen Marienbilde, so nicht weit vom Dorfe gestanden, begeben, und täglich zu demselben gebetet haben, und weil ihnen ihr Leben gefristet worden, so haben sie nicht anders vermeint, denn die Mutter Jesu, welche sie in diesem Bilde verehrt, hätte ihnen geholfen. Nachher hat sich Paul Krahle mit seiner Schwester nach Postwitz unter des Rats zu Budissin Gebiet begeben, ist daselbst auch Kirchvater geworden und hat mit Unterstützung des Budissiner Ratsherrn P. Röhrscheid es dahin gebracht, daß an der Stelle, wo das Muttergottesbild stand, ein Kirchlein, zur heiligen Jungfrau genannt, erbaut wurde, wohin ehemals gar häufig gewallfahrt worden ist.

991. Großhartmannsdorf wird durch die Zeitheide von der Pest verschont.

Röhler a. a. D., Nr. 420; Märker, Chronik von Großhartmannsdorf, S. 279.

Ostlich von Großhartmannsdorf liegt die große Torfheide. Hier wuchs in Menge eine Pflanze, welche unter dem Namen

„Zeitheed“ (Zeitheide) bekannt war und noch jetzt bekannt ist. Es sollen zu verschiedenen Zeiten Weiber aus Böhmen Tragkörbe voll von dieser Pflanze, welche in gegenwärtiger Zeit mit Mühe und Fleiß gesucht werden muß, weggetragen haben. Auch soll sie in der Brauerei des Ortes mit zur Verwendung gekommen sein. Der balsamische und durchdringende Geruch machte sie berühmt in der Gegend und wohlthätig für den Ort selbst. Denn in den Jahren, in welchen die Pest das Land verheerend durchzog und benachbarte Orte aussterben ließ, soll Großhartmannsdorf durch jene Pflanze verschont geblieben sein.

B. Ortsgeschichte.

220

I. Ätiologische Sagen.

(Gründung und Benennung von Orten.)

Siehe auch Bergwerks-, Sprung- und Romantische Sagen.

992. Die Entstehung von Schöneck.

V

Gräße, Bd. II, Nr. 633; poetisch beh. v. Ziehnert, S. 229 ff.

Das zum Amte Voigtsberg gehörige Städtchen Schöneck, der höchstgelegene Ort des Vogtlands, soll seinen Namen folgender Ursache verdanken. Einst soll der kaiserliche Landvogt Heinrich Reuß (der Reiche, um 1140—50?) auf der Jagd von seinem Gefolge getrennt worden und auf ein Bärenlager gestoßen sein. Die für ihre Jungen besorgte Bärin sprang auf sein Roß los, dasselbe stürzte von ihrem wütenden Angriff zu Boden, und es würde um den Landvogt geschehen gewesen sein, da sein Schwert beim Sturze zerbrach, wäre nicht ein junger Köhler auf sein Hilferufen herbeigeeilt und hätte das wütende Tier von hinten mit seinem Schürbaum erschlagen. Der Vogt erlaubte nun seinem Retter, sich eine Gnade auszubitten, und derselbe gestand ihm, er habe eine Geliebte, die er aber nicht heiraten könne, weil er zu arm sei; er bitte nur um einen Platz, wo er sich ein Häuschen bauen könne, und um Holz dazu. Da lachte der Reuß und sagte ihm, er möge in seinem Lande sich aussuchen, welchen Platz er wolle, um sich dort ein Haus zu bauen; Holz möge er aus dem nächsten Walde nehmen und Steine brechen, so viele er brauche, und so ihn jemand nach seinem Rechte fragen werde, dem solle er diesen seinen Ring und sein zerbrochenes Schwert, welches er ihm einhändigte, vorzeigen. Darauf zog der Köhler lange mit seinem Liebchen im Vogtlande herum und nirgends wollte ihnen ein Ort passend scheinen. Endlich

kamen sie auf einen hohen Berg voll Wald und lippigem Graswuchs, da rief sie: „D jel doos is ä gor schü Eckel (schönes Eckchen), do ko mer weit ausscha, doos is ä goor schü Eckel, do, du, do müß mer ba!“ Und so geschah es auch, der Röhler baute sich ein Häuschen und brannte einen Meiler an, und nach und nach zogen auch andere Leute dahin und bauten sich um das Häuschen herum an, und so entstand nach und nach ein Flecken, den hieß man zum Andenken Schöneck.

993. Der Ursprung des Schlosses Voigtsberg.

Gräße, Bd. II, Nr. 627; Albinus, Meißner Landchronik, S. 200 ff.; Peccenstein, Theatr. Sax., Teil II, S. 41; J. G. Jahn, Urkundliche Chronik der Stadt Delsnitz und des Schlosses und Amtes Voigtsberg, Delsn. 1841, 8^o, S. 105.

Das alte Schloß Voigtsberg bei Delsnitz soll ursprünglich von Drusus erbaut worden sein, wie aus einem an der Wand der ehemaligen Amtsstube befindlichen lateinischen Distichon hervorzugehen schien, das also lautet:

Castra locans Drusus hic praetoria nomina monti
Fecit, posteritas servat et ipsa sibi.

Diese Verse hat vor langer Zeit ein deutscher Reimschmied am Schloß also wiedergegeben:

Drusus der edle Römisch Voigt,
Erbawet diesen Berg in Noht,
Da er Kriege im Deutschland pflag,
Voigtsberg heißt er auff diesen Tag,
Darnach ward von ihm recht genant
Die Gegend, vnd heißt Voigtland.
Die Burg die blieb ein lange Zeit,
Wie durch die Schrift wird ausgesett,
In des Römischen Keyfers Gewalt,
Hernach wurde sie zugezalt,
Einr edlen Herrschafft lobesan,
Die gewan von Voigtsberg jhrn Nam,
Die Burg die stund viel manche Jahr
In ihrer (der Herrn von Plauen) Hand ohn all Gefahr.
Biß dreyzehnhundert Jahr nach Christi Geburt,
Sechs vnd funffzig, am Sontag Laurenti fuhr

Dann ist sie an die Landesfürsten kommen;
Friedrich und Wilhelm haben si eingenommen (1356).
Thüring, Meßen und Osterland
Stund die Zeit alls in ihrer Hand,
Die Pfalz zu Sachsen auch dazu,
Sie erhilten den Landen Fried und Ruh,
Gott in welchs Händen alles steht,
Wohl segnen jhr Posteritot.

994. Die Entstehung von Blauen.

Gräße, Bd. II, Nr. 643.

Ein blonder Hirtenknabe, namens Johannes, saß einst und blies die Flöte, als ihm aus dem Haine plötzlich Saitenspiel und Gesang entgegenscholl. Er ging den Tönen nach und fand Johanna, das Hirtenmädchen, vor zwei himmelblauen Blumen knien, vor denen sie ihr Herz ausströmte, wie sie, um dieselben zu pflücken, zum Genossen einen unschuldigen Knaben haben müsse. Er trat hinzu und bot ihr, entzückt von ihrer Schönheit und gerührt von ihrem Liebe, seine Hilfe an. Da knieten sie beide vor den blauen Blumen hin und begannen sie aus dem Schoße der Erde zu heben. Es gelang, und sie reichte ihm die ihre dar und er ihr die seine, und sie schlossen allda einen Bund, dem der Himmel die Weihe gab.

Bald prangte an dem Orte, wo die Wunderblumen geblüht, ein Kirchlein mit zwei Türmen, dem heiligen Johannes geweiht, zu dem von nah und fern die Leute strömten und sich anbaueten. Den blauen Blumen zum Gedächtnis ward der Ort Blauen genannt, woraus späterhin Blauen ward.

995. Sage von der Gründung Neundorfs.

Gräße, Bd. II, Nr. 698.

Von der Gründung Neundorfs (bei Blauen) geht folgende Sage: Es waren in alten Zeiten zwei Ritter, die hatten Geld voll-auf und wußten nicht, was sie damit anfangen sollten. Gern hätten sie ein schönes Schloß gebaut, aber kein Ort erschien ihnen dazu recht passend. Da kamen sie denn endlich miteinander dahin über-

ein, ihr Geld auf Efel zu laden und da, wo diese sich niederlassen würden, ein Schloß zu erbauen.

Die Efel gingen fort über Berg und Tal, und die beiden Ritter folgten ihnen Schritt vor Schritt. Da kamen sie endlich auf eine breite Fläche, die war leer von Wald; daselbst stand herrliches Gras, denn die Gegend war bewässert von klaren Quellen. Die Efel, welche müde von der langen Reise waren, fraßen von dem Grase und legten sich endlich nieder auf die duftigen Matten. Da holten die Ritter am andern Tage Leute herbei, und bald erhob sich mit weitstrahlenden Zinnen das Schloß Neundorf.

Die Ritter sollen von Reibold geheißten und lange Zeit das Schloß besessen haben. Vgl. jedoch auch die Nrn. 748 und 1065.

996. Gründung und Name des Dorfes Rodewisch.

Nach Finkenneft in (Doehler) Unser Vogtland, IV. Jahrgang, S. 173.

Zur Zeit der Kämpfe der Sorben mit den siegreich vordrängenden Deutschen besaß der damals noch heidnische Graf von Schöneck eine einzige Tochter, für welche das Herz des schon Christ gewordenen Grafen von Planschwitz in heißer Liebe entbrannt war. Dieser empfing von der Geliebten das Versprechen, Christin zu werden und ihm als Gemahlin auf seine Burg Planschwitz folgen zu wollen. Der heidnische Vater ließ sich durch das inständige Flehen der Liebenden zwar bewegen, seine Einwilligung zu geben; aber er wollte den Glaubenswechsel und die Vermählung bis nach seinem Tode aufgeschoben wissen, damit er nicht Augenzeuge des Abfalles seines Kindes von den alten Göttern sein müsse.

Bald darauf entbrannte eine heftige Fehde, und auch die beiden Grafen von Schöneck und Planschwitz mußten dem gemeinschaftlichen Feinde entgegenziehen. Sieglos freilich, aber doch als Held fiel der Graf von Planschwitz auf dem Schlachtfelde und sandte sterbend seiner Verlobten die letzten Grüße samt seiner blutigen Schärpe.

Immer heftiger tobte die Schlacht, und die Gefahr wuchs von Stunde zu Stunde. Da rief der alte Graf von Schöneck seine Götter flehend um Hilfe an und gelobte feierlich, wenn er lebend aus dem Kampfe zurückkehren werde, dann wolle er das erste

lebende Wesen, das ihm bei seinem Eingange in die Burg entgegenkomme, den Göttern zum Opfer bringen.

Er blieb unverfehrt, und freudigen Dankes voll kehrte er aus dem Kampfe in die Heimat zurück. Jubelnd erblickten ihn die Seinen schon von ferne, aber seine Tochter eilte ihm freudig entgegen. Mit Schrecken und Entsetzen sieht der Vater sein Kind nahen. Sie ist das erste lebende Wesen, das ihm aus der Burg entgegentritt, und mit Schauer denkt er an sein Gelübde. Tief gebeugt entdeckt er dem geliebten Kinde seinen Kummer über die gelobte Pflicht, und auf die Frage nach dem Verlobten hat er keine andere Antwort als den Abschiedsgruß des gefallenen Helden und seine blutige Schärpe.

Da erfüllte Schmerz und Trauer das ganze Haus; aber der Vater wagt nicht, sein Gelübde zu brechen. Schon ist der Opfertag anberaumt, siehe, da ist nächtllicher Stunde das teure Opfer plötzlich und spurlos verschwunden. Die blutige Schärpe des Geliebten als Kleinod auf dem Herzen tragend, flieht die Tochter unaufhaltsam dahin durch das Dunkel der Wälder und durch verborgene Gründe, bis sich ihr endlich ein liebliches Thal aufthut, in dessen Schoße zwei klare Gewässer von verschiedenen Richtungen her sich vereinigen, umschattet von der Haselstaude schützendem Gesträuch. Hier ruht sie aus und faßt den Entschluß unter dem Schutze ihrer christlichen Freunde in Planschwiz sich taufen zu lassen und in diesem Tale ein Kloster zu gründen, um da dem verklärten Geliebten Treue zu bewahren und dem Christengotte zu dienen. Sie machte sich eilends auf, um den Plan zu verwirklichen. Um aber die Ruhestätte auch wieder zu finden, knüpfte sie als Erkennungszeichen die blutgetränkte Schärpe des teuren Geliebten an den schützensden Haselstrauch. Die Tat gelingt. Da ihr Vater bald darauf in Kummer heimgeht, gründet sie mit dem reichen Erbteil am Gölschbache, da, wo der Haselstrauch die Schärpe trug, ein Frauenkloster. Die Anwohner um dasselbe mehren sich bald, und der ganze Anbau empfängt im Namen des Volkes zum Andenken an die rote Schärpe den Namen „der rote Wisch“, Rodewisch. Die Klostergüter wurden nach der Reformation umgestaltet in das Rittergut Obergölsch. — Am Dienstag nach der Kirchweih zu Rodewisch wird dort noch immer ein rotes Tuch ausgekegelt.*

* Die Sage könnte auch unter die romantischen Sagen gestellt werden.

997. Miefros Bildnis in der Mibraer Kirche.

Eifel, Sagenbuch des Vogtlandes, Nr. 815.

In der sehr alten Kirche zu Mibra zeigt man ein Bildnis, das die Stifterin derselben darstellt, Miefro oder Miefrano mit Namen. Man sieht sie weinen und die Hände falten, denn sie hatte, zuerst und vor der Kirche noch, in Liebschwitz eine Schenke errichten lassen, hatte sich dabei verbaut und konnte nun den Kirchbau nicht vollenden.* Sie hat auch darüber nie wieder froh werden können. So entstand ihr eigener Name, der der Kirche, sowie endlich der des Ortes.

E 998. Ursprung des Ortsnamens Remse.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 553; Kirchengalerie von Sachsen, Bd. XII, S. 87.

Der Name des Kirchdorfes Remse zwischen Glauchau und Waldenburg wird auf das lateinische remissa, die Erlassung, zurückgeführt. Eine Sage erzählt, es habe sich in dem früher daselbst befindlichen und in dem 12. Jahrhundert gestifteten Nonnenkloster ein wundertätiges Marienbild befunden, zu dem die Ablassuchenden aus der Nähe und Ferne wallfahrteten. Von einem Erker des jetzt sogenannten roten Stockes aus habe dann der Propst den Segen erteilt und die Gläubigen mit den Worten entlassen: „peccata sunt vobis remissa“ (d. h. die Sünden sind euch vergeben). Daher der Name Remse.

999. Die Räuberburgen „Mutter“ und „Sohn“ (bei Frankenhäusen).

Nach Eifel, Sagenbuch des Vogtlandes, S. 362 ff. (Wesentlich abweichend erzählt die Sage Frost, Chronik von Grünberg und Umgebung, Grimnitzschau 1900, S. 72 ff., unter dem Titel: Die Frau Eisen-Brücke.)

Zwei jetzt verschwundene Burgen lagen bei Mischwitz und Postenstein, und es heißen die Grundstücke, wo sie befindlich waren,

* Das Weinen des Bildes wird auch auf Verfolgungen bezogen, die die Stifterin um des Glaubens willen zu erdulden hatte; sieben ihrer Kinder hat man unter anderen vor ihren Augen in Öl gefotten, doch ist sie fest geblieben. Nach anderen blieb der Turm unvollendet, und Miefro starb aus Gram darüber.

nach ihnen das erstere „Die Mutter“, das zweite „Der Sohn“. (Das Waldtal des „Sahn“, die „Mark Sahnau“, liegt südlich von Frankenhäusen.) Im 14. Jahrhundert nun, oder früher noch, da die Gegend von Rittersn und Räubern noch wimmelte, war auch ein Herr von Postenstein gar rauhen Wesens; selbst seine Gemahlin, die von Selka stammte, behandelte er gar übel, und ein Töchterchen nur, das sie ihm geschenkt hatte, einte beide. Da fanden einst des Ritters Knappen auf dem Wege nach Vollmershain einen weinenden, drei- bis vierjährigen Knaben, den man, obschon der Ritter eher Lust hatte, ihn umzubringen, doch dem Fräulein zum Gespielen gab und ihn mit ihr erziehen ließ; ja, die sterbende Mutter bestimmte ihn nachher zu deren Bräutigam. Der Vater aber billigte dieses durchaus nicht, und es dauerte nicht lange, da schoß er aus den Schloßfenstern nach seinem Schwiegersohne, daß diesem der hohe Hut vom Kopfe fiel. Er gab dies hernach zwar nur für einen Scherz aus, kam aber noch in selbiger Nacht mit einem Dolche, um Tochter und Schwiegersohn zu ermorden. Die Tochter, bei der der Mütterich zuerst eindrang, fiel ihm zu Füßen und küßte diese, so daß er sie nach altem Brauche verschonen mußte; das Nebenzimmer aber fand er leer, denn der junge Mann war inzwischen entwischt. Da stieß der Postensteiner ins Hifthorn, und wie alle Mannen aufgefessen und alle Hunde losgelassen waren, begann eine schreckliche Heze. Das Grundstück, jetzt „Der Sohn“ genannt, war es, wo den Flüchtigen denn endlich die Kräfte verließen; er fiel, da er die Verfolger schon dicht hinter sich hörte, zur Erde — aber merkwürdig, er fiel da in einen vorher nicht bemerkten Schlund hinab, in den Schornstein einer dort verborgenen Räuberhöhle nämlich! Vor seinen Verfolgern war er darin geborgen, und von den Räubern wurde er zwar scharf befragt, zuletzt aber gern als Knecht angenommen und auch gut behandelt. Da nun der Hauptmann dieser Räuber starb, war man mit dem Flüchtlinge so wohl zufrieden gewesen, daß man ihn zu des Verstorbenen Nachfolger erwählte. Der neue Hauptmann unternahm jetzt viele Züge, die Unschuld zu rächen; und eben belagerte er den Vahnstein bei Crimmitschau, als ihm durch eine Zigeunerin angesagt wurde, er möge rasch nach Postenstein sich wenden. Er erfuhr nämlich, daß der alte Ritter seine ehemalige Braut zu einer Heirat zwingen wolle und daß er sie wegen ihrer Weigerung in die unterirdischen Räume der Burg ge-

worfen habe, wo ihr täglich nur eine halbe Semmel zur Zehrung gereicht werde, und weiter, daß die Selkischen schon im Anzuge seien, um dieserhalb den Postenstein zu belagern. Eilig zog der Hauptmann mit seiner auf den Rat der Zigeunerin verkleideten Mannschaft — sie legten nämlich gelbe Kleider an, die sie in der ganzen Gegend unkenntlich machten — den Selkischen zu Hilfe vor die Burg des alten Ritters und forderte diesen auf, mit ihm zu kämpfen. Der ließ sich dies auch nicht zweimal bieten, denn er war ein Riese von Gestalt und meinte den jungen Burschen zu erdrücken. Da er aber zum drittenmal vergeblich gegen jenen angerannt war, schonte ihn sein Herausforderer nicht länger und hieb den alten Riesen so durchs Haarwachs, daß er alsbald tot vom Pferde fiel. Alle drangen jetzt in die Burg, und der Anführer der gelben Schar lief durch alle Gemächer, die Geliebte zu suchen, die er auch glücklich heimbrachte. Weil nun die Frau des alten Räuberhauptmanns meinte, es taue nicht, daß unter einem Dache zwei Frauen wirtschafteten, zog sie aus, um sich anderweltig anzubauen. Ihr Haus hieß hernach, gegenüber demjenigen des Sohnes, die Moder oder „Die Mutter“.*

1000. Die Entstehung von Werbau.

Eifel a. a. D., Nr. 828; Köhler a. a. D., Nr. 525, nach Göpfert, Geschichte des Fleißnergrundes, Zwickau 1796, S. 267; dazu Mitteilungen von Lehrer K. Frißsche in Werbau.

Ein Bischof namens Egidius jagte einst, als die ganze Gegend von Werbau noch Wald gewesen, an diesem Orte. Er verirrte sich dabei, und als er sich, von der Jagdanstrengung ermattet, in der graufigen Einsamkeit niedersetzte, schlief er ein. Im Traume schreckten ihn die wilden Tiere des Waldes; aber plötzlich fuhr er, von einem Geräusch geweckt, aus dem Schlafe auf und rief: „Wer da?“ Es hatte sich nämlich ein verwundetes Reh vor ihm niedergeworfen und die Läufte auf des Bischofs Schoß gelegt. Mitleidsvoll zog der Gottesmann den Pfeil aus der Wunde und befreite das Tier von seinen Qualen. — Nach mühevoller Wanderung fand er glücklich den Weg zu den Seinen. Unterwegs aber hatte er beschloffen, die Bäume auszurotten, eine Stadt anzulegen und an dem Orte,

* Die Sage ließe sich auch im 3. Teile (romant. Sagen) unterbringen.

wo das Reh zu ihm gekommen, das Rathaus zu bauen; von dem Anrufe des Bischofs aber, „Wer da“, hat hernach diese Stadt auch ihren Namen bekommen. Am Rathause und im Siegel der Stadt ist dieser Bischof zu sehen mit dem Stabe.

1001. Der frühere Name von Sichtenstein.

Röhler a. a. O., Nr. 571; Beschreibung über die Kirche zu Oberlungwitz, St. Martin genannt usw., von dem dortigen Schulmeister aufgezeichnet 1766, Manuskript.

In den älteren Zeiten soll in der Gegend, wo jetzt Sichtenstein steht, ein sehr finsterner und dicker Wald gewesen sein, da denn die wenigen Häuser, welche anfänglich erbaut gewesen, den Namen „Finsterstein“ bekommen haben. Danach aber, als der Wald durch Erbauung mehrerer Häuser immer lichter geworden, so daß man den Ort zu einer Stadt bestimmte, hätte er den Namen Sichtenstein bekommen.

1002. Von dem Namen des Dorfes Ursprung.

Röhler a. a. O., Nr. 546; Sachsens Kirchengalerie, Bd. VIII, S. 88.

Der frühere Name des Dorfes Ursprung bei Hohenstein-Ernstthal ist Morspurg gewesen. In der Umgegend findet sich dafür die geläufigere Benennung Morspring. Nach einer sagenhaften Überlieferung soll der jetzige, um die Zeit der Reformation an seine Stelle getretene Name davon herrühren, daß aus dem oberen Gemeindeborne des Dorfes der Lungwitzbach entspringt, oder daß der Ort zur Zeit der Reformation das erste evangelische Pfarramt in dieser Gegend bekam.

1003. Der Ursprung der Stadt Zwickau.

Gräße, Bd. II, Nr. 599; L. Schmidt, Chronica Cygnea, Zwickau 1656, 4, Bd. I, S. 7.

Über den ersten Ursprung der Stadt Zwickau gibt es verschiedene Sagen. So erzählen einige, der erste Erbauer derselben sei Cngmus, ein Sohn des Herkules gewesen, dem in jener Gegend

vor alters göttliche Verehrung gezollt worden. Andere sagen, ihr Gründer Cygnus sei ein Kriegsoberster des Arminius, des Befieggers des Varus, gewesen, dem jener Landstrich von seinem Fürsten zur Belohnung für seine Tapferkeit überlassen worden. Wieder andere berichten, der Name komme von der Fürstin Schwanhildis her, die Karl dem Großen so mutig gegen die Wenden beigestanden, und der Kaiser habe aus Dankbarkeit die ganze Gegend von der Mulde bis zur Pleiße nach ihr benannt, daß sie also Schwanensfeld (Cygnea) fortan heißen. Am alten Rathaus war ihr und des Cygnus Bild mit folgenden Versen angebracht:

Der Cygnus ein sehr tapffer Held
Und Herr im ganzen Schwanensfeld
Diese seine vornemste Stadt
Nach ihm Cygneam genennet hat.

Circiter annum Christi 700.

Der letzte Zweig aus Cygni Geschlecht,
Jungfrau Schwanhildis hie herrschet recht,
Und weil nach ihr kein Erbe war,
Kam ihr Land an's Römisch-Reich gar. Anno Christi 809.

Nach einer andern Ansicht habe der Kaiser bei Erbauung der Stadt drei Schwäne schwimmen sehen und daher der Stadt den Namen Schwanensfeld gegeben. Seit Kaiser Heinrich I. hieß die Stadt aber Zwickau, angeblich weil, als er die Stadt besah und sie viel kleiner fand, als er gedacht, er sagte: „Cygnea, Cygnea, du bist gar sehr verzwickt, du sollst fürder Zwicke heißen!“ Weil nun aber die Bürger von Zwickau Kaiser Heinrich III. gegen die Böhmen mannhaft beigestanden, hat er ihnen einen Freiheits- oder Gnadenbrief gegeben und ihnen darin gestattet, nach Art der Ritter Zwickelhärte zu tragen, und von diesen Bärten leiten ebenfalls einige den Namen der Stadt ab.*

1004. Woher der Name Silberstraße kommt.

Gräße, Bd. I, Nr. 484; Meißner a. a. D., S. 1102.

Einmal hat ein Edelmann aus dem Geschlechte derer von Uttenhoff, auf der sogenannten Armen-Ruhe angeessen, die Erlaubnis

* Der erste Teil dieser Sage enthält pseudogelehrte Deutungsversuche, der zweite aber Volksetymologie.

erhalten, sich von dem Kurfürsten von Sachsen eine Gnade auszubitten. Da hat er denn folgende Bitte gestellt: „Weil durch Gottes Gnade das reiche Bergwerk zu Schneeberg offenbart worden sei und daher viele Fürsten, Grafen und Herren und andere Leute, wenn sie dorthin zögen, meist durch seine Besizung durchmühten, wodurch sein und seines Geschlechtes Namen immerdar bekannt werde, aber es nicht wohl anstehe, wenn gefragt würde, wer er sei und die Antwort laute: es ist der von Uttenhoff auf der Armen Ruhe, weil das Erz und nunmehr auch das Silber nach Zwickau bei ihm durchgeführt werde, so bitte er untertänigst, man wolle seines Gutes und Dörfleins Namen, die Arme Ruhe, in der Landtafel auslöschten und dafür dasselbe die Silberstraße nennen lassen.“ Als nun seine Bitte gewährt ward, ist bis diese Stunde das Dorf die Silberstraße und die Brücke darüber über die Mulde, welche der Rat zu Schneeberg zu halten hat, die Silberstraßenbrücke genannt worden.

1005. Ursprung des Namens Pacemmühle in Schneeberg.

Röhler a. a. D., Nr. 608; Welker, Hist. Schneebergensis, S. 150.

In der Pacemmühle an der Kobaltstraße in Schneeberg soll ehemals ein böhmischer Müller gewohnt haben, welcher zu jedem Knaben zu sagen und ihn zu rufen pflegte: Bacchale patzsem! welches in böhmischer Sprache so viel heißen als: Junge, komm her! Wie nun das erste Wort zu Schneeberg gar gemein geblieben, daß man einen Jungen Bacchale zu rufen pflegte, so hat auch das andere leicht den Namen des Pacemmüllers und der Pacemmühle aufbringen können.

1006. Der Bock von Bockau.

Gräße, Bd. I, Nr. 579; poetisch behandelt von Ziehnert, S. 314 ff.

Der im alten Kreisamte Schwarzenberg gelegene Flecken Bockau ernährt sich heute noch zum Teil durch den Anbau von Arzneikräutern, und die Kräuterleute aus diesem Orte sind noch heute theils auf Jahrmärkten, theils sonst häufig im deutschen Vaterlande anzutreffen. Die Sage erzählt, einst, als an jener Stelle des Erzgebirges, wo jetzt Bockau liegt, noch alles wüste gewesen, habe sich

ein Bock, das einzige Eigentum eines armen Gärtnerssohns, dorthin verirrt; sein Herr, der ihn gesucht, habe ihn endlich mitten unter den kostbarsten Arzneikräutern wohlbehalten wiedergefunden, habe sich aber den Platz genau gemerkt, und sei dann durch das Sammeln und Verkaufen jener Kräuter sehr bald wohlhabend geworden; nach und nach hätten sich immer mehrere dort niedergelassen, um denselben Erwerbszweig zu treiben, und endlich ihren neuen Wohnort zur Erinnerung an den Ursprung desselben Bockau genannt.

1007. Der Ursprung des Namens Eibenstock.

Röhler a. a. D., Nr. 540; Dettel, Alte und neue Historie der Bergstadt Eibenstock, 1748, S. 1 ff.

Man will vorgeben, es hätte ehemals an dem Orte, wo jetzt die Kirche von Eibenstock erbaut ist, eine Eibe gestanden, bei deren Stock die anfahrenden Bergleute sich versammelt hätten; davon soll der Name der Stadt herkommen. Auch wurde erzählt, es sei aus dem Stamme der Eibe das früher in der Kirche stehende Kruzifix, nach anderen aber der Pfeiler der Kanzel gemacht worden.

1008. Der Ursprung des Dorfes Waschleite bei Schwarzenberg.

Röhler a. a. D., Nr. 516; Desfeld, Histor. Beschreibung einiger merkwürd. Städte im Erzgebirge, Bd. II, 1777, S. 68; Lindner, Wanderungen durch die interessantesten Gegenden des Erzgebirges, Heft 1, 1844, S. 13.

In dem Dörfchen Waschleite (Waschlette) hatten sich zu der frommen Klosterzeit in Grünhain Leute angesiedelt, die das Waschen und Scheuern im Kloster versahen; man hatte sich nicht die Mühe genommen, ihrem Ansiedlungsplatze einen Namen zu geben, denn waren sie nötig, so wußte jedermann, wo die Waschleute zu suchen waren. — Das Gerichtsfiegel des Ortes führt ein Waschfaß, an welchem zwei weibliche Personen mit Wäsche beschäftigt sind.

1009. Woher der Name Crottendorf stammt.

Nach dem „Glückauf“, Bd. XVI, S. 103 ff.

Die heidnischen Slaven hatten in Crottendorf das furchtbare Bildnis ihres Götzen Crodo aufgestellt, und ein fanatischer Heidenprieester waltete hier seines Amtes. Diesem war eines Tages der heilige Conradus, der als Prediger des Evangeliums ins Erzgebirge gekommen war, in die Hände gefallen, und er beschloß, ihn in Gegenwart des Volkes an der Kultstätte des Crodo diesem zu opfern. Aber gerade in dem Augenblick, als der tödliche Streich geführt werden sollte, zuckte es hell am Himmel auf, und vom Donner und Blitz zerschmettert lag das Götzenbild samt dem Priester zu Boden. Die Umstehenden betrachteten das als einen Fingerzeig des Himmels, sie fielen zitternd aufs Angesicht und ließen sich bekehren. Der gerettete Conradus versammelte die Gemeinde auf dem nahen Liebensteine um sich, taufte sie und reichte ihr das vom Heilande eingesetzte Liebesmahl. Von Stund' an nannte man die Felsengruppe nordöstlich von Crottendorf Liebenstein, und das Dorf, in dem das Crodobild verscharrt wurde, Crodosdorf.*

1010. Ursprung und Name von Elterlein.

Gräße, Bd. I, Nr. 529; Röhler a. a. D., Nr. 528; Lindner, Wanderungen durch die interessantesten Gegenden des sächsischen Erzgebirges, Heft 1, Annaberg 1844, S. 57; Grundig, Neue Versuche nützlicher Sammlungen usw., Bd. 1, 1750, S. 99; Joh. Poeschel im „Glückauf“, Jahrbuch für das Erzgebirge, 1884, S. 168 usw.

Die Stadt Elterlein, welche vor ihrer Zerstörung durch die Hussiten im Jahre 1429 Quedlinburg am Walde geheißten haben soll, empfing ihren jetzigen Namen angeblich von einer Kapelle am Ausgang des sächsisch-böhmischen großen Waldes, in welcher täglich ein Pater aus dem Zisterzienserkloster zu Grünhain eine Dankmesse für die Reisenden wegen glücklicher Zurücklegung des gefährlichen Weges durch den Wald am dortigen Altärlein lesen mußte. Bald erhoben sich dort auch wieder einige Häuserlein, die Schutz und Nahrung gewährten. Sie hießen die Häuser am Altärlein und

* An die Verehrung eines Götzen mit diesem oder ähnlichem Namen ist natürlich in Crottendorf nicht zu denken. Vgl. auch Sage Nr. 582.

gaben Anlaß für die allmähliche Erbauung des Städtchens, welches in seinem Ratsiegel ein Altärlein mit zwei Kerzen und einem Kelche bis zur Stunde führt. Lange Zeit noch erhielt sich die Tradition, daß die Reisenden gemeiniglich unterwegs den Voratz gefaßt: „Wenn wir zum Altärlein kommen, wollen wir uns Messe halten lassen!“ Daher sei es gekommen, daß der Ort selbst nach und nach Altärlein, oder wie man jetzt schreibt, Elterlein sei genennet worden.

1011. Gründung und Name der Stadt Geier.

Lungwitz, Geier und das Obererzgebirge in Sage und Geschichte, Geier o. J., S. 1 u. 39.

Einmal hatten Geier dem Hühnerhofe des Ritterguts Tannen-berg argen Schaden zugefügt. Da bestieg der geschädigte Edelmann sein Jagdroß, um den Raubvögeln nachzuspüren. Das Gestrüpp der bewaldeten Höhe hinderte ihn am weiteren Vordringen; er band daher sein Pferd an einen Baum, schritt zu Fuß weiter und fand den Horst der Geier auf, zerstörte das Nest und erlegte auch die alten Vögel. Als er zu seinem Rosse zurückkam, hatte es mit seinen Hufen Zinnstein entblößt. Der Edelmann steckte einige Erzstücke zu sich, zeigte sie Kundigen, und auf deren Anraten schlug man an dieser Fundstelle ein. So wurde der Geiersberg sündig. Es geschah dies zu Anfang des 14. Jahrhunderts.

Eine andere Überlieferung sagt, im Neste der Geier seien Zinngrauen gewesen; das habe die Bergleute angeregt, in der Nähe zu schürfen, und so seien die Erzschätze entdeckt worden.

Noch anders lautet eine dritte Volksmeinung, wonach der Ort seinen Namen vom Teufel haben soll, der auf einem Spaziergange beim Anblick der unwirtlichen Gegend ausgerufen habe: „Pfiu Geier!“

1012. Von dem Namen der Stadt Marienberg.

Röhler a. a. O., Nr. 527; Kirchengalerie von Sachsen, Bd. XII, S. 207.

Das Gebiet der Stadt Marienberg wurde am 29. April 1521 von Dr. Ulrich Küllein von Kalbe, Bürgermeister zu Freiberg, welcher im Jahre 1497 Annaberg hatte messen helfen, abgesteckt. Es soll

nun Herzog Heinrich die neue Stadt deshalb Marienberg genannt haben, weil sie gleichsam wie eine Tochter aus den Annabergischen Bergwerken entsprungen wäre, oder weil sich bei neulichen Zeiten der Jungfrau Maria Eltern, Anna und Joachim, sehr wohl und reich im Bergbau dieser Gegend zu St. Annaberg und in Joachims-tal bezeugt, habe er als solches zum guten Glücke getan und gemeint, die Tochter werde nicht minder als die Eltern sich wohl lösen.

1013. Ursprung des Ortsnamens Reichenhain.

Röhler a. a. O., Nr. 542; Erzgebirgszeitung 1882, S. 41; Rathengalerie, Bd. XII, S. 180.

Reichenhain bei Marienberg erhielt nach Angabe der Eingeborenen auf eigentümliche Art seinen jetzigen Namen. Da in früheren Zeiten der ganze Verkehr den Straßenfuhrwerken überlassen war, haben die Fuhrleute jedes an der Straße gelegene Wirtshaus „Han“ genannt. Da nach ihren Berechnungen dort, wo jetzt Reichenhain liegt, der dreizehnte „Han“ war, so wurde dieses einzeln stehende Wirtshaus der dreizehnte Han, dann Dreizehnan, Reichenhan und endlich Reichenhain genannt. Man schätzte dabei den dreizehnten Han gleichweit von Leipzig und Prag entfernt.

1014. Ursprung des Namens der Stadt Frauenstein.

Gräbe, Bd. I, Nr. 227; Bahn, Das Amt, Schloß und Städtchen Frauenstein, Friedrichst. bei Dresden 1748, S. 19, 21.

Als in Deutschland noch das Faustrecht in seiner schönsten Blüte stand, da haben eine Anzahl Raubritter mehrere gemeinschaftliche Burgen im sächsischen Hochlande gehabt; zu Frauenstein hatten sie ihre Frauen, zu Rechenberg hielten sie ihre Abrechnung und teilten ihren Raub, zu Pürschenstein lagen ihre Reifige und Burschen in Quartier und zu Pfaffrode unterhielten sie ihre Pfaffen. Wenn aber auf dem alten Stadtsiegel eine Frau, an einem Felsen stehend und in der Hand einen Zweig mit drei Ästen und Blüten haltend, dargestellt ist, so bedeutet das, daß früher das Städtchen

unter dem felsigen Schloßberge stand und von der Königin Sibuffa gegründet worden ist. Auf den neueren Siegeln sieht diese Frau entweder mit entblößtem rechten Beine zwischen zwei Felsen, was sagen will, daß Frauenstein zwischen dem Schloß- und Sandberg erbaut ist, oder sie springt zwischen den Bergen hervor, indem das rechte Bein noch in denselben steckt, was bedeutet, daß die Stadt ihre Einnahmen aus dem damals noch florierenden Bergbau gezogen habe.

1015. Das Buttertöpfchen bei Frauenstein.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 596; „Glückauf“, 3. Jahrg., Nr. 3; Bahn, Das Amt, Schloß und Städtchen Frauenstein, 1748, S. 7.

Das Buttertöpfchen heißt im Munde des Volkes ein Felsen-
zahn bei Frauenstein. Ohne äußerlich sichtbaren Zusammenhang mit dem nahen und breiteren Quarzfelsen, der unter dem Namen „Weißer Stein“ aus Geographien bekannter ist, erhebt er sich nicht allzu hoch aus freiem Felde, etwa 100 Schritte westlich von der Freiberg-Frauensteiner Chaussee, von der er jedem Passierenden ins Auge fällt, und ebensoweit von dem ihn gegen Abend in mittäglicher Richtung umsäumenden „Hohebusch“, einem ausgedehnten Fichtenwalde des Frauensteiner Staatsforstreviers. Seinen Volksnamen „Buttertöpfchen“ soll er davon erhalten haben, daß hier lagernde Husiten vor ihrem Abzuge, zum Andenken an ihren schrecklichen Aufenthalt, die Umrisse eines Kelches in eine Seitenfläche des Felsen eingegraben, woraus die damals dem katholischen Dogma der Kelchentziehung noch fest anhängenden Umwohner oder ihre Geistlichen zum Spott, wegen der Ähnlichkeit der Figur, ein Butter-näpfchen oder -töpfchen gemacht haben sollen. Die andere Annahme, daß der Volksmund den isolierten, im Laufe der Jahrhunderte ziemlich verwitterten Felsen wegen seiner eigenen Ähnlichkeit mit einem solchen Gefäße so genannt habe, hat deswegen weniger Wahrscheinlichkeit für sich, weil eine solche Ähnlichkeit von keiner Phantasie zu entdecken sein dürfte. Noch gibt es eine dritte Sage, nach welcher der Felsen seinen Namen von folgender Begebenheit haben soll: Es gingen einst zwei Burschen mit Butter von Burkensdorf nach Frauenstein. Als sie in die Nähe des Felsens kamen, gerieten sie miteinander in Streit, und sie warfen sich in der Hitze mit ihren

Buttertöpfen; dabei wurde einer von ihnen so unglücklich getroffen, daß er sofort tot hinstürzte. Zur Erinnerung an diese Begebenheit benannte man den an dem Tatorte stehenden Fels „Buttertöpfchen“.

1016. Die Entstehung der Halsbrücke bei Freiberg.

Gräbe, Bd. I, Nr. 294.

In der Nähe der Dörfer Rothenfurth und Halsbrücke bei Freiberg führt eine Brücke über die Mulde, welche man die Halsbrücke nennt. Die Sage erzählt, sie habe ihren Namen davon erhalten, daß der Bote, welcher Kunz von Kauffungens Begnadigung vom Kurfürsten überbringen sollte, hier, weil die Brücke von den Fluten der sehr angeschwollenen Mulde weggerissen worden war, aufgehalten ward, also nicht zu rechter Zeit eintreffen konnte und so Kunz seinen Hals hergeben mußte. Dagegen spricht jedoch der Umstand, daß das Vorwerk Hals, von dem das Dorf den Namen hat, früher da war, als jenes Ereignis fällt, und ein Bote, der von Altenburg kam, schwerlich diesen Weg genommen haben würde.

1017. Die Stiftung des Klosters Altzelle.

Gräbe, Bd. I, Nr. 357; gewisse und approbierte Historie von S. Bennonis Leben, München, 1604, 4^o, S. 8; Knauth, Geogr. histor. Vorstellung des Stiftsklosters Altzelle usw., Dresden und Leipzig, 1720, Teil I, S. 4.

Einst ist der heilige Benno über Land gereist, und da er an einem öden Orte viele Tauben sitzen sah, prophezeite er, es werde in kurzem ein neuer Orden dorthin kommen, durch dessen Gebet viele könnten selig werden. Darnach hat Otto, ein Markgraf zu Meißen, dem Zisterzienserorden hier ein Kloster, Zelle genannt, bauen lassen, herrlich begabt und ihnen eingegeben.

1018. Ursprung der Stadt Deberan.

Röbeler a. a. D., Nr. 512; Staberoh, Chronik der St. Deberan, 1847, S. 15—17.

In früherer Zeit wurde die von Freiberg nach Chemnitz führende Straße, besonders in der Gegend, wo jetzt Deberan liegt, von den Rittern des Schellenberges und anderen Räubern vielfach beunruhigt.

Im Jahre 1210 reiste ein Handelsmann aus Uffenheim im Frankenlande, mit Namen Sebald Ranius, begleitet von seinem Diener, nach der Stadt Julin (Wollin) in Pommern. Als beide von Chemnitz aus glücklich durch die unsicheren Waldungen bis in die Gegend des Wolfstales gelangt waren, wurden sie von den Räubern des Schellenberges überfallen. Nach heftigem Widerstande blieben sie auf dem Platze in ihrem Blute liegen, während der Wagen mit den Maultieren von den Räubern mitgenommen wurde. Einige herbeikommende Mönche vom Orden der schwarzen Brüder, welche am Ausgange des Wolfstales, in der Gegend des jetzigen Hospitales bei Deberan, eine Kapelle erbaut hatten und für die Klöster zu Fildha und Chemnitz Almosen sammelten, kamen bald darauf an die Stelle und fanden den Herrn tot, den halbtoten Diener jedoch nahmen sie mit und verpflegten ihn. Als derselbe nach einigen Monaten geheilt war, reiste er wieder nach Uffenheim zurück. Im folgenden Jahre kam die Witwe des erschlagenen Ranius mit dem Diener an den Unglücksort, denn sie trug das Verlangen, den Platz zu besuchen, wo ihr Ehemann gestorben und begraben war. Sie beschenkte die schwarzen Brüder reichlich, ließ in der Kapelle Seelenmessen lesen und verordnete, daß an dem Platze des Ueberfalls ein Denkstein errichtet werde. Treulich befolgten dies die Brüder, fertigten ein Denkmal, und weil der Erschlagene Ranius, dessen Witwe aber Edda geheißten, so schrieben sie darauf: Edda Ranio, d. h. Edda dem Ranius. Das Denkmal stand an der Stelle, wo sich jetzt der Gasthof zu den drei Schwanen befindet. Der Diener baute daneben ein Gasthaus, um die Pilger mit Speise und Trank zu erquicken. Auch die schwarzen Brüder benutzten diese Gelegenheit, verließen ihre Wohnung bei der Kapelle und bauten sich bei dem Denkmale an, an welchem sie nun ihre Almosen einsammelten. Von der Inschrift des Denkmals aber wurde diese kleine Ansiede-

lung „Edda Ranio“ genannt, woraus sich mit der Zeit der Name „Eddaran“ und „Dederan“ bildete. Die Ansiedelung vergrößerte sich, denn es entstand bald darauf eine Schmiede neben dem Gasthofe und später auch ein Kloster, das bald eine größere Menge von Ansiedlern herbeizog. Von diesen Ansiedlern lebt der Name eines einzigen fort, welcher gleich anfangs hier eine Mühle (die Kirschbaumühle) anlegte, und dessen Name sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

1019. Der Ursprung der Namen Schellenberg, Lichtenwalde und Neuesorge.

Gräße, Bd. I, Nr. 586; Köhler a. a. O., Nr. 569; Harnisch, die Schlösser Augustsburg, Lichtenwalde und Schellenberg, 1863, S. 7; Staberoh, Chronik der Stadt Dederan, 1847, S. 13.

Auf dem Schellenberg, der heute das Schloß Augustsburg trägt, stand früher ein schon von Karl dem Großen erbautes Schloß, welches aber einem Raubritter gehörte und mit den Schlössern Lichtenwalde und Neuesorge unterirdisch in Verbindung stand. Die Bewohner setzten einander in Kenntnis, wenn auf der Landstraße Reisende zu erblicken waren. Kamen nämlich von Freiberg her, jenseits der Dederaner Gegend, Reisende mit Handelsgütern, so zogen die Räuber des Schellenberges eine Glocke an — daher der Name Schellenberg —, was für die jenseitigen Räuber das Zeichen war, sich an der Straße zur Plünderung bereit zu machen. Wenn hingegen von Chemnitz her sich die Reisenden sehen ließen, zündeten jene ein Feuer an, um dem Schellenberger ein gleiches Zeichen zu geben, daher der Name; denn der Wächter rief dann: „Licht im Walde!“ Die Reisenden aber sprachen, wenn sie an das Schloß Neuesorge kamen: „Es ist eine neue Sorge!“ Länger als 300 Jahre trieben die Räuber ungestraft dies Wesen; man weiß jedoch nicht, wer und wann es endigte.

1020. Ursprung der Stadt Mittweida.

L

Gräße, Bd. I, Nr. 324; Peccenstein, Theatr. Sax., III, S. 124; Ab. Chr. Kerschmar, Nachrichten von der Stadt Mittweida. Mittw. 1839, I, S. 118 ff.

Zu der Kirche von Seelitz, in welcher ein wundertätiges Bild der heiligen Jungfrau ausgestellt war, geschahen vor alter Zeit aus

der Nähe und Ferne viele Wallfahrten. An dem Ischopauströme in der Gegend, wo sich jetzt die sogenannte Großmühle befindet, stand ein sehr großer Weidenbaum, bei und unter welchem die Wallfahrer Mittagsruhe hielten und die Pferde auf die Weide gehen ließen. Dieser Ort wurde von denen, die aus der Gegend von Dederan und Augustusburg kamen, für die Mitte der Straße nach Seelitz gehalten, und als sich nach und nach hier Leute ansiedelten, nannten sie den neuen Ort Mittweida.

1021. Der Volksname von Seringswalde.

Das Sachsenland 1901, Heft 2, S. 61.

Seringswalde führt im Volksmunde den Namen „Dähdch“. Die Entstehung desselben wird aber folgendermaßen berichtet: Als dort einst das Vogelschießen abgehalten wurde, fehlte ein Schütze wiederholt den Vogel, und ärgerlich darüber rief er aus: „Däh dich doch der Kuckuck hole!“ Die beiden ersten Worte dieses Ausrufs hat man zu „Dähdich“, „Dähdch“ zusammengezogen und dadurch den Volksnamen für die Stadt gebildet.

1022. Der Name des Dorfes Westewitz (Wists).

Prof. Mogk in d. Mittell. des Vereins für Sächsische Volkskunde, Bd. I, Heft 2, S. 11.

Einst erzählte mir ein älterer Bauer von der Bischofswiese — oder Bischwiese, wie sie der Volksmund nennt, jener großen Wiesenfläche, die sich zwischen Döbeln und Leisnig in der Muldenaue hinzieht, — wie das Dorf Westewitz zu seinem Namen gekommen sei. Dies heißt im Volksmund allgemein Wists. Dem Dorfe gegenüber, auf dem linken Ufer der Freiburger Mulde, erhebt sich unmittelbar über dem linken Muldenufer ziemlich steil der Spitzstein. Auf diesem gelangte einst, so erzählte mein Gewährsmann, ein Reiter (nach Sage Nr. 1109 ist es der heilige Georg gewesen), der von seinen Feinden verfolgt wurde, an und sah plötzlich vor sich

das Tal der Mulde. Da rief er seinem Pferde zu: „Schimmel, wie ist's?“ und dann sprang er mit ihm vom Berg ins Tal. Nach diesen Worten des Reiters hat Wists seinen Namen.

1023. Der Hahnberg und der Hahnborn zu Leisnig.

Gräße, Bd. I, Nr. 338; Kamprad, S. 38 ff.

Dem Schloßberg zu Leisnig liegt der Hahnberg gegenüber. Dieser hieß vorzeiten der Maienberg und der an ihm befindliche Brunnen, der jetzt der Hahnborn heißt, früher der Maienbrunnen. Dies ist so zugegangen. Es ist einmal in der Stadt Leisnig ein großes Sterben gewesen, also daß nicht mehr als vier Paar Eheleute zusammengelieben. Nun ist kurz nachher ein Hauptmann vom Lande in die Stadt gezogen und zwar in ein Haus am Badertore. Dieser hatte eine einzige Tochter, welche täglich von der Stadtmauer auf der Neusorge aus einen wohlgebildeten und geschickt gebauten Jüngling gehen sah, in den sie sich so verliebte, daß sie ihn zu heiraten Verlangen trug. Nun ruft sie ihm einmal von der Stadtmauer herab zu und fragt, ob er nicht eine Leiter bekommen könne, daß sie auf dieser herabsteigen und mit ihm reden könne. Dieser Jüngling, mit Namen Martin Hahn, der nur Tagearbeit verrichtete, bewerkstelligte das auch, und so eröffnete sie ihm ihre Gefinnung und sagte, wenn er sich verheiraten wolle, so wollte sie ihn zu ihrem Manne nehmen. Ob er nun wohl einwendete, ihr Herr Vater werde solches nicht geschehen lassen, so überredet sie ihn doch, daß er zum Oberpfarrer geht und sich aufbieten läßt. Er tut es auch, allein der Oberpfarrer meinte gerade wie der Jüngling, es werde ihr Vater dies nicht bewilligen, erbietet sich aber, selbst zu demselben zu gehen und es ihm beizubringen, und so er es geschehen lasse, brauche es bei dieser Zeit keines Aufbietens, sondern er wolle sie gleich ohne Aufgebot trauen. Der Hauptmann aber gibt dem Oberpfarrer zur Antwort, ehe er das geschehen lasse, wolle er seine Tochter erschießen. Wie das die Tochter erfährt, gibt sie dem Jüngling einen Speziestaler, daß er in einen Weinkeller gehen und ein paar Kannen Wein, auch etwas Semmel kaufen solle, sie aber wolle ihn am Maienborn erwarten. Da das geschehen, trauen sie

sich selbst in Gottes Namen an diesem Brunnen, verloben und binden sich, keins von dem andern zu lassen. Nach solcher Verrichtung geht der Jüngling wieder zum Oberpfarrer und erzählt, was geschehen sei; derselbe verspricht ihm, er wolle deshalb Bericht an das Oberkonsistorium erstatten, und sollten sie die Antwort bald hören. Darauf bekommt der Hauptmann den allergnädigsten Befehl, bei Leib- und Lebensstrafe sich nicht an seiner Tochter zu vergreifen, es sei vor Gott ein Mensch so gut als der andere, er solle solches für Gottes Schickung halten, da ohnedem bei dieser Zeit das Heiraten ganz vergessen und wenige Eheleute vorhanden wären. Zugleich bekommt der Oberpfarrer auch ein allergnädigstes Reskript, dieses verlobte Paar in die Kirche vor den Altar stellen zu lassen und über sie den Segen zu sprechen. Welches denn nachmals eine gesegnete Ehe worden, der Hauptmann ihnen auch allen Vorstoß getan und zufrieden gewesen. Von dieser Geschichte hat jener Brunnen den Namen der Hahnborn und der Berg den des Hahnberges erhalten.

1024. Der Ursprung von Leipzig und seinen Vinden.

Gräße, Bd. I, Nr. 400; Peccenstein, Theatr. Sax., Teil III, S. 78 ff.

Die Stadt Leipzig soll nach einigen ihren Namen daher haben, daß ein gewisser Lybonothes, ein Kriegsfürst jenes Arminius, der den Varus schlug, hier sein stetiges Hoflager gehalten und im Schlosse Aldenburg, nahe dem Kanstädtischen Tore gelegen, da wo die Pleiße und Parthe zusammenkommen, residirt habe; nach diesem habe es erst den Namen Libonitz, aus dem dann durch Zusammenziehung Lypß ward, geführt. Weil aber dieses Wörtchen in wendischer Sprache einen Vindenbusch bedeutet, so haben andere, wie der Pirnaische Mönch Erasmus Stella, berichtet, daß an dem Orte, wo jetzt die Stadt liege, ursprünglich ein Dorf gewesen und hier unter einem schönen Vindenbaum mit weit ausgebreiteten Ästen ein Abgott der Sorben-Wenden gestanden habe, so von schrecklicher Gestalt war. Solchen Abgott hat der heilige Bonifazius im Jahre 728, als er unter den Sorben das Christentum gepredigt, abgeschafft und mit Hilfe frommer Herzen ein Klosterlein und einen Konvent von wenigen frommen Männern, die er von Mainz kommen lassen und

in seiner Abwesenheit das Volk im christlichen Glauben erhalten sollten, errichtet. Dieses Kloster, so neben Rochlitz in diesem Lande das erste gewesen, war dem heiligen Jakobus geweiht, und erzählt Stella, daß es an dem Zusammenfluß der Pleiße und Parthe gestanden habe und zu seiner Zeit noch einige Mauern davon zu sehen gewesen. Ob nun wohl die Heiden, nachdem der heilige Bonifazius und seine Jünger Ludgerus, Rupertus und Gallus den Rücken gewendet, alles wieder zerstört haben, ist der Ort gleichwohl von Tag zu Tag gewachsen und von Markgraf Konrad mit Mauern umgeben worden. Seitdem ist der Brauch aufgekommen, daß, wo Kirchen aufgerichtet wurden, man auch gemeiniglich eine oder zwei Linden daneben pflanzte und aufzog, wie auf allen alten Kirchhöfen zu sehen, und man selbigen Baum fast für heilig und es für eine Sünde hielt, wenn man solchen im geringsten beschädigte. Von solchen Pflanzungen ist auch das Dorf Lindenau bei Leipzig entstanden.

1025. Der Ursprung des Namens Abelessen in Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 429; Bogels Annalen, S. 175.

Bei der hartnäckigen Belagerung, welche der Kurfürst Johann Friedrich im Januar des Jahres 1547 über das seinem Vetter Herzog Moritz gehörige Leipzig verhängte, hält ersterer eines Tags auf dem jetzt sogenannten Thonberge seine Mittagstafel. Da flog eine aus der Stadt abgeschossene Kanonenkugel gerade in die Schüssel hinein; er stand also auf und soll gesagt haben: „Hier ist übel essen.“ Von selbiger Zeit ist das Vorwerk Abelessen* genannt worden. Bei dieser Gelegenheit ist auch das Sprichwort: Leipzig liegt vor Leipzig** entstanden, weil man sagte: der Kurfürst habe

* Auch in der Stadt Nossen gibt es eine Gasse, das Abelessen genannt, von der eine ähnliche Begebenheit aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges erzählt wird.

** Der Spruch hieß:

Leipzig liegt außen und Leipzig liegt drinnen,
Drum kann Leipzig Leipzig nicht gewinnen.
Daß Leipzig auch für Leipzig lag,
Das macht, daß Leipzig bleibet noch;
Wär Leipzig nicht vor Leipzig kommen,
So wär Leipzig wohl bald gewonnen.

die Stadt wohl erobern können, wenn seine Kriegsobersten ihre Schuldigkeit getan hätten; von diesen hätten aber die meisten ihre Frauen und besseren Sachen in der Stadt gehabt; damit nun diese, wenn die Stadt mit stürmender Hand eingenommen würde, nicht zugrunde gehen möchten, hätten sie die Stadt absichtlich verschont.

M **1026. Der Name der Stadt Oschaz.**

Gräße, Bd. I, Nr. 296; Peccenstern, Theatr. Sax., Teil II, S. 9; anders bei Segnitz, Bd. II, S. 177, und von Beckstein bei Günther, Groß. poet. Sagenbuch der Deutsch., Jena 1846, Bd. I, S. 80, behandelt.

Die Stadt Oschaz soll nach der Sage dem Herzog Georg dem Bärtigen von Sachsen ihren Namen verdanken, weil sie unter allen andern die gehorsamste und fast sein Schatz gewesen sei. Nach einer andern Sage soll aber ein deutscher Kaiser (vermutlich Otto der Große, 936—973, der allerdings die sächsischen Lande durchreist hat) einst mit seiner Gemahlin in die Nähe des Dölzebachs im Lande Meißen gekommen sein, wo man gerade mit der Erbauung einer Stadt beschäftigt war. Der Kaiser habe nun gehört, die neue Stadt habe noch keinen Namen, er habe also im Scherz seine Gemahlin aufgefordert, einen solchen zu erfinden, und diese, welche nicht gleich auf einen passenden gekommen, in der Verlegenheit geantwortet: „O Schaz, ach wie —“ Da soll der Kaiser freudig ihre beiden ersten Worte zusammengezogen und dem Orte den Namen Oschaz beigelegt haben.

1027. Ursprung des Namens der Rakenhäuser.

Gräße, Bd. I, Nr. 219; Curiosa Sax. 1737, S. 285 ff.

Nicht weit von dem dem Herrn von Bose früher gehörigen Schlosse Schleinitz bei Lommakisch liegen die sogenannten Rakenhäuser, die ein kleines Dorf ausmachen und in einer Reihe gebaut sind, welche nach Raulitz in die Kirche gehören. Diese Häuser haben ihren Namen von dem Berge empfangen, auf dem sie gebaut sind. Vor langen Zeiten ist hier nichts als Wald gewesen, wo man stark gejagt hat. Nun ist einmal von einer Jagd ein Hase unver-

sehens liegen geblieben, den einige herumspazierende Katzen gefunden und verzehrt haben. Zu dieser Mahlzeit ist ein Jäger gekommen, der nachgehends diesen Berg den Katzenberg geheißten hat, welchen Namen demselben dann auch andere Leute, so solches gehört, beigelegt haben, und endlich ist derselbe auch den Häusern, die auf ihm erbaut wurden, selbst gegeben worden.

1028. Ursprung der Stadt Großenhain.

Gräße, Bd. I, Nr. 77; Chladenius, Materialien zur Großenhayner Stadtchronik, Pirna o. J. (1788), 4, Bd. I, S. 8, cf. S. 4 ff.

Im Kloster Zelle soll ein alter Stein gefunden worden sein, der besagte, die Stadt sei schon vor Christi Geburt durch Drusus Germanicus als Landesfestung gebaut worden. Er lautete also:

Hain und Grimm, die ältesten beyden Städte in Osterland
Lange vor Christi Geburt bekannt.

Wahrscheinlicher ist es aber, daß diese Stadt, welche im 14. Jahrhundert die Stadt zum Hayne genannt ward, ihren Namen von dem großen Haine hat, der einst um die Stadt herumging und worin die heidnischen Sorbenwenden ihren größten Götzen, den Swantewiz, von dem das nahe bei der Stadt gelegene Dorf Wantewiz seinen Namen herhaben soll (1), verehrten. Darum war auch in dem großen RiesenSaale des im Jahre 1701 ausgebrannten Residenzschlosses in Dresden die Stadt Hain mit einem großen Walde umgeben abgemalt, in dem ein geharnischter Ritter hielt.

Nach einer andern Sage käme aber der Name von den vielen Hagebuttensträuchern, so um die Stadt gestanden und deshalb ins Stadtwappen aufgenommen worden sind.

1029. Die Gründung des Schlosses Hirschstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 66; Hofmann, S. 103.

Zwei Stunden von Meißen liegt das uralte Schloß Hirschstein auf einem mehr als 50 Ellen hohen freistehenden Felsen dicht an der Elbe. In der Nähe desselben hielt einst in der Mitte des

11. Jahrhunderts ein Markgraf von Meißen eine große Wildheze, bei welcher die Jäger mehrere Tage lang einen wunderschönen weißen Hirsch vergeblich verfolgten. Endlich erblickten sie ihn wieder; da stürzte er sich von einem ihren Augen bisher entgangenen Felsen in die Elbe herab, und beinahe hätte die Begierde, ihn zu fangen, mehrere der vornehmsten Weidgesellen mit in den Abgrund gerissen. Zum Andenken erbaute man hier ein Jagdhaus, der Hirschstein genannt, das anfänglich nur dazu diente, um den Markgrafen durch die reizende Aussicht in das Elbtal zu ergötzen.

1030. Der Name des Dorfes Lichtenberg bei Pulsnitz.

Mitgeteilt von Dr. Pflk.

An einer großen Heerstraße, hoch an einem Berge, hatte man die ersten Hütten eines Dorfes erbaut. Die Lichter desselben bildeten für die Wanderer in jener Zeit einen Leitstern. Daher nannten sie den Ort „Licht am Berge“, woraus später Lichtenberg geworden ist.

1031. Woher die Eichhart ihren Namen hat.

Mitgeteilt von Dr. Pflk.

Einmal war den Besitzern von Pulsnitz das Eigentumsrecht an einem Grundstücke streitig gemacht worden. Nachdem es ihnen ab-erkannt war, erlaubte ihnen der Landesherr, daß sie vor gänzlicher Abtretung desselben noch eine Ausfaat und Ernte davon genießen dürften. Da säte der schlaue Gutsherr Eicheln auf jene Fläche, das war die Ausfaat; die ihm bewilligte Ernte, das Niederhauen der Eichbäume, wurde dadurch auf Jahrhunderte hinausgeschoben. So blieb jene Parzelle beim Grundbesitz von Pulsnitz, und sie erhielt seither den Namen „die Eichhart“.

1032. Wie die Grillenburg entstand.

Aber Berg und Tal, 25. Jahrg., S. 114.

Im Tharander Walde liegt das alte Jagdschloß Grillenburg, das vom Kurfürsten August im Jahre 1558 erbaut ward. In früherer Zeit waren zwischen den beiden Eingangsthüren des Schlosses (nach Gräße, Bd. I, Nr. 292 im Tafelzimmer) einige Knüttelverse zu lesen, die über den vom Kurfürsten gegebenen Namen Aufschluß geben. Sie lauten:

Meines lieben Bruders kläglich End',
Der schwere Eingang zum Regiment,
Groß Widerwärtigkeit und Gefahr
Mir schwere Sorg und Müß gebahr.
Zu vertreiben solche Phantasey
Fing ich an dies neu Gebäu,
Die Grillenburg ichs davon nennt,
In einem Jahr wards gar vollend.

Zuvor ist hier nur Holz gewachsen,
Da baut Herzog August zu Sachsen
In einem Jahr dis Jagdhaus behend,
Welches er selbst die Grillenburg nennt'.
Von wegen schwerer Sorg und Gedanken,
Die ihm oblagen und bedrangten,
Und richtets an zur Lust und Freud
Drum wird man hier der Grillen queit.

Ich bin genannt die Grillenburg,
Darauf geschieht gar mancher Schlug,
Gedanken und schwere Phantasey
Legt man auf diesen (sic) Hause bei.
[Mit] Jagen, Fahren, Hirsch und Schwein
Vertreibt man hier die Zeit allein,
Wer nun hat Grillen und Muckel[n],
Der laß sie hinter sich zurucke.

Vorstehende Verse werden gegenwärtig noch abschriftlich unter Glas und Rahmen in der Grillenburg aufbewahrt. Ihr Autor war der Kammersekretär Hans Jenitz († 1589) in kurfürstlichen Diensten.

1033. Die Entstehung von Dippoldiswalde.

Gräße, Bd. I, Nr. 216; Peccenstein, *Theatrum Saxon.*, Teil II, S. 14; Klotzsch u. Grundig, *Sammlung verm. Nachr. z. Sächf. Gesch.*, Chemnitz 1768, Teil II, S. 4; *Curiosa Sax.*, 1738 S. 355 ff., 1781 S. 150 ff.

Zwei Meilen von Dresden liegt an der sogenannten Dippoldiswaldischen Weiskerz, welche gleich unter Altenberg auf der sogenannten Weiskerz entspringt, die Stadt Dippoldiswalde, deren Ursprung die Sage also berichtet. Es soll in der Mitte des 10. Jahrhunderts, wo die ganze Gegend noch unangebaut und von einem einzigen Walde bedeckt war, davon man heute noch einen Felsen den Einsiedlerstein (den Einsiedel) nennt, ein Eremit namens Dippoldus (aus dem adeligen Geschlechte derer von Clohmen) gewohnt und ein so heiliges Leben geführt haben, daß er vom Papste kanonisiert ward. Nun hat zur selbigen Zeit Herzog Boleslaus, der Gottlose, von Böhmen, der an seinem Bruder, Herzog Wenzel dem Heiligen (nach einigen wäre es jedoch nicht Boleslaus, sondern Wenzel gewesen), einen Brudermord verübt hatte, vom bösen Gewissen getrieben, in dieser Gegend häufig, um dasselbe zu betäuben, dem Weidwerke obgelegen und ist bei dieser Gelegenheit einmal in die Nähe der Einsiedelei des H. Dippold gekommen, hat denselben hier angetroffen, sich mit ihm in seine Klause begeben und ist von dessen heiligem Wandel dermaßen gerührt worden, daß er sich von ihm taufen ließ, sich von seinem gottlosen Leben völlig bekehrte und dem Einsiedler zu Ehren nicht weit von dessen Klause eine Kapelle (da wo jetzt die Stadtkirche steht) erbaute, welche er Sancti Dippoldi Silva nannte, mit vielen Freiheiten begabte und den H. Dippold daselbst zum Priester einsetzte (um 930), inmaßen die ganze Gegend damals noch unter böhmischer Herrschaft stand. In diesem anfänglich nur der Kapelle beigelegten Namen hat nachmals die nachher erst geschaffene Kommun Anteil genommen und die dahin gebaute Stadt Dippoldi Wald oder Dippoldiswalde genannt, weil schon bei Lebzeiten des Einsiedlers um diese Gegend der Bergbau also betrieben ward, daß sich dorthin eine große Anzahl Leute zogen, welche sich anfänglich im Grunde an der dort vorbeischießenden Roten Weiskerz ansiedelten, nachmals, als sie durch häufige Überschwemmungen des Fließchens beunruhigt wurden, ihren Wohnsitz auf die Höhe an denjenigen Ort verlegten, wo die Stadt noch steht. Ubrigens ist der

heilige Dippoldus, nachdem er seiner Kirche acht Jahre vorgestanden, gestorben und, man weiß nicht wo, begraben, seine Klause aber von andern Einsiedlern nach und nach bewohnt worden, bis Bischof Johann VIII. von Meißen aus dem Maltitzschen Geschlechte dieselbe wegen verschiedener Mißbräuche derselben hat zerstören lassen. Das Siegel (auch das Wappen auf der Schützenfahne) der Stadt Dippoldiswalde, auf dem ein männliches Brustbild mit einem Barte, kreuzweis über die Brust gezogenen Bändern im blauen Felde, über dem Haupte aber mit zwei kreuzweis über die Brust gelegten Eichbäumen nebst ihren Wurzeln abgebildet ist, bewahrt das Andenken des Heiligen ebenso wie der schon genannte Felsen. Sonst zeigt man noch den nach ihm genannten Einsiedlerbrunnen über dem Fußsteige in der Nähe desselben, den in Stein gehauenen sogenannten Einsiedlersitz, bei dem später noch ein Tisch und einige andere Sitze von Stein angebracht worden sind, die Ruinen seiner Klause, die 22 Fuß in der Länge und achtzehn in der Breite gehabt haben soll, und einen Stein von mehr als Mannesgröße in denselben, der des Einsiedlers Tisch und Bette abgegeben haben soll; sein Keller aber ist schon zu Anfange des 18. Jahrhunderts, weil er Räubern zum Schlupfwinkel diente, zugemauert worden.*

1034. Der Ursprung des Schlosses Bärenstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 243; Peccenstein, *Theatrum Sax.*, Teil I, S. 89 ff.

Da, wo jetzt das Schloß Bärenstein liegt, war vor grauen Jahren eine rauhe Wildnis, und es hat einmal einer aus dem Geschlechte derer von Bärenstein mit einem seiner Söhne auf dem Felsen, den jetzt das genannte Schloß krönt, zwei wilde Bären angetroffen. Nachdem diese zum Stehen gebracht worden, ist der Sohn vor dem Vater niedergefallen, willens, den einen abzufangen, allein es ist ihm dies mißlungen, indem ihm der Bär den Spieß zerbrochen und ihn den Felsen heruntergeworfen hat. Hierauf hat die ganze Gefahr den Vater bedroht; allein dieser, über den Fall seines Sohnes, den er tot vermeinte, hart ergrimmt, hat den Bären

* Ziehnert, S. 293 ff., behandelt eine Legende von diesem Dippold, welche gänzlich erfunden zu sein scheint.

heftig zugefehzt, sie mit seinem Spieß durchbohrt und den Felsen hinabgestürzt, dann ist er aber zu seinem Sohne hingeeilt und hat diesen wider alles Erwarten noch lebendig gefunden. Von dieser Geschichte hat der Ort den Namen Bärenstein erhalten und ist derselbe nachmals auch auf das Schloß übertragen worden.

1035. Der Ursprung von Pirna.

Pirn. Annal. bei Hasche, Mag. d. sächs. Gesch., Bd. VIII, S. 386 ff.;
Meiße, Sagenb. d. Sächs. Schweiz, Nr. 67.

Die berühmte Stadt Pirna an der Elbe, unter dem Schlosse, genannt der Sonnenstein, gelegen, ist vor alten Zeiten am Hausberge nahe bei Kriegschwitz gegenüber dem Dorfe Rottwerndorf erbaut gewesen und hat die Mannewitz geheißt. An der Elbe sollen damals nur etliche Häuser gestanden haben, darinnen die Schiffeleute, so bisweilen angelegt, geherbergt, und zwar wo jetzt das Schifftor steht. Ulba soll ein großer Birnbaum gewesen sein, von dem die Stadt eigentlich ihren Namen überkommen hat. Nachgehends ist die obgemeldete alte Stadt Mannewitz bis auf den Grund verheert und abgebrochen, sodann die Stelle verändert und nahe bei der Elbe eben die jetzige Stadt anzubauen begonnen worden usw.

O 1036. Der Ursprung des Namens Schandau.

Meiße, Sagenbuch, Nr. 87.

Einst zog eine meißnische Prinzessin mit großem Gefolge elb- aufwärts nach Böhmen. Als man die liebliche Talpartie durchtritt, wo die Kirnitzsch mündet, zügelte sie ihr Roß und wollte, von der Annehmlichkeit des Orts entzückt, hier einige Stunden rasten. Die herrliche Kavalkade hatte auch die Bewohner des kleinen Dörfchens, das am sogenannten Zaukengraben lag, herbeigelockt. Huldvoll frug sie, wie der Ort hieße. Man nannte ihr einen häßlichen Namen. Da wandte sich die Fürstin mit dem Ausrufe: „Pfui Schande!“ ab und ritt flugs von dannen. Der Ort aber heißt seit der Zeit „Schande“.

1037. Der Name Bischofswerda.

Lh. Schäfer im „Sächs. Volksfreund“, 1880, S. 196.

Als Bischofswerda noch eine neugegründete Stadt war, begehrte einst ein vornehmer Reisender mit seinem Gefolge Einlaß in dieselbe; auf die Frage des Torwarts: „Wer da?“ antwortete jener: „Bischof!“ und so ergab sich die Bezeichnung „Bischofswerda“ für den bisher namenlosen Ort.

1038. Wie der Butterberg bei Bischofswerda seinen Namen erhielt.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung Pflk.

In Bischofswerda wütete einst die Pest. Während derselben getraute sich kein Dörfler in die Stadt aus Furcht vor Ansteckung. Auch die Dorfweiber, welche sonst regelmäßig Butter nach Bischofswerda gebracht hatten, wagten sich nicht hinein, sondern legten die Butter für die Bürger auf dem Butterberge nieder. Von dort holten sie die Bischofswerdaer heim und nannten den Berg darnach „Butterberg“.

1039. Die feindlichen Brüder Valentin und Rupprecht.

Nach Gökinger, Schandau und seine Umgebung, S. 385.

Vor uralten Zeiten besaßen zwei Brüder, mit Namen Valentin und Rupprecht, das am Nordfuße des sogenannten Waltenberges liegende große Rittergut und Dorf (Nieder-)Neukirch. Sie kamen aber überein, ihren Besitz zu teilen, und zwar derart, daß Valentin die südliche Hälfte mit dem höchsten Berge nahm, wo er sich dann die Waltenburg erbaute, während Rupprecht die nördliche Hälfte behielt und dort auf einem Hügel die Rupprechtsburg errichtete. Die Brüder (oder nach anderer Überlieferung ihre Nachfolger) gerieten jedoch später in Streit, und in der nun ausbrechenden Fehde siegte Rupprecht und zerstörte die Burg auf dem Waltenberge.

1040. Wie der Wichow seinen Namen erhielt.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung VIIk.

Zwischen den Dörfern Dretsch und Lautewalde liegt der steile, dunkelbewaldete Wichowberg. Als noch dichter Urwald denselben bedeckte, und nur, wie noch jetzt, auf dem Gipfel ein kahler Fleck sich befand, arbeiteten sich einst mehrere Leute durch das Dickicht hinauf. Der, welcher zuerst oben anlangte, rief seinem Genossen fröhlich auf wendisch zu: „Bëch jow!“ (sprich: bich jo), d. h. „ich war da!“ Nach diesem Ausrufe nannte man den Berg fernerhin „Wicho“.

1041. Entstehung des Namens Irgersdorf.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung VIIk.

Bei Wiltzen liegt ein kleiner Ort namens Irgersdorf, urkundlich „Erichsdorff“, „Ergirstorff“, „Ergesdorff“ geschrieben, wendisch aber „Wostašecy“, d. h. Eustachiusdorf, genannt. Das Volk daselbst erzählt, daß einst ein Herr v. Gersdorf, der in dieser Gegend Besitzer hatte, sich auf der Jagd verirrt habe und erst nach langem Umherirren endlich in dieses Dörfchen gelangte. Nach dem Edelmann und seinem Irregehen wurde seitdem der Ort „Irr-Gersdorf“, dann „Irgersdorf“ benannt.

1042. Entstehung des Namens Ringenhain.

Mitgeteilt von Dr. VIIk.

Das Dorf Ringenhain bei Neukirch soll an der Stelle angelegt worden sein, wo sich einst zwei Hähne bekämpften. Deshalb erhielt der neue Wohnplatz den Namen Ringenhan, woraus später Ringenhain geworden ist, und die miteinander ringenden Hähne zeigt noch heute das Gemeindefiegel des Dorfes.

1043. Die Gründung des Dorfes Weifa.

Mitgeteilt von Dr. Pflk.

Der erste Anfang von Weifa war eine Schäferei, welche die Form einer Handweife hatte (x) und deshalb „die Weife“ genannt wurde. Als sich später Bauern daselbst anbauten und ein Dorf entstand, ging der Name auf daselbe über, und noch jetzt wird der Ort von den Umwohnern nur „die Weife“ genannt. Das Gemeindefiegel von Weifa zeigt das Bild einer Handweife.

1044. Der Name Sohland.

Müller, Heimatkunde des Dorfes Sohland a. d. Spree, (1901.) S. 43.

Der Name Sohland soll von dem Worte Zuland herkommen. Es wird erzählt, der Ort habe ihn im 12. Jahrhundert erhalten. Als zu jener Zeit das Dorf von den Besitzern der großen (böhmischen) Herrschaft Tollenstein und Schluckenau hinzuerworben wurde, nannte man ihn Zuland. Daraus ist später Zoland und endlich Sohland geworden.

1045. Das Mönchskloster zu Sohland a. d. Spree.

Mitgeteilt von Dr. Pflk.

Auf dem Sohlander Kirchberge soll einst ein Mönchskloster gestanden haben. Bei passenden Veranlassungen sind die Mönche nach dem gegenüberliegenden Berge, von ihnen einst „Olberg“, jetzt aber „Zion“ genannt, gepilgert, um dort gewisse gottesdienstliche Handlungen vorzunehmen. Sie mußten dabei den Dorfbach überschreiten, welcher zu jener Zeit „Kidron“ geheißen haben soll. Im Reformationszeitalter wäre aber der Blitz in das Kloster geschlagen, und so sei Kloster und Klosterkirche, nach der Annahme die erste Kirche Sohlands, das früher „Salem“ geheißen habe (frappant ist hierzu ein Vergleich der urkundlichen Namensform Zalom von 1241

Cod. diplom. Lus. sup. I., sowie der noch jetzt von den Wenden gebrauchten Bezeichnung „Zakóm“), verbrannt und nicht wieder aufgebaut worden. Die Mönche aber zogen hinweg.

1046. Der Semperstein.

Gräße, Bd. II, Nr. 827; Haupt, Bd. II, S. 61.

Im Johnsdorfer Tale bei Zittau ist ein Berg, der heißt der Semperstein. Er hat seinen Namen davon, daß sich im Kriege eine Wöchnerin dahin flüchtete und dort ein Kind gebar. Die alten Slawen hatten nun aber einen Gott Zemberis, der die Erde befruchtete, und mit diesem wurde die weibliche Fruchtbarkeit in Verbindung gebracht. (?)

1047. Der Hutberg bei Bernstadt.

Gräße, Bd. II, Nr. 863; Haupt, Bd. II, S. 44.

Mitten in dem Eigenschen Kreise liegt der Hutberg, und man kann von ihm aus den ganzen fruchtbaren und anmutigen Landstrich überschauen. Deshalb erbauten auch die Herren von Biberstein auf demselben ihre Feste, von welcher noch jetzt die Ringmauern zu erkennen sind, welche in Form eines Zirkels 750 Fuß an Umfang hatte. Vor etwa zweihundert Jahren ragten sie noch aus der Erde gen Himmel empor und schauten auf das Dorf Bernstadt, welches seinen Namen von einem Herrn Bernhard von Biberstein hatte, stolz hernieder. Wodurch die Feste verfallen, ob sie die Hussiten zerstört haben oder ob sie, seit der Eigen an das Kloster gekommen, vernachlässigt worden und unbeachtet geblieben ist, das weiß man nicht. Den Namen des Hutberges leiten die Leute davon her, daß die Herren von Biberstein in der Gewohnheit gehabt hätten, einen blauen Hut zu tragen (siehe die Sage „Blauhütel“ Nr. 561) und von dem Volke gewöhnlich die Blauhüte genannt worden wären. Andere meinen, daß der Berg so genannt worden, weil man von ihm aus weit ins Land hineinsehen kann und die dort oben hausenden Ritter ihr ganzes Besitztum von da herab in guter Hut zu halten vermochten.

1048. Der Eigen.

Gräße, Bd. II, Nr. 774; N. Lauf. Mag., Bd. VIII, S. 387;
Haupt, Bd. II, S. 67.

Der Landstrich in der Oberlausitz, welchen das Städtlein Bernstadt und die Dörfer Alt-Bernsdorf, Schönau, Dittersbach, Ober- und Nieder-Rießdorf, Cunnersdorf und Naundorf mit dem Nonnenwalde umfaßt, heißt bis auf diesen Tag noch der Eigen, und zwar aus folgendem Grunde:

Um das Jahr Chr. 1320 wohnte der Besitzer aller dieser Güter, ein Herr von Biberstein, auf dem schönen Hutberge in einem prächtigen Schlosse mit seiner frommen und züchtigen Gemahlin, einer Schwester der damaligen Abtissin des Klosters Marienstern. Obwohl er aber an allen Erdengütern Überfluß hatte, so wurde ihm doch von Gott das Geschenk eines Leibeserben versagt; darum vermachte er alles, was er besaß, dem Kloster, dergestalt, daß die Abtissin, seine Schwägerin, es, solange sie lebe, eigentümlich besitzen solle. Andere sagen, er habe es der genannten Abtissin als Eigentum vermacht und diese es dann dem Kloster hinterlassen. Genug, von da an wurden diese Güter „Der Abtissin Eigen“ oder kurzweg „Der Eigen“ genannt.

1049. Sage von der Gründung Löbaus.*

Gräße, Bd. II, Nr. 781; Pönnicke, Album der Schlösser und Rittergüter in Sachsen, Heft 22, S. 35; Oberlaus. Kirchengalerie, S. 149.

Auf dem Wege von Großschweidnitz nach Löbau befindet sich ein herrlicher Quell, mit welchem eine Sage von der Entstehung Löbaus zusammenhängt. Vor länger als 1000 Jahren lebte ein junger Slavenhäuptling, der die Tochter eines andern reichen Häuptlings hoffnungslos liebte. Mink, so hieß der Verliebte, verübte Wunder der Tapferkeit; er kämpfte mit den furchtbarsten Bestien der Wälder, bändigte die wildesten Rosse und warf den stärksten Mann zu Boden, aber der Vater seines Liebchens blieb kalt und stolz gegen den Jüngling und duldete kaum, daß er mit der Jung-

* Die Sage trägt stellenweise die Zeichen der Erfindung und würde auch unter Teil III eingestellt werden können.

frau sprach. Da Marja, so hieß dieselbe, nicht zugeben wollte, daß der Geliebte sie entführte, geriet dieser fast in Verzweiflung und sann unaufhörlich auf Mittel, das Herz des Alten zu erweichen. Als er nun einst in stiller Mitternacht mit Marja am Ufer eines Stromes lustwandelte, erschien den Liebenden plötzlich die Wunderfee Pschpowicza und verkündete Mink, daß er nur immer gegen Sonnenaufgang ziehen solle, dort würde er nach Mühen und Kämpfen eine Tat verrichten, durch die er in Marjas Besitz gelangen solle. Der junge Häuptling schied voll süßer Hoffnung von der Geliebten, bestieg sein treues Roß und zog den angegebenen Weg durch Wälder und Sümpfe, Emden und Schluchten, bis er nach vielen Gefahren und Kämpfen in eine Gebirgsgegend gelangte, wo ein herrlicher Bergstrom dahinrauschte. Das Tal war reizend, und der Jüngling, entzückt von den Schönheiten der Natur, rief aus: „Jow sso mi lubi!“ („Hier gefällt es mir!“) Er beschloß, hier eine Hütte zu bauen und eine Ansiedelung zu gründen. Mit Hilfe der ihn beschützenden Fee Pschpowicza kehrte er zur Geliebten zurück und erzählte deren Vater von seinem Zuge und wie er ein neues Paradies entdeckt. Darauf zog der Alte an der Spitze seines Volksstammes nach dem reizenden Lande,lichtete hier die Urwälder und erbaute das Dorf Mtlöbau, wo der köstliche Quell entspringt, an dem man die wohlthätige Fee verehrte. Mink und Marja aber wurden ein glückliches Paar (vgl. auch Nr. 731).

1050. Die Entstehung des Namens (Groß-)Postwitz.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung P. 1. k.

Das Dorf Groß-Postwitz bei Bauzen, wendisch Budestecy genannt, hat seinen Namen von der dasigen Schenke, dem ersten Hause am nördlichen Ende des Dorfes, erhalten. Die Schenken nannte man budy. Als nun die ersten Wanderer das neugegründete Dorf betraten, riefen sie beim Anblick des Wirtshauses erfreut aus: „Tam buda stejil!“ („Da steht ein Wirtshaus!“) Hier von behielt das Dorf den Namen „Budestecy“.

1051. Der Pimpusberg bei Döbschütz.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde, Sammlung Pflk.

Eine Anhöhe beim Dorfe Döbschütz (Groß- und Klein-D.), südlich von Bauzen, wird vom Volke der Pimpusberg genannt. (Sein eigentlicher Name soll Sarahberg lauten.) Das kommt daher, weil auf jener Höhe vorzeiten der „Pimpus“* für das ganze Dorf Döbschütz bereitet worden ist und sich die Dörfler von dort ihren Anteil an der Mahlzeit geholt haben.

1052. Der Trom- oder Thronberg und die Bauzener Wasserkunst.

Gräze a. a. D., S. 104 ff., und Archiv des Ver. f. Sächs. Volkskunde, Sammlung Pflk.

Vor langen Jahren hat ein Mechanikus vom Stadtrat zu Bauzen den Auftrag bekommen, die Stadt mit Wasser aus dem Flusse zu versehen, allein da das Werk sehr kostspielig war, sich verpflichtet, seinen Kopf herzugeben, wenn es nicht gehe. Er hat also eine sogenannte Kunst gebaut und dazu einen der Türme in der Ringmauer verwendet, wo das Wasser durch Maschinen in die Höhe gehoben und von da in die Stadt geleitet ward. Als das Werk fertig war, siehe da ging es aber nicht; man setzte also den Erbauer fest, und es erwartete ihn sonach der Tod. Indessen glückte es ihm, des Nachts zu entweichen; er flüchtete die Neusalzer Straße hinaus, als er aber an den bei dem Dorfe Ebbendorf liegenden Berg kam, ward er plötzlich von Müdigkeit ergriffen, setzte sich nieder und schlief ein. Da träumte er so lebhaft, als sehe er es, daß in einer der Röhren seiner Wasserkunst eine Ratte stecke und infolge davon das Werk verstopft sei. Beim Erwachen beschloß er, auf die Gefahr hin, sein Leben einzubüßen, zurückzukehren und sich dem Räte zu stellen. Wie gedacht, so geschehen; er kehrte um und stellte sich seinen Richtern unter der Bedingung, daß sie gestatteten, daß er, ehe er zum Tode geführt werde, noch einmal das Getriebe seines Wasserwerkes untersuchen dürfe. Dies ward ihm gestattet, und siehe,

* Pimpus ist ein Tiegelpbrei aus Mehl und Buttermilch.

er fand wirklich eine Ratte in der Röhre, genau so, wie er sie im Traume gesehen hatte. Als dieselbe herausgezogen war, ging die Wasserkuinst und geht noch bis auf den heutigen Tag. Im Volksmunde hieß aber der Berg bei Ebbendorf fortan der Traumberg, woraus die Mundart Bauzens Tromberg oder Thronberg gemacht hat.

Nach der zweiten Quelle soll die schon längere Zeit benutzte Wasserkuinst einst versagt haben. Niemand konnte jedoch die Ursache ermitteln. Da war um diese Zeit auf dem unweit Bauzen gelegenen bewaldeten Berge, der jetzt Thron- oder Tromberg heißt, ein Handwerksbursche in heißer Mittagsstunde eingeschlafen. Dabei träumte derselbe, daß an einer bestimmten Stelle in einem Rohre der Bauzner Wasserleitung ein großer Frosch sitze, welcher den Wasserzufluß hinderte. Er theilte seinen Traum in Bauzen den Ratsherren mit, und diese ließen an der bezeichneten Stelle nachsehen, wo sich richtig auch der Frosch vorfand. Die Stadt hatte nun wieder Wasser, der Handwerksbursche wurde belohnt, und der Berg erhielt zur Erinnerung an den Traum jenen Namen.*

1053. Von der Entstehung des Namens Budissin.

Gräße, Bd. II, Nr. 792; A. Böhlund, Die merkw. Schicks. der Oberlausitz und ihre alte Hauptstadt Budissin. Budissin 1891, 8, S. 19.

Die Sage erzählt, daß zur Zeit der Erbauung der Stadt Bauzen oder Budissin (958) eine böhmische Herzogin durch den Ort gereist und in einem nahen Dorfe entbunden worden sei. Als nun ihr Gemahl, Burggraf Wezlaw, der gerade beim Bau des Fleckens zugegen war, die ihm zugesandten Böhmen hastig auf böhmisch gefragt habe: „Budeli ssen?“ d. h. „Ist's ein Sohn?“ so habe seine Umgebung aus Schmeichelei den Ort nach der Frage des Herzogs „Budefin“ benannt, woraus in der Folge Budissin geworden sei.

* Vgl. jedoch die Sage II A 1, Nr. 985.

1054. Die Lauengasse zu Budissin.

Gräße, Bd. II, Nr. 756; Ziehnert, S. 522.

Wo sich diese befindet, soll sonst eine große dichte Wildnis gewesen sein, in der Bäume von drei Klaftern Umfang gestanden und sich außer andern wilden Tieren auch Löwen aufgehhalten haben. Da man sonst die Löwen auch Leuen nannte, soll die Gasse davon den Namen Leuen-, später Lauengasse erhalten haben.

1055. Der Prottschenberg bei Budissin.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. II, S. 62 ff.

Auf dem Prottschenberge bei Budissin, gegenüber der Ortenburg und durch die Spree von derselben getrennt, stand lange vor der Erbauung derselben eine alte Burg. Aber die Franken, welche zur Zeit Karls des Großen das Land innehatten, sahen wohl, daß der Berg am andern Ufer der Spree ein passenderer Ort für eine Burg sei; die Wenden stimmten diesem Plane bei, und riefen freudig: „Preicz tam, buda scem“, d. i. „fort von hier, dies sei der Ort.“ So wurde die alte Feste abgetrochen und die Ortenburg erbaut.

Die Anhöhe aber, wo die alte Burg gestanden, behielt von dem Geschrei der Wenden den Namen Preicz, woraus später Prottschenberg wurde. Noch führt nach der Sage ein unterirdischer Gang von der alten zur neuen Feste. Ein Teil derselben ist gefallen und hat jene Höhle gebildet, welche die Teufelshöhle heißt und unermeßliche Schätze birgt. (Siehe Nr. 34.)

1056. Dehna.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. II, S. 136.

Das Dorf Dehna bei Budissin ist merkwürdig, weil in dessen Nähe auf einem Felsen an der Spree das Götzenbild des Jfins gestanden haben soll. Die Stelle wird noch heute von den Wenden „der Abgott“ genannt. Auch soll schon Thietmar den Ort unter dem Namen Una erwähnen, indem er erzählt, daß Boleslaus eine Stadt — urdem unam nomine — eingenommen. (!) Es ist aber

Meißner, Sagenbuch.

54

hinter unam eineücke in den Handschriften, die man aus dem Cosmas ergänzen kann, welcher sagt, daß es Nimci (Niemitsch) gewesen sei. In einer Budissiner Chronik steht von Dehna folgende Sage:

Die Stätte, wo der Götze Flins gestanden, war so sehr im Lande berühmt, daß eine böhmische Gräfin dort eine Stadt erbauen wollte. Da sie aber die Gelegenheit des Ortes betrachtet und für nicht tauglich gefunden, so sagte sie: howno (ein Dreck), daher heißt man noch heutigentags das Dorf Howno, zu deutsch Dehna. Die Gräfin aber baute gegenüber, am anderen Ufer der Spree, die Stadt, welche sie nachher Budissin nannte.

1057. Die Grinzhöhe bei Kreckwitz.

Luzica 1894, S. 14, übersetzt von Dr. Pika.

Der mittelfte der Kreckwitzer Hügel heißt „Grinza“ (Mittelmagd); woher er diesen Namen haben soll, erzählt folgende Geschichte:

Einst diente auf dem Kreckwitzer Hofe eine Mittelmagd, und diese wurde schwanger. Als sie nun heimlich ein Kind geboren hatte, warf sie es den Schweinen in den Trog, damit niemand nichts erführe. Aber früh, als die Magd den Trog reinigte, fand sie dort ein Glied des kleinen Fingers dieses Kindleins, und dadurch kam alles ans Tageslicht. Die böse Rabenmutter aber wurde mit einer Schlange und einer Katze in einen Pechsack zusammengebunden und auf den mittleren Hügel gebracht, damit sie dort ein Ende nahm. Dort ist sie auch verscharrt worden. Und seit dieser Zeit hat der Hügel den Namen „Grinza“.

1058. Entstehung des Ortsnamens Baruth.

Oberlausitzer Kirchengalerie, S. 98.

Das Dorf Baruth bei Bauzen benannte sein Erbauer, ein adeliger Herr, nach seinen beiden frühzeitig verstorbenen Kindern Babo und Ruth — Baboruth, woraus später Baruth entstanden ist.

1059. Entstehung des Dörfchens Neu-Dppitz.

Kužica 1884, S. 34 ff., übersetzt von Dr. Štik.

Unter dem Hahnenberge nach Mitternacht an der sächsisch-preußischen Grenze liegt das Dörfchen Neu-Dppitz oder Njeradk. Über dessen Entstehung erzählt man folgendes: Ehe Neu-Dppitz entstand, lagen dort nur eine oberflächliche Mühle, welche ihr Wasser aus starken, von jenem Berge fließenden Quellen erhielt, und ein Gasthaus, „Zum grünen Walde“ genannt, weil es damals in der Heide stand. In demselben haben, wie man erzählt, in alten Zeiten Räuber Versteck und Wohnung gehabt, welche mit den Räubern im Gasthose unweit Duberau in Verbindung waren. Mühle und Gasthof sind später abgebrannt und neu aufgebaut worden. Im 18. Jahrhundert, um 1728—30, wurden in Böhmen viele Leute des Glaubens halber verfolgt und aus dem Land vertrieben. Eine Schar solcher böhmischer Vertriebenen kam auch nach Dppitz und bat den damaligen Herrn Gr. um Herberge. Der Herr, ein wohlthätiger Mann, erbarmte sich und nahm alle auf, indem er ihnen ein Stück Landes zwischen der Mühle und dem Gasthose anwies, welches mit Heide bewachsen war. Dieses Land teilte der Herr unter sie zu gleichen Teilen aus. Sie mußten das Holz fällen und aus demselben sich Häuser bauen. So erhob sich bald ein kleines Dörfchen. Für solche Wohlthat mußten sie dem Herrn Zins geben auf gewisse Jahre, bis sie ihm das erhaltene Besitztum bezahlt hatten, und daneben zu ihm auf Fronarbeit gehen. Das alles aber sahen die Dppitzer nicht gern, und ihren Richter ärgerte das sehr, so daß er einmal im Gemeinderate herausplakzte: „Naš knjez, tón tež wšón njerad přiběra!“ (d. h. Unser Herr ließt auch allen Unrat, njerad, zusammen!) Darauf rief einer aus der Gemeinde: „Dha njech tež jich kut Njeradk rěka!“ (So mag auch ihr Winkel Njeradk heißen!) Dadurch hat Neu-Dppitz den Bei- oder Schimpfnamen „Njeradk“ erhalten.

1060. Woher das Dorf Neschwitz seinen Namen hat.

Oberlausitzer Kirchengalerie, S. 340.

Der Ortsname Neschwitz — wendisch Njeswačidło — soll nach mündlichen Überlieferungen von njeswačič, d. h. „nicht vespern“,

herrühren, indem einer der frühesten Besitzer mit seinen frömpflichen Untertanen dahin sich verglichen haben soll, ihnen eine halbe Stunde an der Tagesarbeit unter der Bedingung zu erlassen, daß sie fortan dem bisher ihnen zustehenden Ansprüche auf ein Wesperebrot entsagten, weshalb noch heute (1841) die Feierabendglocke in Neschwitz eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang geläutet wird.

1061. Wie der Ort Saritsch zu seinem Namen kam.

Luzica 1890, S. 54, übersezt von Dr. Pflk.

Der Kukizer Schulze war ein kluger Kopf, daher fragte man ihn überall um Rat, wo man dessen bedurfte.

So war es einst, daß das Dorf Saritsch keinen Namen hatte. Von der Obrigkeit aber war eine Verordnung ausgegangen, daß jedes Dorf seinen Namen haben sollte. Was sollte man anfangen? Selber wußten sie keinen Namen, da schickten sie nach dem Kukizer Schulzen, daß er ihnen einen Dorfnamen riete. Das gelang ihm auch bald, was im ganzen Dorfe Verwunderung hervorrief. Als der Schulze ins Dorf zum Dorfvorsteher gekommen war, welcher ihn liebenswürdig bewillkommnete, siehe, da erhob sich plötzlich ein Rufen, daß das ganze Dorf zusammenlief. Der Vorsteher lief mit dem Schulzen auch hinaus, damit sie sähen, wodurch solcher Lärm entstanden sei. Siehe da! der Nachbarin war ein Schwein aus dem Hofe ins Dorf entlaufen, und sie konnte es nicht erlangen. Da lief eine andere Nachbarin aus dem Hofe heraus und rief ihr zu: „Popań to swinjo za rić, popań jo za rić, to je hnydom změješ.“ (Packe das Schwein am A . . . , pack es am A . . . , da hast du's gleich!)

Dem Kukizer Schulzen aber hellte sich das Gesicht auf, und lächelnd sagte er zum Dorfvorsteher: „Sieh doch, Bruder, ein ganz herrlicher Name wird inmitten eures Dorfes gerufen, za rić, za rić. Daher wird es auch am besten sein, daß euer Dorf Saritsch heißt.“ Der Dorfvorsteher runzelte ein wenig die Stirn und sagte: „Ja, mag es so heißen!“ Der Kukizer Schulze aber reichte ihm die Hand und ging Lebwohl sagend seiner Wege.

1062. Wie das Dörfchen Parostensa (Alte Ziegelscheune) bei Ruckau seinen Namen erhielt.

Mitgeteilt von Lehrer Jentsch, Dresden.

Als der alte Fritz, der Preußenkönig, auf seinen Kriegszügen auch einmal in das Dörfchen Stara Cyhelnica (jetzt in getreuer Übersetzung amtlich „Alte Ziegelscheune“ genannt) kam, fragte er auch, wie der kleine Ort hieße. Man nannte ihm den wendischen Namen. Er aber verstand Parostensa, und seit dieser Zeit hieß der Ort Parostensa.

1063. Die Gründung des Klosters Marienstern.

Gräbe, Bd. II, Nr. 880; Dlugoss. Hist. Polon., Bd. I, S. 193; Frenzel, Hoffmann. Scr. Lus., T. II, S. 50; Sintenis, Oberlausitz, Bd. I, S. 57 ff.; Carpyovs Ehrentempel, Bd. I, S. 329 ff.; Grosser, Lauf. Merkw., Bd. II, S. 12, Bd. III, S. 32; Gräve, S. 163, 126; poetisch aufg. in Ottos Nachlaß, Leipzig 1827, S. 306 und Lauf. Mag. 1832, S. 217; v. Burkhard, Gedichte, 1843, S. 198 und Segnitz, Bd. I, S. 188, vgl. v. Webers Archiv für Sächs. Geschichte, Bd. IV, S. 85 ff.

Das Kloster Marienstern soll von drei Herren von Kamenz, Wittigo, Burchard und Bernhard erbaut und reichlich begabt worden sein, und die Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg haben diese Schenkung 1264 zu Guben verbrieft. Der eigentliche Grund der Erbauung soll aber folgender gewesen sein: Einst jagte Bernhard von Kamenz in den dichten Forsten, welche sich in der Nähe der Dörfer Panschwitz und Ruckau befinden. Da traf er auf einen gewaltigen Eber, den er mit seinem Jagdspieße zwar verwundete, aber doch nur so, daß es dem geängstigten Tiere gelang, sich in das Dickicht zu flüchten. Von Jagdlust ergriffen, eilte der Ritter ihm nach, allein er ließ sich zu weit von seinem Eifer fortreißen, und auf einmal sah er sich in einer ihm völlig unbekanntem Gegend mit sumpfigem und moorigem Boden. Zum Unglück brach auch der Abend herein, ein furchtbarer Regenguß stürzte vom Himmel, und der Graf, welcher keinen Ausweg wußte, versank mit seinem Rosse immer tiefer in den Morast. Er durchwachte, von der furchtbarsten Angst gefoltert, die ganze Nacht, und als nun das erste Morgenrot durch die Gipfel der hohen Bäume drang,

da gelobte er, der heiligen Jungfrau, wenn sie ihn vom Hungertode in dieser Einöde retten wollte, ein Kloster in dieser Wildnis zu erbauen. Da schien es ihm plötzlich, als schwebte die Jungfrau hoch über dem Morgenstern in himmlischem Lichte über ihm; noch einmal spornete er sein mattes Roß zum letzten Rettungsversuche, und siehe, auf einmal ward der Boden fest wie Stein, und so trug ihn sein Roß unbeschädigt aufs feste Land. Er vergaß aber sein Gelübde nicht, ließ den Morast austrocknen, das Holz austoden, und legte im Jahre 1264 den Grund zu dem Nonnenkloster, welches er 1284 glücklich vollendete, und zur Erinnerung an seine Rettung Marien- oder Morgenstern nannte. Er selbst aber starb als der 27. Bischof von Meißen am 12. Oktober 1321.*

1064. Entstehung der Stadt Königsbrück.

Gräße, Bd. II, Nr. 865; Haupt, Bd. II, S. 111.

Nachdem Karl der Große in Niedersachsen an der Elbe mit den Sachsen Friede gemacht hatte, schickte er seinen Sohn Karl die Elbe und Saale hinauf in das Land der Sorbenwenden, um sie zum christlichen Glauben zu bewegen. Bei diesem Heereszuge ließ Karl eine Brücke über die Pulsnitz schlagen, ging mit seinem Kriegsvolke darüber und bezog auf der andern Seite ein Lager. Dies Lager war der Anfang einer Stadt, die von der Brücke, an der sie lag, den Namen Königsbrück erhielt.

* Ziemlich ähnlich ist die Geschichte von dem Ursprunge des schlesischen Klosters Trebnitz (s. Gödtsche, Schles. Legendenbuch, Meißen 1839, 8^o, S. 60, und Gräße, Sagenbuch des Preuß. Staates, Bd. II, Nr. 181, S. 196).

II. a) Bergbauſagen. b) Walenſagen.

a.

1065. Wie das Schneeberger Silberbergwerk entdeckt wird. E

Albinus, Meiſniſche Berg-Chronica, Dresden 1590, S. 28; Adhler, Sagenbuch, Nr. 498; Melker, Schneeberger Chronik, S. 32 ff.; Gräbe, Bd. I, Nr. 478.

Es hat ſich von ungefähr zugetragen, daß ein Bergmann oder Arbeiter, gehörig zu dem Hammer, ſo etwan (vorzeiten) in der Schlema geſtanden, nach Eiſen geſchürft. Dabei er endlich an den Schneeberg geraten, allwo er einen beſſeren Eiſenſtein zu bekommen vermeinet, als er am Wolfsberg, Haſenberg und anderswo gehabt. Als er nun etliche Schürfe geworfen, und es ihm nach ſeinem Sinne nicht gegangen, hat ſich nicht lange hernach an dem Orte, da hernach St. Georgen Zech und die zugehörnden, als die alte und neue Fundgrube uſw. aufkommen, ein Bürger von Zwickau, welcher mit einer Würzladen auf dem Lande herumzugehen und alſo ſeine Nahrung zu ſuchen pflegt, in einem alten Schurf, darin eine ſchön Gilb und Bräun alsbald in der Dammerden geweſen, eingelegt und zween Arbeiter daſelbſt gehalten, denen er alle vier Wochen abgelohnt, und unterdes alleweg mit ſeinem Kram wieder ausgelaufen. Als er nun kurze Zeit dieſen Schacht ſinken laſſen und die Arbeiter endlich im Gang, da derſelbe friſcher worden, eine „gänzkötige“ Bergart, ſamt einer Bräun und Gilb, ſo der erſten Bergart im Schurf ähnlich geweſen, angetroffen, auch an dem Lohn- tage ihrem Herrn etliche Handſtein gen Zwickau gebracht, hat er es ungefähr bei einem Goldſchmied probieren laſſen, da ihm derſelbe

die Antwort geben, wenn er dieses Dinges mehr hätte, solle er's ihm bringen, er wolle ihm schöne silberne Becher daraus machen.

Dieses soll ungefähr im Jahr 1470 geschehen sein, nach welcher Zeit sich alsbald mehr Bürger von Zwickau und von anderen Orten, edel und unedel, zusammengeschlagen, fortgebauet und endlich ein mächtig Erz angetroffen, welches man achtet geschehen zu sein im Anfang des folgenden 1471. Jahres. Denn der Schneeberg im selben Jahr am 6. Februar oder den Tag Dorotheä als eine große Gottesgab allererst recht sündig worden sein soll. Hernach im folgenden 1472. Jahr hat man allererst den rechten Puzen, wie die Bergleute reden, angetroffen, da nämlich das Schneebergische Bergwerk also in Schwang gekommen, daß seinesgleichen nie gewesen, also daß man damals das Silber nicht alles vermünzen können, sondern kuchenweise oder in ganzen „Plickern“ austheilen müssen.

Nach einer anderen Erzählung habe sich ein Schustergeräträger mit Namen Sebastian Romner, welcher von Arems an der Donau gebürtig, aber zu Görkau in Böhmen wohnhaft gewesen sei und der seine Nahrung zu Zwickau gesucht, in der Gegend von Schneeberg verirrt. Dabei sei er an eine Eisenzehle gekommen, die von Schlema aus betrieben wurde und habe den Steiger herausgerufen, um ihn nach dem rechten Wege und um einen Trunk Wasser zu bitten. Der Steiger habe ihm im Verlaufe des Gesprächs geklagt, daß die Gewerken nicht mehr verlegen wollten, weil man aus dem Eisensteine nichts machen könne; es sei ein Gang dazu gekommen und derselbe mache das Eisen so flüssig, daß man kein Stabeisen mehr schmieden könne, weil alles zerfahre. Romner nahm darauf einige Stücke des Erzes mit nach Görkau und Nürnberg, um sie untersuchen zu lassen, und es fand sich, daß sie reichlich Silber enthielten. Als er später wieder nach Zwickau zurückkehrte, wurde er infolge eines Streites vor den Hauptmann Mülich von Carlowitz geführt. Als der etwas berauschte Romner vor diesem Worte fallen ließ, daß er in der Nähe einen Schatz wisse, ließ der Hauptmann nicht nach, bis ihm Romner versprach, ihn nach diesem Orte zu führen. Und als sie am andern Tage zu der Eisenzehle gelangten, fand sich's, daß der Hauptmann bei dieser durch Ruge beteiligt war. Beide begannen jetzt in Gemeinschaft den Silberbau, und da der Hauptmann erkundete, daß Romner ehrlichen Stammes sei, gab er

ihm eine Muhme, Anna von Bünau, zur Ehefrau. Romner hielt sich darauf zu Neumark auf, genoß des Bergsegens und wandelte, indem er das Geschlecht derer von Römer begründete, seinen Namen in Römer um. (Vgl. dazu die Nr. 748 und 995.)

1066. Ein Pferd entdeckt die Silbererze des St. Georg in Schneeberg.

Röhler a. a. D., Nr. 502; Melzer, Hist. Schneeberg., 1716, S. 32.

Als noch der Schneeberg mit Wald bedeckt war, befand sich daselbst eine Försterei. Hier wurde den Umwohnenden, besonders in den Mühlen gegen Griesbach, sowie den Hammerleuten in Schlema, Holz angewiesen. Dabei soll ein Pferd, welches man an einen Baum angebunden hatte, gescharrt und in der Dammerde eine „Silbe“ entblößt haben. Das war der Anfang zum Findigwerden des St. Georg, an dessen Zechenhaufe sich vorzeiten zur Erinnerung ein aufgenietetes Hufeisen befand.

1067. Die Grundsteinlegung der St. Wolfgangskirche in Schneeberg.

Röhler a. a. D., Nr. 364.

Es wird erzählt, daß man anfangs beabsichtigt habe, die St. Wolfgangskirche in Schneeberg auf dem Platze zu erbauen, wo gegenwärtig die Bürgerschule steht. Als man aber daselbst den Grundstein legte, verschwand derselbe zweimal nacheinander. Da erschien einem Bergmanne im Traum ein Grubenmännchen, welches ihm die Stelle zeigte, auf welcher die neue Kirche erbaut werden sollte. Als man daselbst den Grundstein legte, blieb er liegen. Darauf führte das Männchen den Bergmann in die Tiefe und zeigte ihm unter dem Platze die reichen Silbererze.

1068. Das verschworene Bergwerk zu Schneeberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 480; Meißner a. a. D., S. 923 ff.

Als im Jahre 1478 in dem Mühlberg etliche Fundgruben aufgenommen, ein Stollen darin getrieben und sehr reiches Erz darin getroffen ward, da fuhren die Herrn Römer, vermutlich jener Sebastian, der früher Romner geheißten, und sein Hause zu und wollten alles allein haben, nannten es auch die Römerzeche. Nachdem nun aber in dieser Zeche damals ein Rug an die 1200—1400 Gulden gegolten hatte, so geschah es, daß, als der Lehenträger Römer fälschlich geschworen, daß dieser Gang sein sei, das Erz auf dieser Zeche im Anbruch zu Kohlen ward und sowohl hier als auf elf bis zwölf anderen Zechen dieses Berges nichts mehr erbrochen ward. Gleich beim Schwur aber im Obergericht zu Zwiskau ist das Gewölbe von selbst aufgerissen worden und hat das Glücklein, womit man sonst die Diener hereinzurufen pflegt, von selbst geklungen. Daher ist das Sprichwort gekommen, welches Herzog Georg von diesem Berge zu sagen pflegte: der Klößberg ein tauber Berg, der Mühlberg ein verschwornen Berg, sehet mir auf den Schickenberg.

1069. Glockengeläute verkündet neue Anbrüche.

Köhler a. a. D., Nr. 354; Engelschall, Beschreibung der Exulanten- und Bergstadt Johannegeorgenstadt, Leipzig 1723, S. 28.

Im Jahre 1713 soll in der Nähe von Johannegeorgenstadt bei einem Vogelherde, an welcher Stelle man hierauf das Bergwerk „Glockenklang und Vogelgesang“ erschürfte, drei Tage nacheinander von früh bis gegen Mittag Geläute gehört worden sein, was von etlichen Personen gewissenhaft an Eidesstatt ausgesagt wurde. Wie nun die Gründung der Stadt Johannegeorgenstadt durch Glockengeläute angezeigt wurde, so deutete man auch jenes Läuten als ein Anzeichen für die Erweiterung des Bergbaues in dortiger Gegend.

1070. Die Tellerhäuser bei Wiefenthal.

Gräke, Bd. I, Nr. 502; poetisch behandelt v. Ziehnert, S. 282 ff.

Um das Jahr 1570 lebte zu Wiefenthal ein blutarmer, aber frommer und fleißiger Bergmann namens Teller, der bei einer Grube beschäftigt war, die auf einmal keine Ausbeute mehr gab und deshalb von ihrem Besitzer, einem reichen Geizhals, nicht mehr bebaut ward. Ebenso vergebens, wie er von letzterem seinen rückständigen Lohn zu bekommen gesucht hatte, sah er sich nach neuer Arbeit um; er hatte eine kranke Frau und drei Söhne zu Hause, allein er hatte kein Brot für sie, und so mußte er nach und nach alles, was er besaß, verkaufen. So kam der Oftermorgen heran, und das Letzte, was noch zu Gelde gemacht werden konnte, war bereits weggegeben. Siehe, da zog es ihn nach der Kirche, und als er traurig an den Eingang derselben getreten war, kam es ihm vor, als sähe er sich im Festtagsgewande, eine Stufe glänzenden Silbers auf der Schulter, an der Kanzel stehen. Er rieb sich die Augen, wendete sein Gesicht ab, aber sobald er wieder auf jenen Punkt schaute, stand auch sein Doppelgänger wieder da. Er verlieh endlich die Kirche, und auf dem Wege nach seinem Hause begegnete ihm ein wohlgekleideter Unbekannter, der ihm, als er, von ihm befragt, warum er so traurig aussehe, seine Not geklagt hatte, ein großes Silberstück schenkte. Damit kaufte er die notwendigsten Bedürfnisse und begab sich nach Hause. Hier aber hatte er keine Ruhe, denn überall sah er das gehabte Gesicht vor sich, und es kam ihm vor, als ziehe ihn sein Doppelgänger nach jener eben aufgegebenen Grube hin. Endlich konnte er nicht mehr diesem innern Drange widerstehen, daher kaufte er sich von dem noch übriggebliebenen Gelde von dem Bergmeister die Erlaubnis, in der auflässigen Grube zu bauen und fing eifrig an einzuschlagen. Allein seine zwei Hände brachten wenig vorwärts, der Tag verfloß, und er war auf kein edles Metall gestoßen; schon war auch der zweite halb zu Ende und er machte eben Anstalt, sein letztes Stücklein Brot zum Mittagmahl zu sich zu nehmen, als aus einem Loch im Gestein ein Mäuschen herauskroch und ungeschert die heruntergefallenen Brofamen auffas. Er ließ dasselbe ruhig gewähren, als es aber anfang, auch sein Grubenlicht zu beknabbern, warf er sein Fäustel nach demselben. Statt daß aber die Maus davon getroffen

ward, sprengte er ein starkes Stück Gestein los, und siehe, hinter demselben lag ein reicher Gang gediegenen Silbers zutage. Kaum wollte er seinen Augen trauen, allein er konnte nicht zweifeln. Er eilte nach Hause, um seine Familie mit der frohen Kunde zu erfreuen, und so ward er in wenigen Tagen aus einem armen Häuer ein reicher Bergwerkbefitzer; allein er vergaß darum seine früheren Leiden nicht, er blieb bis an seinen Tod einer der frömmsten und mildtätigsten Männer in der ganzen Gegend. Seinen drei Söhnen erbaute er von seinem Reichtum drei kleine Güter in einer wildromantischen Gegend zwischen Wiesenthal und Rittersgrün, die heute noch die Tellerhäuser genannt werden, sich selbst aber ließ er ganz so, wie er sich an jenem Ostermorgen in der Kirche gesehen hatte, im Sonntagspuße des Häuers in Holz aushauen und dies Bild zum Andenken in jener Kirche aufstellen, wo es noch zu sehen ist.

1071. Der reiche Fund oder die Kutte bei Elterlein.

Gräße, Bd. I, Nr. 529; Ziehnert, S. 463; poetisch behandelt bei Segniß, Bd. I, S. 107 ff.

Als einst ein Grünhainer Pater zu der Kapelle am Walde, um die sich später der Ort Elterlein erbaute, zog, um dort seines Amtes mit Messelesen u. dgl. zu walten, empfand er große Hitze und setzte sich im Walde nieder, um zu verköhlen und auszuruhen, aber im Niedersetzen berührte ihn etwas von hinten so unsanft, daß er vor Schmerz laut ausschrie. Er untersuchte den Boden und fand — einen starken Zacken gewachsenen Silbers, der 3 Zoll lang aus der Erde hervorstand. Um die Stelle sicher zu bezeichnen, zog er seine Kutte aus und legte sie darüber, dann eilte er im vollen Lauf nach Grünhain zurück und erzählte seinen freudigen Fund dem Abte. Bald darauf ward an der mit der Kutte bezeichneten Stelle ein regelmäßiges Bergwerk angelegt, welches lange Zeit gute Ausbeute gab und noch jetzt die Kutte heißt.

1072. Ein Geyersdorfer Bauer findet reiche Erzgänge.

Röblier a. a. D., Nr. 353; Joh. Falke, Geschichte der Bergstadt Geyer, Dresden 1866, S. 84.

Vor etwa sechzig Jahren ist noch an dem hintern Teile der Kirche zu Geyer auf der Südseite ein gemaltes Fenster zu sehen gewesen, das einen buntfarbigen Bauer von $\frac{1}{2}$ Elle Höhe mit zwei Dreschflügeln darstellte. Dieser Bauer war der Sage nach aus Geyersdorf, das vor Annabergs Erbauung nach Geyer eingepfarrt gewesen sein soll, und derselbe ließ den hintern Teil der Kirche auf seine Kosten bauen. Unter diesem Fenster war ein Gemälde auf Leinwand mit einem Bauer in größerer Figur, zu dessen Füßen ein Leichenstein. Nach der Sage soll jener Bauer auf dem Rückwege von Geyer nach Geyersdorf, von der Nacht oder einem Schneestöber überrascht, seine Zuflucht auf einem Baume genommen und dort geträumt haben, unter diesem Baume seien Erzgänge. Er suchte und fand so reiche Erze, daß er durch den nun begonnenen Bau in kurzem zum reichen Manne wurde und aus Dankbarkeit diesen Teil der Kirche bauen ließ. Auf dem Gemälde war er abgebildet, wie er im Begriff stand, mit einer langgespizten Keilhaue einzuschlagen.

1073. Die Kapelle zu Frohnau.

Gräße, Bd. I, Nr. 514; Jenissi Hist. Annab., P. II, S. 2.

Im Jahre 1502 ist ein gewisser angesehenener und würdiger Mann namens Lorenz Pflock gen Annaberg gekommen; als ihm nun seine Gemahlin in kurzer Frist auf einem Wagen folgte, kam es ihr, als sie etwas über das Dorf Frohnau hinaus war, vor, als wenn die Erde in dieser Gegend erschüttert werde. Nicht lange darauf legte ihr Mann an diesem Orte ein Bergwerk an, das überreiche Ausbeute gab, und ließ, weil er überzeugt war, daß durch jenes Gesicht das Vorhandensein einer reichen Silberader angedeutet worden sei, mitten im Dorfe Frohnau einen kostbaren Altar nebst Kirche erbauen.

1074. Der Anfang des Bergwerks am Schreckenberge bei Annaberg.

Röhler a. a. O., Nr. 501; Richter, Chronica der freyen Bergstadt Annaberg, 1746, S. 17.

In dem Dorfe Frohnau wohnte ein Bergmann, welchen die alte geschriebene Stadtchronika von Annaberg Kaspar Niezel oder Nizelt nennt. Dieser schürfte an dem Schreckenberge und entdeckte daselbst den 27. Oktober 1492 in der Dammerde einen lertigen Gang, welcher im Zentner 2 Lot Silber hielt. Dieser Bergmann nahm den Letten, trug denselben am Abende Simonis Judä nach Geyer zu einem Schmelzer, welcher Martin Pflugk oder Pfenning geheißten, und ließ es probieren. Als aber der Schmelzer diesem Niezel es nicht glauben wollte, daß er zu Tage aus einen solchen herrlichen Gang gefunden, so gab er ihm etliche verständige Bergleute mit, welche die Sache sollten in Augenschein nehmen, und diese, als sie den Gang wirklich so gefunden, hatten auch dem Niezel hernach geraten, daß er solchen Gang von Herrn Johann Fischern, Bergmeistern zu Freiberg, aufnehmen sollte. Das allerälteste geschriebene Chronikon aber, welches noch vorhanden ist, sagt, daß Hans Heinze und Martin Pflugk, der Schmelzer in Geyer, das Lehngeld geleyet, und solchen Gang bei Hans Fischern, Bergmeistern in Freiberg, aufnehmen lassen. Als sich nun beim Abteufen der Gang veredelt, der Gehalt gebessert, und das Geschrei ins Oberamt nach Freiberg geschollen, so hat der Bergmeister daselbst etliche abgeordnet, das neue Gebäude zu befahren und an dem nahe dabei liegenden Schottenberge einen Stollen zu treiben anfangen lassen. Dies ist also Anno 1492 geschehen, als in welchem Jahre dieser wüste und wilde Ort das Glück hatte, daß er bekannt geworden. Von diesem Jahre an rechnen nun etliche den Anfang der Stadt St. Annaberg. (Vgl. auch die beiden folgenden Nummern.)

1075. Der Traum Daniel Knappes.

I. Gräße, Bd. I, Nr. 522, nach Ziehnert, S. 452 ff. II. Röhler a. a. O., Nr. 357. III. Röhler, Nr. 368.

I. Als noch dicke Waldung den Pöhlberg und seine Nachbarn deckte, lebte im Dorfe Frohnau ein Bergmann, Daniel Knappe,

fromm und brav, aber blutarm, denn er hatte sieben Kinder und ein krankes Weib in seiner Hütte. Er wußte seiner Not kein Ende und war nahe daran, an der göttlichen Hilfe zu verzweifeln. Da im Traume erschien ihm einst ein Engel Gottes und sprach zu ihm: „Gehe morgen in den Wald am Fuße des Schreckenberges. Dort ragt eine Tanne hoch über alle Bäume des Waldes hervor. In ihren Zweigen wirst du ein Nest mit goldnen Eiern finden: dies ist dein, brauche es wohl!“

Als Knappe am andern Morgen erwachte, erinnerte er sich des Traumes und ging hinaus in den Wald, das Nest mit den goldnen Eiern auszunehmen. Bald hatte er die Tanne in der Nähe der Wolfshöhle gefunden, und kletterte rasch in ihren Ästen bis in den höchsten Wipfel hinauf, fand aber nichts. Traurig, daß ihn der Traum getäuscht habe, stieg er wieder hinab und setzte sich auf die Wurzeln des Baumes nieder, um auszuruhen. Er sann hin und her, und dabei fiel ihm ein, daß unter den Zweigen wohl auch die Wurzeln der Tanne verstanden sein könnten. Die Vermutung ward bald zum festen Glauben, und eilig lief er und holte aus seiner Hütte das Gezäh zum Schürfen. Eifrig begann er den Schurf, und kaum hatte er die Dammerde durchbrochen, als mächtige, nach allen Seiten streichende Silbergänge ihm entgegenblinkten. Er sank auf seine Knie und dankte Gott; bald war die Kunde von dem neuentdeckten Bergreichtume in allen Landen verbreitet, und Tausende zogen herzu, um sich in der bisher so wilden Gegend anzusiedeln. Dies veranlaßte den Herzog Georg den Bärtigen, eine neue Bergstadt zu gründen. Am 21. September 1496 ward der Grundstein zu dem ersten Hause gelegt, und die neue Stadt Neustadt am Schreckenberge, später aber Annaberg genannt. Zum Andenken an Daniel Knappe aber heißen noch heute die Bergleute im allgemeinen die Knappen und ihre Gemeinschaft die Knappschaft, und die Geschichte ist in der Hauptkirche zu Annaberg an dem hintern Teile des kleinen Altars, den die Knappschaft 1521 erbauen ließ, abgebildet. Auch liegt in der alten Sakristei der Hauptkirche ein großer runder Stein, auf welchem dieselbe Geschichte ausgehauen steht.

II. Dr. Barth, welcher 1584 als Professor in Leipzig starb, erzählt dagegen: Einem Bergmanne, mit Namen Daniel, habe geträumt, er sollte in den finstern Wald gehen, da würde das Feuer

vom Himmel fallen; dem sollte er alsbald nachgehen und an dem Orte suchen, so würde er daselbst in der Erde einen großen Schatz finden, davon er sich unterhalten und in seiner Armut leben könnte. Sobald es nun Tag geworden, wäre der Bergmann aufgestanden, hätte Gott im Gebete angerufen, daß er ihm gnädig sein und den Traum erfüllen wolle. Hernach wäre er in den Wald gegangen, hätte den ganzen Wald durchsucht, bald auf die Erde, bald gen Himmel gesehen und nicht ohne große Hoffnung zu Gott gebetet, um das ihm im Traume versprochene Feuer sehen zu lassen. Wider Vermuten wäre hernach ein Gewitter am Himmel aufgestiegen, daß es mit einem starken Donner in den Wald geschlagen. Da wäre dann der Bergmann geschwind gegangen und hätte alles durchsuchet, um zu sehen, wo es hingeschlagen. Da er den Ort gefunden, habe er alsbald die Wünschelrute genommen und sie feste in die Höhe gehalten; die Rute hätte sich aber in der Hand so sehr gewendet, daß er solche fast nicht erhalten können, und also gezeiget, daß der Schatz des Silbers hier an diesem Orte in der Erde verborgen liege. Hierauf habe der Bergmann nachgegraben und auch wirklich einen reichen Gang entdeckt. (Die Grube St. Briccius, nach Gräße „Das himmlische Heer“.) Dieser glückliche Finder wäre hernach zu den Bauersleuten gegangen, hätte ihnen sein Glück angezeigt, viele von denselben zu Gehilfen in seiner Arbeit genommen und dieselben seines Schatzes theilhaftig gemacht, worauf sie dann viele Erze gewonnen und schmelzen lassen. Da sich nun der Ruf davon allenthalben ausgebreitet, so wären von allen Orten und Enden viele Fremde hierher gekommen, das neu von Gott bescherte Glück zu sehen; viele hätten auch hernach unten gegen Abend, wo der Berg abfällt, noch viele andere reiche Gänge durch die Rutengänger entdeckt, und auf solche Art wäre also zuerst durch die Gnade des großen Gottes das Bergwerk daselbst entdeckt worden. (Etwas abweichend auch bei Gräße, Nr. 523.)

III. Zur Zeit Friedrich des Weisen lebte im oberen Erzgebirge, nicht weit vom Schreckenberge, ein alter, schlichter Bergmann mit Namen Daniel Knapp. Nach alter frommer Sitte beugte er jeden Abend seine Knie vor dem Muttergottesbilde. Als er dies eines Abends wieder getan hatte, legte er sich nieder. Da erschien ihm im Traume die heilige Mutter Anna und befahl ihm, an der Stelle, welche sie ihm im Traume zeigte, einzuschlagen. Verwundert über

den seltsamen Traum, machte sich der Bergmann auf und wanderte nach Wittenberg, wo damals der Kurfürst weilte. Zagend trat Daniel Knapp vor denselben hin und bat ihn, daß er ihm seinen Traum erzählen dürfe. Der Kurfürst hörte verwundert dem Bergmanne zu, und als er geendet hatte, folgte er ihm mit seinem Kanzler und begleitet von Rittern und anderen Herren. Am Fuße des Schreckenberges, an der Stelle, welche ihm im Traume geoffenbart worden war, schlug darauf der Bergmann kräftig ein und bald strahlte dem Kurfürsten und seinen Begleitern heller Silberglanz entgegen. Darauf ließ der Kurfürst zur Erinnerung an den wunderbaren Fund die sogenannten Engelsgröschen prägen, und wenig Jahre später entwickelte sich aus den Ansiedelungen, die in der Nähe des silberreichen Schreckenberges gegründet wurden, die Stadt Annaberg. (Vgl. auch Nr. 1074 und 1076.)

1076. Der Fronleichnam-Stollen bei Annaberg.

Röhler a. a. O., Nr. 507; Richter, Chronica der freyen Bergstadt St. Annaberg, 1746, S. 18, und Gräße, Bd. I, Nr. 512, nach Textor, Histor. Bildersaal, Meißen 1834, S. 279.

Dieser Stollen hat sich von ohngefähr einem Fischer entblößt; denn als dieser unter Buchholz fischte und mit dem „Stirren“ an dem Ufer das Wasser trübe machen wollte, so brach ein Stück vom Ufer ein und entblößte eine Bergart, die von Farbe grünlich war (dem Gänsekote gleich). Solches geschah am heiligen Abende des Fronleichnamstages im Jahre 1495.

Dem Finder fiel diese Bergart auf; er nahm etwas davon in die Hand, und da er bemerkte, daß sie schwerer als anderes Erdreich war, so trug er davon mit heim und ließ es in Geyer probieren, wo man denn fand, daß diese Gangart zwei Lot fein Silber enthielt. Nun mutete jener den Gang, gab ihm den Namen Fronleichnam-Stollen, und derselbe lieferte bis zu seinem Erliegen die große Summe von 400000 Guldengroschen (Spezialtalern) Ausbeute. — Gräße verschmilzt diesen Fischer mit dem Bergmann Niezel und verlegt den weiteren Stollenbau am Schrecken- und Schottenberge auf einige Monate später. Das Dorf Frohnau soll nun die herbeigeströmte Menschenmenge nicht mehr haben fassen

können, und es sei darum die Anlegung einer neuen Bergstadt beschlossen worden, zu der am 21. September 1496 der Grundstein gelegt wurde, die fünf Jahre hindurch den Namen Neustadt am Schreckenberge führte, bis dieser Name im Jahre 1501 in den Namen Annaberg verwandelt wurde, den diese Bergstadt heutigen Tages noch trägt. (Vgl. auch Nr. 1074 und 1075.)

1077. Brennende Bergwitterung zeigt Erze an.

Lehmann, Histor. Schauplatz, S. 480; Köhler a. a. O., Nr. 400.

Die sonderlich bei Nachtzeiten lichterloh brennende Bergwitterung, welche in Gestalt eines ausgestreuten Pulvers plötzlich lodert und verlöschet und die Ausgänge, Luftlöcher und Klüfte der Metalladern zeigt, ist in diesem Erzgebirge gar gemein, und hat man an den Orten, da hernach Bergstädte erbaut worden, zuvor viel und starke Bergwitterung gespüret. Dies ist geschehen im Jahre 1491, da um den Pöhlberg die Bergwitterungsflamme lichterloh ausgelauſcht und die Bergleute veranlaſſet, daß sie hernach die Erzgänge mit der Rute erforschet und entblößet. Dergleichen hat sich auch um Scheibenberg begeben, da vorzeiten eitel rauher Wald und Morast gewesen, daß sich des Nachts viel Witterungen von ferne sehen lassen und den Nachbarn Vermutung gemacht, es müsse daselbst reiches Erz liegen. Daher hat auch Kaspar Klinger von Elterlein im Jahre 1515 zuerst daselbst eingeschlagen und die erste Fundgrube gemutet.

1078. Prophezeiung vom Bergwerk am Bärenstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 474; Hasche, Mag., Bd. II, S. 378—391.

In dem Zisterzienserkloster St. Niclas zu Grünhain hat ein Mönch namens Thomas im Jahre 1536 verschiedene Prophezeiungen über den zukünftigen Bergbau in jener Gegend niedergeschrieben, darunter auch eine von der Auffindung eines reichen Stollens auf dem Bärenstein. Es hat nämlich, wie er erzählt, im

Kloster ein kluger Mann namens Peter (Pater) Rosenkranz gelebt, der noch am Leben gewesen, wie der Schneeberg ist fündig geworden (1471), auch den Rosenkranzer Stollen daselbst angewiesen hat, wie auch zugetroffen; den hat auch Kunz von Kauffungen, bevor er die Fürsten von Sachsen vom Schloß Altenburg (1455) entführt, um Rat gefragt, und der Rosenkranz hat seinem Vorhaben mächtig gewehrt, daß er sich solches nicht unterstehen solle, und ihm angezeigt, daß es sein Leib und Leben kosten würde, wie es denn auch geschehen. Der hat auch angezeigt, daß ein großes Bergwerk am Pöhlberg aufkommen und eine schöne Stadt St. Annaberg dahin gebauet werden, daß man groß und viel Erz daselbst brechen würde, und solle dies eine gute Weile beständig sein, dann noch eine Zeche zwischen der Schlettau und dem Pöhlberg angehen und in vielen Mäßen Ausbeute geben werde, das Himmlische Heer genannt. Dergleichen werde auch zwischen dem Pöhlberg und dem Bärenstein angehen, und zuerst ganz verachtet sein, darnach aber werde viel Erz gebrochen werden, und wenn das Bergwerk neben Schlackenwerda in Abnehmen kommen würde, dann werde ein Bergwerk am Bärenstein bei Kloster Grünhain aufkommen, das werde eine lange Zeit guten Bestand haben, und man da solchen Reichtum an Erz brechen, daß, wer am Ende einen Kug erhalten und hauen würde, davon noch seine Kindeskinde Nahrung haben würden, und es werde an demselbigen Orte am Bärenstein eine Stadt gebauet werden, wohin die andern Städte zu Markte gehen würden, und werde das Erz liegen vorn am Bärenstein unter dem großen Steine herabwärts; die Mönche würden aber solches nicht erleben, sondern durch einen Aufruhr verjagt werden, und ob sie gleich wiederkämen, so würden sie doch ausgerottet und das Kloster so wüßt werden, daß auf der Kirche und den Mauern Him-, Heidel- und Erdbeeren wüchsen, und werde dann solch Kloster mit seinem Zubehör an die Fürsten von Sachsen kommen, bei denen dann dieses Bergwerk, wenn wilde Bäume so stark, daß man aus ihnen Bretter schneiden könne, in dem Klostergarten aufwachsen würden, aufkommen werde. Unter Abt Georg Küttner († 1517) sind drei erfahrene Schüler ins Kloster gekommen, die haben ebenfalls gesagt, daß nach seinem Tode ein Aufruhr entstehen und die Mönche würden verjagt werden. Auch sind diese mit dem besagten Mönch Thomas auf den Bärenstein gekommen, und haben daselbst an

einem Imbaum ihre Kunde gebraucht und gesagt, daß nirgends ein größerer Anote Erz beisammenliege, denn an diesem Orte unter dem Steine herab an der Ecke des Bärensteins, und werde, wenn die Zeit komme, ein solcher Zug von Bergwerk hier entstehen, daß eine Zeche an der andern sein werde, bis über das Wasser daselbst ein Gang sich finden werde, der sein Streichen vom halben Abend in halben Mittag habe, und da fügten sich so viele Geschiebe, Flöze und Kalle zusammen, daß man ihn wohl mit St. Georg auf Schneeberg vergleichen könne. Nach dem Absterben des genannten Abtes ist Herr Johann Gottfried (Göpfert) ans Regiment gekommen, und zu dem hat ein Röhler zu Schwarzbach, der alte Burkhart genannt, ins Kloster ein Geschiebe wie ein Badehüttlein groß, das er beim Abräumen des Meilers etwa einen halben Armbrustschuß vom Bärenstein herab gegen Cranzahl gefunden, gebracht, das hat der Abt auf Schneeberg probieren lassen, und es hat 135 Mark Silber gehalten. Ist auch zu selbiger Zeit die Richterin zu Runnersdorf mit zwei anderen Frauen auf den Bärenstein gegangen und hat da grafen und, weil es Mai war, Kräuter sammeln lassen; als sie haben grafen wollen, sind sie voneinander abgekommen; da hat sich's unter dem Steine herab aufgetan als wie ein großes Kirchentor und dabei gewittert, und als sie hineingesehen, ist's ihr wie lauter Gold und Silber vorgekommen, wie sie aber nach den andern gelaufen und sie gerufen, daß sie es auch sollten sehen, derweilen ist es verschwunden.

1079. Die Dreibrüderhöhe bei Marienberg.

Röhler, Nr. 578.

An der Straße von Marienberg nach Wolkenstein, ungefähr eine halbe Stunde von ersterer Stadt entfernt, erhebt sich die Dreibrüderhöhe, welche jetzt mit dem Prinzeß-Marianturme geschmückt ist. Aber den Namen dieses Berges wird folgendes erzählt: Es geschah, daß einst drei Brüder miteinander in den Wald nach Holz fuhren. Da fanden sie einen zutage gehenden Silbergang. Sie bauten denselben alsobald ab und legten hierauf, um auch die Erze aus der Tiefe zu holen, ein Bergwerk an, in welchem sie große Reichthümer gewannen. So entstand zuerst die Grube „Alte Brüder“.

und später, als auch weiter abwärts Silbererze gefunden wurden, die Zeche „Neue Brüder“. Die Anhöhe aber wurde zur Erinnerung an jene Brüder die Dreibrüderhöhe genannt.

1080. Das verschwundene Bergwerk im Theeswalde.

Gräße, Bd. I, Nr. 584; (v. Trebra,) Erklärung der Bergwerks-Charte von dem wichtigsten Theil der Gebürge im Bergamtsrefter Marienberg, Anna-berg (1770), 8, S. 69 ff.

Im Jahre 1728 hatten sogenannte Rutengänger Risse zu Erzgängen in dem Theeswälder Gebirge, das zwischen Zöblitz und Olbernhau liegt, angegeben, und man hatte einige hundert Gulden aufgewendet, diese Züge zu noch mehrerer Gewißheit erschürfen zu lassen. Man fing Röschen (d. i. durch die Gebirge gebrochene Wasserläufe) an, man trieb einen Stollen nach den erschürften Gängen und suchte sogar Gewerken, welche diese Arbeit fortsetzen sollten; allein noch fand sich niemand, der bloß auf diese Anzeichen der Rute hin sich damit einlassen wollte. Nun war aber ein Hufschmied zu Neudörfel, zwischen Ansprung und Olbernhau, dem man schon längst Schuld gegeben hatte, daß er gegossene Arbeit von einem Metalle verfertige, welches dem Silber gleichkomme. Er leugnete dies aber und wollte niemals zugestehen, daß er das Metall kenne, welches in seiner Fabrik verfertigt werde. Da führte der Zufall im Jahre 1735 den Richter von Ansprung gerade zu der Zeit in das Haus des Hufschmieds, wo er mit Schmelzen beschäftigt war. Er wurde gefragt, was er schmelze, und gestand, daß er Stücken von dem im Theeswalde am Wege stehenden Felsen abgeschlagen und in den Tiegel geworfen habe, um zu sehen, was daraus werden würde. Dies wollte aber der Richter gerade wissen. Der Künstler mußte sich also entschließen, mitzugehen, um den Felsen zu zeigen. Augenblicklich wurde von diesem Wunderstein etwas abgeschlagen, vor die Schmiedeeffe in das Feuer gebracht und zu einem Produkt geschmolzt, das wie Speise (Gemenge von Metallen und Halbmetallen) ausah. In der Probe, die auf der Saigerhütte gemacht wurde, hielt dieses Produkt 128 Lot Silber und 60 Pfd. Garkupfer. Ein Pfund von dem abgeschlagenen Felsen hatte dergleichen Speise ein Lot gegeben. Tages darauf mutete der Richter unverzüglich

und zwar gleich geviert Feld: in wenig Tagen wurde auf 20 Mutungen beim Bergamt eingelegt, in vier Wochen stieg die Zahl auf 80, und auf 60 Lehnträger suchten ihr Glück und fast alle auf geviert Feld. Wenn man die Rute nach Kupfer und Silber schlagen ließ, war sie merkwürdigerweise fast gar nicht in die Höhe zu bringen, man mochte auf dem Gebirge damit hingehen, wohin man wollte: was war also sicherer, als daß das ganze Gebirge Silber und Kupfer sein mußte? Alles lief nun nach dem Theesenwalde, und es wimmelte von Leuten, die Erze in Haufen zusammenbrachten. Da machte man Proben im kleinen, einige gaben gar keinen Gehalt, andere nur wenige Spuren von Kupfer. Man sah also ein, daß nicht das ganze Gebirge Erz war, sondern nur gewisse, graue und braune Nester in demselben sich befanden, die freilich nicht ganz ohne Silbergehalt waren. Die schon halbgetrogenen Eigenlöhner und Gewerke verlangten nun ein Probeschmelzen im großen, und es fand sich ein Schmelzer aus Beterfeld, in dessen Geschicklichkeit die Gewerke ihre letzte Hoffnung setzten. Die von Freiberg abgeschickten Hüttenleute mußten zurücktreten und dem Fremden alles nach seinem Kopfe einrichten lassen. Aber die erste Probe ging schlecht; die gestrengen Bergarten konnten nicht zum Fluß gebracht werden, und durch andere Einrichtung des Ofens und Gebläses und Zuführung anderer Kiese von Katharina Fundgrube zu Raschau und von Geyer brachten die Freiburger Hüttenleute das Gemenge zwar in Fluß, doch fiel nicht mehr Rohstein davon und dieser auch nicht reicher, als geschehen sein würde, wenn auch ohne Zusatz von den Theesenwälder Gebirgsarten die Katharinaer und Geyerischen Kiese für sich allein geschmolzt worden wären. Dabei war auf einige Zeit das Geschrei vom Theesenwalde zu Ende, bis im Jahre 1752 sich noch ein Maler aus Bilin in Böhmen fand, der mit verdoppelter Geschicklichkeit im Schmelzen diese Theesenwälder Gebirgsarten dennoch mit Vorteil zu Gute machen wollte. Er verlangte die Erlaubnis zum Anlegen eines Ofens, man erlaubte es ihm auch, aber alles ohne Erfolg.

So blieb es unentschieden, ob der Hufschmied durch sein Geständnis nur aus boshafter Absicht die ganze Umgegend geäfft hatte, was kaum glaublich war, oder ob er, um das Geheimnis seiner Nahrung zu bewahren, dieses Erzgeschrei veranlaßt hatte, oder endlich, ob die geheimnisvolle Macht der Berggeister edles Ge-

stein in unedles verwandelt hatte, weil ihr Schübling sein Geheimnis ausgeplaudert hatte. Dies war das Wahrscheinlichste, denn man hatte ja zuerst reiches Silber in dem Gesteine entdeckt.

1081. Der Ursprung des Bergstädtchens Brand.

Röhler a. a. D., Nr. 543. I. Willisch, Kirchen-Histor. von Freyberg usw., Bd. II, S. 300; II. novellistisch in E. H. Müllers Beschreibung der Bergstadt Brand, 1858, S. 6 ff.

I. Das Städtlein Brand soll seinen Namen daher haben, weil anfangs lauter Wald und Busch allhier gewesen, welchen nach der Zeit eine unvermutete Feuersbrunst größtenteils verzehret; darauf Gott Bergwerke in dieser Gegend gezeiget, und so hätte man anfänglich schlechte Zechen und Hüttenhäuser, da aber der Berglegen sich reichlich vermehret, Wohnhäuser zu bauen angefangen, und habe sich das Bergvolk häufig allhier vermehret.

II. In dem Walde, welcher einst die Gegend, wo jetzt das Städtchen liegt, bedeckte, wohnte einst mit seiner Tochter der Röhler Klaus. Derselbe hatte in seine Hütte einen jungen Mann aus dem Thüringer Lande aufgenommen, welcher ihm als Gehilfe dienete und sich bald um die Gunst von seines Herrn Tochter Margareta bemühte. Da geschah es eines Tages, daß auch ein junger Bergmann in die Hütte kam, der im Walde in eine Wolfsgrube gestürzt war und sich dabei so verletzt hatte, daß er einen vollen Tag bei dem Röhler verleben mußte, um sich zu erholen. Er stammte aus dem nahen Freiberg, und bald wurde er der Liebling des Waters Klaus und der Verlobte von dessen Tochter. Darüber wurde der fremd zugereiste Gehilfe ergrimmt, und in der Nacht nach der Hochzeit Margaretens mit dem fremden Bergknappen führte er seinen Racheplan aus. Plötzlich wälzte sich eine Feuerwolke über dem Boden hin; von allen Seiten kamen die Flammen gezüngelt und ergriffen auch sehr bald die Hütte des Waters Klaus, in welcher alle im friedlichen Schlummer lagen. Nur mit Mühe entgingen die Neuvermählten dem Tode, ihr Vater aber kam in dem graußigen Flammenmeer, welches den größten Teil des Waldes verzehrte, um. Das Feuer wütete den ganzen folgenden Tag und eine Nacht hindurch, bis am nächsten Morgen ein gewaltiger Gewitterregen den

Flammen ein Ziel setzte. Das junge Paar flüchtete nach Freiberg, wo die Glocken stürmten und von wo aus eine Rettungsschar den Fliehenden bereits entgegenkam. Erst am vierten Tage zogen die Flüchtlinge wieder hinaus auf die Brandstätte. Sie gingen in Freiberg von Haus zu Haus, suchten ihre ebenfalls mit ihnen aus den übrigen zerstreuten Köhlerhütten geflüchteten Gefährten und sprachen: „Wir wollen auf den Brand gehen!“ Von der Hütte des Vaters Klaus, sowie von den übrigen Wohnungen war nichts mehr zu sehen, nur hie und da fanden sich Menschengebette, welche man sammelte und in geheiligter Erde auf dem Kirchhofe in Erbsdorf begrub. Als man dann an den alten Plätzen wieder Grund zu neuen Wohnungen grub, fand der Knappe eine Stufe rotgültigen Erzes, und er legte die erste neue Grube auf dem Brande an, welche man später zum Gedächtnisse des göttlichen Segens den „Segensfürsten“ nannte. Der Ruf von dem Silberreichtume verbreitete sich weiter, und bald zogen noch andere Bergleute herbei, welche sich daselbst anbauten. Später wurden diese Berghütten, Wald- und Zechenhäuser auf dem Brande unter der Regierung des Herzogs Georg des Bärtigen im Jahre 1515 zu einer Gemeinde vereinigt, und der Ort erhielt von da an den Namen „Bergstadt Brand“.

1082. Der Zwitterstock zu Altenberg wird kündig.

Albinus, Meißnische Bergk Chronica, Dresden 1590, S. 22; Chr. Meißner, Umst. Nachr. von Altenberg, Dresden 1747, 8, S. 2 ff.; Gräße, Bb. I, Nr. 231.

Der Altenberg ist ungefähr im Jahr 1458 aufkommen unter dem hochlöblichen Fürsten Friedrich dem Andern, Herzogen zu Sachsen, Kurfürsten usw. Davon sagt man diese Historien oder Occasion der Erfindung: daß ein Köhler des Orts, da jetzt eine Zech, die alte Fundgrube [oder die rote Kluft] genannt, einen Meiler gebrannt und wie er die Kohlen ausgestoßen, Zinn darinnen funden, welches der Zwitter (d. i. in taubes Gestein eingesprengtes Erz), durch die große Hitze gezwungen, von sich geben; demnach man denn alsbald eingeschlagen und einen gewaltigen Zwitter angetroffen, welches folgendes dem Bergwerk und Stadt seinen Anfang gegeben. Es

hat aber dieselbe neue Stadt Walzig von Bärenstein zuerst aufbauen lassen, besessen und belehnet. (Über die Entstehungszeit siehe Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler von Sachsen, Bd. II, S. 1.)

1083. Der große Bergsturz zu Altenberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 235; nach Meißner, S. 430 ff.; Misander, Cornu Copiae, Teil III, S. 12; poetisch behandelt von Segnitz, Bd. II, S. 268 ff.

Nachdem schon im Jahre 1619 den 10. März und 1. Dezember zwei große Brüche im Altenberger Bergwerke geschehen waren, hat sich den 24. Januar des folgenden Jahres der dritte und größte zugetragen, so daß nicht bloß die schon vorher gewesene Pinge tiefer einging, sondern auch vier Zechen nebst einem Schachte und dem Hause des Bergschmieds Dieze ganz versunken sind. Ob nun wohl der größte Teil der Stadt durch dieses Erdbeben furchtbar erschüttert ward, ist doch der Ort durch Gottes Gnade erhalten worden; auch die meisten versunkenen Bergleute sind nach und nach wunderbar gerettet worden. Nur einer ist nicht wieder zutage gekommen, nämlich ein alter Bergmann von 79 Jahren, namens David Eichler (nach anderen Simon Sohr), der aller Warnung ohngeachtet alle Bergfesten (d. h. Pfeiler, die man beim Bauen stehen läßt, um durch sie das ganze Werk zu stützen) nach und nach weggehauen hatte, auch sonst ein gottloser Mensch war und an diesem Tage ohne Gebet und in Teufels Namen eingefahren sein soll. Hiervon hat man folgenden alten Reim:

Ich George Fröhlich der Alte
Ich wollt überm Bergwerk halte,
Es wolt aber gar nicht sein,
Sondern die Gottlosen fuhren hinein,
Und rissen die Bergvesten ein.
Das ist bewußt der ganzen Gemein.

Gleichwohl ist dieses Unglück nicht ohne Warnung von oben geschehen, denn man hat einige Zeit vorher, wenn die Bergleute früh zwischen 4 und 5 Uhr im Zechen Hause ihr Gebet vor dem Einfahren abgewartet hatten, wahrgenommen, daß ein weißes Pferd im vollen Laufe von oben an bis zum Ende der Pinge sprang und alsbald verschwand. Man hat dies auch für eine Warnung

angesehen, auch, weil zuvor viele vor dem gemeinschaftlichen Gebet eingefahren, den das Gebet versäumenden Bergleuten zwei Groschen von ihrem Lohne für arme Leute abgezogen, wovon denn das sogenannte Aufrufen gekommen ist. Im Jahre 1729 hat man, wie man das damals Eingestürzte wieder aufzuarbeiten suchte, was jedoch nicht gelungen ist, eine alte Bergmühle von Filz gefunden, die man für die Fahrmühle jenes Eichler gehalten hat.

1084. Entdeckung der Freiburger Silbererze.

Petrus Albinus, *Meißnische Bergk Chronica*, Dresden 1590, S. 10; Agricola, *De vet. et nov. Metallis*, Bd. I, S. 12; Gräfe, Bd. I, Nr. 269; Röbler, Nr. 494.

Es ist aber das Bergwerk zu Freiberg auf solche Weise an Tag kommen und erfunden worden. Auf eine Zeit ist ein Goslarischer, oder wie etliche bloß sehen, sonst ein sächsischer Fuhrmann zu Hall(e) durchgefahren und hat Salz ins Land zu Böhmen führen wollen, weil dasselbe Land auf den heutigen Tag aller Ding die Fülle, allein kein Salz hat. Dieser Salzführer, als er fast an die Grenzen des böhmischen Gebirges, gleich um die Gegend, da jezo Freiberg stehet, kommen, hat er ohngefähr ein Geschiebe von einem gediegenen Glanz oder Bleierz in einem Wagengleis gefunden, dasselbe, weil es schön gleichende und schwer gewesen, auf den Wagen geworfen und im Wiederkehren mit sich gen Goslar bracht. Nachdem es von den Bergleuten probiert und im Silber viel reicher als das Goslarische Glanz und Bleischweif befunden worden, haben sich die Sachsen zum Teil alsbald aufgemacht, sind dahin auf Nachrichtung des Fuhrmannes gezogen, da er das Geschiebe gefunden hatte, haben Gänge ausgerichtet, eingeschlagen und geschürft, und da es ein gut Ansehen genommen, folgend getrost Rübhel und Seil eingeworfen, in Eil etliche Röschen getrieben, damit sie die Gebirge etwas verstollet, und das Wasser verschroten, auf daß sie ohne Hindernis bauen mögen, und haben also in Summa die Sachsen das Bergwerk im Lande zu Meißen erst recht schaffen rege gemacht.

1085. Die Stellen, wo in Freiberg das erste Bergwerk flüchtig wurde.

Röhler a. a. O., Nr. 496; Benseler, Berggeschichten vom Aufkommen des sächf. Silberbergbaues, Freiberg, o. J., S. 12.

Wo das Rathaus in Freiberg steht, soll der erste Silberfund geschehen sein, und in einem Kreuze, welches in einer Ecke desselben eingemauert ist, soll man noch heute die erste Art Freiburger Erze sehen. Gegenüber an der Ecke der Petersstraße, da, wo das Bild des Bergmannes an dem Hause steht, soll sich die erste Zeche befunden haben. Die bedeutenderen älteren Gruben waren im alten Loßnitz- oder Münzbachtale. In Christiansdorf, welches seinen Anfang in der Nähe vom Vorwerk Langerinne nahm und sich bis an die Loßnitz erstreckte, war eine sehr alte Grube, der Stubenberg, von dem erzählt wird, daß eine Köchin aus dem Kloster Zelle das erste Grubengebäude hier gebaut und sehr reich davon geworden sei.

1086. Der Anfang der Stadt Freiberg.

Röhler a. a. O., Nr. 495; Moller, Theatrum Freibergense Chronicum, Bd. II, 1653, S. 3.

Im Jahre 1169 hat der Bergmeister mit den Bergleuten auf dem Zellerfeld in Sachsen verschiedener Unbilligkeiten wegen, die ihnen widerfahren, einen Aufstand gemacht und hat sich dann mit den Bergleuten nach Meißen zum neuen Bergwerk, welches bereits in hohen Ruf gekommen war, begeben. Zwei Jahre darauf aber haben die eingewanderten Sachsen das Dorf Christiansdorf an der jetzigen Münzbach im Baue gebessert und also zugerichtet, daß es einer neuen Stadt gleich, wie auch hernach dieser Ort die Sachsenstadt genannt wurde. Eiliche rechnen deshalb den Anfang der Stadt Freiberg vom Jahre 1171 an.

1087. Ursprung der Bergwerke bei Nossen.

Röhler a. a. D., Nr. 497; Ursprung der Bergwerke in Sachsen, Chemnitz 1764, S. 110.

Es wird erzählt, daß die Bergwerke an der Mulde gegen Nossen lange vor den Freiburger Silbergruben gangbar gewesen seien. Das Gersdorfsche Bergwerk soll unter diesen das älteste und bei folgender Gelegenheit aufgekommen sein. Im Jahre 733, am Tage Simonis und Judä, hätte ein Mönch, der Rappenmönch genannt, einen auf der alten, jetzt gänzlich verfallenen Wunderburg bei Roßwein gefessenen Räuber, mit Namen Martin Griechen, besucht. Darauf habe ihn letzterer nebst seiner Buhlerin, welche Gertraut geheißt, beim Abschiede ein Stück Weges begleitet, bei welcher Gelegenheit sie unterwegs reiche Erze entdeckt hätten. Der Mönch habe infolgedessen seine Kutte für immer abgelegt und der Räuber von seinem Räuberhandwerk gelassen. Dafür hätten sie ein Bergwerk angelegt und reichhaltige Erze gefunden und nun an dem Orte einen Flecken gegründet, den sie nach des ehemaligen Räubers Buhlerin Gertraut Gersdorf benannt hätten. Das Bergwerk wäre hierauf bis zum Jahre 887 angebauet worden, von dieser Zeit an aber zwei Jahre lang, einer sich entsponnenen Räuberei halber, liegen geblieben, mit welchem Schicksale auch ein anderes Bergwerk, der Goppisch genannt, dessen Lage man nicht mehr wußte, heimgesucht worden. Nach einer anderweiten Niederlage von drei Jahren, wovon die eigentliche Zeit nicht angegeben werden könnte, hätte man endlich angefangen, zu Erzdorf ein ganz neues Bergwerk vorzurichten, wozu bei Ermangelung der Bergarbeiter ein jeder Bauer zwei Leute schicken müssen, und wäre das Bergamt damals auf dem jetzigen Schafhofe gewesen.

L 1088. Der Bergbau bei Leisnig.

Gräße, Bd. I, Nr. 351; Ziehnert, S. 532.

An dem sogenannten Harlingsberge bei Leisnig soll ehemals ein Versuch mit Bergbau gemacht worden und der Aug noch als Wahrzeichen zu sehen, auch daselbst und in dem dabei fließenden Görnitzbache Goldkörner gefunden worden sein. 1530 soll ein Gsel-

treiber (es wurden damals wie noch heute in Leisnig Müllereiseln gehalten) eine starke Zähne unscheinbares, doch echtes Gold in einem Hohlwege gefunden und es um seinen Hut, wie die Zinnarbeiter mit den Zinnschnuren tun, geschlungen haben; ein Goldschmied habe es ihm betrügerlich abpartiiert, darauf in demselben Getriebe geschürft, aber weder Gang noch Flöz gefunden.

1089. Die Entdeckung des Silberbergwerks zu Scharfenberg. M

Gräße, Bd. I, Nr. 61; Peccenstein, Theatrum Saxon., Teil II, S. 6.

Das Schloß Scharfenberg, welches seinen Ursprung bis auf Kaiser Heinrich den Finkler (934 n. Chr.) zurückführt, soll seinen Namen von dem Silberbergwerk, welches hier stark „geschürft“ worden sei, haben. Eines Tages ist nämlich Markgraf Heinrich der Erlauchte hier auf der Jagd gewesen; da hat sein Roß einen Stein mit dem Fuß in die Höhe gestoßen, dessen Glanz so ausnehmend schön gewesen, daß der Fürst abgestiegen und selbigen aufgehoben, dann aber durch Geschworene zu Freiberg hat probieren lassen, da sich denn befunden, daß es gut Silbererz gewesen. Hierauf hat der Markgraf hier einfahren lassen und den Berg daselbst so reich an Silbererz und Blei gefunden, auch davon solche Ausbeute erlangt, daß man sagte, er könne mit solcher und was ihm aus Freiberg zugekommen, ganz Böhmen, wenn es zu verkaufen wäre, mit barem Gelde bezahlen, inmaßen er sich also bereichert, daß er damals für den gewaltigsten Fürsten gehalten und von Kaiser Friedrich II. so geschätzt worden ist, daß dieser seinem Sohne Albert seine Tochter Margarete zum ehelichen Gemahl gegeben.

1090. Die Entdeckung des Potschappeler Steinkohlenlagers.

Gräße, Bd. I, Nr. 260; Pechholdt a. a. D., S. 32 ff.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts hat sich einmal ein Kuhhirt auf den Kohlsdorfer Feldern (bei Westertitz im Plauenschen Grunde) an einem rauhen Tage ein Feuer angezündet; da aber ein heftiger Wind es immer wieder auslöschte, so suchte er eine Menge

Steine zusammen, um damit eine Art von Mauer gegen den Wind zu errichten. Unter diesen Steinen befanden sich viele schwarze, die das mutige Pferd, welches er neben den Röhren hütete, mit dem Hufe aus der Erde herausgearbeitet hatte. Sein Unternehmen gelang ihm; das Feuer brannte nun ruhig, aber mit großem Erstaunen bemerkte er jetzt, daß auch seine Mauer in Brand geriet und größtenteils vom Feuer verzehrt ward. Er erzählte dieses Wunder sogleich seinem Herrn, allein er wurde ausgelacht, doch wiederholte er den nächsten Tag den Versuch und warf von diesen vermeintlichen Steinen einige mit in das Feuer, die ebensogut verbrannten, wie die am vorigen Tage. Dies bewog ihn, einige mitzunehmen, er zündete sie zu Hause in Gegenwart seines Herrn, der ebensowenig von Steinkohlen etwas wußte, auf dem Herde an, und überzeugte ihn nun.

1091. Der Untergang der Grube zu Höckendorf.

Größe, Bd. I, Nr. 265; Vermischte Nachr. z. sächs. Gesch., Bd. II, S. 45 ff.; B. C., Tharand und seine Umgebungen, S. 53; novellistisch behandelt von Bronikowsky, Darstellungen aus vergangener Zeit, Bd. III (hier heißt die Grube die goldene Ecke).

Das edle Geschlecht von Theler war Baugewerk des Bergwerks zu Höckendorf, die edle Krone genannt, und so reich und übermütig geworden, daß sie ihre Pferde mit silbernen Hufeisen beschlagen ließen. 1557 am 25. August wollten sie es gar Herzog Albert zu Sachsen, der am 23. April des Jahres 1477 zu Georgenfundgrube bei Schneeberg mit seinen Räten an einem silbernen Tische gespeist und dabei gesagt hatte: „Unser Kaiser Friedrich ist wohl gewaltig und reich, gleichwohl weiß ich, daß er jetzt keinen so stattlichen Tisch hat“,* nachtun, allein so fürstlich ihr Eingang gewesen, desto trauriger war das Ende: ein schweres Gewitter brachte so plötzlich einen heftigen Regenguß, daß die Grube erstoff und in ihr 50 Personen verunglückten.

* Nach Müllers Annalen, S. 40, gab dieser Tisch beim Einschmelzen 400 Zentner oder 80000 Mark Silbers, also 800000 Stück Speziestaler. S. a. Curiosa Sax., 1733, S. 83; Textor, Histor. Silberfaal d. sächs. Gesch., Bd. I, S. 167 ff.

1092. Das verfluchte Silberbergwerk im Frießnitzgrunde.

Mitgeteilt von Friedensrichter Seelig, Langebrück.

Im Frießnitzgrunde bei Dresden soll sich ein „Silberbergwerk“ (wovon noch die „Bergwerksbrücke“ ihren Namen hat) befunden haben, das einer sehr reichen Gräfin gehörte. Eines Tages sei diese nun dahin geritten, wobei sie unterwegs von einem Bettler angesprochen wurde; sie habe ihm aber nichts gegeben, sondern ihn mit der Reitgerte über den Kopf gehauen. Hierauf habe der Bettler einen Fluch ausgesprochen und — das Silber im Bergwerk sei von Stund' an verschwunden.

1093. Bergbau zu Löbau.

O

Gräße, Bd. II, Nr. 795.

In Löbau ist in früherer Zeit so ergiebiger Bergbau getrieben worden, daß die Bergleute übermütig wurden und in mancherlei Weise gefrevelt haben. Da ist plötzlich der Bergseggen wie zur Strafe verfliegt.

Als vor einigen Jahrzehnten die Eisenbahnbrücke gebaut werden sollte, fand man in einem Steinbruche einen verschütteten Schacht, der teilweise noch gangbar war.

b.

1094. Sage von der Goldgrube auf dem Kapellenberg.

Gräße, Bd. II, Nr. 702; novellistisch behandelt in J. Schanz: „Die schönsten deutschen Volksagen, Poeste und Prosa in bunter Reihe, mit Bildern“, Dresden 1855, 8, Heft I.

Auf dem Kapellenberg warf einst eine Goldgrube, zu der ein Venetianer in der Gestalt eines pilgernden Zigeunerhauptmanns einundzwanzigmal gewallfahrtet und dadurch reich geworden war, so daß er, als Dolfo di Prestallez, Doge von Venedig werden konnte. Seine Tochter zog, als Knabe verkleidet, mit ihm herum, und als sie bei ihrem Verweilen im Vogtlande einst ihre Künste mit einem Tanzbären produzierten, fiel dieser Vater und Kind an und drohte sie zu zerreißen, als der junge Besitzer von Schönberg

dazwischen trat und den Bären erlegte. Zum Dank schenkte ihm der Zigeuner ein goldenes Kreuzlein und lud ihn ein, nach Venedig zu kommen. Ferdinand — so hieß der ritterliche Herr — kam dieser Einladung später nach. Unterwegs ward ihm das Kreuzlein, sein Erkennungszeichen, entwendet; aber durch eine wunderbare Verkettung der Umstände wurde er erkannt, und kehrte mit dem Dogen, der ihm seine Tochter zum Weibe gab, und dessen Sohn, der als Geistlicher in Rom gewesen war und dem geistlichen Stande entsagt hatte, ins Vogtland zurück, wo sie sich zum erstenmal gesehen hatten.

1095. Die Wälen im Erzgebirge und Vogtlande.

Gräße, Bd. I, Nr. 256; Köhler, Sagenbuch, Nr. 348; Kellner, Wegweiser zu verborgenen Erzgängen usw. hinter J. Kurzgefaßtes Berg- und Salzwerkbuch, Frkt. u. Leipz. 1702, S. 506 ff., 514, 519; C. G. L. C. F. (d. h. Chr. Lehmann), Nachricht von Wälen, wer sie gewesen, wo sie Gold-Erz aufgesucht und gefunden, wie sie solches geschmelzt und zu gute gemacht, Frkt. u. Leipz. 1764, 8; J. a. Lehmann, Hist. Schaulatz, S. 197 ff.; Misc. Saxon. 1768, S. 306—310, 324—332, und Beschreibung des Fichtelberges, Leipzig 1716, 4.

In Sachsen, Thüringen und am Harze, in Schlesien, Böhmen und Ungarn haben sich in den Bergwerksdistrikten seit mehreren Jahrhunderten Ausländer eingefunden, welche in denselben herumzogen, Golberz in Flüssen und in der Erde aussuchten, fanden und mit sich nach Hause trugen, daselbst zu Gut machten und sich dadurch vielen Reichtum erwarben.

Von weißnischen Goldseifen im Ober-Erzgebirge schreibt Mathesius, daß dieselben den Wälschen und Fremden viel besser bekannt, als den Inwohnern selbst. Das Wasch- und ledig Gold, das in Flüssen und Forellenbächen wächst, wird oft von Felsen und Gängen abgerissen oder von Grus und Dammerde ausgewaschen und vom Gebirge erledigt; es ist das edelste und reinste Gold, dem Kronengolde gleich gehalten, und ist ein Quentlein mit 38 Groschen bezahlt worden. Solche Goldkörner, Flietschen und „Flämmigen“ sind an Farbe und Gestalt nicht einerlei; etliche sind rot wie rostig Eisen, andere grau, etliche rauh und blausfarbicht, etliche wie Pech, andere dunkel und durchsichtig wie die Granaten, etliche mild und mürbe, andere zerspringen im Schlag wie Glas, etliche sind vier-

eckig, etliche groß wie die Erbsen und Bohnen, andere lassen sich „flötchen“ wie Blei, und diese hält man für die besten. Solche Goldkörner, die sich flötchen lassen, hat man am Schallerberg um Vengefeld in Brunnen und Bächen gefunden. Alle Bächlein an der Zschopau, die vom roten Haus auf den Stolzenhain in das Grenzwasser am Weinberg (Weipert) fallen, haben gediegene schwarze Goldkörner bei sich geführt, und die, so sich darauf verstanden, in kurzem reich gemacht. Im Grenzwasser Wila (Pöhla) hat man ebenfalls gute Goldkörner gefunden, die sich auch flötchen lassen, desgleichen im Bächlein Condoppel schwarze Körner, die man auf dem Amboß breitschlagen konnte. Im Freßnitzer Wasser haben die Alten gut Gold gewaschen, und hinter dem Spitzberge über Jöhstadt hat der Bach viel und gute Silberkörner gegeben und heißt noch davon der Silberbach. In allen Bächen zwischen Wolkenstein und Annaberg, die in die Zschopau fallen, hat man Granaten gefunden, in Farbe schwarz, braun und rot, als der beste Zusatz zum Gold, außerdem Amethysten und Körner, dem Eisenstein gleich und so gut als Rheinisch Gold. In Forellenbächen um Marienberg, Fernrückertswald und Glashütte haben die Alten gediegene Goldfließchen klein und groß gewaschen, die sich auch flötchen lassen. Daher auch die Forellen, die in solchen Goldbächen wachsen, Auratae genannt, von Gold, nicht eben ab aureolis maculis, daß sie goldfärbig wären, dieweil sie um Annaberg und Scheibenberg auch gemeinlich mit schwarzen Sprenklein gefunden werden, sondern von goldführenden Bächlein oder bei sich führendem Golde, wie andere wollen. Am Schwarzwasser und seinen Einfällen über und um Platten, Gottesgab und Breitenbrunn, in ihren Zinn-, Lauter- und Rühseifen von der Goldenen Höhe herein, werden noch bis jetzt Goldfließchen im Ausmagneten und Reinmachen des Zinnsteins in Federkielen gesammelt, und bisweilen feine Stüflein gediegenen Goldes gefunden, welche von Chymisten höher denn ander Gold gehalten werden. An der Schneeberger Mulde um Schneeberg, Auerbach, Dörrbach, Fletschmaul usw. werden auch Goldfließchen gefunden, und bei Eibenstock hat in einer Seifen, der Goldbrunn genannt, ein Mann des Tages 1½ Pfund Goldkörner waschen können, davon ein Pfund 14—18 Gulden gegolten.

Was nun die anfangs erwähnten fremden Goldsucher betrifft, so nannte man sie Walen (von ahd. walah, „Fremder“) oder

Venetianer, weil sie größtenteils aus Venedig stammten. Doch kamen auch welche aus Florenz, aus dem Weltlin, Wallis und Graubünden (Churwalen); andere sollen aus Walheim bei Macheln in den Niederlanden gekommen sein. So haben zu Gablenz im Schönburgischen an einem Orte im Oberdorfe Venediger alle Jahre Goldkörner „ausgeküttet“, und nach Auffindung der Bergwerke zu Annaberg sind die Walen auch dahin gekommen und haben das reichhaltige Erz geschmolzen und auf eine bessere Art gut gemacht, als die dasigen Bergleute konnten. Weil die Venetianer diese Schmelzkunst als ein Geheimnis für sich behalten wollten, sich aber doch einer unter ihnen fand, der die Kunst auch anderen mitteilen zu wollen schien, so erkaufte sie einen Mörder, der nach Annaberg reiste und diesen ermordete. Der Getötete hieß Johann Mengemeyer, und geschah dies im Jahre 1514 (Annab. Chron., c. 9). Man kennt von solchen Walen u. a. folgende mit Namen: Dr. Markus und M. Hieronymus von Venedig und Piger, Antonius von Florenz, Bastian Dersto von Venedig, Maß Nic. Schlascau, Adam und George Bauch, Christoph und Hanß, Friedrich und Barthel Fratres und Moses Hofung von Venedig, die sich von 1400—1608 im Gebirge aufgehalten haben oder an Flüssen ertappt worden sind. Ubrigens scheinen diese Leute sehr oft von guter Herkunft gewesen zu sein. Denn man erzählt, daß einst ein sächsischer Edelmann einen solchen Walen häufig auf seinem Grund und Boden ertappt habe, wie derselbe Erz suchte und wegschleppte; er ermahnte ihn erst, davon abzustehen, drohte ihm zuletzt gar mit Mißhandlungen, und als er auch da noch nicht hörte, jagte er ihn mit Schlägen von seinem Gute. Da trug es sich zu, daß er nach einigen Jahren auf einer Reise auch nach Venedig kam, und da er sich hier längere Zeit aufhielt, erblickt ihn auch der von ihm geschlagene Venetianer. Derselbe suchte nun mit ihm in Gesellschaft zusammenzukommen, und als ihm dies gelang, lud er ihn auch zu sich ein, und nachdem er ihn aufs prächtigste bewirtet, legte er die schlechten Kleider an, die er, als er in Sachsen gewesen war, getragen hatte, trat vor ihn hin und fragte ihn, ob er den noch kenne, den er einst auf seinem Gute mit Schlägen abgelohnt habe? Jener besann sich auch, sagte aber, es tue ihm leid; wenn er ihm damals gesagt, wer er sei, würde er ihm auch bessere Ehre angetan haben, und so sind sie als gute Freunde auseinanderggegangen. Hieraus folgt nun aber,

daß diese Walen das Erz mit sich huckenweise fortgetragen, zu Hause gut gemacht und geschmolzen haben. Sie haben aber auch die Orte, wo sie Golderz gefunden, fleißig angemerkt und in ihr Schieferbuch eingetragen. Sonderbar ist es allerdings, daß sie die Schriften in deutscher Sprache und nicht in ihrem Landesdialekt abgefaßt haben, da sie doch offenbar für ihre Familie bestimmt waren, damit ihre Kinder und Freunde nach ihrem Tode sich im Lande zurechtfinden und das Erz, was sie nicht selbst fortbringen konnten und deshalb versteckt hatten, am angegebenen Orte entdeckten. Sie haben übrigens zur Angabe der verschiedenen Metalle und Gruben und um sich nach längerer Zeit sicher orientieren zu können, in Bäumen und Felsen bestimmte Merkzeichen eingeschnitten, welche man die Walenzeichen nennt und am Schlusse des oben angeführten Lehmannschen Werkes auf zwei Tafeln abgebildet sind (vgl. auch hier S. 901 ff.). Gleichwohl schienen diese Zeichen später verwischt und unkenntlich geworden zu sein, wenigstens hat ein gewisser Greis, namens Carisi, der noch im vorigen Jahrhundert in Bischofswerda lebte und von einem solchen Walen abstammte, trotz aller Bemühungen nichts finden können und ist arm gestorben (s. Winter im Feuill. d. Constit. Jtg. 1853, S. 383). Sie hatten sich auch vieler abergläubischer Mittel bedient, so z. B. haben sie zum Schmelzen, Rösten und zur Verwandlung der Metalle einzelne Kräuter gebraucht, wie das Mondkraut (lunaria), bei Aufgang der Sonne im vollen Mond gepflückt, Goldwurzeln oder Martigen, Mondenraute und Eisenkraut, auch Taubenkraut genannt. Sie sollen aber auch die Erze vertan oder verzaubert haben, damit sie niemand als sie finden könne. Sie sollen deshalb ein Stück Holz von einem Sarge genommen und an solche Orte, wo Körner, Erz oder sonst Metalle sind, oder in einen Baum in der Nähe eingeschlagen haben, und niemand habe sie ausfindig machen können, es sei denn, das Holz wäre verfault oder herausgefallen. Auch sollen sie Totenköpfe in die Brunnen und Erzgruben geworfen haben, die erst entfernt werden müssen, wenn man etwas finden will, ja zuweilen sollen sie einen bösen Geist dahin gebannt haben, wie auf dem Tollenstein bei Sitta (Zittau), und hier muß wieder dieser erst vertrieben werden. Gleichwohl gibt es auch wieder Mittel, um diesen Zauber aufzuheben. So wird in einem solchen Walenbuche, das 1685 von einem gewissen Johann Beege, der im selben Jahre zu Frauenstein starb, niedergeschrieben wurde,

§. 126 folgendes angegeben: „Kreuch drey mal rücklings vorne um das (verzauberte) Loch, wenn es nicht aufgethan, so ist's auf jener Seite verthan worden und so hast Du es auf dieser Seite noch einmal verthan: So gehe und kreuch auf jener Seite sechsmal rücklings herum, so thust Du jenes und Deines auf, dann wirst Du es recht finden, also kannst Du auch alle anderen Sachen, die verthan sind, wieder aufmachen, sie mögen verzaubert sein wie sie wollen.“ Weiter (§. 125) wird von einem Goldschmied in Ungarn erzählt, er habe bezauberte Erze also austun können: er habe den Neumond beobachtet, und wenn dieser am Freitag früh einfiel, da schnitt er ein noch warmes, neubackenes Brot auf, griff dreimal im Namen der Heiligen Dreifaltigkeit hinein und nahm soviel Brosamen, als er erfassen konnte. Wenn ihm nun solch bezaubertes Golderz gebracht ward, um es zu traktieren, sott er es erst in Menschenurin gehörig ab, prozedierte dann wie gewöhnlich und brauchte dazu die vorgenannten Brosamen. Einst hat ihm jemand ein Stück Golderz, das verzaubert war, gebracht und hat sich mit der Hälfte des Werts begnügt, den jener ihm auch gegeben hat.

Jedenfalls sind die Walen bergverständige Leute gewesen, und deshalb hat der Aberglaube sie zu Zauberern und Teufelsbannern gestempelt.

Aus Walenbüchern seien noch folgende Proben mitgeteilt:

„Hanichen (Hainichen), ein Städtlein 2 Meilen von Freyberg, darbei liegt ein Dorff, heist Machern, alldar ist ein Waschwerck von guten Körnern und Gold; liegt nicht weit von Ottendorff an der Waldeck, da man durch den Wald gehet.“

„Bey der Zella in dem Wald bey Sibeln (Siebenlehn) und Nossen an der Mulda gelegen, da liegt gut Erz und ein guter blauer Schiefer.“

„Bey Frauenstein ist ein Fluß gelegen, 2 Meilen etwa von Soda (Sanda?) bey einem Gerichte, da findest Du zween Wege, einen zur rechten, den andern zur linken Hand; da gehe den Rasenweg fort, derselbe führt Dich an einen Steig, dem folge nach, so kömmt Du an ein Wasser, die Grimniß (Gimlich?) genandt, gehe daran wohl hinauff und zwart zur rechten Seite desselben, so kömmt Du an einen alten Graben, da vorzeiten eine Mühle gestanden, folge demselben abermahls nach, so kommest Du an einen Fluß, darinnen Forellen sind, der führet Körner, die sind wie natür-

lich Gold, und hab ich Hieronymus Weigard Hauß und Hoff davon erbauet. N.B. Wenn die Körner naß sind, sehen sie schwärzlich aus. Gehe von dar weiter die Grimmitz hinabwärts, biß Du zu einem Steige kommest, gehe aber nicht darüber, sondern den Weg, der da das Holz herab gehet, so kömmeß Du wieder an einen Fluß, dem folge nach, so kommest Du an ein Brüchig, wasche dar, so findest Du schwarze Körner, die ich nicht genugsam verloben kan, ihres Nutzens wegen. Darnach gehe über die Grimmitz zurücke auff eine halbe Meile Wegs, da wirst Du an einen großen Berg kommen, nahe bei einem Dorff, Liechtenberg genannt, da findest Du gegen das Dorff am Berge weiße Letten, so sehr gut abzutreiben ist.“

„Bey Martenberg zwischen dem Olbernhause und Ratterberg (Olbernhau und Katharinenberg) bricht ein spitziger Marcasith in einem schwarzen Schiefer.“

„Bey Zwickau liegt ein Dorff, heist Rotenbach, daselbst soll ein Bach seyn, welcher Gold und Silber-Granatenstein führet.

Item bey einem andern Dorff, so eine Meile von Zwickau lieget, Nahmens Hartmanns Grünen, findet man auch Körner, die sich fletschen lassen.

Item bei dem Dorfe Kohlstein, unweit Zwickau, stehet viel Erz von Ries und Glanz.

Item zur Neumark anderthalb Meilweges von Zwickau ist ein gut Gold-Seiffen, und bricht auch Silber und Antimontum daherum.“

„Wenn Du kommest gegen Dürresbach oder Auerbach, frage nach dem Fluß-Maul oder Fletschmaul, darnach Eibenstock, allda frage nach dem Gold-Brunnen, darinnen sichere und suche, so findest Du schwarze Körner, deren 1 Pfund 14 biß 18 fl. gilt. Diese Gelegenheit ist eine Meile vom Schneeberg, und kannst Du in einem Tage 1 biß 2 Pfund waschen.“

„Hinter Otten im Voigtlande auf der Rutenheide gehe zu oder vor St. Peters-Capell bei 2. Ackerlänge, gegen dem Großleinwerts, so kömmt Du zu einen hohen Felsen, darbey ist nahe ein alter Glasz-Ofen, und hat vorzeiten eine Glaszhütte daselbst gestanden, da findest Du ein weiß Wasser gegen dem schwarzen Berge zu, darinn sind gute Goldwasch-Körner enthalten, bißweilen als Erbsen oder Bohnen groß.

Willt Du allda nicht waschen, so gehe wiederum hinab zum Hirschberge, da kommest Du zu einen abgeschnittenen Baum, von diesem Baum gehe eine Ackerlänge, so kömmeest Du zu einer zwiefelichten Gabel, daselbst lege dich nieder auf die Erde, und höre wo Wasser rauschet unter der Erden, räume das Mooß daselbst hinweg, so auff Holz, gegen Mitternacht zu gelegt ist, so wirst Du einen Erzgang antreffen, welcher das herrlichste Gold führet.

Von dannen gehe weiter auff dem Rasen fort gegen Mittag vom Holze an, da wirst Du zu einen Brunnen kommen, in selbigen ist noch das schönste Gold enthalten. Von diesem Brunnlein gehe dem Wasser, das daraus entstehet, nach, so kommst Du an ein Steingewölb, da warte auff.

Item Bey der Capellen unter den Fenstern gegen Mittage wirst Du eine Hand in einen Baum geschnitten finden, die weist Dich nach der ziehnen Gabel, da kömmeest Du zu einem Brunnlein, woraus die Zwoyt (Zwota) entspringt; dem Fluß gehe nach zu der ziehnen Gabel, daselbst suche, so wirst Du viel Gold finden.

Item Wenn Du zur Kuttenheide, bey St. Peters Capell, bist, so frage nach St. Peters-Brunn, und gehe dem Flusse nach, bis er in einen andern Bach fällt, daran gehe förter und siehe Dich um, so findest Du ein Zeichen in einer Tanne und eines in einer Fichten, so nicht weit von einander stehen, darzwischen suche, da wirst Du einen Schacht finden, der ist verdeckt; mache denselben auff, so findest Du einen gelben Gang, von guten Gold-Erz, davon das Pfund 10 fl. gilt.

Item, Auff der Kuttenheide frage nach Weyher, ist eine Meile davon ein Dorff, daselbst liegt eine Mühle, heist die Geigers-Mühle, am Bach, ein Armbrust-Schuß weit davon zur linken Hand ist ein Felsen, darinn bricht ein schöner Gold-Talck und sonst noch ein schwarz Erz, das ist Marcasith.

Item am Schieferberg daselbst ist ein alter Stollen Hünerbach, da findet man auch gut Erz und Körner.“

„Von Großlitz (Graslitz) aus gehe über eine Wiese am Wasser hinauf und siehe Dich nach einer Buchen um, daran ein Kreuz gehauen ist, von derselben gehe einer Ackerlänge am Berge hinauff, so wirst Du eine sehr große alte Fichten finden und nahe dabey einen alten Stollen, darinnen ist ein Gold-Erz-Gang, dessen Pfund ist vor 14 fl. verkaufft worden.

Item. Wenn man von Großlich aus der Holen geht, so kommt man zu einen Föhrenbach, der fleußt Kreuz weiß über den Weg; daran gehe zur rechten Hand hinauff so lange biß an die Quelle desselben Baches, daraus er entstehet, die liegt auf einen hohen Berg, und wirft viel Sand aus, den sichere, so wirft Du schwarze Körner finden, die viel Gold halten, davon das Pfund 15 fl. gilt.“

„Zu Schöneck frage nach der Helle und gehe von dar um St. Johannis Tag, bey St. Peters Capelle, der auffgehenden Morgen-Sonne gerad entgegen, biß zu Mittags 11 Uhr; so kommst Du auf eine weite Heide, da etel Birken stehen, davon gehe zwei Steinwürffe gegen Mittag zu, so kömmt Du an ein Gemöß bey einem Wasserlein, räume das Gemöß hinweg und grabe daselbst ein, so wirft Du einen großen Reichthum von Gold antreffen.

Hanz König zu Olsniß hat von einem Marcasth bey Schöneck zum Thalenstein stehend gesagt, das Gold halten soll.

Item. Im Holenstein eine halbe Meile von Schöneck ist ein Stollen, darinnen bricht ein Quarz, so weiß Gold-Erz hält.“

„Von Bischoffsgrün gehe nach dem Steige der auf die Weixenstadt gehet, und wenn Du zu einem langen Holze kommest, da fleußt ein Bach über den Weg, dann gehe den Bach zur rechten Hand herauff biß an seine Quelle, da er entspringt, nehmlich auß dem Schneeberg, da ist ein großer Brunnen, darin wasche, so findest Du schwarze Körner, deren Pfund 13 fl. gilt.

Item von Bischoffsgrün frage nach einem Bach, der Weixmann genannt, an demselben gehe wohl hinauff, so gelangest Du an einen Felsen, daran ist 1 oder 2 Kreuz gehauen, siehe dich darbei um, so findest Du 3 Zeichen oder Plätze an einem Baum und unter demselben einen Schacht oder Stollen, der ist verdeckt und voller Erz und noch nicht viel daran gearbeitet, das Erz schmelze nur bloß mit ein wenig Eisensinter in einer Schmiedeeffe, darff sonst keines Zusatzes mehr und gehet ihm etwa der vierte Teil im Schmelzen ab.“

„Mozbach. Gehe an den Bach, der Weixmann genannt, hinauf und siehe dich um, so wirft Du ein Crucifix in einen Felsen gehauen finden, daselbst siehe dich noch ferner um, so wirft Du einer großen Tannen gewahr werden, in welche Buchstaben geschnitten, darunter ist ein Loch mit Eisen und Steinen verdeckt, mache das

auf, so findest Du einen Goldgang und liegt ein Trog und Krage darbey.

Ferner gehe von Moßbach auff Prebiß und von dannen gen Geissen zu dem Brunnen bei der alten Dorfstadt, da lieget zur rechten Hand eine alte Fichte, daselbst räume ein wenig auf, so findest Du eine Gruben als ein Keller, darin grabe oder schlage Stufen ab, so bekommst Du ein Erz, das sehr gut ist und viel Gold hält. Röste, zeug es zum Schlich und schmelze es, so wirfst Du es erfahren.“

„Zwischen Reichenbach und Limbach an der egerischen Brücken frage nach dem Schneckengraben, daselbst sind viel Gruben und Schächte, in welchen ein Schieffer bricht. So findest Du auch quärzige Mieren, darin ein guter Marcasith, Kupfer und Gold enthalten sind. In diesem Schneckengraben zur rechten Hand in dem Gebirge gegen Mittag zu stehet ein Letten am Tage, darinnen findest Du auch einen schönen Marcasith, hübsch würflicht und eckigt, als wenn er polirt wäre.“

1096. Die Walen in Werdau.

Mitgeteilt von Lehrer R. Fritzsche, Werdau.

Ältere Leute erzählen noch heute nach der Überlieferung der Väter, daß in früherer Zeit öfters armselig gekleidete Leute aus Italien, Walen genannt, das Flußbett der Pleiße nach glänzenden glatten Steinen durchsuchten. Die Lebensweise dieser Leute zeugte augenscheinlich von größter Armut. Ihre Funde verbargen sie mit größter Vorsicht geheimnisvoll. Ein Werdauer Handwerksgefell soll nun auf seiner Wanderschaft diese Steinsucher in Venedig getroffen haben. Hier freilich trugen sie prächtige Kleider, wohnten in vornehmen Häusern und mochten den einfachen Gefellen aus Werdau nicht kennen.

1097. Der Erzreichtum des Plauenschen Grundes bei Dresden.

Nach dem Schieferbüchlein des Walen Johann Begge (1685) bei Gräße, Bd. I, Nr. 256; siehe auch Horn, Sächf. Handbibliothek, Bd. II, S. 249—252.

„Wenn man von Dresden gehet gegen Mittag an der hintersten Mühle im Plauischen Grunde, ehe man zum Schweizerbette kommt, liegt ein Goldgang, der gegen Morgen streichet, und siehet man denselben bei Tage austreichen an den hohen Felsen, der ist so reich, daß auch der halbe Theil Gold und Silber ist, es ist aber nicht wohl dazu zu kommen.

Weiter bey dem Schweizerbette ist ein großer Steinfels, daran sind unterschiedene Zeichen gehauen, von denselben gehe zweyhundert Schritte, da wirst Du einen sehr mächtigen Gang antreffen, der so viel Gold, Silber und Kupfer hält, daß es nicht zu beschreiben. Der Gang kommt aus halbem Abend und Mittag und streichet oben bey Tage aus. Der Berg siehet oben ganz röthlich aus, und ist sehr hoch.

Ferner diesem Berg über das Wasser, die Weißeritz genannt, liegt ein Gründgen nahe bey einem Dorfe, so Coschitz heißt, unten am Gründgen ist ein Goldgang, der aber mehr Silber als Gold hält, jedoch ist viel gediegen Gold und Körner, dem Hanfe und Wicken gleich, welche ganz graulich aussehen und inwendig voller Gold sind, dabei befindlich.

Weiter hinauf am Gründlein ist ein Stollen, darinnen viel Silber und Kupfer ist, und ist sehr milde und schmeidig. Im Bächlein, das in die Weißeritz läuft, findet man gediegene Goldkörner sehr schwarzbraun.

Vom Schweizerbette, eine kleine Viertel Meile ohngefähr, kommt man an einen steinigten Weg durch Erlen und Haselsträucher auf einem lustigen ebenen Fleck, und oben auf dem Berge stehet ein Haus, vor selbigem nahe dabei kommt ein mächtiger Kupfergang, darbey Rothgülden-Erz ist, und ist zum Wahrzeichen unten am Berge ein Graben, darinnen die Erde ganz kupfern siehet. Ingleichen halten die Steine auf der Erde hierum viel Gold und Kupfer.

Fernerhin kommt man zu einem kiefernen Busche, unten am Fußsteige liegen viel Steine auf einander, von der Steinrücke fünf-

zig Schritte ist ein großer Stein, da dann zwey Kreuze gegen Mitternacht, und wo das längste Kreuz, der Strich gegen Mitternacht hinweist, da scharre ein wenig Erde auf, so findest du Rothgülden-Erz und Kupferglas-Erz, eine halbe Elle hoch und eine Viertel elle breit, von da ist viel weggetragen worden. Der Berg ist so reich, daß es nicht zu beschreiben.

Gehe am Gebürge, an den Felsen hin, durch die Wiesen, so kommst du zu einem Wege, der aufs nächste Dorf gehet, gehe den Weg etwa hundert Schritte im Gesträuche am Berge hinauf nach, so findest du eine rothe Höhle, darinnen ist ein Schatz eines Königsreichs werth an Roth- und Weißgüldenerz, und viele Edelgesteine.

Bei Sambsdorf im hohlen Wege streicht ein mächtiger Silbergang zu Tage aus.

Der Windberg über der Weißeritz nahe bei Bottschappel ist so reich an Gold und Silber, daß es nicht zu beschreiben. Es kommt ein Flößlein vom Berge gegen halb Mitternacht und Morgen, darinnen findet man viel Goldkörner, und geht ihnen nichts ab denn die Oberhaut.

Im Tharandischen Walde liegen Erz- und Kupfergänge so reich an Gold und Silber, daß es nicht zu beschreiben. Wenn man von Höckendorf geht, darunter liegt ein Bergwerk, ist so reich an Silber, daß vor viel tausend Thaler daraus genommen worden.

Nicht weit davon liegt der graue Stollen, da fließet die Weißeritz, über dem Wasser nach dem Tharandischen Walde, dem Berg hinauf liegt ein reiches Bergwerk, darinnen Rothgülden- und Glaserz am Bruche stehet, auch bereits das Wahrzeichen an einem Baume zu finden, eine spitze Keulhaue und unter dem Baume ein großer Stein, darauf drey Kreuze gehauen. Weiter hinauf in dem Walde wird man mehr Zeichen an Bäumen finden, und mitten durch die Bäume streicht ein sehr mächtiger Kupfergang einer Elle breit, und liegt der ganze Mann da, nach dem Wasser der halbe Theil, der Arm nach Freiberg, und das ganze Corpus liegt nach dem Tharander Walde, wie die Zeichen vermelden.

Zu Höckendorf, wo das reiche Silber-Bergwerk ist, welches aber durch Gottes Strafe wegen Uebermuths überschwemmt ist, hat ein Bauer 1660 gediegen Silber ausgeackert.

Anno 1681 im Junio ist N. N. durch den rothen Gang mit fleißigem Gebethe gegangen, und den ganzen Stock auf etliche hundert Schritte übers Kreuz angetroffen, und wäre allda das Glück mit Gott zu suchen durch Absenkung des Schachts auf etliche Lachtern usw.“

1098. Der gastfreundliche Venediger.

Gräße, Bd. I, S. 233; nach Becker, der Plauische Grund, S. 121; vgl. auch hier Nr. 1100 und S. 882.

Ein Wale hatte lange Zeit bei einem armen Manne, der sich stets möglichst dienstfertig gegen ihn gezeigt, gewohnt; des Morgens war er ausgegangen und des Abends hatte er kleine Säckchen mit Steinen nach Hause gebracht, die er dann auch, wenn er wieder heimreiste, mit sich nahm. Einst nahm er von seinem Wirte für immer Abschied, gab ihm einige Goldstücke und sagte, er wüßte ihn oder seine Kinder einmal bei sich zu sehen. Nun trug es sich später zu, daß einer seiner Söhne als Soldat mit der kaiserlichen Armee nach Italien kam. In einem Treffen verwundet, mußte er den Abschied nehmen, und da er in der Nähe von Venedig war, bekam er Lust, diese Stadt zu sehen. Als er hier gegen Mittag anlangte und eben an einem Kanal stand, den er gern herabgefahren wäre, wenn er nicht die Kosten gescheut hätte, so kam ein vornehmer Herr, der sich übersehen lassen wollte. Dieser bemerkte ihn, sah ihm scharf ins Gesicht und fragte ihn, ob er nicht aus dem sächsischen Erzgebirge sei und so und so heiße. Der Soldat bejahte die Fragen, und der unbekannte Herr nahm ihn hierauf mit nach Hause. Hier fragte er denselben, ob er ihn nicht mehr kenne. Der Soldat erwiderte: „Nein.“ „Nun, so will ich dir jemanden bringen,“ entgegnete er, „den du gewiß kennen wirst,“ und ging zum Zimmer hinaus. Nach einer Weile kam er in der alten zerrissenen Kleidung zurück, die er gewöhnlich auf seinen Reisen getragen hatte, und nun erkannte ihn der erstaunte Soldat im Augenblick. „Stehst du,“ sagte jener, „dieses schöne Haus und ein ansehnliches Gut habe ich mir aus den Steinchen erworben, die ich in eurerer Gegend aufgelesen habe.“ Er bewirtete den jungen Mann

aufs beste, ließ ihm Kleider machen, behielt ihn einige Wochen bei sich und beschenkte ihn bei seiner Abreise für sich und seinen Vater mit einigen hundert Talern.

1099. Die Goldstampe am Borlasbache.

Röhler a. a. O., S. 349; nach Ludwig Lamer im „Glückauf“ 1882, S. 105.

Wenn man vom Weißeritzwehre an der großen Rabenauer Mühle den Fluß aufwärts geht, gelangt man bald an ein munteres Bächlein, das von Borlas herabkommt und sich in die Weißeritz ergießt, und abermals wenige Schritte flußaufwärts steht ein großer Felskegel künstlich abgetrennt von seinem Mutterfelsen, um der Eisenbahn einen Durchgang zu schaffen.

An der Spitze des Kegels kann man bei aufmerkamer Beobachtung den Rest einer Aushöhlung erkennen, die nicht das Werk der Natur, sondern fleißiger Hände ist.

Vor viel hundert Jahren kamen in Zwischenräumen, wenn die Goldkörner in der nahen Weißeritz reif geworden, Walen aus dem fernen Welschlande, deren Zunge man nicht verstand und die sich nur notdürftig verständlich machen konnten, und schafften den Sand aus dem am Fuße des Felsens befindlichen Weißeritzheger hinauf auf diesen Felsen und stampften ihn in diesem Loche mit Wasser, bis die Goldkörner sich vom Sande sonderten und von ihnen ausgelesen werden konnten.

So hatte sich nach und nach ein Loch gestampft, in dem ein Mann wohl bis an den Gürtel stehen konnte, und noch jetzt zeugen die einzigen zwei Seitenwände, die von der Goldstampe übriggeblieben sind, von der rührigen Arbeit der Walen.

Und auch jetzt noch führt die Weißeritz Goldkörner an dieser Stelle, die sehen aber dem Sande gleich aus, denn sie sind noch nicht reif.

1100. Das goldene Lamm.

Gräße, Bd. I, Nr. 234; Brandner, Lauenstein, Lauenst. 1845, 8, S. 323 ff.

Im Dorfe Fürstenwalde lebte vor langer Zeit ein Häusler namens Bär, bei dem seit vielen Jahren jährlich ein Fremder, angeblich ein Italiener, einkehrte, sich mehrere Wochen aufhielt und in dem Flußbette der Mügltz in der Gegend vom Kraßhammer abwärts bis an das sogenannte Löwenbrückchen Goldkörner und im Schlottwitzgrunde edle Steine suchte. Seine Bemühungen wurden jedesmal von reichem Erfolge gelohnt; er bezahlte stets seinen Wirt reichlich, doch endlich sagte er einmal bei seiner Abreise, er werde nun nicht wieder hierher kommen, wohl möge ihn aber Bär in seiner Heimat besuchen, wozu sich schon Gelegenheit finden werde. Nach länger als Jahresfrist erhielt nun Bär von seinem früheren Gaste die Nachricht, er solle nach Teplitz kommen und sich daselbst auf der Post melden, für sein Fortkommen und Beköstigung sei gesorgt. Bär macht sich auf den Weg, findet alles wie angegeben und gelangt endlich in den Wohnort seines Freundes. Da er jedoch der Sprache nicht kundig ist, hat er große Mühe, die Gasse und das Haus zu finden, wo sein Gastfreund wohnen sollte, trotzdem daß ihm die Nummer desselben angegeben war. Endlich nach langem Suchen findet er dieselbe, aber das Haus scheint ihm weit größer und prächtiger, als er sich gedacht hatte. Er tritt jedoch ein, um sich zu erkundigen, weil er aber in seiner schlechten, gewöhnlichen Kleidung war, so ward er von einem ihm entgegenkommenden Bedienten, der ihn für einen Bettler hielt, aus dem Hause hinausgewiesen. Wie er nun nicht weiß, was er anfangen soll, hört er auf einmal aus dem genannten Hause eine bekannte Stimme rufen: „Vater Bär, bist du's?“ und gleich darauf erscheint zu seiner großen Freude sein alter Freund. Dieser nimmt ihn sehr gut auf, allein Bär kann sich lange Zeit mitten unter der Pracht und Herrlichkeit, die ihn umgibt, gar nicht zurechtfinden. Endlich führt ihn jener, als er sich zum Abschied anschickt, in ein Kabinett, welches seine Schätze enthielt, und bittet ihn, unter mehreren dort aufgestellten, aus dem reinsten Golde gegossenen Figuren, sich eine zum Andenken mitzunehmen, da sie aus den Goldkörnern seien, die er in seiner Heimat gesammelt habe. Bär wählt nach langem Zureden ein goldnes Lamm und langt damit, sowie mit einer

kleinen Summe Geldes, welche ihm sein Freund noch aufgedrungen, glücklich wieder in seiner Heimat an. Die Kunde von diesem goldenen Lamme gelangt bald zu dem damaligen Herrn von Lauenstein und durch diesen wieder an den Kurfürsten, der Bär'n durch Zufügung einer kleinen jährlichen Leibrente dahin hat vermögen lassen, ihm dieses ebenso kostbare als kunstreich gearbeitete Stück abzutreten, worauf es dann in die kurfürstliche Kunstkammer gekommen ist, allein hier scheint es verloren gegangen zu sein.

1101. Wahlenberichte über die Sächsische Schweiz, das Erzgebirge und Vogtland.

Gräße, Bd. I, Nr. 259, nach einer Handschr. d. K. Haupt-St.-Archivs Dresden. Verzeichniß wie Jero und Micha beyde Gebrüder sind ausgezogen zu suchen, wie sie es denn auch gefunden und viel Gold und Silber aus aller Landschaft deutscher Nation nach Venedig getragen, darzu allerley Edelgestein und zu Venedig großen Ruhm damit erlangt. Wahlenbuch A. 1590 den 13. Februarij durch Herrn Mathias K. München zu Samiz eigener Handschrift abgesehr.

Wenn Du gehest von dem Schneeberg nach einem Schloß, heißt Wiesenburg, da fleußt ein Wässerlein an demselbigen Berge und das Wässerlein fällt in die Mulde. Von der Mulde gehe demselben Wässerlein nach aufwärts des Berges, daß Dir das Wässerlein entgegenfleußt, biß Du den Schaffstall gleichkommest, da ist in den Fluß gebauet ein Teich, über denselben Teich in dem Wässerlein da findest Du schöne große Körner, ein Gang, daß es Dir Deine Mühe und Arbeit wird wohl belohnen.

Bei Ronneburgk (Rumburg in Böhmen?) da liegt ein Schloß, das heißt der Tollenstein, allda liegt ein Grund, der heißt der Weiße. Wenn Du von Tollenstein ausgehest auf die linke Hand den Berg wohl hinunter, da findest Du einen Grund, der fährt gediegen ☉. Das Wasser entspringt auch von dem Tollenstein und nicht weit davon da liegt ein Stein, der heißt der Vogelstein, daran findest Du viel Zeichen, auch einen Bischof an einer Kannen stehend, da findest Du mächtige Guth.

Wenn Du von Großlik ausgehest, so kömmt Du auf eine grüne Wiese, und gehe an dem Wasser hin und siehe Dich umb nach einer Buch, darinnen ist ein Creuz gehauen, daran gehe ein

Ackerlänge an den Berg auf, so findest Du eine alte Fichte, sieh Dich um, da wirst Du finden einen alten Stollen, darinnen da ist ein Goldgang, dessen Erz gilt 1 Pfund 14 F.

Hinter Otten im Vogtlande gehe von der Rutenheide zur Capellen, St. Peter genannt, gehe zwei Gewend oder Ackerlänge gegen dem Großleinwerts, so kömmt Du zu einem Glasofen, gegen die schwarzen Berge über, so kömmt Du zu einer Wiesen, wasche darin, so findest Du gut Gold, willst Du da nicht waschen, so gehe zur Zinngabel, daselbst lege Dich hart auf die Erden, so findest Du gut Gold. Dann gehe herum an den Hirschberg gegen Mittag, so kömmt du an eine abgeschnittene Fichte, gehe eine Ackerlänge von dem Baume, so kömmt Du zu einer abgeschnittenen Gabeln, lege Dich mitten auf die Erde auf ein Dhr, so hörst Du Wasser klingen, da liegt Gold.

Ein Dorf bei Hermannsgrün, eine Viertelmeile von Zwickau, unter dem Dorf da liegt viel Guthes von Körnern, die lassen sich pflückschen.

Wenn Du gehst von Stolpen zum Schloß Tholenstein, wenn Du das Schloß ansiehst, so gehe den Berg hinauf, da das Schloß liegt, auf der rechten Hand, der Weg, der da gehet nach Rückersdorf, und von Tholenstein auf die hohe Seite, da wirst Du gehen durch ein Fichtenholz und durch einen Windbruch, da das Holz durchsichtig wird, und es währt nicht lange, so kömmt Du zu einem Wahlenstein, darin ist gehauen ein Bischoff, und wenn Du allda bist, so gehe auf die rechte Hand gegen Mittag 4 Gewend lang, so wirst Du kommen zu einem Grund, der währt nicht lange, dann wirst Du sehen auf der Höhe des Grundes einen Baum, der ist also gestaltet gleich ein Mensch, der da stehet und recket einen Arm von sich, darunter da ist ein großes Guth begraben, daß sich darvon wohl tausend Menschen ernähren könnten, wenn es Gott geben will, daß er es haben soll. In demselben Grund findest Du einen Baum gleichwie einen Armbrustschuß weit, dabei habe ich groß Guth bekommen, das glaube mir sey wahr. Denselben Grund gebe ich Dir zu erkennen, darbei sind diese Wahrzeichen zum Denkmal. Wenn Du in den Grund kömmt und hast Jemand bei Dir, und siehet einer den andern an, so siehet man ganz blau unter dem Angesicht von der großen Guth der Metallen, die in demselben Grunde liegen. Darinnen wirst Du Moos finden, daß Du meinst, Du würdest

versinken, so räume das Mooß hinweg und suche, so wirst Du finden einen klaren Sand, anderthalb Viertel tief, darauf das Mooß also geschwebet, da wirst Du wahrlich finden als die Erbsen und Wicken gut gediegen Gold und ein Theil länglich. Und zum Ueberfluß will ich Dir das erste Wahrzeichen dieses Grundes offenbaren. Das rechte Orth ist gestaltet wie ein Schiff, das auf dem Wasser gehet. Merke mehr, wo der rechte Water liegt, den will ich Dir weisen, als wenn ich persönlich bei Dir wäre. Willst Du zu dem Erze gehen, so gehe stracks gegen der rechten Hand und siehe zum Tholenstein zum Thurm und siehe hinter Dich, als Du zuvor bist gestanden, so siehest Du ein klein Berglein, zu dem gehe ohne alle Furcht und laß Dir Niemand zustehen, und lege dich nieder auf die Erden und wend dich, hörest auch Wässerchen rauschen, so nimm ein gut Messer und stich das Wasser ab, das Messer muß lang sein, und stich ein Loch ins Wasser und lasse es ab, das glaub mir für wahr, Du findest an denselben Ort ☉ (Gold), das ist klein wie die Wickenkörner, derer findest Du soviel als Du mit den Händen kannst raffen, und findest auch Röhrlein, das ist gediegen gut Gold, das ist auf meinen Glauben wahr, bitte nur Gott um seinen Segen. Es möchte wohl einer sagen, es ist vor langer Zeit geschehen, man hätte diese Zeit über wohl Berg und Gold hinweggetragen, das gebe ich zu, aber unter 100 und noch mehr ist solches keinem offenbart gewesen, und je größer der Verbiendts Bach, desto mehr Gold er mit sich führet, und mein Großvater, der zu Florenz gewohnet, hat mir dieses offenbaret, und bin mit ihm dieses Orths gewesen und solches mit meinen leiblichen Augen gesehen, und mein Großvater und ich haben solche lederne Säcke voll nach Florenz und Venedig gebracht und mit Nächten Hirschberge und Tholenstein viel gewaschen und ist ein solches Guth allda, daß sich zwei gewaltige Fürsten oder Ubelige wohl davon erhalten könnten.

Zum allerersten findest Du schwarze Körner, die haben gut Arabisch Gold (in Kobitzwald, $\frac{1}{2}$ Meile von Plauen). Man findet wohl einen Betrug darinnen, denn sie sind nicht alle gut, der Bach, darinnen man sie findet, wird genannt der Urnsbach, liegt eine Meile von Soda, zwischen dem Forstenstein und Rannerswalda, dieser Bach ist bewährt durch zwei Wahlen, daselbst frage, auf welche Hand Du Dich halten sollst nach Rannerswalda, auf die rechte oder linke, so wirst Du kommen auf eine Kirche, durch den

nächsten Hof unter der Kirche folge nach dem Rasenwege, der trägt Dich zu einem Fluß und der trägt Dich wieder zu einem andern, von dem kömmt Du nach dem Porstenstein, da findest Du ein Wasser, das heißt die Fldhe, das ist ein großes Wasser, dem Wasser folge nach auf eine Meile Wegs aufwärts, so findest Du einen Fluß auf der rechten Hand, dem Fluß folge nach einen Armbrustschuß, darinnen wirst Du finden etliche Körner, aber nicht soviel als in dem Urnßbach, und dieselben Körner sind schwarz, etliche grün, die halten auch Gold, das ist besser als hungarisch.

Ein Fluß ist gelegen an Wolkenstein, da frage nach St. Anna-berg. Wenn Du mitten in das Dorf kömmt, so gehe hernach eine Höhe auf die linke Hand auf einem guten Wege, so wirst Du sehen vor Dir ein schwarz Holz, da verlaß den Weg und gehe gleich nach dem Holze, so findest Du vor dem Holze stehen eine Tannen allein bei einem Haselstrauche, so gehe der Tannen gleich wohl eine Viertel Weges, so kömmt Du an einen guten Fluß, der trägt gute Granaden und Amethisten und gleichwohl auch Körner wie ein Eisenstein, dieselben Körner halten Rheinisch Gold. Bei der Haarwiesen daselbst findet man auch Goldkörner, die sich pfleßchen lassen und sehr gut sind.

Ein Fluß, gelegen eine Meile von Freiberg bei einer Mark, der Frauenstein, zwei Meilen von Soda, beyde bey einem Gericht, da findest Du 2 Wege, einen auf der rechten, den andern auf der linken Hand, folge dem auf der rechten Hand, so kömmt Du fort auf einen Rasenweg, derselbe trägt Dich an einen Steg, folge dem nach, so kommest Du an ein Wasser, genannt die Grimmitz, gehe daran wohl hinauf, laß das \triangle auf die linke Hand liegen, so kömmt Du an einen alten Graben, als vor Jahren eine Mühle ist gewesen, folge demselben abermals nach, so wirst Du kommen an den Fluß, darinnen sind rothe Fische, derselbe Fluß trägt Körner, die seyn horngrau, da hab ich Marcus rein wohl neulich Gold gewaschen, in 3 Tagen vor 4 R., und die Körner seyn schier eitel Gold, ihm geht wenig ab und sind die Körner zum Theil schwärzlich zu erkennen. Darnach folge der Grimmitz hinabwärts, bis Du kömmt zu einem Steige, gehe nicht unter denselben, sondern den Steig, der da gehet in das Holz herab, gehe wieder zurück an einen Fluß, folge demselben nach, so kömmt Du an ein Bächlein, daselbst wasche, da findest Du schwarze Körner, die

auch nicht böse seyn, und kann mich noch nicht genugsam verloben, daß sie soviel Nutzen in sich haben. Von diesen beiden Körnern habe ich Jeremias und Marcus beyde Wahlen soviel gen Venedig getragen, daß wir daselbst Haus und Hoff aus dem Wassergrund erbauet. Darnach, so magst Du zurückgehen, über die Grimnitz, auf eine gute halbe Meile, da wirst Du finden einen Berg auf der rechten Hand, der Berg ist groß, nahe bei einem Dorffe, das heißt Nichtenberg, da findest Du gegen dem Berge und Dorffe weiße Letten, der ist gut abzutreiben und hält viel Gold.

Von Schandau nach Hermsdorf darnach frage nach Poenigk, wie man gehen will, allda ist ein Wald und einige Zeichen Z gemacht, welches der Churfürst machen lassen, dernach gehe wohl zwei Gewende in den Wald, da findest Du einen Weg nach der rechten Hand, da ist ein Zeichen ☉, der Weg geht darzwischen, da kommt man an die Rannitzer, ist ein Wasser, da gehe darüber den Berg hinauf und gehe in den Grund, so kommst du an einen Stein, der heuchet, allda geht der Weg vor dich, den gehe nicht, sondern gehe den Weg zur rechten Hand ins Gebirge hinunterwärts, so kommst Du auf einen Stein, der heißt das Kostmaul, gehet aber gar zusammen, gehe darnach einen guten Armbrustschuß weit, so findest du den Weg 11, unter dem Fluß noch und ein Flößlein noch ein Steinwurf weit auf der rechten Seite, findest Du Körner an dem Berge sind rothe Körner und oben am Berge wie Eisen, 12 Loth ☾ (Silber) ohne das ☉ (Gold). Wenn du wieder zurückgehst, so gehe dem vorigen Wasserlein nach, so kommst du auf eine Wiese: der Weg geht nach Hobitz und Rosendorf, gehe den Weg zwei Gewande lang, so kommst Du auf den Weg vom Winterberg, zur rechten Hand gehe den Weg hinauf, so kommst Du auf einen Weg, da steht Wasser innen wie ein Teich, darinnen ist ein ☉ Gang, heißen zum rothen Spizen, das Wasser, das darinnen fließet, fällt etliche Klafter tief in den Grund, unten im Grunde sind viele Steine, da beschlägt der Stein vom Wasser als wenn er von ☉ wäre. Daß Du gewiß sehest, so gehe dem Zeichen ☉ nach der rechten Hand, so kömmt Du an den Winterberg in dem Silbertal, da findest Du einen Stolln, 30 Lachter tief, und im Gange liegt es wie Schwefel dreyfächig, so ☉ hat, tröstest Du Dir das zu finden, so gehe gegen Rosendorf oder Herzkretschchen, da wirst du unterweiset über der Elbe sollen rothe Körner als Schwefel seyn. Im Grunde des

Winterberges ist ein Brünnelein, da liegt Letten inne, der hat viel graue Körner, der Schlich dafelbst hält 12 Mark (ohne das Gold, ist zu Dresden probiert.

Bey dem Koblstein bei Zwickau da liegt ein groß Erz von Rieß und Glanz, dahinter bey der Gabel ist ein Hammerschmied, heißt Morgenstern, der weiß guth Erz, und einen guthen Stolln, darinnen die Wahlen gebaut haben, sind gelbe Zäpfe, darinnen als halbe Ringen, inwendig hohl, die lassen sich pfleßchen und ist der Gang eines Tisches breit.

Bei dem Borstenstein ist ein Wasser hinaufwärts nach der Mohlen, da ist ein Stolln, darinnen ein Rieß, den haben die Wahlen gehohlet und soll ein guter Marcasit seyn.

Zu Waldsachsen frage nach S. Nicolai gegen Hofenstein, da die große Linde steht, gehe eine Ackerlänge davon, so kömmt Du an einen großen Birnbaum, ist eine Pflugscharr gehaut um den Baum umb, da räume auf, da findest Du ein Loch, darin findest Du einen (Gang, der ist reich an ☉ und ☽).

Von Waldsachsen auf Tirschenreuth gehe nach Gremden, dann gehe nach Perreuth, und zwischen den zwei Dörffern auf dem Steig zu der Martersäule, der da geht nach Waldsachsen zu der rechten Hand durch das Birkgit, in den alten Weyer da liegt Gold. Die zwei Weyer sind besetzt, der eine ist nicht besetzt, in dem obern grabe in den beiden Ecken an der rechten Hand unter einer Birke staude, darin ist ein † gemacht, da ist ein mächtiger Gang ☉ ganz darinnen, hat Adam Brentsch geholt groß Guth.

Lengefeld bei dem Stahler, da gehe in den Bach, da findest Du Goldkörner, die lassen sich pfleßchen, da findet man auch Flamen Gold in etlichen Brunnen, dafelbst räume weg. Merk der Reichmeister zu Lengefeld weiß Granaten, 3 Meilen von Schöneck, der Edelmann heißt Melsch.

Bei der Hellerwiesen frage zu Schöneck nach der Peterskirche bey der Hellerwiesen umb S. Johannis, gehe der Sonne gleich entgegen, wenn sie in dem Morgen aufgeht, biß um den Mittag umb 11 Uhr, so kommst Du auf eine wüste Heyde, da seyn Erlen und Birken durch einander vermengt, davon gehe 2 gute Steinwürfe gegen Mittag, so kömmt Du auf ein Gemoße, habe nur Achtung darauf, da gehet ein ▽ verborgen unter dem Gemoße weg, darin grab, so findest Du sehr reich Gold, sieh Dich im Nächstn umb, so

findest ein ∇ gegen Abend, darin grabe Gürtelstief, so findest Du Goldkörner, die schön sind, die zeigen an, dieß sey unter dem alten Schloß bei Clausenköhl zu.

Gehe zu einem Dorff, heißt Helmzdorf, gehdrt Christoph von Carlowitz, da liegt ein Guth übers Wasser, so siehe über das Wasser, so siehe übers Guth, so wirst Du sehen einen spitzigen Berg, darauf stehet ein Baum in der Höhe gleich dem Berge zu, darin in dem Grunde des Berges auf der linken Hand gegen den Morgen, so findest Du einen Apfelbaum ganz gebogen, ungefährlich bey 12 Schritt des Baums nach Mittag, so findest Du ein großes Guth, darnach unterwärts dem Wasser da ist das Wäschwerk.

Winterberg in Meißten, unter dem Herrn von Paußen gelegen, nahe bei Jonasdorff bey der H.-Crezerer, da bricht Erz wie ein Schiebel, hält viel Gold auf dem Berg und reine Silber, da sind graue Körner in einem Brunnen und steht nicht weit davon ein Birnbaum an der Seiten gegen der Elben, da liegen der Körner gar viel und oben auf dem Berge nicht weit davon auf dem Kamme da ist eine große Pfütze, da streicht ein \odot Gang durch, das Wasser davon fällt in einen ungleich tiefen Grund und stehet der Berg unten von dem Wasser, als wäre er über \odot .

Von Schöneck frage nach Großitz und nach dem Schieferberge, darin findest Du einen alten Stolln am Steige, darunter fließt ein ∇ hin, gehe nach der linken Hand am Wasser hinauf, biß Du kömmt zu dem langen Holz, so sieh Dich umb nach einem Zeichen in der Tannen, davon nicht weit ist ein \dagger , darunter ist ein \odot Gang, da fließt das ∇ weg.*

* Obige Stellen sind nur aus dem weit umfangreicheren Manuscript ausgezogen, denn der Verfasser hat seine Bemerkungen ziemlich aphoristisch aufgeschrieben. Er behandelt nicht bloß Sachsen, sondern auch Schlesien und Böhmen, aber er springt von einem Lande ins andere über. Am Schlusse folgen unter der Überschrift: Dieß sind der Wahlen Zeichen, die Zeichen, welche die Walen in Felsen und Bäume eingehauen haben. Letztere lassen sich nicht mehr wiederfinden, da die Bäume längst geschlagen oder umgebrochen sind, von erstern aber hat Gräße noch mehrere an Felsen in der Sächsischen Schweiz usw. wiedergefunden. Diese Zeichen, die bisher nur bei Gräße abgebildet waren, sind deshalb auch hier getreu wiedergegeben und folgen mit ihren Erklärungen, wie solche in der Handschrift dabelstehen.



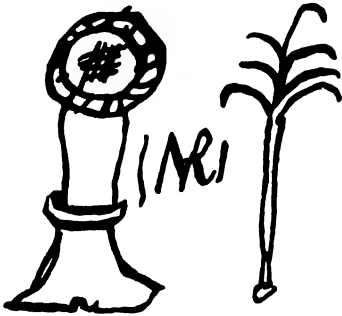
1.

Bei diesem Zeichen ist reich) zu finden.



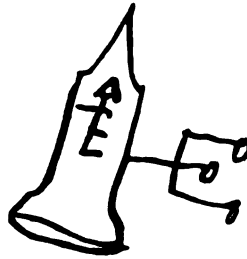
2.

Bei diesem Zeichen ist Arabisch Gold.



3.

Bei diesem Zeichen liegen
○ Körner genug.



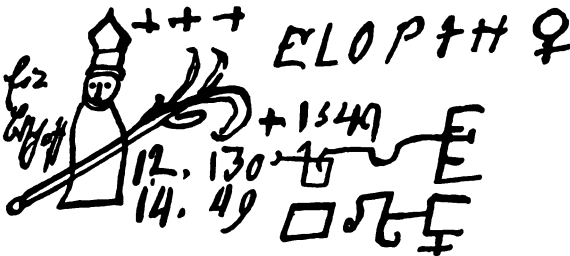
4.

Bei diesem Zeichen findet man rothe Körner sind halb Gold.



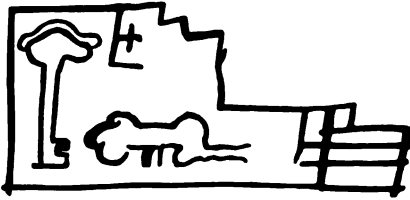
5.

Bei diesem Zeichen ist viel Zinnober.



6.

Bei diesem Zeichen liegen überall viel Goldkörner.



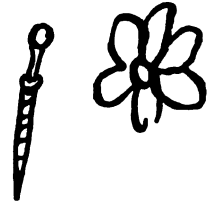
7.
Dies zeigt einen Berg da
☉ guag innen.



8.
Das Zeichen
bedeutet rein Gold.



9.
Bei diesem Zeichen liegt
reich Gold.



10.
Dies Zeichen weist zwei
Bäche auf dem Buchberge
der Ober.



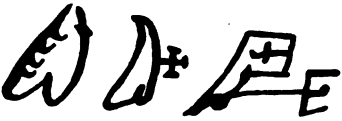
11.
Bei diesem Zeichen
ist reich Seiffen.



18.



12.
Bei diesem Zeichen sind
Wahlengruben, gediegen
☉ und ist Seiffenguth.



14.

Bei diesem Zeichen liegt
gediegen Blei.



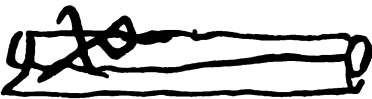
16.

Bei diesem Zeichen liegt ein
blauer Satten und reiche Gold-
körner.



18.

Bei diesem Zeichen 2 Bäche
reich an Gold.



19.

Dies ist der Drenkstein.



21.

Bei diesem Zeichen ist
Seiffengold.

15.

Bei diesem Zeichen findest
du reiche Goldgänge.



17.

Bei einer solchen Hand liegt
gut Waschwerk von Erz.



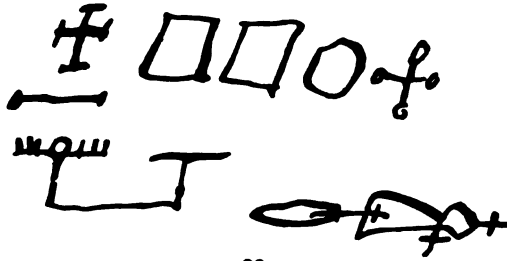
20.

Bei diesem Zeichen ist
Gold genug.



22.

Ein Zeichen, daß hier
Wahlen gegraben.



23.

Bei einem solchen Zeichen findest du Marcastit.



24.

Bei diesem Zeichen findest du gelben Zirkon.



25.

Bei diesem Zeichen findest du Zirkon.



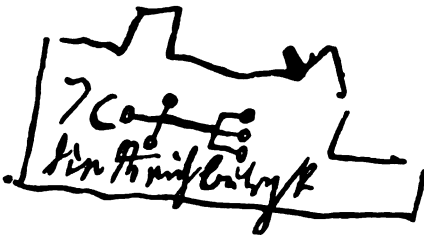
26.

Bei diesem Zeichen liegt Marcastit.



27.

Bei dem Zeichen ist reich Zirkon.



28.

Aus einem anderen Walenbuche eines gewissen Hieronymus Weigand, das D. Kellner in seinem „Kurz abgefaßten 2c. Berg- und Salzwerks-Buche, Frankfurt u. Leipzig (Nordh.) 1702. in 8^o. S. 493—562“, bekanntgemacht hat, ist schon unter Nr. 1075 ein Auszug gegeben. Dasselbe betrifft Sachsen, Franken, Böhmen und Schlesien und stimmt in vielem fast wörtlich mit den hier mitgetheilten Texten überein. Es sei daraus noch einiges nachgetragen.

„Bey Dresden in dem Plauischen Grunde unter dem Dorff, das auff dem Berge liegt, ist ein vortrefflicher Talk-Gang und seynd drey Stollen ganz tief in den Berg getrieben.

Wenn man nach Radeberg gehet, da seynd am Wege Brunnen und eine Buche, darein ist eine Hand geschnitten, die zeigt in das Holz, da kommst Du zu einer großen Linden, darinnen stehet ein Sichertrog, Krake und Keilhau, und eine Hand, die zeigt unter sich auf eine Buchen, unter derselben grabe ein und suche den Gang, er ist mehr denn halb gut Gold.

Von dem Dorffe Ober-Gerßdorff im Scharischen Walde gehe auf der Straße nach dem neuen Bau zu, dem Wege über nach dem Wasser und den Berg hinauf, so kömme Du an ein Wässerlein, das fließt von einem Brunnen, da gehe wohl hinauff, so kömme Du zu einem Brännlein, darinn findest Du Körner, die sind sehr gut und auch schwarz, das Werk, darinn sie liegen, ist noch ganz. Item wenn Du von Gerßdorff aus gehst und an das Wasser, wie oben gemelbt, kömme, so gehe einen Steinwurf oder zwene zur rechten Hand, da stehet eine Thongrube, darinn sind gute Körner.

Bey Dippoldißwalda ist ein Dorff, das heißt Rotenbach davon eine Meile bricht guter gelber Kieß, der ist sehr gut.

Rußpen unter der Zella, da bricht ein guter Fluß, dessen ist etlicher braun, etlicher grün-geel-weiß und etlicher schwarz, alle gut auf Erze zu schmelzen.

Elßdorff liegt bald bey Rußpen, das hat zwo Spitzen und am Wege, wenn man nach Ferbersdorff gehet, an dem Freybergischen Wege, wenn Du von Rußpen nach Freyberg gehen willst, so laß den Weg in dem Dorff auf die linke Hand liegen, und wenn Du zum Dorff hinauskommst, so nimm den Schlamm in dem Wege aus dem Geleise und sichere (siehe) ihn, so findest Du in der Siche-

rung viel Goldkörner, die sehr reich sind. Nicht weit davon ist ein Grund, heißt der Tieffenbach, darinnen findet man viel Goldkörner und Granaten. Von Tieffenbach frage auff Schmalenbach, ist ein Dorff, daselbst wohnt ein Bauer Namens Valtin Lange, durch dessen Gut fließt ein Wasser auß dem Dorffe, zu Ende auß an der Wiesen, am Ufer auf der linken Hand findet man Goldkörner, die sind gar gut und reich, ohngefähr eines guten Steinwurffs von dem Zaune der Wiesen, der Stein-Gang der führet Kiez als ein schönes Gold, das ist Marcasith.

Ulrichsberg ein Dorff unweit Rußpen gelegen, da fließt nicht weit vom Steige über die Mulda ein Flüsslein in die Mulda, das führet viel Goldkörner und Granaten und unter dem Dorff ist ein Stollen, darinn bricht schöne Urth und mächtig, ich halte es für Marcasith. Wottdorff liegt eine Meile von Nossen unter Zellen, da ist ein herrlicher Marcasith und zu Rönigswalde sind gute Flüsse auff Erze.

Zu Ddern (Nederan) 2 Meilen von Frenberg bricht ein schön Silber-Erz, so im kleinen Feuer reich ist, im großen aber nichts giebt, man findet auch gute Körner allda.

1102. Zwei Walenberichte über das Meißner Hochland.

Meiße, Sagenbuch der Sächs. Schweiz, Nr. 53.

Das Meißner Hochland ist reich an verborgenem Gold und Edelgestein; doch kennt das Volk weder den Ort, wo diese Schätze liegen, noch den Spruch, der sie in menschliche Gewalt bringt. Nur die Walen wußten dies alles und zogen in alter Zeit, allem Anschein nach schon im 15. Jahrhundert, kreuz und quer durchs Gebirge, um mit Golde reichbeladen in ihre Heimat Italien oder Welschland zurückzukehren. Sie haben aber sogenannte Walenbücher hinterlassen, und wer den dort gegebenen Anweisungen folgt, dem winken noch heute gewaltige Reichtümer.

In den Büchern aber heißt es:

1. „Hohenwald. Ich, Bastian Verfo von Venedig, bekenne vor jedermänniglich, daß ich bey dem Hohenwald bey Neustädtlein und einem Dorfe Neukirch und an Bischofswerda bey Pfützen, die nicht weit liegt von Ottendorf — wohl mitten am Berge, und bey der Pfütze stehet eine Tanne, da habe ich dareingehauen drey Kreuze, und mitten unter der Tanne, da die Pfütze, ist groß Gut; vom Goldbergwerk niederwärts magst Du auch waschen.“ — „Neustadt bey Bischofswerda gelegen. Relation: Ich, Matz Nicolaus Schläßkan, thue kund frommen Leuten, daß ich allda mein Gut vom Hohenwalde geholet auf dem Falkenberge, der Hohewald genannt, drey Meilen von Bauzen, bey Neukirchen gelegen. Darauf findet man viel Gesteine nach einander liegen wie eine Mauer, das ist zu alleroberst, und wohl mitten auf dem Berge gegen Mittag bey Ottendorf, da ist eine Pfütze, hat roth Wasser, darinnen ist groß Guth, und niederwärts wohl gelegen ein Gewand breit da ist — Gruben vermachet, darinnen ist viel Gold — denn um die Oberhand bey dieser Grube ist viel Gehölze niedergefallen, es stehet eine Tanne dabey, und ist gehauen ein Kreuz, und gegen diesem Baum über liegen drey Steine auf einander gelegt, ist auch ein solch Kreuz, darunter ist die Grube wohl vermachet, eines Knies tief mit Erde und viel Steine darauf geworfen. Das ist geschrieben (14)27.“

(C. G. L. C. F. [Christian Lehmann], Nachricht von Walen, Frankfurt und Leipzig 1764, S. 45 u. 82.)

2. „Zwei Stunden bei Bischofswerda, da frage nach Elias' Haldenwald, er liegt zwischen Neukirch und Neustadt und stößt an Ottendorf. Da wird nicht weit sein die sogenannte Säupfütze, darinnen liegen Goldkörner.

Von da gehe weiter, so wird eine Grenz-Tanne stehen auf dem Puzkauer, da gehe gerade hinauf, so wirfst Du zwölf Steine mit † finden, der zwölftste steht auf dem Waltenberge, bei dem gehe sechs Schritt nach dem Mittag zu, da liegt alt Gereusche und Steine, die räume weg, so wirfst Du Goldkörner finden. Ferner lenke Dich 50 Schritt hinauf, da ist ein Marder in einen Stein gehauen. Wenn Du den hast, so gehe fünf Schritte zurücke und räume bei einem Steine weg, so wirfst Du groß Gut

finden. Item gehe von da weiter nach dem Hohwalde 70 Schritt, so wird ein Entenfuß in einem Steine stehen, da gehe neun Schritte nach dem Mittag zu, da steht eine große Fichte, unter der räume weg, da liegt gediegen Erz. Von da gehe noch 100 Schritte gegen Abend, so wirst Du einen Stein finden, daran ein Bischofsstab gehauen ist. Er ist viereckig. Den hebe auf, so wirst Du Dein ganzes Leben volle Genüge haben. Dergleichen im Hohwalde in des Hasens Brunnen liegen gediegene Goldkörner.“

(Mitgeteilt von Dr. Pflk nach einem handschriftlichen Walenbuche.)

Das den letzteren Bericht enthaltende Walenbüchlein gibt zugleich die Anweisung nebst Formel, „wie man das Gold auf-tun soll“:

Gehe hinzu, falle nieder auf die Knie und bete 5 Vater-unser, drei Ave Maria und einen Glauben. Dies bete zu Gott in seine Dreifaltigkeit und unser lieben Frauen Glend. Und nimm ein kleines altes Röckchen und hänge es über die Grube, das Bergmännchen holt es schon. Darnach mache drei Kreuze vor dich und sprich: „Ich beschwöre dich bei der Kraft Gottes und bei der Menschwerdung Jesu Christi, daß du aufgehest, als Christus ist aufgegangen an dem heiligen † und hat erlöst das menschliche Geschlecht. Also müssen aufgehen alle Bande, Ries, Stahl, Eisen, Gold, Silber und alle verdammte Dinge, als Christus ist aufgefahren und uns von der Hand Adams erlöst. Das gebiete ich dir bei Gott dem Vater und Gott dem Sohne und Gott dem heiligen Geiste! Amen.“ So wirst du wahrhaftig sehen, daß sich die Grube und das Versekte wird auf-tun und ledig werden.

In den Jahren 1810—1812 wohnte ein Wale aus Venedig bei dem Bauer Proße in Berthelsdorf. Er sammelte im Hohwalde am Waltenberge Sand und bewahrte denselben im Speisegewölbe seines Hauswirtes auf. Letzterer hatte nicht die geringste Ahnung von dem großen Werte des Sandes. Als der Fremde endlich abreiste, lud er den Gutsbesitzer ein, falls er einmal in Not geriete, zu ihm nach Venedig zu kommen, er wollte ihm dann helfend beistehen. Proße verlor im Kriege 1813 all sein Vieh. Da machte

er sich auf nach der Lagunenstadt, fand auch nach langem Suchen seinen ehemaligen Gast in glänzenden Verhältnissen lebend wieder. Dort erfuhr er, daß der Venetianer seinen Reichtum dem schwarzen und gelben Goldsande aus der Gegend des Waltenbergs verdankte. Proße wurde freundlich aufgenommen und kehrte reichbeschenkt zurück.

1103. Bischofsstab und Entenplatsche.*

Pilk, der Waltenberg und seine Sagen. Bischofswerda, 1894.

Im Haldenwald verborgen liegt ein Bischofsstab. Ein eigentümlicher Zauber liegt auf diesem Gebilde. Wer es findet und zugleich den Ort der Entenplatsche kennt, der, so spricht die Sage, „wird Goldes Genüge haben“; denn er ist dann imstande, den Schatz des Waltenberges, die Braupfanne angefüllt mit Goldstücken, nach der schon mancher gegraben hat, zu heben.

Nach einigen soll der Bischofsstab vor Jahren bereits von Waldarbeitern gefunden, jedoch spurlos wieder abhanden gekommen sein. Andere wollen wissen, es sei ein Stein mit der eingemeißelten Figur eines Krummstabes zum Turmbau auf dem Waltenberge verwendet und daher die Aussicht auf Erwerbung der Braupfanne für immer vernichtet worden.

* Vorstehende Sage ist wahrscheinlich eine Reminiszenz aus der Zeit der goldwaschenden Italiener, die sich unter anderen Zeichen (Hand, Kelch) auch derjenigen des Bischofs und der Ente bedienten. Göttinger fand noch zu Ende des 18. Jahrhunderts im anstoßenden Hohwalde genannte Merkmale in Steine eingehauen. Vgl. auch die verschiedenen Schatzsagen vom Waltenberge.

III. Sprungfagen und Ähnliches.

Vgl. auch Nr. 482, 941, 946.

1104. Der Wanensprung bei Planschwitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 646; metrisch behandelt von Hager a. a. D.,
Heft I, S. 11 ff.

Beim Dorfe Planschwitz bei Plauen steigt ein hoher Berg schroff vom Ufer der Elster aus in die Höhe. Im letzten Kriege soll nun ein Wan, von den Feinden grimmig verfolgt, weil er mit der Gegend unbekannt war, bis auf den Gipfel dieses Berges gesprengt sein, und als er hinter sich seine Verfolger und sonst keinen Ausweg gesehen, den Tod in der Elster seiner Ergebung vorgezogen haben. Er setzte also mit seinem Rosse kühn in den Fluß hinab; zwar versank das treue Tier in den Fluten, er aber rettete sich durch Schwimmen glücklich ans andere Ufer.

Dieselbe Sage ohne jeden eigentümlichen Zug erzählt von einem Felskegel bei Burg Stein an der Elster Gräße, Bd. II, Nr. 694, nach Sachsengrün 1861, S. 144.

1105. Der rote Stein auf der Kirchgasse zu Annaberg.

Ziehnert, Sachs. Volksfagen, S. 458.

Auf der unteren Hälfte der Großen Kirchgasse in Annaberg befindet sich im Pflaster ein roter Stein, von dem folgendes erzählt wird:

Ein Chorknabe stand auf der Galerie des Kirchturms und ward von einem Windstoß gefaßt und herabgeworfen. Da ihm aber sein Chormantel als Fallschirm diente, so kam er glücklich und wohlbehalten auf die Erde. Dies sah ein Schieferdecker, und alsbald kam dem verwogenen Gefellen ein List an, dieselbe Fahrt, die ihm lustig genug schien, auch zu versuchen. Er nahm also einen Mantel um, stieg auf den Turm und sprang herab. Aber wehe, der Mantel verwickelte sich und kopfüber im jähligen Sturze schmetterte der tollkühne Schieferdecker auf das Pflaster. Wo er seinen blutigen Tod fand, setzte man zum Andenken an diese Begebenheit den roten Stein in das Pflaster.

1106. Der Rittersprung bei Marienberg.

Röbler, Sagenbuch, Nr. 524; Steinbach, Historie des Städtchens Zöblitz, Dresden 1760, S. 12.

Das Dörfchen Rittersberg bei Marienberg soll seinen Namen von einem Besitzer des Schlosses Lauterstein haben; und zwar, als es belagert worden, soll der Besitzer, welcher ein Räuber und Schwarzkünstler war, mit einem Pferde herab auf die Wiese gesprungen und das Pferd darüber in der Erde stecken geblieben sein. Hierauf habe er sich auf den Berg, wo das Dörfchen liegt, retiriret und er sei alsdann dort gefangen worden. Von diesem ritterlichen Sprung habe darauf erwähntes Dörfchen den Namen Rittersprung und nach der Zeit Rittersberg bekommen.

1107. Sage vom Schloß Lauterstein bei Zöblitz.

Gräbe, Bd. I, Nr. 473; Hasche, Mag., Bd. II, S. 462.

Eine Stunde von der Stadt Zöblitz liegt auf einem hohen Berge diesseits des Schwarzwassers ein Schloß, Lauterstein mit Namen. Dieses ist zuerst ein Raubschloß gewesen und hat sich ein-

mal hier ein Reiter, der verfolgt ward, mit seinem Rosse vom Felsen herabgestürzt; das Pferd ist tot geblieben, der Reiter zwar mit dem Leben davongekommen, aber von seinen Feinden gefangen worden.

1108. Harras, der kühne Springer.

Gräße, Bd. I, Nr. 327; Ab. Chr. Kreschmar, Nachr. v. Mittweyda, Bd. I, S. 128 ff.; poetisch beh. v. Th. Körner, Poet. Nachlaß, Leipzig 1815, Bd. II, S. 71 ff.; nach andern Sagen v. Ziehnert, S. 124 ff.

Zwischen Frankenberg und Lichtwalde an der Zschopau befindet sich ein hoher Fels, der Hausstein genannt. Am 28. Mai des Jahres 1499 ist der Ritter von Harras, Besitzer von Lichtwalde — seine Familie besaß dasselbe bis 1561 — in einer Fehde von seinen Feinden in der Nähe desselben überfallen und so verfolgt worden, daß ihm kein anderer Weg zur Rettung übrigblieb, als mit seinem Rosse von der Spitze des hohen Felsens, der darum den Namen Hausstein trägt, in den unten vorbeiströmenden Zschopaufluß zu springen. Dieser kühne Sprung von einer Höhe von mehr als 100 Ellen ist ihm auch geglückt, und da er eine Tiefe von 10 Ellen Wasser im Flusse getroffen, hat derselbe weder ihm, noch dem Rosse Schaden gebracht, sondern beide haben das gegenüberliegende Ufer glücklich erreicht und später im Schlosse zu Lichtwalde Schutz gefunden. Der Ritter aber hat nach der Kapelle zu Ebersdorf und dem dort befindlichen Gnadenbilde eine Wallfahrt gemacht und zum Andenken daselbst ein großes silbernes Hufeisen hinterlassen, welches in der Kapelle aufgehangen, aber um 1529 gegen ein eisernes vertauscht worden ist. Im Mai des Jahres 1801 ist am Rande der Zschopau dem Hausstein gegenüber bei einer sehr alten Eiche ein Denkstein mit der Inschrift auf den beiden Hauptseiten: „Dem tapfern Springer, Ritter von Harras“ errichtet worden, auf dessen Nebenseiten ein Sporn und ein Hufeisen abgebildet wurden.

1109. Der Ritter St. Georg zu Nauenhain.

Gräße, Bd. I, Nr. 349; Kamprad a. a. D., S. 347 ff.

Der Ritter St. Georg, der Drachentöter, ist auf seinen Reisen auch nach Meissen gekommen und hat sich in Staupitz aufgehalten, welches zwischen Leisnig und Döbeln gelegen war: von diesem ist dermalen aber nichts als der Name und einige Rudera übrig. Diese Gegend wird jetzt Auf den Staupen genannt; daselbst sind schöne Felder, und die Bauern zu Wendishain haben dieselben für einen Zins im Gebrauch. Auch das schöne große Gut zu Steinau bei Hartha soll einst dem Ritter St. Georg gehört haben. Es begab sich aber, daß dieser Ritter St. Georg einst von seinen Feinden beinahe gefangen genommen ward. Um ihnen zu entgehen, muß er mit seinem Pferde von einem hohen Felsen, dem Dorfe Westewitz gegenüber, in die Mulde springen. Er gelobt, wenn Gott ihn mit dem Leben davonkommen lasse, ein ewiges Gedächtnis zu stiften. Und der Sprung gelingt wirklich. Zuvor soll er einen beschriebenen Bogen Papier in die Luft haben fliegen lassen, wo solcher nun würde gefunden werden, da wolle er Gott zu Dank eine Kirche hinbauen lassen. Dies ist hernach auch geschehen, und hat er die Kirche hierher zu Nauenhain bauen lassen. Zum Wahrzeichen hat man aber sein Bild stets in der Kirche von Nauenhain vorgezeigt. (Vgl. Nr. 1021.)

1110. Der Fahnenträger zu Scharfenberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 60; poetisch behandelt b. Ziehnert, S. 399 ff.

Auf dem Hofe des Schlosses Scharfenberg bei Meissen steht noch heute das Bild eines geharnischten Mannes mit dem Wappen derer von Miltitz, in deren Besitze das Schloß seit dem 14. Jahrhundert bis 1854 war. Diese Statue soll den Fahnenträger einer sächsischen Besatzung vorstellen, denn als dieser im Dreißigjährigen Kriege das ihm anvertraute Banner gegen die stürmenden Schweden so lange verteidigt hatte, bis ihn die Feinde bis auf die äußerste

Spitze des Walles drängten, so stürzte er sich mit der Fahne vom Felsen herab, allein Gott hielt seine Hand über ihn und er kam samt dem Banner glücklich davon.

1111. Der Trompeterfelsen bei Seifersdorf.

Röhler a. a. D., Nr. 764; A. W. Clauß, Führer auf der Fahrt durch das Weißeritzthal, 1883, 2. Aufl., S. 12.

Kurz vor der Haltestelle Seifersdorf zwischen Hainsberg und Dippoldiswalde befindet sich auf dem jenseitigen Weißeritzufer der Trompeterfelsen, an welchen sich folgende Sage knüpft. Ein sächsischer Trompeter wird von Delsa her von Feinden hart verfolgt und steht plötzlich auf einer Waldblöße vor dem Abgrunde. Den Tod vor und hinter sich sehend, sprengt er über den Abhang in die Weißeritz. Sein Pferd zerschellt, er aber kommt mit dem Leben davon, steigt auf die dem Felsen gegenüber liegende Höhe und bläst dort ein „Nun danket alle Gott“. Die erbitterten Verfolger sandten ihm Schüsse nach, und eine Kugel streckte ihn nieder.

Anderere erzählen, die Kugel sei ihm zwischen Hand und Mund durch die Trompete gefahren, dieselbe unbrauchbar machend. Die Trompete sei in das alte Messing gewandert, das Stück mit dem Loch aber noch in einem Altertummuseum zu sehen.

1112. Das Kreuz auf dem Bärensteine.

Güsse, Historie des Städtchens Königstein, S. 219; poetisch bearb. von A. H. Nicolai; Drei Sagen a. d. sächs. Schweiz, Pirna 1852, 12, S. 23 ff.; Gräße a. a. D., Nr. 189.

In der Nähe des Dorfes Thürmsdorf bei Königstein befindet sich der sog. Bären- oder Bernstein, von dessen Gipfel man eine herrliche Aussicht auf das benachbarte böhmische Gebirge genießt.

Auf diesem soll sich im Jahre 1639 eine von schwedischen Soldaten des General Banner verfolgte Jungfrau (nach einigen war sie aus Pirna) geflüchtet und aus Furcht vor ihren Verfolgern von der Höhe herabgestürzt haben, worauf man unten am Felsen, wo man das Mädchen tot aufgefunden hat, dieses Exempel also bewahrter Keuschheit mit einem in den Felsen gehauenen Kreuze bezeichnet hat.

1113. Der Jungfernsprung auf dem Dybin.

Gräße; Bd. II, Nr. 881; Chr. A. Peschek, Der Dybin bei Zittau, Zittau und Leipzig 1792, 8, S. 25 ff.; Büsching, Volksagen, S. 179 ff.; poetisch beh. v. Ziehnert, S. 203 ff. u. Segnitz, Bd. II, S. 54 ff.; novell. beh. in Sagen und Abenteuer vom Dybin, Zittau u. Leipzig 1801, 8, b. Ppfer, Abendl. 1001 Nacht, Bd. X, S. 115, Bd. XIV, S. 223 u. Winter in der Confit. Ztg. 1854, Nr. 207.

Der Dybin, ein bienenkorbformiger 513 m hoher Sandsteinfelsen, berühmt durch seine herrliche Ruine, hat unter anderen Merkwürdigkeiten auch eine Felskluft, die man den Jungfernsprung nennt. Man erzählt drei verschiedene Sagen von der Entstehung dieses Namens. Im Jahre 1601, dem Tage Johannes des Täufers, als eine große Menge Menschen aus Zittau und den benachbarten Dörfern der Gewohnheit nach den Dybin besuchte, befand sich unter ihnen ein rasches Mädchen, die mit ihren Gespielinnen auch an diesem Orte sich umfah. Man scherzte, und jenes Mädchen wagte es auf eine Wette, über diese Klufft wegzusehen. Damals trugen noch die meisten Frauenzimmer, auch die vom Stande, Pantoffeln. Im Springen nun glitschte ihr Fuß aus dem glatten Pantoffel und sie fiel hinunter. Da sie aber nach damaliger Sitte einen tüchtigen Steif- oder Reifrock anhatte, der sie vor dem schnellen Falle schützte, so ward sie durch Hilfe desselben herniedergeschoben und vollendete diese ansehnliche Tour von ohngefähr 40 Fuß Tiefe ganz ohne Nachteil.

Die zweite Geschichte erwähnt eines Jägers, der ein züchtiges Mädchen brünstig verfolgte. Sie flüchtete sich hinter die Kirche, der Jäger ihr nach. Sie lief atemlos weiter, gelangte an die

Schlucht, sprang mutig herab, ihre Tugend zu retten, und kam auch glücklich von dannen.

Die dritte Sage schreibt eben diese heroische That einer Nonne zu, die von einem Mönche verfolgt wurde und, um ihre Ehre zu retten, diese gefährliche Luftreise machte.

1114. Der Dutschman zu Budiffin.

Gräbe, Bb. II, Nr. 739; H. G. Gräbe, Volksagen und volkstümliche Denkmale der Lausitz, Bautzen 1889, S. 110.

Auf dem zu Budiffin am Markte bei der Ratswage befindlichen Wassertroge befindet sich ein steinernes Standbild. Es stellt einen bewaffneten Mann in Römertracht mit einem starken Barte vor, der in der rechten Hand eine Fahne hält, in der linken ein Schild mit dem Budiffiner Stadtwappen trägt und an der Seite mit einem kurzen Schwerte bewaffnet ist. Die Figur ist unter dem Namen Dutschman bekannt, und es besteht darüber folgende Sage: Es sei einst ein wendischer Fürst, wild und unbändig, dabei aber ein kühner, verwegener Reiter gewesen; der habe sich anheischig gemacht, mit seinem Pferde über den Wasserkasten zu setzen, und dies auch ausgeführt. Die Deutschen aber erzählen, er habe sich mit seinem Pferde überschlagen und sei in dem gefüllten Wasserkasten ertrunken, und zur Erinnerung sei dieses Standbild errichtet worden.

1115. Der Rockenstein bei Schönheiderhammer.

Röhler a. a. D., S. 591; Lindner, Wanderungen durch die interessantesten Gegenden des sächs. Erzgebirges, II. H., Annaberg 1847, S. 30.

Dicht an der Straße von Eibenstock nach Schönheiderhammer erhebt sich in der Nähe des letztgenannten Ortes ein zerklüfteter hoher Granitfels, der Rockenstein genannt. Die Sage erzählt, daß einst ein tugendhaftes Mädchen mit ihrem Spinnrocken dem zudringlichen Gelüft eines rohen Jünglings entflohen und Sicherheit

auf diesem in Wald gehüllten Granitfelsen gesucht, hier aber von ihrem Verfolger entdeckt und von dem Felsen herabgestürzt worden, indem nur der Rocken zurückgeblieben sei.

1116. Der Kurrendknabe zu Geithain.

Gräbe, Bd. I, Nr. 381; poetisch beh. bei Ziehnert, S. 254 ff.

An der Mittagsseite der Kirche zu Geithain ist ein Knabe in Stein gehauen, den die auf dem Rücken hängende Schalaune (Mantel) als Kurrendschüler bezeichnet. Zwar ist die Inschrift unter dem Bilde selbst nicht mehr zu lesen, die Sage aber berichtet also über die Bedeutung desselben. Es sind einmal des Abends vier Kurrendschüler der Stadt Geithain auf dem Kirchturm gewesen und haben gesehen, daß da, wo die Viertelglocke hängt, ein Dohlenest zwischen den Balken angelegt war. Die Stelle war gänzlich unzugänglich, doch haben sie am Ende auf ein Mittel gefonnen, sich des Nestes zu bemächtigen. Drei von ihnen haben also ein Brett zum Kirchturmfenster hinausgehalten, und der vierte ist darauf gestiegen und auf diese Weise an die Balken gekommen, um so das Nest, welches aber nur von außen zugänglich war, auszunehmen. Er ruft ihnen zu, es seien drei schwarze Junge und ein weißes darin. Die andern verlangen nun für sich das weiße, doch jener will ihnen nur die drei schwarzen geben und das erstere für sich behalten. Sie drohen ihn herabzuwerfen, wenn er ihnen das weiße nicht hereinreiche, und als er es nicht tut, lassen sie ihn samt dem Neste, welches er in der Hand hält, herabfallen. Zum Andenken an diese schauerliche Begebenheit ist eben jenes steinerne Bild errichtet worden.

1117. Das Pagenbette auf dem Königsteine.

Cur. Sax., 1745 S. 22, 1796 S. 313; Gräbe a. a. D., S. 166; Buchhäuser, D. Chur-Sächf. Vest. Königstein, S. 14; Hoffmann, Das Weißner Hochland, Lohmen 1842; poetisch bei Ziehnert, S. 289.

Auf der weltberühmten Bergfeste Königstein befindet sich hinter der jetzt sogenannten Friedrichsburg auf einem schmalen, kaum eine

Alle breiten Gefimse der äußeren Festungsmauer, so an der Felsen-
ecke zu sehen, das sogenannte Pagenbette, welches davon seinen
Namen hat, daß Karl Heinrich von Grunau, Leibpage des damals
gerade auf der Festung weilenden Kurfürsten Johann Georg II., den
12. August des Jahres 1675, als letzterer auf der damals sogenannten
Christiansburg (jetzt Friedrichsburg) gespeist, in der Trunkenheit zur
Nachtzeit zu einer Schießscharte hinter der genannten Friedrichs-
burg herausstieg, sich auf obgedachtem schmalem Absatze niederlegte,
einschlief und am folgenden Morgen hier noch in tiefem Schlummer
gefunden ward. Sogleich wurden Seile um ihn herumgeworfen,
um ihn vor dem Herabstürzen zu retten und er dann auf Befehl und
im Beisein des Kurfürsten aus dem Schlummer durch Trompeten-
geschmetter und Paukenwirbel aufgeweckt. Dieser Grunau ist übrigens
erst den 9. Dezember 1744 zu Schmölln bei Bauzen 90 Jahre alt ge-
storben, nachdem ihn Gott noch einmal wunderbar vor dem Tode
behütet, als sein scheu gewordenes Pferd mit ihm von der Elbbrücke
zu Dresden über das Geländer in die Elbe sprang. (Vgl. Nr. 248.)
Eine ähnliche Sage vom Schweizerbett im Plauenschen Grunde bei
Gräfe, Bd. I, Nr. 261.

IV. Steinkreuzsagen u. dgl.

Vgl. Nr. 180, 246, 335, 940, 963, 1149; siehe auch Sprungsagen.

1118. Sage vom steinernen Kreuz auf der Höhe zwischen V Ober- und Unterbrambach.

Gräße, Bd. II, Nr. 706; metrisch behandelt von Fr. Ködiger, a. a. D.

Es war mitten im kältesten Winter, als zu Oberbrambach die Burschen und Mädels in der Spinnstube versammelt waren, nach der noch nicht ganz erstorbenen Sitte früherer Tage. Die Mädchen spannen, die Burschen spielten Karten, bis es neun Uhr schlug. Dann flogen Spinnräder und Karten beiseite und man belustigte sich mit allerlei Spielen, Nachbarn schlagen, Gänsedieb, Koch und seine Speisen u. dgl. Da begann der Sohn des Richters die kecke Frage aufzuwerfen, wer wohl am meisten tragen könne? — Drei Gulden setze er zum Lohn, wenn einer zwei Scheffel Gerste trage. — Die Bursche schwiegen, ein Mägdlein aber rief: „Ich will zwei Scheffel zur Mühle tragen, sie mahlen, und dann das Mehl bringen, um mir den verheißenen Lohn zu holen.“ — Dem Sohn des Richters war dies ein sehr erwünschtes Anerbieten, denn er liebte das Mägdlein und wollte ihre Arbeitslust durch die Wette erproben. Ihr aber ging es mit ihm ebenso, sie liebte ihn von ganzem Herzen, und die schwere Last war ihr eine Seligkeit, da sie seine Liebe dadurch zu gewinnen hoffte. Als die Gerste gemahlen war, und sie die zwei Säcke auf die Schulter nahm, kraute sich der alte Müller hinterm Ohr und murmelte vor sich hin: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt leicht darinnen um. Möge dir Gott und dein Glaube gnädig beistehen!“ — Aber die Jungfrau flog dahin, den Hügel hinan, wie wenn sie Schwingen hätte. Das Gehen im Schnee aber machte sie müde, und sie setzte sich eine Weile auf die Schränkstangen nieder, um auszuruhen. Bald schlossen sich ihre Augen-

lider und sie schlief ein, um nicht wieder zu erwachen. Am andern Morgen fand man sie — erdroffelt. Ihr Liebster zog, wie die Sage berichtet, in den Türkenkrieg; auf der Stelle aber, wo das Mädchen den Tod fand, steht noch heutigen Tages ein steinernes Kreuz, da sie auch dort begraben sein soll.

1110. Sage vom steinernen Kreuz bei Hohendorf.

Gräße, Bd. II, Nr. 707; metrisch behandelt von Fr. Rödiger.

Der Bauer Jöf in Hohendorf zog an einem Freitag frühzeitig aufs Feld hinaus, nach alter Sitte vier Stiere vor den Pflug gespannt, wie es im Egerland noch heute Brauch ist. Seine Tochter Brigitte begleitete ihn, denn sie sollte die vordern Stiere beim Ackern leiten. Sie hüpfte und sprang und lachte, daß sie fast das Läuten des Glöckleins überhörte, bei dem der Vater das Kreuz schlug. „Kind,“ sprach er, „wer den Freitag mit Lachen grüßt, muß am Sonntag weinen! Es ist der Todestag Christi. Schütze dich der liebe Herr Gott!“ — Gegen Mittag sprengte ein Knappe aus dem Troß des Ritters von Reichenstein quer übers Feld, der Brigitte liebte. Er sprang vom Pferde und führte an ihrer Statt die Stiere, indes sie zusammen kosten und tändelten. Als dies der Knecht Daniel sah, ergrimmte er im Herzen; denn er liebte die schöne Brigitte nicht minder. Der Bauer hieß ihn an den Pflug treten, da er einstweilen die Schlichteule vorbereiten wollte, und dies war dem Daniel eben recht. Eifersucht und Bosheit rangen in seinem Herzen, und tausend böse Wesen umringten ihn: er warf die Keute nach dem Knappen, und die eiserne Spitze derselben traf ihn tödlich, zum großen Herzeleid Brigittens und ihres alten Vaters. Am Sonntag darauf wurde die Leiche begraben und Brigitte schluchzte unter Tränen: „Wer den Freitag mit Lachen grüßt, muß am Sonntag weinen!“

Daniel, der Mörder, entfloh ins Weite, fand aber nirgends Ruhe. Ihm zum ewigen Brandmal steht als Merkzeichen seiner ruchlosen Tat ein Kreuz auf der Höhe, wo dieselbe geschah, daran die Keute bildlich eingehauen ist.

1120. Der Rainstein bei Eschenbach.

Mitgeteilt von Lehrer A. Zimmer in Raun.

Unweit der Bockmühle, links am Wege nach Eschenbach steht heute noch ein Rainstein in Gestalt eines Pferdekopfes. Von ihm geht die Sage, daß hier im Dreißigjährigen Kriege ein Reitersmann verunglückt und begraben worden ist, und viele wollen im Mondenschein deutlich einen Reiter ohne Kopf gesehen haben.

1121. Der Taufstein zu Pechtelsgrün.

Gräße, Bd. II, Nr. 622; Fickenwirth a. a. O., S. 276.

In der südlich vom Dorfe Pechtelsgrün bei Reichenbach gelegenen Waldung liegt rechts von dem gewöhnlichen alten Fußwege nach dem Dorfe in einem Fahrweg ein 4 Ellen langer und $1\frac{1}{4}$ Elle breiter Granitstein, worauf ein Kreuz eingehauen ist. Daneben läuft ein kleiner Bach, und mit dem Wasser desselben sollen vor langen Jahren in Kriegsnöten einst in diese Wälder geflüchtete Bauern ihre Kinder getauft und diesen Stein als Taufstein benutzt haben.

1122. Der Stein zu Waldkirchen.

Gräße, Bd. II, Nr. 670; Fickenwirth, Chronik von Lengefeld, S. 275.

Mitten im Dorfe Waldkirchen bei Reichenbach befindet sich ein kleiner Teich und auf dem denselben begrenzenden Damme, 16 Schritte östlich von dem durch die Mitte des Dorfes schneidenden Fahrweg, steht ein Stein, $\frac{3}{4}$ E. hoch, oben in einen Tierkopf ausgehend. Er soll daran erinnern, daß im Dreißigjährigen Kriege ein durch das Dorf sprengender schwedischer Reiter mitten im Dorfe in einen bodenlosen Morast geriet und nebst seinem Pferde in demselben versank und umkam.

E 1123. Der Stein mit dem Kreuze in Bärenwalde.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 672.

In Bärenwalde liegt am Berge, wo die Straße vorüberführt, ein großer Stein, in welchem man ein kleines eingemeißeltes Kreuz sieht. Die Sage erzählt davon, es seien an der Stelle einst bei einem heftigen Gewitter zwei Bettelknaben vorübergegangen. Als es heftig donnerte, spotteten sie in gottloser Weise und der eine sprach: „Dort oben fährt der liebe Gott mit dem Schubkarren herum!“ Kaum aber hatte er diese Worte gesagt, so erschlug ihn ein niederfahrender Blitz. Der Knabe wurde darauf an dem Orte begraben, und zur Erinnerung an diese Begebenheit meißelte man ein Kreuz in den großen Stein, der bereits an dem Plage gelegen hatte, wo dies geschehen war.

1124. Die zwei Messer zu Eibenstock.

Gräße, Bd. I, Nr. 535; Dettel, Historie von Eibenstock, 1748, S. 354.

Am Ostermontag des Jahres 1621 sind bei dem Schenkwirt Hans Meichsner zu Eibenstock zwei junge Burschen von 18 Jahren, G. Unger und Chr. Fröhlich, zu Biere gewesen, aber miteinander uneins worden und haben sich geschlagen. Solches haben sie so lange getrieben, bis Fröhlich mit einem Messer dem Unger gegen das Herz einen Stich gegeben, darüber er alsbald gestorben. Zuvor aber hat Unger das Messer wieder herausgezogen und den Fröhlich wieder gestochen, doch hat sich dieser auf die Flucht begeben. Hernach ist über ihn auf dem Markte öffentlich Halsgericht gehalten. Damit aber diese schreckliche Tat den Nachkommen im Gedächtnis bleiben möge, sind zwei Messer in einen Stein gehauen und ist solcher an der Ecke der Brotbänke, wo früher der hölzerne Esel stand, aufgerichtet worden.

1125. Der Friedensstein am Streitwald.

Gräße, Bd. I, Nr. 562; nach Dietrich, Rom. Sagen des Erzgebirges, Bd. I, S. 338 ff.

Während Ritter Ernst, Herr und Graf zu Schönburg auf Hartenstein, und Bruno von Schönberg auf Stollberg mit dem

Herzog Albrecht ins gelobte Land gezogen waren, hatte der damalige Abt des Klosters zu Grünhain, ein herrschsüchtiger und habgieriger Mann, durch seine Intrigen es dahin zu bringen gewußt, daß zwischen den von jenen mächtigen Rittern während ihrer Abwesenheit bestallten Wägten ihrer Besitzungen ein Streit über einen schönen, trefflich mit Wild und Holz bestandenen Forst entstand, der zwischen ihren Grenzen und denen der Grünhainer Abtei lag, und hoffte schließlich bei demselben den Forst in seine Hände zu bekommen. Ehe jedoch die Sache so weit kam, starb er, und sein Nachfolger, ein milder Priester, weit entfernt den Streit zu schüren, vermittelte die Versöhnung der inzwischen aus Palästina zurückgekehrten Ritter. Sie kamen im freien Felde zusammen und verglichen sich miteinander; an jener Stelle aber ward ein Stein aufgestellt, dem der Volksglaube, weil er vom Grünhainer Abte geweiht war, Wunderkräfte zuschrieb; er sollte nämlich, stückweise zu Pulver gerieben, bei allerlei körperlichen Leiden die ersprißlichsten Dienste leisten. Jener streitige Wald aber hieß seit jener Zeit der Streitwald.

1126. Die drei Kreuze bei Brand.

Gräße, Bd. I, Nr. 298; Ziehnert, S. 445.

Vor dem Bergstädtchen Brand, welches in der Nähe von Freiberg liegt, standen seit uralten Zeiten drei Kreuze. Am 2. Mai des Jahres 1574 wurden statt der ursprünglich hölzernen, welche ganz morsch geworden waren, auf Kosten der Knappschaft und Berggewerke drei steinerne mit Gehäuse und Schieferdach gesetzt. Diese warf den 10. November 1582 ein heftiger Sturmwind wieder um, wobei eine Magd, die aus Freiberg Semmeln geholt und sich bei den Kreuzen, um auszuruhen, niedergesetzt hatte, von den Werkstücken erschlagen ward. Am 29. Juli 1608 wurden sie abermals erneuert und standen lange unverfehrt, bis der Sturm vom 10. November 1800 wieder zwei von ihnen umstürzte. Jetzt stehen drei hölzerne Kreuze, jedes gegen neun Ellen hoch.

Als Entstehungsursache dieser Kreuze erzählt man aber folgendes. In einem Kriege, niemand weiß in welchem, ist Freiberg belagert worden und hat eine große Summe als Brandschatzung

geben sollen, diese aber nicht gleich aufbringen können, also drei Ratsherren als Geiseln gestellt. Weil ihnen aber inzwischen Entschluß kommen ist, so haben sie einen Boten ins feindliche Lager geschickt, der den Ratsherren insgeheim kundtat, wie die Sachen stünden, und daß sie womöglich in der kommenden Nacht entfliehen möchten, denn die Stadt sei nicht gesonnen, diese hohe Summe zu bezahlen. Hierauf sind dann die Ratsherren ihrer Haft entflohen, auch glücklich bis vor das Lager gekommen, hier aber eingeholt und am andern Morgen für ihren Wortbruch durch das Schwert hingerichtet worden. Nachher hat dann die Stadt zum Andenken ihrer unglücklichen Ratsherren an der Stelle, wo sie hatten sterben müssen, die drei Kreuze errichten lassen.

L 1127. Das Steinkreuz am Wege von Wechselburg nach dem Rochlitzer Berge.

R. Zimmermann, Sagen und Mären aus dem Tale der Zwickauer Mulde, Chemnitz 1901, S. 13.

Von Wechselburg führt anfangs durch eine anmutige, fruchtbare Aue, die schon Flemming in seinen Liedern erwähnt, und dann durch tiefdunklen Nadel- und hellgrünen Laubwald, ein schöner Fußweg nach dem Rochlitzer Berge. An dem Wege steht ein einsames, halbverwittertes Steinkreuz. Weshalb es einst gesetzt worden ist, wissen wir nicht; der Volksmund berichtet, daß man es zur Erinnerung an zwei Jäger errichtet habe, die hier eines Mädchens wegen, andere gar behaupten, eines geschossenen Rehens wegen, einen Zweikampf ausgefochten hätten.

1128. Das Rad in der Kirche zu Schweta.

Gräße, Bd. I, Nr. 333; J. Fiedler, Mügelsche Gedächtnis-Säule. Leipzig 1709. 4. S. 81 ff.

Im Jahre 1304 ist zu Schweta bei Mügeln der Ritter und Kriegsoberste Friedrichs des Gebissenen, Herr Melchior von Saal-

hausen gestorben, ein Mann aus altem adligen Geschlechte, der von Kindheit an ein herzhafter Soldat und Kriegsmann gewesen und Hahn genannt worden, dieweil er überall Hahn im Korbe gewesen. Als er aber in seinem Alter sich zur Ruhe setzte und auf dem Hause Schweta wohnte, hat es ihm noch von der Kriegszeit, wo er viel Menschenblut vergossen, angehangen, daß, wenn er sich erzürnt, er in seiner Hitze denjenigen, der ihn zum Zorn bewegt, seiner Wut ausopferte, also, daß er bei der hohen Landesobrigkeit, obgleich diese ihm seiner ritterlichen Kriegstaten wegen wohl gewollt, oft in große Ungnade geraten und etliche Male hat selbstständig werden müssen. So hat er einmal zwei Böttcher im Keller zu Schweta gehabt, die etwas an Wein- und Bierfässern haben arbeiten sollen. Als er nun zu ihnen in den Keller ging, ihrer Arbeit zuzusehen, und sie es ihm nicht zu Sinne gemacht, hat er sie getadelt und unterrichtet, wie er's haben wolle. Die Böttcher haben aber vermeint, sie verstünden es besser; es mögen auch einige Worte gefallen sein, worüber er erzürnt ward, kurz, er hat sie wie Hunde niedergeschlagen und im Keller erwürgt. Weil er nun schon allzuviel Berg am Rocken gehabt, hat er sich in Eile aufgemacht und sich dahin geflüchtet, wo er sicher zu sein gemeint. Es ist ihm aber fleißig nachgetrachtet worden, also, daß er große Mühe gehabt, seinen Verfolgern zu entgehen, doch ist er ihnen immer als ein rechter Hahn aus den Fäusten entfliegen. Einstmals hätte er aber doch verspielt gehabt, wäre nicht einer seiner Untertanen gewesen. Als ihm nämlich derselbe Mist aufs Feld fährt und der Saalhausen hinter dem Wagen hergeht, wird er gewahr, daß das Landgericht zu Roß und Fuß einherzieht, ihn zu suchen und abzuholen. Als er nun hierüber erschrickt und zur Flucht nicht mehr Zeit hat, bittet er den Bauer um einen guten Rat. Der heißt ihn aber heitern Muts sein, seine Feinde hätten ihn hinter dem Wagen noch nicht gesehen, er solle sich nur niederlegen, und weil sie gleich auf den Acker wären, da der Mist hingehöre, wolle er ein wenig Mist auf ihn werfen, sie würden ihn darunter nicht suchen, er wolle unterdessen wieder auf den Hof fahren, als ob er seiner Arbeit warte, und fleißig achtgeben; sobald sie hinweg sein würden, wolle er es ihm anzeigen und ihm wieder heraus helfen. Dem guten Manne war aber sein Leben lieb, er hatte auch nicht Zeit, sich viel zu besinnen, legte sich also nieder und ließ sich zudecken, also daß er auch sicher verblieb. Nun hatten sie aber

Kundschaft, daß der von Saalhausen um diese Stunde gewiß zu Hause sein sollte; sie suchten ihn also desto fleißiger und länger an allen Orten, wo sie nur errieten, daß es möglich wäre, daß sich da ein Mensch aufhalten könne. Dabei geschah es natürlich, daß er länger unter dem Miste im Gestanke aushalten mußte, worüber er denn endlich unwillig ward, aus Argwohn, die Leute seien längst hinweg und der Bauer lasse ihn absichtlich so lange im Kote stecken und spotte seiner. Nachdem nun endlich die Gerichte fort sind, kommt der Bauer fröhlich zurück, meldet dies seinem Herrn und hofft großes Lob und Dank verdient zu haben. Statt dessen schilt ihn aber der Junker, und als er sich entschuldigt, greift Saalhausen nach dem Degen und sticht ihn tot. Als er nun nach Hause gekommen, da hat er vernommen, wie gefährlich die Sache für ihn gestanden und wie schlecht er dem gelohnt, der ihm das Leben gerettet, und wie geschwind er zuvor zum Zorne gewesen, so sehr hat er hernach bereut. Weil nun seine Gefahr wegen so vieler Morde immer größer geworden, hat er sich außer Landes begeben und endlich durch großer Herren und Potentaten Fürwort Gnade und Sicherheit erlangt. Darauf hat er aber ganz einsam gelebt und sich keiner Sache oder des Hauswesens mehr angenommen, sondern nur gebetet und sein voriges Leben herzlich bereut, dann aber um Kirche und Schulen sowie die Armen sich wohl verdient zu machen gesucht, auf daß auch andere für seine arme Seele zu Gott beten möchten. Vor seinem Ende hat er befohlen, wenn er verstorben, solle man ihn zwar zu Schweta begraben, aber nicht in die Kirche, weil er sich der heiligen Stätte für unwürdig erachte, sondern in der Vorhalle oder Eingang und zwar mitten in dem Wege, damit man über ihn hingehen müsse, denn weil er im Leben so manchem Gewalt angetan und auf ihn getreten, so solle ihn auch jedermann wieder mit Füßen treten. Ferner hat er befohlen, ein Rad zu machen und solches über seiner Grabstätte in der Höhe aufzurichten, um damit anzuzeigen, daß er sich nicht wert achte, daß er unter der Erde liege, sondern mit so vielen Mordtaten wohl verdient habe, daß er auf das Rad gelegt werde. Weil er aber auch die Kirche zu Mägeln in seinem letzten Willen wohl bedachte, ist ihm in derselben ein großes steinernes Bild mit seinem Schild, Helm und Namen gerade der Kanzel gegenüber an der

Wand gesetzt worden. Jenes Rad ist aber seit seinem Tode mehrmals erneuert worden und an der Stelle bis auf die jetzige Zeit zu sehen gewesen. (Vgl. Nr. 319.)

1129. Die drei Kreuze vor dem Hospitaltore zu Dschag. M

Gräße, Bd. I, Nr. 300; Hoffmann, Bd. I, S. 192, 40; Hasche, Mag. f. Sächf. Gesch., Teil II, S. 290 ff.; mehr u. anderes im Sammler, 1887, Nr. 4, S. 12 ff.

Auf einem Hügel vor dem Hospitaltore zu Dschag stehen drei Kreuze, welche infolge einer schrecklichen Mordtat an drei Gliedern einer Familie, die angeblich hier geschehen ist, wie sich das Volk erzählt, gesetzt sein sollen, wiewohl eine andere Erklärung die ist, sie sollten bezeichnen, daß hier die Gerichtsbarkeit der Stadt aufhöre und die des Amtes angehe. In der Strehlaischen Vorstadt vor dem Sonntagischen Vorwerk standen ebenfalls drei solcher Kreuze zum Merkmal, daß früher hier das Hochgericht war.

1130. Die sieben Marterssäulen zu Höckendorf.

Gräße, Bd. I, Nr. 266; Moller, Freiberg. Annales, II, S. 62; B. C. Tharand, S. 53, Anm., Sachsengrün 1861, S. 21; poetisch beh. b. Ziehnert, S. 192 ff.

Im Jahre 1360 ist Konrad Theler, ein Freibergischer Patrizier, der Ermordung seines Schloßkaplans halber, nach Rom und dann nach Jerusalem gezogen und hat im folgenden Jahre zu Höckendorf, welches sein eigen gewesen, von der Kirche an bis auf den Gottesacker in das Feld nach dem Maße, so er zuvor vom Rächthause Pilati zu Jerusalem bis auf den Berg Golgatha genommen und 1538 Ellen soll betroffen haben, zum Gedächtnis und Erinnerung des Ganges des Herrn Christi zu seiner Kreuzigung, sieben steinerne Marterssäulen aufrichten und an jede eine Bitte des Vaterunsers zeichnen lassen. Die Säulen sind an besagtem Orte noch zu sehen, und in der Sakristei der Kirche zu Höckendorf befindet sich auch

das Bild des Ritters in knieender Stellung († 1361) in Stein gehauen noch jetzt. Von jenen sieben Kapellen oder Säulen stehen jedoch dormalen nur noch zwei, die fünf andern sind umgestürzt.

O 1131. Die „Sense“ im tiefen Grunde bei Hohnstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 202; poetisch beh. v. Nicolai, Drei Sagen a. d. sächs. Schweiz, Pirna 1852, S. 15 ff.

In der Nähe der schönen Wasserfälle, die das Waizdorfer Wasser und der Grundbach im tiefen Grunde bei Hohnstein bilden, erblickt man eine in den Felsen gehauene Sense und ein Kreuz mit der Jahrzahl 1699. Das Volk nennt die Stelle „die Sense“. Hier ist der Ort, wo zwei Bauerburschen aus Waizdorf in jenem Jahre um eines schönen Mädchens aus ihrem Dorfe willen, das mit beiden schön getan und gleichwohl keinem den Vorzug gegeben hatte, zur Erntezeit mit Sensen einen Zweikampf ausgefochten haben sollen, wobei der eine gefallen ist. (Vgl. dieselbe Sage im romantischen Gewande, Nr. 1265.)

1132. Sage von den Steirringen zu Zittau.

Gräße, Bd. II, Nr. 818; dort auch die anderen Quellen.

Die alte Sechsstadt Zittau war ehemals wegen der Schönheit ihrer Jungfrauen hochberühmt, wie schon ein alter Vers besagt, der also lautet:

Kommst du von Bauzen ungefangen,
Und dann von Görlitz ungehangen,
Auch von der Sitte ungefreit,
So magst du wohl sagen von guter Zeit.

Allein mehrere dieser Zittauer Schönheiten nahmen ein trauriges Ende. So sollen einst zwei Brüder um eine Zittauer Jungfrau in der Nähe der Frauenkirche auf offener Straße gekämpft haben, und der eine von ihnen dabei gefallen sein. Zwei Ringe im Steinpflaster, etwa hundert Schritte vom Frauenkirchhofe, bezeichnen den Platz, wo der Kampf stattfand. Das Kreuz, das am Kirchhofstore liegt, ist das Denkmal des einen Gefallenen, das Frauenbild von

Stein aber auswendig an der Kirchhofsmauer, einige Ellen nördlich vom Tore, soll jenes Mädchen vorstellen, welches, da es die Veranlassung zu jenem Zweikampfe war, angeblich hier lebendig eingemauert worden sein soll.

1133. Das Kreuz am Wege zur Königsmühle in Bauhen.

Gräße, Bd. II, Nr. 743; Gräve a. a. D., S. 175.

Geht man aus Budissin zum Ziegeltore heraus nach der Königsmühle hin, so wird man daselbst, wo linker Hand der Weg nach Niedergurig leitet, ein großes steinernes Kreuz bemerken, von dem man sich folgendes erzählt: Einst habe ein Bauer aus dem Marktflecken Baruth gewettet, einen Scheffel Hirse von dem Dorfe aus, ohne auszuruhen, auf seinen Schultern nach Budissin zu tragen; nachdem die Wette vom andern Teile angenommen worden sei, habe er es auch bis zu dem Plage, wo gegenwärtig das Kreuz steht, ausgeführt, sei aber daselbst hingefunken, habe den Blutsturz bekommen, und diesen Stein hätten seine Unverwandten ihm als Denkmal errichtet.

1134. Das Kreuz mit dem Mühlrade bei Dehna.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. II, S. 136.

Ganz nahe bei dem romantischen Felsentale von Dehna in der Nähe von Bauhen, am Abhange eines Berges, der sich nach dem Spreetale absenkt, ist ein steinernes Kreuz mit einem eingegrabenen Mühlrade. Die Sage erzählt: Im nahen Spreetale lebten einst zwei Müller, von welchen der eine einen Sohn hatte, der außerordentlich stark war. Einst saßen beide und zechten. Halb berauscht gingen sie eine Wette ein, nach welcher der starke Müllersohn einen Sack Getreide von der Mühle aus den Berg in die Höhe tragen sollte, so weit, bis er die Turmspitzen von Budissin sehen könnte. Ob nun gleich der andere Müller trüglicherweise noch einen schweren Stein heimlich in den Sack gesteckt hatte, so trug der starke Müllersohn den Sack gar rüstig den Berg in

Reiche, Sagenbuch.

59

die Höhe. Noch drei Schritte, und er sah die Türme von Bauzen. Siehe, da schnitt der andere mit seinem Messer das Band entzwei, das seine Hosen zusammenhielt. Sie fuhren herab, der Jüngling stürzte und brach den Hals.

1135. Die drei Steinkreuze bei Luga.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde. Sammlung VII.

Ein Wendensjüngling, der bei einem Dresdener Reiterregiment seine Militärzeit abdiene, hörte mit Schrecken, daß ihm seine Geliebte daheim untreu geworden sei und sich am nächsten Sonntag vermählen wollte. Da ritt er heim. Er erblickte beim Dorfe Luga den Hochzeitszug. Der Reiter winkte mit einem Luche schon von weitem. Das Signal wurde bemerkt. Die Hochzeitsleute glaubten, es gehe etwas Wichtiges vor, und standen deshalb still. Da kam der Reiter herangesprengt und erschlug mit seinem Pallasch zuerst die Braut und den Bräutigam und schließlich den braška (Hochzeitsbitter). Des letzteren Kopf war gespalten, so daß die eine Hälfte seitlich herabhing. Zum Andenken an dieses Geschehnis wurden am Tatorte drei steinerne Kreuze errichtet, die alt und bemoost noch jetzt dort stehen. Dasjenige, welches an den braška erinnern sollte, hat die Form wie der gespaltene herabhängende Schädel des Hochzeitsbitters. Einst hatte man diese drei Kreuze von ihrem Standorte weggenommen und vorläufig in einem Schafstalle untergebracht. Da aber entstand allnächtlich ein solcher gespenstischer Rumor in jenem Raume, daß der Schäfer die Herrschaft inständig bat, die Kreuze wieder an ihre alte Stelle schaffen zu lassen, was nach drei Tagen auch geschah. Dann kehrte sofort wieder Ruhe in der Schäferei ein.

1136. Das Kreuz am Elstraer Wege bei Ramenz.

Gräße, Bd. II, Nr. 877; nach Gräve, S. 162.

Wenn man vor dem Budissiner Tore zu Ramenz den nächsten nach Elstra führenden Weg einschlägt, so erblickt man unfern des Elstrastromes ein stehendes Kreuz, auf dem eine Armbrust eingehauen

ist. Man erzählt, daß vor 1658 an diesem Orte die Bogenschützen ihre Übungen hielten, und einst an dieser Stelle ein solcher aus Unvorsichtigkeit erschossen ward, woran dieses Wahrzeichen erinnern soll.

1137. Die drei Kreuze zu Kamenz.

Gräße, Bd. II, Nr. 874; nach Gräve, S. 103.

Vor dem Königsbrücker Tore zu Kamenz sieht man in der Gegend des Turmes der St. Jodocikirche drei Kreuze. Diese sollen an einen hier begangenen dreifachen Mord erinnern. Ein wohlhabendes Bauermädchen aus Lückersdorf hatte nämlich einem Schmiedegesellen aus Brauna ihre Hand versprochen, allein sie änderte ihre Gesinnung und schenkte dieselbe einem Gärtner aus Liebenau. Der verschmähte Geliebte sann auf Rache, und da er dieselbe nicht eher ausüben konnte, versteckte er sich an ihrem Trauungstage in dem Gäßchen bei der Kirche, und als nun das junge Brautpaar nach der Trauung zusammen nach Liebenau gehen wollte stürzte er hervor und erstach erst seine frühere Geliebte, dann deren jungen Gatten und zuletzt sich selbst. Die drei Kreuze sollen den Platz, wo der Mord geschehen und wo alle drei begraben liegen, bezeichnen.

1138. Der einsame Stein bei Kamenz.

Gräße, Bd. II, Nr. 878; nach Gräve, S. 195.

Geht man aus dem Pulsnitzer Tore zu Kamenz nach dem Dorfe Lückersdorf, so findet man unfern der sogenannten roten Mühle einen halb in der Erde versunkenen Stein von Kreuzesform, der einsame Stein genannt, an dem man ehemals die Jahreszahl 1390 wahrgenommen haben will. Derselbe soll angeblich daran erinnern, daß an dieser Stelle in jenem Jahre ein Bauer, der ein heimlicher Heide gewesen, plötzlich bei völlig heiterem Himmel vom Blitz erschlagen und daselbst auch begraben worden ist.

1139. Das Kreuz bei Schwoosdorf.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. II, S. 144 ff.; nach Gräve, S. 192;
Gräfe, Bd. II, Nr. 883.

Als im zweiten Schlesiſchen Kriege im Jahre 1745 ein Regiment preußischer Husaren durch die Gegend von Kamenz und Königsbrück zog, desertierten drei Husaren dieses Regiments mit Sattel und Zeug. Einer derselben wurde wieder zurückgebracht; die anderen beiden, deren Sättel und Taschen man im Busche fand, kamen mit Hilfe der Bauern glücklich davon. Der Unglückliche, ein blutjunger, schmucker Bursch, wurde nach kurzem Standrecht bei Schwoosdorf an einem schnell errichteten Galgen gehenkt. Mitleidige Bauern haben ihm an der Stelle seines Todes auf einer kleinen Erhöhung ein steinernes Kreuz errichtet, auf dem in rohen Umrissen ein Husarensäbel und die Jahreszahl 1745 eingehauen ist.

V. Bauſagen.

Vgl. auch Nr. 505.

1140. Das Menſchengertippe in einem Pfeiler der alten Michaeliskirche zu Adorf.

Gräße, Bd. II, Nr. 654; Krenkel, Blicke in die Vergangenheit der Stadt Adorf, S. 27.

Das innere Gewölbe der alten 1511 aufgebauten Michaeliskirche zu Adorf ruhte auf einem einzigen Pfeiler, der wie der Kelch einer Tulpe ſich nach oben hin entfaltete. Eine mündliche Ueberlieferung berichtet, daß nach dem Brande von 1768 in dieſem Pfeiler, welcher hohl war, ein Menſchengertippe gefunden worden ſei, das man für das des kühnen, aber verzagten Baumeiſters gehalten habe. Denn als man allgemein nach Vollendung des Kirchengewölbes einen Zuſammenſturz befürchtete, traute ſelbſt der Baumeiſter nicht und verſchwand. Eine alte Nachricht ſagt: „Und ſol ſolch gewelb nicht mehr alß 100 fl. der Meiſter zu bauen gehabt haben, weil er nicht verharret biß die Rößtung dieſes gewelbes iſt abgenommen worden, hat beſorgt, es möchte in Hauffen ſinken, iſt alſo flüchtig worden und ſol noch wieder kommen.“

1141. Das Wehr an der Zoißmühle.

Eifel, Sagenbuch des Vogtlandes, Nr. 559.

Das Wehr an der Zoißmühle bei Liebſchwitz wollte und wollte nicht zuſtande kommen, denn das Waſſer riß jedesmal ein

* Jedenfalls bezieht ſich dieſer Fund auf die alte Sitte, daß man ehedem in Gebäude, um ihnen Feſtigkeit zu verleihen und die Gottheit günſtig zu ſtimmen, lebendige Menſchen, namentlich Kinder einmauerte, wie dies z. B. in Harburg der Fall war (Gräße, Sagenbuch d. Preuß. Staates, Bd. II, S. 875; Mork, Sitten und Gebräuche der Deutſchen, S. 383 ff.; Daumer, Geheimniſſe des chriſtl. Alterth., Bd. I, S. 138).

Loch, so fest man auch glaubte, diesmal ganz sicher davor zu sein. Schließlich aber ist's von einem zufällig hinzugekommenen jungen Werkmeister doch noch fertig gebracht worden. Wie nun derselbe drauf seine Art in die Höhe warf, daß sie in einem hohen Baume stecken blieb, und er sich hernach nicht wieder hat sehen lassen — hat man gemeint, das Wehr sei von ihm als sein Probestück gemacht worden.

1142. Die St. Blasiuskirche zu Niederzwönitz.

Gräße, Bd. I, Nr. 571; Ziehnert a. a. D., S. 215.

Diese kleine, nahe bei der Stadt Zwönitz gelegene Kirche, in welcher nur noch bei Begräbnissen und wenigen Festtagen gepredigt wird, soll ein Hufschmied aus Niederzwönitz zur Strafe viehischer Sodomiterei haben erbauen müssen. Zum schmachvollen Gedächtnis des Gründers hingen früher inwendig über der Türe an einem Brette fünf vergoldete Hufeisen, fünf, weil er sein Verbrechen fünf Jahre soll betrieben haben.

1143. Das Blutopfer des Baumeisters der Kirche zu St. Jakob in Chemnitz.

Röhler a. a. D., Nr. 781; Richter, Chronik von Chemnitz, Bd. I, 1767, S. 169.

Der Ort, wo die Kirche zu St. Jakob in Chemnitz stehet, soll ehemals sehr sumpfig und morastig gewesen sein, daher die Kirche auf der einen Seite, gleichwie auch der Turm, auf eingerammelten Pfählen steht. Der Baumeister, welcher zuerst diese Kirche erbaut, soll, nachdem er mit dem ganzen Bau fertig gewesen, sich von oben herabgestürzt und also den Bau mit seinem Blute versiegelt haben.

Auch wird erzählt, daß der Kaiser Otto I., unter welchem die anfängliche, viel kleinere Kirche erbaut wurde, den ersten Grundstein, nebst einer Münze mit dem Bildnisse St. Jakobs darunter, legte. Er schenkte auch der Kirche das Bildnis der heiligen Maria;

daselbe soll viel Zeichen und Wunder getan haben, weshalb nicht weniger Zulauf von Wallfahrern dahin gewesen, als nach Machen oder St. Compostell in Spanien.

1144. Die Domkanzel zu Freiberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 288.

Im Dom zu Freiberg befindet sich eine kunstreich gearbeitete Kanzel von elf Ellen Höhe, welche die Gestalt des Kelchs einer weißen Lilie oder Rose hat, an der ein Stiel unten herausgeht, der von einem starken Jüngling mit gebogenem Rücken getragen wird. Alles ist aus lauter Steinwerk künstlich durchbrochen, und man erzählt, daß einst ein Meister und sein Gefelle* jeder ein Modell für diese Kanzel (nach anderen hätte jeder eine Kanzel gebaut) entworfen hätten, das des Gefellen sei aber besser gelungen und derselbe deshalb von seinem Meister erschlagen worden; es könne aber deshalb kein Prediger auf derselben auftreten, weil es ihn nicht darauf leide. Der wahrscheinliche Grund für letztern Umstand liegt aber darin, weil ein Rückenhalt fehlt, der Standort derselben akustisch unpassend gewählt und ihre Dauerhaftigkeit selbst vielleicht fraglich ist.

1145. Die Erbauung der Kunigundenkirche zu Rochlitz.

R. Zimmermann, Sagen und Mären aus dem Tale der Zwickauer Mulde, Chemnitz 1901, S. 15.

Die Kaiserin Kunigunde (Gemahlin des Kaisers Heinrich II.) war bei ihrem Gatten des verbotenen Umganges mit einem Geist-

* Dieser soll der Mann sein, der die Kanzel trägt, der Meister aber der Mann in altdeutscher Tracht, welcher unter der Treppe (von 17 Stufen) sitzt. An der Kanzel steht Papst Sixtus IV., unter dem der Dom eingeweiht ward, ein Kardinal und zwei Bischöfe, außerdem befinden sich bei ihm auch noch zwei Löwen, einer stehend, der andere liegend, und hinter diesen zwei gottliche Hunde.

lichen angeklagt worden. Um ihre Unschuld zu beweisen, unterwarf sie sich einem Gottesgericht. Sie schritt auf dem Plage, wo sich jetzt die Kirche erhebt, mit bloßen Füßen über sieben glühende Pflugscharen hinweg und blieb dabei vollständig unverletzt. Zur Erinnerung hieran stiftete ihr Gatte die St. Kunigundenkirche, deren Altar auch vier auf diese Sage bezügliche Bilder erhält.

Die Standbilder des Kaisers Heinrich und seiner Gemahlin befinden sich am Südportal der Kirche. Von dem ersteren sind im Laufe der Zeit die Hände abgefallen und diesem Umstande hat vielleicht die folgende Sage ihre Entstehung zu verdanken. (?)

Der leitende Meister des Kirchenbaues war eines Tages verschwunden und trotz aller Nachforschungen nicht aufzufinden, weshalb einer seiner Lehrlinge die Leitung des Baues in die Hände nahm und darin auch ein großes Geschick bekundete. Er hatte ihn fast vollendet, als unerwartet sein Lehrherr zurückkehrte. Empört über die Eigenmächtigkeit seines Untergebenen, und vielleicht noch mehr über dessen Geschicklichkeit, die seine eigene in den Schatten zu stellen drohte, schlug er ihm mit seinem Schwerte beide Hände weg.

Nach einer anderen Erzählungsform hat man dem Meister, um ihn an der Ausführung eines ähnlichen Baues zu hindern, nach Vollendung seines Werkes die Hände abgeschlagen.

Das Standbild des Kaisers Heinrich bezeichnet man als dasjenige des Meisters bezw. seines Lehrlings.

1146. Die Bettelmannskirche zu Meißen.

Gräbe, Bd. I, Nr. 45; Hofmann, Das Meißner Niederland, Dresden und Leipzig 1849, S. 485 ff.; poetisch bearbeitet von Segnitz, Bd. I, S. 9 ff.

Auf der südöstlichen Seite von Meißen erhebt sich ziemlich steil der sogenannte Plossenberg, dessen westlich vorspringender Teil jedoch den Namen Martinsberg von der diese Höhe krönenden, 1570 zum Kloster St. Afra gehörigen Begräbniskirche zu St. Martini (für die Bewohner der Dörfer Bockwen und Lercha) hat. Die Entstehung derselben wird verschieden erzählt. Nach einigen soll nämlich ein Ritter auf Schloß Siebeneichen bei Meißen sieben Söhne

gehabt haben, deren einer, namens Martin, ins gelobte Land zog, um für die von seinen Vorfahren begangenen Untaten am Grabe des Erlösers Verzeihung zu erflehen. Nach langem Herumirren in der Fremde kehrte er endlich in sein Vaterland zurück und soll auf dem genannten Berge ein Pilgerhaus zur Aufnahme für Arme und Kranke gestiftet haben, welches, freilich in ausgearteter Gestalt — es war zu einer Freistätte für alles liederliche Gesindel geworden — bis zum Jahre 1520 unter dem Namen „Der elende Kretscham“ (d. h. Herberge für elende Pilger) am Fuße des Berges (zwischen der Salzniederlage und dem Gasthof zum goldenen Schiff, welcher um 1531 die Gastgerechtigkeit von ihm erhielt) bestand. Mit diesem war aber eine Kapelle vereinigt worden, welche dem heiligen Martin geweiht war, der auch auf einem alten Altargemälde darin abgebildet war, wie er seine Kleider (nach der Legende) zerreißt und unter die Armen verteilt. — Einer anderen Ursache schreibt aber eine von der eben mitgetheilten abweichende Sage die Entstehung der Kapelle zu. Es lebte nämlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Meißen ein wackerer Bürgersmann, namens Martin, seines Zeichens ein Maurer, der fast allen seinen Verdienst zur Unterstützung der Armen verwendete. Derselbe war auch mit unter den von dem Baumeister Arnold von Westphalen zur Erbauung der Albrechtsburg (1471—83) verwendeten Werkleuten, stürzte aber eines Tages von einem Gerüste herunter und ward infolge dieses Falles, der ihn lange ans Krankenbett fesselte, zum Bettler, da er alle seine früheren Kräfte verloren hatte und kontrakt geworden war. Infolge davon mußte er Betteln gehen, und so floß denn, wenn er auf den Stufen des Doms, auf Krücken gestützt, die ins Gotteshaus Hilenden um Almosen anflehte, manche reichliche Gabe in seinen Bettlerhut. Siehe, da kam die Pest mit ihren Schrecken, und Vater Martin ging nun in den angesteckten Häusern herum und brachte den Kranken, welche oft ihre eigenen Verwandten mieden, Trost, Abwartung und Hilfe, so daß manches Menschenleben lediglich durch seine Tätigkeit gerettet ward. Nachdem nun die Krankheit gewichen war, da schossen Rat und Bürgerschaft eine erkleckliche Summe zusammen, um ihm der Stadt Dankbarkeit zu beweisen. Martin aber lebte als Bettler fort und erbaute von dem ihm geschenkten Reichtume die Martinskirche, welche nach ihrem Erbauer auch die Bettelmannskirche genannt ward, und zum An-

denken wurden in einem Steine im Innern der Kirche zwei Krücken* eingehauen, welche für ewige Zeit an ihren Träger erinnern sollten und noch zu sehen sind. (Vgl. auch Nr. 1259.)

1147. Vom Brückenmännchen zu Dresden.

Gräbe, Bd. I, Nr. 94; Hasche, Diplom. Gesch. von Dresden, Bd. II, S. 128; Hilsher, S. 16; Abbildung bei Schramm, Über Brücken, Nr. 4; Schäfer, Städtewahrzeichen, Bd. I, S. 68 ff.

Der Baumeister der steinernen Elbbrücke zu Dresden, Matteo Foccio (um 1265), ein Italiener, vom Dresdner Volke Max Bohe genannt, hatte sich am fünften Pfeiler der Elbbrücke linker Hand in kauender Stellung mit untergestemten Armen und tief in die Augen gezogenem Mützchen abbilden lassen. Dies war das sogenannte Brückenmännchen, ein Wahrzeichen von Dresden. Es flog bei der Sprengung der Dresdner Brücke durch Davoust (19. März 1813) mit in die Luft, fand sich aber, nachdem man nach einer Zeichnung ein neues hatte machen und an die Stelle des alten setzen lassen, unter dem Schutte wieder, und man stellte es dann linker Hand in der Quermauer, da wo die Kathbach in die Elbe fällt, wieder auf. (Jetzt im Restaurant Helbig, an der Brücke.)

1148. Der Schloßbau zu Gaußig.

Vgl. Oberlausitzer Kirchengalerie, S. 207.

Von dem Gaußiger Schloß bei Baugen wird erzählt, daß es gegen Anfang des 18. Jahrhunderts von der Witwe des Generals von Neitschütz erbaut worden sei. Um die Bauleute zu regem Fleiß anzuspornen und sie immer unter eigener Aufsicht zu behalten, soll die Edelfrau, wie die Sage berichtet, während des Baues auf dem Gerüste selber fleißig gesponnen haben.

* Die spätere Zeit hat die Krücken für Pantiere erklärt, welche bezeichnen sollten, daß unter dem betreffenden Steine die Stiftungsurkunde der Kapelle verwahrt sei.

1149. Die unglückliche Wette in Zittau.

Gräße, Bd. II, Nr. 817. C. G. Morawek, Einige Nachrichten über 100 Denksteine, wovon 82 Kreuzform haben, welche sich in Zittau und der Umgegend an Wegen und öffentlichen Plätzen finden. Zittau, 1854. 12. S. 8; poet. beh. v. Segnitz, Bd. I, S. 216 ff. Vgl. auch die Überarbeitung der Sage bei Gräße, Bd. II, Nr. 824, nach Sachsengrün II. Jahrg. (1861) S. 22.

Bei dem Bau der Kirche der heiligen Dreifaltigkeit zu Zittau hat unter den Maurern ein Lehrling mit seinem Meister um die Wette gearbeitet, um zu sehen, wer einen Pfeiler der Kirche eher als der andere vollendet haben werde. Beide haben also zu gleicher Zeit angefangen und sich tapfer dazu gehalten, darnach aber ist der Lehrling mit seinem Pfeiler eine ziemliche Zeit eher als der Meister fertig geworden, hat also die Wette vor dem Lehrern gewonnen, was diesen dermaßen geärgert hat, daß er den Lehrling, ehe dieser sich es versehen, meuchlings ermordet hat. Zum Lohne dafür ist dem Maurermeister der Kopf mit dem Schwerte vor die Füße gelegt worden. Man bezeichnet noch heute zwei Pfeiler an der Westseite der Kirche mit nischenartigen Vertiefungen als die sogenannten Wettepfeiler.

Ebenso soll ein etwa $1\frac{1}{2}$ Ellen langes steinernes Kreuz von altertümlicher Form mit einem eingemeißelten Messer, das hinter dem ersten Pfeiler links vom Eingange in die Mauer eingefügt ist, das Gedächtnis an jenen Vorgang bewahren.

V. Handwerksfagen u. dgl.

1150. Warum in Zwickau kein Kürschner zum Ratsstand gezogen wurde.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 775; nach Tob. Schmidt, Chron. Cygnea, II, 1656, S. 181.

Im Jahre 1403 ist in Zwickau ein so großes Feuer ausgebrochen, daß die ganze Stadt ausgebrannt, also, daß man auf dem Markte zu allen vier Thoren hat hinaussehen können. Dieses Feuer ist bei einem Kürschner in der Scheergasse ausgekommen, und sind dem Rat damals die wichtigsten Urkunden mit verbrannt. Es ist dann die gemeine Sage gegangen, daß von der Zeit an kein Kürschner mehr zum Ratsstand gezogen worden sei.

1151. Christoph Schürer in Schneeberg, der Erfinder des Kobaltblau.

Gräße, Bd. I, Nr. 486; Ziehnert, S. 471 ff.

Als im 16. Jahrhundert der Bergsegen des Obererzgebirges jährlich sich minderte und überall ein Wehgeschrei über den Silberräuber (so oder Kobold nannte man das taube Erz, welches von bösen Berggeistern oder Kobolden herrühren sollte) sich erhob, da kam Christoph Schürer, eines Apothekers Sohn aus Westfalen, landesflüchtig seines evangelischen Glaubens wegen, nach Schneeberg, wo er als ein in der Chemie und Naturlehre wohlverfahrener junger Mann bald eine Anstellung bei den Hütten fand. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft gewann er die Liebe Annas, der Tochter des Hüttenmeisters Rau, und bald auch durch sein einnehmendes

Benehmen das Jawort ihres Waters, so daß die Hochzeit auf das nächste Bergfest bestimmt wurde. Ehe jedoch das Bergfest kam, drohte Schürers Unstern alle seine Hoffnungen zu vereiteln. Nämlich in seiner Forschgier war er auf den Gedanken geraten, den vielverrufenen Kobold, den verhaßten Silberräuber, durch chemische Zubereitungen zu etwas Nützlichem umzugestalten. Er machte daher insgeheim in einer Schmelzhütte in Oberschlema vielfache Versuche, und trieb es damit oft die ganze Nacht hindurch so eifrig, daß er bald in den Verdacht der Alchimisterei und Schwarzkünstlerei geriet.

Als daher aus Platten in Böhmen, wo er sich bei seinem früheren Aufenthalt daselbst durch seinen Glauben Feinde und durch seine Kenntnisse und sein Ansehen Neider gemacht hatte, mehrfache Klagen einliefen, daß er ein Zauberer, Dieb und Glaspartierer gewesen sei und man seine Auslieferung forderte, gebot der Bergmeister, ihn zu verhaften.

Eben war Schürer in der Schmelzhütte mit seinen Versuchen beschäftigt, da kam der Fron, ihn festzunehmen, fand aber die äußere Thür verschlossen und meldete es dem Bergmeister. Diesen sowie den Hüttenmeister Rau und einige Geschworene trieb jetzt die Neugier mitzugehen. Die Thür ward aufgesprengt, und mit Freude funkelnden Augen trat der gesuchte Verbrecher den Eintretenden entgegen. Aber wie staunte er, als der Fron ihn ergriff und ihm Handschellen anzwang! Wie erschrak er, als ihn die Bergherren mit Vorwürfen überhäuften und ihn einen Zauberer, Dieb und Partierer schalteten!

„Männer,“ rief er, schnell sich fassend mit fester Stimme, „Männer prüfen, ehe sie entscheiden! Meineth ihr, ich treibe bösen Unfug hier mit schwarzer Kunst, so tretet her! Seht, dies wolltet ich gewinnen, und Gott sei Dank, endlich ist's gelungen. Ich meine, es soll dem Lande von großem Nutzen sein!“ Mit diesen Worten reichte er ihnen eine Mulde voll feinen schönblauen Staubmehls hin. Die Bergherren staunten und begehrten zu wissen, wie und woraus er solche Farbe bereitet habe. Schürer zeigte ihnen alles willig und reinigte sich so von dem Verdachte, daß er ein Schwarzkünstler sei. Auch machte es dem Bergmeister so große Freude, daß derselbe versprach, alles zu tun, um Schürers Unschuld gegen die Anklage der Böhmen zu erweisen. Dies gelang auch dem wackern Manne bald, und Schürer erhielt nun seine Freiheit wieder

und kam durch die Erfindung der schönen blauen Farbe, die man anfangs nur blaues Wunder, später aber Schmalte nannte, zu großen Ehren, und als das Bergfest gekommen war, wurde er des Hüttenmeisters glücklicher Eidam.

1152. Die Erfindung des Spitzenklopplers.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 759, nach A. Diezmann im Album fürs Erzgebirge, Leipzig 1847, S. 133.

Ziemlich allgemein setzt man die Erfindung des Spitzenklopplers durch Barbara Uttmann in das Jahr 1561, ohne einen haltbaren Grund dafür angeben zu können. Wahrscheinlich war in jener Zeit die neue Kunst schon so weit vervollkommen und erleichtert, daß sie von da an allgemeinen Eingang fand. Dies muß der Fall gewesen sein, denn als 1568 eine bösertige Krankheit in Annaberg herrschte, sollen allein in dieser Stadt gegen 800 Spitzenklopplerinnen gestorben sein. Barbara Uttmann war die Tochter des Fundgräbners Hans Heinrich von Elterlein und wurde im Jahre 1514 geboren. Schon frühzeitig zeichnete sie sich durch eine seltene Geschicklichkeit in allen weiblichen Arbeiten und namentlich in der Verfertigung von Spitzen mit der Nadel aus. Die Sage erzählt nun:

Ein junger Mann aus der damals berühmten Familie Uttmann, die durch den Bergbau große Schätze erlangt hatte, sah Barbara, verliebte sich in sie und wurde, als er ihr die Gefühle seines Herzens entdeckte, durch das Geständnis der Gegenliebe beglückt. Die Eltern der jungen Liebenden hatten gegen die Verbindung derselben nichts einzuwenden, und die Zeit der Vermählung wurde festgesetzt. Die Männer trugen zu jener Zeit breite gestickte Hemdkragen, und Barbara wünschte ihren Bräutigam am Hochzeitsfeste mit einem selbstgefertigten Spitzenkragen zu überraschen. Sie sann und grübelte deshalb noch eifriger als sonst über die neue Art der Spitzenbereitung, mit der sie sich schon lange beschäftigt hatte; sie versuchte wohl tausenderlei, steckte Nadeln fest, schlang um dieselben die Fäden und endlich brachte sie auf diese Weise glücklich ein Gewebe zustande, dem sie mit der Nadel die letzte Vollendung gab. So soll

die erste geklöppelte Spitze entstanden sein, die der Bräutigam der Erfinderin, Christoph Uttmann, an seinem Hochzeitstage als Halskragen trug.

Eine andere Sage erzählt, daß Barbara in der Kunst des Spitzenklöppelns von einer Magd unterrichtet wurde, die aus Brabant entflohen war und in dem Hause des Herrn von Elterlein eine Zuflucht gefunden hatte.

1153. Die Entstehung des Freiburger Gebäcks: Der Bauerhase.

Gräße, Bd. I, Nr. 273; Dresd. Anz. 1873, Nr. 99, S. 26.

Markgraf Friedrich mit der gebissenen Wange liebte das zu seiner Zeit mächtig emporblühende Freiberg vor allen andern Städten seines Landes und pflegte dort häufig Hof zu halten. Zu dem Kreise, den er dort gern um sich versammelte, gehörte ein Kaplan, der die Freuden der Tafel nicht verschmähte und ihm wegen seines muntern, aufgeklärten Wesens besonders wert war. Eines Fastnachtsdienstags hatten die Herrschaften bis nahe an Mitternacht getafelt, als der Markgraf seinem Koch, namens Bauer, befahl, als nächsten Gang Hasenbraten auf den Tisch zu bringen. Der Kaplan, welcher des Guten vielleicht bereits genug getan hatte, erhob jedoch hiergegen Einspruch und erklärte es im Hinblick auf die mit Mitternacht anhebende Fastenzeit für Sünde, nach der letzteren Beginn noch eine Fleischspeise zu sich zu nehmen. Während der Markgraf nun hierüber mit dem Kaplan in einen Wortstreit sich einließ, war der Koch, ein lustiger Patron, nachdem er verheißen, beiden Parteien alsbald gerecht werden zu wollen, in seine Küche gegangen, hatte von seinem Teig einen Hasen geformt, denselben mit Mandeln wohl bespickt und offerierte dieses Gebäck alsbald dem Markgrafen und seinen Gästen mit dem Bemerkten, daß dergleichen Hasen wohl auch in der Fastenzeit mit Zug und Recht gegessen werden könnten. Der Kaplan, den diese neue Speise reizte, erklärte dieselbe sofort für zulässig, und der Markgraf, mit seinem Koch höchlich zufrieden,

befahl, daß das neue Gebäck, dem er, seinem Erfinder zu Ehren, den Namen „Bauerhase“ beilegte, in Zukunft stets seine Tafel während der Fastenzeit ziere.*

1154. Wie die Babuschen nach Grotzsch gekommen sind.

Gräße, Bd. I, Nr. 461; poetisch behandelt von Ziehnert, S. 78 ff.

Bei Leipzig liegt das kleine Städtchen Grotzsch, dessen Hauptnahrungszweig in dem Unfertigen von sogenannten Babuschen** und Pantoffeln von Korduanleder besteht. Die Kunst, diese ursprünglich türkische Fußbekleidung zu verarbeiten, soll von einem Schuhmacher-gefallen aus Grotzsch, namens Meyer, um das Jahr 1617 in seine Vaterstadt gebracht worden sein, und erzählt man, derselbe sei auf seiner Wanderung in der Fremde in die Hände eines Ungerschen Korsaren geraten und von diesem nach Konstantinopel verkauft worden; dort sei er als Gärtnerknecht in die Gärten des großherrlichen Serails gekommen und habe daselbst mit einer Türkin Bekanntschaft gemacht, dieselbe entführt und mit in sein Vaterland genommen. Da er nun aber keine Schätze mitgebracht hatte, so kam er auf den Gedanken, solche Pantoffeln zu verfertigen, wie er in der Türkei sowohl von Männern als von Frauen hatte tragen sehen, und da er überdem im Auslande auch die Bereitung des Korduanleders gelernt hatte, so gelang ihm diese Spekulation so gut, daß er nicht bloß selbst dadurch reich ward, sondern daß auch seine Vaterstadt von da an fast ganz Europa mit dergleichen Schuhwerk versah.***

* Eine andere Erklärung des Namens ist, daß, weil sonst die Bauern den Hasenbraten nur dem Namen nach kannten, da sie selbst nicht jagen durften, sie an Festtagen ein Gebäck in Form desselben machten, das sie scherzweise Bauerhase nannten. Nach dem Dresd. Anzeiger vom 6. April stammen die Freiburger Bauerhasen aber von dem sogenannten Osterhasen.

** Das Wort Bâbüsch stammt ursprünglich aus dem Persischen und ist dann ins Arabische, Türkische, Französische, Deutsche und Neugriechische übergegangen. Ursprünglich waren diese Pantoffeln nur von Maroquinleder, ihre Form ist aber im Orient selbst verschieden (s. Dozy Dict. des noms des vêtements chez les Arabes. Amst. 1845, S. 59 ff.).

*** Nach einer andern Version der Sage wäre jene Begebenheit unter Wiprecht von Grotzsch gefallen; es hätte die Türkin Babuse geheißen, es

1155. Der große Topf zu Penig.

Gräße, Bd. I, Nr. 383; poetisch beh. bei Ziehnert, S. 260 ff.

Die Stadt Penig war früher durch seine Töpferarbeiten weit und breit berühmt. Einst haben nun die geschicktesten Meister da-selbst in Gemeinschaft einen großen Topf gebrannt, der 15 Eimer Wein gefaßt haben soll. Dieses neue Weltwunder zog nun viele Reisende an, und so kam denn auch einmal der nachherige Kur-fürst Friedrich der Weise* als junger Prinz dahin, um sich den Topf anzuschauen. Da fiel es dem Prinzen ein, hineinzusteigen; er ließ eine Leiter bringen und stieg auf den Boden hinab. Kaum war er unten angelangt, so ließ aber der ihm von seinem Vater beigegebene Hoffunker, ein Herr von Schönberg, die Leiter heraus-ziehen, und hoffte nun, der Prinz werde sich aufs Bitten legen, um herauszukommen. Dieser aber besann sich kurz, schlug mit der Faust an die Wand des Riesentopfes und spazierte so wie zu einer Türe heraus. Um aber die Peniger Töpfer für den Verlust ihres Kunstwerkes zu entschädigen, erbat er sich von seinem Vater Abgabe-freiheit für sie. Abri-gens formten letztere nachher bald wieder einen anderen ähnlichen Riesentopf auf dem davon so genannten Topf-anger und errichteten ein Häuschen darüber, wo er lange noch zu sehen war.

1156. Ein altes Recht der Töpfer von Dippoldiswalde.

Röhler a. a. O., Nr. 776.

Dresden war einmal von der Pest heimgesucht, so daß alle Umwohnenden die Stadt mieden und die Märkte unbefucht blieben.

wären die Liebenden durch die Wachen gestört worden, und es hätte sich Meyer einen Schuh seiner Schönen mitgenommen, sei dann aber wieder ergriffen worden, als Sklave zu einem Gerber gekommen und, nachdem er hier die Behandlung des Korduans gelernt, von diesem nach vier Jahren freigelassen worden: in sein Vaterland zurückgekehrt, habe er angefangen, dergleichen türkische Schuhe zu machen und diese zu Ehren seiner verlorenen Geliebten Babuschen genannt.

* Nach andern wäre dies Heinrich der Fromme gewesen, der sich bei den Töpfern aber nicht durch Abgabensfreiheit, sondern durch einen Schmaus abfand.

Eine Ausnahme davon aber machten, wie erzählt wird, die Schachtelmacher von Seiffen und die Töpfer von Dippoldiswalde. Dieselben besuchten auch während der Zeit, da die Krankheit viele Einwohner hinwegraffte, die Märkte der Stadt und boten ihre Waren feil. Daher erhielten insbesondere die Töpfer von Dippoldiswalde das Recht, auch fernerhin frei und ungehindert diese Märkte besuchen zu dürfen. Später wurde ihnen solches Privilegium von den Kurfürsten wiederholt und unter anderem auch von August dem Starken bestätigt, jedoch mit dem Zusatze, daß jeder Meister nur einen Korb Waren mitbringen und nur „einen Sonnenschein lang“ (d. h. nur einen Tag lang) verkaufen dürfe.

1157. Das Recht der Dohnaischen Fleischer in Dresden.

Schumann, Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungslexikon, 1814, Bd. I, S. 752.

Die Fleischer von Dohna versorgten im Laufe des 15. Jahrhunderts bei großem Fleischmangel die Stadt Dresden freiwillig mit Fleisch, und zum Danke dafür erhielten sie im Jahre 1462 durch ein Privilegium die Freiheit, wöchentlich drei Tage, nämlich Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends, in Dresden, wo man sie Lästere nennt, ihr Fleisch zu verkaufen. Allein sie müssen ihr geschlachtetes Vieh ganz und unzerstückt auf den Markt bringen. Vor dem Verkaufe wird es von den dazu geordneten Meistern des Dresdner Fleischerhandwerks besichtigt und von jeder Sorte das Pfund um einen Pfennig wohlfeiler als das Dresdner tagiert. Beim Verkaufe sollten sie die Köpfe nicht als Zulage einhacken und an einen Speisewirt nicht mehr als 40 Pfund auf einmal verkaufen. Auch müssen sie jährlich zu Fastnachten sich auf dem Rathause einschreiben lassen; und wer am Osterabend nicht in der Residenz schlachtet, hat sein Recht auf ein Jahr lang verloren.

1158. Der freie Brot- und Mehlhandel von Lockwitz nach Dresden.

Schumann, Staatslexikon, 1818, Bd. V, S. 789.

Schon gegen 300 (jetzt also bald 400) Jahre hat Lockwitz 26 und das dazugehörige Nickern 4 sogenannte Freizeichen oder das Recht des freien Mehl- und Brothandels nach Dresden. Als nämlich im Anfang des 16. Jahrhunderts die Pest in Dresden wüthete und deshalb die Tore gesperrt waren, schaffte man von hier aus dennoch Brot in die Stadt und warf es, der Sage nach, sogar über die Tore hinweg, denn alle Verbindung mit den Dörfern war streng verboten. Daher rühren jene Privilegien, von denen sich urkundliche Spuren schon in den Jahren 1522 und 1527 finden. Im Dreißigjährigen Kriege gingen die Lockwitzer Weiber hinter den Mehl- und Brotwagen her und verteidigten sie mit Steinen, die sie schürzenweise bei sich trugen, so lange gegen Streifpartien, bis sie Hilfe von Bauern oder befreundeten Soldaten erhielten.*

1159. Dieß Grünrad, der tapfere Tuchmacher zu Großenhain.

Gräfe, Bd. I, Nr. 83; Ziehnert, S. 503; vgl. Chladenius, Bd. II, S. 53.

Im Jahre 1292 ist der Markgraf Hans von Brandenburg mit großer Kriegsmacht ins Meißner Land gefallen und hat auch Großenhain berannt, welches damals Markgraf Dießmann gehörte. Da er aber auf gewöhnlichem Wege nichts ausrichten konnte, hat er eine Schar von dreißig Freiwilligen ausgewählt, die des Nachts auf Strickleitern die Mauer erklettert haben. Denen ist der Stadtwachtmeister Kaspar von Maltitz mit der Wache entgegengekommen, und so sind sie alle getödtet worden. Sobald es aber Tag geworden, da ist ein Ausfall von Reifigen und Bürgern aus der Stadt gemacht worden, bei welchem sich besonders die Tuchmachergilde auszeichnete, indem ihr Altgefell, Dieß Grünrad, das feindliche Haupt-

* Vgl. weiteres über den Handel in „Aber Berg und Tal“, 25. Jahrg., S. 74 ff.

panier eroberte. Diese Fahne hat ihr später Markgraf Friedrich geschenkt und ihr die Erlaubnis erteilt, jährlich zweimal, einmal in Mänteln und mit Musik, das andere Mal mit Fahnen, Ober- und Untergewehr, einen Aufzug durch die Stadt zu machen. Statt jener Fahne, die in der großen Feuersbrunst von 1744 verloren ging, hat die Innung nachmals eine andere mit dem sächsischen Wappen erhalten, welcher noch jetzt bei feierlichen Aufzügen militärische Ehre zuteil wird.

VII. Spottfagen.

1160. Wie Meerane ehemals in üblem Rufe gestanden hat.
Gräße, Bd. II, Nr. 623; Leopold, Chronik von Meerane, S. 63; Abhler,
Sagenbuch, Nr. 769.

Die Stadt Meerane hat ehemals in ziemlich schlechtem Rufe gestanden.

Eine gedruckte Nachricht von 1788 erzählt: Da das Städtlein Meerane dreierlei Gerichte hatte, so kam es, daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts dieser Ort in einem fast bösen Geschrei war, weil sich fremd liederlich Gesindel da aufgehalten, so bei Visitationen leicht aus einem Gerichte oder Amtsprengel ins andere entweichen können; daher entstand in dieser Gegend ein Sprichwort, daß, wenn man einen schimpfen wollte, man ihn einen Meeraner genannt. Nachher ist dieses Geschrei durch gute Ordnung der Obrigkeit und redliche Einwohner völlig unterdrückt worden. Es geschah aber, daß der dortige Pastor M. Sigismund Stolze einstmals auf die Leipziger Messe reiste. Als er mit dem Wagen unter dem Tore zu Leipzig kam, wurde er gefragt, woher er käme und wer er wäre? Als er es beantwortet: „Der Pastor von Meerane!“ mußte er wieder umkehren, weil man von Meerane niemanden einlassen durfte. Der gute Mann kehrte mit der Kutsche wieder um und fuhr unter einem andern Namen zu einem andern Tore hinein. Bei seiner Heimkunft brachte er dies mit Tränen auf der Kanzel vor, ließ auch nicht eher nach, bis seine berücktigte Gemeinde ein besseres Leben zu führen anfing.

1161. Von der Klugheit der Hauptmannsgrüner.

Röhler, Volksbrauch im Vogtlande, S. 627.

Die Hauptmannsgrüner wollten einmal eine Wiese nach einem andern Plaze ziehen und schlugen einen Pfahl ein; daran befestigten sie ein Drischheit und spannten Ochsen vor. Als nun der Wind die Schmielen bewegte, hielten sie dafür, daß die Wiese fortzürcke. Und als die Ochsen noch mehr angetrieben wurden, rissen die Stränge und die Ochsen liefen bis nach Stenn. In Stenn ist das Drischheit liegen geblieben, und es soll noch heut dort liegen.

Ein andermal konnten die Hauptmannsgrüner das Zapfenloch eines Teiches, dessen Wasser abgelassen werden sollte, nicht auffinden. Da sagte der Richter: „Nun müssen wir'n ausfaufen.“ Er legte sich zuerst hin und nach ihm die Bauern, und sie fingen an zu trinken.

1162. Wie die Ebelsbrunner den Mond fangen wollten.

Röhler, Volksbrauch usw., S. 627.

Von den Ebelsbrunnern wird erzählt, daß sie einst den aufgegangenen Mond dicht am Berge stehen sahen; da holten sie Stangen, um ihn herunterzuschlagen, und es entstand in folgedessen das Spottlied:

„In Abelsbrunn
Sein se hamelbumm,
Nehm' se lange Stang',
Woll'n den Monden fang'!“

1163. Der bedrohte Mond am Auersberge.

Nach Th. Schäfer im „Säch. Volksfreund“, 1880, S. 211.

Die Eibenstocker hatten einst dem Monde den Krieg erklärt, man weiß jedoch nicht mehr aus welcher Ursache. Sie zogen also auf den Auersberg, schrien und wollten den Vollmond mit einer langen Stange herunterholen. Es ist ihnen jedoch nicht gelungen, wie männiglich weiß.

1164. Der Kirchturm zu Siebenlehn.

Nach Th. Schäfer im „Sächf. Volksfreund“, 1880, S. 205.

In Siebenlehn macht der Kirchturm den Einwohnern viel Schwierigkeiten. Das Städtchen liegt so hoch überm linken Muldenufer, daß sich die Gebäude an den Himmel stoßen. Darum haben sie dort auch den Kirchturm sehr niedrig gebaut, aber er ist immer noch zu hoch geraten. Nun müssen die Siebenlehner bei eintretendem Vollmond allemal die Turmspitze abnehmen, weil der gute Mond sonst daran hängen bleiben würde.

1165. Einseitige Leute in Sachsen.

Meiche, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, S. 103; Th. Schäfer im „Sächf. Volksfreund“, 1880, S. 205.

In Watzdorf bei Hohnstein nisten die Sperlinge nur auf einer Seite, und wenn dort Schweine geschlachtet werden, brüht man sie auch nur auf einer Seite. Bloß einseitig aber werden die Plinzen in Rehnsdorf bei Pulsnitz gebacken. — So spotten die Nachbarn, weil beide Dörfer nur auf einer Seite der Dorfstraße mit einer Häuserreihe besetzt sind.

1166. Die ehemalige Stadtmauer von Neustadt.

Nach den Histor. Remarques über die neuesten Sachen in Europa. 8. Woche, 22. Februarij 1701.

Als unsere Städte noch mit Wall und Graben umgeben waren, da fand sich in dem meißnischen Amte Hohnstein ein kleines Städtlein, das nach der Volksfrage eine große Merkwürdigkeit besaß. Es war der Ort Neustadt. Dort hatten sie nämlich eine Stadtmauer, die nur halb, und zwar im Westen, um die Stadt herumging. Allein das machte die wackeren Neustädter nicht bange, denn sie gebrauchten ihre Mauer wie einen Ofenschirm oder eine spanische Wand. Wenn nämlich von Osten her ein Feind nahte, so schoben sie einfach ihre Mauer geschwind auf diese Seite und wehrten sich dahinter, daß es eine Lust war.

1167. Der Puzkauer Ziegentod.

Archiv des Vereins für Sächf. Volkskunde.

Die Bewohner des Dorfes Puzkau bei Bischofswerda werden von ihren Nachbarn hauptsächlich wegen der Kirmes geneckt. Man erzählt nämlich: Zur Kirmes schlachten die Puzkauer alle ihre Ziegen. Der Sonnabend vor dem Kirchweih-Sonntage heißt darum auch der „Puzker Ziegentod“. Da ist der Himmel gerödet von dem vergossenen Blute der Ziegen. Der Niedermüller zu Puzkau aber kann an jenem Tage nicht mahlen, da sich die ins Wasser geworfenen Ziegendärme um sein Wasserrad schlingen und daselbe zum Stillstand bringen.

Vor der Puzkauer Kirmes haben auch die Tapezierer viel Arbeit. Sie müssen in Puzkau Wände polstern, damit die Kirmesgäste, wenn sie von dem zähen Kuchen abbeißen und mit großer Kraftanstrengung ein Stück loskriegen, sich dabei nicht den Hinterkopf an der harten Wand einschlagen.

1168. Die Sonnenuhr zu Weitzenberg.

Archiv des Vereins für Sächf. Volkskunde.

Das Städtchen Weitzenberg hatte einst eine Sonnenuhr angeschafft. Deren schöne orangengelbe Farbe verschloß sehr bald. Da beschloß der wohlweise Magistrat, die Sonnenuhr solle an der Nordseite des Rathauses angebracht werden. Nunmehr wurde jedoch bemerkt, daß die Sonnenuhr auf der Schattenseite keine Zeit mehr anzeigte. Da faßte der Magistrat einen anderen Beschluß: Die Sonnenuhr wieder an der Südseite aufzuhängen, jedoch einen Kasten über dieselbe anbringen zu lassen.

1169. Die Weitzenberger Butterschnitte.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. II, S. 163 ff.*

Es wollte einmal der Kurfürst nach Polen fahren, und die Straße ging unten bei Weitzenberg vorbei. Und sie standen alle

* Weitzenberg ist das Schilda der Lausitz.

unten und warteten, und der Bürgermeister hatte eine große Bittschrift in der Tasche, die er dem Kurfürsten überreichen wollte. Und sie mußten sehr lange warten und setzten sich hin am Wege und zogen große Butterschnitten aus der Tasche und aßen; aber der Bürgermeister aß nicht. Auf einmal kam ein Wagen gefahren, und er war schon vorbei; da merkten sie erst, daß es der Kurfürst war. Und sie liefen alle hinterdrein, und der Bürgermeister war voran. Und er zerrte an seiner Tasche und riß, um die Bittschrift herauszuziehen; aber er erwischte nur die Butterschnitte, die war in Papier eingewickelt, und warf sie in den Wagen. Und der Wagen fuhr weiter. Aber nach vier Wochen kriegten sie einen großen Brief aus Warschau und mußten schweres Postgeld dafür bezahlen. Und in dem Briefe war die Butterschnitte; die kriegten sie wieder und eine dicke Nase. Und davon schreibt sich's, daß man sagt: „Er hat eine Butterschnitte bekommen.“

1170. Der große Wind in Weixenberg.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. II, S. 162 ff.

Da hat sich einmal in Weixenberg ein großer Wind erhoben, der ist so heftig gewesen und hat so sehr geblasen, daß die Weixenberger denken, das ganze Nest wird vom Berge runtergeblasen werden in die Lubata. Und da laufen sie alle zum Bürgermeister, und der soll Rat schaffen. Was sagte aber der Bürgermeister? Der Bürgermeister sagte, sie sollten sich alle vor die Stadt stellen, auf die Seite, wo der Wind herkommt, und blasen. Und bliese der Wind von dorthier, so mußten sie von hier dagegen blasen und tapfer blasen, so würde der Wind ihnen nichts tun können; also ziehen sie alle raus, Männer, Weiber und Kinder, und blasen gegen den Wind aus Leibeskräften, und wenn der Wind daher bläst, blasen sie von dorthier, und je mehr er bläst, desto mehr blasen sie wieder. Der Herr Pastor aber war alt und krank, der wollte nicht mitblasen. Also endlich hörte der Wind auf, und die Not war alle. Es war aber doch sehr hart hergegangen, und sie sahen alle kirchbraun im Gesichte aus. Und der Wind hatte niemandem Schaden getan, als nur dem Herrn Pastor, dem waren ein paar

Schoben vom Dache abgerissen. Da wurden alle Gesichter klüger, und alle wiesen mit Fingern auf die Pfarre und sprachen alle: „Seht ihr's? wer nicht hören will, muß fühlen!“ Aber die Not war damit doch noch nicht alle, denn die Ehemänner hatten des guten Beispiels wegen alle so geblasen und sich angestrengt, daß sie ihren Pflichten nicht Genüge leisten konnten. Und so liefen alle Weiber zum Bürgermeister und klagten es ihm und schalteten ihn, und war ein großer Jammer in der ganzen Stadt. Der Bürgermeister aber war ein kluger Mann und sagte, jetzt könne es nichts mehr helfen; aber weil sie doch oben auf dem Berge lägen, und so ein Wind leicht wieder kommen könnte, so sollte in jedem Hause ein Blasebalg gehalten werden, daß sich ein andermal die Männer nicht mehr so anstrengen dürften. Und also geschah es, und so ist es noch bis auf den heutigen Tag in Weißenberg: wie anderwärts ein Feureimer, ist dort in jedem Hause ein Blasebalg.

1171. Der Dubringer Schulze.

Luzičan 1867, S. 90; übersetzt von Dr. Pflk.

In Dubring* hatten sie keinen Schulzen, und darum wollten sie sich einen verfertigen. Da setzten sie ein altes Weib auf einem Berge auf einen Kürbis. Die Leute kamen aber immer nachsehen und konnten es nicht erwarten, daß ihr Schulze ausgebrütet wäre. Nun stand die Frau einstmals auf; da kollerte der Kürbis vom Berge herunter und zwar in ein Gesträuch. Dort sprang ein Hase heraus und die Leute riefen:

„kšš, kšš,
kennst du deine Mutter nicht?“

Aber dieser Hase lief so schnell wie er nur konnte und die Leute hinter ihm drein [allein sie konnten ihn nicht erwischen].

* Der Ort liegt zwar auf preußischem Gebiete, aber hart an der sächsischen Grenze bei Dörling und gehört dem Kloster Marienstern. Da die sächsischen Nachbarn an der Ausbildung der Sage mindestens gleichen Anteil genommen haben dürften wie die preußischen, so sollte sie hier nicht fehlen.

1172. Die Kamenzner Nasen.

Gräße, Bd. II, Nr. 871; Abendzeitung 1821, Nr. 68.

Als zu Anfange des Dreißigjährigen Krieges die Stadt Kamenz, welche zu den Anhängern des Böhmenkönigs Friedrich V. von der Pfalz gehörte, von der Armee des Kurfürsten Johann Georg (1620) bedroht ward, schickte dieselbe, da auch die in ihr liegenden Mannsfeldischen Söldner nicht fechten wollten, Gesandte an den Kurfürsten, welche Gnade für die Stadt erflehen sollten. Wie nun derselbe die Abgeordneten zukommen sah, sagte er lächelnd: „Ha, ha! die haben's gerochen!“ Dieses wurde sodann sprichwörtlich, daß man von dem, welcher eine Unannehmlichkeit im voraus sieht und sie abzuwenden bemüht ist, sagte: der hat eine Kamenzner Nase.

Die Kamenzner aber hießen seit jener Zeit spottweise die Riecher.

VIII. Verschiedenes.

1173. Wie Blauen an Sachsen kam.

Eifel, Sagenbuch des Vogtlandes, Nr. 768.

Reußenland, das ehemals viel umfangreicher war, als gegenwärtig und unter anderem auch Blauen besaß, ist unter dem Burggrafen Heinrich V. auch um dieses Besitztum gekommen. Es wird erzählt, der Burggraf habe es an den Kurfürsten von Sachsen im Spiel verloren. Der Kurfürst sei nun gar heiterer Laune gewesen und auch geneigt, das Spiel nicht gelten zu lassen, sondern Blauen dem Burggrafen zu lassen; ja, es habe sogar die Kurfürstin selbst dem Burggrafen einen Wink gegeben, eine Bitte werde ihm nicht abgeschlagen, und Blau sei eine schöne Farbe. Leider mißverstand aber der Burggraf diesen wohlgemeinten Rat. Er hatte unter anderem auch seine blaueidene Feldbinde mit verspielt gehabt und glaubte, diese blaue Binde sei gemeint: er erbat und erhielt sie, Blauen aber blieb fortan bei Sachsen.

1174. Das Hufeisen zu Blauen.

Gräße, Bd. II, Nr. 644; metrisch behandelt von Hager, Vogtländische Volksagen, 1889, Heft I, S. 43.

Früher sah man auf dem Dache eines Hauses am Markte zu Blauen ein Hufeisen angenagelt. Von diesem wird erzählt, es sei einst ein Soldatentrupp (nach anderen wäre es das wilde Heer gewesen) in wilder Flucht durch die Stadt gejagt, und einem der

Pferde sei, als sie über den Markt sprengten, ein Hufeisen ab- und bis an jene Stelle des Daches hinaufgeflogen, wo man es zum Andenken befestigte. (Vgl. Nr. 956 und 973.)

1175. Die Glocken zu Elsterberg.

Größe, Bd. II, Nr. 608.

Man sagt, daß die mittlere Glocke daselbst aus Silber bestehe; angeblich hat sie im Dreißigjährigen Kriege ein General namens Bose aus Großglogau entführt und hierher gebracht. Ein anderes Glöckchen auf der Stadtkirche zu St. Lorenz war von Silber und läutete den Ablass ein, der sich so weit erstreckte, als man ihren Schall hörte, und weil man dies in Bünau noch konnte, mußten die Bauern von da ein Fuder Getreide an die Elsterberger Geistlichkeit jährlich zinsen; ja, viele Nürnberger ließen sich auf dem dasigen Kirchhofe begraben, um jenes Ablasses theilhaftig zu werden.

1176. Die frühere Größe und Bedeutung der Stadt Meerane.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 625; Kirchengalerie von Sachsen, Bd. XII, S. 44.

Nach der Volksfage, welche die Stadt Meerane sich bis Gözenthäl erstrecken läßt, und nach der Erzählung eines böhmischen Historikers des 12. Jahrhunderts und nach ihm des Pirnaischen Mönchs im 16. Jahrhunderte, soll Meerane im Mittelalter ein sehr bedeutender Ort und sogar die nachmalige Residenz des böhmischen Königs Wladislaw und seiner Gemahlin Jutta oder Judith, welche, nebst ihrer Schwiegertochter Elisabeth, vor ihrem tyrannischen Sohn Sobieslaw im Jahre 1174 flohen, gewesen sein. Merkwürdig ist, daß sechs Häuser in der Stadt heute noch die Burghäuser heißen und die Befreiung von der Abgabe des sogenannten Dienerkornes genießen.

1177. Sprüche von der Stadt Freiberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 289.

Die Stadt Freiberg ist nicht bloß durch ihren reichen Bergsagen, sondern auch durch die Schönheit ihrer Lage berühmt gewesen; davon sagt ein altes Sprichwort (Knauth, Prodr. Misn., S. 172): Wenn Leipzig mein wäre, wollte ich es in Freiberg verzehren. Obgleich das Freiburger Bier zwar keinen besondern Namen hatte, wie es im 16. und 17. Jahrhundert Mode war,* gab es doch zu einem andern Sprichworte Gelegenheit. Dieses hieß: Es kitzelt einem in der Nase, wie das Freiburger Bier. Ein anderes Sprüchlein, das sich zugleich mit auf zwei andere Städte Sachsens bezieht und deren Untergang prophezeit, lautet traurig genug also:

Meißen wird ertrinken,
Freiberg wird versinken,
Dresen
Wird man zusammenkehren mit Beseu,

allein glücklicherweise ist diese böse Prophezeihung noch bei keinem der genannten Orte wahr geworden, wiewohl das teilweise Eintreffen derselben bei dem fast ganz durch den Bergbau unterminierten Freiberg nicht gerade zu den Unmöglichkeiten gehören würde.

1178. Die Heilige Brücke bei Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 490; novellist. beh. v. J. Bachhaus, Die Sagen der Stadt Leipzig, Leipzig 1844, 8°, S. 1 ff.

Auf der von Alt-Leipzig nach Lindenau führenden Straße muß man über eine Brücke gehen, welche über die Elster führt und die Wiesen jenseits und diesseits des sogenannten Kuh- oder Rukturmes verbindet. Der Name „Heilige Brücke“ soll nun daher rühren, daß an dieser Stelle des Flusses einst eine Schwester für die andere in heldenmüthiger Aufopferung ihr Leben ließ. Die eine

* Ein Verzeichnis solcher kurioser Biernamen s. Curiosa Sax., 1753, S. 315; Jccander, Sächf. Kernchron., Paket CXLIV, S. 1018; Alemm, Allg. Kulturw., Bd. II, S. 332 ff.

war nämlich aus dem Leipziger Nonnenkloster, welches sich früher in der Nähe der Nonnenmühle befand, mit Hilfe eines Liebhabers entflohen und an ihrer Stelle ihre ihr täuschend ähnliche Schwester ergriffen worden. Diese klärte jedoch absichtlich die vorgefallene Täuschung nicht auf, sondern blieb bis zu dem Augenblick, wo sie zur Strafe für ihre Flucht aus den geweihten Mauern ertränkt wurde, der angenommenen Maske treu. Erst mehrere Wochen nach ihrer unschuldigen Hinrichtung fand man eines Tages den Leichnam der wirklichen Nonne und erkannte nun erst, daß man eine Unschuldige getötet hatte. Man vereinigte beide Körper in einem Grabe; obgleich aber von diesem nichts mehr zu sehen ist, hat man doch den Namen, welchen das Volk jener edlen Tat wegen der Brücke beilegte, beibehalten.

1179. Die Mönchstaufe zu Wechselburg.

Gräße, Bd. I, Nr. 378; Heine, Beschreibung von Rochlitz, S. 110; Simon, Silenburger Chronik, S. 306; Spangenberg, Adelspiegel, S. 104; poetisch beh. v. Ziehnert, S. 380 ff.

Dedo der Feiste, Graf zu Rochlitz, kam, als er mit Kaiser Heinrich VI. nach Apulien reisen wollte, auf den Gedanken, sich das überflüssige Fett aus dem Leibe schneiden zu lassen, damit es ihm auf der Reise nicht im Wege wäre. Dies tat er, aber mit so unglücklichem Erfolge, daß er etliche Tage darauf (16. August 1199) starb. Er liegt mit seiner Gemahlin, die das Jahr vorher gestorben, im Kloster Zschilla begraben, das aber, seitdem es (1543) Herzog Moritz den Herren von Schönburg abgetreten hatte und also durch einen Wechsel seine Herrschaft änderte, Wechselburg heißt und das jener 1174 (1184?) erbaut hat. Dasselbe soll ursprünglich nur von lauter Edelleuten bewohnt gewesen, hier aber nichts Gutes, sondern eitel Böses geschehen sein. Als einst ihr Propst sich wider ihren Anflug, Geilheit und Mutwillen gesetzt hatte, hauten sie ihm einige Gliedmaßen seines Leibes ab und warfen ihn in die Mulde, da denn solcher Ort noch jetzt die Mönchstaufe oder der Mönchstümpel genannt wird; dem Prior aber schlugen sie mit einem eisernen

Hammer den Hirnschädel ein. Darauf wurden diese adeligen Canonicci ausgestoßen und das Kloster den Deutschen Ordensherren eingeräumt, die es auch bis zur Veränderung der Religion be-
sessen haben.

1180. Der schwarze Herrgott zu Dresden.

Gräße, Bd. I, Nr. 114; P. Ch. Hilscher, Etwas zu der Kirchenhistorie in Alt-Dresden, Dresden u. Leipzig 1721, S. 17 ff.; Unsck. Nachrichten, 1716, S. 760 ff. (Aber Günther Strauß'ens Reimgedicht: Warhafttge Newe Zeitung von dem Abgot zu Meissen vnd seinem nachbarn, dem schwarzen Herrgott zu Dresden, o. D. 1589, 2 Bogen, 4^o, und b. Hasche, Mag. z. Sächs. Gesch., Bd. I, S. 19—25); Schäfer, Bd. I, S. 98.

Noch zu Luthers Zeiten war unter dem Volke viel die Rede von dem schwarzen Herrgott zu Dresden, und es geschahen zahlreiche Wallfahrten zu demselben. Der war aber das große Kreuzifix* in der Kreuzkirche, welches angeblich mit einer Menschenhaut überzogen war und von den vielen Lichtern, die man ihm zu Ehren vormals angezündet, ganz schwarz ausah. Es hat selbiges noch bis zu Anfange des 18. Jahrhunderts an einem besondern Orte der Kirche gestanden, ist aber dann entfernt worden, ohne daß man erfuhr, wo es hingekommen war.

1181. Das Bäcker mädchen zu Pirna.

Gräße, Bd. I, Nr. 180; Ziehnert, S. 506.

Als das Licht der Reformation über Sachsen noch nicht angebrochen war, mußte die Tochter eines Bäckers in Pirna täglich eine bestimmte Anzahl Brote in das daselbst befindliche Mönchskloster schaffen. Als sie jedoch einst nicht zurückkam, sagten die

* Dergleichen Benennungen kommen jetzt noch mehrere vor; so heißt ein Schweizer Sprichwort: „Hilf schwarzin Muotergotes!“ weil das Muttergottesbild zu Einsiedeln im Kanton Schwyz Gesicht und Hände schön schwarz von Holz hat (s. Eiselein, D. Sprichw. d. Deutschen, S. 480); zu Schaffhausen war ein Standbild von Holz, 27 Fuß hoch, genannt der große Herrgott (s. ebd., S. 549), und zu Ueberlingen in Schwaben stand bis zum Schwedenkrieg der sogenannte Schwäbische Heiland, aus Holz, sieben Fuß hoch, in einer Kapelle (s. ebd., S. 559).

Mönche dem sie suchenden, bekümmerten Vater, sie sei mit dem Gelde fortgegangen. Nun war eines Tages ein betrunkenener Zimmermann (nach anderen wäre es ihr Bräutigam gewesen) in der Klosterkirche eingeschlafen; um Mitternacht erwachte er durch ein verworrenes Geräusch von männlichen und einer klagenden weiblichen Stimme und sah, wie zwei Mönche das Mädchen geschleppt brachten und ermordeten und dann in eine Falltüre hinter dem Altare fallen ließen. Wegen dieser Schandtath ward das Kloster aufgehoben; ein Stein mit dem Bilde bezeichnet noch heute das Haus ihres Vaters auf der Langengasse.

1182. Die silbernen Särge in Friedrichswalde.

Dietterle, Geschichte der Kirchfahrt Burkhardswalde, Dresden 1900, S. 27.

Die alte Kirche in Friedrichswalde bei Pirna zeigte in der Mauer über dem Kirchentor drei Schädel und soll im Souterrain drei silberne Särge beherbergt haben, welche die Gebeine der Schutzherrn dieser Gegend, Burkhard (zu Burkhardswalde), Friedrich (zu Friedrichswalde) und Otto (zu Ottendorf) aufbewahrten. — Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts wollte darum ein Schatzgräber aus Liebstadt sein Heil daselbst versuchen.

1183. Lederne Brücken in Sachsen.

Göbinger, Sandau und seine Umgebung, S. 105, 184;
Gräße, Bd. II, Nr. 668.

Die geschäftige Zunge der Sage hat den Hockstein mit dem Hohnstein durch eine lederne Brücke verbinden wollen und weist die alten eisernen Haken an jenem Felsen als Zubehör von ihr an. Ebenso soll die Brücke, welche den Neu-Rathen mit den gegenüberliegenden Wänden verband, von Leder gewesen sein. —

Im Schlosse zu Elsterberg wohnten einst Raubritter, und diese hatten daselbe mit einer anderen Feste, die am Fuße der Wehntz auf einem steilen Hügel errichtet war, durch unterirdische Gänge und eine lederne Brücke in Verbindung gesetzt. Allein 1384 wurden diese Burgen erstürmt und ihre Besitzer hingerichtet.

1184. Die Ringenhainer Brettmühle.

Archiv des Vereins für Sächsische Volkskunde. Sammlung Pflk.

Das zu der Ringenhainer Brettmühle gehörige, südwestlich von derselben gelegene Areal ist klein und sehr spitz zulaufend. Dies hat darin seinen Grund, sagt das Volk, daß bei der ersten Verrainung die Müllerin gerufen hatte:

„Nur immer spitz zu!
Ich hab' bloß eine Kuh!“

1185. Das Königsholz bei Zittau.

Gräße, Bd. II, Nr. 837; Dyser, Abendl. 1001 Nacht, Meißen 1834. 12. Bd. IV, S. 64 ff.

Als die Stadt Zittau noch dem Königreich Böhmen angehörte, regierte ein milder, weiser König daselbst; dieser hinterließ ein unmündiges Prinzelein, dem ein falscher Oheim die Krone nicht gönnte. Er sprengte aus, der junge Prinz sei auf der Jagd im Walde verunglückt, und setzte sich dreist die Krone aufs Haupt. Heimlich aber hatte er Mörder gebunden, welche dem Prinzen an das Leben gehen sollten; sie aber hatten Mitleid mit ihm und ließen ihn frei. Er entfloh und bettelte sich nach Zittau, wo sich ein wohlhabender Schuhmacher des armen Knaben, der zu ihm betteln kam, annahm. Er war zweifelhaft, ob er ihn wirklich für einen Prinzen halten sollte, und schwieg deshalb weislich; aber er liebte den Knaben väterlich, lehrte ihm sein Handwerk und ließ ihn auch sonst in mehr Wissenschaften unterrichten, als ein Schuhmacher braucht. So vergingen einige Jahre, die Böhmen wurden von ihrem unrechtmäßigen Könige gedrückt und waren seiner Herrschaft müde. Jetzt fand es der verbannte Prinz an der Zeit, sich dem Volke zu zeigen. Es verbreitete sich die Kunde, Prinz Wenzeslaus, wie der verbannte Prinz von Rechts wegen hieß, lebe noch und sei ein mutiger, tapferer Prinz geworden. Viel Volks strömte hinzu, und als sie ihn sahen und an der Ähnlichkeit mit seinem verstorbenen Vater erkannten, riefen sie ihn zum Könige aus. Der Platz, wo dies ge-

schah, zwischen Zittau und dem später angebauten Flecken Herrnhut, heißt noch jetzt das Königsholz, und das Haus, wo der Schuhmacher damals gewohnt, hat noch jetzt über der Tür eine in Stein gehauene vergoldete Krone.

1186. Was das Rennen nach dem Semper bedeutet.

Gräße, Bd. II, Nr. 752; Köpping in der Lausitzer Monatschrift, 1806, Bd. I, S. 1—18; Карповс Ehrentempel d. Oberlausitz, Bud. 1719, Bd. I, S. 250; Hoffmann, Scr. Lus., T. II, S. 360; Lausitzer Mag., 1837, S. 174; Haupt, Bd. II, S. 59 ff.

Mehrere Chronisten der Oberlausitz berichten, es sei ehemals der Gebrauch in der Stadt Baugen gewesen, daß Donnerstags vor Fastnacht die vornehmsten Frauen, sowohl junge als alte, zusammenliefen, allerhand schandbare Lieder sangen, den Bürgern in die Häuser liefen und für ihre unehrbaren Possen, Reden und Gebärden Bratwürste, Fleisch, Brot und andere Viktualien verlangten. Diese schändliche Gewohnheit, das sogenannte Rennen nach dem Semper, soll nun als ein unsauberes Überbleibsel der alten Bacchanalien, das die alten Wenden beibehalten, der Bischof zu Meißen, Joh. Hoffmann, im Jahre 1444 (nach anderen 1442 oder 1447) abgeschafft, doch dagegen ein festum Mariae virginis, inventionis pueri, da sie den Knaben Jesus im Tempel fanden, zu feiern angeordnet haben.

Damit ist aber noch nicht erklärt, was das Semperrennen eigentlich bedeute, und so hat man verschiedene (afterwissenschaftliche, unhaltbare) Erklärungen gegeben.

Eine alte handschriftliche Chronik erzählt, es habe nach dem König Sompar*, der 44 Jahre im Regiment gesessen, in Germanien und in deutschen Landen sein Sohn, König Schwab, 46 Jahre lang geherrscht, denselben hätten seine Nachkömmlinge, die Schwaben, auch zum Gott gemacht, ihm in der Gegend, da jetzt Görlitz und das Lausitzer Land ist, einen wilden und erschrecklichen Wald geweiht, wären auch alle zu gewöhnlicher Zeit zusammengekommen, hätten ihn offenbar mit Menschenblut verehrt und in seinem (nämlich des Sompars) Namen einen Menschen wie einen Dachsen abgestochen und abgetan; es habe auch niemand in den Wald gehen

* Derselbe wird auch Zember, Timber, Gambriolus genannt.

dürfen, es wären ihm denn die Hände auf den Rücken gebunden gewesen, damit anzuzeigen die Gewalt Gottes und daß er einig wäre und die Einigkeit liebe; wenn nun einer ohne alles Gefähr gefallen sei, habe er nicht wieder aufstehen dürfen, sondern sich herauswälzen müssen.

Anderer glauben, das Wort komme davon her, daß die Frauen zu Ehren des heiligen Symphorianus, der angeblich der Unfruchtbarkeit habe abhelfen sollen, diesen Unfug getrieben. — Auch in Nürnberg wurden im 14. und 15. Jahrhundert Fastnachtslustbarkeiten der Handwerker und später auch der Patrizier unter dem Namen: „Nach dem Schönbart laufen“ gehalten und gaben zum Singen der sogenannten Schemperlieder Gelegenheit.*

1187. Woher das Sprichwort kommt: Zu Bauzen hängt man die Diebe zweimal.

Gräße, Bd. II, Nr. 751; Lausitzer Mag. 1772, S. 27.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hat sich ein Student aus Polen nach Budissin gewendet und daselbst eine Weile aufgehalten. Weil er nun eines melancholischen Temperamentes war und mitunter mancherlei wahnwitzige Dinge vornahm, so nannte man ihn gemeinlich den tollen Bartholomäus. Wie es nun zu geschehen pflegt, daß dergleichen tieffinnige Personen von gewöhnlichen Leuten häufig verspottet werden, so ging es auch mit diesem polnischen Studenten. Als ihn nun einmal ein Schuster, namens Hienke, wohnhaft an der Seydauer Brücke, nicht wenig verspottet und für ein Paar ihm gefertigte Schuhe die Bezahlung mit großem Ungeßüm verlangt hatte, so fragte er den erwähnten Schuster im Eifer, ob er nicht zu seiner Bezahlung dürres Leder annehmen wolle? Der Schuster geht dies ein. Was tut nun der tolle Barthel? Er ersteigt an einem Sonnabend (den 17. Sept. 1558) um Mitternacht den vor dem Laurentore befindlichen Galgen, nimmt zwei daran befindliche justifizierte Körper, so fast drei Jahre gehangen hatten, davon ab, trägt solche als ein großer und starker Mensch

* Vgl. über das Wort Schemperlied mein Sagenbuch der Sächsischen Schweiz, S. 136.

auf seiner Achsel und unter dem einen Arme im Dunkeln über die Viehweide, den heiligen Geistberg und die Seydauer Brücke an die Drahtmühle, und lehnt sodann den einen Körper an die Haustüre des obenbenannten Schusters, den anderen aber schiebt er dem dasigen Drahtzieher, dessen Tochter ihn auch vergiirt haben sollte, zum Fenster hinein. Da nun der Schuster am anderen Morgen früh seine Haustür aufmacht, wird er seine dürre Bezahlung, sowie der Drahtzieher seine Beschimpfung mit Schrecken gewahrt. Beide zeigen diese verwegene und boshafte That gerichtlich an. Bartholomäus ward arretiert, vernommen und sodann bei Nacht durch Gerichtsdiener samt einer großen Bürde Bücher, die er beständig bei sich trug, aus der Stadt weg und über die Grenze geführt; der Scharfrichter aber mußte auf Befehl die beiden Körper wiederum an Ort und Stelle schaffen und aufs neue aufhängen lassen, dafür er auch den sonst gebräuchlichen Lohn noch einmal bekommen hat. Seit der Zeit sagt man: „Zu Bauzen hängt man die Diebe zweimal.“

C. Familiengeschichte.

222

I. Geschlechter-, Helden- und Schildsagen.

1188. Das Bestehen des Hauses Sachsen.

Meiche, Sagenbuch der Sächs. Schweiz, Nr. 1; Hofmann, Das Meißner Hochland, 1842, S. 387; Gräfe, Sagenschatz des Königreichs Sachsen, 1874, Bd. I, Nr. 2.

Auf dem großen Winterberge stehen sieben herrlich gewachsene Buchen. Von ihnen geht im Volke die Sage, daß, sobald diese Bäume eingehen würden, das Haus Wettin die Krone verlieren und ein fremdes Zepter über Sachsen herrschen solle; einige erzählen sogar, daß dann der Türke ins Land kommen werde.

1189. Von Markgraf Dietrich, wie er den Papst erschreckte und des Kaisers Ehre rettete.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. II, S. 21 ff.

Zur Zeit als Kaiser Friedrich der Rothbart des deutschen Volkes König war, da war Dietrich, Konrads Sohn, ein Markgraf der Lausitzer und war ein gar tapferer, unerschrockener Herr und treuer Dienstmann des Kaisers.

Es war aber dazumal Krieg in Welschland, und der Herzog von Sachsen (Heinrich der Löwe) war dem Kaiser ungetreu, aber Markgraf Dietrich blieb bei seinem Herrn wie im Glück so im Unglück. Da ward bei Legnano eine große Schlacht geschlagen, und der Kaiser ward besiegt und zog nach Venedig, um Frieden zu machen mit dem Papste.

Der kam gar stolz zu Roß einhergesprengt, und der Kaiser ging ihm entgegen, beugte sein Antlitz vor ihm und hielt ihm demütig den Steigbügel. Da juckte den Papst der Hochmut, und er setzte seinen

Fuß auf des Kaisers Nacken und sprach: „Auf Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf junge Löwen und Drachen.“ Und Markgraf Dietrich stand auch dabei, der ergrimmt im Herzen über die Schmach, rief seinem Herrn zu: „Mein Kaiser, man beschimpft deine Würde,“ und schritt mit wütender Gebärde auf den Papst los. Da erschrak der feige Welsche, und es reute ihn sein Abergmut, hob schnell den Kaiser auf, küßte ihn in großer Hast und sprach, er wolle den Kaiser nicht loslassen, bis er ihm Leib und Leben zugesichert hätte.

1190. Wie Markgraf Heinrich der Erlauchte zu dem Beinamen „Hammer“ gekommen ist.

G. Fabricius, *Origines Saxon.* (ed. 1597), S. 574; Gräße nach Melissantes Bergschlöffer, S. 133.

Dem edlen Markgrafen Heinrich († 1288) wurden schon von seinen Zeitgenossen und den nächsten Geschlechtern nicht nur einer, sondern mehrere Beinamen gegeben. So führte er neben dem in der Geschichte feststehenden Namen der „Erlauchte“, den des „Milden“. Gelegentlich wurde er aber auch „Hammer“ genannt, weil er dieses Wort häufig im Munde führte.*

1191. Wie die Raute in das sächsische Wappenschild gelangte.

Gräße, Bd. I, Nr. 1; Crantz, *Sax.*, V., 26, IX., 19; Horn, *Sächs. Handbibliothek*, Bd. I, S. 16; Heußt, *Histor. Auff. über die Sächs. Lande*, Altenb. 1797, Bd. I, S. 53; A. B. J. Michelsen, *Aber die Ehrenstücke und die Rautenkronen als histor. Probleme der Heraldik*, Jena 1854, 4^o; f. a. *Sachsegrün* 1861, S. 145.

Als der Herzog Bernhard von Askantien durch Kaiser Friedrich I. mit dem Herzogtum Sachsen, welches Heinrich der Löwe, nachdem

* Nach Melissantes: „Daß dich der Hammer!“, nach Glafey, Kern der Geschichte: „Boß Hammer!“ Die älteste Erwähnung dieses Namens findet sich in den Altzeller Annalen, S. 85 („Henricus illustris dictus Lomar“). Aber seine Bedeutung vgl. N. Arch. f. Sächs. Gesch., Bd. XVII, S. 12 ff. und Bd. XXIII, S. 319 ff.

er in die Aht erklärt worden war, verloren hatte, belehnt ward, soll er den Kaiser um ein Unterscheidungszeichen seines Wappens gebeten haben: da warf derselbe, der eben statt der Krone wegen der großen Sonnenhitze einen Rautenkranz auf dem Haupte trug, diesen schräg über Bernhards Schild als künftiges Wappenzeichen. Eine andere Sage erzählt, Herzog Bernhard habe auf der Heimkehr von einer Pilgerfahrt zu Venedig, da ihm sein Geld ausgegangen, bei einem reichen Handelsherrn, um sein Leben zu fristen, in Dienst treten müssen und hier ein Liebesverhältnis mit der schönen Tochter desselben angeknüpft; als er nun fortgezogen, habe sie ihm zum Abschied einen grünen Kranz verehrt, den habe er in zwei Hälften zertrennt, die eine habe er über sein Schild gehängt, die andere aber ihr als Andenken zurückgegeben.

1192. Wie Graf Wiprecht von Groitzsch mit dem Kaiser nach Belschland zieht.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. II, Nr. 27.

Kaiser Heinrich IV. zog über die Alpen, seine treulosen Dienstmänner in Italien zu züchtigen. Wiprecht aber war einer seiner tapfersten Degen und zog allen voran mit Borvi, dem Königssohne von Böhmen, denn er hatte dem Böhmerherzoge Wratislaw die Königskrone verschafft.

Und sie verwüsteten Lombardien und kamen nach Rom und schlossen es ein. Sie belagerten aber die heilige Stadt drei Jahre lang. Die Römer machten einen Ausfall, und es war eine heiße Schlacht. Und König Heinrich focht, bis ihm die Hand steif wurde. Da schlug ihm ein Römer das Schwert aus der Hand. Der König rief nach Wiprecht. Und Wiprecht eilte herzu und gab dem Kaiser sein eigenes Schwert.

Und Wiprecht hatte einen gewaltigen Schild in der Hand. Mit dem schlug er auf die Römer ein, und hatte kein Schwert und trieb allein mit seinem Schilde die römischen Krieger vor sich her an die Mauern der Stadt. Und war seit Simsons Zeiten solch ein Held nicht erfunden worden.

1193. Wie durch Wiprecht Rom erobert wird.

Haupt, Bd. II, Nr. 28.

Es hatte aber Wiprecht unter den Seinigen einen geschickten Kerl, mit Namen Kas. Den schickte er bei Nacht unter die Mauern der Stadt, zu erforschen, wo etwa eine unbewachte Stelle wäre. Denn die Römer sind leichtfertige Leute. Und Kas fand eine Mauer, da war kein Wächter dabei. Solches meldete er dem Grafen, und Wiprecht nahm zwei Leitern und einige von den Seinigen, und sie erstiegen unbemerkt die Mauern. Kas zuerst und Wiprecht zur zweit und vierzig Mannen Wiprechts hinterdrein. Und ließen's dem Könige sagen, und der König kam herbei mit sehr großer Kriegsmacht und hieb die Tore entzwei. Die Römer aber schrien sehr und wehrten sich tapfer; aber es half ihnen nichts. Also ward durch Wiprechts Witz und Kühnheit Rom erobert.

Der Papst aber wollte durch die Peterskirche in das Haus Theodorichs fliehen. Da verlegten ihm die Deutschen den Weg, und so wurden die Römer in der Kirche eingeschlossen. Und waren darin drei Tage lang und machten häufige Ausfälle durch die Kirchthüren, wehrten sich tapfer. Da nahm Wiprecht einen großen Balken, und wie sie wieder einmal zurückflohen durch die Türe, warf er den Balken dazwischen, stürmte nach und eroberte also die Peterskirche. Da floß in dem heiligen Gotteshaufe das Menschenblut wie das Wasser in dem Tiber.

1194. Wie Wiprecht mit einem Löwen kämpft und den Kaiser schilt.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. II, Nr. 29.

Als Kaiser Heinrich IV. über die Alpen zog, um seine treulosen Dienstmannen in Italien zu züchtigen, da waren in seinem Gefolge auch die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Halberstadt und Münster und andere Fürsten und Herren. Und es kam die Rede auf Wiprecht von Groitzsch, der sich bei der Einnahme von Rom besonders ausgezeichnet hatte, und sie rühmten alle seinen Heldensinn und seine Tapferkeit und sagten, „er sei wohl der unerforschteste Degen auf der Welt.“ Der Kaiser sprach: „Ist dem also, wohl an, so laffet uns eine Probe anstellen, ob es nicht

möglich wäre, ihn zu erschrecken. Gehet hin zu Wiprecht und holt ihn flugs zu mir.“ Und es ging einer, ihn zu holen. Es war aber da in einem verschlossenen Hause ein wütender Löwe, den befahl er, auf den Hof hinaus zu lassen. Der Löwe kam heraus und brüllte furchtbar, und alle Anwesenden flohen an sichere Orte. Graf Wiprecht aber wußte von dem Handel nichts und schritt ruhig in den Hof hinein. Der böhmische Königssohn wollte ihn flugs warnen, aber schon kam der Löwe auf ihn zugesprungen mit wütendem Brüllen. Wiprecht heischte auf der Stelle sein Schwert, das sein Schildknappe hinter ihm hertrug, aber der treue Diener warf sich für seinen unbewaffneten Herrn dem wilden Tiere entgegen. Doch Wiprecht war nicht der Mann, der sich auf anderer Leute Kraft verlassen wollte. Er ergriff seinen Knappen, warf ihn zurück und fiel ohne Waffen mit beiden vorgestreckten Fäusten den Löwen an und zerzaute ihm mit seiner Riesenkraft also die Mähne, daß das Tier ganz demüthig ward und bald von ihm abließ. Die Fürsten aber sahen hinter den Pfeilern versteckt das Schauspiel an und erstaunten über des männlichen Helden große Kühnheit.

Wiprecht aber ließ den Löwen und ging ruhigen Schrittes, als sei nichts geschehen, hinauf zum König, trat hin und fragte, was der König von ihm begehre und warum er ihn habe holen lassen. Der König sprach: „Warum? Um deines eigenen Heils willen, denn nun haben wir durch einen Versuch erprobt und wissen in der Wahrheit, daß dir allewege das Glück hold ist.“ Dem Grafen aber genügte diese Antwort nicht. Da sagten ihm die Fürsten den ganzen Handel. Aber Wiprecht ward zornig und sprach zum Könige: „Du hast meine treuen Dienste schlecht belohnt. Ich bin deiner Fahne gefolgt nicht zum eiteln Spiel, sondern zum ernsthaften Kampfe. Ich habe dir redlich gedient samt meinen Mannen und bin in allen Abenteuern der Anführer und Vorgänger gewesen. Das mögen mir alle bezeugen, die solches hören. Nun aber mag ich dir nicht länger dienen. Ich gehe hinfort zu anderen Fürsten, die meine Dienste besser lohnen und mich nicht um eitler Augenweide willen den wilden Tieren preisgeben.“ Also sprach der mannliche Held, und der König fing an, sich schier vor ihm zu fürchten. Wiprecht aber ging stolz in seinen Waffen davon.

1195. Wie Wiprecht fromm wird und das Kloster Pegau gründet.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. II, Nr. 30.

Nachdem der Kaiser den Grafen Wiprecht wieder ausgeföhnt, ihn mit vielen und großen Ländereien beschenkt und ihn endlich zum Markgrafen der Lausitz eingesetzt hatte, ist Wiprecht noch oft zu Felde gezogen und hat noch manche Fehde ausgefochten. Sein treuer Freund aber, der König Bratislaw von Böhmen, gab ihm seine schöne Tochter Judith zum Weibe, und sie brachte ihm als Morgengabe den Gau Misen und das Land Budissin mit, welche Länder bis dahin zu Böhmen gehört hatten. So ward Graf Wiprecht einer der mächtigsten Herren im ganzen Deutschen Reiche. Aber als er alt wurde, da dachte er ernstlich an seiner Seelen Seligkeit, und es lag ihm schwer auf dem Herzen, daß er zu Rom die Schwelle des heiligen Apostels mit Blut befleckt und daß er einst zu Zeitz die Kirche des heiligen Jakob verbrannt hatte. Und es kam über ihn eine große Sündenangst und eine heftige Reue. Da beriet er sich mit den Bischöfen zu Magdeburg und Merseburg und pilgerte endlich nach Rom, warf sich dem heiligen Vater zu Füßen und nezte mit Tränen die Stätte, wo er einst Blut vergossen. Und als er dem Papste alle seine Sünden gebeichtet, wallfahrtete er weiter nach Hispania zum Patriarchen von Campostella, und der Patriarch von Campostella gab ihm auf, die Kirche zu St. Jakob, die er verbrannt, wieder aufzubauen und auch ein Kloster dabei zu stiften, und verehrte ihm eine kostbare Reliquie, den Daumen des heiligen Jakob, segnete ihn und ließ ihn ziehen. Da kam Wiprecht zurück nach Grotzsch, und die Seinen empfingen ihn mit großer Freude. Bald darauf kam er durch ein Dorf, Hila genannt, daselbst war ein armseliges Kirchlein. Wiprecht ging hinein zu beten, denn es war seine Gewohnheit, ohne Andacht bei keiner Kirche vorüberzufahren, und einer seiner Getreuen, namens Geißler, war mit ihm. Und als er aufstand vom Gebet, siehe da tat sich der heilige Schrein über dem kleinen Altare von selber auf, gleich einem Buche, und ein heller Glanz strömte heraus und das Herz des tapferen Mannes erbehte vor Schrecken. Da hatte er fürder keine Ruhe und erbaute alsogleich das Kloster zu Pegau und trug

mit eigenen Händen zwölf Körbe voll Steine an die zwölf Ecken des heiligen Gebäudes und ließ sie weihen zu Ehren der heiligen Mutter Maria und des heiligen Apostels Jakobus.

1196. Die Eiche bei Hartenstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 557; poetisch beh. v. D. Föhrau (Fr. v. Biedermann), Eine Sängergugend, S. 120.

In dem beim Schlosse Hartenstein liegenden Walde befand sich vor vielen Jahren ein ungeheurer, prächtig belaubter Eichbaum, von dem man erzählte, daß sein Bestehen auf geheimnisvolle Weise mit dem Schicksale des Schönburgschen Hauses verflochten sei. Man sagte, wenn der Baum umgehauen werde, würden drei Glieder des Schönburgschen Stammes sterben. Im Jahre 1840 (?) stürzte der Baum um, und wirklich starben kurz darauf drei Schönburge. (Vgl. Nr. 1188.)

1197. Der Wappenschild der Schönburge.

Gräße, Bd. I, Nr. 555; novell. beh. v. Dietrich, Die rom. Sagen des Erzgebirges, Bd. I, S. 33 ff.

In der letzten Schlacht, welche Karl der Große dem tapfern Sachsenfürsten Wittekind lieferte, kam er in einem Einzelgefecht sehr ins Gedränge; schon waren die meisten der Ritter seiner Umgebung gefallen, nur er allein widerstand noch mannhaft dem feindlichen Andrang. Plötzlich traf ein mit gewichtiger Hand geschleudertes Felsstück seinen Schild, derselbe zersprang, und Karl hatte nur noch sein Schwert zur Verteidigung. Da erhob sich aus dem Reichenhaufen, der rings um ihn aufgetürmt war, einer seiner gefallenen Getreuen und reichte ihm seinen Schild. Kaum hatte er sich damit zu decken begonnen, als auch schon Hilfe nahte und die Schlacht sehr bald zugunsten der Christen endete. Noch vorher aber hatte der edle Frankenkönig seinen Retter in der Not unter den Sterbenden und Verwundeten herausgefunden und ihn glücklicherweise noch am Leben angetroffen. Er erkannte ihn als einen Schönburg. Derselbe führte bis dahin nur ein einfaches Silberschild ohne

Kleinod. Da berührte Karl mit Ring-, Mittel- und Zeigefinger seiner Rechten die blutende Wunde seines Ritters und strich mit der Wunde reinem Blute zweimal über das silberfarbene, herzförmige, jetzt vom Geschosse des Feindes vielfach verletzete Wappenschild, so daß zwei rote Streifen dasselbe zierten und sprach: „Schönburg, dies sei fortan dein Zeichen, dein Blut das Wappenkleinod deines Hauses!“

1198. Der Ursprung des Namens Reuß.

Gräke, Bd. I, Nr. 248; Peccenstein a. a. O., S. 262 ff.

In einer alten Handschrift des Klosters Bose vor Zeitz steht folgende Geschichte, welche besagt, warum die Fürsten Reuß den Namen Reuß von Plauen, Gera und Weida führen.

Als im Jahre 1228 Kaiser Friedrich II. mit König Andreas von Ungarn, König Primislaus von Böhmen, Erzherzog Leopold von Osterreich und anderen Fürsten und Herren eine große Heerfahrt wider die Sarazenen unternommen, ist auch Landgraf Ludwig IV. von Thüringen, der heiligen Elisabeth Gemahl, mitgezogen und hat einen Herrn von Gera oder Plauen, dessen Name aber sonst nicht weiter angegeben wird, bei sich gehabt. Zwar ist der Landgraf zu Brundustum Todes verblieben, allein nichtsdestoweniger sind seine Ritter unter ihren Obersten mit weitergezogen, aber nachmals in einem harten Scharmützel vor Ptolemais der Herr von Gera und der Graf von Gleichen von den Sarazenen gefangen und in ferne Orte verschickt worden, bis nach 12 Jahren ersterer durch einen reussischen (russischen) Kaufmann losgekauft und als leibeigener Sklave nach Rußland geführt, der Graf von Gleichen aber durch eines sarazenischen Herrn Tochter auf gleiche Weise befreit worden, also daß beide wiederum wunderbarerweise heim zu den Ihrigen gekommen sind. Nachdem nun der Herr von Gera lange als Sklave in Rußland gehalten worden und viel Ungemach hat ausstehen müssen, ist von dem Großfürsten ein eiliges Aufgebot wegen des Tatareneinfalls (1232) ergangen, und hat jener auch mit ins Feld ziehen müssen; es sind jedoch die Russen überwältigt worden und haben ihn die Tataren, da er ihre Aufmerksamkeit durch seinen ritterlichen Widerstand erregt, nicht getödtet, sondern zu einem ihrer

obersten Fürsten, Hoccata genannt, gebracht. Der hat ihn gut gehalten und hat er mit ihm gen Schlessien ziehen müssen; als die Tataren aber, nachdem sie den frommen Herzog Heinrich erschlagen und die Stadt Liegnitz in Brand gesteckt, wieder umkehrten, hat er, weil er beim Nachzug gewesen, seinen Vorteil abgesehen und sich davongemacht, ist auch bald mit Gottes Hilfe zu bekannten Freunden gekommen und hat sich in seinem russischen Habit an den Hof Kaiser Friedrichs II. begeben. Hier ist er eine Zeitlang geblieben und hat sich besonders durch seine Geschicklichkeit in allen ritterlichen Spielen, im Ringen und Springen, so damals in Deutschland noch nicht so allgemein gewesen, ausgezeichnet. Darum hat der Kaiser großen Gefallen an ihm gefunden und ihn sehr geehrt, ihn auch oft, weil er fremde Sprachen fertig und gut hat sprechen können, an seine Tafel gezogen und sich von ihm von seinen Reisen und Schicksalen erzählen lassen. Weil er aber vor allen Hofleuten sich durch seine Länge ausgezeichnet, hat er die Gewohnheit gehabt, ihn, wenn er ihn rufen ließ, immer den langen Reussen zu nennen; und dieser Zuname ist ihm so gemein geworden, daß er sich selbst in Briefen und Titeln „Heinrich von Gera der Reusse genannt“ geschrieben und diesen Namen für alle Zeiten angenommen hat.

1199. Warum die Fürsten Reuß den einzigen Taufnamen Heinrich führen.

Gräbe, Bd. I, Nr. 249; Peccenstein a. a. D., S. 265 ff.

Der Grund, warum die Familie der Reusse nur den einen Taufnamen Heinrich führt und zum Unterschiede der einzelnen Personen bloß die Zunamen: der ältere, mittlere und jüngere nach ihres Leibes Länge und Gestalt oder ihrer Zahl beifügt, ist folgender. Es hat einst ein Herr von Plauen um ritterlichen Ruhmes willen sich über das Meer in ferne Lande begeben und ist in Syrien in einer Schlacht gegen die Sarazenen angeblich erschlagen worden. Da ist nach etlichen Jahren, da er fast vergessen, aber auch von seinem Tode noch keine gewisse Nachricht gekommen war, einer, so ihm an Gestalt, Rede und Gebärden allerdings ähnlich gewesen, an den Tag gekommen, hat sich für ihn ausgegeben und durch

allerhand Nachrichten und Wissenschaft den Verwandten und Freunden sich also dargetan, daß jedermann glauben können, er sei der rechte und verloren geglaubte Herr, ist ihm auch sein Anteil an der Herrschaft eingehändigt worden, worauf er sich verheiratet und Kinder gezeugt hat. Als aber endlich der Betrug durch Schickung Gottes an dem Orte, wo der rechte Herr erlegt und begraben war, ausgekundschaftet und der Betrüger zur gebührenden Strafe gezogen worden, da haben die Herren Geblütsverwandten sich untereinander verglichen, künftigt nur einen einzigen Taufnamen zu gebrauchen, und ist dieser Brauch auch bis dato geblieben.

1200. Das Geschlecht von Arnim.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 483; Hesekei, Wappensagen, S. 3, in poetischer Bearbeitung; Gräße, Geschlechts-, Namen- und Wappensagen, S. 5.

Seit mehr denn tausend Jahren führen die auf Planitz mit Rainsdorf, Voigtsgrün usw. angezessenen Arnims im roten Felde zwei silberne Balken als Wappenzeichen. Der Familiensage nach rühren dieselben davon her, daß einst in einer Schlacht gegen die Friesen der Feldherr einem Junker von Arnheim befohlen hatte, eine hölzerne Brücke, welche zwischen ihm und den ihn verfolgenden Friesen liegend, diesen die Möglichkeit, ihn zu verfolgen, gewährte, abzubrechen. Der tapfere Mann vermochte jedoch nicht, alle Balken derselben ins Wasser zu werfen, sondern es blieben zwei übrig, über welche die nachsetzenden Friesen das Wasser zu überschreiten suchten. Allein Arnheim ließ sich nicht von seinem Platze vertreiben, sondern wußte sich so lange zu halten, bis Hilfe kam. Zur Belohnung erhielt er von dem Grafen von Holland, seinem Lehnsheeren, den Ritterschlag und das obengedachte Wappen. Später nannten sich die Arnheims Arnim.

1201. Der Ritter von Bärenstein und der Löwe.

Gräße, Bd. I, Nr. 244; Peccenstein a. a. D., S. 91 ff.

Der König von Ungarn Matthias ist den Deutschen niemals sonderlich hold gewesen, also daß er sich mehrmals hat vernehmen

lassen, er wolle den Türken einen Paß durch sein Land vergünstigen, Deutschland zu überfallen. Gleichwohl hat er immer deutsches Volk an seinem Hofe gehabt und in seinen Kriegen gebraucht, und so ist denn auch ein Ritter von Bärenstein in seine Dienste gekommen. Nun trug es sich zu, daß der König einmal auf dem Schlosse zu Ofen spazieren ging, und wie er dabei an die Löwengrube kommt, da fordert er den von Bärenstein zu sich, befiehlt, dem Löwen Fleisch vorzuwerfen, und redet darnach den von Bärenstein an, er solle doch, da er so kühn sei, den Löwen vom Fleische wegzagen. Wiewohl nun der Ritter leicht abnehmen konnte, wie solches gemeint sei und was ihm für Gefahr bevorstehe, wenn er es unternehmen wolle, so hat er doch, um allen Unglimpf zu verhüten und abzuwenden, sein Leben nicht zu sparen gedacht, seinen Mantel um den linken Arm gewickelt, das Schwert in die rechte Hand genommen und ist also in die Grube auf den Löwen zugegangen. Wie dieser ihn ansichtig worden und sein unerschrockenes Gemüt gemerkt, hat er seiner nicht erwarten wollen (wie es denn die Natur dieses Tieres sein soll, daß es denen weicht, so es an Kühnheit übertrifft), und also hat der Ritter von Bärenstein das Fleisch genommen und dem König überbracht, nicht ohne dessen sowie des ganzen Hofes große Verwunderung. Ob nun wohl der König sich darauf ganz gnädig gegen ihn bezeigt, hat jener doch bald Abschied genommen und sich aus seinen Diensten begeben. Andere erzählen jedoch diese Geschichte anders, und so hat der Geschichtschreiber Cranz solche Tat einem Polen zugeschrieben, obwohl mit anderen Umständen.

1202. Das Wappen der Biberstein und der Tschammer.

Gräke, Bd. II, Nr. 729; Sinapius, Bd. I, S. 988.

Die Herren von Tschammer leiten ihren Ursprung von dem Geschlechte der Herren von Biberstein ab. Wie diese führen sie in ihrem Wappen ein Hirschgeweih, dem aber später noch ein Büffelhorn zugefügt worden ist. Als nämlich der Polenkönig Boleslav Chrobri nach einem Siege über die Preußen und Pommern in sein Land zurückgekommen war, ließ er einst den bei ihm anwesenden Großen und vornehmen Gästen seinen Tiergarten öffnen und zeigte

ihnen die vielen Bestien, die er darin eingeschlossen hielt. Da wurde der Herr von Biberstein von einem Büffelochsen angerannt; der aber fürchtete sich nicht, sondern trat dem wütenden Tier keck entgegen, ergriff es an den Hörnern und brach ihm eins ab. Der König und alle Anwesenden erstaunten aber über die Beherrztheit und Körperkraft des Biberstein, und es wurde ihm zum Gedächtnis dieser That ein weißes Büffelhorn in sein Wappen gesetzt. Ubrigens sind die Bibersteins nächst den Jedlißen und Nostitzern die ältesten Laufitzer Adelligen.

1203. Das Wappen der Bienewitz.

Gräße, Bd. I, Nr. 348; Kamprad a. a. D. S. 358 ff., 421 ff.; C. Schneider, Leisniger Ehrensäule, S. 34; Fiedler, Mügllische Ehrensäule, S. 114; poetisch beh. von Ziehnert, S. 145 ff. Gegen die Wahrheit dieser Geschichte s. a. Heine, Köchlyer Chronika, S. 341, Anm. g.

Der große Mathematiker Petrus Apianus (eigentlich Bennewitz oder Bienewitz) ward zu Leisnig im Jahre 1495 geboren und war von Karl V. 1541, der ihn sehr schätzte, in den Adelsstand erhoben worden: als Wappen gab dieser ihm einen zweiköpfigen gekrönten schwarzen Adler im goldenen Felde, mit einem blauen Kranze, wie Wolken gestaltet, umgeben. Als nun der Kaiser vor der Schlacht bei Mühlberg mit seinem Bruder Ferdinand am 21. April 1547 mit seinem Heere in der Stadt Leisnig rastete, war wegen der Tätlichkeiten, die sich einige Bürger gegen plündernde spanische Soldaten erlaubt hatten, von ihm der Befehl gegeben worden, nach seinem Ausbruche die Stadt zu plündern und in Brand zu stecken. Da hat zufällig einer seiner Kriegsobersten, der bei einem Bürger im Quartiere lag und von jenem Befehl wußte, das Bild Apians mit dem Wappen an der Wand hängen sehen, und als er seinen Wirt gefragt, wie er zu demselben gekommen sei, von diesem erfahren, der große Astronom sei sein Bruder. Er hat alsbald solches dem Kaiser hinterbracht, und dieser hat sofort, weil ihm, wie er sagte, nicht lieb sei, seinen lieben Freund Apianus also zu betrüben und seine Vaterstadt unglücklich zu machen, befohlen, es solle kein Soldat bei Leibesstrafe sich unterfangen, einen Menschen in der Stadt zu beleidigen oder das Geringste zu nehmen. Also ist durch ein lebloses Bild die Stadt verschont worden.

1204. Woher die Birken von Duba ihren Namen haben.

Gräße, Bd. I, Nr. 192; Beckler, Historia Howorea, Hof 1649, Fol., S. 7 und 39.

Das Haus Berka, dessen Wappen aus zwei kreuzweis übereinandergelegten Eichenästen bestand, gehörte mit dem ihm stammverwandten Hause Howora zu den ältesten Adelsgeschlechtern Böhmens. Ein Ahnherr der letzteren war Jägermeister des Herzogs Jaromir (im Jahre 1085). Einst kam dieser auf einer Jagd von seinem Gefolge ab und fiel in die Hände der Werschowoczer, die das Räuberhandwerk trieben. Schon band man den Herzog und seinen Diener nackend an eine Eiche, um ihn mit Pfeilen zu erschließen, da hat sich der Howora von dem feindlichen Anführer als Gnade aus, noch dreimal sein Leibstückchen auf dem Horne blasen zu dürfen. Allein diese Töne zeigten dem zerstreuten Gefolge nicht bloß den Ort, wo ihr Herr weilte, sondern auch, daß er in Gefahr sei; es eilte herbei, und so wurden beide vom gewissen Tode gerettet. Aus Dankbarkeit hat nun der Herzog seinen treuen Diener mit Belohnungen überhäuft und ihm den Beinamen Duba (d. h. Eiche) gegeben, welchen Friedrich Berke, als er 1440 das Schloß Eiche oder Duba baute, der Verwandtschaft wegen annahm. Das Benediktinerkloster, welches Jaromir an der Stelle, wo sich diese Begebenheit zugetragen hatte, erbaute, bestand noch bis auf die Zeit des Königs Wenzel, wo es zerstört ward. Die Duba aber waren lange Zeit Besitzer der Herrschaft Hohnstein-Wildenstein in der Sächsischen Schweiz.

1205. Warum die Familie von Bünau nur drei bestimmte Taufnamen gebraucht und woher ihr Wappen rührt.

Gräße, Bd. I, Nr. 59; König, Sächs. Adelshist., Bd. II, S. 211; Peccenstein, Theatr. Sax., Bd. I, S. 50; Sachsengrün, Bd. II, Jahrg. 1801, S. 50.

Zur Zeit, als das Faustrecht die deutschen Gauen unsicher machte, fanden sich doch auch Ritter, welche diesem Unwesen zu steuern suchten. Einer dieser wackeren Ritter, welcher sich auf einer Aue angesiedelt hatte, focht tapfer gegen die Wegelagerer, und da die Spitze seiner Lanze nie ihr Ziel verfehlte und tödlich stach, so pflegte man zu sagen, der Ritter auf der Aue steche wie eine Biene,

woraus man den Namen Bienaue zog, der sich später in Bünau umformte. Die Familie der Bünau war in ihren Seitenlinien so zahlreich geworden, daß allein in der Schlacht am Weißen Berge 200 Bünauische Ritter gefallen sein sollen. Infolge davon starb aber auch das Geschlecht bis auf drei Glieder aus, welche die Namen Günther, Heinrich und Rudolph führten. Diese drei gelobten nun, daß künftig jeder neuentstehende Sproß einen dieser Namen führen solle, und so ist es auch geblieben.

Man erzählt nun, daß ein Heinrich von Bünau, welcher als Erzbischof und Kurfürst von Mainz einst eine Kaiserkrönung vollzogen hatte, von dem Kaiser Konrad III. die Erlaubnis erhielt, dem Wappen seiner Familie statt des zweiten Helmes den Kurhut aufsetzen, den Nachkommen seines Stammes nur die Führung der Namen: Günther, Heinrich oder Rudolph erlauben und das Geld, welches er durch die Verwaltung seines Bistums erworben, den Seinen vererben zu dürfen. (Seitdem ist das Bünauische Wappen ein vierfach geteilter Schild, der in zwei Abteilungen viereckig markierte Felder, in den anderen zwei Löwenköpfe über einer Lilie enthält; der Kurhut mit zwei Pfauenfedern und ein Helm mit zwei aufstrebenden Flügeln geschmückt stehen auf der oberen Kante des Schildes.) Dies habe der Kaiser bewilligt, und aus dem Gelde, das sich auf etliche Tonnen Goldes belaufen, seien acht Stammhäuser der Familie, zwei in Böhmen, zwei in Meissen, zwei in Thüringen und zwei im Vogtlande, angekauft worden.

1206. Wie die Familie von Bünau einst in den Besitz von Proffen gekommen ist.

Gräfe, Bd. I, Nr. 191; Sülze, Historie von Königstein, S. 231.

Es hat sich der ehemalige Erbbesitzer des jezo hochgräflichen Thunischen Hauses, Rudolph von Bünau, als er nebst andern protestantischen Herren seines Glaubens wegen in Böhmen nicht mehr hat unberuhigt bleiben können, im Jahre 1630 dahin entschließen müssen, Tetschen und zugleich überhaupt das Böhmerland zu verlassen. Deswegen hat er sich mit seiner Familie auf ein Schiff begeben und ist den Elbstrom herabgefahren und hat dabei den Entschluß gefaßt, daß, wo das Schiff an den meißnischen Elbusfern

sich ohne besondere Mühe ans Land legen würde, da wolle er es für einen göttlichen Wink ansehen, daß er hier seine künftige Wohnung zum Genuß der evangelischen Religionsfreiheit aufschlagen wolle. Worauf es denn geschah, daß sein Schiffelein an den Ufern des Dorfes Prossen bei Königstein sich von selbst fest an das Land gelegt und also gleichsam vor Anker gegangen sei. Der Herr von Büнау, solches für göttliche Schickung haltend, ist alsobald ans Land gestiegen und hat dem damaligen Besitzer des Schlosses, Hans Ranisch, sein Schicksal erzählt und seinen Wunsch zu erkennen gegeben, sich hier anzukaufen, worauf dieser sich auch bereitwillig gefunden habe, ihm zur Erfüllung seines Gelübdes behilflich zu sein und ihm seine Besitzung zu verkaufen. Rudolph von Büнау hat also das Schloß und Rittergut Prossen im Jahre 1630 gekauft und ist allda 1654 verstorben, woraus sich von selbst ergibt, daß eine andere Sage, welche erzählt, diese Begebenheit habe sich an den Pillnitzer Schloßuffern ereignet, auf nichts beruht.

1207. Der Ursprung der Carlowitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 723; S. Grosser, Lausitzer Denkw., Bd. III, S. 44; Haupt, Bd. II, S. 27.

Das Geschlecht der von Carlowitz hat mehrere Ursprungsfagen. Nach der einen war der Ahnherr des großen Kaisers Karl vornehmster Rat und wurde von diesem zu den wichtigsten Geschäften gebraucht, namentlich in den Kriegen gegen die Slaven, weshalb ihm diese den Namen beilegten, der soviel bedeute als: Karls Licht (!?). Eine andere Sage läßt die Herren von Carlowitz aus königlich französischem Geblüt entspringen. König Ludwig VIII. von Frankreich hatte einen Sohn, Karl I., welcher 1266 König von Neapel und Sizilien ward; Karl II., des ersten Sohn und Nachfolger, hinterließ sechs Söhne, von denen der jüngste, Johann, die Mechtilde, Prinzessin von Achaja, heiratete und durch sie Herzog von Durazzo ward. Ein Enkel dieses Herzogs Johann, mit dem Beinamen Horwat, gelangte zur Würde eines Banus oder Statthalters von Kroatien und brachte es dahin, daß nach König Ludwigs Tode die Ungarn seinem Bruder Karl dem Kleinen, König von Neapel, im Jahre 1386 die Krone antrugen und aufsetzten. Allein dieser wurde

sehr bald auf Veranstaltung der Witwe König Ludwigs und ihrer Tochter Maria ermordet. Da entbrannte Johann Horwat von tödlichem Haffe, ließ die Königin nebst der Prinzessin auf der Straße überfallen, ihr Geleit niederhauen und sie selbst an den Haaren fort schleppen. Elisabeth ersäufte er im Flusse Bozota, und Maria wurde in das Gefängnis geworfen, jedoch bald wieder entlassen, da ihr Bräutigam, der nachmalige Kaiser Sigismund, mit einem Heere heranzog, um sie zu befreien. Obwohl sie eidlich hatte geloben müssen, sich an Johann Horwat nicht zu rächen, so ruhte sie nicht eher, als bis Sigismund ihn in Possoga und Dobor belagern, gefangen nehmen und in Stücke hauen ließ. Johann Horwat hatte einen Sohn Karl, dem der Kaiser Verzeihung angedeihen ließ und den er mit mehreren Gütern in Kroatien und Slavonien beschenkte. Dort baute er zwischen Scherwich und Griechisch-Weißenburg ein Schloß, das er Carlowitz nannte.

Die Bulgaren singen noch ein Lied von Marco Carlowicz, welcher mit seinen ritterlichen Genossen sich lange Zeit in einem festen Schlosse gegen die Türken gehalten, bis er der Obermacht erliegen. Seinen Tod rächte ein treuer Diener an dem Sultan Murad I., indem er ihn erstach, während dieser ihm den Fuß zum Kusse reichte.

1208. Von dem Ursprunge des Geschlechts von Einsiedel.

Gräße, Bd. I, Nr. 319; Rudolphi, Gotha diplomatica, Bd. III, T. 93; Caspari, Geistl. u. Weltl., Erlangen 1854, S. 79; Die Legende von S. Meinrad in d. Acta SS. Antv. Jan., T. II, S. 381—385; Mabillon. Acta Ord. SS. Benedict., Sect. IV, P. II, S. 63—68, u. als Volkslied b. Arnim, Des Knaben Wunderhorn, Bd. III, S. 168 ff.

Um das Jahr 830 lebte in Böhmen ein Graf Berthold von Sulgow. Nachdem seine Ehe lange Jahre ohne Kindersegen geblieben war, erfreute ihn endlich Gott in Folge eines Gelübdes, das seine Gemahlin getan hatte, mit einem Sohne, der in der heiligen Taufe den Namen Meginrard empfing. Meginrard widmete sich, wie es die Mutter gelobt hatte, dem Dienste des Herrn, ging aber nicht in ein Kloster, sondern zog sich in eine Einsiedlerhütte zurück. Da nun in jener Zeit das Zölibat der Geistlichen noch nicht gesetzlich bestand, so nahm er sich ein Weib, nach den Worten der Schrift: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Meginrard wurde

bald ein glücklicher Vater mehrerer Kinder. Auch diese verließen den väterlichen Wohnplatz nicht, bis endlich um das Jahr 1281 einer der Nachkommen Meginrards, Grubo genannt, in die Welt zurückkehrte, anstatt der Einsiedlerkutte den Harnisch anlegte und statt des Rosenkranzes das Schwert in die Hand nahm. Grubo machte sich bald in Schlachten und Turnieren berühmt, allein der Name Einsiedel blieb ihm und ward von ihm auf zahlreiche Söhne und Töchter fortgeerbt.*

* Dieselbe Sage erzählt mit mehreren Veränderungen Stumpf in seiner Schweizer Chronik, Zürich 1548, Fol., S. 106. Nach ihm lebte im 9. Jahrhundert in Schwaben ein Graf, Berchtolt von Sulgow, dem seine Gemahlin einen Sohn Meynrad oder Meginrad (Meinhard) gebar. Meginrad wurde von seinen Eltern für den geistlichen Stand bestimmt und daher in das Kloster Reichenau am Bodensee gebracht. Doch sein Sinn verlangte nach der Einsamkeit des Waldes. Er verließ daher Reichenau und zog sich in einen finstern, öden Wald am Züricher See zurück, um hier ungestört als Einsiedler seinem Gott zu dienen. Da geschah es denn im Jahre 863, daß zwei Räuber zu ihm kamen und ihn erwürgten in der Hoffnung, Gold und Schätze bei ihm zu finden. Als er eben von ihren Händen sterben sollte, sah er zwei Raben fliegen und sprach: „Die Raben werden's verraten!“ Da nun nach einiger Zeit die Räuber in Zürich in der Garhülle saßen und Raben um das Haus fliegen sahen, sprach einer zum andern: „Schau, schau, da fliegen St. Meinhard's Zeugen her!“ Das zeigten etliche der Obrigkeit an, die zog sie ein, und da sie die That bekannten, wurden sie gerädert und mit Feuer verbrannt. Aber der Leichnam des frommen Meinhard wurde nach Reichenau gebracht und blieb dort ein Gegenstand der Verehrung bis zur Aufhebung des Klosters, d. h. bis zum Jahre 1803.

An der Stelle aber, wo St. Meinhard's Zelle gestanden hatte, erbaute im Jahre 913 der Domdekan Eberhard aus Straßburg eine Kapelle und eine neue Einsiedelei. Bald fanden sich hier viele Fromme zusammen, bis endlich das Kloster Einsiedeln entstand. In Einsiedeln wurden aber bald der Ordensleute so viele, daß das Kloster sie nicht alle erhalten konnte. Manche der Klosterbrüder verließen ihre Zellen wieder. Unter diesen befand sich auch ein Bruder, der aus dem Lande Meißen stammte und der in die Heimat zurückkehrte, um sich dem Kriegsdienste zu widmen. Aber hatte er auch seinem Leben eine andere Bestimmung als die früher gewählte gegeben, so behielt er doch den Namen Einsiedel und wurde so der Ahnherr derer von Einsiedel. — Dies soll geschehen sein um das Jahr 1280. Ubrigens ist die Sage der von den Kranichen des Ibykus sehr ähnlich; s. V. Schmidt, Romangen u. Ball. deutsch. Dichter, S. 206 ff.; A. Schoppe, Sagenbibl., Leipzig 1861, Bd. II, S. 122 ff.; Göttinger, deutsch. Dichter, Bd. I, S. 334 ff.

1209. Konrad von Einsiedel auf Gnandstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 320; Fabricius, *Origines Sax.*, Lips. 1806, S. 701; Theobald, *Hussitenkrieg*, S. 237.

Unter den Edlen Sachsens, die im Jahre 1426 mit Kurfürst Friedrich dem Streitbaren gen Aufzig den Hussiten entgegenzogen, befand sich auch Ritter Konrad von Einsiedel auf Gnandstein. Am 15. Juni geschah denn jene blutige Schlacht, in welcher die Blüte des sächsischen Adels ein ruhmloses Grab fand. Zu den wenigen, die ihr Leben nicht verloren, gehörte Konrad von Einsiedel. Er floh mit einer Anzahl seiner Kampfesgenossen auf das Schloß Schreckenstein. Doch da die treulose Besatzung des Schreckensteins den Hussiten heimlich die Tore der Feste öffnete, mußte schon am zweiten Tage Konrad dieselbe dem Georg Dieckzinski übergeben. Letzterer aber schenkte dem gefangenen Konrad von Einsiedel Leben und Freiheit und ließ ihn ungehindert in sein Vaterland zurückkehren.

Um dem Höchsten für die Rettung aus der Gewalt der Feinde zu danken, beschloß Konrad, zum Heiligen Grabe in Jerusalem zu pilgern, um hier das Opfer seines Dankes darzubringen. Er hatte jedoch das Ziel seiner Reise noch nicht erreicht, als er in neue Gefangenschaft geriet. Jetzt wurde er ein Gefangener der Sarazenen, die ihn als Sklaven verkauften. Fast dreißig Jahre hatte er die Sklavenketten getragen, als er im Jahre 1455 bei der Belagerung von Belgrad in dem türkischen Heere zum Schanzen verwendet wurde. Als nun hier das türkische Heer durch Johann Hunyades eine gewaltige Niederlage erlitt, fiel Konrad wiederum als Gefangener in die Hände der Ungarn. Diese schenkten ihm als einem Christen die Freiheit.

Hoffnungsvoll kehrte er zur Heimat und zur Gattin zurück, hoch schlug sein Herz, da er Gnandsteins Warte sah. Aber als er an dem Tore seiner Burg Einlaß begehrte, ward er schändlich abgewiesen. Niemand, selbst die Gemahlin, wollte den längst Totgeglaubten wiedererkennen, und in die Besitzungen des Verschollenen hatten sich die Verwandten bereits geteilt. Der von allen verstößene Konrad flüchtete sich zu seinem alten Jugendfreund Hans v. Gablenz zu Windischleuba. Dieser erkannte ihn wieder, und da ihm Konrad gewisse geheime Merkmale, die er sowohl als seine Gemahlin

an ihren Körpern hatten, vertraute, so wurde Gablenz der Vermittler zwischen beiden Gatten. Er überzeugte auch bald Gattin und Bruder, der Zurückgekehrte sei wirklich Konrad von Einsiedel. Obgleich nun Konrad die verteilten und vererbten Güter nicht wiedererhalten konnte, so mußte ihm doch auf Befehl Kurfürst Friedrichs des Sanftmütigen eine anständige Abfindungssumme gewährt werden.

Noch erlebte Konrad das Glück, daß ihm seine Gemahlin, ohngeachtet ihres höheren Lebensalters, eine frohe Nachkommenschaft schenkte.

Konrads Stamm sollte jedoch nicht fortblühen. Nur einer seiner Söhne, Wilhelm, erreichte die Jahre des Mannesalters. Allein auch ihm wurde das Heilige Land verderblich. Als er im Jahre 1493 mit Kurfürst Friedrich dem Weisen nach Jerusalem pilgerte, verlor er unterwegs auf gewaltsame Weise sein Leben.

1210. Woher die von Ende ihren Namen haben.

Gräße, Bd. I, Nr. 245; Peccenstein a. a. O., S. 102.

Das uralte Geschlecht derer von Ende, dessen schon auf dem fünften zu Braunschweig 996 gehaltenen Turnier gedacht wird, hat ursprünglich den Namen der Wolfersberger geführt. Diese sind mit den Wolfskehlern, einem fränkischen Geschlechte, in einen langwierigen Streit, darüber sie von beiden Seiten zum Faustrecht geraten, gekommen; und da dessen kein Ende werden wollen, so hat sich endlich ein Fürst von Sachsen in die Sache geschlagen, und weil die von Ende ganz unverföhnlich gewesen, so solle er gesagt haben, es solle einmal ein Ende sein, und hat einen Machtpruch getan, in- folgedessen die Wolfersberger den Namen Ende empfangen und angenommen haben sollen.

1211. Das Wappen der Herren von Gersdorf.

Gräße, Bd. II, Nr. 722; Haupt, Bd. II, S. 30.

Es war einst ein König von Burgund, der hieß Rudolph; auf dessen Befehl wurde einst ein Edelmann hingerichtet, der eine Jungfrau geraubt hatte. Der Edelmann hatte einen Sohn, der

war jung und bartlos; der wollte seinen Vater rächen, verkleidete sich als ein Mädchen und kam an den Hof, wo er unter die Dienerrinnen des Königshofes aufgenommen wurde. Eines Abends, als er wußte, daß die Hofleute hoch bankettierten und voll süßen Weines waren, verleitete er die junge Königstochter, in den Garten spazieren zu gehen. Von dort aus führte er sie immer weiter ins Feld hinein, in der Absicht sie zu entführen, und verbarg sich mit ihr in ein Weizenfeld. Bald aber merkte es das Hofgefinde und sagte es dem König an, daß die Prinzessin abhanden gekommen; und der König schickte alle fort, um sein Töchterlein zu suchen. Da war einer, namens Heinrich, des Erasmus Steindorf, eines tapferen Kriegers, Sohn, der hatte das Glück, sie in dem Gerstenfelde aufzufinden und den Räuber festzuhalten.

Dafür erhob der unglaublich erfreute König ihn in den Adelsstand, wandelte seinen Namen aus Steindorf in Gerstdorf und setzte ihm auf sein Wappen als Helmzier eine Pagenmütze und zwei Büschel Gerstenähren statt eines Federbusches, darum, daß er aus dem Gerstenfelde die Prinzessin in die Arme des besorgten Vaters zurückgeführt und von großem Unheil errettet hatte.

1212. Die Herren von Hartitzsch.

Röhler a. a. D., Nr. 478; Kirchengalerie von Sachsen, Bd. II, S. 240.

Das Rittergut Dorfchemnitz bei Sanda soll durch Heirat an die von Hartitzsche Familie gekommen sein. Ein Vorfahr dieser Familie, erzählt man, sei Fischer an der Donau gewesen, habe einen deutschen Kaiser auf der Flucht mit der größten Lebensgefahr über die hochangeschwollene Donau gesetzt, da es kein anderer Fischer gewagt habe, und sei nachher von dem Kaiser dafür, daß er ihn gerettet, in den Adelsstand erhoben worden. Darauf könnten wohl die zwei Fische in dem Hartitzschen Wappen hindeuten.

Die Familie hat sich sonst von Hartitz, nach dem Rittergute bei Jonsdorf in Böhmen an der sächsischen Grenze, geschrieben, ist sehr früh aus Böhmen nach Sachsen gekommen, wahrscheinlich wegen der reichen Silberbergwerke bei Freiberg, und hat wichtige Stellen im Rate zu Freiberg bekleidet.

1213. Das Wappen der Haugwitz.

Gräfe, Bd. II, Nr. 724; S. Groffer, Bd. III, S. 46; Haupt, Bd. II, S. 31.

Als Karl der Große seit dem Jahre 772 seinen langen Krieg gegen die Sachsen führte, hat sich unter andern Feldobristen einer mit Namen Hug oder Hugo hervorgetan und durch besondern Wiß und Verstand, guten Rat und kluge Anschläge die Ober- und Niedersachsen mit ihrem Könige Wittekind bezwingen und zum christlichen Glauben bringen helfen. Daher hat ihm der Kaiser den Beinamen Wiß und einen gehörnten Widderkopf, als Zeichen der Tapferkeit, ins Wappen gegeben. Von diesem Hugo stammen die Herren von Haugwitz. Das ist die deutsche Sage, die böhmische lautet anders.

In den heidnischen Zeiten unter den deutschen Königen wurde einst einem kriegserfahrenen Ritter eine Burg anvertraut, um sie gegen die Feinde des Vaterlandes zu behaupten; die Feinde rückten an und bestürmten sie mächtig, wurden aber von den heldenmütigen Verteidigern tapfer zurückgeschlagen. Als sie nun sahen, daß sie mit Gewalt nichts ausrichteten, beschloßen sie, die Besatzung durch Hunger zur Abergabe zu zwingen, und umringten die Burg so, daß niemand mehr heraus konnte, ohne ihnen in die Hände zu fallen. Schon litten die Belagerten große Not und dachten darauf, sich mit der Burg den Feinden zu übergeben. Der Befehlshaber allein widerstand jeder Aufforderung und hielt die hungernden Krieger mit der Hoffnung hin, daß der König ihnen bald zu Hilfe kommen würde. Allein von Tage zu Tage ward vergebens auf Ersatz gewartet. Da wandte endlich der kluge Befehlshaber eine Kriegslist an. Er ließ den einzigen Widder, den sie noch in der Burg hatten, schlachten, mit seinem Blute alte Ochsenhäute befeuchten und sie wie zum Trocknen im Angesichte der Belagerer aufhängen. Als diese die Ochsenhäute erblickten, meinten sie, man habe in der Burg nicht nur Getreide und Brot, sondern auch Fleisch genug, verzweifelten daran, sie auszuhungern, und zogen ab. Hierauf kam der König zu den Seinen, und als er in der Burg nichts mehr fand, als den Widderkopf, lobte er die Tapferkeit und List des Anführers und befahl, daß derselbe für immer einen Widderkopf im Schilde führen solle.

1214. Der Ursprung des Geschlechts der Herren v. Leipziger.

Gräße, Bd. I, Nr. 246; Peccenstein a. a. D., S. 118.

Der Name dieses Geschlechts kommt nicht vor dem Jahre 1294 vor und hat daselbe also seinen Anfang genommen. In der schweren Fehde zwischen Markgraf Albrecht dem Unartigen und seinen Söhnen Friedrich und Diekmann hat ein gewisser Heinrich von Leipzig, sonst auch der Schwarzbürger oder Sterner genannt, bei gedachtem Friedrich seiner sonderlichen Tapferkeit wegen in hohen Gnaden gestanden und ist ein Hauptmann über ein Fähnlein Fußvolk gewesen. Dieser ist mit seinen Leuten des Markgrafen ärgstem Feinde, dem Fürsten Eberhard von Anhalt, bei nächtlicher Weile ins Lager bei Dommisch gefallen und hat ihm den Schlaf aus den Augen gewischt, also daß fast Herr und Knecht hierüber daraufgegangen sind, hat auch dem andern Kriegsvolk Thor und Thür zur Schanze geöffnet, die denn obgedachtem Leipziger samt seinen Soldaten treulich und in Eile beigefsprungen, nachgedrängt, den Fürsten aus der Schanze geschlagen und zur Schlacht gereizt, also daß damals über vier Tausend der Feinde auf der Wahlstatt geblieben, die andern aber nebst dem Fürsten in die Flucht getrieben worden sind, denen Heinrich von Leipzig also streng zugefetzt und sie herumgetrieben hat, daß er auch den Fürsten von Anhalt zur Haft gebracht und ihn dem Markgrafen überantwortet hat. Wegen solcher mannhafsten That hat der Fürst den Heinrich von Leipzig also begnadigt, daß er ihn zum Ritter geschlagen, und ihm ein neues Wappen, darin ein springender Fuchs auf dem Schwanz mit etlichen Hahnsfedern besteckt zu sehen ist, gegeben, ohne Zweifel darum, daß er als ein listiger Fuchs sich in die Schanze geschlichen und darauf als ein freudiger Hahn Leib und Leben gewagt, hat ihn auch mit einem Landgut, nicht weit von Leipzig gelegen, beschenkt.

1215. Das Wappen der Herren von Löben.

Gräße, Bd. II, Nr. 725; Gaußen, Adelsleg., Bd. I, S. 924; Haupt, Bd. II, S. 32.

Die Herren, Freiherren und Grafen von Löben führen in ihrem Wappen ein Schachbrett und eine Mohrin. Sie erhielten

dies Schild auf folgende Weise. Im Jahre 723 spielte Daniel Voh, ein deutscher Kriegermann, der in den Kämpfen gegen die Ungläubigen gefangen worden war, mit einer afrikanischen Königin Schach um seinen Kopf, den er gegen eine große Summe Geldes eingesetzt hatte, und gewann. Die Königin machte ihn hierauf zu ihrem Feldherrn gegen den Sultan von Agypten, den er besiegte und gefangen nahm, und weil er überall in ihrem Dienste unerschrocken sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, legte sie ihm den Namen „Leben“ bei und genehmigte, daß er ihr Bild nebst einer Krone und einem Schachbrett in seinem Wappen führen durfte.

Eine andere Nachricht sagt: Zur Zeit des byzantinischen Königs Romanus Argyrus ums Jahr 733 ließ Daniel von Löben unter dem Könige Cambyses und seiner Gemahlin Pelusa in Afrika sich wider die Sarazenen gebrauchen. Durch seine Tapferkeit stieg er bis zum Feldobersten, verrichtete viele rühmliche Thaten, wurde zum Ritter des löblichen uralten Ordens vom roten und weißen Bande geschlagen und erhielt zum ewigen Zeichen und Gedächtnis eine Mohrenkönigin mit einem Halsgeschmeide und goldenen Armbändern in sein Wappenschild gesetzt.

1216. Woher das Geschlecht derer von Böser seinen Namen erhalten hat.

Gräße, Bd. I, Nr. 255; M. Sage, Alphabetum Historicum, Zwickau 1686, Teil II, S. 32; cf. Peccenstein, Teil I, S. 176.

Als der Markgraf Woldemar von Brandenburg Markgraf Friedrich von Meißen mit Kriegsmacht überfallen, geschlagen und gefangen hatte, verlangte er als Lösegeld von ihm einige Städte in Meißen und ließ deshalb ein Schreiben an den Meißner Adel ergehen, darein zu willigen. Dieselben aber haben geantwortet, er solle ihren gefangenen Herrn an einen bestimmten Ort bringen, damit sie ihn sehen und selbst mit ihm sprechen könnten. Da nun Woldemar eingewilligt und einen Ort und Zeit angegeben, ist die meißnische Ritterschaft mit solcher Macht erschienen, daß sie nicht bloß ihren Herrn freimachten, sondern auch den Brandenburger fingen und nach Altenburg führten. Weil nun aber die Erbmarckhülle von Sachsen nicht bloß hierzu den Rat gegeben, sondern

auch die vornehmsten gewesen, die ihren Herrn erlöset, hat man sie, die vorher die Rehfelder geheizen, auch ein Reh in ihrem Wappen geführt und einem Dorfe in der Lohauer Heide jenen Namen gegeben, nunmehr die Vöser genannt.

1217. Das Geschlecht von Lüttichau.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 487; Gräße, Geschlechts-, Namen- und Wappensagen, S. 98. Nach Hefekiel, Wappensagen, S. 175.

Das Wappen der Herren von Lüttichau sind zwei Sicheln und drei schwarze Federn. Die Sage erzählt hierüber folgendes: Es soll einst ein deutscher Kaiser in den Niederlanden gegen die Franzosen im Felde gestanden haben und in der Nähe von Lüttich mit dem feindlichen Heere zusammengestoßen sein. Anfangs war dieses im Vorteil, allein ein adliger Junker aus Meissen, der bei der böhmischen Reiterei des Kaisers diente und sich durch drei schwarze Federn auf seinem Helme auszeichnete, deshalb auch den Namen „der schwarze Hahn“ erhalten hatte, hat sich mit seinen Leuten so wütend in die Reihen der Gegner gestürzt, daß er sie sprengte und die Kaiserlichen die Schlacht gewannen. Da hat ihm der Kaiser aus Dankbarkeit den Namen Lüttichau, weil er in Lüttichs Auen den Sieg gewonnen hatte, und als Wappen zwei Sicheln, weil er die Feinde wie Korn abgemäht, verliehen.

Die Herren von Lüttichau werden als mehr denn 200jährige Besitzer der bei Sebniß gelegenen Rittergüter Ober- und Nieder-Ulbersdorf, sowie im Besitze von Stadt und Dorf Bärenstein, Hammerbärenklau, Groß- und Kleinbörschen und Walthersdorf angeführt.

1218. Das Wappen der Nostitz.

Gräße, Bd. I, Nr. 254; Bernhardi in der Deutschen Viertelj.-Schr. 1853, S. IV, S. 262.

Die fünf roten Linkschrägbalken im silbernen Schilde führt das uralte Geschlecht derer von Nostitz seit der Schlacht auf dem Marchfelde. Denn hier hat Rudolph von Habsburg einem Ritter von Nostitz nach erfolgtem Siege die Hand gereicht; ehe derselbe aber

seine blutige Rechte in die des Königs legte, zog er sie eilig über seinen weißen Wappenrock, und die fünf von seinen Fingern herührenden roten Streifen, die sich auf diesem zeigten, blieben fortan sein Wappen.

1219. Das Wappen derer von Doppel.

Haupt, Bd. II, Nr. 48.

Die von Doppel führen einen Schiffshaken im Wappen, weil sie in einem Treffen mit den Sarazenen mit dergleichen Waffen den Feind in die Flucht geschlagen.

1220. Wie das Geschlecht derer von Pfug zu seinem Wappen gekommen ist.

Gräbe, Bd. I, Nr. 71; Aen. Sylvii Bohemia, c. 6; Hagek, Böhm. Chr., S. 12 ff.; Ziegler, Histor. Labyrinth der Zeit, S. 128, Nr. 78; König, Adelshist., Bd. III, S. 808 ff.

Der Nachfolger des ersten Böhmenkönigs Czech, Croco, ein gewaltiger Zauberer, hinterließ bei seinem Tode (709) drei Töchter, namens Kascha, Tecka und Libussa, so ebenfalls in allen Zauberkünsten wohlverfahren waren. Von diesen gelangte jedoch nur die jüngste, die Libussa, zur Regierung und herrschte ganz mild und löblich auf dem Wissehrad zu Prag. Gleichwohl waren die Böhmen nicht lange mit dem Weiberregiment zufrieden, sondern verlangten einen König. Libussa ließ also eines Tags (10. Mai 722) das ganze Volk auf dem Wissehrad zusammenkommen und fragte sie, ob sie einen Fürsten haben wollten, und da sie einmütig ja sagten, so sprach sie: „Sehet dort hinter den Bergen bei einem kleinen Wasserfluß, der Bila heißt, da liegt das Dorf Staditz, nicht weit davon ein Acker, 120 Schritte breit und lang, auf welchem euer Fürst mit zwei scheckigen Ochsen pflügt, der heißt Primislaus, der wird euere Hälse beugen, und sein Geschlecht wird euch 584 Jahre beherrschen.“ Diese Weissagungen empfing sie aber von einer goldenen Kröte, in der ihr Hausgeist wohnte. Hierauf erwählte sie dreißig Mann, denen ließ sie ihren Reitschimmel ungezügelt vorführen und sagte zu ihnen: „Folget meinem Pferde nach, wo es hinget

denn der Weg ist ihm gar wohl bekannt; vor dem Manne nun, wo es wird stehen bleiben, wiehern und auf die Knie fallen, da bleibt auch ihr stehen, denn der ist es, der euch beherrschen soll. Ihr werdet mir aber nicht eher glauben, bis ihr euern Fürsten auf einem eisernen Tische essen sehet: seid aber unterwegs ja friedlich, denn euer Zank auf dieser Reise wird euren Nachkommen nach 1000 Jahren schaden. Die Gesandtschaft, welche dem Roß gefolgt, traf auch richtig den Primislaus an Ort und Stelle an, und da das Pferd sofort vor ihm auf die Knie sank, so veranlaßte das die Gesandten, ihm der Sibuffa Befehl und des Volkes Verlangen zu entdecken, worüber Primislaus ganz bestürzt war. Endlich steckte er seine Rute in die Erde und sprach, es sei denn daß diese grüne und blühe, sonst könne er es nicht glauben, spannte dann die Ochsen aus und sagte: „Gehet hin, wo ihr hin wollt.“ Worauf aber Primislaus mit denselben einen gewaltigen Sprung in die Wolken tat, von dem die Ochsen jedoch nicht wieder zum Vorschein gekommen; die häßelne Rute hat sogleich zu grünen, drei Zweige mit Blättern zu treiben und zu wachsen angefangen, auch in demselben Augenblick Früchte hervorgebracht, aus welchen nachgehends eine Haselstaude geworden, so noch heutzutage bei dem Dorfe Staditz steht und über welche Kaiser Karl IV. im Jahre 1359 ein Privilegium an zwei Feldnachbarn des Primislaus gegeben hat, daß diese frei von allen Abgaben und Fronen sein sollten (weil sie damals die einzigen gewesen, die Primislaus Glück gewünscht), dafür aber die Haselstaude zu pflegen und die Nüsse, welche sie trüge, nach Prag an die königliche Kammer abzuliefern hätten. Dann hat Primislaus den Pflug umgewendet, ein Stück schimmelig Brot und Quark hervorgezogen, solches auf den Pflug gelegt und die Gesandten zu Gaste gebeten, welche sich um den Pflug herum auf die Erde setzten und sich mit Brot und Wasser traktieren ließen, dabei aber fleißig an Sibuffa Worte dachten. Nach geendigter schlechter Mahlzeit legten sie Primislaus das fürstliche Kleid an und zogen ab gen Prag, da denn dieser seine Schuhe von Lindenbast zum Gedächtnis mitnahm, welche erst in den hussitischen Unruhen verloren gegangen sind. Als sich nun dieser bäuerische Prinz dem Schlosse nähete, kam ihm Sibuffa mit ihrem Frauenzimmer entgegen, führte ihn in ihr Zimmer, traktierte ihn mit Wildbret und Met und hielt auch noch an demselben Abend ihr Beilager mit ihm. Deshalb hat aber

Primislaus zum stets währenden Angedenken dieser wunderwürdigen Begebenheit seines Bruders Sohne den Namen Pflug nebst dem Wappen gegeben, ihn auch nach und nach mit ansehnlichen Gütern versorgt. Nach dem Absterben Königs Wenzel III. von Böhmen hat aber eine große Partei Herrn Ulrich Pflug zu Rabenstein (1306) zum König wählen wollen, sind aber nicht durchgedrungen, wohl aber hat nachmals, als Herzog Johann der Lühelburger den böhmischen Thron bestieg, diesen Pflug, um ihn zu entschädigen, zu seinem obersten Kämmerer und in seiner Abwesenheit zu seinem Stellvertreter gemacht.

1221. Wie die Herren von Römer zu Zwickau zu ihrem Wappen gekommen sind.

Gräße, Bd. II, Nr. 612; nach einer alten handschr. auf der Kgl. Bibl. zu Dresden erhält. Chronik der Stadt Grimma v. Chr. Geburt bis 1600, verf. d. Georg Crell, S. 9 ff.

Ist um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein Eseltreiber zu Zwickau in der Mühle gewesen, dem hat einer ein Ruzwerk geschenkt, das erstlich nicht viel getragen, also daß er es auch fahren lassen wollte, weil er kein Vermögen hatte, es zu erhalten. Da nun die Bergleute Zubuße haben wollten, haben sie ihn getröftet und gesagt, Gott der Herr werde in Bälde einen großen Schatz austun, was auch kurz darauf geschehen ist, also daß der Eseltreiber nicht allein bei diesem Ruz geblieben, sondern auch noch viele andere dazugekauft, wodurch er mächtig reich worden, daß die Silberkuchen in seinem Hause wie Stücken Blei nebeneinander gelegen und täglich auf Schleifen die Straße nach Zwickau geführt wurden, davon dieselbige Straße bis auf den heutigen Tag die Silberstraße genannt wird. Nun ist aber zu wissen, daß zu Zwickau in jener Zeit eine Münze gestanden hat und täglich gemünzt worden ist. Weil aber des Silbers damals zu viel gewesen, hat dieser Römer, so ein kleines Männlein gewesen, zu sich gesagt: „Wohl ist ein reicher Mann auch wohl ein armer Mann, weil ich mein Silber nicht einmal gemünzt haben kann!“ Darum ist er bei sich darüber zu Rat gegangen und hat drei Lastwagen mit Silberkuchen beladen und beschloßen, dieselben nach Nürnberg zu führen, wo ein sehr reicher Rat sein sollte. Als er nun nicht weit von dieser Stadt

63 *

war, sind ihm etliche Kaufleute begegnet, welche er gar einfältig gefragt, ob sich der Markt auch wohl anlasse. Aber diese haben ihn verlacht und gesagt: „Dieser alte Narr kömmt zu Markte, da derselbe schon aus ist, er wird den Weg wieder nach Hause zurückmachen müssen.“ Er hat des nicht groß geachtet, sondern hat sein Vorhaben dem Rämmerer angezeigt und gefragt, ob wohl ein Ehrenvester und Wohlweiser Rat ein Stück Geld für ein Stücklein Silbers, so einen Zentner schwer, geben wolle. Da haben sie gesagt, ja wohl, wenn nur das Silber vorhanden und zwar des recht viel wäre. Darauf hat er gesagt, er habe ein solches Stücklein, wenn sie es sehen wollten. Da antworteten sie, er solle sie zufrieden lassen, wo er es denn hernehmen wolle? Doch endlich auf sein Anhalten ist einer von ihnen mit ihm gegangen, dem hat er ein Stücklein Silber gewiesen, und nach der Probirung, als jener gesehen, daß es gediegen Silber gewesen, hat er ihm noch ein Stücklein gezeigt und gesagt, so ihm Geld dafür zugewogen werde, wolle er es allda lassen. Da hat der Rämmerer gesagt: „Ja, Herr, wenn es mehr wäre, so könnte es ein Rat der Stadt Nürnberg wohl tun!“ Darauf hat er ihm die drei Wagen mit Silber beladen gezeigt und gesagt, er habe dessen noch mehr. Darüber ist der Rämmerer sehr erschrocken und hat nicht gewußt, wie er mit ihm daran sei, hat aber gesagt, er wolle es den Herren anzeigen. Nach diesem ist ihm für so viele Zentner Silbers, als er gehabt, ebensoviel gemünztes Geld zugewogen, er von ihnen zu Gaste geladen und herrlich traktiert und für einen gnädigen Herrn tituliert und geehrt worden. Als er nun seine Ware losgeworden, ist er wiederum mit seinen drei Wagen mit Gelde beladen nach Zwickau gekommen. Darauf hat aber Herzog Albrecht von Sachsen zu ihm geschickt, ob er ihm auf seiner weiten Reise zum Heiligen Grabe mit etlichen tausend Gulden dienen könne, worauf er denn zurückgemeldet hat, dafern es seiner fürstlichen Gnaden gefällig, so wolle er selbst mit, welches denn auch geschehen, und hat dieser Römer seinen Fürsten mit 150 Pferden bis zum Heiligen Grabe und dann wieder anheim freigelassen und endlich quittiert, welche Reise ohne Zweifel eine stattliche Summe Geldes wird gekostet haben. Darum ist er beim Heiligen Grabe zum Ritter geschlagen und er und die Seinen edel gemacht worden. Zum Zeugnis führen die Römer, so in Zwickau wohnen, eine Gelspeitsche (nach andern einen Pilgerstab) im Wappen. Auch hat dieser

Römer ein gewaltiges Haus am Markte eine Gasse lang nach der Mulde zu, und das Kaufhaus am Markte nebst dem Kornhause am Schlosse gebaut, das Kaufhaus dem Räte und das Kornhaus dem Fürsten geschenkt, auch dem Räte noch viele andere Güter geschenkt und sonst noch etliche tausend Gulden dazugeleihen, also daß sie nur Söhne seines Geschlechts, so diese in die Schule gehen und studieren würden, von den Zinsen erhalten sollten, damit es ihren Eltern nichts koste, sie möchten studieren, wo sie wollten. (Vgl. die Sage von der „Elsawiese bei Zwickau“, Nr. 748.)

1222. Woher das Wappen derer von Schönberg entstanden ist.

Gräße, Bd. I, Nr. 58; Grünwald, Meißner Chronik, Bd. I Anhang, S. 87.

In einem alten handschriftlichen Wappenbuch findet sich folgende Erklärung über den Ursprung des uralten meißnischen Geschlechts der Schönberge. Es soll ein Ritter aus dieser Familie einst ins gelobte Land gezogen und auf der Jagd an einem Flusse, dessen morastige Ufer mit Schilf bedeckt waren, von einem Löwen überfallen worden sein. Dem hat der tapfere Ritter so zugesetzt, daß er verwundet und brüllend vor Schmerz sich in den Schilfwald zurückzog, der Schönberg aber hat nicht abgelaßen, sondern ist ihm gefolgt und hat ihm hier den Todesstoß gegeben. Wie nun der Löwe verendet und von ihm aus dem Moraste gezogen ward, da fand es sich, daß er zur Hälfte mit Meerlinsen bedeckt war und grün ausah. Der Ritter hat nun zum Andenken an diese Begebenheit in sein Wappen einen kämpfenden Löwen, dessen Unterleib grün, der Oberleib aber rot ist, aufgenommen.

1223. Das Wappen der Seidlitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 728; Sinapius, Bd. I, S. 880; Haupt, Bd. II, S. 37.

Das alte Geschlecht der Seidlitz, weitverbreitet in Polen, Preußen, Böhmen, Mähren, Schlesiens und der Lausitz, führt als Wappen einen roten Schild mit drei roten Fischen. Das kommt von folgender Begebenheit her. Als in den Kriegen zwischen den

Deutschen und Wenden eine Heerschar der letzteren in drei Zügen an einem breiten Flusse angekommen war und keine Furt finden konnte, so stürzten sich drei Brüder, die Seidlitz genannt, gute Schwimmer, ins Wasser und untersuchten dasselbe so lange, bis sie eine Stelle zum Übersetzen fanden, und darum wurden sie zu Rittern geschlagen und erhielten die Fische in ihr Wappen.

1224. Ursprung des Namens der Freiherrn von Ungnad.

Gräße, Bd. I, Nr. 247; Peccenstein, Teil I, S. 323.

Das uralte Geschlecht der Freiherrn von Ungnad, so in Oesterreich heimisch, ist auch in Sachsen im Amte Weida auf dem Gute Berenßdorf (seit 1583) ansässig gewesen. Diese haben ursprünglich die Herren von Weissenwolf geheißten und einen Wolf in ihrem Wappen geführt. Daß sie aber ihren Namen verändert, ist also zugegangen. Es hat im Jahre 1186 in Kärnten ein böser Raubritter, Turpin von Schachenstein benamt, auf einem hohen Bergschloß, der Schachenstein geheißten, gehaust und allerlei Mutwillen und Frevel an Priestern und anderen Leuten verübt, auch alles böse Gefindel bei sich gehegt und gepflegt. Darum hat der damalige Landesherr von Kärnten, Herzog Ulrich, Herrn Friedrich von Ehrenfels und Herrn Heinrich von Weissenwolf mit vielem Kriegsvolk hingeschickt, um der Sache ein Ende zu machen, und haben diese Jahr und Tag vor der Feste gelegen; endlich aber hat der Räuber sich nicht getrauet, ihnen länger Widerstand zu leisten, hat sich durch einen unterirdischen Gang davongemacht und niemanden als seine Frau zurückgelassen. Diese als eine verschlagene Frau hat mit dem von Weissenwolf allerlei Unterhandlungen geführt, ob sie ihn nicht von ihrem Schlosse abbringen oder sie doch wenigstens bei demselben gelassen werden könne; sie hat aber nichts erlangt, als daß sie mit ihrem Gesinde das Schloß frei verlassen durfte. Darum hat sie heftige Klagen geführt und vielfältig über des von Weissenwolf Unbarmherzigkeit mit den Worten geschrien: „O Ungnade über alle Ungnade!“ Diese Rede ist auch an des Fürsten Hof gekommen, und derselbe hat wegen dieser Heldentat, mit der jener das ganze Land beruhigt, dem von Weissenwolf den Namen Ungnade beigelegt.

1225. Das Wappen der Zedlitze.

Gräße, Bd. II, Nr. 731; Sinapius, Bd. I, S. 1046; Haupt, Bd. II, S. 26.

Die Herren von Zedlitz führen eine silberne Schnalle mit zerbrochenem Dorne im Wappen; dies soll daher rühren, daß einer ihrer Ahnen einstmals so hitzig gefochten hat, daß ihm der Dorn in der Schnalle am Schwertgurt gesprungen ist. Bei dem Einfalle der Vandalen (!) in die Lausitz im Jahre 965 (?) haben Wenceslaus von Zedlitz und Hans von Nostitz, die zwei Schwestern gehabt, für ihre Tapferkeit die Erlaubnis bekommen, einen beliebigen Ort zur Erbauung eines Ritterstizes zu wählen.

II. Sagen über einzelne Personen.

Siehe auch: Zweiter Teil, A und B.

1226. Der dankbare Schulbner.

Gräße, Bd. I, Nr. 217; Curiosa Sax., 1736, S. 72 (nach D. Mauritti Brandts Chronica, S. 575).

Im Jahre 1267 ist Graf Rudolf von Habsburg aus Schlesien nach Pirna im Lande Meißen mit einigen Dienern gekommen, und weil ihm unterwegs sein Geld alle geworden, er solches auch von Hause aus nicht so schnell hat bekommen können, hat er abends den regierenden Bürgermeister Paul Strauske zu sich zur Mahlzeit laden lassen und ihn dabei angesprochen, ob er ihm nicht bei dem Räte zu Pirna 200 Schock Geldes zuwege bringen könne, weil er solches auf seiner Reise jetzt höchst benötigt sei; er wolle ihnen solches nicht allein mit Interessen getreulich wieder erlegen, sondern auch solche Freundschaft also mit Dankbarkeit vergelten, daß es die Nachkommen genießen sollten. Der Bürgermeister entschuldigte sich zwar hierauf des Rats wegen mit Vorwendung vieler Ausgaben bei der damaligen Zeit, da auch die Ratskammer sehr erschöpft sei; doch versprach er, solches Unsinnen dem Räte vorzutragen und dabei so viel zu tun, als ihm möglich. Das geschah auch, und der Rat zahlte ihm des andern Tages 200 Schock guter Münze alsbald aus. Ob nun zwar wohl der Graf sich verschrieben, innerhalb Jahresfrist solches Geld dem Räte wieder auszusahlen, konnte er es doch auf die bestimmte Zeit nicht bewerkstelligen, weil seine Erwählung zum Kaiser (1273) nebst anderen Kriegshändeln dazwischenkam. Er kam darauf 1273 selbst persönlich von Eger nach Pirna, ließ den ganzen Rat vor sich fordern und traktierte denselben aufs freundlichste, erinnerte sich dabei an seine Schuld und

ließ ihm 300 Schock Geldes dafür aufzählen, welches aber der Rat nicht annehmen wollte, weil es samt den Zinsen nicht so viel betrage, wollte es ihm auch als ihrem gnädigen Kaiser schenken; der Kaiser aber wollte nicht und nötigte sie, bis sie endlich 200 Schock von ihm annahmen. Dafür bedankte er sich aufs freundschaftlichste, daß sie ihm dazumal in der Not so willig beigeprungen und ihm als einem Fremden die 200 Schock anvertraut, begnadigte auch die ganze Stadt mit besonderen Freiheiten und verordnete unter anderen, daß, so oft eine Pirnaische Jungfrau heiraten würde, ihr aus seiner kaiserlichen Kammer 30 Schock Geldes zum Heiratsgut ausgezahlt werden solle. So soll er gleichfalls auch der studierenden Jugend in Pirna verschiedene Stipendia verordnet haben. Es gedenket auch der obengedachte Autor, daß kurz nachher, als der gefährliche Krieg zwischen dem Kaiser und dem König Ottokar zu Ende gegangen und der Kaiser ganz Böhmen, Osterreich, Lausitz und Meissen an sich gebracht hatte, er mit Ernst befohlen hatte, daß die Stadt Pirna allein von allen Kontributionen frei blieb. Als er aber zur Kaiserkrönung sich nach Speyer aufmachte, hat er unterwegs zu Graf Friedrich von Hohenstaufen gesagt: „Nun wollen wir uns gegen die liebe Stadt Pirna recht dankbarlich verhalten, wegen ihrer redlichen Treue und Aufrichtigkeit, so sie gegen uns erzeiget, und soll sie erfahren, daß, wie sie in meiner Not mein Vater gewesen, ich auch ihr Vater und Helfer sein will.“ (Vgl. Nr. 1227.)

1227. Rudolf von Habsburg in Baruth.*

Haupt, Sagenbuch der Lausitz, Bd. II, S. 43.

Baruth gehört schon seit Jahrhunderten den Herren von Gersdorf, deren Stammvater Nikolaus von Gersdorf 1025 den Ort gründete und nach seinen Kindern Babo und Ruth benannte. Im Kirchenbuche von Baruth steht folgende Sage: Im Jahre 1260 hielt sich Graf Rudolf von Habsburg auf seiner Reise von Breslau nach Elsaß zwei Tage zu Baruth auf bei Heinrich von Gersdorf. Da aber der Graf von Habsburg ein gar armer Herr und da-

* Dieselbe Sage wird auch von einem Görlitzer Bürger erzählt bei Haupt, Bd. II, S. 86.

zumal auf der Reise gar ausgebeutelt war, hat ihm sein Freund 900 Gulden vorgestreckt. Als der arme Graf später deutscher Kaiser geworden war, hat er das demselben doppelt zurückerstattet, und da Heinrich von Gersdorf eine wunderschöne Tochter hatte, so verheiratete er dieselbe an seinen Schwestersohn Gottfried von Hohenstaufen (?), von welchem das Haus Kur-Brandenburg herrührt. Die aus dieser Ehe erzeugte Tochter hat hernach Albertus, des Kaisers Bruder, geheiratet. (Vgl. Nr. 1226.)

1228. Maximilian II. im Tharander Walde in Lebensgefahr.

Röhler a. a. O., Nr. 756; Merckels Erbbeschr. von Kurachsen, bearbeitet von Engelhardt, Bd. II, S. 105.

Als Kaiser Maximilian II. im Jahre 1548, da er noch Erzherzog war, den Kurfürsten August von Sachsen besuchte, ward von letzterem in dem großen Tharander oder Grillenburger Walde eine glänzende Jagd veranstaltet. Auf dieser Jagd kam der Erzherzog in eine zweifache Lebensgefahr. Denn ehe er sich's versah, geriet er mit seinem unbändigen Rosse an einen steilen Felsenhang, wo nur noch ein Schritt zwischen Leben und Tod war, und als er dann, glücklich der Gefahr entgangen, wieder umkehrte, um den Jagdtroß zu erreichen, verirrte er sich beim Sinken des Tages im Waldesdickicht und mußte endlich froh sein, daß er die Strohhütte eines Waldhirten erreichte, in welcher er übernachten wollte. Den Hirten aber verblendeten die reichen Kleider des erlauchten Gastes, so daß er den Voratz faßte, diesen während seines Schlafes zu ermorden. Doch Maximilians Wachsamkeit und Mut vereitelten diesen Plan. Unterdes war auch der Jagdtroß, welcher den Fürsten suchte, herbeigekommen, und als die Jäger erfuhren, in welcher Gefahr Maximilian geschwebt hatte, schleppten sie den Hirten mit fort. Derselbe wurde sehr bald hingerichtet, seine Waldhütte aber wurde verbrannt.

1229. Der Stierschlag Augusts des Starken.

Gräße, Bd. I, Nr. 632.

Als der sächsische Herkules, Kurfürst August der Starke, König von Polen, es nach der Sage nicht mehr für anziehend genug fand,

vom Wiener Stefansturm zwei Trompeter, auf jeder Hand einen, hinauszuhalten, und sich von ihnen etwas blasen zu lassen, oder in Ungarn Hufeisen zu zerbrechen und in Krakau mit einem Schlag einen polnischen Ochsen zu köpfen, machte er seinen Hof und sich selber zum Echo des luxuriösen Pariser unter Ludwig XIV. Als er einst gen Reichenbach im Vogtlande reiste und die Leute just nichts Besseres zu seiner Unterhaltung wußten, erzählten sie ihm von einer in der Nähe hausenden Ritterwittib, die früher am Hofe für eine Schönheit gegolten, und der zu Ehren die Pulse des Königs auch einmal höher geschlagen hatten. Flugs setzte er sich auf seinen Schimmel, wickelte sich, um unerkannt zu bleiben, in einen dicken grauen Oberrock und trabte spornstreichs dem Witwenstige der trauernden Schönheit zu, um ihr inkognito einen Besuch abzustatten. Da er schon von fern die Türme des Schlosses blinken sah, ritt er auf Rainen und Feldwegen geraden Weges fürbaß. Rechts und links weideten staatliche Herden vogtländisches Rindviehs, dessen Wettertschaft dem einsamen Reiter schon manche saftige Keule hatte abgeben müssen. Ein kräftiger, rebellischer Stier mochte einen seiner Verderber wittern, und der Futterneid gegen das wohlgenährte Leibroß des Königs, das mit lüsternen Augen die saftigen Kräuter der Aue zu betrachten schien, erweckte plötzlich kriegslustige Wallungen in seinem Ochsenhirn: mit rollendem Auge rannte er auf den Reiter zu. Der König zog sein Schwert und spaltete ihm mit einem gewaltigen Streiche das Haupt vom Rumpfe, der blutend niederstürzte. Dem Rinderhirten verging Hören und Sehen ob dieser Tat. Endlich lief er wie vom Wahnsinn gehezt nach dem Dorfe und bot alle streitbare Mannschaft zur Blutrache auf. Noch ehe August das Dorf erreichte, stellte sich ihm eine flegel- und gabelbewaffnete Schar mit drohender Gebärde und zorniger Rede in den Weg: ungestüm forderten sie Erjaz und schwangen wild ihre Wehren. Der König ersah in dieser Bedrängnis keine Hilfe. Er riß seinen Rock auf und rief: „Ich bin der König!“ — und alle Flegel sanken in den Staub.

1230. Vom heiligen Beneda.

Gräße, Bd. I, Nr. 84; S. Peccenstein, *Theatrum Saxonicum*, Jena 1608, Teil II, S. 5 ff.; daraus Büsching, *Volksagen*, Leipzig 1820, S. 181 ff.

Neben dem Schlosse Meißen hatte im Jahre 1088 der Böhmenkönig Wratisslaus I. eine Gegenfestung angelegt, Gvozdec genannt, nachdem das Land durch Kaiser Heinrich IV. mit Böhmen vereinigt worden war. Da kam ein böhmischer Edler, namens Beneda, der aus seinem Vaterlande verbannt war, zum heiligen Benno und bat ihn um Aufnahme, die dieser ihm auch gewährte. Der Böhmenkönig aber ließ ihn auffordern, unter sicherem Geleite auf Burg Gvozdec zu kommen, was jener auch tat; allein als dieser sich von dem König mit glatten Worten verleiten ließ, Mantel und Schwert abzulegen, da wollte dieser ihn greifen lassen, Beneda aber entriß einem Kämmerling sein Schwert und hieb diesen zuerst nieder. Da nun der König allein war, so versprach er ihm Gnade, wenn er einhalten wollte. Beneda tat dies auch; da drang der König, der sich mittlerweile wieder gefaßt hatte, selbst auf ihn, würde aber von ihm getötet worden sein, wenn nicht die Wache herbeigeekilt wäre und Beneda nach tapferer Gegenwehr überwältigt hätte. Hierauf ist dieser mit vier Pferden zerrissen und sein Körper am 11. Juli vor dem Eingange zur Domkirche, wo sein Grabstein noch jetzt ist, beerdigt worden; das Grab umgab aber ein Heiligenschein; er machte Tote lebendig, Blinde sehend, Taube hörend, Stumme redend und Ausfähige heil, worauf man seinen Leichnam ausgrub, zusammensetzte und in die Kirche nahm, wo er dann unter die Heiligen versetzt ward.

1231. Warum der Meißner Weibbischof Dietrich zu Hartha begraben ist.

Gräße, Bd. I, Nr. 322; Emsler, *Leben des h. Benno*, c. 20.

Wie der heilige Benno gen Rom zog, ließ er an seiner Statt einen Weibbischof, namens Dietrich, in seinem Bistum. Der war ein frommer, heiliger Mann, dessen Lob groß war im Lande Meißen. Eines Tages zog er nach Colditz, wo er weihen wollte, wurde aber unterwegs sehr krank, also daß sein Ende nahe war.

Man brachte ihn also in eine nahegelegene Mühle, wo er starb, zuvor befahl er aber seinem Kaplan, man solle nach seinem Absterben des Müllers Esel an die Bahre spannen und ihn da begraben, wohin ihn diese tragen wollten. So geschah es auch; die Mülkertiere trugen ihn bis an den Flecken Hartha, wo er begraben ward, und die dasigen Einwohner wissen sich viel von den an seinem Grabe geschehenen Wundern zu erzählen.

**1232. Peter Bucher, ein Barbier von Pirna, wird
Erzbischof von Mainz.**

Größe, Bd. I, Nr. 170; Pirn. Ann. a. a. D., S. 392 ff.

Im Jahre 1242 hat zu Pirna ein Bürger, so Barbier gewesen, am Markte gewohnt, welcher Peter Bucher geheißten. Den hat sein Vater fleißig zur Schule angehalten, also daß er wohl studiert und nachmals Erzbischof von Mainz worden, wie solches in dem hohen Domstift zu Magdeburg in der Kirche zu finden. Es soll aber also zugegangen sein. Weil der dasige Erzbischof Bernhardus ebensolches Jahr gestorben, hätten zwei geistliche Herren um das Bistum gestritten, und da habe der Papst diesen Peter Bucher zum Bischof gemacht; der habe auch wohl regiert und sei so geschickt gewesen, daß, wenn er einen Menschen angesehen oder reden gehöret, er sogleich gewußt, was ihm gefehlet. Denn da einmal Kaiser Albrecht zu ihm gekommen, und sie miteinander nach dem Rhein spazieren gegangen, hätten zwei Jungfrauen in einem Hause gar schön gesungen; weil nun der Kaiser daselbst stehen geblieben und ihnen mit Lust zugehört, sie auch gegen den Erzbischof ungemein gelobt, hätte derselbe gesagt, eine von diesen werde dieses Jahr sterben, das schloffe er aus der Stimme. Da hat der Kaiser beide bewachen lassen und befohlen, beiden einerlei Speisen zu geben, damit sie keinen Kummer haben dürften; ehe aber das Jahr völlig zu Ende gewesen, sei es wirklich wahr geworden, so daß die eine gestorben, und wie darauf dem Kaiser solches berichtet worden, habe er noch mehr von ihm gehalten und ihn ausnehmend ästimmeret. Es soll aber dieser Peter Bucher, ehe er zu dieser Würde erhoben worden, zuvor des Kaisers Rudolf von Habsburg und darauf Kaisers Henrici von Böhlenburg Leibmedikus gewesen und

auf folgende Art Erzbischof geworden sein. Der damalige Papst habe gerade schwer und gefährlich krank gelegen, auch aller Ärzte Mühe und Fleiß vergeblich gebraucht gehabt, so daß ihm fast keiner mehr was geben wollen; da habe dieser Peter Bucher ihn innerhalb drei Tagen völlig gesund wiederhergestellt. Damit nun der Papst sich gegen denselben recht dankbar erweisen möchte, habe er gesagt: „Wohlan, Peter, weil du bist so glücklich mein Leibarzt gewesen, so will ich dich nunmehr zum Seelenarzt machen,“ welches auch sogleich in Erfüllung gegangen.

1233. Der Mönch Antonius mit seinem Schweine.

Gräße, Bd. I, Nr. 174; Pirn. Ann. a. a. D., S. 400.

Unter den Bettelmönchen zu Pirna soll auch einer Antonius (um 1488) geheißten und sich jährlich ein Schwein aufgezogen haben, wie er denn demselben ein Glöckchen angehängen und solches in der Stadt herumlaufen lassen. Wenn nun solches auf den Gassen von den Bürgern gemerkt und gehört worden, sollen sie gesagt haben: „Wir müssen Herrn Antonius' Schweine auch was zu essen geben,“ und da hat es von manchem eine Butterschnitte, von andern etwas anderes bekommen, daß also Herr Antonius mit seinem Schwein sich ganz wohl befunden.

1234. Der Edelmann mit der schwarzen Halschnur zu Harthau.

Dr. Plik im „Sächsischen Erzähler“ (Bischofswerda), Belletrist. Beilage vom 30. Juni 1894.

Von den Sagen Harthaus (bei Bischofswerda) teilen wir hier eine mit, die das in Grimms deutschen Rechtsaltertümern erwähnte Zeichen der Unfreiheit, die hänsfene Schnur, zum Gegenstande hat. Sie wurde uns erzählt, wie folgt:

In Harthau lebte vor Jahrhunderten ein adeliger Gutsherr. Derselbe hatte einst im Dienste des Landesfürsten gestanden und hohe Ehren genossen. Allein der Herrscher Gunst ist wandelbar. Der angesehene Höfling wurde gestürzt, ja seine Feinde wußten ihn so schwerer Vergehen zu zeihen, daß der Fürst die Todesstrafe über

ihn verhängte. Bald sollte er hingerichtet werden. Da starb plötzlich der Regent. Seines Nachfolgers mildere Gesinnung brachte dem Verurteilten Begnadigung. Er durfte im Lande und Herr über sein Vermögen bleiben, hatte sich aber einer wunderbarlich seltsamen Forderung zu unterwerfen. Damit er stets daran erinnert würde, daß sein Hals vormaleinst dem Richtschwert verfallen gewesen, mußte er für die ganze Dauer seines Lebens eine schwarze Schnur um den Hals geschlungen tragen und durfte dieselbe niemals ablegen. Der unheimliche Halschmuck, der andern zwar nicht sichtbar unter dem Krage seines Leibrockes sich verbarg, umschloß Tag und Nacht die ihm bestimmte Stelle. Als der Adelige das Gut Harthau erkaufte hatte, da nahte sich dem Orte zuweilen eine gefürchtete Gestalt. Rot war das Wams des Ankömmlings, finster und streng sein Blick. „Der Henker“, raunten die Vorübergehenden einander zu und blickten mit Bangen ihm nach, wenn er seine Schritte nach dem Edelhofe lenkte. Dort mußte nämlich der Scharfrichter im Auftrage des Landesherrn sich persönlich überzeugen, ob der begnadigte Adelige auch die schwarze Schnur um den Hals trüge, und hatte Befehl, denselben sofort zu töten, falls sich das seltsame Zeichen nicht vorfände. Dem Henkersmann waren Schlüssel zu des Gutsherrn Hof, Haus und Schlafgemach ausgeliefert. Er erschien daher auch des Nachts unerwartet und plötzlich vor dem Bett des Edelmanns, und wenn der Schein seiner Laterne dem Ruhenden ins Antlitz fiel, dann öffnete dieser seufzend die Augenlider und entblöhte in gewohnter Weise den Hals von dem Sinnen, um zu zeigen, daß er des Fürsten Gebot nicht übertrat. (Vgl. auch Nr. 1235.)

1235. Die Gräfin Kielmannsegge.

Gräße, Bd. I, Nr. 775; E. M. Dettinger, Gräfin Kielmannsegge und Kaiser Napoleon I. Brünn 1865. 4 Bde. in 8.

Am 26. April 1863 starb in dem (damaligen) Wasserschloßchen an der Brücke des Dorfes Plauen bei Dresden, Auguste Charlotte von Schönberg, zum zweiten Male vermählt mit dem Reichsgrafen Hans Ludolph von Kielmannsegge (10. April 1802), von dem sie aber schon 1812 wieder geschieden ward. Sie war zu Dresden am 18. Mai 1777

dem damaligen Besitzer des Rittergutes Schmochtitz bei Baugen und kursächsischen Hausmarschall, Peter August von Schönberg, geboren und verlebte einen Teil ihrer Jugend auf jenem herrlichen Landsitze. Am 13. Mai 1796 verheiratete sie sich mit dem Grafen Rochus August von Sznar, vertrug sich aber nicht mit ihm, und als derselbe am 1. August 1800 plötzlich nach dem Genuß eines von ihr ihm gereichten Kirchkuchens zu Nichtenwalde gestorben war, so hatte das Volk sie damals schon als Giftmischerin in Verdacht. Auch ihren zweiten Mann sollte sie haben vergiften wollen, allein man erzählte sich damals, er sei geflohen und nie wieder mit ihr zusammengekommen, sondern habe aus der Ferne seine Scheidung eingeleitet und durchgeführt. Daß keine dieser Beschuldigungen irgendwie bewiesen ward, versteht sich von selbst. Von dieser Frau, welche übrigens zu den klügsten und gebildetsten Frauen, die je existiert haben, gehörte, laufen nun noch heute im Munde der Dresdner und Plauenschen Bevölkerung sonderbare Sagen herum.

Sie lebte nach ihrer Scheidung ganz von ihrer Familie getrennt und stand mit Napoleon I., so oft derselbe nach Dresden kam, in einem sehr intimen Verhältnis; ja, als derselbe zum letzten Male in Dresden war, wohnte sie längere Zeit bei ihm im Palais Marcolini auf der Friedrichstraße in Friedrichstadt. Die Frucht dieses Zusammenlebens sollte nun ein Knabe gewesen sein, der angeblich im geheimen von ihr im Jahre 1814 geboren ward, als erwachsener Mensch mehr als einmal sich zu ihr in Plauen Eingang verschaffte und von ihr, gestützt auf angebliche Briefe und Zeugnisse, Unterstützung und Anerkennung verlangte — er führte nämlich den Namen Julius Wilhelm Wolf Graf —, aber stets aufs härteste von ihr zurückgewiesen ward und, als er auch in ihrem Testamente nicht bedacht war, wie er erwartet hatte, sich am 14. April 1866 das Leben nahm. Wie dem auch sein mag, sie war bis an ihren Tod eine glühende Verehrerin des Kaisers Napoleon, zu dessen Befreiung aus der Gefangenschaft auf St. Helena sie kurze Zeit vor dessen Tode nach Paris gereist sein und dort eine Verschwörung angestellt haben soll, die aber von der französischen Polizei entdeckt ward und ihr längere Gefangenschaft und schließlich Verweisung aus Frankreich zuzog. Sie rächte sich an Napoleons Kerkermeister Hudson Lowe dadurch, daß sie dessen Porträt auf dem Aborte ihres Schloßchens aufhing.

Alle diese Eigenheiten würden ihr aber hier keinen Platz verschaffen, wäre nicht noch eine andere, vielfach bestrittene Sage mit ihrem Leben verbunden gewesen. Man erzählte sich nämlich, sie sei, nachdem sie auch ihren zweiten Gemahl habe vergiften wollen, nur dadurch der weltlichen Gerechtigkeit entgangen, daß sie nach Rom gegangen, dort katholisch geworden sei und vom Papste als Buße auferlegt bekommen habe, von Stund' an allen Umgang mit ihresgleichen abzubrechen, zeit lebens in elenden Kleidern einherzugehen und einen Strick um den Hals zu tragen, als eine Galgenkandidatin sich auch gefallen zu lassen, daß der damalige Dresdner Scharfrichter Frißsche jährlich einmal zu beliebiger Zeit zu ihr kommen dürfe und nachsehe, ob sie solchen Strick wirklich trage. Dieses ist nun zwar von Ed. M. Dettinger in dem über sie im Jahre 1865 abgefaßten Romane und in seinem *Moniteur des dates*, Art. Schönberg (T. VI, S. 33, Anm.) ausdrücklich in Abrede gestellt worden; allein es ist daran doch so viel wahr, daß Gräze selbst einmal in der Arnoldschen Buchhandlung, welche sie in den 40er Jahren dieses Jahrhunderts fast täglich besuchte, um dort politische Broschüren zu kaufen und sich mit dem damaligen Besitzer derselben, Herrn Reimann, den sie sehr gern hatte, zu besprechen, hinter ihr stehend und die Gelegenheit benutzend, daß sie sich bückte, um etwas aufzuheben, ihr in den Nacken sah, wo er ganz deutlich einen groben hanfenen Strick, der freilich ebensogut ein einfaches Büginstrument, wie dies bei Katholiken üblich ist, sein konnte, erblickte. Auch Herr Frißsche bestätigte ihm die Sage, und ebenso leugnete solches eine gewisse Chr. Brückner († 1872), welche 13 Jahre zu Plauen in ihren Diensten gestanden hatte, Gräze gegenüber nicht ausdrücklich, als er sie befragte. Ubrigens war diese Dame jedermanns Feind und fand ein Vergnügen darin, andere zu ärgern und ihnen Pöffen zu spielen. Dagegen war sie eine große Hundefreundin und ließ einem ihrer Vieblinge in ihrem Garten ein Kreuz auf sein Grab setzen, was sie jedoch wieder entfernen mußte. Man erzählt sich aber, ihre Seele könne keine Ruhe finden und sie gehe zu und bei Schmoctitz (?)* und Plauen noch jetzt um und zwar in derselben Kleidung, in welcher sie bei Lebzeiten gewöhnlich zu sehen war,

* Die weiße Frau, die sich selbst bei Tage auf der Straße zwischen der Viehwalze und Salzenforst sehen läßt, kann sie nicht sein, denn diese sah man schon vor ihrem Tode.

nämlich mit einem großen weißen, gelbgetippten Atlashut, einem dgl. Atlasmantel, der einst weiß oder weißgrau gewesen war, aber weil er sehr oft naß geworden war, fast gelb ausah, und in großen Knöchelschuhen oder Filzschuhen, welche sie Sommer und Winter zu tragen pflegte. Eine besondere Eigenheit von ihr war, daß sie nie eingestehen wollte, daß eine Dienstperson ihr nicht gehorchte oder sie betrog. So hielt sie zwei Wächter, einen älteren und einen jüngeren, welche des Nachts in ihrem Hause zur Bewachung schlafen sollten; der jüngere ging aber gewöhnlich nur eine kurze Zeit hin und lief dann wieder weg. Als ihr dies nun einst von der vorhin genannten Dienerin angezeigt ward, versetzte sie gleich: „Weißt du nicht, ob dies nicht mit meiner Bewilligung geschehen ist?“ Abtrigens trieb sie auch geheime Wissenschaften, und oft hörten ihre Leute sie in ihrem Zimmer, trotzdem daß niemand außer ihr darin war, laut sich mit jemand unterreden, und dieser jemand antwortete; wenn sie aber hineinkamen, war niemand da. Ihre höchst interessanten Briefe sind laut ihres Testaments nach ihrem Tode verbrannt worden: sie bekam täglich Schreiben aus allen Teilen Europas und beantwortete sie auch, allein keiner ihrer Leute — sie hatte nur weibliche Bedienungen — sah je eine Adresse an sie oder von ihr; sie hatte eine Briefftasche, in welche sie die von ihr geschriebenen Briefe legte und selbige dann verschloß: so schickte oder trug sie selbige nach Dresden, ein von ihr eigen dazu erwählter Postbeamter öffnete solche mit einem zweiten Schlüssel, nahm den Inhalt heraus und legte die angekommenen hinein, und so wußte nur dieser, der aber ihr Geheimnis nie verriet, mit wem sie brieflich verkehrte. (Vgl. Nr. 1234.)

1236. Warum ein Dresdner Scharfrichter geabelt worden ist und den Namen von Dreißigacker bekommen hat.

Größe, Bd. I, Nr. 123; Hasche, Mag. der sächs. Gesch., Bd. II, S. 68 ff.

Den 22. Februar 1647 starb zu Dresden in seinem 41. Jahre Melchior Wahl, Nachrichten allhier; er hieß von Dreißigacker, welchen Namen und Adel er von Kurfürst Johann Georg I. als Belohnung für seine Geschicklichkeit erhielt, daß er einst einem Geköpften ein Stück ausgestochenen Rasen auf den Hals gelegt und ihn also an

der Hand noch über dreißig Acker geführt hat. Das Wappen seines Leichensteins zeigte im blauen Felde eine Justitia mit verbundenen Augen und hoch emporgehobenem Schwerte, und darüber prangte ein geschlossener Turnierhelm.*

1237. Der Schenkwirt zu Postwitz.

Gräße, Bd. II, Nr. 868; N. Lauf. Mag., S. 315; Haupt, Bd. II, S. 140.

Als König Matthias im Jahre 1611 zur Huldigung nach Baugen kam, reiste ihm der Landeshauptmann mit den Ritterpferden, an 500 Mann stark, bis Postwitz entgegen, wohin auch der Rat schon Lebensmittel gesendet hatte. Der König hielt sein Mittagsmahl am 3. September im Garten der Schenke. Der Pfarrer des Ortes sprach dabei das Tischgebet, und als der König ihn aufforderte, sich eine Gnade auszubitten, bat er um die Verstattung des Kelches im heiligen Abendmahl, was auch für ewige Zeiten gewährt wurde. Nun sollte sich auch der Schenkwirt eine Gnade ausbitten, aber er konnte sich im Augenblick auf nichts Rechtes besinnen. Da dachte der König: „Das muß ein zufriedener Mann sein!“ und ritt von dannen. Als der Zug weg war, fiel dem Schenkwirt ein, was er brauchte, und er lief den Reitern nach bis auf die Anhöhe von Raschau. Der König hielt eine Weile sein Pferd an und sagte: „Nun, Schenke, was willst du?“ Da sagte der Schenke, er müsse das Stadtbier schenken, und das sei so teuer und er habe nichts davon, und er bitte Se. Majestät, daß ihm das Recht verliehen werde, daß er aus jeder Kanne, die er den Gästen auftrage, den ersten Trunk tun dürfe. Da lächelte der König und sagte: „Ja, das Recht soll Er haben!“ Zufrieden und dankbar kehrte der Schenkwirt um, und alle seine Nachkommen bedienen sich bis auf diese Stunde des königlichen Privilegiums. Ubrigens nennen in dem ganzen Teil des Lausitzer Erzgebirges die Schenkwirte diese Sitte noch heute das Gebirgische Recht.

* Eine ähnliche Geschichte wird bei Gräße, Bd. II, S. 328 ff., von einem Scharfrichter zu Eisenberg (Altenburg) erzählt, eine zweite aus Görlitz in deselben „Sagenbuch des preußischen Staates“ (Glogau 1871, Bd. II, S. 376 ff.).

Dritter Teil.

**Romantische (literarische)
Sagen.**

DSO

Romantische (literarische) Sagen.

QWQ

Romantische (literarische) Sagen.

1238. Sage vom Galgenberg bei Brambach.

V

Gräße, Bd. II, Nr. 704, nach Julius Schanz; metrisch behandelt von Fr. Rödiger.

In Brambach ertönte eines Morgens früh das Armesünderglöcklein: ein junges Mädchen mit schwarzen Schleifen in den Haaren und schwarzen Schleifen an dem Kleide saß auf dem Karren und sollte zum Richtplatz gebracht werden. Viel Volks begleitete den Zug; doch fehlte, als man am Galgenberge ankam, noch das letzte Entscheidungswort, vor dessen Eintreffen die Hinrichtung nicht stattfinden durfte. Der Reiter, der danach ausgeritten war, ließ sich endlich am Rande des Waldes erblicken. Wenn er mit dem Tuche wehte, solle der Urteilspruch vollzogen werden, so war es verabredet; und siehe! er nahm das Tuch heraus und fuhr damit über die Stirn, indes er sein Roß jedoch zu immer größerer Eile anspornte. Man glaubte das Zeichen in dem verabredeten Sinne verstehen zu müssen, und der Kopf des Mädchens fiel auf das Schafott, als der Reiter in atemloser Hast heransprengte und dem Henker entgegenrief: „Warum habt Ihr ein unschuldiges Mädchen hingerichtet? Sie war freigesprochen!“ „Ich habe recht gerichtet,“ sprach der Henker, „ist's ein Mord, so ist's die Schuld des Richters.“ „Euer ist die Schuld,“ sprach der Richter zu dem Boten, „Ihr winktet mit dem Tuche, wie es verabredet war.“ — Da löste sich das grauenvolle Mißverständnis: der Reiter hatte das Tuch nur entfaltet, um sich den Schweiß von der erhitzten Stirn zu trocknen, denn er hatte sich und sein Roß in Angst und Schweiß geritten, um nicht zu spät zu kommen. — — „Ich bitte,“ sprach der Bote mäterfüllt, „nicht um Gnade; laßt mich die Strafe des Mordes

tragen.“ — Tiefe Stille lag auf der Menge: der Henker schlug dreimal ans Becken, das einen grellen Ton gab, und der Richter sprach zu dem Unglücklichen: „Du bist des Schwertes schuldig!“ — Nicht der Bote, aber die versammelte Menge und selbst der Henker erschrak vor diesem harten Spruche. Der Bote zog sein Schwert, hieb seinem Pferde mit einem kräftigen Schläge den Kopf ab und bat den Richter, ihn auch so zu treffen. Das Sündenrölllein tönte von neuem, und ein rascher Hieb trennte seinen Kopf von den Schultern. „Hab' ich recht gerichtet?“ rief der Henker. „Recht!“ sprach der Richter. „Aber es war zum letztenmal!“ entgegnete der Henker, „kein unschuldig Blut soll fürder dieses Schwert beflecken!“ Mit diesen Worten brach er sein Schwert mitten entzwei und begrub es mit dem armen Sünder. Dieser aber fand keine Ruhe im Grabe und macht noch jetzt in der Geisterstunde mit seinem Roß die Runde um den Galgenberg, beide ohne Kopf, wie manches Sonntagskind erzählt, das sie gesehen hat.

1239. Sage von der Kapelle am Kapellenberg.

Gräke, Bd. II, Nr. 699; metrisch behandelt von Fr. Rödiger in „Sagenklänge des obern Vogtlandes. 1847“.

Im Schlosse zu Eger wohnten einst drei wunderschöne Fräulein, jeglicher Tugend hold und allem Volke bekannt durch ihre Frömmigkeit. Sie waren alle drei ernsten Charakters und wollten nichts von den Freuden der Welt, nichts von Liebe wissen. Anna, Maria und Brunhilda waren ihre Namen, die jeder Ritter kannte und mancher Säng' in lieblichen Liedern feierte, ohne daß die Herzen der drei Fräulein davon gerührt wurden.

Einst am Tage St. Johannis war nach der feierlichen Messe ein großes Turnier, zu dem von allen Straßen die Ritter herbeizogen und viel Volks versammelt war. Sie wollten die drei entsagenden Jungfrauen durch Tapferkeit zur Bewunderung reizen und so ihren Bewerbungen geneigt machen. Lange währte das blutige Lanzenpiel, das den drei Fräulein ein Greuel war, obwohl sie es mit ansehen mußten, und Runo, ein übermüthiger junger Mann, war Sieger über alle. Stolz schritt er über den Kampfplatz und verkündete mit starker Stimme, daß, wenn kein anderer käme, ihn

zu besiegen, er eine von den drei Jungfrauen als seine Braut mit sich führen wolle, zum Lohn seiner Tapferkeit. Die Menge schwieg, eingeschüchtert von dieser Rede, aber im Herzen empört über die frevelhaften Worte. Da sprengte ein junger, ritterlicher Held in den Kampfplatz und meldete sich zum Kämpfer für die Ehre der drei Fräulein. Funksprühend kreuzten sich die Lanzen der beiden Ritter, zweimal ohne Erfolg, beim dritten Male stürzte Kuno tot von seinem Streitroß.

Laut jubelte die Menge, und das Eis, das um die Herzen der drei Fräulein lag, war geschmolzen: sie entflamnten vereint in Liebe für den schönen, tapfern Ritter, der aber nur eine liebte, Brunhilda, die jüngste von den dreien. Und er ward sich's bewußt, daß, wenn er die eine erwähle, er das Herz der andern brechen würde, und er kämpfte mit aller Kraft seiner edlen Seele den schwersten Kampf, den Tugendkampf der Entsagung.

Ohne Säumen nahm er Abschied von den dreien und weihte sich zum Ritter für das Heilige Grab des Heilands. Die Fräulein aber winkten ihm von der Finne des Schlosses mit ihren Tüchern Lebewohl nach und schwuren im Angesicht Gottes und bei der Dornenkrone des Heilands, sich zu Himmelsbräuten zu weihen und nie wieder einen Mann zu lieben. Sie wollten sich voneinander trennen und gesondert wohnen, und wenn eine von ihnen stürbe, solle ein Tüchlein von ihren Kapellen ins Thal herniederwehen, den andern zum Zeichen der Trauer. Der aber, die einem Manne Gehör schenke, solle dieses Zeichen nicht werden, ihre Kapelle solle die rächende Gottheit in Schutt und Trümmer werfen.

Anna baute die Kapelle am Grüneberg bei Eger, Maria das Kirchlein in Kulm und Brunhilda die Kapelle auf dem Kapellenberg bei Schönberg.

Schon sah man im Laufe eines halben Jahrhunderts zweimal das Tüchlein wehen, vom St. Annenstift und von dem Kulmer Berge: Anna und Maria waren gestorben, nur Brunhilda waltete noch als greise Nonne in ihrem Kirchlein. Da schwankte einst, es war im Herbst, ein greiser Pilger die Höhe des Berges herauf, dessen Mantel und Gürtel von einem Sarazenenpfeil zusammengehalten wurden, auf den Schultern aber trug er ein rotes Kreuz. Er machte an der klaren Quelle vor dem Kirchlein das Zeichen der Weihe und kniete dann nieder, um zu beten. Da trat Brunhilda

hervor, und als sie den Pilger gewahr wurde, erkannte sie im Augenblick die Züge ihres tapfern Helden. Ihren Eid vergessend, sank sie in seine Arme und stürzte betäubt mit ihm zu Boden.

Da erhob sich ein brausender Sturm, und das Glücklein begann so schrill zu ertönen, und durch die Luft vernahm man geisterhafte Worte von der Erfüllung ihres Schwurs und der rächenden Gottheit. Am andern Morgen fand man weder Nonne noch Pilger, sondern nur Pfeil und Kreuz des letztern, die man noch heute im Brunnenstein sehen kann. Das Kirchlein ist längst zerfallen, nur das geweihte Brännlein davor quillt noch bis zu dieser Stunde.

1240. Die goldene Tafel.

Rillingner, Bad Elster und Umgebung, Elster 1898, S. 167 ff.

Im Sachsenlande stand vorzeiten ein schönes Schloß, das wegen seiner Herrlichkeiten weit und breit berühmt war. Das kostbarste Gut war eine goldene Tafel, um welche der reiche Burgherr seine Gäste oft zu versammeln pflegte. Diese reichen Schätze erregten den Neid der benachbarten Ritter. Einige derselben faßten den Entschluß, die goldene Tafel zu entwenden. Die Ausführung dieses Planes war schwer. Das Schloß war mit hohen Mauern umgeben und wurde bei Tage und bei Nacht sorgfältig bewacht. Nach wiederholten mißlungenen Versuchen gelang es den Räubern, einen der Wächter durch große Versprechungen für ihre Sache zu gewinnen. Es war eine stürmische Gewitternacht. Die Räuber schlichen an eines der hinteren Burgtore und fanden Einlaß durch den ungetreuen Hüter. Hierauf drangen sie in das Schloß, erschlugen einige Knechte und bemächtigten sich ihres kostbaren Raubes. Nun eilten sie aus der Burg, setzten sich auf ihre bereit gehaltenen Rosse und ergriffen die Flucht. Am frühen Morgen wurde der Raub entdeckt. Der Graf bewaffnete seine Getreuen, um die Räuber zu verfolgen. Dieselben hatten sich nach den böhmischen Wäldern gewendet; dort wollten sie ihren Schatz in Sicherheit bringen. In der dritten Nacht erreichten die Ritter die Grenze. Um Mitternacht ritten sie durch den Ort Roßbach und gewahrten am unteren Teile desselben ein Wirtshaus. Sie pochten an die

Fenster und riefen nach dem Wirte. Derselbe erschien. Er fragte, wer die Herren seien und was sie wollten. Sie sagten, sie seien unschuldig vertriebene Leute und verlangten nach einem sicheren Versteck. Der Wirt geleitete sie in einen großen Keller und verschloß die Thür. Das auffallende Benehmen der Fremden, sowie der mitgeführte Gegenstand erweckten das Mißtrauen des Wirtes. Nach einer Stunde trat er leise vor die Kellertür und horchte, ob er nichts vernehme. Die drei Ritter waren im eifrigen Gespräche begriffen und schienen einen kostbaren Gegenstand zu zerfagen und unter sich zu verteilen. Der Wirt war nun vollends sicher, daß seine Gäste gefährliche Leute seien, und eilte noch in derselben Nacht zum Burggrafen von Neuberg, um die Anzeige zu machen. Frühmorgens erschien der Burgherr und unterzog die Räuber einem strengen Verhör. Sie gestanden ihren Raub. Die zerfagte, goldene Tafel lag an ihrer Seite. Nachdem auch die Kunde angelangt war, daß sie die Wächter erschlagen und noch andere Verbrechen begangen hätten, verurteilte sie der Graf zum Tode. Nach drei Tagen wurde oberhalb des Meierhofes ein Galgen errichtet. Dahin brachte man die Räuber und henkte sie auf. In späterer Zeit wurden in der Nähe dieser Stätte einige Häuser erbaut. Man nennt sie heute noch „Galgenhäuser“.

1241. Sage vom Fürstensaale in Neundorf.

Gräße, Bd. II, Nr. 691.

Zur Zeit Kaiser Friedrichs II., ungefähr um das Jahr 1227, war auch im Vogtlande ein reges Leben und Treiben. Vor allem war das Schloß Neundorf, dessen Besitzer die Grafen von Reibold waren, der Sammelplatz der jungen Ritter in der Umgegend; denn hier wohnte ein wunderschönes Fräulein, mit Augen so blitzend wie Diamanten, mit Wangen so blühend wie Rosen, mit Haaren so blond wie Gold. Doch im schönen Körper wohnte auch eine schöne Seele. Sanft wie das einer Taube war ihr Gemüt, der Adel ihres Geistes strahlte aus den blauen Augen und verklärte ihr Angesicht, daß sie allen wie ein Engel in Menschengestalt erschien. Kein Wunder also, wenn Tag für Tag das Schloß ihres Vaters voll von jungen Rittern war, die sich an sie herandrängten, um

nur einen Blick aus ihren schönen blauen Augen zu erbeuten und dafür ihr ganzes Herz ihr vor die Füße zu legen. Doch nur einer hatte ihr Herz gewonnen, und sie liebte ihn mit der ganzen Glut, welche dem tiefen Gemüthe der Frauen eigen ist und welche täglich durch den Gedanken, daß man wieder warm und feurig geliebt werde, zu immer größeren Flammen angefaßt wird. Der Glückliche, der der Reinen Herz gewonnen hatte, war der junge Graf Otto von Stubenberg. Er war von Gestalt ein Adonis, braune Locken fielen wallend auf seine Schultern herab, und sein Wuchs war hoch und schlank wie eine junge Eiche. Sein Auge war feurig, denn in ihm wohnte ein wackerer und mutiger Geist, der für das Edle entflammt war und in dem mit glühenden Zügen eingegraben stand: „Gott und mein Recht!“ — Sein Arm war stark, und in allen Gauen des Vogtlandes wußte keiner so gut das Schwert zu schwingen oder die Lanze im Turniere zu führen, wußte keiner so gut in den dunklen Forsten den Eber zu erlegen oder den Bären darniederzuwerfen, wie Otto von Stubenberg. Sein ganzes Wesen verklärte wie die Sonne die reine, keusche Minne, und wie ein Kleinod trug er das Bild Rosamundens in seinem Herzen.

Tag für Tag stellte sich der Jüngling auf dem Schlosse ein, und ihre Tage flossen, von Liebe bekränzt, leicht und schnell dahin. Zwar waren der Bewerber viele und unter ihnen reichere und angefehenere Herren als Otto, aber sein edler Sinn bewirkte, daß ihm alle freiwillig den Vorrang räumten. Nur einer wollte nicht weichen: Herr von Römer nennt ihn die Sage, dessen Geschlecht, eines der ältesten des Vogtlandes, alle anderen an Reichtum und Glanz überstrahlte. Er war zwar auch schön und wohlgewachsen, aber seine Seele war schwarz und heimtückisch. Rosamunde konnte ihn nicht lieben, denn nichts war ihr mehr zuwider, als List und Verstellung.

Lange lebten die beiden Liebenden glücklich im Wonnerausch ihrer jungen Seligkeit, und schon sollte in den nächsten Monaten die Hochzeit mit allem Glanze der damaligen Zeit gefeiert werden. Da erschien eines Tages ein kaiserlicher Herold, alle Ritter auffordernd, dem Heere des Kaisers zuzuströmen, der übers Meer ziehen wolle, um den Ungläubigen das Gelobte Land zu entreißen, das sie widerrechtlich im Besiz hätten. Entflammt von Latenlust eilte die Blüte der Ritterschaft herbei und ließ sich das Zeichen des Kreuzes

auffest, um sich für dasselbe in die Schlacht zu stürzen. Auch Otto von Stubenberg hörte die Kunde, und ihn ergriff eine un-nennbare Sehnsucht, das Land zu sehen, von wo der Strahl des Glaubens ausgegangen war, und an dem Orte zu beten, wo der Erlöser gewandelt und gelitten. Da dachte er an seine Rosamunde, gedachte seiner Liebe, seines nahen Glückes. Ein harter Kampf entspann sich in ihm, bis endlich das Gefühl für Recht und Pflicht in ihm obsiegte. Er ging zu Rosamunden, um ihr seinen Plan, seinen gefaßten Entschluß zu offenbaren. Gefaßt hörte ihn diese an, gefaßter als er selbst vermutet hatte. „Ziehe hin,“ sprach sie, „ziehe hin in den Kampf, den dir deine Pflicht gebietet. Dies trage als Andenken von mir,“ sprach sie weiter, indem sie eine Locke von ihrem Haupte schnitt und ihm darreichte.

„In zwei Jahren bin ich wieder bei dir,“ rief Otto begeistert, „diese Locke soll mich stets im Schwerterklang an dich mahnen. Lebe wohl!“

Glühende Küsse drückte er auf ihren Mund und stieg zu Rosse. Bald waren die letzten Helmbüschel hinter den Bergen verschwunden — und Rosamunde war allein. Sie hatte ihnen nachgeblickt, und als sie in der Ferne nichts mehr erkennen konnte, weinte sie in ihrem Zimmer heiße Tränen.

Tapfer kämpfte Otto von Stubenberg im Gelobten Lande, und einer der Ersten pflanzte er das Panier auf die Mauern Jerusalems, so daß sein trefflicher Herr und Kaiser ihn öffentlich lobte und auszeichnete. Er ward ein Schrecken der Sarazenen, und vor seinem Schlachtruf flohen sie erschreckt ins Weite.

Als nun das Ende der zwei ausbedungenen Jahre heranrückte, saß Rosamunde oft einsam auf dem Turme und blickte hin nach den Bergen, ob sie das Banner ihres heimkehrenden Geliebten noch nicht entdeckte. Aber vergebens sandte sie ihre Blicke in die Ferne. Die zwei Jahre vergingen, und Otto kam nicht. Da flossen oft heiße Tränen über ihre blühenden Wangen, denn sie dachte, der Geliebte sei tot oder in Sklaverei. Immer heftiger drangen jetzt auch ihre Eltern in sie, sich zu vermählen, und sie sah sich endlich gezwungen, dem Herrn von Römer ihre Hand zu reichen. Die Vermählung ward mit größtmöglichem Glanze vollzogen, und die Blüte der heimgekehrten und neuherangewachsenen Ritterschaft aus der ganzen Umgegend stellte sich ein zum Hochzeitsmahle. Am

Abend ward das Bankett gehalten. Trompeten tönten durch den Saal, die mit goldenen Weinen gefüllten Becher klangen lustig aneinander, und alles war voller Freude und Wohlleben. Nur Rosamunde saß bleich und trübe, denn der Kummer um den Verlorenen nagte an ihrer Seele. Da erschien ein Fremder, ein Pilger. Nun war es in damaliger Zeit Sitte, daß, wenn ein Pilger zu einer Hochzeit kam, die Braut ihm ihren Teller reichte. Auch Rosamunde stand, als sie die Kunde von dem Pilger vernahm, von ihrem Sitze auf, um der Sitte Genüge zu tun, der Fremde aber stand hinter ihr und warf eine Locke auf ihren Teller, den sie in ihrer Hand hielt. Sie fiel ihm laut schreiend um den Hals: „Stubenberg! mein Stubenberg!“ — Die Ritter flogen von ihren Sitzen empor und starrten erstaunt auf das Paar, der Bräutigam fuhr nach seinem Schwerte und drang auf Otto ein. Dieser aber hatte mittlerweile den Pilgeranzug abgeworfen, und es begann ein Kampf auf Tod und Leben um die weinende Rosamunde. Nach wenig Augenblicken lag Herr von Römer tot am Boden.

Der Saal, wo der Kampf ausgefochten ward, ist der sogenannte Fürstensaal im Schlosse Neundorf. Noch heute sind die Blutflecken auf dem Boden desselben zu sehen. Zur Nachtzeit will man oft darin Schwerterklirren und Todesröcheln vernehmen, und noch zuzeiten soll der Geist des Erstochenen in blutgeflecktem Gewande darin herumgehen.

1242. Sage vom hohen Stein bei Erlbach.

Gräße, Bd. II, Nr. 713.

Auf dem hohen Stein bei Erlbach stand in den Zeiten der Markomannen ein Fürstenschloß, zu dessen Füßen ein See war. Theudolinde, die Tochter des Besitzers, sollte an einen anderen Fürsten verheiratet werden. Sie liebte aber einen Sänger und hatte mit diesem eine Zusammenkunft, wobei sie belauscht wurden. Der Vater durchbohrte sie mit seinem Schwerte und schleuderte ihren Leichnam in den See hinab; der Sänger stellte sich der andringenden Schar mit seiner Harfe und seiner Wehr entgegen, bis er, auf den letzten Felsvorsprung zurückgedrängt, sich in den See stürzte. Den Leichnam der Geliebten umschlingend, sprach er einen furcht-

baren Fluch über den grausamen Vater aus, und als er mit der Geliebten unter sank, stürzte das Schloß und der Tempel zusammen, und der See erstarrte zu Stein. Die Trümmer des Schlosses meint man noch heute zu sehen.

Dieselbe Sage noch einmal von einer benachbarten Ortlichkeit bei Gräße, Bd. II, Nr. 695.

1243. Die Sage vom Schneckenstein.

Oberlehrer Ott im „Glückauf“, Bd. XXI, S. 142 ff.

Wo das südöstliche Vogtland mit dem Erzgebirge grenzt, liegt eine knappe Stunde von dem Kirchdorfe Hammerbrück entfernt, mitten in den ausgedehnten Waldungen des Freiherrn von Trübschler auf Falkenstein, der durch seine weingelben Topase berühmte Schneckenstein.

An ihn knüpft sich folgende Sage:

In den vogtländischen Gauen hauste einst ein böser Geist; namentlich in dem östlichen Gebiet trieb er sein Unwesen. Dieser Dämon war ein Feind jeglicher Ordnung. Wo es nur anging, suchte er zu zerstören. Mächtige Felsblöcke warf er in seinem Grimme umher wie Spielbälle. Heute sind darum noch solche zerstreut zu finden. Der Unhold glaubte, allein in diesem unwirtbaren Teile unseres sächsischen Vaterlandes zu hausen und unbeschränkter Herrscher zu sein. Doch hatte er sich getrrt. Einst kam er auf seinen Streifzügen durch die wilde Waldeinsamkeit in die Gegend der oberen Mulde. Was erblickten da seine Augen dort in den klaren Fluten? Herrliche Wesen, liebliche Nixen! Lustig tummeln sie sich in den plätschernden, kristallinen Gewässern. Wutentbrannt beschloß der finstere Geselle der Nixen Verderben. Darum grub er das Bett des Flusses ab. Die niedlichen Wassergeister errieten jedoch ihres Feindes Absicht und verbargen sich in einem benachbarten „Stollen“.

Eines Tages, als die Nixenkönigin „Mulda“ ausgegangen war, wurden die kleinen Wesen durch einen Besuch ihrer Freundinnen von der unteren Mulde, aus der Gegend von Zwickau und Glauchau, freudig überrascht. Sie beschloßen, denselben zu Ehren ein großes Freuden- und Frühlingsfest zu veranstalten. Gedacht, getan!

Der grüne Rasenteppich in der Nähe des Schneckensteines wurde als Tummelplatz erwählt. Vom Tanze ermüdet, setzten sich eine große Anzahl Nigen auf den Felsen. Soeben kehrte Königin Mulda zurück. Heftig schalt sie ihre kleinen Untertanen über die Unvorsichtigkeit, ihren Stollen verlassen zu haben.

Jetzt schien dem in der Nähe weilenden Unholde der passende Augenblick gekommen zu sein, der Nigen Verderben herbeizuführen. Ein furchtbar Getöse entstand; die Erde erdröhnte; Blitze zuckten; Donner rollten: der Felsen tat sich auf und verschlang die ahnungslosen Nigen, worin sie von nun an als weingelbe Topase glänzen sollten. Die Feen aber, die noch tanzten, waren vor Schreck samt ihrer Königin Mulda in das neben dem Felsen befindliche Wasserloch, „das schwarze Loch“, gestürzt, in dem sie der Geist fortan verzaubert hielt. — Die Rache war beendet; der Dämon befriedigt.

Wie ist nun aber die Kunde von diesem Vorgange unter die Menschen gekommen? Ein zwölfjähriger Knabe, mit Namen Theodor Fremdling, aus dem Hammerwerke Morgenröte, erbat sich von seiner Mutter Urlaub und ein Stück Brot, um mit seinem Freund Fritz aus dem benachbarten Gottesberg nach dem Schneckenstein zu wandern und Topase zu suchen, die er dem Vater zum Geburtstag schenken wollte. Freund Fritz war jedoch in die Schwarzebeeren gegangen. So schritt der Bursche allein dem Schneckenstein zu.

Allein Fortuna war heute dem Knaben nicht hold gesinnt, denn all sein Suchen war vergebens. Verstimmt über sein Mißgeschick, trat er den Heimweg an und achtete wenig des Weges, als er plötzlich über einen Stein stolperte. Argerlich darüber, zerschlug er denselben kräftiglich mit seinem Hammer. Was zeigte sich aber da seinen Blicken? Ein prächtiger, großer Topas, im Stein verborgen, lag zerschmettert vor seinen Füßen.

Voll von Verdruß und Müdigkeit legte er sich unter eine schattige Nichte, um auszuruhen. Der Schlaf übermannte ihn, aus dem er unsanft durch den Stich einer Wespe gestört wurde. Bei heftiger Verfolgung derselben achtete der Knabe des Weges nicht und stürzte kopfüber in das Wasserloch. Weiche Frauenhände zogen ihn in die Tiefe. Sie brachten ihn in den herrlichen Nigenpalast und stellten ihn vor den goldenen Thron der holden Königin Mulda. Liebreich empfing sie ihn und sprach: „Lieber Kleiner, ertrage ge-

duldig jedes Leid und fluche ja nicht! Hättest du heute bei der Verfolgung der Wesppe einen Fluch ausgesprochen, so wärest du ganz sicher ertrunken.“ Und nun erzählte sie ihm von ihrer Verzauberung durch den bösen Geist und wie die Topase nichts weiter als ihre verzauberten Gefährtinnen seien.

Wie erstaunte Theodor über die Worte Muldas! „Und wann naht denn für euch die erlösende Stunde?“ wagte er schüchtern zu fragen. „Auch dies soll dir nicht verschwiegen sein, denn auch du kannst deinen Teil dazu beitragen,“ entgegnete die freundliche Mulda. „Wenn die Menschen einträchtig wie Brüder und Schwestern beieinander wohnen, dann dürfen wir wieder hinauf zur Erde steigen und können uns dann vielleicht eines Wiedersehens erfreuen.“ — —

Musik erklang; und von unsichtbaren Händen gezogen, ward Theodor Fremdling wieder ans Tageslicht gebracht. Wie im Traum wandelte er der elterlichen Hütte zu und erzählte den erstaunten Eltern, wie die weingelben, glänzenden Topase verzauberte Nixen seien. — Auf's Topasjuchen ist er nie wieder gegangen.

1244. Die drei Jungfrauen und die Schätze des Borberges E bei Kirchberg (Zwickau).

Röbher, Sagenbuch, Nr. 325, nach „Glückauf“, 2. Jahrg., S. 80.

In der Schlacht an der Gölksch, in welcher die Deutschen die Herrschaft der Sorbenwenden in den Flußgebieten der Saale, Elster und Mulde brachen, verlor auch ein adeliger Sorbe das Leben. Seine Burg lag inmitten seines ansehnlichen Grundbesitzes auf dem Borberge, welcher sich nahe bei der Stadt Kirchberg erhebt. Bevor er in den Kampf gezogen war, hatte er seine Schätze dicht neben dem Burgbrunnen, welchen man noch heute auf dem Borberge zeigt, vergraben, seine Kinder aber, drei Mädchen von großer Schönheit, hinausgeführt in den heiligen Hain und sie hier geloben lassen, dem Glauben ihrer Väter treu zu bleiben und die heiligen Gebräuche ihres Volkes fortzuüben. Als die Deutschen in die Gegend einrückten, brannten sie die Burg nieder, ließen aber die drei Schwestern, welche unterdessen ein kleines Gehöfte am Berge bezogen hatten, ziemlich unbelästigt in ihrer Verborgenheit leben. Allerdings traf

auch sie, was jetzt über alle ihre Stammesgenossen in der Umgegend erging: sie mußten den Weisungen der deutschen Herrschaft willigen Gehorsam leisten und die Taufe und den christlichen Glauben annehmen. Letzterer Anordnung kamen sie indessen nur widerwillig nach, denn der neue Glaube stand im Widerspruch mit ihrem dem Vater geleisteten Gelübde und erlaubte ihnen nicht, manchen alten liebgewordenen Gebrauch weiter zu pflegen; sie fühlten sich darum oft in ihrem Herzen beschwert und gingen häufig zur Nachtzeit mit anderen Genossen hinaus zum zerschlagenen Opfersteine und übten allda ihre heidnischen Gebräuche.

Lange blieb das Treiben der Schwestern und ihres Anhanges verborgen, als aber aus dem Walde am Geiersberg heraus ein Kirchlein sich erhob und die Mönche dort das Seelsorgeramt mit Strenge übten, da setzten diese auch den Zusammenkünften am Opfersteine ein Ziel und forderten die Schwestern, als die Veranstalter derselben, zu strenger Rechenenschaft. „Ihr dient dem Herrscher der Hölle,“ eiferten sie; „wohlan, da ihr unsere Warnungen und Mahnungen nicht beachtet habt, so sollt ihr auch dem Bösen verfallen sein. Wir sprechen den Bann über euch aus; freud- und friedlos sollt ihr sein, bis es euch gelingt, ein Christenkind zu herzen und zu küssen, das man aus dem Walde herein nach St. Margarethen zur Taufe trägt.“ — In der That gewann es den Anschein, als waltete über den aus der Gesellschaft Gestoßenen von Stund' an ein freundlicher Stern nicht mehr. Jedermann vermied den Umgang mit ihnen; sie hatten weder Rast noch Ruhe mehr und mußten öfters in der Nachtzeit, wenn die wilde Jagd dahinzog, wie das gehetzte Wild den finstern Wald durchhüren. Das waren böse, harte Zeiten für die Schwestern, traurige Erlebnisse, welche endlich in ihren Herzen die Reue erkeimen ließen, dem Willen des Vaters gemäß gehandelt zu haben. Vergebens erwies sich auch das Bemühen, den wenigen, zufällig in ihre Nähe kommenden Menschen sich freundlich zu erweisen, vergebens die Bitte bei den Mönchen zu St. Margarethen, den bösen Zauber zu lösen, welchen ihr Bann über sie gebracht hatte; die Not blieb und nahm zu, je älter sie wurden. Manches Jahr war bereits verschwunden und noch immer harrten die Schwestern des Zusammentreffens mit einem Kinde, das im nahen Kirchlein die Taufe empfangen sollte. Zwar hatte der Zufall die Gelegenheit hierzu einigemale geboten, aber die Scheu vor

ihnen war so groß, daß man bei ihrem Erscheinen stets zur Seite wich und schon aus der Ferne den Versuch einer Annäherung zu hindern suchte. Da gewahrte einst in einer Nacht die jüngste der Schwestern in der Gegend, wo, umgeben vom dichten Wald, eines Köhlers Hütte stand, noch helles Licht; von dem Wahrgenommenen unterrichtet, schlichen alle drei, begleitet von ihren zwei treuen Knechten, bis zur Hütte und bemerkten, daß des Köhlers Weib ein Kind geboren hatte. Sogleich stand der Entschluß in ihnen fest, dem Kinde, wenn es zur Taufe getragen würde, zu nahen und dessen Begleitung um die Erfüllung ihres Wunsches anzugehen. — Es währte auch nur kurze Zeit, als spät an einem Nachmittage der Köhler in Gesellschaft weniger Personen auf dem schmalen Pfade dahergeschritten kam, um seinen Neugeborenen nach St. Margarethen zur Taufe zu bringen. Alsogleich trat die älteste der Schwestern an ihn heran und sprach: „Lieber, laß mich dein Kind sehen und Herzen, du sollst dafür auch diesen schönen glänzenden Stein haben; sieh nur, wie er in der Sonne blitzt und funkelt.“ Doch der Ungeredete wandte sich ab und entgegnete: „Ich begehre weder deinen Stein, noch sollst du mein Kind sehen; halte mich nicht auf und laß mich weitergehen.“ Eine Strecke weiter kam die zweite Schwester und redete: „Lieber, sieh dieses Goldstück; es soll dir gehören, sobald du mir erlaubst, dein Kind einen Augenblick auf meinen Armen wiegen zu dürfen.“ „Nein,“ rief unwillig der Köhler, „deines Goldstücks wegen gebe ich den Kleinen nicht aus meinen Händen; blicke nur empor, welch schweres Wetter am Himmel dräuet; ich will eilen, weiche zur Seite.“ Uebermals einen Steinwurf weiter kam die dritte Schwester dem Laufzuge entgegen. „Ei, lieber Köhler,“ begann sie im muntern Ton, „Jreya, die Liebreiche, hat dir ein Kind beschert, welches du ohne Zweifel jetzt zur Taufe trägtst; hier nimm diesen Widel Flachs als Taufgeschenk, er soll deinem Kinde Segen bringen; doch erlaube mir, den Kleinen auf einen Augenblick zu sehen.“ Da reichete der Vater dem Mädchen, weil es gar so herzlich bat, das Kind, und dieses drückte rasch einen warmen Kuß auf dessen Lippen. Noch redeten beide miteinander, als das Glöcklein von der Kapelle eifrig mahnte, das Gespräch einzustellen. Aber den brausenden Bach auf schwankendem Steg eilte der Köhler hinauf zur Kapelle, die Jungfrau aber raschen Laufes zu den in banger Erwartung harrenden Schwestern. Wie

fröhlich lenkten diese ihre Schritte dem Hofe zu, wie glücklich saßen sie, nachdem der Jüngsten die Ausführung des längst gehegten Vorhabens gelungen war, dort beisammen! Die Tat, einst als Erfordernis bestimmt, den auf ihnen lastenden Zauber zu bannen, war erfüllt, und von nun an sollte der Böse keine Macht mehr über sie haben!

Die Taufe in der Kapelle hatte längst ihr Ende erreicht, aber das inzwischen zum Ausbruch gekommene Gewitter hinderte bis zum späten Abend den Köhler an der Rückkehr zu seiner Hütte. Mit mächtiger Gewalt toste diesmal der Donnergott. Mehr als einmal fuhr der blendende Strahl, wie von der Kapelle aus zu bemerken war, auf den Vorberg nieder und mußte zuletzt auch gezündet haben, denn man sah im strömenden Regen dort dichten Qualm und Rauch aufsteigen. Dazu ließ sich ein Pfeifen und Rollen in der Luft vernehmen, als wenn der Fürst der Hölle selbst sein Wesen triebe. Letzteres war in der Tat auch der Fall; denn erzürnt darüber, daß drei durch den Bann ihm verfallene Seelen sich seiner Herrschaft zu entringen gewußt hatten, fuhr er grimmig und tobend davon. — Endlich hatte die Natur ihre Ruhe wiedergefunden; am Himmel leuchteten bereits die Sterne, und in reicher Fülle sandte der Mond sein silbernes Licht zur Erde, als der Köhler mit seiner Begleitung den Heimweg antrat. Ohne Aufenthalt kam er auch diesmal nicht am Vorberge vorüber. Mitten auf dem Wege, an derselben Stelle, wo vor wenig Stunden eine der Schwestern den Anblick seines Kindes erbeten hatte, hörte er plötzlich seinen Namen rufen. Er blickte empor und sah zwischen den Bäumen hindurch oben auf einem vorspringenden Felsen die drei Jungfrauen stehen und hörte zugleich, wie sie ihm zuriefen: „Lieber Köhler, habe Dank, daß du dein Kind unserer Jüngsten zum Kusse reichtest; du hast uns dadurch aus schwerer Not und Drangsal befreit. Komm nur sonder Scheu herauf zu uns und nimm den Schatz, mit dem wir dich belohnen wollen.“ Aber dem Angerufenen und seinen Begleitern liefen bei diesen Worten die Schauer bald kalt, bald heiß über den Rücken; sie schlugen eiligst ein Kreuz und suchten schnell weiterzukommen.

Gegen den anbrechenden Morgen hin mochte es jedoch den Köhler gereuen, der Einladung nicht Folge geleistet zu haben. Der Gedanke an den angebotenen, von ihm aber so leichtfertig ver schmähnten Schatz beherrschte seine ganze Seele, und über sein Vor-

halten peinigten ihn um so mehr allerlei Vorwürfe, als ja die Schwestern sich ihm immer freundlich erwiesen hatten. Mit dem ersten Sonnenstrahl, der seine Hütte traf, war er darum auch schon auf den Beinen, ging auf den Berg und forschte nach den drei Jungfrauen. Er kam zu ihrem Hofe, doch dieser lag still und ausgebrannt vor ihm; er stieg hinauf zum zerklüfteten Gemäuer der Burg, aber auch hier war nichts von den Gesuchten zu sehen und zu hören. Mißmutig lagerte er sich nunmehr in das Gras und rief mit fast weinerlicher Stimme und allerei zärtlichen Worten nach den Schwestern. Doch auch diese Mühe schien lange des Erfolges zu entbehren. Endlich gewahrten seine Augen hinter einem Stein ein kleines graues Männlein mit langem weißen Bart, welches ihm also zurief: „Törichter, warum störst du die kaum begonnene Ruhe der Schwestern? Warum lohntest du ihr Vertrauen nicht wieder mit deinem Vertrauen? Du hast dein Glück verschert, doch deines Sohnes werden sie gedenken, sobald die Sonne achtzehnmal über die Erde gegangen sein wird. Wisse, die einst Vielgeplagten schlafen von jetzt an bei ihren Schätzen im Berge; wenn sie erwachen, erscheinen sie wieder an dem Brunnen; begegnet ihnen dann ein Menschenkind, dem sie wohlwollen, so beglücken sie es mit großem Gute.“

An des Röhlers Kinde ist die Verheißung zur Wahrheit geworden; ebenso sind im Verlauf der Zeiten die Schwestern mehreren nächtlichen Wanderern glückbringend erschienen. Aber noch sollen die von ihnen gehüteten Schätze so groß sein, daß sie davon noch vielen Erwählten zu spenden vermögen. Wer nun davon haben will, der gehe zur Zeit der Sommer- und Winter Sonnenwende, sobald es nächtlet, auf den Berg; vielleicht erscheinen die Schwestern und lassen ihn Gnade finden vor ihren Augen.

1245. Der Nonnenfelsen bei Erlabrunn im Schwarzwassertale.

Röhler a. a. D., Nr. 251; „Glücksauf“, 3. Jahrg., S. 21.

Der wilde Graf Iso von Isenburg saß noch in mitternächtiger Stunde in seiner Burg beim Weinkrug. Er langweilte sich und meinte, wenn er nur einen Genossen hätte, derselbe könnte selbst

der Teufel sein. Da erschien der Teufel und forderte den Grafen zum Würfelspiel auf. Dem kam diese Aufforderung gerade recht; denn das Würfelspiel liebte und trieb er leidenschaftlich. Mancher Wurf ward gemacht, doch der Graf verlor fortwährend und hatte schon all seine Knechte und Mägde und zuletzt sich selbst verspielt. Da gelüstete es den Teufel nach Isa, der einzigen Tochter des Grafen. Dieser liebte aber seine Tochter über alles und hätte für sie sein Leben jederzeit geopfert; denn sie war in seinem rohen und wüsten Leben der einzige Stern, zu dem er mit aufrichtiger Ehrfurcht emporblickte. Ihre Schönheit und sittliche Reinheit hatte schon manchen Rittersmann bezaubert, doch nur dem edlen Runo von Stein hatte sie ihre Liebe mit jungfräulicher Schüchternheit erwidert. Der Graf wollte seine geliebte Tochter Isa nicht auf den Wurf setzen. Doch der Teufel bot ihm die Freiheit für sich und seine Knechte und Mägde und noch so viel Geld, als er mit seinem gewaltigen Streitrosse wiege, wenn er gewönne. Der Graf zögerte trotz der Versprechung und wollte den verhängnisvollen Wurf nicht tun. Der Teufel drängte, denn in kurzer Zeit war die Mitternachtsstunde vorüber und seine Macht zu Ende. Da tat der Graf einen gewaltigen Zug aus seinem Humpen, ergriff die beiden Würfel und warf — jubelnd sprang er auf — er hatte 12 geworfen. Unter Hohngelächter forderte er den Teufel auf, mehr zu werfen. „Soll geschehen!“ sprach dieser, schüttelte die Würfel und mit einem gewaltigen Donnersehlag rollten diese auf den eichenen Tisch und zeigten — 13. Da riß der Graf in furchtbarem Zorn sein Schwert heraus und wollte den betrügerischen Teufel erwürgen. Doch dieser hauchte seinen schwefeligen Odem aus — und kraftlos sank der Graf auf seinen Stuhl zurück. „Wehe, wehe! Niemals sollst du meinen Engel, meine Isa, haben!“ murmelte der zerknirschte Graf und sah mit ängstlich stierem Blick auf seinen schrecklichen Spielgesellen. Da schien der Teufel Erbarmen zu fühlen und machte dem Grafen den Vorschlag, er solle seine Isa entweder seinem Todfeinde Riedhart von Eisenbrück zum Weibe, oder dem Kloster Grünhain als Nonne übergeben. Der Graf war aufs tiefste empört und wollte nichts von dem Vorschlage wissen; denn der fürchterliche Riedhart war ihm ebenso verhaßt, wie seiner lieben Isa das Lebendigbegrabensein hinter Klostermauern. Der Teufel drängte zur Entscheidung, da die Mitternachtsstunde zu Ende ging,

und drohte, den Grafen mit sich fortzunehmen. Dieser gelobte, Isa dem Kloster zu übergeben. In einer blauen Wolke verschwand der Satan. Der Graf aber gedachte den Teufel zu betrügen und seine Isa dem Kloster wieder zu entführen. — Die schweren Tore des Klosters Grünhain schlossen sich hinter der jammernden Isa. Weder die tröstenden Worte der Oberin, noch die freundlichen Zusprachen der Klosterschwestern vermochten die arme Isa zu beruhigen. Ein unbezwinglicher Gram zerstörte das blühende Leben. — Nach einigen Monaten stand an der westlichen Klostermauer allabendlich im Dunkel eine vermummte Gestalt, die stets mit dem frühesten Morgengrauen wieder verschwand, während im Kloster ein einziges Fensterlein matt erleuchtet war. In der siebenten Nacht nach der Mitternachtsmesse durcheilte flüchtigen Laufs eine Nonne den baumreichen Klostergarten und gelangte mit Hilfe des Vermummten über die Mauer. Beide verschwanden im Dunkel und eilten dem nahen Walde zu. Als das Glöcklein zur Frühmesse rief, kam Schwester Barbara (das war der Klostername Isas) nicht aus der Zelle — sie war verschwunden. — Alle Räume des Klosters wurden durchforscht, jedoch vergeblich. Da entsandte die Oberin Klosterknechte mit Spürhunden in die umliegenden Wälder, doch die Flüchtigen hatten einen großen Vorsprung nach dem dichtbewaldeten Gebirge zu gewonnen. Als am dritten Tage die Sonne sich neigen wollte, standen die Flüchtigen auf einer hohen Felswand, an deren Fuß das Schwarzwasser rauschte. Da verkündete Hundegebell die Nähe der Verfolger, und zwischen den uralten Fichtenstämmen zeigten sich die Klosterknechte. Schon sind die Hunde heran, die Fliehenden hören den Zuruf der Klosterknechte — da ertönt ein markdurchdringender Schrei — der jähe Sprung in die schauerliche Tiefe erfolgt. — Hunde und Häfcher finden weder in den Wellen, noch im Walde eine Spur der Flüchtigen. Der Felsen bedeckte sich mit schwefligem Gelb und wird heute noch der Nonnenfelsen genannt.

1246. Der Ottenstein bei Schwarzenberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 520, poetisch bearb. v. St. im Erzgebirg. Volksfreund, 1874. Beilage Nr. 3. Unterh.-Bl. 1.

Ohngefähr eine halbe Stunde östlich von Schwarzenberg zwischen dem Schwarzwasser und der Pöhl unweit der Chaussee nach Scheibenberg liegt das Bad Ottenstein, welches angeblich seinen Namen von einem Kaiser Otto führen soll, der einst hier übernachtete. Anderes weiß allerdings die Sage darüber zu berichten.

Es soll nämlich einst auf der Feste Schwarzenberg ein Ritter gehaust haben, der eine schöne Mündel besaß, um welche ein Graf Otto von Siebeneichen, aus den Rheinlanden stammend, freite. Weil der Vormund aber seine Mündel lieber selbst ehelichen wollte, wies er die Anträge des fremden Ritters barsch zurück. Derselbe beschloß nun, sie zu entführen. Nun war aber damals um Schwarzenberg herum alles Land von einem See eingenommen, der sich bis nach Untersachsenfeld hinzog. Der Ritter schlug nun seine Wohnung in einer Fischerhütte auf, von wo aus er durch die ins Schloß kommenden Bewohner derselben dem Burgfräulein Nachricht von seiner Ankunft gab und ihr den Tag bestimmte, wo er sie an einem Vollmondsabende auf einem Rahne über den See weg abholen wolle. Inzwischen vergnügte er sich selbst öfter mit Herumfahren auf dem Wasser. Da stieg einst, als er spät noch sich herumkahnte, ein wunderschönes Frauenbild aus dem Wasser heraus, setzte sich an seine Seite und suchte ihn durch Liebkosungen zu verleiten, sie zu ihrem Kristallpalast unter den Wellen, wo sie als die Nixe des Sees weilte, zu begleiten; er aber stieß sie zurück und sagte, er könne kein anderes Weib lieben, da er schon sein Herz einer andern geschenkt habe. Traurig verließ ihn die schöne Nixe, und er selbst ließ sich nicht wieder an dem See blicken, bis der Tag kam, wo er seine Geliebte abholen wollte. Endlich erschien dieser, der Vollmond warf sein bleichglänzendes Licht auf die Spiegelfläche des Gewässers, glücklich fuhr er nach dem gegenüberliegenden Ufer, wo seine Braut auf ihn wartete; als sie aber zurückfuhr, schienen plötzlich die Wogen in sich selbst aufzukochen, er vermochte den schwankenden Rahn nicht im Gleichgewicht zu erhalten, derselbe schlug um, und ob er gleich seine Geliebte ergriff und sie durch

Schwimmen ans jenseitige Ufer zu retten versuchte, unsichtbare Hände entriß sie ihm, er konnte sie nicht über dem Wasser erhalten, sie versank, ihn aber trugen die Wellen nach der Fischerwohnung zurück. Er verließ die Gegend nicht wieder, sondern baute sich im nahen Walde eine Hütte, wo er fortan als Einsiedler lebte und seine Tage am Ufer des Sees verbrachte, der ihm sein Leuerstes geraubt hatte. Einst fanden ihn die Fischersleute tot auf dem See schwimmend; wie er dahin gekommen, wußte niemand. Man begrub ihn am Ufer und setzte ihm ein Kreuzlein mit seinem Namen. Längst ist dasselbe verschwunden, der See hat einen Abzug ins Tal gefunden; aber der Berg, wo einst seine Klause stand, trägt von ihm heute noch den Namen: „Der Otte(n)stein.“

1247. Die Jungfrau vom Böhlsberge.

Gräße, Bd. I, Nr. 524; novell. behandelt von Dietrich a. a. O., Bd. I, S. 1 ff.

Der Bielberg oder Böhlsberg, an dessen Fuße Annaberg liegt, hat seinen Namen von dem Grenzbach Biela, der hinter ihm vorbeiströmt. Auf demselben soll sich ein Wunderbrunnen befinden, den aber nicht jedermann finden und sehen kann; bald hat ihn einer angetroffen und einen guten Trunk aus ihm getan, dann aber, als er den Fleck wiedergesucht, ist er nicht mehr dagewesen. Zuweilen soll eine schöne Jungfrau an ihm sitzen. Dies ist die Jungfrau vom Bielberge. Es soll der Geist einer Tochter des letzten heidnischen Beherrschers dieser Gegend, des Riesen Bilo, sein, die einst auf einem Jagdzuge mit dem Schüler des heiligen Bonifacius, Conrad, bekannt wurde und, sei es durch seine Worte, sei es, was wahrscheinlicher ist, durch Liebe zu dem schönen Jünglinge — denn das war er — bewogen, zum Christentum bekehrt ward. Zwar ward sie eines Tages mit ihm und seinen Schülern, als sie eben auf dem Fichtelberge sich frommer Andacht hingaben, von ihrer Mutter und ihren heidnischen Priestern überrascht und gefangen auf den Bielberg geschleppt, um da geopfert zu werden, allein ein Blitzstrahl verlöschte den Holzstoß, auf dem sie und Conrad den Flammentod sterben sollten, und schlug das Götzenbild und seinen Oberpriester zu Boden, und alle, welche das Wunder geschaut hatten,

bekehrten sich und nahmen das Kreuz. Bilas und Conrads Liebe war eine geistige; der fromme Mann zog fort zu andern Völkern, die Fürstin aber blieb zurück und widmete ihr ganzes Leben der Verbreitung des Christentums, und als ihr letztes Stündlein schlug, da erbat sie sich von ihrer Schutzheiligen St. Anna die Gnade, zuweilen beim Herannahen wichtiger Ereignisse ihrem Volke erscheinen zu dürfen, und dies ging auch in Erfüllung: wenn sie sich gezeigt hat, pflegt gewöhnlich der Stadt Annaberg irgend ein freudiges Ereignis zu begeben.

1248. Das Schloßfräulein vom Greifenstein.

Gräße, Bd. II, S. 450 ff.

Die Felsengruppe des Greifensteins bei Thum zeigt an vielen Stellen Spuren von Mauerwerk, und da man auch innerhalb und bei demselben Pfeile, Eisenwerk u. dgl. gefunden hat, so scheint die Vermutung nicht unwahrscheinlich, daß jene einst ein Raubschloß in sich gefaßt habe. Das Volk erzählt sich über den Untergang desselben eine schauerliche Geschichte, die also lautet: Im 11. Jahrhundert soll ein Ritter, Odo von Greifen, an dem Hofe des Herzogs Bratislaw von Böhmen gelebt haben, und nachdem er sich von hier ein Fräulein entführt, mit dieser in den damals fast nur von wilden Tieren bewohnten Freiwald bei Thum gezogen sein und sich hier ein Schloß, die Greifenburg, erbaut haben. Hier lebten beide nur der Erziehung ihres einzigen Sohnes; eines Tages aber brachte der Ritter von einem seiner Jagdzüge ein kleines Mädchen von ohngefähr zwei Jahren mit nach Hause, die er im Dickicht schlafend gefunden hatte. Diese ward nun mit dem jungen Ritterssohne zusammen erzogen, beide liebten sich wie Geschwister; als sie aber in das mannbare Alter getreten waren, versäumten ihre Eltern, sie gehörig zu überwachen und ihrem beständigen Zusammensein Hindernisse in den Weg zu legen. So kam es, daß aus der geschwisterlichen Zuneigung ein weniger unschuldiges Verhältnis entstand; in einer unbewachten Stunde vergaßen sich die Liebenden, und nach Verlauf einiger Monate fühlte sich das unglückliche Mädchen Mutter. Zwar hoffte sie, es werde ihrem Geliebten gelingen, seine Eltern dahin zu stimmen, daß sie ihre Einwilligung zu seiner Verheiratung

mit seiner Pflegeschwester gewährten, leider fand sich aber keine passende Gelegenheit, und als eines Tages der Junker ausgezogen war, um einen Waffenbruder seines Vaters, Bruno von Scharfenstein, gegen einen Raubritter namens Reppo von Rauenstein, der schon vor 18 Jahren die schwangere Gemahlin des erstern geraubt hatte und jetzt abermals dessen Schloß belagerte, beizustehen, entdeckte seine Mutter die Schwangerschaft ihrer Pflegetochter. Natürlich konnte sie nicht im Zweifel sein, wer der Urheber derselben war; sie entdeckte also ihrem Gemahl alles, allein da beide sehr adellstolz waren, so fiel es ihnen gar nicht ein, den einmal geschehenen Fehltritt der beiden jungen Leute zuzudecken. Im Gegenteil, sie behandelten das unglückliche Mädchen, ganz als sei sie eine freche Buhldirne und habe den Junker verführt, und ließen sie unter schweren Mißhandlungen ins tiefste Burgverlies werfen. Hier genas sie unter furchtbaren Schmerzen eines Anäbleins, und da sie sich von Gott und Menschen verlassen glaubte, schleuderte sie dasselbe an die Mauer des Kerkers. Da stand plötzlich eine weiße Gestalt vor ihr, welche ihr sagte, sie sei seit undenklicher Zeit wegen einer ähnlichen Handlung zum ruhelosen Umherirren von dem Schicksal verurteilt gewesen, jetzt aber durch sie erlöst worden, und sie werde nun ihre Stelle einnehmen, bis einst ein keusches Weib, welches niemals einen unreinen Gedanken in ihrer Seele gehegt, in stiller Mitternacht ihren Namen dreimal ohne Furcht rufen werde. Die Unglückliche sank tödlich erschrocken zu Boden und erwachte nicht wieder, wohl aber erschien ihr Geist dem hartherzigen Pflegevater und verkündete seinem Hause Verderben. Neurig eilte er in ihren Kerker hinab, allein er fand nur ihren Leichnam und den ihres neugebornen Kindes. Er ließ beiden ein prächtiges Begräbniß ausrichten, allein eben als man sie beisezte, kehrte sein Sohn als Sieger von seiner ersten Waffentat zurück. Voller Freude eilte er der Burg seines Vaters entgegen, denn er hatte aus dem Munde des gefangenen Raubritters erfahren, daß seine Geliebte das von letzterem im Freiwalde ausgeführte Töchterchen der entführten Gemahlin des Ritters von Scharfenstein sei, und hoffte nun nichts gewisser, als daß seine Eltern nunmehr ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit ihr nicht mehr versagen würden. Böses ahnend, als er die Trauerfahne vom Schloßturme wehen sah, sprengte er in den Schloßhof, wo ihm der Leichenzug entgegenkam. Die Wahr-

heit konnte ihm nicht verheimlicht werden; er stieß einen furchtbaren Fluch gegen seine hartherzigen Eltern aus und sank in eine tiefe Ohnmacht, aus der er nur wieder erwachte, um für immer in geistiger Nacht zu leben. Seine Eltern überlebten diese furchtbare Katastrophe nicht lange, ihr unglücklicher Sohn ward auf seine Lebenszeit in einem Kloster untergebracht, und der Herzog Bratislaw übergab die Burg Greifenstein als erledigtes Lehen einem andern böhmischen Ritter, der sie aber auch nicht lange behielt; denn da er mit seinen Nachbarn in beständiger Fehde lebte, vereinigten sich dieselben zuletzt gegen ihn und berannten, eroberten und zerstörten die Burg. Noch jetzt soll zwischen den Felsen der Geist jenes unglücklichen Mädchens, ihr zerschmettertes Kind auf den Armen, herumirren und den Wanderer durch sein Wehgeschrei erschrecken.

1249. Der Kätelstein bei Annaberg.

Gräße, Bd. I, Nr. 519; novell. beh. v. Fr. Gottschalk, Deutsche Volksmärchen, Leipzig 1856, Bd. II, S. 53 ff.; poetisch bearb. v. Ziehnert, S. 62 ff.

Im Dorfe Frohnau bei Annaberg lebte vor alter Zeit ein Steiger, namens Günzer, ein frommer und redlicher Mann. Einst kehrte er zur Winterszeit von seinem Tagewerke in der Grube nach seiner Wohnung mitten durch den Wald zurück, da trat plötzlich ein Mann aus dem Dickicht vor ihn hin und bat ihn, er möge ihm doch gestatten, mit in sein Haus zu gehen und daselbst die Nacht hinzubringen, weil er sich nicht getraue, im tiefen Schnee und der herrschenden Finsternis den Weg weiter zu finden. Zwar gefiel dem Steiger weder die Stimme noch das Aussehen des Bittenden, allein er hatte Mitleid mit ihm und gewährte ihm also seinen Wunsch. Sie schritten nun stumm nebeneinander bis ins Dorf, als sie aber an das Haus Günzers gekommen waren und ihnen die Tochter desselben, Katharina, die Thür geöffnet hatte, stieß diese bei dem Anblicke des fremden Gastes ein furchtbares Wehgeschrei aus, ließ vor Schreck die Lampe fallen, welche sie in der Hand trug, und als der bekümmerte Vater dieselbe wieder angezündet und seine in Ohnmacht gefallene Tochter wieder zum Leben gebracht hatte, sah er erst, daß jener verschwunden war. Er hatte nun nichts

Eiligeres zu tun, als seine Tochter zu fragen, warum sie so erschrocken sei, allein diese antwortete, es sei der Teufel gewesen, der sie als Braut heimführen wolle; sie habe nämlich vergangene Nacht geträumt, sie liege im Walde und es komme ein Mann, ganz so wie der eben verschwundene Fremde, auf sie zu und nenne sie seine Braut, küsse sie und lasse dann bei seinem Weggehen sich durch seine Hörner, Schwanz und Pferdefuß als den Teufel erkennen. Der alte Günzer war eben daran, sie zu trösten, da erblickte er auf dem Tische ein Blatt Papier, auf welchem geschrieben stand: in neun Wochen werde ich um Mitternacht ans Fenster pochen und meine Braut heimführen! Nun war kein Zweifel mehr, daß der Traum in Erfüllung gegangen war.

Vater und Tochter verlebten nun die neun Wochen in Angst und Sorgen, sie beteten zwar von früh bis abends, gingen auch zum Abendmahl, allein eine innere Stimme sagte ihnen, daß der Böse nicht so leicht von ihnen lassen werde. Und so war es auch; als die Mitternachtsstunde des letzten Tages jener Frist verstrichen war, da pochte es ans Fenster und schrie mit schrecklicher Stimme: „Braut heraus, Braut heraus!“ Günzer aber rief laut Gott um Beistand an, und der Gottseibeiuns verschwand unter Donner und Blitz mit den Worten: „Noch neun Tage Frist, dann bist du meine Braut, oder eure Hütte steht in Flammen!“

So verstrichen abermals neun Tage unter Angst und Sorgen, allein wieder kam die gefürchtete Mitternachtsstunde heran, und mit dem zwölften Schlag klopfte es an das Fenster und rief: „Heraus die Braut, sonst brennt das Haus!“ Aber der alte Günzer schloß seine besinnungslose Tochter in seine Arme und sprach: „Um Christi Wunden, hebe dich weg von uns, Satanas!“ Da brüllte der Teufel: „Braut, das Haus steht in Flammen, nochmals neun Wochen Frist, und bist du dann noch nicht mein, so wird dein Vater elendiglich enden!“ Mit diesen Worten verschwand er zwar, allein auch das ganze Haus stand in Feuer und nur mit der größten Mühe retteten beide ihr Leben.

Sie flohen nun zuerst zu Verwandten, allein bald bauten ihnen mitleidige Menschen eine andere Hütte am Rande des Waldes, denn ihre frühere war zu einem stinkenden Schwefelpfuhl geworden. Allein auch hier ward es nicht besser; schon kam wieder die neunte Woche heran, da übermannte einst am hellen Mittag Rätchen der

Schlaf, und es träumte ihr, der Teufel mit seinem Gefolge schaue zu ihrem Fenster herein und wolle sie in seine höllische Residenz entführen, und als sie unter einem furchtbaren Schrei aus dem Schlafe auffuhr, da tat sich auf einmal die Türe auf, und ein Engel, umstrahlt von Rosenlicht, schwebte herein, ein Kreuzifix hoch in der Hand tragend, winkte ihr und sprach: „Folge mir, ich bringe dir Frieden.“ Er führte sie nun mitten durch den Wald auf einem ihr gänzlich unbekanntem Wege, bis sie an einen Felsen kamen; der öffnete sich, als der Engel ihn mit dem Kreuze berührte, und nun schritten sie durch eine Fesselspalte, bis sie an ein hohes Tor kamen, das wie Silber glänzte; vor diesem saßen sieben Greise mit spitzem Mägen und langen Bärten. Als diese aber das Kreuzifix erblickten, da neigten sie sich tief, und das Anäblein und die Jungfrau traten in einen hohen Saal, der mit lauter Edelsteinen verziert war und durch deren Glanz sein Licht empfing; in diesem lag auf kostbarem Lager unter einem prächtigen Baldachin eine wunderschöne Frau, umstrahlt von einem Sternenkranz, und zu ihren Füßen lagen sieben Zwerge betend auf den Knien. Als jene den Engel erblickte, fragte sie ihn, was ihn herführe, dieser aber erzählte ihr die furchtbare Gefahr des unglücklichen Mägdleins und bat sie um Hilfe. Hierauf gebot die Fürstin der Berge — denn das war sie — einem der Zwerge, ihr eine Urne von Sardonyx aus einem Kristallschränken zu bringen, nahm daraus ein Kreuz von blühenden Diamanten und sprach: „Kätchen, trage dieses Kreuz stets auf deiner Brust, und der Böse wird dir nichts anhaben können!“ Bei diesen Worten nahm der Zwerg eine Schnur Perlen aus der Urne, knüpfte daran das Kreuz und hing es ihr um den Nacken. Damit nahm er Kätchen wieder bei der Hand und führte sie denselben Weg wieder zurück, den sie gekommen waren, und als er den Felsen wieder mit Hilfe des Kreuzifixes geöffnet, da nahm er Abschied von ihr und sprach, sie solle ruhig sein, denn sie stehe in Gottes Schutz. Als Kätchen nach Hause kam, fand sie ihren Vater daheim und erzählte ihm, was ihr begegnet war, zeigte ihm auch das Kreuz als Beweis der Wahrheit ihrer Erzählung. Da erwiderte ihr derselbe, daß auch ihm etwas Ähnliches widerfahren sei, denn er habe im Schachte beim Graben ein goldenes Jesuskreuz gefunden. Als sie es näher betrachteten, um vielleicht ein Merkmal zu finden, an welchem sie den rechten Besitzer erkennen könnten, sahen sie den Namen des

Steigers darauf geschnitten, mit den Worten: Dem Gläubigen hilft Jesus Christus.

So erwarteten sie voll guten Muts das Ende der Woche und die früher so gefürchtete Mitternachtstunde. Endlich schlug sie, und kaum war der letzte Schlag verklungen, da pochte es an das Fenster und brüllte: „Heraus die Braut, heraus die Braut!“ Da öffnete Rätchen selbst das Fenster und hielt dem Bösen ihr schimmerndes Kreuz entgegen, und unter furchtbarem Wehgeschrei wich er zurück, zuvor aber rief er: „Rätchen, dich schützt Gottes Macht; ich habe keinen Teil an dir; aber jetzt ist die Reihe an dir, Günzer, mir in die Hölle zu folgen; komm heraus, daß ich dich packen kann!“ Allein auch hier mußte er weichen, denn Günzer hielt ihm sein goldenes Jesuskreuz entgegen; allein diesmal verschwand er nicht so ruhig, wie die früheren Male. Ein furchtbares Gewitter begann sich zu entladen, ein Orkan warf die stärksten Bäume nieder und erschütterte das Häuschen in seinen Grundfesten, der zum Strom angeschwollene Waldbach drohte dasselbe wegzureißen; allein kaum schlug es eins, so war alles wieder still, und der Mond leuchtete silberhell durch die finstern Wolken.

So ward nun Rätchen ihres höllischen Bräutigams ledig, und nach zwei Jahren ehelichte sie ein wackerer Bergmann aus Frohnau, der ihr schon längst sein Herz geschenkt hatte. Der Bergmeister aber verließ demselben die Stelle des alten Günzer, der sich nunmehr zur Ruhe setzte und den Rest seines Lebens bei seinen Kindern zu verleben dachte. Noch schenkte ihm Gott zehn Jahre, und er hatte die Freude, innerhalb dieser Zeit drei Enkel auf seinen Armen zu wiegen. Als ihn aber Gott abrief, da vergaß sein Rätchen nicht, welches Los er mit ihr geteilt hatte, und wie die Fürstin der Berge sie herrlich geführt hatte. Darum ließ sie ihren Vater an jener Stelle am Felsen bestatten, wo der Engel denselben gespalten hatte, und nun ging sie jeden Tag hin, um dort für das Seelenheil des geliebten Verstorbenen zu beten. Dies tat sie lange Jahre, bis sie selbst eine Greisin war. Einst aber ging sie auch, um an dem Grabe ihres Vaters zu beten, und kehrte nicht zurück, und als ihr Mann und ihre Kinder hinausgingen, um sie zu suchen, da fanden sie nur ihre Leiche; aus dem Felsen trat aber der Engel im Rosenlicht, küßte die Entseelte auf die Stirne, nahm ihr das Demantkreuz ab und schwang sich damit

zum Himmel auf. Der tiefbetrübte Gatte aber rief einige seiner Kameraden herbei und brach ihr ein Grab in den Felsen ein, und als Raum genug vorhanden war, um den Sarg hineinzusetzen, und die Leidtragenden eben damit beschäftigt waren, denselben an seinen Ort zu stellen, da schwebten zwei Engel herab, hoben ihn von der Bahre, stellten ihn in den Felsen und schlossen denselben wieder mit einem großen Quadersteine so geschickt, daß niemand mehr sehen konnte, wo die Öffnung gewesen war. Seit jener Zeit aber nennt man jenen Felsen, wo Rätchen den ewigen Schlaf schläft, den Rätelstein.

1250. Die lange Schicht zu Ehrenfriedersdorf.

Gräße, Bd. I, Nr. 518; Textor, Histor. Bildersaal, Bd. V, S. 120 ff., und bei Dietrich a. a. D., Bd. I, S. 167 ff.; poetisch behandelt von Ziehnert, S. 1 ff. (wahrscheinlich nach einem Manuskript im dortigen Ratsarchiv, Abschrift vom Jahre 1833. Der älteste Bericht kennt die Braut des Bergmanns noch nicht).*

Einst lebte in der uralten sächsischen Bergstadt Ehrenfriedersdorf im Erzgebirge ein junger Bergmann, namens Oswald Barthel, des alten Bergmanns Michael Barthel Sohn, der von seinen Vorgesetzten so geschätzt war, daß ihm der reiche Obersteiger Baumwald seine einzige Tochter Anna verlobte. Nun sollte er im tiefen Stollen Gutes Glück im Sauberge anfahren, um einen Durchschlag (Durchbruch in einen andern alten Stollen) zu machen, welches wegen des entgegenstehenden Wassers unter die gefährlichsten Arbeiten des Bergbaues gehört. Er und diejenigen seiner Kameraden, welche die Reihe hierzu traf, traten nun, nachdem sie zuvor mit ihrem Steiger an der Spitze gebeicht und das heilige Abendmahl genommen, am Tage St. Katharina im Jahre 1508 die Fahrt mit einem herzlichen Glückauf! an. Als sie an dem gefährlichen Punkte angekommen waren, ward die Arbeit sofort in rolliger, sehr gebrechlicher (d. h. weicher, nicht zusammenhängender, erdiger) Bergart betrieben und

* Vgl. hierzu die Sage vom Bergmann von Falun nach Reuschel, Sage und Wirklichkeit, in der Montagsbeilage zum Dresdner Anzeiger 1902, Nr. 49, und Lungwitz, Zwei lange Schichten („Glückauf“, Bd. XVI, S. 21 ff.).

das Einstürzen der Firste durch Zimmerung verhütet. Die Last war groß, die auf dieser Zimmerung ruhte, und als der Steiger, etwas zurückstehend, eben eine Unordnung treffen wollte, hörte er ein Krachen in der Firstenzimmerung und im nächsten Augenblick ein gleiches: „Brüder, rettet euch!“ rief er, „schnell, es macht einen Bruch!“ (die Zimmerung bricht). Diesem Rufe folgten alle in der größten Eile, nur Oswald, der jüngste und rascheste von allen, blieb auf eine bis jetzt unbegreiflich gebliebene Weise zurück und wurde so verschüttet. Zwar gab man sich die unsäglichste Mühe, den armen Oswald zu retten, und immer neue Arbeiter lösten die bereits ermatteten ab, aber vergebens; es brach immer mehr nach, und der Unglückliche ward nicht wiedergefunden. Als nun aber die Braut des armen Bergmanns die furchtbare Kunde vernahm, sank sie zuerst in eine tiefe Ohnmacht, aus der sie nur wieder erwachte, um in eine tödliche Krankheit zu verfallen. Zwar besiegte ihre Jugendkraft dieselbe und sie ward dem Leben erhalten; allein als sie nach ihrer Genesung zum ersten Male wieder das Gotteshaus betrat, da brachte sie am Altar der hochheiligen Mutter des Herrn das Gelübde, ihrem Oswald treu zu bleiben und ihr Leben lang nur als Jungfrau zu leben und zu sterben; dann hing sie ihren Brautkranz mit eigner Hand unter den übrigen Totenkranzen in der Kirche auf und lebte nun in tiefster Stille, den Segen der Armen verdienend.

So gingen denn seit jenem Unglückstage viele Jahre dahin, und zuletzt waren nur noch die jungfräuliche Braut, sowie drei Bergleute, Balthasar Thomas Randler, Andreas Reiter der ältere, beide in Ehrenfriedersdorf, sowie Simon Löser, in Drebach wohnhaft, von allen denen übrig, die damals das unglückliche Ereignis mit angesehen hatten. Da fügte es sich, daß in Brünlers Fundgrube am Sauberge ein Stollen bewältigt wurde, und als man in die siebente Lachter im rolligen Gebirge fortgerückt war, stieß man auf einen in der Erde liegenden menschlichen Körper, der noch in seinen unverwesten Kleidern dalag. Mit vieler Mühe machte man ihn von seiner drängenden Umgebung frei und schaffte ihn nach dem Tageschachte; da brach dieser harte Leichnam mitten auseinander und man konnte ihn also nur in zwei Stücken heraufwinden. Der Leib, Kopf und Arme waren noch beisammen, doch der Körper, wahrscheinlich beim Herausziehen, zerrissen oder vielmehr zerbrochen.

Diese Begebenheit wurde sogleich dem damaligen Bergmeister, Valentin Feige, gemeldet, welcher den Geschwornen Thomas Langer rufen und die obengenannten Greise an Bergamtsstelle bescheiden ließ. Diese Männer sagten nun aus, daß sie sich wohl noch erinnerten, wie einst in der Zeit ihrer Jugend, vor sechzig Jahren, ein junger Bergmann, namens Oswald Barthel, in der Gegend, wo der Leichnam jetzt gefunden worden, so verfallen sei, daß ihn niemand retten können. Und als man nun den Leichnam brachte, erkannten sie ihn als den Verschütteten. Dieses Wiederfinden geschah am 20. September 1568, so daß der Verschüttete 60 Jahre 9 Wochen und 3 Tage in der Erde gelegen hatte, als man ihn wieder fand, worauf er am 26. desselbigen Monats mit einem feierlichen Leichenbegängnis wieder zur Erde bestattet wurde, welche ihn schon so lange umschlossen gehabt hatte. Es war ein Begängnis, wie Ehrenfriedersdorf noch keins gesehen hatte. Der Leichenzug bestand aus Tausenden, die herbeigekommen waren, um dem so wunderbar Wiedergefundenen das letzte Geleite zu geben. Als die Leiche eingesenkt werden sollte, eilte auch seine treugebliebene Braut herbei und sprach den Wunsch aus, ihm bald folgen zu können; und nach wenigen Tagen ward ihre Hoffnung auch erfüllt. In der Gedächtnispredigt, welche der damalige Ortspfarrer, M. Georg Reute — als Oswald verschüttet ward, herrschte hier noch das Papsttum, jetzt aber hatte dasselbe längst der Reformation weichen müssen — hielt, sagte derselbe am Eingange, es sei eine wunderbare Mär, daß er, der Pfarrer, der schon im 31. Jahre stehe, heute einer Leiche die Gedächtnispredigt halte, welche schon dreißig Jahre vor seiner Geburt gestorben sei. Noch heute heißt aber die Hauptzusammenkunft der Bergknappschaft zu Ehrenfriedersdorf am Montag nach Ostern zum Andenken an obige Begebenheit „Die lange Schicht“.

1251. Die „Frühmesse“ im Zschopautale.

Mitgeteilt von H. Bommasch, Zwikau.

Am rechten Ufer der Zschopau, in unmittelbarer Nähe des Dorfes Sachsenburg, liegt der Treppenhauer, ein Berg, auf welchem in alten Zeiten eine Burg gestanden haben soll. Von ihr zeugen

heutigentags nur noch wenige mit Moos, Sträuchern und Schlingpflanzen überwachsene Mauerreste. Der alte Burgherr, so erzählt die Überlieferung, hatte zwei Söhne, ehrenhafte und mutige Ritter. Sie waren die ganze Freude und der Stolz ihres Vaters. Einst kam eine Nichte des alten Burgherrn zu Besuch auf das Schloß; sie war ein anmutiges Fräulein, ausgestattet mit allen Reizen der Jugend und liebevoll in ihrem Umgange. Die beiden Brüder wetteiferten, ihre Gunst zu erwerben. Allmählich schien es, als ob die holde Jungfrau den jüngeren vor dem älteren bevorzuge. Dadurch wurde die bis dahin bestandene Eintracht zwischen den beiden Brüdern zerstört, denn den Verschwägten quälte die Eifersucht und fraß sich immer tiefer in sein Herz ein. Mit vieler Mühe gelang es endlich dem alten Burggrafen, die beiden Brüder zu versöhnen. Die alten schönen Zeiten schienen wiederzukehren. Eines Tages nun ward von dem ältern Bruder ein Jagdreiten in Vorschlag gebracht, an dem auch der jüngere Bruder und das Edelfräulein teilnahmen. Alle Jagdgenossen waren in fröhlichster Laune; nur der ältere Bruder ritt ernst und schweigsam dahin und wurde immer finsterner und verschlossener, je lauter die Lustigkeit der anderen sich gestaltete. Die Eifersucht regte sich von neuem in ihm, und böse Gedanken erfüllten sein Herz. Als er den Bruder in der Nähe der schönen Jungfrau erblickte und ihr freundliches Lächeln wahrte, mit dem sie den jungen Ritter anblickte, ritt er herzu und verbot dem Bruder mit barschen Worten jedes fernere Schöntun mit dem Mädchen, da er auf sie Anspruch erhebe. Bestürzt suchte das Edelfräulein zur Ruhe zu mahnen — umsonst, die Schwerter flogen aus der Scheide, und der erbitterteste Kampf begann. Endlich schlug der ältere Bruder den jüngeren mit einem wuchtigen Streiche zu Boden, wo dieser sich verblutete. Der Mörder entfloh, entsetzt über seine unheilvolle That. Den alten Vater aber rührte bei der Kunde von dem schrecklichen Vorfall der Schlag. Nachdem die beiden Toten mit allen Ehren bestattet waren, ging das Fräulein in ein Kloster. Den Brudermörder trieb es rastlos in der Welt umher; nirgends fand er Ruhe. Nach langer Wanderung kam er auch in die ewige Stadt, nach Rom. Dort beichtete er dem Heiligen Vater seine Freveltat und flehte fußfällig um Vergebung seiner Sünden. Der Papst gewährte seine Bitte unter der Bedingung, daß er seinen ganzen Besiß der Kirche übergebe, ein Mönch werde und an jener

Stelle, wo der Brudermord geschehen sei, jeden Morgen in eigener Person eine Seelenmesse lese, bis deren tausend voll seien. Der Brudermörder starb indes, ehe er die Buße erfüllt hatte, und mit ihm erlosch sein ruhmreiches Geschlecht. Bis heutigentags aber soll er noch keine Ruhe im Grabe gefunden haben, weil er die Buße noch nicht vollbracht hat. Man will ihn darum bis in die jüngste Zeit des Nachts auf der Straße am Fuße des Treppenhauers gesehen haben, wie er im Priestergewande, mit einem Buche unter dem Arme, umherwandelt und verzweiflungsvoll zum Himmel emporblickt.

Der Platz, wo der Brudermord geschehen sein soll, liegt im heutigen Königlichen Staatsforst, ungefähr 15 Minuten von der Stadt Frankenberg, und heißt jetzt noch die „Frühmesse“.

1252. Vom flinken Knecht zu Rechenberg.

Röhler, Sagenbuch, Nr. 466; Gießler, Sächs. Volksagen, Stolpen o. J., S. 289.

An der südlichen Grenze des meißnischen Erzgebirges lebte vor alter Zeit ein wohlhabender Ritter, mit Namen Kurt von Rechenberg, auf seinem Stammschlosse Rechenberg an der Mulde, von welchem sich noch jetzt Ruinen auf einem Felskegel am rechten Talgehänge inmitten des freundlichen Fleckens Rechenberg vorfinden.

Hochbegütert und vom Glanze einer zahlreichen Dienerschaft umgeben, lebte der fromme Edelmann gar glückliche Tage dahin. Seine Diener hielt er gleich eigenen Kindern wert, und er wurde darum von allen auch wiedergeliebt wie ein Vater.

Da geschah es eines Tages, daß ein junger, dürftig gekleideter Bursche aus fremden Landen zum Ritter kam und ihm seine Dienste anbot. Das treuherzige Wesen des jungen Mannes, der erzählte, wieviel Elend er schon habe ertragen müssen, gefiel dem Herrn von Rechenberg und er nahm ihn in seinen Dienst.

Georg — so hieß der junge Bursche — war munter und flink auf den Füßen; er flog gleichsam wie ein Pfeil, wenn ihn sein Herr irgendwohin sandte, und seiner tätigen, willfährigen und geschickten Hand glückte alles wunderbar, ja, es schien ordentlich, als wenn ein besonderer Segen auf seinem Tun ruhte. Ein außerordentliches

Ereignis sollte seine Verdienste um das Haus Rechenberg noch mehr ins Licht stellen.

Einſt verſetzten Flüchtlinge aus der nahen böhmischen Pflege die Bewohner der Burg Rechenberg in lebhafte Aufregung, denn ſie meldeten, daß einige bekannte böhmische Raubritter mit ihren Mannen ſich der Grenze näherten und mordend und ſiegend das Land verwüſteten. Darüber wurde Kurt von Rechenberg ſehr betrübt, und er beſchloß, nach Rücksprache mit ſeinem Vogte, einen Rundschafter auszuſenden, um zu erfahren, wie ſtark die Zahl der Feinde ſei. Niemand erſchien ihm dazu geeigneter als ſein flinker Diener Georg. Derſelbe dankte für den ihn ehrenden Auftrag, und wenige Minuten ſpäter jagte er auf flüchtigem Roſſe hinaus zum Burgtore, dem Feinde entgegen. Bereits am andern Morgen kehrte der Knappe in das Schloß zurück. Zum Erſtaunen der Burgbewohner befanden ſich zwei gefüllte Säcke, einer hinten und einer vorn, auf dem Gaul. Ritter Kurt ſtand unter dem Tor, und beſtremdet wegen des ſeltſamen Aufzuges fragte er: „Was klirrt denn ſo um deinen Sattel?“ Georg antwortete wohlgemut: „Seid getroſt, Herr Ritter, alles hat gute Wege. Das ſind Huſeiſen, die ich den Pferden abgeriſſen habe, während die Feinde ſchliefen. Vorſichtig und dennoch ſonder Haſt eilte ich den Raubgeſellen entgegen, immer der Grenze entlang, bis ich ſie in der Nähe des Dorfes Einſiedel erblickte. Es war ſchon finſtere Nacht, und alle hatten ſich ſorglos dem Schlafe überlaſſen. Deſhalb machte ich mich unverweilt an die Arbeit und glaube damit unſeren Feinden einen recht üblen Gutenmorgen geboten zu haben, denn ohne Huſeiſen ſind die Spitzbuben nicht imſtande, die Gebirgspfade zu bereiten, und noch viel weniger möchte es gelingen, hier herum ſo viel Eiſen aufzutreiben, als ihnen fehlen. Damit Ihr aber, geſtrenger Herr, die Anzahl der Feinde ſchätzen möget, bracht' ich die Eiſen gleich mit, da die Dunkelheit der Nacht mich hinderte, die Feinde zu überzählen. Nun iſt es wohl mit uns beſtellt, und ruhig können wir uns rüſten, bevor ſie ſich uns nahen.“ Der Burgherr lächelte zufrieden und ſagte: Du biſt, traun, ein ſeltſamer, aber vortrefflicher Burſche!“ Dann ſetzte er, zu dem Vogte gewendet, hinzu: „Entweder war das Begebenis ein Wunder, oder der Knecht Georg iſt verwegen bis zur Tollkühnheit. Nun, wir wollen die Raubgeſellen gehörig empfangen!“

Die Worte Georgs erfüllten sich; die Feinde nahen erst, nachdem alle Vorbereitungen zu deren nachdrücklichem Empfange getroffen waren. Sie wurden über die Grenze zurückgetrieben, und dabei zeichnete sich Georg durch persönliche Tapferkeit aus, so daß er sich noch mehr die Liebe seines Herrn gewann.

Später zeigte sich die Treue und Liebe Georgs noch auf eine andere Art. Sein Herr gab ihm einst ein Schreiben, welches nach dem Rittersitze Grünau bei Marienberg bestimmt war, mit dem Bemerkten, bei der Bestellung zu eilen, dieweil es not habe, der Ort, wohin der Brief solle, fern liege und die Sonne schon tief stehe. Georg versprach's und rühmte sich, die drei Meilen bis nach dem Orte Grünau mit der Schnelle eines Vogels zurücklegen zu wollen. Nach Verlauf einer Stunde aber kam der Ritter von ungefähr in den Stall. Wie erstaunte er da, als er seinen Knecht, den er weit fort glaubte, in einer Ecke des Stalles, auf Stroh gebettet, sanft schlafend fand. Da ward der Ritter unwillig und weckte den Knecht auf, indem seine Augen in aufsteigendem Zorne funkelten, doch bezwang er sich, denn sein Herz war gut und sein Gemüt lauter und fromm. Erschrocken vor seines Herrn plötzlicher Umwandlung fuhr Georg auf: „Da, lieber Herr, — o zürnt mir nur nicht! — da ist ja schon die Antwort!“ Unter diesen Worten überreichte er das Gegenschreiben. „Bei allen Heiligen!“ rief der Ritter aus, dessen Angesicht erbleicht war, „es ist die Wahrheit! Sage, Georg, wie wäre das wohl möglich? Du müßtest schneller als der Sturm, flüchtiger als der Raubvogel gewesen sein, um das zu vollbringen. Du warst also wirklich in Grünau?“ Und als Georg diese Frage bejahte, verfinsterten sich des frommen Rechenbergers Züge; mit stillem Grausen erbrach er zitternd das Schreiben und taumelte mit Entsetzen zurück, als er wirklich die ihm wohlbekannte Handschrift des weit entfernten Freundes in Grünau erblickte.

Nachdem er die Antwort gelesen hatte, hob er also an: „So ist es denn wahr, was ich nimmermehr für möglich gehalten hätte! Dies zu vollbringen, reicht die Menschenkraft nicht aus. Entweder bist du, seltsames Wesen, ein Bote Gottes, oder ein Abgesandter des Teufels! Die Weise deines Tuns, wie auch dein Tun selber ist unheimlich und verschlossen, und du scheinst mir unmöglich ein Sterblicher zu sein!“ Da verwandelte sich schnell, wie durch Zauberkraft, der räthelhafte Jüngling vor den Augen des Ritters, und eine

von Licht umflossene Engelsgestalt stand da, welche sprach: „Der Herr der Herren, welcher mich zu dir gesandt hat, dir zu dienen, hat mich auch zugleich befähigt, dir also tun zu können, wie ich tat; sein Auge ruhte schon lange auf deinem Haupte, dir zum Schutze. Durch mich läßt dir der Herr verkünden, wie wohl es ihm gefalle, wenn Herrscher gegen ihre Untergebenen Milde und Geduld üben! Diese hast du mir erwiesen und auch den andern Knechten. Der Herr wird dir dafür lohnen, wenn du die Menschen stets wie deine Brüder liebst!“ Darauf verschwand der Engel wie das Rot eines Sommermorgens, den Ritter aber durchwehte Gottesfrieden, und es zog ihn in die Burgkapelle, wo er Gott für seine unendliche Gnade dankte. Er gelobte, seinen Untertanen stets ein Vater sein zu wollen, und bis an sein Lebensende hat er dieses Gelöbniß treu gehalten.

1253. Das Goldschiffchen in der Kirche zu Ebersdorf.

Gräße, Bd. I, Nr. 560; poetisch behandelt von Ziehnert, S. 224 ff.

Unter den Reliquien der Kirche zu Ebersdorf,* zu denen auch das Hufeisen des Ritters von Harras gehört (s. Nr. 1108), befindet sich ein Schiffchen von Holz, welches aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt und bei folgender Gelegenheit hier aufgehangen worden ist. Ein gewisser Junker Wolf von Nichtenwalde (?) war ins Gelobte Land gezogen, um dort gegen die Sarazenen zu kämpfen; er hatte alle Gefahren und Anstrengungen des Krieges glücklich überwunden und kehrte jetzt mit Schätzen beladen nach seinem Vaterlande zurück, wo ihn eine liebende Braut erwartete. Siehe, da begab es sich, daß das Schiff, auf dem er nach Venedig segelte, von einem furchtbaren Sturm überfallen ward; keine Geschicklichkeit des seekundigen Kapitäns, noch die übermenschlichen Anstrengungen der Mannschaft vermochten dem Andränge der wütenden Elemente zu widerstehen, und jeder sah dem Untergang des Schiffes in nächster

* Hier wird auch das Glas gezeigt, welches Luther dem Dr. Jonas schenkte und die Inschrift trägt: „Dem lieben Dr. Jonas schenkt Dr. Luther ein schön Glas; Das lehrt sie alle beide sein daß sie zerbrechliche Gläser sein.“ Das Glas ist aber unecht, denn das echte soll sich in Nürnberg oder Halle befinden.

Zeit entgegen. Da sank der sonst so mutige Kreuzfahrer in wilder Verzweiflung in die Knie und gelobte der heiligen Jungfrau zu Ebersdorf, daß, wo sie ihn aus dieser Todesnot befreien und glücklich in sein Ahnenschloß zurückkehren lassen werde, er ihr ein Schiffchen ganz mit gutem Gold gefüllt als Opfer darbringen wolle, und solle er auch sein ganzes Eigentum dabei aufwenden. Und siehe, fast augenblicklich legte sich der Sturm, die Wogen glätteten sich, und ein günstiger Wind trieb das Schiff schnell und glücklich in den sichern Hafen. Der Ritter vergaß aber nach seiner glücklichen Heimkehr sein Gelübde nicht; er ließ von einem geschickten Künstler ein Schiffchen anfertigen, füllte es mit Gold an und hing es zum ewigen Andenken in der Kirche zu Ebersdorf am Altare der heiligen Jungfrau auf. Zwar hat die Richtenwalder Gutsherrschaft nach der Reformation sowohl dieses Gold als alle andern Kostbarkeiten und Nutzungen der Kirche an sich genommen, nachdem sie die Verpflichtung eingegangen war, dieselbe in allen Baulichkeiten zu unterhalten, ja, sollte sie einmal abbrennen, ohne Zutun der Gemeinde und des Kirchenraths aus ihren Mitteln wieder aufzubauen, allein das Schiffchen ist heute noch zu sehen und erinnert uns an jene Zeiten, wo man noch in frommer Einfalt an unmittelbare göttliche Einwirkung auf das menschliche Schicksal glaubte.

1254. Die Bettfahrt nach Ebersdorf.

Gräße, Bd. I, Nr. 559; Ziehnert, S. 447.

In Ebersdorf stand vor alten Zeiten in der noch jetzt auf dem dasigen Kirchhofe stehenden Kapelle ein berühmtes Muttergottesbild. Dasselbe wurde so häufig besucht, daß außer dem Pfarrer noch sechs Kaplane angestellt werden mußten, welche in den sechs um die Kirchhofmauer herumstehenden sogenannten Pfaffenhäusern wohnten. Unzählige Wunder sollen von dem Marienbilde vollbracht worden sein, und man zeigt noch eine Menge Reliquien, z. B. das berühmte Goldschiffchen (vgl. Sage Nr. 1253) und eine Krücke, welche ein durch die Berührung des Marienbildes geheilter Lahmer getragen hat. Diese Krücke ist mit der Jahreszahl 1333 gezeichnet und man liest an ihr die eingeschnittenen Worte: „Kruuk, Du bist mein Ungluck — zu meinem Ungluck hab ich ein schön Kruuk.“

Die zahlreichen Wallfahrten nach Ebersdorf reizten oftmals die Raubfucht der Ritter auf Schellenberg und Lichtenwalde. Unter mehreren Geschichten aber, welche man sich von dem Raubgesindel erzählt, ist folgende besonders meldenswert:

Am Silvestertage des Jahres 1212 unternahmen die Mönche des Zisterzienserordens in Freiberg eine große Betfahrt nach dem Marienbilde zu Ebersdorf, um daselbst Gott für den reichen Bergseggen zu danken. Es war eine strenge Kälte, der Schnee hatte die Wege zugewehet, und die Wasser waren zugefroren. Doch mit freudigem Mute zog die Schar der Betfahrer unter frommen Gesängen rüstig am Schieferbache hin. Da brachen plötzlich aus der dichten Waldung die Räuber von Schellenberg und Lichtenwalde und drangen auf den Zug ein, um die kostbaren Geräte, Fahnen und Kleinode, welche bei einer Betfahrt damaliger Zeit nie fehlen durften, mit Gewalt zu rauben. Augenblicklich geriet der Zug in wilde Verwirrung, und die Mönche flohen mit Jammern und Entsetzen, aber der Schirmvogt, ein tapferer Ritter, warf sich mit seinen Reifigen und Klosterknechten den Räubern entgegen. Es entbrannte ein hitziger Kampf, welcher eine gute Weile währte und zuletzt mit dem Siege der guten Sache endigte. Die Räuber wurden geschlagen und flohen nach dem Flößflusse, hoffend, daß das Eis sie tragen werde. Doch die dünne Eisdecke in der Mitte des Flusses brach, und mehr als die Hälfte der Räuber ertrank in den kalten Fluten. Die übrigen flüchteten das Ufer entlang stromaufwärts und verkrochen sich in eine Fessenschlucht. Als dies die Klosterknechte gewahrten, besetzten sie den Eingang der Schlucht und wollten die Räuber darin mit den Waffen angreifen. Aber ihr Anführer, der Schirmvogt, gebot, sie sollten ihr Blut schonen und die Räuber durch Feuer verderben. Hierauf schlugen die Knechte eine Menge Baumstämme nieder, zündeten sie an und warfen sie in die Schlucht, bis dieselbe zuletzt einem brennenden Ofen glich. So wurden die Räuber von Schellenberg und Lichtenwalde vertilgt, und der Weg für die Betfahrer wenigstens auf einige Zeit sicher. Jene Fessenschlucht aber, worin die Räuber verbrannt wurden, heißt noch heute zum Andenken an jene Begebenheit der Höllengrund.

1255. Die Sage von dem Diebchenstein bei Penig.

Gräße, Bd. I, Nr. 384; Kriegs Geschichte der Stadt Penig, Penig 1838, 8., S. 3 ff.

Vor alten Zeiten hausten Raubritter auf dem bei Penig gelegenen Zinnberg* und Drachfels** (Drachensfels) und machten die dasige Gegend sehr unsicher.

Zinnberg soll anfangs Umizi geheißten haben, schon im 6. Jahrhundert entstanden und der Sitz eines Wendenfürsten gewesen sein. Im 13. Jahrhundert gehörte dieses Zinnberg (Zinneburgk) einer Linie der Burggrafen zu Altenburg zu. Beide Schösser, Zinnberg und Drachensfels, sollen schon im 14. Jahrhundert von den Burggrafen von Leisnig und dem Ritter Heimburg von Waldenburg zerstört worden sein. Nach anderen Angaben, z. B. nach Schumanns sächs. Zeitungs-Vergl. sind jedoch beide Burgen erst im Jahre 1488 verbrannt worden. Auf Zinnbergs Ruinen sah man noch gegen Anfang des 17. Jahrhunderts einen alten Turm stehen, von welchem zurzeit einiges Gemäuer übriggeblieben ist. Bei Zerstörung der unter Penig gelegenen Burg Drachensfels sollen übrigens die Hühner aus derselben über die Mulde auf den gegenüberliegenden Berg geflogen sein, woher der Hühnerberg seinen Namen erhalten habe.

Über die Raubritter auf Zinnberg und Drachensfels und über die Veranlassung zur Zerstörung dieser beiden Burgen geht nun folgende Sage: Zinnberg und Drachensfels waren im Besitz von zwei Brüdern, welche man gewöhnlich die Schachtritter nannte, weil, zur Leistung gegenseitigen Beistandes, ein unterirdischer Gang beide Burgen verband. Der eine dieser Brüder, der Ritter auf dem

* Zinnberg liegt am rechten Muldenufer eine halbe Stunde oberhalb Penig, Thierbach gegenüber. Die Burg war, nach den noch vorhandenen Ruinen zu urteilen, nicht sehr bedeutend. Sie war in den ältesten Zeiten im Besitz der Burggrafen von Altenburg, dann im 15. Jahrhundert der Herren von Kauffungen, später der Burggrafen von Leisnig, zuletzt gehörte sie zur Herrschaft Penig.

** Die Burg Drachfels liegt am rechten Muldenufer, eine halbe Stunde unterhalb Penig. Von derselben sind nur noch die Wälle und wenige Ruinen vorhanden. Gegenwärtig ist das ganze Terrain der ehemaligen Burg, die ebenfalls nicht bedeutend gewesen sein kann, mit dichtem Holze bewachsen.

Drachensfels, war mit Fräulein Elsbeth, der Tochter des Ritters Haimburg zu Waldenburg, verlobt.

Elsbeth erhielt einst heimlich Nachricht, ihr Verlobter betreibe Räuberei. Um sich selbst zu überzeugen, ob diese Kunde wahr oder falsch sei, machte sie sich mit Bewilligung ihres Vaters auf und fuhr, von des Vaters Knappen begleitet, bis an den Felsen, welcher unmittelbar am rechten Muldenufer hart hinter Penig am Fuße des Galgenberges liegt. Hier stieg sie, ihr Gespann stehen lassend, aus dem Wagen und begab sich auf die Burg. Auf dieser herrschte eine tiefe grauenvolle Stille. Düstere Ahnungen durchbebten des Fräuleins Seele: sie schaute sich um, fand Blutspuren auf dem Vorsaale und an der Kamintüre des Ritters Siegelring.*

Noch mehr Blutspuren nebst einem blutriesenden Dolche fand das Fräulein auf dem Zimmer des Ritters, der eben vorher einen Mord begangen und bei dem Ringen mit seinem Schlachtopfer seinen Ring verloren hatte. Elsbeth nahm schauernd den Siegelring mit dem blutigen Dolche und kehrte, ohne bemerkt zu werden, aus der Burg nach ihrem Gespann und mit diesem wieder nach Waldenburg zurück. Der vorstehend beschriebene Fels, wo ihr Gespann gestanden, heißt davon aber heute noch der Liebchenstein.**

Das Fräulein hinterbrachte ihrem Vater die schreckliche Kunde, worauf Ritter Haimburg mehrere Ritter (worunter der Ritter Gerold von Rabenstein) nebst dem Schachtritter zu sich entbieten ließ. Das Mahl war bereitet und die Pokale kreiften nach Ritterart. Aber über dem festlichen Mahle wurden dem Schachtritter plötzlich der Siegelring nebst dem Dolche vorgezeigt; leicht ward er des Mordes überwiesen, von den herbeigerufenen Knappen gefesselt und in Haimburgs Burgverlies geworfen. Letzterer verband sich dann mit noch

* Nach einem andern Berichte fand Elsbeth einen Finger, an welchem der Ring ihres Bräutigams steckte.

** Der Liebchenstein liegt unmittelbar an der Mulde. Früher war er ein sehr sehenswerter Punkt wegen der merkwürdigen Felsbildung. Seit längerer Zeit ist jedoch an demselben ein Steinbruch angelegt worden, und ein bedeutender Teil des Liebchensteins ist bereits verschwunden. Auch fanden sich früher bei dem Liebchenstein mehrere von Menschenhänden ausgehauene Felshöhlen. Diese sind heute ebenfalls verschwunden, da sie bei dem Steinbrechen verschüttet wurden.

mehreren Rittern und brach die beiden Raubritterburgen Zinnberg und Drachensfels. Das Fräulein aber soll bald darauf ihrem Leben aus Verzweiflung selbst ein Ende gemacht haben.

L 1256. Das Hufeisen an der Nikolaikirche zu Leipzig.

Gräße, Bd. I, S. 359, Anm.; nach Ziehnert, S. 174 ff.

Zur Zeit, wo das jetzige Leipzig nur durch einen dunkeln Hain schattiger Linden repräsentiert wurde, wohnte in der Nähe desselben auf hohem Schlosse ein König, der aber schon hochbejahrt war, mit seiner Tochter; am Fuße des Berges lag ein wohlhabendes Dörfchen, und alles Land ringsherum, soweit man schauen konnte, gehörte ihm eigen. Allein so glücklich er hätte sein können, er hatte keine zufriedene Stunde. In der Nähe des Dörfchens hauste nämlich ein greulicher Bindwurm, dem man jeden Tag, um ihn bei Gutem zu erhalten, zwei Schafe vorwarf. Siehe, da waren nach und nach alle Ställe geleert, und man beschloß nun, statt jener ihm täglich ein Menschenopfer zu gewähren. Jedermann mußte losen, reich und arm, alt und jung, beide Geschlechter ohne Ausnahme. Siehe, da traf eines Tags das Los die schöne Königstochter, und schon wollte man sie hinaus dem Drachen entgegenführen, da nahte auf einmal ein schöner Jüngling hoch zu Roß in silbernem Harnisch und kostbarem Waffenschmuck; dieser war der Ritter St. Georg. Der erbot sich, den Drachen zu fällen, und ritt ihm kühn entgegen. Der Drache kam ihm aber schon wutschnaubend in den Weg, um seine Beute zu holen, doch jener stieß ihm die Lanze in die Seite; dies geschah in der Gegend des heutigen Thomaskirchhofes, wo noch jetzt (?) der Ritter im Kampfe mit dem Drachen über der Thür eines Hauses gemalt zu sehen ist. Allein so scharf die Lanze war, das Leben hatte sie dem Ungetüm nicht geraubt; im Gegenteil vor Schmerzen brüllend wälzte es sich, mit seinem furchtbaren Schweife um sich schlagend, dem Dörfchen zu. Der Ritter sprengte immer hinter ihm her, um, wenn die Gelegenheit günstig sei, ihm den Todesstreich beizubringen. Da versagte plötzlich (an der Stelle, wo sich jetzt die Ritterstraße befindet, die von dem Ritter St. Georg ihren Namen hat) sein Roß seine weitem Dienste, denn es hatte ein

Hufeisen verloren und blutete am Hufe. Der Ritter aber spornete es verzweifelt weiter, und so gelang es ihm (in der Gegend des heutigen Georgenhausens, das ebenfalls von ihm seinen Namen erhalten haben soll) dem Drachen wieder nahe zu kommen und ihm mit seinem Schwerte, nachdem er vom Rosse herabgesprungen war, den Leib aufzuschlitzen. Als nun alles vor Freude jauchzte und der König hocherfreut ihm die Gewährung jeder Bitte zusagte, ja ihm selbst seine Krone abtreten wollte, da bat er um nichts, als daß man einen Schmied kommen lassen und seinem Pferde ein anderes Hufeisen aufnageln lassen möge, und als dies geschehen war, zog er von dannen. Der König aber ließ zum immerwährenden Andenken das Hufeisen, welches des Ritters Roß verloren hatte, an eine Linde aufhängen, und als diese bei Erbauung der Stadt gefällt ward, kam es an die Nikolaikirche, wo es noch ist.

Wir haben es hier mit einer Lokalisierung der Georgslegende zu tun. Vgl. übrigens Nr. 956.

1257. Die Funkenburg zu Leipzig.

Gräße, Bd. I, Nr. 418; Edm. v. Felsthal a. a. O., S. 282 ff.

Die Funkenburg, im vorigen Jahrhundert der Lieblingssort der Gofetrinker, war vorzeiten eine stattliche Ritterburg. Lange verlassen, verfallen und öde, nahm endlich ein Geistervolk von ihren Mauern Besitz, trug seine Schätze nach derselben und wachte darüber. Niemand kehrte mehr hier ein, nur in einem Winkel der Burg wohnte ein alter Ritter, still und eingezogen, von dem man nicht wußte, ob sie ihm gehöre oder ob er sich hier angesiedelt habe.

Einst ward ein Fürst aus Thüringen vom Unwetter genötigt, auf dieser Burg eine Zuflucht zu suchen. Der alte Ritter empfing ihn, machte ihn aber mit den Geheimnissen seines Aufenthaltes bekannt und riet ihm, sich anderwärts ein bequemerer Nachtlager zu suchen; doch der Fremde schützte Müdigkeit vor, behauptete, sich nicht vor Burggeistern zu fürchten, so daß jener nachgab und auf ausdrückliches Verlangen ihm sein Lager im großen Burgsaale, welchen der Sage nach die Geister des Schlosses bewohnten, bereitete.

Der Prinz begab sich zur Ruhe. Doch beim Schläge der Mitternachtsglocke erwachte er. Er richtete sich empor. Die Lichter

waren abgebrannt und flackerten nur noch wenig; der Mond fiel durch die Fenster Scheiben in den Saal, er konnte jeden Gegenstand erkennen.

Die Glockenschläge verhallten. Da erhob sich ein Wehen und Sausen, das in Gepolter überging; beim Kamine regte es sich; jetzt stürzten allmählich ein Bein, ein Arm, ein Kopf und Leib herab, rollten weit im Gemach umher und bildeten sich zu einer vollkommenen Menschengestalt aus, die dann im Saale umherging. Von neuem knisterte und knackerte es; unzählige menschliche Gliedmaßen polterten aus dem Kamine herab und fügten sich zu Gestalten zusammen, bis auf einmal der Saal gefüllt war. Nicht ohne Angst stand der Gast von seinem Ruhelager auf, um zu sehen, was noch kommen werde, und blickte stumm auf die wunderbaren Erscheinungen hin. Als bald bildete sich eine große Tafel inmitten des Gemachs, goldene Weingefäße, prachtvolle Pokale und Leuchter, nebst kostbaren Gerichten erschienen in einem Augenblicke darauf, und nachdem alles geordnet war, nahete einer aus der Gesellschaft und lud den Fremden ein, teilzunehmen an dem festlichen Mahle. Mit Grauen folgte er der Einladung, ergriff den dargebotenen Becher, um zu trinken, und stellte ihn zitternd wieder auf die Tafel hin. Das Entsetzen überlief ihn, er schlug ein Kreuz und rief den Namen Jesu, und plötzlich verlöschten die Lichter, es wurde dunkel und still im Saale, die ganze nächtliche Tafelgesellschaft war verschwunden. Bei Tagesanbruch stand aber die Festtafel noch im Saale mit allen ihren kostbaren Pokalen, Bechern und Tellern. Der Thüringer erkaufte die Burg, gelangte in den Besitz aller übrigen Schätze der Geister und hauste lange glücklich auf der Funkenburg.

1258. Der Totenborn zu Leisnig.

Gräße, Bd. I, Nr. 396; J. Kamprad, Leisnigker Chronika, S. 29; poet. beh. bei Segnig, Bd. II, S. 129.

In der Vorstadt Neusorge zu Leisnig befindet sich ein schöner Quell, der heißt der Totenborn, und zwar aus folgendem Grunde. Vor langen Jahren hat sich in seiner Nähe eine vornehme Prinzessin aufgehalten, welche eine Liebschaft mit einem Prinzen gehabt hat. Die hat sich bisweilen an diesen Brunnen begeben, wo damals

noch viel Gehölz und Wald war. So haben sich beide einmal eine gewisse Zeit bestimmt, hier zusammenzutreffen; die Prinzessin hält ihre Zeit auch, es kommt aber kein Prinz. Da nun die Stunde verstrichen ist, meint sie, längeres Warten sei vergeblich; sollte sich ihr Geliebter aber ja noch einstellen, so läßt sie ihren am Brunnen ausgebreiteten Mantel zum Wahrzeichen, daß sie da gewesen, zurück. Nun geschieht es aber, daß sich der Prinz doch noch einfindet, er findet den Mantel und auf diesem einen jungen Löwen liegen. Der Prinz erkennt den Mantel und glaubt, der alte Löwe habe die Prinzessin getötet, ersticht sich deshalb mit seinem Dolche. Als man nun hier den Ermordeten findet, begibt sich die Prinzessin ebenfalls dahin, nimmt den Dolch, der noch in seiner Brust steckt, und gibt sich damit den Tod, und davon heißt der Brunnen noch jetzt der Totenborn.*

1259. Miescos Eide (Sage von der Burg Siebeneichen M bei Meißen).

„Bunte Bilder aus dem Sachsenlande“, Bd. I, S. 37 ff., nach einer alten säch. Zeitschrift.

Im zehnten Jahrhundert, als das Eroberungsschwert Heinrichs des Finklers Christentum und deutsche Gesittung in die Sorbengau zu beiden Seiten der Elbe führte und der Gewaltige das alte, fast tausendjährige Meißen gründete, hauste auf dem Schlosse, welches wir unter dem Namen „Siebeneichen“ (bei Meißen) kennen, ein reichbegütertes sorbisches Geschlecht. Es war dem großen Kaiser befreundet, hatte für ihn siegreich gegen die Ungarn und Wenden gefochten und seinen Dank verdient.

Kaiser Heinrich sprach einst bei dem Burgherrn Wratislav, dem Besitzer des Schlosses, ein, und dieser, erfreut über eine solche Gunst, stellte ihm seine sechs Söhne vor und bat ihn, daß er auch sie seines Dienstes würdigen möge. Heinrich freute sich der schönen, kräftigen Jünglinge und fragte den Vater, ob er keinen Sohn weiter habe. Da verstummte dieser und wollte nicht mit der Ant-

* Hier dient die Erzählung Ovids von Pyramus und Thisbe offenbar zur Erklärung des Brunnennamens.

wort heraus. Als aber der Kaiser freundlich in ihn drang, gestand er, daß sein ältester Sohn, Miesco, erbittert über den siegreichen Fortgang der deutschen Waffen und über die Anhänglichkeit der Seinen an den Kaiser, schon seit länger als Jahresfrist aus der väterlichen Burg entwichen sei und sich den slavischen Volksstämmen beigelegt habe, mit denen der Kaiser im Kriege lebte.

Heinrich hörte ihn teilnehmend an und suchte ihn zu trösten. „Die Treue des Vaters,“ sagte er, „kann nicht durch den Verrat eines entarteten Sohnes getrübt werden. Noch bleiben euch sechs Söhne, Eichen deutscher Ritterschaft. Glaubt mir, sie werden herrlich fortgrünen im Laufe der Jahrhunderte und stolz hinausblicken in ferne Zeiten.“ Hierauf gebot er den sechs Jünglingen, ihm in den Schloßgarten zu folgen. Dort ließ er jeden der Brüder einen jungen Eichbaum pflanzen und wünschte, daß ihr Geschlecht wachsen und gedeihen möge wie diese Bäume. Dann ließ er sie niederknien, erteilte ihnen den Ritterschlag und nannte sie Herren von Sechseichen.

Leider traten nur zu bald Unfälle ein, die des Kaisers frohe Hoffnungen für das Gedeihen des Geschlechts zu zertrümmern suchten. Die slavischen Stämme sammelten ihre letzte Kraft, um ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit gegen den deutschen Einfluß zu behaupten. Der alte Wratislav zog ihnen mit seinen sechs Söhnen mutig entgegen und half sie zu wiederholten Malen zurücktreiben. Aber immer stellte sich ihnen da, wo sie eben fochten, ein vom Kopfe bis zum Fuße gepanzerter Ritter entgegen, der, wie mit übermenschlicher Kraft begabt, sich durch Freund und Feind zu ihnen vorkämpfte und nicht eher ruhte, als bis einer der jungen Helden von „Sechseichen“ seinem Schwerte erlegen war.

Mehrere Gemehel dieser Art fanden statt, ehe die Slaven das meißnische Gebiet räumten oder sich unterwarfen. In jedem derselben blieben die Deutschen Sieger, aber in jedem deckte auch ein Sechseichen, erschlagen von dem gewaltigen Arme des unheimlichen Helden, den Wahlplatz.

So war nach wenigen Monaten von den herrlichen sechs Jünglingen, den Lieblingsrittern des großen Kaisers, nur noch der jüngste, Boleslav, am Leben, und während die sechs Eichen im Burggarten lustig fortgrüneten, moderten fünf ihrer Pfleger bereits in der Gruft.

Der alte Bratislav konnte von so schwerer Trauer nie mehr genesen. Mehr noch als der Verlust der geliebten Söhne schien ihn ein anderer tief geheimer Gedanke zu quälen, dem er nur, wenn er sich unbelauscht glaubte, nachzuhängen wagte, und er erschrak über jede Andeutung, die ein fremdes Mitwissen ahnen ließ. Er nahm diesen Gedanken mit in das Grab, das ihn nach wenigen Monden mit den gefallenen Helden wieder vereinigte.

Boleslav war nunmehr als der Letzte seines Stammes zu betrachten; denn der entflohene erstgeborene Bruder, der nicht einmal teilhatte an dem jetzigen Namen des Geschlechtes, der geächtet als Verräter sich nie zurückwagen durfte, wenn er nicht anders schon im ungleichen Kampfe gefallen war, konnte nicht mehr in Rede kommen. Als rechtmäßiger Erbe nahm Boleslav Besitz von der Burg und den reichen Gütern, die mit ihr zusammenhingen, und waltete als ein treuer Vasall seines Kaisers, als ein milder und gerechter Herr über seine Untertanen.

Jahre waren verstrichen. Da wurde dem Schloßherrn eines Tages ein Fremdling gemeldet, der mit ihm in wichtigen Angelegenheiten zu sprechen habe. Als der starke, sonnengebräunte und in seinem Antlitze durch tiefe Narben entstellte Fremde vor Boleslav geführt wurde, gab er sich diesem als der verschollene Bruder Miesco zu erkennen.

Boleslav zögerte, den wilden Gesellen willkommen zu lassen; als dieser aber mit herzlichen Worten bat, das Vergangene zu vergessen, und versprach, keinerlei Ansprüche auf das väterliche Erbe zu erheben, da gewährte ihm der jüngere Bruder die Bitte, ihn mit seinen beiden Söhnen Tugumir und Stomef und einer Handvoll treuer Diener in den Schutz der Burg aufzunehmen.

Wie erstaunte jedoch der arglose Boleslav, als nun die Zugbrücke niedergelassen wurde und Miesco mit seinen Söhnen an der Spitze einer stattlichen Reiterschar seinen Einzug hielt. Trotzig sahen sich die einreitenden Sorben im Burghofe um, und auch Miesco hatte jetzt seine vorige bescheidene Freundlichkeit abgelegt und trat dem Bruder, der ihn grüßend empfing, recht hochmütig entgegen.

Aber noch ahnte Boleslav nicht die wahre Gesinnung des Bruders. Er führte ihn in den Burggarten. Dort blieb er mit andächtigem Ernste vor den sechs jungen Eichen stehen, die schön und kräftig emporstrebten.

„Was soll das elende Gestrüpp?“ fragte Miesco wegwerfend und zeigte nicht übel Lust, die jungen Bäume durch einige kräftige Fußtritte zu zerknicken. Aber Boleslav hielt ihn ängstlich zurück und erzählte ihm, in welcher wichtiger Beziehung zu ihm und zu seinem Hause diese Bäume stünden.

Da lächelte Miesco boshaft: „Und für den abwesenden Bruder hat niemand einen Baum gepflanzt? Ich sehe ihrer nur sechs. Und auch dem Namen nach bin ich ausgeschlossen?“

„Du hattest uns aufgegeben, nicht wir dich!“ entgegnete Boleslav begütigend.

„Nicht wahr,“ fuhr Miesco fort, „ich hätte, wie ihr, mich gegen unser Volk und unsere Götter verschwören sollen? Ich mag kein Sklave dieser Deutschen sein, die ich hasse, wie alles, was sich knechtisch an sie hängt. Ich frage dich, Boleslav, warum ist für mich kein Baum gepflanzt worden?“

Boleslav, vor des Bruders hämischer Miene erschreckend, zuckte die Achsel.

„So wirst du hoffentlich gestatten,“ fügte jener drohend hinzu, „daß ich, der alleinige und rechtmäßige Erbe dieses Bodens, der erstgeborene Träger des neuen Geschlechts, mir jetzt auch meinen Baum hierher neben die andern pflanze, und zwar obenan, wie sich's gebührt?“

„Gern, Bruder; seit wir uns versöhnt haben, gebührt auch dir eine Stelle im Familienheiligtume.“ „Also nur durch deine Versöhnung bin ich dieser Ehre teilhaftig geworden?“ lachte Miesco bitter. „Nun, ich hoffe, du wirst in deiner Güte noch weiter gehen und wirst gestatten, daß der neubackene Name ‚Sechseichen‘, da ich jetzt wieder zur Familie gehöre, fortan in den passenderen Namen ‚Siebeneichen‘ verwandelt werde.“

„Der Name kam vom Kaiser und kann nur mit seiner Bewilligung geändert werden,“ warf Boleslav ruhig, aber fest hin. „In diesem Punkte habe ich nichts zu gewähren.“

„Aber ich habe in diesem Punkte zu fordern!“ höhnte Miesco. „Ich bin ein Feind dieses stolzen Sachsen und seiner Deutschen, die unsere Altäre stürzten und uns in Ketten schlugen, und werde es ewig bleiben. Von ihm will ich keine Gnade; aber ich fordere mein gutes Recht, mein väterliches Erbe, und rate dir, meiner Forderung dich zu fügen.“

Boleslav schwieg, betroffen über diese Sprache. Miesco aber riß mit seiner gewaltigen Faust aus dem Dickicht des Burggartens einen jungen Eichbaum und pflanzte ihn zu den Bäumchen seiner Brüder. „So nun ist es getan,“ sagte er, „und Burg und Geschlecht heißen künftig Siebeneichen.“

„Nicht ohne Bewilligung des Kaisers, unseres Herrn!“ rief Boleslav, den endlich der Zorn übermannte. „Ich bin der Herr dieses Bodens und nehme nur vom Kaiser Geſetze an.“

„Du, der Herr dieses Bodens?“ lachte Miesco. „Entsinne dich, daß ich der Erstgeborene bin, daß diese Burg mir gehört. Du bist mein Gast, den ich nur dulden werde, solange er in mir den Herrn und Gebieter anerkennt. Wo nicht, so jage ich dich hinaus.“

„So versuch es; denn ich halte dich nicht für den Herrn des Bodens, sondern für einen Verräter und Räuber!“ rief Boleslav, sein Schwert ziehend. Miesco, der darauf gewartet zu haben schien, folgte schnell seinem Beispiele und beide fielen einander wutentbrannt an.

Die Brüder fochten eine Weile mit gleichem Glück; denn Miescos überwiegende Kraft konnte über Boleslavs größere Gewandtheit keinen Vorteil erringen. Endlich ermattete der letztere, wich einige Schritte zurück, und Miescos Schwert traf ihn in dem Augenblicke, als sein Fuß an dem neugepflanzten siebenten Baume strauchelte.

Tödtlich verwundet sank er zu Boden, wollte aber noch im Tode dem Bruder die Hand zur Versöhnung bieten. Als er jedoch in dessen Zügen nur kalte Blutgier und hämische Siegesfreude gewahrte, da umfaßte er den Stamm von Miescos junger Eiche, und die andere Hand drohend gegen den Mörder erhebend, sprach er: „Höre mich, Miesco! Der Mund des Sterbenden spricht Wahrheit. Nicht lange wirst du die Früchte deines Verrates genießen. Dieser Baum, den du voll Hohn pflanztest und den jetzt das Herzblut deines Bruders beneßt, wird dir zum Untergange wachsen und deinem ganzen kommenden Geschlechte zum forterbenden Fluch werden. Er wird aufsprossen, dir und deinen Enkeln zum Fluche; die Schmach deines Hauses wirst du an ihm großziehen, und nicht eher wird dieser Fluch enden, als bis der Letzte deines Geschlechts voll Elend und zerknirschter Reue das unselige Holz dieser Eiche durch

ein frommes, schwer errungenes Werk heiligt und in tiefer Buße die Frevel des Ahnherrn sühnt!“

Boleslav hörte nicht mehr das schallende Gelächter des Bruders; die erstarrende Faust ließ den Baum los, und er sank zurück. Der letzte Ritter von Sechseichen lag tot unter den Zweigen des verhängnisvollen Baumes.

Miesco eilte indes zu den Seinen, die bei dem Zweikampfe der Brüder auch ihrerseits über die Diener des Burgherrn hergefallen waren und durch ihre Überzahl schnell den Sieg davontrugen. Boleslavs Fall besiegelte den Untergang der Deutschen. Was dem Schwerte der Sorben entrann, wurde unter Spott und Hohn zur Burg hinausgestoßen. Miesco war nunmehr Herr derselben, die er jetzt „Siebeneichen“ nannte.

Aber bald wirkte der Fluch des Bruders. Der neue Burgherr nebst seinen beiden Söhnen hauste übel in der Umgegend, so daß endlich die gängstigten und erbitterten Bauern im Bunde mit einigen Edelleuten die Burg zur Nachtzeit überfielen und das Raubnest zerstörten. Tugumir und Stomef entkamen, Miesco aber ward von der rachschnaubenden Menge an die von ihm gepflanzte Eiche gebunden und mit Armbrustschüssen langsam zu Tode gemartert. —

Seine Söhne nahmen später an dem Gastmahl teil, das Markgraf Gero den slavischen Edlen auf der Burg Meißen gab, wobei er sie aber alle töten ließ. (Vgl. Nr. 934.) Nur Stomef entkam dem Gemehel, ertrank aber auf der Flucht in der Elbe.

Wohl fünfzig Jahre waren darüber vergangen. Da erschien ein an Krücken schwankender Bettler in den Trümmern des Schlosses Siebeneichen. In seinem leinenen Schulterjack trug er einen kleinen Schatz von Gold- und Silbermünzen, die er auf langer Wüßerfahrt gesammelt hatte. Er hatte Steinmengen bestellt und befahl ihnen, mit diesem Gelde eine Kapelle zu bauen, zu dessen Hauptgebälke er von den Bauleuten einen alten Eichenstamm — es war Miescos Eiche — fällen ließ. Als nach einigen Monaten der Bau vollendet war, ließ sich der müde Pilger hier als Einsiedler nieder, und die ganze Umgebung kam zu der neuen Kapelle, um den erhebenden Worten des Bruder Martin zu lauschen.

Erst nach seinem Tode erfuhr man aus hinterlassenen Aufzeichnungen, daß der Klausner Thimo, ein Sohn Tugumirs, gewesen war. Er hatte den Fluch, der auf des Ahnherrn Eiche ruhte, ge-

löst; mit ihm starb der Letzte seines Stammes. Die Martinskirche aber schaute zum Troste frommer Seelen durch die Jahrhunderte ins Land hinaus. (Vgl. aber auch Nr. 1146.)

1260. Der Katharinenstein bei Lauenstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 240; Ziehnert, S. 432; poetisch behandelt von Segniß, Bd. II, S. 123 ff.

Um das Jahr 1651 ward Agnes Katharina von Büнау, geborene von Ponikau, Besitzerin von Lauenstein, nachdem ihr Gemahl auf einer Reise nach Mainz gestorben war. Da sie aber bei seinem Tode in anderen Umständen war, so genas sie drei Monate nachher von einem Knäblein, welches sie um so mehr liebte, als es gewissermaßen das letzte Liebespfand ihres geliebten Verstorbenen war. Einst lustwandelte sie mit der Wärterin des Kindes, welches jetzt über zwei Jahre alt war, auf einem Hügel in der Nähe des Schlosses, der jetzt der Pavillon genannt wird, und weil dasselbe sanft eingeschlafen war, so befahl sie jener, es auf den Rasen zu legen, indem sie mit ihr Blumen zu einem Kranze sammeln wollte, um damit das aufgewachte Knäbchen zu schmücken. Leider aber entfernten sie sich bei diesem Geschäfte allzuweit von dem Kinde, und diese Gelegenheit erspähte ein gewaltiger Raubvogel, der schon lange in dem nahe gelegenen Forste auf Beute gelauert hatte; er stieß herab, packte das schlummernde Kind mit seinen Fängen und entführte es mit sich in die Lüfte. Da ihn jedoch die Schwere des Kindes beim Fluge zu behindern schien, so flog er nur ziemlich langsam nach den jenseits des Schlosses gelegenen Felsklüften und war schon über dem hohen und felsigen Hügel, der sich im oberen Teile des unmittelbar vor dem Schlosse liegenden Städtchens Lauenstein erhebt, angelangt, als plötzlich ein Schuß fiel, den ein aus dem nahen Forste kommender Jäger, welcher den Vorgang gesehen, mit sicherer Hand entsendet hatte. Der Vogel stürzte herab, und die herbegeeilte Wärterin konnte das Kind, welches, von den Krallen des Tieres gehalten, lebend mit herabkam, der verzweifelten Mutter zurückgeben. Zum Andenken an diese wunderbare Rettung ließ diese aber auf dem Hügel, wo der Vogel tot herabgestürzt war, einen Turm erbauen und später auch eine Glocke darin aufhängen.

Zwar ist jener jetzt zur Ruine geworden und die Glocke in den Turm der Lauensteiner Kirche gekommen, allein der Hügel heißt noch bis auf diese Stunde der Katharinenstein.

1261. Die Sage von der Mordgrundbrücke.

Gräße, Bd. I, Nr. 156.

Auf der Königlichen Bibliothek zu Dresden befindet sich eine Handschrift (S. G. Nr. 138b, 4.) aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts, welche über die Entstehung und Benennung des sogenannten Mordgrundes zwischen Dresden und dem Dorfe Loschwitz folgende Sage aus einem alten bei einem Winzer der Loschwitzer Gegend vorgefundenen, fast unleserlichen Geschichtsbuche berichtet.* Gegen Ende des 13. Jahrhunderts, als Markgraf Friedrich der Kleine die Stadt Dresden noch sein nannte, blühten in dieser Gegend die Geschlechter von Clohmen und von Birken; sie besaßen nicht bloß Ritterburgen in den nahe gelegenen gebirgigen Gegenden, sondern auch Häuser in der Stadt und Besitzungen auf den Bergen in der vorgenannten Flur zwischen Loschwitz und Dresden. Beide Geschlechter waren sowohl mit ihren übrigen Gütern in der Gebirgsgegend als in der Loschwitzer Flur Grenznachbarn, und nur der dortige tiefe Grund trennte sie voneinander, indem die von Clohmen die nach ihrem Besitzer sogenannten Seebeschen und die von Birken die dormalen zu dem Baron Müllerschen Grundstück gehörigen Fluren besaßen. Der alte reiche Hans von Clohmen war Witwer und besaß nur ein einziges 19jähriges Töchterlein von wunderbarer Schönheit, Elsbeth geheißt. Sein Nachbar Benno von Birken, ein schöner Mann, war eben erst aus fernen Landen zurückgekehrt, wo er sich durch seine Tapferkeit den Namen des Kühnen erworben hatte. Kaum hatte er seine schöne Nachbarin gesehen, so liebte er sie auch und hielt bei ihrem Vater um ihre

* Aus diesem Manuskripte scheint die Sage von Ad. v. Schaden, Katerprung von Berlin über Leipzig nach Dresden. Dessau 1821, 8^o, S. 14 ff., ausgezogen worden zu sein (s. a. Hasche, Dipl. Gesch. v. Dresden, V. b, S. 91 ff.). Das Ganze erscheint als Fantaſiegebilde irgend eines Romanschreibers nach dem Vorbilde der Spieß und Kramer. Es steht hier gewissermaßen als Beispiel einer „unechten“ Sage.

Hand an, die ihm auch ohne weiteres mit der Bedingung gewährt ward, daß sich das Fräulein vorerst ein Jahr am Hofe Friedrichs aufhalten und dort ausbilden solle. Natürlich folgte ihr ihr Bräutigam, und da derselbe an dem prunkliebenden Hofe des Fürsten fast täglich Gelegenheit fand, mit ihr zusammenzukommen, so lernte sich das junge Paar bald so lieben, daß ihnen das Jahr zu einem Jahrzehent ward. Indes hatte im Jahre 1289 Friedrich der Kleine Dresden und die umliegenden Gegenden an den böhmischen König Wenzel, später sogar an Friedrich Tutta verkauft, von dem er zwar dasselbe zurückerbte (1291), sich aber doch wieder von Wenzel (1294) mit diesen Ländern belehnen ließ. Da jedoch die Herzen der Dresdner immer noch an ihrem rechtmäßigen Landesherrn hingen, so konnte Wenzel selbst noch 1299, wo es zum Kriege kam, nie recht zum wirklichen Besitz des erkauften Landes gelangen; er dachte also auf Mittel, sich die Gemüther der Mächtigen und Reichen zu gewinnen, und sendete einen gewissen Grafen Lodomar Rinsky nach Dresden, der durch Verheißung von Gütern und Ehrenstellen den Adel auf seine Seite bringen sollte. Gelang ihm dies unter andern auch bei Hans von Clohmen, so blieb der von Birken dafür mit desto größerer Treue seinem alten Herrn zugetan. Da nun aber der böhmische Graf, der noch unbeweibt war, die Hoffnung hegte, daß er als Schwiegersohn eines der mächtigsten Ritter im Sachsenland desto besser für König Wenzel wirken könne, so bat er um die Hand der schönen Elsbeth von Clohmen und erhielt sie auch sofort zugesagt, und als ihr Bräutigam ihren Vater an sein gegebenes Wort mahnte, so erklärte dieser, er halte sich deselben für entbunden, weil nur ein Freund König Wenzels seine Tochter zum Altare führen solle. Indes fanden die Liebenden noch einmal Gelegenheit, sich zu sehen und sich ewige Treue zu schwören. Der Ritter von Birken hatte unterdes seine Besizung an der Elbe bezogen und schickte täglich seinen alten Diener auf Kundschaft aus, um zu erpähen, was bei seinem Nachbar vorgehe, konnte aber fast nichts erfahren. Mitten in einer stürmischen Nacht erstieg er einft, von einer unerklärlichen Angst getrieben, die Höhe des Waldes und sah das Schloß seines Feindes hell erleuchtet, hörte auch Trompeten- und Paukenschall in einzelnen Abzügen erklingen. Ohne sich zu besinnen, stieg er den tiefen Grund herab und erklimmte die steile Anhöhe jenseits, sowie die hohe das Clohmensche Schloß umgebende Mauer, nachdem er

zuvor mit seinem Schwerte alle Hindernisse des dicken Gestrüppes beseitigt hatte. Siehe, wie er noch sinnend da stand, was er nun weiter beginnen solle, da öffnete sich ein Pförtchen, und seine Elsbeth, weißgekleidet wie ein Engel, stürzte in seine Arme. Schnell entschlossen nahm er die holde Bürde auf seine Arme, stieg mit ihr über die Mauer und den Berg hinab, mußte aber im Grunde vor Anstrengung ermattet eine kurze Zeit rasten. Währenddem erzählte ihm seine Elsbeth, wie sie ans Altar geschleppt und mit dem ungeliebten Böhmen trotz ihres laut ausgesprochenen Nein vermählt worden sei, und darauf sogleich den Entschluß gefaßt habe, bei der ersten günstigen Gelegenheit zu entfliehen. Wild tobte der Sturm, sie hatten den Weg verfehlt, und Jackelschein verkündete die Suchenden von allen Seiten; da gaben sich beide das Versprechen, daß nur der Tod sie trennen, und Elsbeth, ehe sie sich zu dem ihr aufgedrungenen Gemahle zurückschleppen ließe, sich mit dem Dolche, den sie bei sich trug, selbst den Tod geben wolle. Da stand plötzlich Graf Lodomar vor ihnen und sprach: „Wer wagt es, sich an meinem Eigentum zu vergreifen?“ Benno aber erwiderte hohnlachend: „So wenig dieses Land je das Eigentum deines Königs werden wird, ebensowenig wirst du diese Jungfrau je dein nennen!“ Mit diesen Worten drang er wütend auf den Böhmen ein, der notgedrungen sein Schwert zog, aber nach kurzer Verteidigung tödlich verwundet zu Boden sank. Da rief die Jungfrau: „Heil dir, du hast keinen Mord begangen, sondern nur dein Vaterland von einem fremden Wüterich befreit; laß uns aber jetzt eilen, die Reise in ein Land anzutreten, wo uns keine Verfolgung mehr drohen kann, von deiner Hand, mein Benno, will ich sterben.“ Mit diesen Worten reichte Elsbeth dem Ritter den scharfen Dolch, er setzte die Spitze desselben auf die Brust des geliebten Mädchens; doch seine Hand zitterte; da erfaßte die schöne Schwärmerin mit beiden Händen krampfhaft Bennos Hand und stieß sich den Dolch tief in ihre reine Brust. Sie schwankte, doch hatte sie noch so viel Kraft, den Stahl aus der blutenden Wunde zu ziehen, und matt lächelnd reichte sie denselben ihrem Benno mit den Worten: „Es hat nicht geschmerzt, hier, mein Geliebter, nimm ihn und folge mir.“ Ungestimt durchbohrte sich nun auch Benno und sank sterbend auf sie hin, und so hauchten sie Arm in Arm ihr Leben aus. Auf dieser Stelle nun, wo sie geendet hatten, wurden sie auf Befehl Clohmens, der jetzt

seine Härte tief bereute, beerdigt, der Leichnam Lodomars auf seine Güter nach Böhmen geführt und von dieser Stunde an die Felsen-
schlucht, wo sich diese traurige Begebenheit ereignet hatte, der Mord-
grund genannt. In jener alten Schrift war die Stelle, wo der
Mord geschehen war, so genau angegeben, daß derjenige, welcher
diese Sage abgeschrieben hatte, dieselbe leicht wiederfand, und für die
Nachwelt sie durch folgende in einen Baum, der freilich jetzt nicht
mehr aufzufinden sein dürfte, eingeschnittene Worte, wie er sagt,
bezeichnete:

Verzint laßt uns sterben, es schließt ein Grab uns ein,
Wir werden noch verbunden in bessern Welten sein.

1262. Die Zerstörung von Helfenstein.

Gräße, Bd. I, Nr. 207; Deutsches Nationalmuseum, 1884, Stef. XI, poetisch
beh. v. Segnitz, Bd. I, S. 342 ff.

Wenn man bei Tolkwitz in der Nähe von Pillnitz über die
Elbe setzt, so kommt man in das Dorf Niederpoyritz und wendet
sich dann rechts den Grund hinauf nach dem Rittergute Helfenberg,
in dessen Nähe auf einem Hügel die Ruinen der alten Burg Helfen-
stein, die auch Rothfels (von ihren ehemaligen Besitzern den Dehn-
Rothfelsern) oder die Hilfenburg hieß, liegen, die früher unter dem
Volke den wendischen Spottnamen Barbaritz, die Burg des Weiber-
kerls (Barbar) führte, weil die Schloßherren wegen Entführung von
Wendenmädchen berüchtigt waren. Wann die Zerstörung dieser
Burg fällt, weiß man nicht, als Ursache derselben aber erzählt man
folgende Begebenheit. Der letzte Besitzer der alten Burg hat eines
Tags als Vasall von seinem Lehnsherrn den Befehl erhalten, mit
in den Krieg zu ziehen, und also schweren Herzens von seiner jungen
wunderschönen Gemahlin davonziehen müssen, seinem Bruder aber,
der in der Nähe eine andere Burg besaß, sein Schloß und Habe,
natürlich auch seine Gemahlin zur Beschützung empfohlen. Dieser
ist aber ein böser Ritter gewesen, der allen Lastern gefrönt hat,
und der schlimmsten Raubritter einer im Lande; der ist gar oft in
die Burg seines Bruders geritten und hat die schöne Schwägerin
so lange getröstet, bis er sich sterblich in sie verliebt hat, hat auch
weder seiner Verpflichtung gegen den entfernten Bruder, noch der
Achtung, die er seiner frommen Schwägerin schuldig war, gedacht,

sondern derselben frech seine Liebe entdeckt und verlangt, sie solle ihm zu Willen und ihrem Gatten untreu sein. Die hat ihn aber kurz abgewiesen und gedroht, es ihrem Manne, wenn er heimgekehrt sei, zu entdecken. Da hat er ihr die erdichtete Mär vom Tode ihres geliebten Gatten in ferner Schlacht zugehen lassen und nach einiger Zeit seine schändlichen Anträge erneuert, ist aber abermals zurückgewiesen worden, und es hat ihm die fromme Burgfrau für immer den Besuch von Helfenstein untersagt. Unter schweren Drohungen ist er davongeritten; allein nicht lange hat es gedauert, da hat er eine furchtbare Gewitternacht benutzt, ist mit seinen Raubgesellen unbemerkt gen Helfenstein gezogen und hat die Burg erstiegen und, nachdem die wenigen Getreuen, die sich zur Wehre gesetzt, gefallen waren, seine Schwägerin trotz ihres Sträubens ergriffen, sie mit aufs Roß genommen und ist eilig davongejagt; diese aber, weil sie keine Hilfe und Rettung mehr gehofft, hat die Gelegenheit ersehen und ist in der Nähe eines bei Helfenstein gelegenen Brunnens vom Roße heruntergeglitten und eilig entflohen; wie sie sich aber umgeschaut und jenen ihr schon so nahe gesehen, daß kein Entkommen mehr möglich gewesen, hat sie ihre Seele dem Herrn befohlen und sich in den Brunnen gestürzt. Der böse Schwager aber, wütend, daß sein Bubenstück mißlungen, und den Zorn seines Bruders fürchtend, ist umgekehrt und hat das Schloß von seinen Raubgesellen in Brand stecken lassen, dann aber ist er, wie von den Furien der Rache gejagt, davongeritten. Weit leuchtete aber die Brandfackel in die umliegenden Täler hinein, und auch ein Trupp Reifige, der seines Wegs zog, gewahrte sie; das waren der Herr von Helfenstein und seine Mannen, die heim aus fernen Kämpfen zogen. Sie jagten wohl, was die Pferde laufen mochten, allein sie kamen doch erst an den Toren an, als alles zerstört und bis auf wenige Mauern niedergebrannt war, und ein alter verwundet zurückgebliebener Knappe berichtete seinem Herrn die schreckliche Kunde. Da hat dieser Schwert und Schild abgelegt und ist in ein Kloster gegangen, für die Seele seiner treuen Gattin zu beten; sein schändlicher Bruder aber hat nirgends im Lande Schutz finden können, sondern die Strafe hat ihn bald ereilt, und er hat mit seinen Genossen seine Untat auf dem Rade büßen müssen.

1263. Der Nonnenstein bei Weißig.

Gräbe, Bd. I, Nr. 190; Süssle, Historie d. Städtchens Königstein, S. 220; Lothar, Volksmärchen, Leipzig 1820, S. 57; poetisch beh. von Nicolai a. a. D. S. 9 ff.

In der Nähe des Dorfes Weißig befindet sich gegen Abend, der Bastel gegenüber, der sogenannte Nonnenstein, der sich wie ein vierseitiger, mehrere Etagen hoher Turm, ohne Dach gerade in die Höhe erhebt und sich durch diese sonderbare Gestalt von allen übrigen Felsenhöhen unterscheidet. Er soll seinen Namen davon haben, daß da, wo oben auf seinem Gipfel eine Höhlung, einer Schale oder einer Schüssel ähnlich, anzutreffen ist, vor langen Jahren eine Nonne an einem ästigen angefüllten Baume täglich diesen Felsen bestiegen und hier ihr Gebet verrichtet habe. Noch 1691 soll ein alter Mönch ebendahin gewallfahrt sein, und das Volk erzählt sich nun, dieser und die Nonne seien ursprünglich ein paar Liebende gewesen, aber durch die Eifersucht des Jünglings getrennt worden, worauf beide in zwei nahe gelegene, nur durch die Elbe getrennte Klöster gegangen wären; und jeden Morgen habe nun die Nonne den nach ihr genannten Felsen bestiegen und sehnsüchtig nach einem andern gegenüberliegenden Felsen, den deshalb so genannten Mönchsstein, geblickt, weil sie gewiß gewesen, dort ihren früheren Geliebten aus gleicher Ursache zu erblicken. Von beiden Klöstern ist nur noch weniges Gestein übrig, aber noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zeigte man die Zelle des Mönchs in den Ruinen.*

* Ziehnert, S. 234 ff., erzählt die Sage anders. Nach ihm ist eine Nonne, welche, nachdem sie den Klosterpförtner vergiftet hatte, mit einem Ritter aus ihrem Kloster in Böhmen entflohen war, von jenem aber, als sie sich ihm hingeeben hatte, schändlich verlassen wurde, zum Tode erschöpft zu einem Greise nach Weißig gekommen und hat um kurze Aufnahme gebeten. Hier hat sie einen Traum gehabt, worin ihr der Nonnenstein mit der daran liegenden umgebrochenen Eiche von einem Engel gezeigt und befohlen ward, hier täglich ihr Gebet zu verrichten, dann werde sie Gnade bei Gott finden. Dies hat sie zwei Jahre lang täglich getan. Da hat man sie eines Tags tot auf dem Felsen gefunden und diesem darum den Namen Nonnenstein beigelegt.

O

1264. Der Singestein bei Postelwitz.

Gräße, Bd. I, Nr. 164; romantisch bearbeitet von Gottschalk, Deutsche Volksmärchen. Leipzig 1845, T. I, S. 153—162.

Am rechten Elbufer, oberhalb Schandau, liegt das Dorf Postelwitz, und in der Nähe desselben erhebt sich ein hoher Felsen, genannt der Singestein, von dem aus man eine herrliche Aussicht ins Elbtal genießt. Hier kommt an Sonn- und Festtagen, sowie an schönen Sommerabenden die Postelwitzer Jugend zusammen und treibt da muntere Spiele, obgleich die Sage von der Entstehung des Namens uns eher trübe als heiter stimmen möchte. Es soll nämlich einst zu Pirna ein Hirt gewesen sein, der seine Schafe früh stromaufwärts und nach Tische stromabwärts am Elbufer weidete. Schön war er, das wußten alle Mädchen der Umgegend, allein noch kannte er die Liebe nicht; er freute sich seiner Jugend, liebte seine Herde, allein alles andere kümmerte ihn wenig. Gewöhnlich lagerte er sich am Nachmittag unter einem dichtbelaubten Baume, sah seine Lämmer um sich herum spielen, blies sich ein Liedchen auf seiner Schalmei und verträumte so den Tag im süßen Nichtstun. Siehe, als er sich wieder einst so ins Grüne gelagert hatte, da erblickte er am andern Ufer eine schöne Jungfrau, welche eine Herde Ziegen weidete; am andern und den folgenden Tagen war Hirtin und Herde wieder da, und so gewöhnte er sich daran, täglich hinüber nach dem Mädchen zu sehen, und siehe, auch dieses schaute zu ihm herüber, so freundlich und lieblich, daß er seine Schalmei ergriff und ihr ein Liedchen hinüberspielte. Wie freute er sich aber, als diese ihm mit lieblicher Stimme eine Antwort sang; er zeigte mit seiner Hand hinüber, die Jungfrau winkte ihm und wies auf den nahen Felsen. Als es nun Abend geworden war, da eilte er mit seinen Schafen nach Hause; aber kaum waren diese besorgt, da war er auch schon wieder am Stromesufer, und wie er hinüberschaute und beim Mondenlicht hoch oben auf dem Felsen das Mädchen stehen sah, da hielt er sich nicht, es zog ihn mit tausend Armen hinüber, und da er ein gewandter Schwimmer war, so hatten die blauen (?) Wogen ihn bald ans andre Ufer getragen, und bald war er oben auf dem Gipfel des Felsens. Hier sagten sich die beiden jungen Liebenden in Worten, was sie sich längst schon mit Blicken mitgeteilt hatten; aber die Zeit verstrich zu schnell, und schon war es Mitternacht, als der Schäfer seine Schäferin verließ

und auf demselben Wege in seine Heimat zurückkehrte. Am nächsten und den folgenden Abenden schwamm der verliebte Jüngling, solange der Mond die Erde erleuchtete, wieder nach dem Singestein, und eine Ewigkeit schien es den Liebenden, bis derselbe nach seiner Umlaufszeit wieder sichtbar ward und dem nächtlichen Schwimmer leuchten konnte, und dreimal schon hatte er seine Bahn vollendet und der Hirt hatte eines Abends versprochen, morgen zum letzten Male herüberzuschwimmen, denn am nächsten Sonntag wollte er zu den Eltern des Mädchens kommen und um die Hand desselben bitten. Siehe, da wartete gerade an diesem Abend die Hirtin vergeblich auf dem Felsen; sie sang ein Liedchen nach dem andern, welches den Geliebten einladen sollte, allein er kam nicht, und als sie am andern Tage ihre Ziegen austrieb, da sah sie wohl die Schafe wie gewöhnlich am andern Ufer, aber ein anderer Hirt weidete sie. Wie sie nun diesen und die folgenden Abende vergeblich auf ihren Geliebten wartete und er immer nicht kam, da kam ihr der Gedanke, es möge ihm ein Unglück widerfahren sein, und als es mittlerweile Mitternacht geworden war, ehe sie sich von der ihr so lieb gewordenen Stelle trennen konnte, sah sie auf einmal eine weiße Gestalt über dem Strome schweben, sich dem Felsen nahen, ihn ersteigen und immer näher auf sie zukommen. Voll Schreck vermochte sie weder ein Wort zu sprechen, noch den Platz zu verlassen. Da trat der Schatten vor sie hin und sprach: „Fürchte dich nicht, ich bin dein Bräutigam; als ich das letzte Mal nach Hause schwamm, haben mich die Götter des Stroms zu sich hinabgezogen; mir ist wohl, lebe wohl, singe mir aber noch einmal dein letztes Lied, es soll mein Sterbelied sein.“ Sie sang es, und wie der letzte Ton verklungen war, da zerfloß auch die Gestalt in Nebel; das unglückliche Mädchen sank ermattet auf dem Felsen nieder, schlief ein, erwachte aber niemals wieder. Wenn nun um Mitternacht der Vollmond auf den Singestein niederblickt, da hört man klagende Töne von demselben aus erklingen, und deshalb nennt man ihn den Singestein; ja, man erzählt, daß, wenn der Todestag der unglücklichen Braut wiederkehre, Engel über dem Felsen schweben sollen, die Rosen und Lilien auf ihn hinabstreuen.*

* Wir haben hier eine romantische Einkleidung der Sage von Hero und Leander vor uns.

1265. Das Sensenduell im tiefen Grunde bei Hohnstein.

U. Tromlitz, Romantische Wanderungen durch die Sächsl. Schweiz, Leipzig (ca. 1855), S. 141 ff.

Wo im tiefen Grunde bei Hohnstein das Waizdorfer in den Grundbach fällt, da ist eine Sense und ein Kreuz mit der Zahl 1699 in den Felsen gehauen, zur Erinnerung an folgende Begebenheit. Zwei Burschen aus Waizdorf, beide reich, hübsch und munter, warben um ein Mädchen, das beiden gleich gewogen war. Ihr Charakter mochte durch die Erzählungen ihres Vaters, eines alten preußischen Husaren, einen etwas überspannten Anstrich bekommen haben, denn sie erklärte nach langem Zögern auf dem Kirmesfeste ihren Bewerbern, nur dem mutigsten von ihnen ihre Hand geben zu wollen. Das Mädchen mußte recht brav und hübsch sein, denn die jungen Burschen, die sonst gute Freunde waren, und die nicht wußten, wo und wie sie ihren Mut beweisen sollten, beschloßen, sich im Zweikampfe zu messen. Im tiefen Grunde wollten sie zusammenkommen.

Sie benachrichtigten das Mädchen davon und verlangten von ihr, sie solle beim Kampfe gegenwärtig sein und den Vorgang verschweigen. Das törichte Mädchen, dessen Eigenliebe sich geschmeichelt fühlte, glaubte, der Zweikampf werde nur ein Faustkampf sein, stellte sich zur bestimmten Zeit ein und findet die Burschen schon an Ort und Stelle, sonderbar zum Zweikampf geschmückt. Beide in leinene Jäckchen mit roten Bändern gekleidet, einen Strohhut auf dem Kopfe, an dem die Bänder flattern, die das Mädchen ihnen geschenkt hat, stehen sie mit neuen Sensen vor ihr und fragen sie, ob sie auch jetzt noch nicht einen von ihnen vorziehe. Verblendet beharrt sie auf ihrem Willen. Die Burschen reichen sich und ihr nun treuherzig die Hand, sagen sich Lebewohl und beginnen den Kampf. Beide bluten, das Mädchen schreit, bittet einzuhalten, will sich jetzt zwischen sie werfen, doch im selben Augenblicke fällt der eine tot nieder; die feindliche Sense hat ihm das Herz durchstoßen. Ohne auf das Mädchen zu achten, stürzt sich der Sieger auf seinen Freund, jammert und klagt, aber die Klage weckt ihn nicht wieder auf. Da reicht die neben ihm Knieende dem Sieger die Hand, doch der stößt sie zurück, wirft sich noch einmal auf den toten Busenfreund, weint und klagt von neuem, springt dann auf und eilt fort.

*
*
*

In dem einjährigen, jetzt fast ganz vergessenen Kriege* tritt eines Tages, als jenseits der Elbe das Lager der Preußen stand, ein preußischer Kürassier in die Waizdorfer Schenke ein, trinkt ruhig sein Glas Bier, fragt, wie es dem alten preußischen Husaren gehe, und erhält zur Antwort, der sei längst tot, die Tochter aber noch zu haben. Da verläßt er schnell die Schenke, geht nach dem Hause des Verstorbenen und sieht dort das Mädchen mit ihrem Spinnrade vor der Türe sitzen. Kaum erkennt er sie wieder, so ist ihr Antlitz nach neun Jahren entstellt. Bleich, mager, das früher so feurige Auge ohne jeden Glanz, gleicht sie einer Blume, an deren Wurzel der Wurm nagt. Auf des Kürassiers „Guten Tag, Rose!“ stößt sie einen Schrei aus, springt auf und will ihn umarmen, doch „Gott mit dir!“ ruft jener in schmerzgefülltem Tone und geht fort nach dem tiefen Grunde. Hier finden ihn die Bauern, die dem Mörder nachgeekelt waren, um ihn festzunehmen, bei dem Grabe knieend beten. Als sie ihn umstellen, steht er ruhig auf, zieht seinen langen Pallasch und spricht: „Komme mir keiner in den Weg!“ Dann geht er langsamen Schrittes das Tal hinab, der Elbe zu. Die Leute folgen ihm auch dorthin, um ihn anderen Tages als Mörder anzuklagen. Aber am Morgen rief die Trompete zum Aufbruche, das Heer zog nach Böhmen, und seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Das Mädchen starb noch im nämlichen Jahre. (Vgl. Nr. 1131.)

1266. Der Sterndeuter im Goksdorfer Raubschloß.

Nach Tromlitz, Romant. Wanderung durch die Sächs. Schweiz, S. 133 ff.; danach (und nicht aus mündlicher Überlieferung) bei Keros, Sagenklänge aus der Sächs. Schweiz, S. 103.

Auf der kleinen Burg an der Schwarzbach bei Goksdorf, die den Birken von der Duba gehörte, hauste zur Zeit der Hussitenkriege ein alter Mann, den niemand kannte, und von dem man sich nur erzählte, daß er dem Ritter von Hohnstein das Leben gerettet habe und zum Danke dafür in den Nießbrauch der Burg und des Dorfes eingefeszt worden sei. Er bewohnte mit zwei zottigen,

* Da dieser 1778 stattfand, das Duell aber 1699 gewesen sein soll, so liegt irgend eine Zeitverwechslung vor.

schwarzen Hunden einen hohen, jetzt verfunkenen Wartturm, den kein männliches Wesen betreten durfte; und auch den Frauensleuten war das obere Zimmer verschlossen. Dort soll er den Teufel beschworen haben. Zweimal im Jahre verließ der Alte die Burg und kehrte erst nach einigen Wochen von seiner geheimnisvollen Reise wieder zurück. Einstmals aber brachte er eine verschleierte junge Dame von großer Schönheit mit sich. Er selbst führte zwar sein Einsiedlerleben weiter, aber im Schlosse kehrte jetzt häufig der Lehnsherr aus Hohnstein ein, blieb auch oft über Nacht da und suchte die Gunst des Fräulein Bertha, so hieß die Jungfrau, zu gewinnen. — Ungefähr nach Verlauf eines Jahres, als eben der von Duba wieder anwesend war, kam das Fräulein um Mitternacht aus ihrem Gemache zu dem Alten in den Turm gestürzt. Daraufhin übergab dieser einem sicheren Manne ein Paket mit der Weisung, es zum Pfarrer nach Hohnstein zu tragen, und bald darauf geschah ein furchtbarer Knall, und Turm und Schloß lagen in Trümmern. Der Alte und das Fräulein waren verschwunden, weil sie wahrscheinlich der Gottseibeiuns geholt hatte, den Ritter aber fand man in ihrem Schlafzimmer, von einem Dolche das Herz durchbohrt. Noch heute soll man den Alten um die Mitternachtsstunde mit seinen Hunden unter den alten Mauern umherwandeln sehen; auch das Fräulein soll dann mit einem blutigen Dolche ihm folgen und sich gar traurig gebärden.

Die ganze Aufklärung hat aber in dem Pakete gestanden, das der Alte dem Pfarrer nach Hohnstein geschickt. Er ist nämlich ein Sterndeuter gewesen, der dem Ritter von Hohnstein einst verkündet, daß sie beide in einer Stunde sterben würden. Der Duba hatte später des Sterndeuters Weib verführt, und diese war von ihrem Gatten erdolcht worden. Ihr Kind aber, ein schönes Mädchen, ließ er in Olmütz in Zucht und Ehren erziehen. Inzwischen erhielt er durch Unterhandlungen mit dem Duba das Gohzdorfer Schloß und rächte sich nun hier an ihm, indem er ihm später seine eigene erwachsene Tochter in die Arme führte. Das fromme Mädchen aber durchbohrte ihn mit dem nämlichen Dolche, der ihre Mutter getödet. Dem Sterbenden entdeckte der Alte das Geheimnis und sprengte dann die Burg in die Luft.

1267. Das Weilchen vom Czorneboh.

Gräße, Bd. II, Nr. 779; poetisch behandelt von Roxel bei Röbler, Der Czorneboh, Bautzen (1859), S. 43 ff.

Als noch das Wendenland im heidnischen Aberglauben versunken war, da verehrten die Sorben einen Götzen, Czorneboh, von dem der Berg den Namen hat, weil er hier oben ein prächtiges Schloß bewohnte. Derselbe hatte aber ein liebliches Töchterlein, das er höher schätzte als alle seine Schätze. Wie nun aber das Christentum sein Licht auch in diese Gegend trug, da wußte er, daß sein Reich auf dieser Welt zu Ende war, und als das Kreuz zum ersten Male auf dem Berge erglänzte, da war der Götze zu Stein geworden und mit ihm sein stolzes Schloß; sein reizendes Töchterlein aber ward in ein bescheidenes Weilchen verwandelt. Alle 100 Jahre einmal in der Walpurgisnacht erwacht die Jungfrau zum Leben, und wem es beschieden ist, das Weilchen in diesem Augenblicke zu pflücken, der erhält die holde Jungfrau mit allen Schätzen ihres Vaters.

1268. Die Totenlinde zu Uhnst am Taucher.

Wilk im „Sächsischen Erzähler“ (Bischofswerda), Belletristische Beilage vom 17. März 1894; vergl. Haupt und Schmäler, Volkslieder der Wenden (Grimma 1841), S. 37.

Einen Platz zu Uhnst beschattete ehemals der mächtige Gipfel einer alten Linde. Das Andenken an die letztere soll noch jetzt im Volke unverwischt fortbestehen. Man nannte sie die Mord- oder Totenlinde. Von ihr geht folgende ergreifende Sage:

Unter diesem Baume befand sich einst das Lieblingsplätzchen einer gefeierten Schönheit. Eine Jungfrau von Uhnst war es, welche alle Töchter des Landes an körperlichen Reizen überstrahlte. Der Zauber ihrer Anmut lockte denn auch viele Bewerber, darunter manchen aus edelstem Geschlechte, herbei. Einst nahten wiederum auf hohen Rossen zwei adelige Herren. Des Herzens sehnend Verlangen trieb die blühenden Jünglinge zu der Schönen von Uhnst. Ans Fensterlein des Schenkauses setzten sie sich, zur Seite der Vielbegehrten. Als nun beide in heißer Liebesglut um ihre Hand sich bewarben, da gab die Jungfrau scherzhaft wohl den Rat, die Freier

möchten selber doch bestimmen, welcher von ihnen sie besitzen solle. Kaum waren ihr diese Worte entschlüpft, als die ritterlichen Jünglinge sich erhoben und davongingen. Unter der Linde erklangen bald darauf ihre Schwerter. Sie hatten den Zweikampf als Entscheidung gewählt. Beide Kämpfer sanken, bedeckt mit Wunden, unter dem Baume nieder. Der eine hatte traurigen Sold der Minne, den Tod, gefunden. Ein Schwertstreich übers Haupt färbte sein Lockenhaar blutigrot. Der andere blickte schwerverlezt noch einmal empor zu der Geliebten, welche, aufgeschreckt durch das Waffengetöse, nach der Linde geeilt war und hier das Vorgefallene schaute. Erschüttert stand sie da, als der am Boden Liegende mit leiser Wehmut zu ihr sagte: „Um dich, du liebliches Mägdelein, mußte alles dies geschehen!“ Wie schnitt ihr's ins Herz hinein, obgleich so vorwurfslos der wunde Jüngling zu ihr sprach. Hatte doch gerade dieser von beiden ihre Gegenliebe errungen. Sie suchte pfleggewandt seine Schmerzen zu lindern, verband ihn und kühlte seine brennende Stirn. Doch das fliehende Leben vermochte sie nicht zu fesseln. Schon senkte sich die Nacht auf des Jünglings Auge. Da lispelte er sterbend: „Mein Liebchen, weine oder weine nicht, wir werden nicht vereint! doch wirft du mein gedenken, wenn man bald mich schmücket mit dem weißen Kleide und dem Rautenkranz!“

Berichtigung:

- §. 593, 3. 2 von oben lies „drei Kreuzen“ (statt Brücken).
- §. 644, 3. 4 von oben lies „Nauberg“ (statt Naumburg).

Register.

Die Ziffern gelten für die Seiten.

I. Ortsnamen.

- Aborf 24. 933.
Aligendorf 58.
Albernau 108.
Alberoda 97. 317.
Altenberg 136 f. 348.
778. 872 ff.
Altenburg (S.-A.) 780.
798.
Alte Ziegelscheune 853.
Altzella bei Nossen 142.
562. 827.
Annaberg 261. 262 ff.
275. 319. 403. 410.
618 ff. 862 ff. 910. 942.
Ansprung 869.
Arnsdorf bei Radeberg
299. 373. 722.
Arnsdorf bei Rochlitz 59.
Arnsfeld 123. 482.
Arnsgrün 687.
Artras 58.
Aue 104 f. 293.
Auerswalde 145.
Augustsburg 623.
Bärenburg 136.
Bärendorf 75.
Bärenloh 687.
Bärenstein 889.
Bärenstein bei Anna-
berg 867.
- Bärenwalde 99. 922.
Baruth 11. 281. 477. 851.
Bazdorf 250.
Baugen 38. 67—69.
215 ff. 255 f. 338. 399.
471 ff. 493. 589 ff.
668. 747 ff. 764. 788.
847 ff. 916. 929. 963 ff.
Beerhaide (Beerreuth)
88.
Beierfeld 97.
Belgern 282.
Berbisdorf bei Rade-
burg 17.
Bernsgrün 697.
Bernsbach 97. 558. 616.
Bernsdorf bei Sichten-
stein 316.
Bernstadt 426.
Berthelsdorf bei Lun-
genau 564.
Berthelsdorf bei Neu-
stadt 350. 726. 908.
Bertsdorf 390 ff.
Biehla bei Ramenz 479.
Biefeln 58.
Birkenrode 376.
Bischheim 20. 764.
Bischofswerda 376. 419.
841. 883.
- Blankenhain 604.
Blauenthal, Hammer-
werk 27. 50. 316. 609.
696.
Blösa 747.
Blumenau 131.
Bobenneukirchen 48.
Bockau 52. 103. 821.
Bockwa 50. 92.
Bornitz bei Baugen 753.
Brambach 75. 439. 494.
919. 1017.
Brand 139. 871. 923.
Brauna 341.
Brausenstein 414.
Breitenau bei Lau-
enstein 307. 806.
Breitenbach bei Merane
499.
Breitenborn 156.
Breitenfeld bei Mark-
neukirchen 344.
Buchholz 445. 617.
Budissin f. Baugen.
Burgk (Blauenscher
Grund) 31.
Burgstädt 366. 708.
Burkhardtgrün bei
Schneeberg 316.
Callenberg 799.

Cantz-Christina 283.
 Carlsfeld (Karlsfeld) 100. 556.
 Chemnitz 145. 243 ff. 346. 457. 564. 707. 934.
 Colditz 155.
 Commerau bei Baugen 387.
 Cotta bei Dresden 306.
 Cotta bei Berggießhübel 324 ff.
 Crimmitschau 795.
 Crottendorf bei Scheibenberg 120 f. 346. 444. 823.
 Dahlen 638.
 Demitz 258.
 Deutschbaselitz 392.
 Dewitz 715.
 Diehja bei Weissenberg (preußisch) 213. 354.
 Diesbar 568.
 Dippoldiswalde 60. 838. 945.
 Dittersbach a. d. Eigen 380 ff. 741.
 Dittersbach bei Frankenberg 627.
 Dittersbach bei Stolpen 21.
 Doberenz 277.
 Döben 365.
 Döhlen bei Baugen 589.
 Döhlen bei Dresden 648.
 Döhlen bei Rochlitz 277. 684.
 Döllitzsch 59.
 Dörfchenitz 717.
 Dohna 802. 946.
 Drehja 225. 284.
 Dresden 165 ff. 253. 268. 306. 368. 412 ff. 464. 487 ff. 513 ff. 646 ff. 679. 717. 802. 879. 938. 960.

Dubring (pr.) bei Döbling 954.
 Ebelsbrunn 950.
 Ebdörfel (Bellschwitz) 766.
 Ebersdorf bei Chemnitz 800. 912. 1049 ff.
 Ebersgrün 83. 238.
 Ehrenfriedersdorf 1042.
 Eibenstock 27. 100. 241. 822. 922. 950.
 Eicha 631.
 Elfeld 83.
 Ellersdorf (zu Sohland a. d. Spree) 351.
 Elsterberg 238. 357. 957. 961.
 Elstra 71. 257. 415.
 Elterlein 10. 53. 109 f. 261. 559. 698. 794. 823. 860. 942.
 Erbsdorf 54.
 Erlabrunn 1031.
 Erlbach bei Markneukirchen 1024.
 Eschdorf 163. 721.
 Eschenbach 921.
 Eulowitz 807.
 Eutrich 538.
 Falkenhain bei Wittweida 565.
 Falkenhain bei Pirna 370.
 Falkenstein 77.
 Fischbach 179. 723.
 Fischheim 58.
 Flöha 145.
 Fördergersdorf 680.
 Frankenberg 56.
 Frankenhäusen 602 ff. 816.
 Frankenthal 181. 418.
 Frauenstein 56. 135. 705. 825 ff.

Freiberg 54. 55. 348. 404. 448 ff. 560 ff. 624 ff. 775. 780 ff. 786. 790. 794. 804. 875 ff. 935. 943. 958.
 Freiberg bei Adorf 24. 48. 792.
 Friedrichswalde 961.
 Frohnau 861 ff. 1038.
 Fürstenuau 649.
 Fürstenuau 649.
 Fürstenuau 649.
 Fürstenuau 649.
 Gaußig (Großgaußig) 328. 938.
 Geising 137.
 Geißlitz bei Baugen 226.
 Geißmannsdorf 673.
 Geithain 917.
 Gelenau b. Ramenz 230.
 Geringswalde 830.
 Gersdorf bei Ramenz 230.
 Geyer 275. 317. 403. 499. 679. 702. 793. 824.
 Geyersdorf 127. 861.
 Giegengrün 99.
 Glauchau 690.
 Gleina bei Baugen 381.
 Gleisberg bei Roßwein 276.
 Globenstein bei Rittersgrün 112 f.
 Glösa 145.
 Gnandstein 710 ff.
 Göbda 644.
 Göppersdorf bei Rochlitz 156.
 Gößau 85.
 Gößwein 79.
 Gohsdorf 726. 1073.
 Gottesgab (Böhmen) 53.
 Gottleuba 307. 707. 786.
 Gottschdorf 672.
 Gräfenhain 640.
 Grimma 30. 57. 152 f. 433. 632.

Grobsdorf, sächf. Anteil 84.
 Gröblich 58.
 Gröblich 58.
 Gröblich bei Bauhen 283.
 Großsch 944.
 Großbardau 247.
 Großbuch 767.
 Großdöblich 379.
 Großdrebnitz 181.
 Großenhain 486. 517. 639. 835. 947.
 Großhähnchen 192. 312.
 Großhartau bei Bischofswerda 581.
 Großhartmannsdorf 139. 807.
 Großhennersdorf 740. 788.
 Großrührsdorf b. Pulsnitz 163. 653.
 Großsärchen bei Hoyerswerda 545 ff.
 Großschöna 352.
 Großschöcher 511.
 Grüllenburg 837.
 Grünau bei Wolkenstein 264.
 Grünberg bei Radeberg 298.
 Grünhain 108. 560. 697. 867. 923. 1082.
 Grünthal (Kupferhammer-G.) 54 f.
 Grumbach bei Zöbstadt 127. 347. 621.
 Guttau (Gutta) 384 ff. 476.
 Hainwalde 330 ff. 352. 425. 531.
 Hainsberg 173.
 Halsbrücke 827.
 Hammerbrücke 1025.
 Hartenstein 96. 975.
 Harttha 1004.

Harthau bei Bischofswerda 1006.
 Haslau 692.
 Hauptmannsgrün 950.
 Heidenau 653.
 Heiersdorf bei Crimmitschau 85.
 Helbigsdorf bei Brand 56.
 Helfenberger Grund 1067.
 Hellendorf 650.
 Hermansdorf bei Annaberg 22.
 Hermsdorf bei Königs-
 wartha 43.
 Hermsdorf bei König-
 stein 254.
 Hertigswalde 63. 310.
 Herwigsdorf bei Döbau 19.
 Hinterhermsdorf 177.
 Hirschfeld bei Kirchberg 408.
 Hirschstein (Rgt. und
 Schloß) 835.
 Hückendorf bei Dippol-
 diswalde 878. 927.
 Hörnitz bei Zittau 335.
 Hofheimersdorf 62.
 Hohendorf bei Adorf 920.
 Hohnstein 177. 961.
 Holscha 226. 795.
 Holschubrau 388.
 Horka 72. 256 ff.
 Hubertusburg 153.
 Jahnsbach 29.
 Jahnsgrün 678.
 Jetscheba 387.
 Johannegeorgenstadt 101 f. 615. 858.
 Jonsdorf bei Zittau 844.
 Jürgersdorf 190.

Ramenz 72. 271. 479. 533 ff. 756 ff. 789. 930 ff. 955.
 Karlsfeld f. Carlsfeld.
 Ragenberg (Ragenhäu-
 ser) 834.
 Rieselbach 157.
 Kirchberg 1027.
 Kirchschau 733 ff.
 Kittlich 208.
 Klaffenbach 769.
 Kleinbaugen 493.
 Kleindittmannsdorf 372.
 Kleinsaubernitz 753.
 Kleinstädten 277.
 Kleinwolmsdorf 21. 372.
 Klingenberg 411.
 Klingenthal 74.
 Klitz 382.
 Klösterlein bei Alberoda (Rgt.) 98. 105.
 Klotzschwitz 273.
 Königsbrück 672. 854.
 Königsfeld 58 f. 156 f.
 Königstein 253. 651.
 Königstein (Festung) 176. 917.
 Königswalde bei Anna-
 berg 126 f. 699.
 Königswalde bei Wer-
 dau 88.
 Königswartha 756.
 Köttwitzsch 58.
 Köhlschenbroda 60. 252.
 Köhlsdorf 877.
 Kolkau 157.
 Koselitz 462.
 Kottenhaide 274.
 Kralapp 156.
 Kreckwitz 667. 850.
 Kreischa bei Dippoldis-
 walde 572.
 Kriebstein 801.
 Krumhermsdorf 177. 254.

Rubschütz 474.
 Rumschütz 282.
 Sandwüst 685.
 Sangburkersdorf 36.
 178. 467.
 Sangebrück 162. 299.
 355.
 Sanghennersdorf 324 ff.
 Sangenwolmsdorf 85.
 Sauenhain bei Mitt-
 weida 775.
 Sauenstein 801. 1063.
 Sauske bei Söbau 354.
 Sauter 281. 610 ff.
 Sauterbach bei Marien-
 berg 133.
 Sauterbach bei Oelsnitz
 272. 274.
 Sauterholz 555.
 Leipzig 57. 146 ff. 265 ff.
 295 ff. 305. 363 f. 428.
 460 f. 484. 505 ff. 566 ff.
 628 ff. 638. 713 ff.
 782 ff. 832 ff. 958.
 1054 ff.
 Leisnig 59. 157. 246.
 460. 485. 516. 567.
 635 ff. 831. 876. 1056.
 Sengefeld 239.
 Sengenfeld 407.
 Seppersdorf 162.
 Seuben bei Oschatz 8.
 159. 267.
 Seubetha 24.
 Seubnitz bei Dresden 60.
 321.
 Sichtenberg bei Freiberg
 705.
 Sichtenberg bei Pilsnitz
 896.
 Sichtenhain 6. 767. 771.
 792.
 Sichtenstein 819.
 Sichtenwalde (Sichte-
 walde) 829. 912.

Siebschütz 397. 407. 442.
 933.
 Siegau 162.
 Sindenu b. Leipzig 362.
 Sockwitz 521. 947.
 Söbau 42. 203. 338. 426.
 588. 746. 845. 879.
 Sömischtal 226.
 Sößnitz 97. 315.
 Soga 233. 279.
 Söhmen 323.
 Sommelsh 687.
 Somske bei Neschwitz
 339.
 Soschwitz 164. 1064.
 Sucka (S.-M.) 782.
 Sübau 369.
 Suga bei Königswartha
 70. 593. 754. 990.
 Sungenitz 236.
 Suppa 43.
 Suttowitz 753.
 Magwitz 79.
 Malschwitz 382.
 Maltitz bei Weißenberg
 209.
 Marbach bei Roßwein
 679. 707.
 Marienberg 129. 239.
 446. 622. 824. 868.
 Marienberg 677.
 Marienstern, St. 71. 671.
 853.
 Marienthal bei Zwickau
 88.
 Marienthal, St. 661 ff.
 Markersbach b. Schwarz-
 zenberg 53. 260.
 Markneukirchen 343.
 Massanei 411.
 Medelgrün 274.
 Meerane 86. 949. 957.
 Meißen 60. 160. 249.
 505. 687 f. 640 ff.
 765. 779. 996. 1004.

Merka 758.
 Milbenau 54.
 Milkwitz 595.
 Milstried 478.
 Miltitz bei Ramenz
 389.
 Mittweida 458 ff. 512.
 635. 829.
 Mittweida bei Schwarz-
 zenberg 241. 409.
 Mönchswalde 423.
 Morgenröthe 1026.
 Mübisdorf 56.
 Mügeln 696.
 Mülfen St. Jakob 806.
 Mülfen St. Niclas 806.
 Mulda 501. 705.
 Mühschen 153.
 Mühscheroda 59. 156.
 Nauberg (Naumburg)
 bei Schoppach 644.
 Nauenhain 913.
 Naundorf bei Dippol-
 diswalde 55.
 Neidberg, Hammergut
 575.
 Neidhardtsthal (Schwe-
 felhütte) 104.
 Neschwitz 227 ff. 256.
 312 ff. 329. 594. 670.
 755. 851.
 Neudörfel bei Sauen-
 stein 174.
 Neudörfel bei Schnee-
 berg 556.
 Neudorf bei Oberwiejen-
 thal 121. 800.
 Neujonsdorf 661.
 Neukirch (Ober- und
 Nieder-) 36. 187 f.
 290. 310. 328. 490.
 522 ff. 582 ff. 657.
 733. 787.
 Neudorf bei Plauen
 551. 813. 1021.

Neuopitz b. Mittel 851.
 Neustra 647.
 Neustadt 64. 178. 310.
 419. 655. 951.
 Neustadt bei Falkenstein 304. 407.
 Neustädtel 99. 400 ff.
 609.
 Nickritz 306.
 Niebra 289. 677. 816.
 Niede 269.
 Niederau 160.
 Niederfriedersdorf 468.
 Niedergrünberg 85.
 Niedergurig 383.
 Niederhäßlau 50.
 Niederponritz 164.
 Niederchlema 51. 95.
 693.
 Niedertzwönitz 612 ff.
 934.
 Nimbtschen 30.
 Nimschütz 386.
 Nossen 56. 141. 362. 428.
 563. 628. 707. 807.
 Noßwitz bei Rochlitz 59.
 157.
 Obercarsdorf 55.
 Obercrinitz 768.
 Oberforchheim 242.
 Obergrünberg 85. 408.
 Oberhäßlau 692.
 Oberhermsgrün 685.
 Oberlosa 49. 273 ff.
 Oberlungwitz 678.
 Oberneukirch 5.
 Oberneuschönberg 55.
 Oberoderwitz 352. 430.
 Oberpuzkau 182 f. 311.
 377. 952.
 Oberrabenstein 346. 708.
 Oberchlema 941.
 Oberstühengrün 696.
 Oberwiesenthal 9. 12.
 113 ff. 315. 409. 859.

Oeberan 791. 829.
 Oehna 224. 380. 434.
 849. 929.
 Oelsnitz 48. 78. 79. 237.
 342. 357. 395. 406.
 683 ff.
 Oibernhau 14. 55. 869.
 Oppach 193.
 Ortmannsdorf 806.
 Oschitz 461. 568. 834.
 927.
 Ostritz 337. 741. 797.
 Oybin 660.
 Pannwitz bei Königs-
 wartha 279.
 Pauza 18. 49. 82.
 Pausitz bei Riesa 297.
 Pechtelsgrün (Wächtels-
 grün) 921.
 Pegau 794. 974.
 Penig 945.
 Penna 277.
 Pestwitz 569. 713.
 Pfaffendorf 574.
 Pfaffroda bei Sayda
 825.
 Pfannenstiel b. Schwar-
 zenberg 109.
 Pillnitz 165.
 Pirna 466. 489. 521.
 573 ff. 638. 652 ff.
 804 f. 1000. 1005 ff.
 Plantitz bei Zwickau 557.
 Planschwitz 342. 910.
 Plauen 49. 259. 600.
 784. 813. 956 f.
 Pleßkowitz 431.
 Pobershau 184. 347. 482.
 Pöthla 52. 242.
 Polenz bei Neustadt 64.
 Pomßen 320.
 Pönitz (Mittenburg) 85.
 Postelwitz 580. 1070.
 Postwitz (Großpostwitz)
 192. 847.

Potschappel 877.
 Prischwitz 388. 753.
 Proschwitz 161.
 Prossen 982.
 Pürsten bei Rochlitz 59.
 Pulsnitz 416 ff. 836.
 Pürschenstein (Rgt.) 825.
 Pürschwitz 225. 281 ff.
 Raasdorf 273. 441.
 Rabenau 174. 718 ff.
 892.
 Radeberg 162.
 Radeburg 17.
 Radibor 270. 753.
 Raibitz 71.
 Rammenau 376.
 Raschau bei Schwarzen-
 berg 398.
 Rathen 651.
 Rechenberg 705. 825.
 1046.
 Rehsdorf 951.
 Reibersdorf 278.
 Reichenau bei Frauen-
 stein 135.
 Reichenbach 308. 357.
 Reinhardtsdorf 806.
 Reichenhain bei Marien-
 berg 825.
 Remse 816.
 Rhäsa 428.
 Ringenhain 807. 962.
 Ringethal 774.
 Rittersberg 911.
 Rittersgrün 52. 112 f.
 Rochlitz 58. 157. 245 ff.
 277. 513. 566. 633 ff.
 935.
 Rochsburg 275. 564.
 Rodewisch 814.
 Röhrschorf bei Pirna
 174. 369.
 Rößnitz 274.
 Rosenthal bei Ramenz
 229. 670 ff.

Rosenthal bei Rönig-
stein 176. 308. 522.
575 f. 650.
Rossendorf 370.
Rothwein 142 f. 284.
458 ff. 563.
Rothenthal 55.
Rückersdorf bei Stolpen
419.
Rugiswalde 681.
Sachsenburg 1044.
Sachsendorf bei Rochlitz
58.
Sartitzsch (Sartysch) 852.
Sagung 361. 560.
Saupsdorf 12.
Saida (Saiba) 622.
Schandau 15. 80. 576 ff.
840.
Scharfenberg b. Meißen
877. 918.
Scharfenstein 128.
Scheibenberg 9. 122. 261.
275. 318. 360. 411. 699.
Schellenberg 483. 829.
Schellerhau 447.
Schilbach 47. 78. 84.
495.
Schirgiswalde 193.
Schlaisdorf 58. 277.
Schlettau 123. 410.
Schlobitz 274.
Schmannewitz 159.
Schmiedefeld 179. 724.
Schmochwitz 669.
Schmölln 180.
Schneeberg 51. 98. 401 ff.
618. 694 ff. 821. 855 ff.
940.
Schöna u. d. Eigen 302.
390 ff. 426. 662 f.
Schöna u. bei Ramenz
285.
Schöna u. bei Wildenfels
693.

Schönbach bei Sebnitz
254.
Schönberg bei Bram-
bach 551.
Schönborn bei Rade-
berg 299.
Schöneck 15. 47. 77.
234 ff. 272. 344 ff. 687.
811.
Schönheider Hammer
916.
Schreibitz b. Mügeln 638.
Schretlersgrün 555.
Schwarzbach bei Elter-
lein 241. 409.
Schwarzenberg 11. 304.
1034.
Schwepnitz 479.
Schweta bei Mügeln
248. 924.
Schwoosdorf 341. 932.
Sebnitz 62. 268. 398.
420. 580. 654. 727.
767.
Seeligstadt bei Stolpen
418.
Seelitz 58 f. 157 f. 244.
Seidau 40. 380.
Seifersdorf bei Dippol-
diswalde 914.
Seifersdorf bei Rade-
berg 299.
Seiffen 559.
Siebenbrunn bei Meißen
1057.
Siebenlehn 143. 502.
951.
Silberstraße 820.
Skoda bei Senftenberg
(pr.) 478.
Sohland a. d. Spree 12.
193. 351. 424. 584.
737. 843 ff.
Sohland am Rothstein
206 ff.

Sora 191. 588 ff.
Spitzcunnersdorf 352.
Sprenberg 739.
Stahlberg 120.
Stangengrün 408.
Stein bei Hartenstein
95. 97. 693.
Steinbach bei Jöhstadt
347.
Stein-Cullm (pr.) bei
Weißenberg 476.
Steinigwolmsdorf 658.
Steinpleis 410.
Stelzen 601. 682.
Stöbnitz 277.
Stöckigt bei Plauen 274.
Stollberg 93. 240. 288.
315.
Stollsdorf 156.
Stolpen 581. 777.
Strehla 368.
Strehlen 173.
Stühebach 406.
Syrau 80. 395.
Taltitz 274.
Tannenbergl (Tanne-
berg) 125.
Taubenheim bei Meißen
60.
Taubenheim bei Neu-
salza 788.
Taubenpreskeln 397.
Tauscha 715.
Tautewalde 278.
Teichnitz 592.
Thalheim bei Stollberg
294.
Tharandt 173. 648.
Theesdorf 58.
Thiemendorf bei Pils-
nitz 349.
Thierbach bei Pausa 80.
Thierfeld 97. 288.
Thossen 600.
Thürmsdorf 914.

Thum 29.
 Tirschendorf 441.
 Topffeldersdorf 59.
 Treuen 554. 677. 689.
 Uhyst am Lauher 673.
 1075.
 Ulberndorf 60.
 Unterheinsdorf 498.
 Unterscheibe 53.
 Ursprung 819.
 Voigtsberg 272. 812.
 Voigtsdorf 704.
 Waigsdorf 309. 928. 951.
 1072.
 Waldenburg 358.
 Waldheim 158. 366.
 709.
 Waldkirchen b. Vengens-
 feid 921.
 Wallengrün 497.
 Waltersdorf bei Schan-
 dau 720.
 Waschleithe (Waschleute)
 17. 822.
 Weckelburg 157. 924.
 959.
 Weefenstein 175. 465.
 Wehlen (Wehlstädtel)
 806.

Wehlig (pr.) bei Leipzig
 483.
 Weibitz 277.
 Weibitz bei Königs-
 wartha 70.
 Weifa 658. 843.
 Weißbach b. Rochlitz 59.
 Weißbach bei Schnee-
 berg 14. 409.
 Weihenberg 340. 475.
 749 ff. 952 ff.
 Weißig bei Saugen 312.
 595.
 Weißig bei Dresden 322.
 Weißig bei Ramenz 73.
 Weißig bei Königstein
 1089.
 Werda 553.
 Werbau 691. 818. 888.
 Westewitz 831.
 Wickershain 771.
 Wilbbach 98. 106. 293.
 Wildenau bei Schwar-
 zenberg 52. 358.
 Wildenfels 50. 95. 97.
 557.
 Wildenthal 100.
 Wilschdorf bei Stolpen
 680.

Wilthen (Nieder- und
 Ober-) 190.
 Winkeln 59.
 Wittgendorf bei Rochlitz
 59.
 Wittichenau (pr.) 547 ff.
 Wolkenstein 500. 785.
 Wüst-Reinhardsdorf 20.
 Wurßen 281 ff.
 Wurzen 152. 248. 433.
 485. 638.
 Zabeltitz 160.
 Zapschke 490.
 Zaunhaus 137.
 Zelle bei Aue 105. 106.
 Zescha 232.
 Zittau 197 ff. 379. 425.
 492. 532. 928. 939.
 962.
 Zöblitz 133. 703 ff. 911.
 Zölsnitz 58. 156.
 Zschaagwitz 59.
 Zschauitz bei Rochlitz 58.
 Zschella 643.
 Zschorlau 104.
 Zwickau 239. 398. 432.
 481. 556 ff. 605 ff.
 763 f. 773. 819. 940.
 Zwönitz 107.

II. Bergnamen und dergleichen.

Auersberg 950.
 Amelsberg bei Dytin
 586.
 Angstberg bei Neukirch
 420.
 Bärenstein bei König-
 stein 914.
 Bärenstein (Erzgeb.) 699.
 Bieleboh 434.
 Borberg bei Kirchberg
 1027.
 Breitenberg bei Hatne-
 walde 390 ff.

Breitenstein bei Beer-
 haide 83.
 Czorneboh 434. 746.
 1075.
 Fichtelberg 119.
 Frageberg (Czorneboh)
 37.
 Gamig bei Leubnitz 321.
 Gickelsberg bei Gaußig
 186.
 Greifenstein bei Thum
 29. 124. 317. 700 ff.
 1086.

Hahnberg bei Königs-
 wartha 43.
 Heide, Dresdner 161.
 879.
 Hochwald bei Zittau 195.
 Hockstein (Sächsische
 Schweiz) 961.
 Hutberg bei Bernstadt
 425. 844.
 Hutberg bei Schönau
 (Ramenz) 285.
 Jäbenstein bei Bären-
 walde 99.

Rätelstein bei Annaberg 1038.
 Rahlberg bei Altenberg 348.
 Rapellenberg (Vogtl.) 76. 599. 879. 1018.
 Rapellenberg b. Schmiedefeld 724.
 Reibusch b. Meißen 160.
 Reulenberg bei Königsbrück 328 ff. 429. 757.
 Röppe bei Bockwa 50.
 Rohlberg b. Zwittkau 88.
 Rolsberg bei Oschatz 429.
 Rottmar 556. 586.
 Ruhstall bei Nichtenhain 771. 792.
 Rausche 585.
 Lauterstein (Ober- und Nieder-) bei Zöblich 138. 708. 911.
 Leipziger Berg bei Elstra 71.
 Liebchenstein bei Penig 1052.
 Lilienstein 576. 720 f.
 Löbauer Berg 42. 64. 66. 338. 427. 663 ff. 742 ff.
 Lohhaus bei Schilbach 47. 78.

Massenetwald bei Großröhrsdorf 163.
 Masse bei Niederau 160.
 Nonnenstein bei Weißig 1069.
 Ottenstein bei Schwarzenberg 1034.
 Dybin bei Zittau 19. 194. 335. 740. 915.
 Pfaffenstein 574.
 Pöhlberg bei Annaberg 126. 319. 866. 1035.
 Prottschenberg bei Bautzen 88 ff. 849.
 Rätelstein bei Beerhaide 88.
 Rochlitzer Berg 924.
 Schafberg b. Stolpen 35.
 Scheibenberg bei Annaberg 318. 699.
 Schneckenstein bei Hammerbrücke 1025.
 Sieben Ruten bei Chemnitz 145.
 Sorauer Berg bei Wilitzen 191.
 Spitzberg bei Cotta 324 ff.
 Stromberg bei Weißenberg 209 ff. 749.
 Sibyllenstein bei Ramenz 756.

Skala bei Gröbzig 476.
 Taubenberg bei Sohland 737.
 Teufelsstein bei Hinterbernsdorf 467.
 Teufelsstein bei Lauter 610 ff.
 Teufelswand bei Eibenrock 27.
 Thronberg bei Bautzen 766. 847.
 Waltenberg (Falkenb.) bei Niederneukirch 36. 301. 329. 421. 655 ff. 728 ff. 841. 909.
 Weensberg (Venusberg) bei Ostitz 337. 741.
 Weensstein b. Zittau 336.
 Wallberg bei Bischofheim 20. 764.
 Wilsch bei Kreischa 465. 572.
 Windberg bei Burgk 31.
 Winterberg (Sächsische Schweiz) 969.
 Woderich bei Schöneck 77. 272.
 Wännelstein (Vogtl.) 82.
 Zauke bei Schandau 60.
 Ziegenberg bei Zwönitz 107.
 Zschirnstein, Großer 414.

III. Personennamen.

Adelsgeschlechter (s. Inhaltsverzeichnis LV. LVI).
 Ahlsburg, Ritter 584.
 Arnim, v. 557.
 Arno von Würzburg, Heidenbekehrer 769.
 August der Starke, König von Polen 10. 543 ff. 1002.

Beneda, Heiliger 1004.
 Benno, Bischof von Meißen 641 ff. 827.
 Bernhard von Albanien 970.
 Bernhard von Ramenz 671. 853.
 Biberstein, von 844.
 Bucher, Peter, von Pirna 1005.

Bünau, von 1063.
 Dietrich, Weihbischof zu Meißen 1004.
 Dietrich, von der Lausitz, Markgraf 969.
 Diezmann, Markgraf 782 ff.
 Dohna, Jeschke, Burggraf von 802.

Dreißigacker, v., Scharfrichter 1010.
Fauft, Dr. 503.
Flemming, J. H. v., Kabinettsminister 185.
Friedrich der Freidige, Markgraf 780 ff.
Friedrich der Sanftmütige 790.
Friedrich der Weise 945.
Friedrich der Große 853.
Frische, Scharfrichter 1009.
Georg, St., Ritter 913.
Gero, Markgraf 765.
Gersdorf, Nic. v., zu Baruth 1001.
Goltz, Wallensteinscher Oberst 68.
Grunau, A. Heinrich von 180. 918.
Gundermann, calvinist. Prediger zu Leipzig 148.
Heinrich I., Kaiser 764.
Heinrich I. von Eilenburg 644.
Heinrich der Erlauchte 877. 970.
Johann Georg I., Kurfürst 346.
Kauffungen, Konrad von 98.

Kauffungen, Kunz von 799. 827. 867.
Keilflug, Frau Oberamtsadvokat 215.
Kielmannsegge, Gräfin 1007.
Klettenberg, Baron, Goldmacher 176.
Klinge, Pfarrer zu Oberneukirch 524 ff.
Knappe, Daniel 862 f.
Kosel, Gräfin 35.
Krabat 538 ff.
Krafft, Bischof von Meissen 464.
Küttner, Georg, Abt zu Grünhain 867.
Luther, Dr. Martin 773 ff.
Margaretha, Kurfürstin 798.
Magimilian II., deutscher Kaiser 1002.
Matthias, König von Böhmen 1011.
Merz, Pfarrer in Schöneck 15.
Neumann, Pfarrer zu Sohland a. R. 206.
Navis, Paulus, Schullektor 707.
Nitzel, Kaspar 862.
Planitz, Hertha von der 791.
Ponickau, von, zu Pomsen 320.

Pumphut 495. 497. 502. 521. 535.
Reibold, v., 64.
Rudolf von Habsburg 1000. 1001.
Saalhausen, Melchior von 924.
Sachsen, Ernst u. Albert, Prinzen von 800 f.
Sachsen (Haus Wettin) 969.
Schlichtrieh 512.
Schmiedel, Hofnarr 223.
Schönberg, Ottomar von 786.
Schönburg, fürstliche Familie 975.
Schürer, Christoph 940.
Steinbach, Calvinist 777.
Sybilski, General 535.
Thelet, Konrad, Bergwerksbesitzer 927.
Thelet, Familie von 878.
Triller (Adhler Schmidt) 800.
Torstenjon 794.
Uttmann, Barbara 942.
Weißmann, Dr. med. 5.
Weller, D., Theolog 11.
Wilhelm der Eindüglige, Markgraf 645.
Wiprecht, Graf, von Großsch 971 ff.
Zacher Cocof 498.

1877

Bi

C. J. H. Lee

